Aus grosser Zeit

Erinnerungen
aus dem
Feldzuge 1870-71.
Aufgezeichnet von Mitkämpfern
und zusammengestellt
von Heinrich
von Zelbitz.



Aus großer Zeit!

Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71.

Verfaßt von

Heinrich von Selbitz, Moritz von Berg

und vielen anderen damaligen Mitkämpfern.

Zusammengestellt und herausgegeben

von

Heinrich von Selbitz.

Max Eichinger
s. l. Freunde
Siegm. Gutmann.

Ansbach, Bayern.
Max Eichinger,
Königl. und herzogl. Bayer. Hof-Buchhändler.
1895.

Aus großer Zeit.

. . . .
Und so wandre Schritt für Schritt
Den Gefahren kühn entgegen.
Hoch das Haupt und fest der Tritt
Und im Herzen Gottes Segen,
Auf der Stirn des Kampfes Schweiß,
So gewinnest du den Preis.

Vorwort.

Fünfundzwanzig Jahre sind beinahe verflossen seit jener großen Zeit, wo unser deutsches Volk nach den Tagen der Befreiungskämpfe wieder einmal das Bild festgeschlossener Einigkeit bot, wo die Nation Gut und Blut auf dem Altar des Vaterlandes opferte, um den Boden desselben rein zu erhalten von der Schmach eines feindlichen Einbruches.

Große Schlachten wurden geschlagen, Festungen erobert, Hunderte von Gefechten geliefert,

„Bis hell aus Schlachtenwettern,
„Aus blut'gem Kampf und Sieg
„— **Der Sonne gleich** — **aus Wolken** —
„Das **deutsche Reich** erstieg."

Diese Ruhmesthaten und Erfolge sind alle eingetragen in die Annalen des großen Krieges, aber diese waren nur das Ergebnis der tapferen und ausdauernden Leistungen der einzelnen Kämpfer; nur weil jeder einzelne Soldat seine ganze Kraft einsetzte für das Ganze, weil keiner Wunden und Tod scheute, konnten jene unvergleichlichen Erfolge erzielt werden; nur auf der Ausdauer und Bravour des einzelnen Kriegers konnte sich das Gebäude des Sieges errichten.

Einige dieser Thaten zu schildern sei nun der Zweck dieses Buches.

Denn nicht bloß von Mund zu Mund sollen sie erzählt werden, nicht bloß im Kreise der Familie soll die Schilderung

persönlich erlebter Gefahren und Kämpfe — sowie heiterer Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege, auf dem Marsch und im Quartiere, den für Sieg und Ruhm empfänglichen Sinn des begeistert aufhorchenden Knaben ergötzen, — nein! auch die breite Öffentlichkeit hat ihr Anrecht, die tapferen Thaten und harten Entbehrungen zu erfahren, denen wir die Wiedergewinnung zweier alter deutscher Provinzen und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums verdanken. Sie sollen nicht untergehen im Strom der Zeiten, sondern auch noch in späteren Tagen Zeugnis ablegen von deutscher Kriegertreue, von deutschem Heldensinn und — deutschem Soldatenhumor!

Den Tapferen zur Ehr! Der Nachwelt zum Gedächtnis!

sende ich Dich, mein Buch, hinaus in die Welt!

Jenen sei es ein freundlicher Begleiter, und es führe sie zurück in jene große Zeit, wo sie mithalfen die glorreichsten Siege zu erfechten, welche die Geschichte kennt; der Jüngling aber, der vielleicht dereinst einmal berufen sein dürfte, das von den Vätern Erkämpfte fest zu halten, soll daraus ersehen, daß der Weg zum Tempel des Ruhmes zuerst durch den Tempel der Ehre und der Tapferkeit führt, und daß nur in der Einigkeit die Stärke liegt!

Würzburg, im Januar 1895.

Heinrich von Selbitz.

Zum Gedächtnis!

Ein Bote will ich sein aus großer Zeit,
Will Kunde bringen aus den Heldentagen,
Wo Deutschlands Söhne kühn und kampfbereit
Dem welschen Feinde gegenüber lagen.

Alldeutschland war's, der Süden und der Nord,
Er war geeint durch heilig ernste Bande,
Er war geeint durch das allmächt'ge Wort:
„Zum Kampfe auf! es gilt dem Vaterlande."

Hei, wie das klang! als ging's zum lust'gen Strauß,
Sie kamen all, die Jungen und die Alten; —
Leb wohl, mein Lieb, mein Weib, mein Kind, mein Haus,
Des Rächeramtes wollen treu wir walten.

Und wie einst Armins tapfre Kämpferschar
Besiegte Romas stolze Legionen,
So sank dahin der fränk'sche Kaiseraar,
Der lüstern wollt' in deutschen Landen thronen.

Von Sieg zu Sieg, wie nie die Welt es sah,
Von Kampf zu Kampf in furchtbar heißem Ringen
Ging's fort und fort, bis Dir, Germania,
Die Krone konnten Deine Helden bringen! —

Denkt dieser Zeit, und laßt ein fromm Gebet
Zur ewigen Walhalla grüßend steigen,
Dort sind sie all, die sterbend einst gefleht:
„Laß meinen Tod zum Siege doch gereichen!"

Denkt dieser Zeit, und schützt mit starker Hand,
Was sie uns gab, was Großes sie geboren;
Ein deutsches Herz, ein deutsches Vaterland,
Es währe ewig, werde nie verloren!

K. Friedrich.

Einleitung.

Von Heinrich von Selbitz.

„König Wilhelm saß ganz heiter
Einst in Ems und dacht' nicht weiter
An die Händel dieser Welt;
Friedlich, wie Er war gesunnen,
Trank Er seinen „Krähnchen-Brunnen"
Als ein König und ein Held!
Da trat in Sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,
Den gesandt Napoleon,
Der fing heftig an zu kollern,
Daß ein Prinz von Hohenzollern
Kommen sollt' auf Spaniens Thron."

Also heißt es in einem schönen Liede, das im Jahre 1870 entstand und nach der „alten Melodey" des „Prinz Eugen, der edle Ritter" allenthalben gesungen wurde, daheim in Deutschland und draußen von unseren Soldaten im Felde.

Und weiter erzählt uns dieses Lied, wie der edle greise Heldenkönig sprach zum Benedetti: „Sie ereifern sich unnötig — Meinethalb können die Spaniolen — sich da einen König holen — Selbstens aus dem Pfefferland!" und Er ließ den Herrn Botschafter — stehen und schritt ruhig weiter.

Darob ergrimmte Napolium sehr und — „Als die Botschaft Er vernommen, — ließ Er gleich die Stiefel kommen, — die vordem Sein Onkel trug" und machte sich marschfertig, um den Siegesmarsch nach Deutschland anzutreten. Er erklärte den Krieg und

„„Die Kaiserin Eugenie, — war besonders noch diejenige, die ins Feuer bluß hinein!""

Die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland rief in Paris und aller Orten in französischen Landen den hellsten Jubel, „frenetische" Be-

geisterung hervor. Von Siegesgewißheit — und wohl auch von Absynth berauscht zogen in der Seine-Hauptstadt jubelnde Horden, Arm in Arm, durch die Straßen und schrieen und johlten: A Berlin! A Berlin!

„Wie viele dieser trunkenen, taumelnden Schreier mögen überhaupt gewußt haben, wo Berlin liegt?“ schreibt Johannes Scherr in seinem „Großen Jahr“. —

König Wilhelm nahm die ihm aufgedrängte französische Herausforderung an. Er kehrt von Ems heim durch die deutschen Gauen nach Berlin; überall, wohin er kommt, jauchzt ihm das Volk entgegen, denn in ihm sieht es den Vertreter der deutschen Ehre.

Nicht siegestrunken oder eroberungssüchtig rüstet sich Deutschland zum Kampfe; ernst, pflichtgetreu, wie ein Mann, der sich einer harten Pflicht wohl bewußt ist, der für seinen Herd, für Weib und Kind kämpfen muß, geht der deutsche Soldat in den Krieg. Kein Geschrei, — kein trunkener Uebermut tönt in den deutschen Landen; keiner ruft: „Nach Paris! Nach Paris!“ — Still, ernst eilen die Truppen zu ihren Fahnen, und es klingt zum erstenmale im Norden und im Süden die deutsche Marseillaise: „Die Wacht am Rhein!“ Den Rhein, den heil'gen deutschen Strom zu schützen, daß kein französischer Soldat ihn überschreiten sollte, das war unsere erste Sorge, — mehr verlangten wir damals nicht.

Und es fehlt nicht an deutschen Dichterstimmen, die den unheilvollen Krieg mit seinem Meer von Blut und Thränen — noch hintanhalten wollen, — wenn es möglich ist. Mahnrufe tönen hinüber über den Rhein zum französischen Volke — den Frieden, den heil'gen segensreichen Frieden nicht zu brechen!

Emil Rittershaus ruft:

An Frankreich.

Ein Krieg, ein Krieg! — Noch einmal Blutvergießen?
Wer hat entfacht der Völker wilden Zorn? —
Wir seh'n die Saat in volle Garben schießen —
Wer tritt zu Boden unser goldnes Korn?
Wir konnten kaum die letzten Wunden heilen,
Noch wächst das Gras ob den Gefallnen kaum,
Und wiederum ein Spiel mit Donnerkeilen
Und um ein Nichts, um einen tollen Traum!

Du Volk im Westen, stolzes Volk der Franken,
Ist's deine Stimme, die nach Waffen schreit?
Du warst ein Streiter ew'ger Lichtgedanken,
Warst ein Prophet der hohen Menschlichkeit,
Und du willst Kampf und Not und Blut und Leichen,
Willst allen Jammer, dem die Nachwelt flucht?
Laß ab! Wir wollen Bruderhände reichen
Dem Volk von Frankreich, das die Freiheit sucht!

Ist Elsaß nicht beim deutschen Reich gewesen,
Singt nicht von Straßburg manches deutsche Lied? —
Wir fordern nicht die Kämme der Vogesen
Und du, du schielst nach deutschem Rheingebiet?
Nein, nimmer du! Was an der Seine Borden
Die Schlacht begehrt mit übermüt'gem Ton,
Ist ein Despot mit seinen Kriegerhorden
Und nicht das Volk der Revolution!

Sei fest und ruhig! Auf den Ruf nach Waffen
Entgegne du mit tausendfachem „Nein!"
Wir wollen ernst des Friedens Arbeit schaffen;
Die freien Völker sollen Brüder sein!
Gieb nicht der Ehrsucht Raum, der ewig blinden!
Wie weit auch heut der Spalt der Meinung klafft,
Ein fremder Feind wird nicht Parteien finden,
Nur eine deutsche Waffenbrüderschaft!

Die Hand vom Schwert! — Noch lacht des Sommers Segen,
Weh, wenn der heiße Völkersturm erbraust,
Doch sind geschliffen noch die deutschen Degen
Und noch ist markig deutscher Männer Faust!
Noch fühlen wir's im Busen feurig klopfen! —
O, schüret nicht des Krieges grimmen Brand,
Doch muß es sein: Des Blutes letzten Tropfen
Für unser liebes deutsches Vaterland!

Doch — vergebens! Ungehört verhallen diese Rufe zum Frieden bei dem französischen Volke.

Frankreich konnte die Siege Preußens nicht vergessen. Frankreich, das bisher die Geschicke Europas zu lenken wähnte, war schwer gekränkt, daß — ohne sein Zuthun ein deutscher Staat einen glänzenden Sieg wie den von Königgrätz, zu erfechten sich erkühnte. „Revanche pour Sadowa!"

Schon im Jahre 1867 hatte man über dem Rhein Deutschland mit Krieg gedroht. Das Gewitter war vorübergezogen, aber seit jener Zeit lag eine Schwüle in der Luft, die jeden Augenblick in einem verderbenbringenden Sturme sich zu entladen drängte. Schwer lastete dieser Druck auf Deutschland. Gedrängt von einem großen Teile seiner kriegslustigen Armee trachtete Napoleon III., Kaiser der Franzosen, obgleich in seinem eigenen Lande selbst nicht ganz sicher stehend, den Streit vom Zaune zu brechen.

Obgleich Napoleon wußte oder wissen mußte, daß Frankreich mit seinen Kriegsrüstungen nicht fertig, obgleich er wiederholt auf Deutschlands Kraft und Stärke aufmerksam gemacht und gewarnt worden war, suchte und fand er Gelegenheit, Deutschland, bezw. Preußen den Krieg zu erklären.

Er rechnete ohne Zweifel auf ein Bündnis mit den süddeutschen Staaten. Aber er täuschte sich gewaltig. Bayern und die andern süddeutschen Staaten hatten gleich nach dem Kriege 1866 mit dem Norddeutschen Bunde ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen. Galt die französische Kriegserklärung auch nur Preußen, so hielten sich die süddeutschen Staaten doch für verpflichtet, dem bedrohten Bundesgenossen beizuspringen.

Alle Erinnerungen an vergangene Zeiten und Kämpfe wurden getilgt, da es nun galt, die deutsche Sache einem fremden, frevelnden Volke gegenüber zu vertreten. Sollte Deutschland wiederum zerfleischt werden wie in den Schreckensjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts? Nein! „Auf daher zur Wacht an den Rhein!*) „„Das ganze Deutschland soll es sein!““ Der Krieg war erklärt! Und nun braust es heran von allen Seiten; es ist als ob das deutsche Volk wieder auf der Wanderung begriffen sei. Die norddeutschen Stämme sind es nicht allein, auch die Bayern, die Schwaben, die Franken, die Alemannen, sie haben alle den Ruf gehört, daß es gelte, die deutsche Ehre zu wahren.

Und Bayerns deutschgesinnter König, der edle, bundestreue Fürst, Ludwig II., der Enkel des großen Königs Ludwig I., gab seiner erlauchten Ahnen würdig, — der geschlossenen Verträge eingedenk, — allzeit „In Treue fest“, — den Befehl zur Mobilmachung Seiner

*) Geschichte des K. Bayer. Infanterie-Leib-Regiments von Illing, Hauptmann, Berlin 1890.

Armee! Des Königs Wort erklang und sein Volk scharte sich um Ihn! Alles, was Waffen tragen konnte, erhob sich zum Streite.

Der König stellte Seine Armee unter den Befehl des Königs von Preußen, Wilhelm I., als Bundesfeldherrn, und Schulter an Schulter stand nun der Sohn des bayerischen Hochlands, wo die Alpen mit den schneebedeckten Firnen hinaufragen in des Himmels Blau, mit dem Sohne vom Strande der Dünen, an welchen das Meer, das „unendliche ewige Meer", seine Woge bricht, einig, vereint, bereit zu siegen und zu sterben fürs deutsche Vaterland! Dank dem König Ludwig II., der treu Sein Königliches Wort eingelöst! Die Geschichte wird ihn dereinst einen zweiten „Ludwig den Deutschen" nennen.

König Ludwig II. von Bayern, dem deutschen Fürsten.

Die Eine deutsche That, das Wort der Treue,
Wie ist es hell durch alle Gau'n gedrungen,
Von Berg zu Thal, von Thal zu Berg gesprungen,
Daß alles Volk sich DEINER Hoheit freue.

Die Eine deutsche That, das Wort der Treue,
Hat Millionen Herzen DIR errungen,
Des innern Zwistes Hyder liegt bezwungen,
Die Mähne schüttelt frei der edle Leue.

Wohlan! geharnischt steig' empor, Camöne,
Dem deutschen Fürsten deutschen Dank zu singen,
Daß er gerufen seines Reiches Söhne,

Am Ehrenkampf für Deutschland mitzuringen,
Bis sichern Sieges stolze Botschaft töne
Und Friedenshymnen laut zum Himmel klingen.

Am 16. Juli 1870 traf der Befehl Seiner Majestät zur Mobilmachung der bayerischen Armee ein.

Jubel und Begeisterung belebte alle vom jüngsten Tambour an bis hinauf zum Kommandanten. Rastlos wurde gearbeitet — Tag und Nacht — auf den Kanzleien, in den Kasernen, auf den „Verschlägen", — so hießen damals die Montierungskammern, — überall herrschte reges Leben, um die Truppen aus dem Friedensverhältnis in das Feldlager hinüberzuführen.

Nach wenig Tagen befand sich die Armee, vollkommen gerüstet, auf dem Kriegsfuß, bereit „ihr alles einzusetzen für Deutschlands Ehre".

Dann ging's hinüber über den Rhein und dann — Alldeutschland nach Frankreich hinein — nach Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris, Orleans! Doch — ich will hier keine Kriegsgeschichte schreiben!

Auf!

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Wälschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Und bringe den Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's: so reiße denn, deutsche Geduld!
Reiß' durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf Wälsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen,
Wir klingen die Losung: Zum Rhein, übern Rhein!
Alldeutschland nach Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben,
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein, übern Rhein!
Alldeutschland nach Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran,
Sie wollen, sie sollen es haben.
Auf, sammle und rüste dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Auf daß sie uns nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein, übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Wie ich dazu kam, dieses Buch herauszugeben.

„Bald werden 25 Jahre vergangen sein, seit der große Krieg von 1870/71 begann, welcher mit solch hohen, herrlichen Siegen und Erfolgen endete, wie vorher die Weltgeschichte niemals gleiche zu verzeichnen hatte.

Große Werke sind darüber geschrieben worden; Taktik und Strategie während dieses Feldzuges wurden von berufener Seite beleuchtet; eine reiche Litteratur entstand.

Kriegs-Geschichte ist genug geschrieben!

Einzelne haben auch ihre Feldzugs-Erlebnisse durch den Druck veröffentlicht und diese Aufsätze wurden sehr gerne gelesen. Jedoch wie viele interessante Erinnerungen heiteren und ernsten Inhalts aus jener großen Zeit werden nur von Munde zu Munde erzählt, abends in Freundeskreisen, oder der aufhorchenden Jugend, die damals noch nicht geboren war, zur Lehre und Nacheiferung!

Manches persönliche Erlebnis, wert, der Nachwelt aufbewahrt zu werden, geht mit zu Grabe, wenn wieder einer der damaligen Mitkämpfer einrückt zur großen Armee da droben! Vielleicht noch einmal sprechen in der Erinnerung an den Geschiedenen seine ihn überlebenden Freunde von dem, was er ihnen erzählt; — auch sie gehen dahin, und dann — ist es vergessen und niemand denkt mehr an den Erzähler und an jene großen Einzelthaten, die im Jahre 1870/71 sind geschehen!

Um nun vieles, was der Aufzeichnung wert ist, — manche hochinteressante spannende Kriegserinnerung auch den kommenden Geschlechtern zu überliefern:

— Den Tapferen zur Ehr', — Der Jugend zum Vorbilde, — ergeht hiermit an alle Mitkämpfer vom Jahre 1870/71 die freundlich ergebene Einladung und Bitte: eine ihrer eigenen persönlichen oder gehörten interessanten Erlebnisse oder Begegnungen während dieses Feldzuges geneigtest kurz zu skizzieren und dem Unterzeichneten zu gestatten, dieselben in einem Buche, — welches im Frühjahr 1895 erscheinen soll, — zu veröffentlichen.

Dieses Buch würde betitelt sein: „Aus großer Zeit.“ Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71. Aufgezeichnet von damaligen Mitkämpfern. Zusammengestellt und herausgegeben von Heinrich von Selbitz.“

So schrieb ich im Frühjahr 1894 und sandte diese Ersuchschreiben hinaus in die Welt, an bekannte und mir unbekannte Kameraden.

Und siehe da! Meine Bitte fand allenthalben freundliches Gehör und Berücksichtigung.

Von allen Seiten, aus allen deutschen Landen, ja sogar aus Konstantinopel-Pera, wo ein deutscher Offizier lebt, gingen mir gütige Beiträge für mein Buch zu! Manch' hoher bayerischer Offizier, ein bekannter preußischer Reiterführer und außerdem noch viele andere Offiziere bedachten mich mit Einsendungen; der schlichte, einfache Soldat, der brave Unteroffizier, — sie brachten ihre Erinnerungen aus großer Zeit zu Papier und stellten sie mir behufs Veröffentlichung zur Verfügung; an diesen habe ich auch fast nichts geändert; ich ließ sie erzählen in ihrer bescheidenen, aus dem Herzen kommenden Weise; jeder, der höchste Offizier, der nicht chargierte Soldat — sie schildern, was sie erlebt, und diese Aufzeichnungen werden dereinst noch in späteren Tagen Zeugnis ablegen von deutscher Kriegertreue, von deutschem Heldensinn und deutschem Soldatenhumor.

Die meisten Einsender wollten ungenannt bleiben: nur sehr ungern komme ich diesem Wunsche nach, denn diese Namen hätten verdient, der Nachwelt überliefert zu werden als die Namen pflichtgetreuer, deutscher Krieger, welche zu den großen Siegen und der Wieder-Errichtung des deutschen Reiches damals mitgewirkt. Für alle Einsendungen sage ich hiemit herzlichen Dank und sende allen treuen Kameradengruß!

Möchten die Herren Einsender für ihre Mühe und Arbeit Belohnung finden in dem Gedanken, daß sie durch ihren litterarischen Beitrag auch ein Scherflein gespendet haben für die alten Veteranen und Kriegskrüppel des großen Krieges von 1870/71, welchen aus dem Reinerträgnis dieses Buches eine Quote zufließen wird.

Und nun lasse ich sie selbst erzählen, die Mitkämpfer vom Jahre 1870/71 — von jener großen Zeit, welche durchzuleben und — durchzukämpfen uns das beneidenswerte, herrliche Los beschieden war!

Gott segne Deutschland!

Gott schirme Kaiser und Reich!

„Und unser ritterlicher Oberst, Graf Ysenburg!“ rief lauter, als er es wohl selbst gedacht, ein — junger Lieutenant, dem der frische, frohe Wagemut aus den Augen leuchtete.

Lächelnd schaute der Oberst nach dem — über seinen lauten Ausruf jetzt ganz betroffenen Lieutenant, nickte ihm freundlich zu und: „Nun, an die Arbeit, meine Herren, es giebt jetzt viel zu thun! Guten Morgen!“ mit diesen Worten löste der Oberst den Offizierskreis auf.

„Feldwebels!“ kommandierte der Adjutant; diese eilten herbei und nun wurde auch ihnen „expediert, daß der Mobilmachungsbefehl eingetroffen und heute der erste Mobilmachungstag sei!“

Es begann nun die emsige, rastlose Arbeit, um das Regiment zum Ausmarsche ins Feld vollkommen kriegsmäßig auszurüsten.

Offiziere gingen nach den verschiedenen Landwehrbezirken ab, um die dort sich sammelnden Reservisten und Beurlaubten zu übernehmen und dem Regimente zuzuführen. Auf den „Verschlägen“ wurden die Monturen und Stiefeln anprobiert, Armatur abgegeben, Munition empfangen, Lebensmittel „gefaßt“, Wägen aus den Schuppen hervorgezogen, Pferde angekauft und — auf den Kanzleien — wurde „gefeilt“, — geschrieben, daß die Schweißtropfen zur Erde niederrannen; kurz, es wimmelte in den Kasernen, auf den Straßen, in den Magazinen, wie in einem Ameisenhaufen; jedoch nicht nur die Soldaten befanden sich in lebhafter Erregung, sondern auch die „Zivilisten“, — männlich — und weiblich — wurden durch den Mobilmachungsbefehl in die heftigste Aufregung versetzt und: „Ausmarschiert wird!“ tönte es auf den Straßen, in den Wirtshäusern, in den Familien, — in der Küche, — überall hieß es: „Es giebt Krieg gegen die Franzosen! Ausmarschiert wird!“

Am 30. Juli 1870 — einem Samstag — stand das Regiment feldmäßig adjustiert auf der Esplanade vor den Kavalieren — zum Abmarsch bereit.

Eine ungeheure Menge teilnehmender Zivilisten umgab das Regiment, um von den scheidenden Truppen nochmals Abschied zu nehmen und ihnen das Geleit zum Bahnhof zu geben.

„Regiment!“ durchtönte plötzlich schrill und scharf die hohe, klingende Stimme des Obersten Grafen Ysenburg, all das Getöse, dieses Stimmengewirr, — „Regiment!“ „Bataillon! T'Achtung!“ kommandierten die Bataillonskommandanten, und stille, lautlos stand die Front. „Schultert!“ „Präsentiert's Gewehr!“ und unter den Klängen des Fahnenmarsches, welchen die Regimentsmusik spielte, wurden die glor-

reichen Fahnen herausgebracht und die Front der Bataillone entlang getragen.

Wie ein heiliger Schauer durchrieselte es mich, vom Scheitel bis zur Sohle, als diese ehrwürdigen Feldzeichen an mir vorbeischwebten, enthüllt, flatternd im Winde, die Seide rauschend an die Fahnenstange schlagend, diese Symbole militärischer Ehre und das sichtbare Zeichen des Zusammenhaltens und der Kriegertreue.

Ehrwürdige Feldzeichen, geschmückt mit Bändern und Medaillen, Beweisen, daß sie schon manchmal den Kriegern im Kampfe vorangeleuchtet! — Ehrfurchtsvoll blickte ich zu den Fahnen empor, zu der alten Fahne des I. Bataillons, welche dereinst schon im Jahre 1812 über die Schnee- und Eisfelder Rußlands geweht hatte; nur noch wenige Stücke Seide hingen an der Fahnenstange, zerrissen, durchschossen, zerfetzt, — zeigte dieses Feldzeichen doch eingestickt das „Kurpfalz-Bayerische Wappen", — ein mahnendes Symbol bayerischer Tapferkeit und Treue; von heiligem Schauer durchdrungen salutierte ich vor dieser alten Fahne und gedachte dabei des geleisteten Fahneneides, „niemals seine Fahne treulos und meineidig zu verlassen, sondern sie vielmehr überall mutig verteidigen zu wollen, wie es einem ehrliebenden Soldaten geziemt!" und im Herzen wiederholte ich den Schwur.

Die Junker traten mit den Fahnen auf ihren Plätzen ein. Die Musik schweigt. Es wird „geschultert", — „Gewehr beim Fuß genommen!" „Zum Gebet!" tönt hell des Obersten Kommando. Die Musik intoniert das wunderschöne, bayerische Militärgebet, — ein Lied ohne Worte, — feierlich, andachtsvoll klingt es über den weiten Platz, über die schweigende Menge. Die Krieger standen da, das Haupt gesenkt, die Säbel der Offiziere waren salutierend zur Erde geneigt — Lied ohne Worte — „leise, leise, frommer Weise schwing Dich auf zum Sternenkreise — mein Gebet — zu Himmels Höh'n! —" im Gebet erschweigt mein Herz und — ich bin überzeugt, daß jetzt in dieser ernsten Abschiedsstunde mit mir mancher — recht aus vollem Herzen betete zu dem großen, allmächtigen Gott und Vater droben im Himmel, der unser aller Geschicke in seiner Hand hält.

„Herstellt euch!" — „Hoch's Gewehr! Und nun mit Gott — für König und Vaterland!" ruft der greise Oberst mit frischem, hellem Klang und freudig stolz schweift sein Auge über sein schönes Regiment, das seinem ritterlichen, geliebten verehrten Führer folgen würde auf der Bahn des Sieges und der Ehre — das wußte er, „denn seine braven

13er verlassen ihren alten Ysenburg nicht“, so rief frohgemut der alte Herr mit dem jungen, tapferen Herzen!

Mit heiteren lustigen Weisen, mit Trompetenschall und Trommelklang marschierten die Truppen durch die dunklen Festungsthore hinaus zum Bahnhof, von wo sie auf den Flügeln des Dampfes hinausgetragen werden sollten durch die deutschen Lande, hinüber in die Pfalz, an den Rhein! „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ — klang es, die Musik begleitend aus tausend frischen Soldatenkehlen.

Eine unendliche Menge begleitet die ausmarschierenden Soldaten, die Zivilpersonen durchbrechen immer wieder die Marschsektionen, um dem oder jenem Krieger noch einmal die Hand zu drücken, oder auch ihm noch etwas zuzustecken für den Marsch und — die Offiziere lassen es ruhig gewähren, denn auch sie ergreifen noch diese oder jene Hand, die sich ihnen entgegenstreckt.

„Leb' wohl! — Leb' wohl — auf Wiedersehen!“

Die Soldaten hatten soviele freiwillige Liebesgaben erhalten, daß sie getrost einige Tage — auch im Feindesland — dem Hunger und dem Durste entgegentreten konnten, und dazu — viele Zigarren, gute und schlechte!

Am Bahnhof kam dann die — bittere Stunde des Scheidens — mit Händedrücken, Schluchzen und verhaltenen — Thränen. „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen!“ Stumm, thränenlos stand da mancher Offizier, aber in seinem Herzen wühlte der tiefste Schmerz, barg sich das herbste Leid: denn Scheiden von Weib und Kind, von der alten, geliebten Mutter, die mit zitternden Händen nochmals das Haupt des großen stattlichen Sohnes segnet, der vor ihr steht mit feuchtschimmernden Augen, — sie weiht ihn, ihr Herzblut, dem teueren Vaterlande — „dem Vaterland, dem „heilig-großen“, — ach — Scheiden thut weh!

Ein schriller Pfiff von der Lokomotive, — der Zug setzt sich in Bewegung — „Lebt wohl! Gott sei mit euch! Vergeßt uns nicht! Lebt wohl! Auf Wiedersehen“, tönt es hinüber, herüber, noch ein Winken mit der Hand, mit dem Taschentuche und — hastig trägt das Dampfroß die Truppen weiter — zum Siege? zum Sterben? Das weiß allein — Gott.

Über Nördlingen, Heilbronn, Hall und Meckersheim ging die Fahrt. Von da zu Fuß unter furchtbarer Hitze und Staub — die Mannschaft sehr ermüdet — gelangten wir ins Biwak nach Lußheim und dann weiter und immer weiter nach Frankreich hinein. Halt! ich

wollte nur — vom Ausmarsch erzählen. Wie es dann weiter erging, bei Weißenburg —

„Da kamen die stolzen Franzosen daher,
Doch wir, Bayern, wir fürchten uns nicht",

so sangen damals unsere Soldaten auf dem Marsche — von Weißenburg, Wörth und dem anderen vielen, siegreichen Gefechten und Schlachten mögen andere erzählen, die damals mitgekämpft und mitgesiegt haben.

Schlachtruf.

Schon blitzt die Muskete!
Schon ruft die Trompete
Zur rettenden Schlacht!
Der Grimm ist erwacht.
Wer wollte noch wanken?
Krieg mit dem Franken!

Den Säbel gezogen,
Nicht lange gewogen
Den gallischen Trug!
Wir haben's genug —
Wer wollte noch wanken?
Krieg mit dem Franken!

Ihr Mütter, kein Klagen!
Ihr Söhne, kein Zagen!
Es werden mit Lust
Aus flammender Brust
Die Enkel euch's danken;
Nieder den Franken!

Karl Zettel.

Weißenburg und Wörth.

Der Kampf um Weißenburg.

Von Moritz von Berg.

Während des Waffenstillstandes 1871 wurde Versailles von den Offizieren der Armeen, die nicht in dienstlicher Beziehung dahin kamen, gewissermaßen als Vergnügungsstation besucht. Man sah da eine Menge von Bekannten wieder, hörte einmal etwas Neues und freute sich, manchen alten, bisweilen schon zu den Gefallenen gezählten Freund lebendig wiedersehen zu können.

So hatte auch ich mich mit mehreren Bekannten zusammen gethan, und wir waren von unserem nordischen Kriegsschauplatz nach Versailles gereist, um die Parade vor unserem teuren Kaiser am 3. März bei Longchamps mit anzusehen und, wenn das Glück uns günstig wäre, in Paris miteinzuziehen.

Am Abend des 2. März saßen wir mit wohl 20 Bekannten im Hotel des Reservoirs zusammen. Es war dort solch ein gemütliches Plätzchen; gleich bei dem Eingang rechts war in einem nach außen vorspringenden Erker eine lange Tafel gedeckt, an ihr fand sich ein bestimmter Kreis allabendlich damals zusammen. Die eigentlichen Stammgäste dieses Tisches waren die Offiziere der Leibwache Seiner Majestät; mit der Zeit hatten sich diesen aber auch andere Bekannte hinzugesellt, Offiziere der Kavallerieregimenter, Herren von der Gesandtschaft, Prinzenadjutanten, genug lauter Leute, die viel gesehen hatten und auch viel in der Welt herumgekommen waren. Wir waren der Einladung eines unserer Bekannten, des Rittmeisters von der Leibwache Grafen X. gefolgt, hatten uns zu den Herren gesetzt und fürwahr, wir durften es nicht bereuen, denn man hörte und sah dort in einer Stunde mehr Interessantes, als wir da oben in unseren Kantonnements manchmal in vier Wochen erlebten.

Etwas bedenklich war die Gesellschaft für jeden der den Saal Betretenden, denn eine scharfe Kritik wurde dort geübt, viele pointierte Geschichten erzählt, so daß wegen dieser Eigenschaft dem Tisch dort der Name „die scharfe Ecke“ von der Versailler Garnison gegeben war.

Doch die gefürchtete Kritik jener Ecke reichte nie an das Verdienst der einzelnen Persönlichkeit heran.

So erinnere ich mich, daß auf die Anwesenheit der verschiedenen Fürstlichkeiten, welche damals im Gefolge Seiner Majestät unseres Königs waren, im Lokal nur ein geringer Wert gelegt wurde.

Betrat jedoch unser großer Schlachtenlenker, der General von Moltke, den Saal, dann rasselte die ganze Gesellschaft wie mit einem Ruck von den Stühlen empor und blieb so lange stehen, bis der Marschall freundlich dankend abwinkte.

Der Eintritt der Fürsten wurde jedoch meistenteils unberücksichtigt gelassen.

An jenem Abend hatte ich als Nachbar an dem Tisch einen mir höchst interessanten Herrn, den Times-Korrespondenten Mr. Smith, einen Mann, der schon so viele Kriege und Schlachtfelder in allen Weltteilen gesehen und auch in dem großen Kriege von Anfang an, zuerst in dem Stabe des Kronprinzen, unsere Schlachten mitgemacht hatte.

Es war das Gespräch auf die verschiedenen Heere und ihre Eigentümlichkeiten gekommen und der „Mister“ hatte seiner Begeisterung über unsere Truppen gerade freien Lauf gelassen und mit Bewunderung über die Führung und das Material selbst gesprochen, als einer der am Tische Sitzenden plötzlich rief: „Kaisenberg, Herr Hauptmann von Kaisenberg, hier kommen Sie her, setzen Sie sich doch zu uns“. Auf diesen Zuruf näherte sich ein Hauptmann vom 47. Regiment, ein Herr ungefähr in der Mitte der 30er Jahre, unserem Tisch und nahm bei seinen Bekannten an dem unteren Ende desselben Platz. „Wer ist das?“ fragte in diesem Augenblick mein Nachbar, der Engländer, „ich glaubte den Namen Kaisenberg zu hören?“ „Jawohl“, antwortete man ihm, „so heißt der Herr.“ „Ob das wohl ein Verwandter des heldenmütigen Majors von dem Königsgrenadierregiment ist, der bei Weißenburg fiel?“ fuhr der Mister weiter fort. — „So viel ich weiß, sein Bruder“, wurde ihm gesagt. „Ach, bitte, machen Sie mich mit dem Herrn bekannt.“ — Das geschah und auf eine Aufforderung des Engländers setzte sich der Hauptmann einige Zeit zu uns.

„Mein Herr Hauptmann“, sagte der Mister, „wie ich höre, sind

Sie der Bruder des bei der Erstürmung des Gaisbergs gefallenen Majors von den Königsgrenadieren", auf eine bejahende Verneigung des Gefragten fuhr er fort: „Ich war Augenzeuge von dessen tötlichen Verwundungen, darf ich Ihnen und den Herren hier einmal von dem Tage erzählen?" „Gewiß, mein Herr, es wird mir sehr interessant sein, ich kenne zwar, wie Sie sich denken können, die Details, aber Schilderungen aus dem Gefecht sind sehr verschieden und gerne höre ich von Ihnen, was Sie mir von dem Akt, in dem mein teurer Bruder das Leben verlor, berichten können". „Nun, meine Herren", begann Mr. Smith, „der Tag von Weißenburg bildet so recht eine Illustration zu meinen Worten von vorhin, daß die deutschen Truppen nämlich die ersten der Welt sind und ein Widerstand gegen sie unmöglich ist. Weißenburg ist, den Putsch von Saarbrücken nicht gerechnet, das erste siegreiche Gefecht, das ich mit angesehen habe; es war das erstemal, daß ich deutsche Truppen im Kampfe sah und ihre Bravour mich begeistete.

Das ganze deutsche Heer kämpfte vom ersten bis zum letzten Soldaten mit Bewußtsein, mit persönlicher Entschlossenheit und mit persönlichem Wagemut. Die Massen Ihres Heeres waren vom ersten Tage bis zum letzten bewunderungswürdig.

Ich sagte mir schon damals, als ich den Kampf sah: „Die Franzosen sind verloren" und schrieb an meine Zeitung: „Das sind keine Bataillone, das sind Mauern, die mit unwiderstehlicher Macht vordringen, und man sieht gar nicht, daß die Geschosse der Kanonen, Mitrailleusen und Gewehre sie berühren. Jede Lücke schließt sich augenblicklich; nur hinter ihren Reihen merkt man, daß sie gelichtet wurden. Jeder Mann, vom ersten bis zum letzten, ist ein Held. Frankreich ist verloren, um so mehr, je länger der Krieg dauert".

Das war mein Eindruck von Ihrer Armee von der ersten Schlacht an, die ich sah, bei Weißenburg. In ihr erfuhr ich zuerst, daß es das deutsche **Volk** war, das da kämpfte, es war das deutsche **Volks**bewußtsein zum Heldentum erwacht, das sich später während des ganzen Feldzuges bewährt hat, das vom ersten Anfang bis zum Schluß sich sagte: „Hier kommt niemand durch, unsere Reihen sind undurchdringlich". Ich will Ihnen in kurzen Worten die Situation des Gefechtstages bei Weißenburg schildern.

Weißenburg war eine französische Festung, wie Sie wissen, zwar hätte sie nach den Bedingungen des Friedensschlusses von 1816 geschleift werden sollen, es war dieser Paragraph aber von Frankreich

umgangen worden, **Festung** war sie geblieben. Wenn auch als solche nicht von großer Bedeutung, so hatten die Franzosen doch ihr durch die sogenannten Weißenburger Linien Bedeutung gegeben, eine Reihe von Schanzen, die sich westlich an Weißenburg anschließen, und sich längs der Lauter bis nach Lauterburg hinziehen. Der General Douay war mit seiner Division, ca. 15000 Mann, vom Marschall Mac Mahon nach der Festung gesandt worden, um die Linie zu besetzen und die Verbindung mit dem Korps Failly zu sichern, bis zu Mac Mahons Eintreffen selbst. Die Einzelnbesetzung der Werke will ich hier übergehen und nur von dem **Gaisberg** sprechen, auf den es uns hier ankommt. Auf dessen Höhe und auf denen südwestlich Weißenburgs standen am Morgen des 4. August 18 Geschütze, 6 Mitrailleusen und 8 Bataillone Infanterie.

Die Besetzung der ganzen Stellung war von seiten Douays eine sehr geschickte, trotzdem wurde er vollständig geschlagen, indem die Bayern und Preußen zuerst um 11 Uhr die **Stadt** eroberten, und um ½12 Uhr der Gaisberg und die benachbarten Höhen erstürmt und genommen wurden. Um ½2 Uhr unternahmen die Franzosen zwar einen Gegenangriff, wurden jedoch abermals total geschlagen und auf Wörth zurückgeworfen.

Von dem ganzen Sturm auf diese Weißenburger Linien war die Erstürmung des **Gaisberges** der schwierigste Teil, aber sie wurde mit einer Bravour seitens der Truppen, besonders des Königs-Grenadierregimentes, gelöst, welche diesen Tag, nebst der Erstürmung der Spicherer Höhen, zu den glänzendsten Waffenthaten aller Zeiten macht.

Der Gaisberg fällt nach Süden steil ab, seine Böschungen betragen bisweilen bis zu 15 ja 20 Grad, auf dem ganzen Abhang bietet sich keine Deckung, sondern von dem Gipfel konnte direkt der ganze Anmarsch beschossen werden. Das Jägerbataillon Nr. 5 hatte sich in den östlich gelegenen Anpflanzungen, teilweise gedeckt in Hohlwegen und Terrainfalten, eingenistet und eröffnete von dort sein Feuer gegen die auf dem Gipfel des Gaisbergs gedeckt befindlichen Franzosen. Ich hatte mich in diesem Gefechtsmoment bei dem Stabe des Generals v. Kirchbach, welcher auf einer Höhe südöstlich Steinselz Aufstellung genommen hatte, eingefunden und konnte mittelst meines vorzüglichen Fernglases eine jede Einzelnheit des Ansturmes genau beobachten. Das Königs-Grenadierregiment trat, mit seinen drei Bataillonen im ersten Treffen, den Ansturm an, auf dem rechten Flügel befand sich das Bataillon des Majors

von Kaisenberg und war seine Person, sowie eine jede Bewegung seines ihm folgenden Bataillons mir deutlich sichtbar.

Die drei Bataillone hatten ungefähr 1000 Schritt vollständig freien Terrains zu durchschreiten. Sie waren dem Geschützfeuer und dem der Mitrailleusen in diesem Moment fortwährend ausgesetzt, sowie sie auf 1800 Schritt herangekommen waren, empfingen sie die Salven der Chassepotgewehre von der Höhe herab. Trotzdem gingen die Bataillone unentwegt vorwärts, wie das Schicksal kamen sie daher, unaufhaltsam.

Vor dem Bataillon befanden sich als Tirailleurs in aufgelöster Ordnung zwei Kompagnien, hinter ihnen aber folgten im zweiten Treffen die 47er und zwei Bataillone vom 80. Regiment.

Der Major von Kaisenberg führte sein Bataillon, demselben weit voran, gegen den Feind; Tambour battant folgte dieses von uns am besten sichtbare Bataillon, geschlossen in Halbbataillonen, seinem Führer. Während die Schützenschwärme ein fortwährendes Feuer unterhielten, fiel aus dem Bataillon kein Schuß; lautlos drang es vor, unwiderstehlich.

Aber mit jedem Schritt vorwärts mehrten sich die Verluste, wir sahen, wie die Geschosse in das Bataillon einschlugen, wie die Chassepotkugeln die Reihen lichteten, wie die Offiziere fielen, ruhig schlossen sich die Helden wieder aneinander, kleiner und kleiner wurde das Bataillon. — Da sank die Fahne nieder, der tapfere Träger war gefallen, die Fahnenstange selbst durchschossen. Der tapfere Major dieses sehend, stürzt zurück, ergreift die Fahne und mit einigen Sprüngen wieder weit voraus, schwang er das Feldzeichen in der Luft und rief: „Vorwärts, Kinder, bald sind wir oben!“ Noch einige Schritte, da sinkt sein die Fahne hochhaltender Arm zerschossen nieder, er nimmt den Stumpf der Fahne in die andere Hand, noch immer führt er sein Bataillon in den Feind, die Fahne flattert im Winde.

„Seht den Helden“, so rief der ganze um mich versammelte Stab. — Doch wieder eine Kugel, die Fahne sinkt, der tapfere Führer liegt durchschossen am Boden. Zwei Offiziere greifen nach dem Palladium des Regiments, auch sie fallen, ein Unteroffizier faßt nach ihr, wieder weht sie in den Lüften. Vorwärts geht es, weiter die Höhen hinauf. Immer näher kommen die Stürmenden dem letzten steilen Abhang, da geht es wie ein Blitz über die Reihen, die auf der linken Schulter getragenen Gewehre werden zum Sturm an die rechte Hüfte genommen.

Die Elitebataillone der Turkos und Zuaven da oben, sie feuern mit ihren, neun Schüsse in der Minute abgebenden Gewehren, daß die Läufe zu glühen beginnen, die Mitrailleusen knarren und knattern, — alles vergebens — wie das Fatum rücken die blauen Linien ihnen näher und näher.

Der Sturmmarsch wird schneller und schneller, die Trommeln werden geschlagen, als ob sie bersten sollen, da — ein Hurra — Hurra, die Bajonette senken sich zum Stoße, die obere Kante des Abhanges ist gewonnen; hinein stürzen die tapferen Füseliere in die schwarzen Scharen vor ihnen. Sie jagen die zurück, welche nicht unter ihren Streichen fallen, stürzen sich auf die Mitrailleusen und Geschützbatterien, deren Besetzung wird niedergemacht, wie eine Sturmflut geht es unaufhaltsam vorwärts. Sie lassen die Fliehenden sich nicht festsetzen, sie sind hinter ihnen her, die Gehöfte dort sind genommen. Endlich fällt auch das alte Schloß auf dem Gaisberg, das letzte Bollwerk der Franzosen ist genommen. — Das Bajonett hat es den Feinden angethan, wie ein drohendes Gespenst ist es hinter ihnen her, ihr moralischer Halt ist dahin — der Gaisberg — erobert — die Salven der Sieger prasseln den Fliehenden nach — die Schlacht ist entschieden. — Groß war der Sieg, — groß aber auch — der Verlust. — Alle drei Bataillonskommandeure des Regiments waren gefallen, außerdem zehn Offiziere.

Zwar lebte der tapfere Major von Kaisenberg noch, aber seine drei erhaltenen Verwundungen gaben keine Hoffnung zu einer Genesung. Ich wandte mein Pferd und sprengte dahin, wo er gefallen war. Von den Armen zweier Unteroffiziere gehalten, lag er am Boden, drei schwere Verletzungen hatten ihn niedergeworfen. Seine Augen waren geschlossen. Aber plötzlich ging es wie ein Aufleuchten durch seine bleichen Züge. Ob ihn das brausende Hurra dort oben auf den Höhen erweckt hatte, ob der Schmerz seiner Wunden, wer kann es wissen?

Die lichtblauen Augen öffneten sich: „Wie steht die Schlacht?“ hauchten seine Lippen. Dann aber sich in den Armen der ihn Haltenden mit dem Oberkörper aufrichtend, rief er mit lauter Stimme: „Die Fahne, wo ist die Fahne?“

„Sie ist geborgen, Herr Major, sehen Sie, da oben flattert sie im Winde, die Höhe ist genommen, der Feind geschlagen.“ Mit einem seligen Lächeln auf den Lippen flüstert er die Worte: „Viktoria — Heil unserem Könige“ und sinkt zurück. Wir Umstehenden hatten nur des tapfern Helden geachtet, — da — ein donnerndes Hurra

um uns her, das Geräusch galoppierender Pferde — Hoch unser Kronprinz, Hurra — Hurra!

„Wo ist der Major von Kaisenberg?“ Es war des Kronprinzen von Preußen hohe Figur, welche da plötzlich in den sich öffnenden Kreis trat. — Ich sah die Thränen in den Augen des ritterlichen hohen Herrn erglänzen, ich hörte den Wehruf von den königlichen Lippen: „Mein armer, armer Freund“.

Er war vom Pferde gesprungen, hatte sich niedergebeugt zu dem Helden da vor ihm, seine Arme umschlangen ihn, er küßte ihn auf die bärtigen Lippen.

Noch einmal ging ein seliges Lächeln über die Züge des Schwerverwundeten, als er den Kuß seines königlichen Herrn empfand, noch einmal öffneten sich die Augen, dann sank er, noch immer von des Kronprinzen Arm gehalten, in tiefer Ohnmacht zurück.

Erschüttert stand der Kronprinz auf. Mit den Worten: „Sorgt für den Helden, er war der besten einer“, bestieg er sein Pferd, und noch einen langen Blick zurückwerfend ritt er von dannen, dem Feinde nach.

Zwar wurde alles, was Menschenkunst vermochte, für den Verwundeten gethan, aber die drei erhaltenen Wunden waren zu bedeutend, nach vier Wochen starb er im Lazaret zu Weißenburg. Sein König, seine junge Frau und das tapfere Königs-Grenadierregiment trauerten an seinem Sarge.

„Sehen Sie, meine Herren, das war die Erstürmung des Gaisberges. Ich kann Ihnen den Eindruck nicht beschreiben, den ich damals als Zuschauer dieses heldenmütigen Angriffs empfand. Es war, als ob ich den ehernen Schritt der Weltgeschichte hörte, die mit gewaltigem Tritt in den tapferen, unaufhaltbaren Reihen der preußischen Krieger daherkäme, mit der Wucht des Rechtes all den theatralischen Plunder des französischen Unglaubens und der Prahlerei, der Lüge und des Schwindels mit festem Druck vernichtend.

Ihren Herrn Bruder*), mein Herr Hauptmann, und die Erinnerung

---

*) Wie hoch der gefallene Major von Kaisenberg von seinem Könige Wilhelm I. und von dem damaligen Kronprinzen geehrt wurde, das zeigte sich bereits nach dem Feldzuge gegen Österreich, wo der damalige Hauptmann von Kaisenberg sich bei Skalitz durch seine hervorragende Tapferkeit den Orden pour le mérite erwarb, bei jeder Gelegenheit.

Der König zeichnete ihn aus, wo er ihn nur sah. Aber auch unser jetziger

an seine unerschütterliche Tapferkeit werde ich nie vergessen, immer noch stehen seine energischen Züge, in dem von blondem Bart umgebenen Antlitz vor mir, ich sehe die schwärmerisch blickenden blauen Augen und die Verklärung, die aus ihnen leuchtete, als er hörte, die Schlacht sei gewonnen.

Fürwahr, das Ideal eines Helden im Kampfe, als er die Fahne ergriff, der Helm war ihm vom Kopfe gerissen, so schritt er im Kugelregen dahin, über ihm flatterte das Panier des Regimentes, er im Kampfe für seinen König, das Vaterland und seine höchsten Güter."

Mit diesen Worten stand Mr. Smith auf und drückte dem Bruder des gefallenen Helden die Hand.

Ein Raunen der Bewunderung über das Gehörte glitt über unsere Lippen.

Dulce et decorum est pro Patria mori.

Einnahme von Weißenburg.

Von Leo Hegmann, damals dreijährig Freiwilligem im k. 9. Infanterie-Regiment „Wrede", 11. Kompagnie.

Es war am 4. August 1870, früh 4 Uhr, als das 3. Bataillon des 9. bayerischen Infanterieregiments „Wrede" bei regnerischem Wetter das arme Vogesendorf Birkenhörd verließ und durch das Reisthal in der Richtung gegen Weißenburg vorrückte. Nach einem kurzen Marsche

Kaiser hat den Tag bei Weißenburg und die tapferen Stürmer des Gaisberges nicht vergessen. In der Rede, die Seine Majestät im Jahre 1891, der Kaiserrevue, bei dem Paradediner den Offizieren des Armeekorps hielt, sind die Worte enthalten:

„Wenn ich nur den einen Tag hervorhebe, den Tag von Weißenburg, wo „es dem Regiment vergönnt war, gegen einen braven, sich verzweifelt wehrenden Feind „einen übermenschlichen Sturm zu unternehmen und zu einem guten Ende zu führen, „wo das Regiment unter den Augen Meines hochseligen Herrn Vaters seine erste „großartige Feuertaufe empfing, und wo die Freude Meines Vaters noch darin gipfelte, „dem sterbenden Major von Kaisenberg in seinen Armen aufzufangen „und seiner Seele vor dem Tode noch den Kuß aufzudrücken, das sind „Momente, die in unserer Geschichte unauslöschlich eingetragen stehen „und speziell in der Geschichte dieses Regiments und Korps rc. Ich hoffe, „daß die Gesinnung, Disziplin und Hingabe, durch welche das Korps in dem letzten „Kriege glänzte, auch in späterer Zeit, in Krieg und Frieden sich bewähren werde."

gelangten wir in das Dorf Böllenborn, woselbst die Kompagnie, die hier auf Vorposten stand, sich wieder anschloß. Außerhalb des Ortes wurde in Kompagniekolonnen aufmarschiert, alsdann ein Zündhütchen verpufft, — wir hatten damals noch die zu Hinterladern abgeänderten Podewilsgewehre — und hierauf scharf geladen.

In kurzen Worten forderte nun unser beliebter Kommandeur, Herr Major v. Ebner, sein Bataillon zu Mut und Tapferkeit auf und schloß seine Ansprache ungefähr, wie folgt: „Soldaten! Wir überschreiten in kurzer Zeit die französische Grenze, erweist euch als echte deutsche Männer, denn kein Franzose soll auch nur einen Fuß breit deutschen Boden betreten. Und was ferner das Schreien und den Spektakel, mit welchem Turkos und Zuaven vorbrechen sollen, anlangt, so braucht ihr keine Furcht zu haben, die können schreien und wir — schießen."

Hierauf erhielten die einzelnen Kompagnien ihre Befehle, insoweit dieselben die Vor- und Seitenhut zu bilden hatten. Meine Kompagnie blieb beim Haupttrupp.

Das Bataillon hatte an diesem Tage den Spezialauftrag, die rechte Flanke der ganzen dritten Armee zu decken. Immer näher rückten wir jetzt der feindlichen Grenze, nur noch ein einziges Dörfchen (Reisdorf) passierend. Nach und nach wurde das Thal immer enger, rechts und links hohe Berge, weshalb die Seitendeckung und mit derselben auch wir nur langsam vorrücken konnten.

Der Zug des Lieutenants Tod von der 12. Kompagnie hatte insbesonders viel zu überwinden. An den steilen, mit niederem Buschwald bewachsenen Abhängen konnten sich diese wackeren Männer nur mit größter Mühe durcharbeiten, selbst die prächtige Dogge des Herrn Lieutenants konnte kaum durchkommen.

Nach längerem Marsche kamen wir an eine Lichtung, in der ein ansehnliches Gebäude zum Vorschein kam; es war der Germanshof, von welchem in einer Entfernung von ca. 100 Schritten der Grenzpfahl zu sehen war.

Noch war alles ruhig wie im tiefsten Frieden. Hier wurde gehalten und, nachdem inzwischen schönes Wetter geworden war, die Mäntel gerollt. Dieser Hof war zugleich Wirtschaft. In dem netten Sommergarten machten wir uns recht bequem. Auch waren noch einige Faß Bier da, welche uns der Wirt, natürlich gegen Bezahlung, zur Verfügung stellte. Der Vorrat ging schnell zu Ende, und ich war froh, wenigstens einen Feldbecher voll davon zu erwischen.

Ungefähr 100 Schritte vor uns hörte der Wald auf, und wir konnten nach meinem Ermessen nicht mehr weit von Weißenburg sein. Inzwischen begaben sich die Offiziere an den Waldessaum, um das vorliegende Terrain zu rekognoszieren.

Ich benützte diese Gelegenheit, trotzdem es für die Mannschaft verboten war, und schmuggelte mich mit mehreren anderen etwas seitwärts ebenfalls dahin.

Von meinem Standpunkte aus konnte ich nur einen Teil des Gaisberges übersehen, dagegen lag Weißenburg in einer Entfernung von etwa 3—4 Kilometer in ziemlich deutlichen Umrissen vor mir.

In demselben Augenblick fuhr eine französische Batterie auf dem Gaisberge vor, auch einzelne Reiter sprengten hin und her, jedoch Infanterie konnte man noch keine bemerken. Ich dachte bei mir, wenn wir hier auf der Straße vorrücken, „dann gute Nacht, 3. Bataillon!"

Gleich darauf wurde aufgebrochen, doch meine Befürchtung, auf der Straße vorrücken zu müssen, trat nicht ein, denn wir erstiegen auf einem steilen Pfad den links von der Straße liegenden Nikolausberg, geführt von einem in der Nähe stationierten bayerischen Förster, der hierfür, wie ich später erfuhr, mit dem eisernen Kreuz dekoriert worden sein soll. Eine halbe Stunde mochten wir vielleicht marschiert sein, als wir Kanonenschüsse hörten, dem unmittelbar Gewehrfeuer folgte.

Allmählich wurde das Feuern immer stärker, Salven auf Salven krachten, untermischt mit starkem Geschützfeuer. Eine schnellere Gangart wurde nunmehr befohlen, damit auch wir noch rechtzeitig zum Kampfplatz kämen. Ein jeder that aber auch das Seinige und trotz des schwierigen Weges war die Höhe bald erreicht.

Wir waren kaum oben angekommen, so erschallte ein brausendes Hurra mit gleich darauffolgendem Schnellfeuer, das die Offiziere für preußisches Zündnadelfeuer hielten. Inzwischen gelangten wir in's Freie, und vor uns lag das ganze Gefechtsbild.

Die Franzosen wichen schon überall zurück, deutlich sah man preußische Plänkler auf der Höhe des Gaisberges, nur Weißenburg selbst war noch in Händen des Feindes. Rasch eilten wir vorwärts, an dem Schlößchen St. Paul vorbei, auf Weißenburg zu. Gleichzeitig erblickten wir auch jetzt auf unserer linken Seite bayerische Truppen im Gefecht in der Nähe der Stadt. Doch erreichten wir durch einen Hohlweg, ohne angeschossen zu werden, die Bitscher Straße. Das Bataillon nahm rechts von der Straße Stellung, und schon glaubten wir, unbelästigt

und unbeschäftigt zu bleiben, als plötzlich aus nächster Nähe auf uns gefeuert wurde. In welchem Augenblick der Soldat Eder aus Jakobsthal schwer verwundet neben mir niederfiel.

Das Bataillon löste sich sofort in Kompagniekolonnen auf. Die 9. und 10. Kompagnie nahmen links der Straße Stellung, während die 11. und 12. Kompagnie rechts in Position verblieben.

Vor uns lag ein sanft ansteigendes Weingelände, das gute Deckung bot, und konnten wir von da aus das Feuer kräftigst erwidern. Wir standen vielleicht kaum einige hundert Schritte vor dem Wallgraben und dem Bitscher Thor, und trotzdem der Feind gedeckt hinter den Schießscharten der Festungsmauer stand und uns heftig beschoß, hielten wir doch tapfer aus.

Todesmutig sprengte Stabshauptmann v. Wulfen auf der freien Straße, die direkt von dem Feuer der cernierten Franzosen bestrichen wurde, heran und gab das Kommando: „Freiwillige vor!", dem auch von einer größeren Anzahl tapferer Neuner entsprochen wurde.

Zweifellos geschah das in der Absicht, dem Vordringen, resp. Sturmlaufen des Bataillons den Weg frei zu machen. Inzwischen wurde jedoch um dieselbe Zeit das Landauer Thor von den Unserigen eingeschossen und erstürmt, weshalb der Sturm auch auf unserer Seite, der uns nur große Verluste bringen mußte, ohne jedoch besondere Vorteile zu bieten, unterblieb und der allmähliche Abmarsch über Schweigen gegen das deutsche Thor befohlen wurde.

War es uns dadurch zwar auch nicht beschieden, einen entscheidenden Einfluß auf den Gang des Gefechtes zu üben, so haben wir doch tapfer mitgefochten, wo wir in den Kampf einzugreifen berufen waren, und zweifellos hat die Stellung unseres Bataillons vor dem Bitscher Thore dazu beigetragen, das allenfallsige Durchbrechen der Besatzung Weißenburgs nach dieser Richtung zu verhindern.

Wir marschierten nun rückwärts und gelangten wieder durch den schon bezeichneten Hohlweg, welchen wir eine Strecke weiter oben wieder verließen, um auf die Straße zu kommen, welche von Schweigen nach Weißenburg führt.

Hier trafen wir die ersten Bayern, Abteilungen des 10. Jägerbataillons. Das Feuer war nunmehr auf der ganzen Linie eingestellt. Die Franzosen in voller Flucht konnten auch Weißenburg nicht mehr halten.

Als wir uns der Straße näherten, kam Herr Oberst v. Heeg, unser tapferer Regimentskommandeur, herangesprengt und von Ferne hörten

wir ihn schon freudig rufen: „Da kommt mein 3. Bataillon!“ Auch wir freuten uns, den humanen Mann, der seit dem Ausmarsch nicht bei uns gewesen, wieder zu sehen.

Schon jetzt sahen wir die Spuren des hitzigen Kampfes; dieselben nahmen zu, je näher wir der Straße kamen. Zahlreiche Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, insbesondere das 10. Jägerbataillon hatte bedeutende Verluste erlitten.

Auf der Straße angelangt, erreichten wir bald Weißenburg und zogen mit klingendem Spiel durch das zusammengeschossene deutsche Thor in die Stadt ein.

Unmittelbar vor der notdürftig wieder hergestellten Zugbrücke stand eine Abteilung preußischer Jäger, welche uns mit einem donnernden Hurra begrüßten, in das wir lebhaft einstimmten. Gegenseitig reichte man sich die Hände und geschlossen war die deutsche Waffenbrüderschaft.

Wir berührten nur einen kleinen Teil der Stadt und verließen dieselbe wieder durch das Hagenauer Thor, um hinter dem Bahnhofe Biwak zu beziehen.

Hier begegneten uns die ersten Gefangenen, zumeist Turkos und Zuaven, wirklich eine recht nette Gesellschaft. Möge unser deutsches Vaterland von solchen Nasenabschneidern für immer verschont bleiben!

Nachdem wir im Biwak angekommen, wurde abgekocht und Brot und Wein unter die Mannschaft verteilt.

Auf einmal gab es Leben im Lager, und ich hörte rufen: „Der Kronprinz kommt!“ Gleich darauf ritt er mit seiner Suite, überallhin reundlich grüßend, an uns vorüber.

Hier kann es vielleicht gewesen sein, wo der Kronprinz einen Bayern freundlich grüßend angesprochen haben soll: „Nun, Bayer, seid Ihr zufrieden mit mir? und wie wir jetzt siegen?“ — worauf der brave Krieger treuherzig erwiderte: „Ja, Königliche Hoheit, wenn wir Sie im Jahr 1866 bei uns g'habt hätten, hätten wir die Sakraments-Preußen damals aa (auch) g'haut!“

Später besichtigte ich noch den Bahnhof, denn hier war der Kampf am heftigsten gewesen. Zahlreich lagen die Toten umher, Freund und Feind jetzt friedlich neben einander.

Eben bog ich um die Ecke, als ich auf zwei Tote stieß, die mein Interesse in hohem Grade fesselten.

Es war dies ein großer, kräftiger preußischer Königsgrenadier mit eingeschlagenem Schädel, neben ihm ein nicht minder kräftiger Turko

mit durchbohrter Brust. Wahrscheinlich waren beide an dieser Ecke aufeinandergestoßen und hatten sich gegenseitig abgeschlachtet. Wahrlich, ein Bild des Entsetzens!

Deshalb eilte ich rasch davon und dankte dem Himmel, daß ich noch unter den Lebenden weilte.

Ich gelangte nun zum Hauptgebäude, aus welchem gerade ein Trupp bayerischer und preußischer Soldaten mit Wein schwer beladen hervorkamen.

Meine Frage: „Giebt's noch mehr?" wurde schnell bejaht, und ich eilte, so rasch ich konnte, die Kellerstufen hinab. Eine große Anzahl Fässer, gefüllt mit der besten Sorte, lagen hier aufgetürmt.

Der Zufall ließ mich einen ziemlich großen Zuber (Gelte) finden, den ich bis zum Rande füllte, und eilte hierauf dem Lager zu. Als mich meine Kameraden mit so langen Schritten, den Zuber auf dem Kopfe, daher kommen sahen, brachen sie in ein stürmisches Gelächter aus, jedoch war ihre Freude sodann umso größer, da ich den vorzüglichen Wein mit ihnen teilte, und wir tranken auf französischem Boden französischen Wein auf deutsches Waffenglück und fernere Siege!

Da die Ruhe nirgends mehr gestört wurde, legten wir uns bald aufs Ohr, um neue Kräfte für den kommenden Tag zu sammeln.

Endlich.

Von v. B.

Nach beinahe sechstägiger ununterbrochener Fahrt durch Sachsen, Thüringen, Bayern, Hessen halten wir auf freiem Felde zwischen Landau und Zabern, denn Kanonendonner schallt uns entgegen, das Treffen bei Weißenburg ist in vollem Gange. Signale zum Debarkieren ertönen, das Bataillon formiert sich zum Gefecht. Die Truppen bilden die Spitze des II. preußischen Armeekorps. Trotz der starken Strapazen, der langen Fahrt in glühender Hitze, sieht man keinerlei Ermüdung auf den Gesichtern der polnischen Musketiere, nur Erwartung, Spannung drückt sich bei allen aus. Wird man noch zur Verwendung gelangen; kommt das Bataillon vielleicht schon an den Feind? — Das wird hin- und herdiskutiert. Angesichts des stärker werdenden Geschützfeuers wird ge-

laden und der Überzug von der Fahne entfernt, ein feierlicher Moment. „In Kompagnie-Kolonnen auseinandergezogen, ohne Tritt Marsch!“ ertönt das Kommando, und vorwärts dem Kampfe zu bewegt sich das Bataillon. Nach cirka halbstündigem Marsche sprengt ein Ordonnanzoffizier vom Stabe des Generals von Kirchbach heran und überbringt die Nachricht vom günstigen Stande des Gefechtes und zugleich die Weisung zum Halten, da keine Verstärkungen vorn benötigt werden. Nach längerem Verweilen werden die Gewehre zusammengesetzt, und begierig lauschen wir alle den kurzen Mitteilungen eines soeben anlangenden Generalstabsoffiziers, der Einzelheiten über das ziemlich hartnäckige Gefecht erzählt; der Sturm der Königsgrenadiere auf den Gaisberg ruft helle Begeisterung hervor, ist es doch ein Truppenteil der heimatlichen Provinz, der sich hier so rühmlich ausgezeichnet. Den Stockpolen, und ihrer ist ein sehr großer Prozentsatz, wird alles sofort seitens der Unteroffiziere in ihre Muttersprache übersetzt, alles drängt herzu und schließlich erschallt infolge Aufforderung des Bataillonskommandeurs ein donnerndes Hurra diesem ersten deutschen Siege!

„Das erste in der Richtung von Landau eintreffende Bataillon hat Weißenburg zu besetzen und für Abräumung des Schlachtfeldes Sorge zu tragen!“ so lautet der Befehl seitens des Oberkommandos der III. Armee, der jetzt dem Major von einer Ordonanz zugestellt wird. Besatzung bilden und Tote beerdigen, beides Kommandos fatigues, und wir sehnten uns doch, es den Kameraden gleichthun zu können; indessen was befohlen, ist heilig, also vorwärts ohne Verzug zur Ausführung geschritten.

Glücklicherweise war die Regimentsmusik dem Bataillon attachiert, sie ließ nunmehr lustige Weisen ertönen, bis wir in den Bereich des Schlachtfeldes gelangten; da schwieg sie, der Ernst des Todes äußerte seine Wirkung, wir lösten langsam die Marschordnung, um den Gefallenen aus dem Wege zu gehen. Hier schimmerten blaue Uniformen, es waren bayerische Jäger, bei jedem Toten lagen schmale Pappschachteln, welche die metallenen Werderpatronen beherbergt hatten, vis-à-vis ruhten Turkos in ihren malerischen Uniformen, die bayerischen Jägerbüchsen hatten gründlich aufgeräumt unter den Afrikanern, lauter Brust- und Kopfschüsse waren zu verzeichnen. Hier konnte gleich mit den Mannschaften applikatorischer Unterricht abgehalten werden; und richtig, da begannen bereits einige alte Sergeanten mit ihren Unterweisungen: „seht Leute, so müßt ihr schießen, das lobe ich mir!“ u. s. w. Doch zur Instruktion

gab es keine Zeit, das Weichbild der Stadt wurde erreicht und ein hochinteressantes Bild des gesamten Gefechtsfeldes entrollte sich unseren Blicken. Natürlich interessierten sich die Mannschaften zunächst für die Gefallenen mit gelben Achselklappen, aus der schlesischen Heimat stammend; es wurden ihrer beim Passieren des Bahnhofes besonders viel bemerkt, hier hatte das 58. Regiment tapfer gestritten. Eine starke lebende Hecke mußte unterm Feuer der Verteidiger des Stationsgebäudes, in Kompagniekolonnen=Breite erst niedergelegt werden, ehe das Regiment zum energischen Angriff vorzugehen vermochte. Jeder Waggon war schließlich als Deckung benutzt worden, aber dennoch hatten die Verluste sich stetig gehäuft, bis der letzte umfassende Vorstoß das Gebäude dem Gegner entrissen hatte; die einzelnen Phasen des Kampfes waren an den verschiedenen Gruppen der Gefallenen deutlich zu verfolgen. Hier, unweit des Bahnhofes, war ein Damm dreimal seitens der Turkos angegriffen worden, um die Wegnahme des Stationsgebäudes zu verhindern, aber dreimal schmetterte das Schnellfeuer der schlesischen Jäger die afrikanischen Horden zurück. Der Kommandeur Graf W. war, als er den dritten Angriff der Turkos unter lautem „Allah il Allah"=Geschrei sich heranwälzen sah, auf den Eisenbahndamm gesprungen, und hatte seinen Jägern zugerufen: „Auf 200 Schritt herankommen lassen, nicht eher schießen!" und trotz des kritischen Moments siegte die brillante Feuerdisziplin der Elitetruppe, kein Mann schoß vor, aber auf die angegebene Distanz entlud sich ein Massenfeuer, welches die vordersten Reihen der Truppen aus Algier buchstäblich niedermähte.

Mit der größten Spannung verfolgten die Mannschaften die Spuren dieser hochinteressanten Gefechtsszenen, welche sich hier vor wenigen Stunden abgespielt. Jetzt passierte die Truppe eine Hopfenanpflanzung, welche von bayerischen Jägern gestürmt worden war; die kräftigen Hochlandssöhne hatten mit Kolben und Bajonett dreingeschlagen, da das Schießen zu keinem Ziele führte.

Nun geht's zur Stadt, „Tritt gefaßt, Musik an die Tete", erschallt das Kommando, und unter den Klängen des bekannten Armeemarsches Nr. 24 wird feierlich eingezogen. Wie ausgestorben erscheint der Ort, allerwärts Spuren deutscher Granaten, eine solche hatte auch die beiden erwachsenen Kinder des unglücklichen Maires von Weißenburg getötet. Und was lastete in den ersten Tagen alles auf der Person des bedauernswerten Stadtoberhaupts! — Plötzlich verbreitet sich die Nachricht, der französische General Abel Douay, Kommandierender der fran=

zösischen Streitkräfte bei Weißenburg, sei gefallen und liege in einem Gartenhause in der Nähe der Gaisbergstellung, von wo er mit seinem Stabe das Treffen geleitet hatte. Zugleich wird bekannt, daß auf Befehl des Oberkommandos unser Bataillon bei Bestattung des französischen Heerführers die Trauerparade zu stellen habe, ein Auftrag, den wir alle mit großer Genugthuung vernahmen, denn der feindliche Führer starb den Heldentot. Am folgenden Tage steht das Bataillon zur Erweisung des Ehrenkondukts, und staunend sehen die gefangenen, die verwundeten Franzosen, sieht die gesamte Bevölkerung der Stadt Weißenburg, wie sich die barbarischen Deutschen ritterlich ihrem gefallenen General gegenüber benehmen. Wie zur Parade ausrückend, stand das Bataillon; dumpf ertönten die gedämpften Trommeln, feierlich begrüßten die Weisen eines Chorals den Sarg, welcher, von 12 Unteroffizieren getragen, sich der Truppe nähert, „Achtung, präsentiert das Gewehr!" ertönt die Stentorstimme unseres Kommandeurs, die Fahne senkt sich vor dem tapferen Besiegten, die Offiziere salutieren mit dem Degen, — ob Freund ob Feind, die gleichen Ehren, so ist es von jeher gehalten worden von deutschen Kriegern. Und nun angesichts fast der ganzen Stadtbevölkerung, im Beisein vieler Hunderte französischer Offiziere und Soldaten bewegt sich der Zug feierlich zum Bitscher Thore dem Friedhofe zu. Unsere vortreffliche Regimentsmusik ließ denjenigen ihrer Trauermärsche ertönen, den sie von jeher meisterhaft exekutiert, den schönsten, den erhebendsten von allen, den Chopinschen; aber es lag hierin noch eine besondere Courtoisie gegen die Franzosen, diejenigen Weisen, die von einem ihrer Landsleute komponiert, zu spielen. Wahrhaft ergreifend erklang der Trauermarsch und mehr als einmal hörte man den Ausruf: „ah quelle belle musique!" —

Wie oft sollten wir ihn im Verlaufe des Jahres noch hören bei der Bestattung lieber unvergeßlicher Kameraden; trotzdem ist jene erste Trauerfeier im feindlichen Lande zur Ehre eines gefallenen Gegners jedem Teilnehmer eine dauernde Erinnerung geblieben, sie hat jedenfalls mit dazu beigetragen, den Franzosen eine andere Vorstellung über die deutschen Barbaren beizubringen, als sie sie bis zum Ausbruche jenes für sie so verhängnisvollen Krieges besaßen.

Das 10. bayerische Jäger-Bataillon bei Weißenburg.

Bei Weißenburg, der alten Feste,
Wo's deutsche Heer den Sieg gewann,
Wo's deutsche Blut, das allerbeste,
Aus tausend Wunden niederrann,
Dort schlummert mancher Mutter Sohn
Vom zehnten Jägerbataillon.

Die tapfre Schar, die immer weiter,
Die unaufhaltsam vorwärts drang,
Die tapfre Schar der kühnen Streiter,
Die dort im Sturm den Feind bezwang,
Das war, o Fürst auf Bayerns Thron,
Dein zehntes Jägerbataillon.

Wer dort sich wacker durchgeschlagen,
Wer dort ein kühner Jäger war,
Der freut sich noch in späten Tagen,
Der freut sich noch im Silberhaar,
Der spricht noch oft im Siegeston
Vom zehnten Jägerbataillon.

Der Kämpfer, die ums Leben kamen,
Wer kühn voran die Fahne trug,
Behalte Deutschland dir die Namen
Und schreib sie in dein Heldenbuch,
Ein ew'ger Ruhm gebührt als Lohn
Dem zehnten Jägerbataillon.

Wo deutsche Kühnheit sich bewährte,
Wo's manche frühe Leiche gab,
Dort grub man in die kühle Erde
So manches stille Heldengrab,
Dort schlummert mancher Mutter Sohn
Vom zehnten Jägerbataillon.

Ein Jäger.

Humor im Kampfe.

Von einem ehemaligen 5er.

Am 4. August 1870 tobte der Kampf vor den Mauern von Weißenburg.

Die Franzosen wehrten sich hartnäckig und nur Schritt vor Schritt konnte in den Weinbergen um Weißenburg Terrain gewonnen werden.

Besonders die Turkos leisteten zähen Widerstand; jede, auch die kleinste Deckung benützend, gingen sie nur zögernd, von uns lebhaft gedrängt, zurück.

„Piff — Piff" — pfiff es uns aus nächster Nähe um die Ohren; hinter jedem Weinstock kauerte einer jener französischen Kulturträger mit Gesichtern, manchmal schwarz wie die Hölle und häßlich wie der Teufel.

Nur noch wenige Schritte waren sie von uns entfernt, unaufhörlich knallten die Chassepots, jedoch gottlob gingen die meisten Kugeln über unsere Köpfe hinweg, da die Turkos meistens zu hoch, oder — gar nicht anschlugen, sondern nur die Munition verpufften.

„Einen solchen schwarzen Kerl möchte ich doch einmal ganz in der Nähe sehen!" bemerkte so im Vorgehen unser damaliger Hauptmann Karl Seekirchner.

Weiter und weiter rückten wir vor, unsere Gegner immer mehr einengend und zurückdrängend.

Nur noch einige 20 Schritte, durch eine Chaussee getrennt, sind jetzt die beiden Feuerlinien, da springt plötzlich der Soldat Nachbauer der Kompagnie hinüber über die Chaussee, — piff, piff, — knallt es wie wahnsinnig —, packt einen Turko — einen kohlrabenschwarzen Nubier, beim Krawattl, zieht ihn mit starker Faust heraus aus dem Graben, schleppt ihn über die Straße und bringt ihn vor seinen Hauptmann.

„So, Herr Hauptmann, da ham's so an schwarzen Teufi — lebendi — den allerschönsten hab i g'rad net derwischt!" und dann fährt er mit seinem naßgemachten Zeigefinger dem Sohne der afrikanischen Sonne über den nackten, schwarzen Hals, betrachtet sodann seinen Finger und spricht: „Na, der Kerl is doch net g'schwärzt, dös is Naturfarb'!"

Die Schlacht von Wörth.

Von Leo Hegmann.

Siegesmutig und kampfeslustig erhoben wir uns am Morgen des 5. August vom Lager bei Weißenburg, um jenen Marsch anzutreten, der wohl allen Soldaten des II. bayerischen Armeekorps, welche heute noch leben, noch gut erinnerlich sein wird, den Marsch über den Geisbergwald nach Lembach.

Die Straße zieht in vielen Windungen den Berg hinan, und wenn ich mich recht erinnere, so brauchten wir drei bis vier Stunden, bis die Höhe erreicht wurde. Infolge der großen Hitze fielen die Soldaten um, sozusagen, „wie die Mücken". Doch hielt ich tapfer aus und nachdem die Höhe hinter uns lag, war für mich die Gefahr schlapp zu werden vorbei, und ich marschierte trotz meiner 18 Jahre so stramm wie ein Alter.

Die ganze Straße von Weißenburg bis Lembach war besät mit französischen Uniformstücken: Tschakos, Käppis, Tornister, Patronen ꝛc. lagen bunt durcheinander, wirklich ein schlechtes Zeugnis für die Disziplin der französischen Armee.

Spät abends nach einem Marsche von über 40 km kamen wir in Lembach an.

Ein furchtbares Gewitter, wie ich's vorher noch nie erlebte, entlud sich während der Nacht. Blitz auf Blitz zuckte nieder, Donner folgte auf Donner, gleichsam Unheil für den nächsten Tag verkündend. Ohne jeglichen Schutz, nichts habend als den treuen Mantel, waren wir dem Unwetter ausgesetzt.

Unwillig sagte ich zu meinem Nebenmann: „Lieber noch eine Schlacht mitgeschlagen, als solch schlechtes Biwak." „Du hast recht", bestätigte der alte Reisweber.

Doch die Jugend und das Bewußtsein des Siegers ließen auch das ertragen und als früh 3 Uhr angetreten wurde, fehlte kein einziger der Kompagnie.

Schon am Abend, alsbald nach unserer Ankunft in Lembach, wurde uns von dem Kompagniechef mitgeteilt, daß der Feind vor uns im Walde sich befände, und das 9. Infanterieregiment morgen die Avantgarde zu bilden hätte; wir hatten also die Ehre, uns an diesem Tage zuerst mit den Franzosen zu messen.

Es war wohl gegen 4 Uhr morgens, als wir am 6. August das Biwak bei Lembach verließen. Aber nur langsam konnte sich das Regiment vorwärts bewegen, weil die Wege durch den starken Regen ganz bodenlos geworden waren.

Eine Stunde mochten wir so unterwegs sein, als wir aus ziemlicher Entfernung Kanonendonner hörten. Vermutlich war preußischerseits schon ein Artilleriekampf entbrannt, denn unmittelbar vor uns war noch alles ruhig. Nach kurzer Zeit passierten wir noch ein kleines Dorf (ich glaube Mattstatt) und erreichten bald darauf ein zwischen Wald gelegenes Wiesenthal, woselbst Halt gemacht wurde.

Se. Excellenz General Hartmann ritt mit seinem Stabe an uns vorüber, jedenfalls um die nötigen Dispositionen zu treffen, denn dieselben kehrten alsbald wieder zurück.

Gleich darauf rasselte eine Batterie vorbei, der eine Sanitätskolonne folgte.

Auch wir erhielten Befehl zum Aufbruch. Eine kleine Anhöhe, die vor uns lag, war bald erreicht und dann gelangten wir, nachdem noch eine Strecke Wald zurückgelegt war, wieder auf freies Feld. Hier war bereits das 2. Chevauxlegerregiment und das 6. Jägerbataillon aufmarschiert, die Batterie hatte Stellung genommen und die Sanitätskolonne war mit dem Herrichten des Verbandplatzes beschäftigt.

Fürwahr kein angenehmer Eindruck für einen in das Gefecht ziehenden Soldaten.

Das Regiment marschierte jetzt in Bataillonskolonnen auf. Doch war auf unserer Seite noch alles ruhig, nichts vernehmbar, als der von links kommende Geschützdonner.

Jetzt wurde das bekannte Zündhütchen verpufft und hierauf wieder die Gewehre geladen.

Weithin schallend ertönte die Stimme unseres tapferen Obersten: „Regiment!“ — eine kleine Pause, bis die Bataillonskommandeure ihre Kommandos abgegeben hatten —, „neuntes Regiment an die Spitze! Erstes und zweites Bataillon in die Kette! Drittes Bataillon Unterstützung! Rechts in Staffeln vorwärts Marsch!“ Die Musik spielte den Manöviermarsch und wie auf dem Exerzierplatz ging es dem Feinde entgegen.

Das 1. und 2. Bataillon löste sich alsbald in Plänklerketten auf, während unser Bataillon mit cirka 300 Schritt Abstand geschlossen als Unterstützung folgte.

Nachdem wir bei Weißenburg die Feuertaufe erhalten, waren wir heute schon etwas kühner, und furchtlos sahen wir dem Kampfe entgegen.

In kurzer Zeit gelangten wir in das Dorf Langensulzbach, das wie ausgestorben schien. Auch nicht ein Einwohner ließ sich blicken, jedenfalls hatten sich dieselben in die Keller zurückgezogen, was wir auf unliebsame Weise später gewahr wurden.

Außerhalb des Dorfes wendeten wir uns links in Obst- und Hopfengärten und hatten kaum einige Schritte zurückgelegt, als wir angeschossen wurden, ohne den Feind zu sehen.

Da auf einmal ein Getöse wie das Rollen des herannahenden Donners und eine Mitrailleusensalve fuhr klirrend mitten in das Bataillon.

Ich sah nur noch eine Anzahl Leute schwer getroffen zusammenbrechen und fort ging es in den besseren Schutz gewährenden Wald. Gleichzeitig löste sich das Bataillon in Kompagnien und diese wieder in Zügen auf.

Unaufhörlich donnerten die Mitrailleusen herüber und die Kugeln flogen um unsere Köpfe wie die Schneeflocken, häufig ihre Opfer fordernd, unter den ersten meinen Landsmann Gatto, der, in den Kopf getroffen, tot niederstürzte. Er that mir sehr leid, der brave junge Mann, doch keine Zeit war hier zu verlieren, denn „Vorwärts!" hieß es, „den bedrängten Kameraden zu Hilfe!"

Jetzt kam auch die bayerische Artillerie ins Treffen und Granaten auf Granaten warf dieselbe in die feindlichen Reihen, sowie in das auf einem Berge liegende Fröschweiler, das bald zu brennen anfing.

In dem mit dichtem Gebüsch untermischten, schwer passierbaren Wald kamen die einzelnen Kompagnien etwas auseinander und konnten wir nur langsam feuernd vorrücken. Deshalb wurde derselbe wieder verlassen, um dem Feinde auf freiem Felde beizukommen.

Bald hinter einem Baum oder hinter einer Hecke uns deckend drangen wir unaufhaltsam vorwärts und bald war die erste Anhöhe, ohne daß der Gegner einen Angriff gewagt hätte, genommen.

Der Kampf hatte bereits viele Opfer gefordert, worunter auch meinen Freund, Sergent Hofmann, welcher schwer verwundet wurde.

Das Gefecht kam hier zum Stehen. Nun rückten auch Abteilungen der 8. Brigade vor und griffen sofort in den Kampf ein. Es war dies

auch höchste Zeit, denn wir waren nahe daran, uns zu verschießen und einzelne Leute mußten schon die Munition der Toten und Verwundeten herbeiholen.

Mit einigen Mann lag ich hinter einer mit einem Steinhaufen umgebenen Hecke, welche eine nicht zu unterschätzende Deckung bot. Granaten sowie Mitrailleusen- und Chassepotkugeln schlugen rechts und links, vor und hinter uns in den Boden. Ein Glück war es für uns, daß die meisten Granaten nicht krepierten. Längere Zeit schon unterhielten wir in dieser Stellung ein lebhaftes Feuer mit den jenseits des Wiesenthales am Waldsaume gegen Fröschweiler eingenisteten Franzosen, als ein Bataillon des 1. Infanterieregiments, welches der 8. Brigade zugeteilt war, anrückte.

Da hörten wir auf einmal wieder das verdächtige Rollen der Mitrailleusen, und die tötlichen Geschosse flogen über uns weg in das nahende Bataillon, dessen Kommandeur schwergetroffen vom Pferde sank. Nie werde ich diesen Moment vergessen.

Gleich darauf stürmte das Bataillon mit Hurrarufen an uns vorüber.

Doch was hören wir? Ist das nicht das Signal „Rückwärts?“

Wir spitzten die Ohren. Richtig, es ist keine Täuschung, es hieß: „Marsch zurück!“

Daß wir uns nicht lange besannen, sondern sofort den Rückgang antraten, läßt sich leicht denken. Waren wir doch noch im Unklaren, ob die Franzosen vorrückten oder nicht. Im Laufschritt, oft bis halb zum Knie in die feuchten Äcker einbrechend, suchten wir sobald wie möglich Langensulzbach wieder zu erreichen.

Eine große Strecke hatten wir schon zurückgelegt, als ich kaum noch imstande war, fortzukommen, deshalb blieb ich einmal stehen und sah mich um, ob wir nicht verfolgt würden. Dies war jedoch nicht der Fall.

Trotzdem wir noch immer beschossen wurden, konnte ich doch keine einzige Rothose erblicken, dafür aber in nicht allzu großer Entfernung am Waldessaume gegen Wörth die ersten Pickelhauben.

Es war mir sofort klar, daß wir nicht retirieren, sondern entweder abgelöst oder das Gefecht abgebrochen werden sollte. Deshalb ging ich jetzt ganz langsam und trotzdem noch einzelne Kugeln um meinen Kopf pfiffen, erreichte ich unversehrt Langensulzbach. War dieses Dorf bei unserm Vordringen wie ausgestorben, so hatte sich die

Sachlage ganz geändert. Aus Fenstern und zumeist aus den Kellern wurde auf die durcheilenden Truppen geschossen.

Auch von dem Trupp, bei dem ich mich befand, wurde noch ein Soldat an der Ferse erheblich verwundet. Oberhalb des Dorfes traf ich unseren Feldwebel, der schon einen großen Teil der Kompagnie um sich gesammelt hatte. Nach und nach fanden sich die Abteilungen auf demselben Platz wieder ein, von der wir in den blutigen Kampf gezogen waren.

Aber wie sahen die Kompagnien aus, als sie zusammengestellt wurden, um den Verlust zu ermitteln; welche Lücken zeigten sich in den einzelnen Zügen; wie mancher brave Kamerad fehlte, der eine erschossen, der andere verwundet! Wie mancher arme Familienvater war seinen Lieben entrissen worden, wie manche Mutter verlor an diesem Tag ihren einzigen Sohn.

Das Regiment, welches vier Stunden gegen einen überlegenen Gegner tapfer gekämpft hatte und von seinem Kommandeur erst dann aus der Gefechtslinie zurückgezogen wurde, als die Abteilungen aller drei Bataillone sich vollständig verschossen hatten, verlor an diesem Tage 13 Offiziere und 300 Unteroffiziere und Gemeine.

Auch unser Bataillon traf eine erhebliche Anzahl Leute, und hat namentlich die 12. Kompagnie, welche die Lieutenants Tod und Bauer verlor, gelitten. Nachdem die Abteilungen wieder rangiert waren, durften wir unsere Tornister ablegen, mußten jedoch in Bereitschaft bleiben, um allenfalls sofort wieder in den Kampf eingreifen zu können.

Doch ließen sie uns in Ruhe. Hatten wir doch auch heute unsere Schuldigkeit in vollstem Maße gethan und konnten die Vollendung des Sieges, den wir im verlustreichen Feuergefechte und zäher Ausdauer vorbereitet hatten, den nachrückenden Truppen überlassen. Inzwischen war auch die Feldgendarmerie nicht unthätig und stöberte die Einwohner Langensulzbachs auf, die sich in so „liebenswürdiger" Weise der durcheilenden Truppen angenommen hatten, und transportierte dieselben, am Steigbügel angehängt, zum kommandierenden General.

Was mit ihnen weiter geschah, ist mir nicht bekannt.

Die Schlacht tobte immer noch fort, hauptsächlich um Fröschweiler, dessen Kirche in lichterlohen Flammen stand. Endlich, spät am Nachmittag, ließ das Feuer nach; Ordonnanzen sprengten hin und her, welche bald darauf die Meldung brachten, daß der Feind vollständig geschlagen sei und in voller Flucht sich befinde.

Mit Jubel empfingen wir diese freudige Botschaft. Jetzt erst konnte ich mich nach meinem Bruder umsehen, der bei der 3. Kompagnie als Unteroffizier stand, und den ich seit dem Ausmarsch nicht mehr gesehen hatte.

Auch er war wie ich unverwundet geblieben. Er wurde später für sein tapferes Verhalten in dieser Schlacht mit dem eisernen Kreuz und mit der silbernen Tapferkeitsmedaille dekoriert.

Am Abend bezogen wir wieder unser altes Biwak bei Lembach. Unterwegs begegnete uns ein bayerisches Ulanenregiment im gestreckten Galopp, welches zur Verfolgung des Feindes beordert war. Lange Züge von Gefangenen sahen wir am Abend durch Lembach transportieren: Weiße, Schwarze, Gelbe, Braune bunt durcheinander, alle mit finsteren, feindseligen Blicken die Sieger musternd.

Immer noch langten neue Züge Gefangener an.

Doch hatte ich kein Interesse mehr daran, diese Gesichter noch länger zu betrachten und begab mich zur Ruhe, deren jeder so notwendig bedurfte.

Der 6. August in der Geschichte.

In diesem Augenblicke ist wohl die Zusammenstellung nachstehender historischer Daten von besonderem Interesse.

Folgende Ereignisse fallen sämtlich auf den 6. August: 843: Vertrag zu Verdun, Deutschland entsteht; 1648: Schluß des Westfälischen Friedens; 1762: Katharina entsagt der russischen Herrschaft; 1806: Ende des deutschen Reiches, Franz II. legt die Kaiserkrone nieder; 1833: großer Monarchen-Kongreß gegen Frankreich in Teplitz; 1840: Landung Louis Napoleons in Boulogne, er wird gefangen nach Ham gebracht; 1870: die Schlachten bei Wörth und Saarbrücken.

Ein Besuch in Ingolstadt im Jahre 1870.

Von Karl Haber.

Ein „verflossener" bayerischer General behauptete vor Jahren, eine Eisenbahn nach Ingolstadt sei durchaus den wahren Grundsätzen der Strategie zuwider. Glücklicherweise wurde auch diese Unfehlbarkeit von den Prinzipien des 19. Jahrhunderts über den Haufen geworfen und man fährt jetzt mit dem Schnellzuge in $2^1/_2$ Stunden von München nach der berühmten bayerischen Festungsstadt. Ein bequemer Omnibus bringt den Reisenden in wenigen Minuten vom Bahnhofe vor das Thor des Gasthofes „zum Adler", dessen freundlicher Wirt, reiche Table d'hôte und vor allem klassischer Schinken allen denen empfohlen seien, die in gewöhnlichen Zeiten oder, was allerdings nicht wünschenswert ist, durch ein Eisenbahnunglück zu längerem Aufenthalte genötigt werden.

Bei einem ersten Gange durch die Straßen der Stadt glaubt man sich in eine kleine französische Garnisons-Provinzialstadt versetzt. Man sieht so ziemlich alle französischen Uniformen repräsentiert. Kürassiere,

Dragoner, Chasseurs de Vincennes, Zuaven und gewöhnliche Infanterie dürfen ohne Eskorte bummeln und „shopping“ gehen, Turkos aber nur mit Eskorte. Es macht einen drolligen Eindruck, die Söhne des Südens und Kabyliens von einem wohlbewaffneten bayerischen Soldaten aus Niederbayern oder der Oberpfalz begleitet zu sehen. Humor der Weltgeschichte! Hauptziel der Gefangenen sind die Tabaksläden und der Viktualienmarkt, wo besonders Zwiebeln und famose Rettiche des Beifalles der bekanntlich an der Spitze der Zivilisation marschierenden Nation sich erfreuen. Die 4000 Gefangenen sind in verschiedenen Forts untergebracht. Die Turkos mußte man von den eigentlichen französischen Truppen trennen, da diese dieselben perhorreszieren. Es gehört zu meinen interessantesten Erinnerungen, das „Stilleben“ dieses Raubgesindels belauscht zu haben. Ihre Behausung macht den Eindruck einer Menagerie; eine feine Havanna leistet wie bei einer Leichensektion erquickliche Dienste, und ich erinnerte mich lebhaft einer Stelle in Bakers Reise, wo er einige Völkerschaften der Njansa-Ufer als unter dem Tiere stehend charakterisiert. Die schwarzen Bestandteile der Turkos-Kohorte stammen aus den südlich von Chartum gelegenen Negerländern und eignen sich, wie man aus Baker ersieht, am besten zu Pionieren der Kultur. Ein riesiger Neger, eher der nubischen Rasse angehörend, erregte besonders meine Aufmerksamkeit. Einige Köpfe, die ich auch in gelungenen Photographien besitze, sprechen leider sehr für die Theorie unseres Karl Vogt. Unsere Offiziere erzählten mir eine unvergeßliche Szene, welche die Turkos aufführten, als sie, von viertägigem Fasten ermattet, in Ingolstadt ankamen. Sie fielen über das ihnen zugeworfene Brot her wie ausgehungerte Tiger. Einige sprangen vom ersten Stockwerke der Kasematte herunter und trotzten der Gefahr, sich beide Beine zu brechen. Es war eine richtige Menagerie-Fütterungsszene. Man mußte Gewalt brauchen, um die Bestien auseinander zu halten; sie hätten sich, unbewaffnet wie sie waren, mit den Zähnen zerfleischt. Die weißen Turkos gehören einer noch gefährlicheren Menschenklasse an. Wer je den Bagno von Toulon besucht hat, kennt den eigentümlichen Gang der Kettensträflinge, und die fleißige Romanleserin weiß, daß dieser Gang noch nach Jahren den freigelassenen Verbrecher verrät. Nun, ich schauderte, als ich verschiedene Turkos promenieren sah, deren Gang unzweifelhaft auf die im Bagno verlebten Jahre hindeutete. Ich mag nicht daran denken, wie diese Bestien als Sieger bei uns gehaust hätten. Es muß unser aller Pflicht sein, unsere braven

Truppen, die uns aus dieser Gefahr erretteten, hochzuhalten und den verstümmelt und arbeitsunfähig aus dem Kriege Heimkehrenden ein sorgenloses Leben zu bereiten.

Weniger Interesse bieten die Zuaven, unter denen viele Deutsche — und welche unglaubliche Existenzen! — und Elsässer, die versicherten, sie würden gerne wieder Deutsche werden, wenn sie nur ordentlich zu essen bekämen; ich konnte ihnen mit gutem Gewissen beruhigende Zusagen machen. Ein Kürassier, nach der Schlacht von Wörth gefangen, erzählte mir viele interessante Details und beklagte sich über die heillose französische Führung. Heiterkeit erregten die Chasseurs de Vincennes, die ich zum Gaudium unserer liebenswürdigen Offiziere „die Telegraphierten" nannte; es waren nämlich die Opfer der bekannten telegraphischen Kriegslist. Alle sind so gut als möglich logiert und genährt und vertreiben sich bestmöglich die Zeit; einen französischen Infanteristen, der mit einem Kameraden Piquet spielte, und dem ich in die Karten guckte, erheiterte ich, als ich ihm bemerkte, daß ihm ein riesiger Neunziger bevorstehe. Man beschäftigt viele mit Festungsarbeiten und löhnt sie mit 18 (?) Kreuzern per Tag. Die Offiziere, mit denen ich sprach, leben in Illusionen. Einer behauptete, sie wären bei Weißenburg 6000 Mann gegen 145,000 Mann gewesen, und schimpfte jämmerlich über General Douay. Die Herren sind alle traurig und niedergeschlagen und lesen, ihrer Ignoranz entsprechend, nur französische Zeitungen, die ihnen unsere letzten Siege bei Metz mundgerecht machen. Sie glauben nicht an unseren baldigen Einzug in Paris und prophezeien eine komplette Vernichtung der deutschen Armeen. Unter einander stehen sie nicht zum besten, denn einige aßen getrennt von anderen ihr bescheidenes Diner. Nur einer, ein intelligenter Blondkopf, schien eine Ahnung der Wahrheit zu haben und weinte, als wir von den letzten Kämpfen bei Metz sprachen. Die kaiserliche Mißwirtschaft verachten sie alle gründlich und geben nur zu, daß das unselbständige Regiment Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht haben. — Ich verließ Ingolstadt mit dem letzten Zuge und legte mich in München mit einem eigentümlichen Gefühle des Behagens ins Bett, da ich die „Helden der Zivilisation" in den prachtvollen, soliden Kasematten der bayerischen Festung so wohl verwahrt wußte.

Ein Amulett.

Von einem damaligen Reserve-Offizier.

„Ich bin etwas abergläubisch und möchte Ihnen gern noch irgend ein Amulett umhängen, das Ihr Leben in der Schlacht bewahren soll. Wo finde ich nur gleich eine Brosche oder so etwas.“

So sprach am 20. Juli in einer schweizerischen Villeggiatur die mütterlich gesinnte deutsche Hausfrau zu dem jungen Gelehrten, den der Ruf des Vaterlandes zur nie vergessenen Fahne entführte. Doch er, auf ein Häufchen Goldes hinweisend, welches man dem treuen Gehilfen als Freundesgabe zu Kriegsbedürfnissen aufgedrängt hatte, erwiderte halb scherzend: „Suchen Sie bei Leibe nicht nach weiteren Amuletten; da liegt Ihr reiches Geschenk; jedes der Goldstücke kann ja, so Gott will, eine Kugel abhalten.“

Vier Wochen später befindet sich unser Dr. phil. mitten im Sturmlauf wider St. Privat la Montagne. Wie alles getroffen um ihn hinsinkt, erreicht's ihn auch. Im Fallen schreit er Hurra und denkt: das war mein letzter Ruf.

Doch nach einigen Augenblicken dünkt's ihm, als könne der Schuß nicht tötlich sein, so wütenden Schmerz er auch empfindet. Er springt in die Höhe. Zuerst will ihm der Atem noch nicht vorhalten, bald aber gelingt's ihm, zu laufen und unter lustigem Hurra stürmt er mit der wieder erreichten Kolonne das Dorf, um welches so lange gerungen worden.

Bald hernach ward es Abend.

Nicht weit von einer brennenden Scheune stehend, fand er Muße, seine Wunde zu untersuchen.

Der Rock, die Westentasche waren durchbohrt; aus der letzteren fiel ein vollkommen hohlgeschossenes Zwanzigfrancsstück und eine plattgedrückte Kugel heraus.

Plötzlich stand ihm der Abschied von Ragaz vor der Seele. Gerade noch ein Goldstück vom damaligen Zehrgelde hatte er übrig. Die tötlich gerichtete Kugel war daran abgeprallt.

Und heute noch bewahrt er — in dankbarem Aufblick zu Gott — jenes Goldstück, sowie die plattgedrückte Kugel als ein — teueres Amulett, gespendet von deutscher Frauenhand.

Auf dem Vormarsch nach Paris.

Der deutsche Reiter.



Sein blankes Schwert, sein Rößlein wild
Und er sind Kameraden,
Kein's läßt vom andern, wenn es gilt
Den Ritt auf Todespfaden.

So stürmt der Dreibund in die Schlacht, —
Vergleichbar dem Gewitter, —
Wie Wolke, Blitz und Donnermacht: —
Roß, blankes Schwert und Ritter.

Und führt das Schicksal in den Tod
Nach heißem Kampf den Streiter,
So sinken sie im Abendrot
Treu Schwert und Roß und Reiter.

Da legt das Rößlein sich zurück
Zum sterbenden Soldaten,
Vom Schwerte blitzt ein Strahlenblick
Noch auf den Kameraden.

Und liegen alle drei im Grab,
So brechen vom Gewitter
Drei Zweige stets vom Eichbaum ab
Für Roß und Schwert und Ritter.

Durch die Vogesen.

Von Johann Pfahler, ehemals Korporal des 1. Chevauleger-Regiments, 3. Eskadron.

Nach der Schlacht bei Wörth am 6. August hatten sich die Franzosen „etwas sehr plötzlich" rückwärts konzentriert, was in gutem, ehrlichem Deutsch heißt — sie waren geflohen, durchgegangen! und die deutsche Reiterei verfolgte die fliehenden französischen Kolonnen, welche in völliger Auflösung sich so rasch zurückzogen, daß „man sie gar schier net verreite" konnte, wie jener brave schwäbische Reiter sich ausdrückte.

Am 7. und 8. August zogen wir durch die Vogesen, den Franzosen immer auf der Fährte, immer „auf den Hacken" — aber sie waren noch geschwinder als wir, samt unsern Rössern.

Frisch und fröhlich trabten wir dahin, immer spähend, immer lauschend, ob denn der fliehende Feind gar nicht zum Stehen zu bringen sei.

Immer weiter durch verlassene Dörfer, aber kein Feind in Sicht. Als Patrouillenführer ritt ich durch ein armseliges Vogesendorf — auch hier kein Feind — und aber auch sonst keine Menschenseele; ausgestorben schien der ganze Ort — menschenverlassen.

Dort hinter dem Orte ist ein französischer Biwakplatz; wohl kaum $1/2$ Stunde vor unserer Ankunft waren die armen gehetzten französischen Soldaten, die hier auf der Flucht kurze Rast gemacht hatten, ausgerückt, entwischt, wahrscheinlich von unserem Kommen durch Einwohner benachrichtigt. Das Nest war leer — die Vögel waren ausgeflogen.

V o r k u r z e m erst; denn noch brannten die Kochfeuer; soeben erst angestochene Weinfässer, noch fast ganz voll, fanden wir vor und machten uns gleich daran, uns von dessen Qualität recht gründliche Überzeugung zu verschaffen; nach französischer Ansicht ist dieser Wein damals jedenfalls in die „u n r e c h t e n K e h l e n" gekommen; aber g e s c h a d e t hat er uns nichts.

Auf einmal bringt mein braver Soldat Hofmeister ein — französisches Frauenzimmer herangeschleppt, die er irgendwo „derwischt" hatte.

Wahrlich, die Grazien waren an der Wiege dieses „Meisterstückes der Schöpfung" nicht gestanden!

Ein wüstes, häßliches Gesicht mit rotumränderten, schielenden Augen, ein herunterhängender, ungeordneter Haarzopf, dazu ein kolossaler Kropf berechtigten die Besitzerin dieser Schönheiten sicher nicht, bei dem Urteil des seligen Herrn Paris um den Preis mit zu konkurieren und gab uns einen schlechten Vorgeschmack von der Lieblichkeit französischer Frauen, deren wir bisher noch fast gar keine erblickt hatten.

Auf all meine Fragen, wann und wohin die Franzosen abgezogen seien, von welcher Abteilung, welche Waffengattungen hier biwakiert hätten, hatte dieses Frauenzimmer nur ein blödes Lächeln und ein stereotypes „Nix comprend pas!"

Ihr Anzug war im höchsten Grade defekt und zerrissen — ein Bild liederlicher Armut.

Nachdem all meine „Liebesmüh" — die Alte zum Reden zu bringen, vergeblich war, übergab ich sie wieder ihrem „Entdecker" — dem Chevauleger Hofmeister, um sie nach rückwärts, zum kommandierenden General von Hartmann zu transportieren, da ich sie hier in Feindesnähe nicht wieder freilassen konnte, weil sie sonst mit ihren Kompatrioten hätte in Verkehr treten und ihnen unseren Anmarsch und Stärke hätte mitteilen können.

Der arme Hofmeister mußte mit seiner schönen Siegesbeute das ganze soeben heranmarschierende II. bayerische Armeekorps passieren und wurde überall, von allen Truppen, mit höhnischen Hurra und Hoch!" begrüßt; es regnete gute und schlechte Witze über den „Schwolischö" mit seinem Schützling, und Hofmeister war herzlich froh, als er seinen Auftrag bei dem General Hartmann ausgerichtet hatte.

Doch auch diesem gegenüber beharrte die Alte in ihrem störrischen Schweigen; sie gab keinerlei Auskunft über ihre fliehenden Landsleute — und zwingen wollte man dieses alte Weib doch nicht.

Sie wurde noch einen Tagmarsch weiter zurücktransportiert und dann — laufen gelassen — da sie uns jetzt weiter keinen Schaden zufügen konnte, denn unsere siegreichen Truppen zogen unaufhaltsam weiter vorwärts im französischen Lande!

Erinnerungen aus Nancy.

Von Leo Hegmann.

Am 16. August 1870 hielt unser Regiment mit den übrigen Truppen der 4. bayerischen Infanteriedivision seinen Einzug in der Hauptstadt Lothringens, dem schönen Nancy.

Auf dem herrlichen Stanislausplatz hielt General von Hartmann mit seinem Stabe, um über die einziehenden Truppen die Parade abzunehmen.

Stramm marschierten wir an dem greisen Feldherrn vorüber; freundliches Kopfnicken bezeugte uns seine Zufriedenheit.

Bei der Verteilung der Quartierbillets erhielten wir die freudige Nachricht, daß unser Bataillon in Nancy als Besatzung zu bleiben habe.

Sieben volle Tage blieben wir dort.

Korporal Roth — vulgo Schleswig-Holstein-Weibersbrunn — und ich erhielten Quartier in der Rue de Stanislas.

Die herrlichen Tage, welche wir hier verlebten, wie könnte ich sie schildern? Die ausgezeichnetste Verpflegung, wie man sie nicht besser wünschen konnte, wurde uns zu teil.

Früh Kaffee mit Brot, sodann einen vollständigen Mittags- und Abendtisch, zu jeder Mahlzeit eine Flasche Wein und obendrein täglich noch fünf Zigarren. Deshalb sahen wir, als wir der schönen Stadt den Rücken kehrten, auch ganz anders aus, wie am Tage des bei allen Soldaten des 2. bayerischen Armeekorps in gutem Andenken stehenden berühmten Biwaks am 11. August bei Montbronn.

Einmal — wir saßen gerade beim Essen — hörten wir lautes Gelächter aus dem Vorhause, wo Vizekorporal Reisweber, genannt „Baron Krummholz", aus Würzburg, mit mehreren Leuten hauste. Wir legten den Löffel weg und eilten dorthin.

Was wir hier sahen, läßt sich schwerlich auf dem Papier genau wiedergeben. Noch heute, wenn ich daran denke, setzen sich meine Lachmuskeln in Bewegung. Mit weit ausgespreizten Beinen stand Reisweber vor seiner Quartierfrau und buchstabierte ihr das Wort „Essig" vor, welchen er zu haben wünschte. „E—s—s—i—g!" schrie er eben wieder aus voller Kehle. „Essik?" lallte die Frau, um gleich darauf fortzufahren: „Je ne vous comprends pas, monsieur!" (Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!)

Die Sache war zu köstlich und mußte noch ein wenig in die Länge gezogen werden, weshalb ich Reisweber bemerkte, er müsse noch etwas deutlicher und langsamer sprechen, dann werde ihn die Frau sicher verstehen.

„Was!" schrie er, „hörst du denn nicht, wie deutlich ich's dem dummen Frauenzimmer vorsage?" und in demselben Augenblicke brüllte er wieder: „Madame, E—s—s—i—g!"

Doch wieder ohne Erfolg, denn dieselbe Antwort erfolgte wie vorhin: „Je ne vous comprends pas, monsieur!"

Schäumend vor Wut ergriff er jetzt die auf dem Tische stehende Flasche, hielt sie an den Mund, machte die Bewegung des Trinkens, schüttelte sich so heftig er nur konnte und schrie aus vollem Halse: „Madame, Brrrr!"

„Ah vinaigre", sagte die Frau, lachte und holte schnell das Gewünschte.

Noch oft mußte unser „Krummer", wenn auf den Märschen der Gesang verstummte und keiner der Kameraden mehr etwas anderes zu sagen wußte, sein „Madame, **Brrrr!**" hören.

Aus dem Kriegs-Tagebuch eines Lieutenants vom 13. Infant.-Regiment.

1870.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

6. August. Von Ingelheim marschierten wir mit der Erwartung, noch im Lauf des Tages ins Treffen zu kommen, wegen des unergründlichen Schmutzes mit großen Anstrengungen gegen Wörth zu.

Wir hörten den ganzen Tag über Schießen, sowohl Kleingewehrfeuer als Geschützdonner.

Auf einer Höhe mußten wir Tornister und Helme ablegen und so mit Schirmmützen in Laufschritt vorwärts eilen, da wir noch an der Schlacht Anteil nehmen sollten.

Unsere Soldaten waren voll freudiger Erregung und rasch ging es vorwärts.

Vor Wörth sammelte sich die ganze Brigade in Bataillons-Kolonnen; wir luden und avancierten.

Wir sahen hier schreckliche Bilder des Todes, besonders auf dem ansteigenden Wege nach Fröschweiler. Ganze Sektionen toter Franzosen lagen hier, starr, die leblosen Augen weitgeöffnet.

Ich sprach mit mehreren Verwundeten. Wir sahen auch viele tote und verwundete Bayern.

Bei unserem Offensivstoße kamen wir nicht mehr zum Feuern, da die Franzosen schon retiriert waren.

Bei Fröschweiler standen die Preußen mit ihrem erbeuteten französischen Adler! Hurra! Viktoria!

Das 3. Chevauleger-Regiment mußte nachhauen. Wir selbst mußten wieder zu unseren Tornistern zurück. Ich war totmüde; gleichwohl mußte ich noch die Mannschaften zum Wasserholen führen. Wir waren an diesem Tage gewiß 12 Stunden marschiert, darum schlief ich vor Müdigkeit im Biwak bald ein.

7. August. Wir marschierten wieder über Wörth, wo noch die Dörfer Fröschweiler und Wörth brannten und noch viele Tote umherlagen. In Niederbronn standen noch die Eisenbahnwagen, mit welchen die französischen Verstärkungen herangelangt waren. Die Straße war mit endlosen französischen Bagagewägen bedeckt. Unser Marschziel war Zinsweiler. Hier habe ich Kalbfleisch und Wein requiriert und dann vorzüglich geschlafen. Auf dem anstrengenden, bis tief in die Nacht hinein sich erstreckendem Marsche waren viele Soldaten ausgetreten und zurückgeblieben.

8. August. Von Zinsweiler durch die Vogesen! — schöne Partie — nach Muttershausen. Das Biwak war romantisch gelegen. Gegen Morgen hatten wir wieder einen furchtbaren Regen.

Ich schlief bei Lieutenant Hafner, meinem Kompagniekameraden, auf der Fahnenwache.

Wir glaubten, daß wir etwas zu thun bekämen, möglicherweise mit den von der Festung Bitsch ausfallenden Franzosen; jedoch es zeigte sich niemand. Wir hörten wohl Kanonendonner, wurden jedoch nicht allarmiert. Nächsten Tages am

9. August marschierten wir bei fürchterlichem Schmutze durch das Bärenthal nach Lemberg, Kriegsmarsch mit Marschsicherung, da man glaubte, daß Lemberg vom Feinde besetzt sei; doch dem war nicht so.

Wir hatten schon geladen; dann mußten wir verschieden schwierige Defileen passieren und dann zurück nach Lemberg und von hier nach Enchenberg. In diesem Orte kam ich auf Fahnenwache.

Als Kommandant derselben hatte ich den strengen Befehl, unnachsichtlich gegen jeden Soldaten einzuschreiten, welcher unreifes Obst pflückte, da wir im Regimente schon viele Dissenteriekranke hatte.

Diesem Befehle mußte ich sogar durch Drohung mit dem Revolver Achtung verschaffen.

Mein treuer Diener, Leonhard Schmalz heißt der Wackere, überraschte mich mit Schwämmen zum Abendessen! Ha, welche angenehme Abwechselung in dem Menu! „Schwammerling mit Knödl!“ Jedoch! Jedoch am Morgen des anderen Tages,

10. August, erwachte ich sehr frühe mit geradezu entsetzlichen Leibschmerzen! Es mußte unter den Schwämmen wohl ein giftiger gewesen sein oder es hatte das Biwakieren im feuchten Walde dieselben nicht zur Verdauung kommen lassen. Mir war es hundemiserabel!

Trotz meiner Schwäche marschierte ich jedoch mit meiner Kompagnie weiter auf grundlosen Wegen.

Wir kamen am Ziele unseres Marsches — Diemeringen — am Nachmittag an. Noch während des Gebetes, das stets am Ende unserer Märsche geblasen wurde, konnte ich mich vor Schwäche nicht mehr halten.

Ich muß totenblaß gewesen sein.

Man legte mich sofort, da es unterdes wieder zu regnen anfing, in den Sanitätswagen, deckte mich mit Decken zu, gab mir heißen Kaffee und heißen Wein zu trinken; das that mir gut.

Ich erholte mich wieder, blieb aber bis zum anderen Morgen im Wagen liegen.

Das Biwak war eines der unangenehmsten, das das Regiment während des ganzen Feldzugs durchzumachen hatte. Es regnete unter großem Sturm unaufhörlich in Strömen und die Mannschaften hatten keinerlei Schutz — ebenso wie die Offiziere — alles lag im Freien. Am Morgen des nächsten Tages meldete ich mich wieder bei meinem Hauptmann zum Eintreten. Dieser jedoch — Handschuch ist sein Name, ließ mich, da ich noch sehr angegriffen aussah, nicht mitmarschieren und so fuhr ich denn an der Seite des Dr. M. von Diemingen am

11. August nach Egweiler ins Kantonnement.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

17. August. Mittwoch — marschierten wir nach Dombasle. Hier wurde ich wieder auf Requisition ausgeschickt. Beim Maire hatte ich viele Arbeit. Ich requirierte Haber, Heu und Salz. In Dombasle wird ein ausgezeichneter Käse fabriziert, wovon ich drei Stück kaufte. Abends wurde ich zum Weinfassen kommandiert.

Ein Schlaumeier, ein Soldat einer anderen Kompagnie, hielt seinen Becher auch an das Faß und ließ ihn volllaufen, ohne daß ich es gleich bemerkte.

Als ich ihn zur Rede stellen und ihn arretieren lassen wollte, echappierte der Schlaukopf und verlor sich unter der Menge der Soldaten, welche auf der Straße umherstanden — hoffentlich hat ihm der Wein gut gemundet.

Meine gekauften drei Käse gab ich der Brandwache zum Aufbewahren.

Ich war totmüde wieder in mein Quartier gekommen; denn der Marsch war heiß und staubig gewesen.

Dombasle mit der Aussicht auf St. Nicolas ist ein hübscher Ort, er produziert Salz und Wein. Ich war in einer Fabrik einquartiert.

18. August, Donnerstag. In der Früh bekamen wir nicht einmal Kaffee, von Zucker war schon lange keine Rede mehr. Wir marschierten von Dombasle auf einem schlechten, staubigen, öden Wege, der bergauf und bergab führte, nach Frolois.

In Rosières aux Salines mußte meine Kompagnie halten, um dem Train über einen steilen Berg hinaufzuhelfen. Der Marsch war furchtbar anstrengend; den von Durst gequälten Soldaten stachen die in den Gärten am Wege hängenden unreifen Trauben sehr in die Augen und es bedurfte der größten Strenge, sie von deren Genuß zurückzuhalten; doch konnte derselbe unmöglich gestattet werden, wenn nicht die ganze Kompagnie vor Dissenterie auf der Straße liegen bleiben sollte.

Viele tote, vor Anstrengung krepierte Pferde lagen auf der Straße umher. — Bei la basse Flavigny überschritten wir die Mosel. In Frolois übernachteten wir. Wir bekamen — werde nicht neidig, alter Lukull! — Huhn und Schinken; indessen letzteren — verspeisten wir nicht, da er uns von — unbekannter Hand entwendet wurde.

19. August, Freitag. Marsch nach Allamps.
Hier wurde die Nacht zugebracht. Wir glaubten hier, Kantonnement zu finden. Doch waren schon Preußen und bayrische Artillerie da. Wir mußten also wieder biwakieren!

Ich suchte im Orte Eier und Schmalz zu erwerben, was mir auch gelang. Für mich und Kameraden Hafner bereitete ich dann ein treffliches Eierschmalz (des oeufs brouillés); ach, wie das schmeckte!

Die Nacht war sehr kalt; doch der heißgemachte Wein erwärmte uns beide.

Mein in Dombasle gekaufter Käse war mir widerrechtlich auf der Brandwache — aufgezehrt worden! Schrecklich — diesen — Räubern ist nicht einmal der Käse heilig!

20. August, Samstag. Marsch über Vaucouleurs nach Sorcy. Vor Vaucouleurs wurde Halt gemacht.

In der Nähe liegt Dom Remy — die Heimat der Jungfrau von Orleans!

Vaucouleurs ist ein sehr hübsches Städtchen. Der Marsch war anstrengend und lang. Wir kamen über die Maas. Wir passierten hierauf Void und kamen unter scheußlichem Regenwetter nach Sorcy. Der Regen schlug uns immer ins Gesicht und wir — froren. Hafner und ich wurden bei armen, aber braven und bereitwillig gebenden Leuten einquartiert; die Mannschaften kantonierten.

21. August. Sonntag. Rasttag in Sorcy! Das Städtchen ist sehr schön gelegen; es ist ein reicher Ort und besitzt viele schöne Schlösser. — Hier habe ich viel requiriert, besonders Wein — man bekommt immer mehr Übung — in dem Geschäfte!

Am Morgen war Feldgottesdienst.

Herr Feldpater Groß las die Feldmesse und hielt eine ergreifende Rede. Viele Offiziere sah ich — tief bewegt. Er predigte praktisch für Soldaten und zugleich — erhebend. Alle Generale drückten dem wackeren Redner die Hand.

Im Laufe des Nachmittags wurde viel Wein gehoben, und zwar sehr guter für die Offiziere und guter Landwein für die Soldaten.

Es wurde so ein bischen „leicht angeplündert". Ich schloß mich beim Requirieren einigen Offizieren des 10. Regiments an. Wir traten in das Erdgeschoß eines Hauses ein, um Wein zu finden.

In einem mit Holz belegtem Raume fiel uns eine frisch vermauerte Thüre auf. — Halt! Dahinter steckt — was!

Wir ließen unsere Soldaten sogleich ihre vorsorglich mitgenommenen oder — schnell herbeigeholten Pickel gebrauchen. — Bum — bum — knallt es gegen die Wand. „Herrgott-Granaten! Elementen — was sind denn das für Dummheiten!" — ruft es auf einmal von drüben herüber —

„Ihr schlagt mir ja die Wand vor meinem Bureau ein!“ — und — ein bayerischer Quartiermeister (Zahlmeister) eilt zu uns in den Raum und bittet „um Himmelswillen“ von unserem Zerstörungswerk abzulassen, denn drüben im Nebenzimmer habe er — sein Bureau etabliert! Wir lachten und zogen mit langer Nase, aber ohne Wein, ab.

Ich war nicht ganz wohl; mein Magen war nicht recht in Ordnung; ich hatte auch Fieber.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

23. August, Dienstag. Das Bett hat mir die vergangene Nacht sehr wohl gethan; o, welcher Genuß!

In der Frühe nahm ich Chokolade zu mir.

Um 1/2 12 Uhr mittags marschierten wir nach Marsean ab. In M. aß ich mit meinem Oberlieutenant S.; derselbe war durchaus nicht zu befriedigen. Nach einer sehr opulenten Mahlzeit (Huhn ꝛc.) wollte er noch einen Hasen haben! Und noch Chokolade! Einen Hasen — im August, wo doch gar keine Schußzeit ist! Nein — aber so was! Früh am

24. August, Mittwoch, mußten wir über Nançois le Petit nach Ligny.

Letzteres ist eine sehr hübsche Stadt. Ich hatte Befehl, zurückzubleiben, um ein Beil und Kinnketten zu — requirieren. Von letzteren erwarb ich sieben Kinnketten, — Beil konnte ich jedoch keines bekommen.

Ligny war das Hauptquartier des Königs Wilhelm. Ich sah Seine Majestät, sowie den Kronprinzen nebst Moltke und Bismarck.

Die Stabswache, welche neben dem königlichen Wagen ritt und aus Reitern aller Husaren-Regimentern bestand, gab ein farbenprächtiges Bild.

Nachmittags rückte ich wieder beim Regimente ein. Das Quartier, in das ich kam, war furchtbar schmutzig.

Mein Bruder Ludwig war auch in diesem Dorfe einquartiert. Ich mußte auf Befehl des Herrn Majors noch ein wenig Wein im Pfarrhofe requirieren.

Meiner freundlichen Bitte gelang es auch, einige Flaschen Wein zu bekommen, die ich jedoch dem Herrn Major nicht allesamt ablieferte.

25. August, Donnerstag, nach Mogneville. Es war der Namenstag Seiner Majestät unseres Königs! Vor Bar-le-duc hielten wir und hatten Feldgottesdienst.

Ein protestantischer Geistlicher hielt denselben; doch von seiner Predigt konnte ich nicht viel verstehen, da ich zu fern stand.

Nach Schluß des Gottesdienstes wurde ein Hoch auf den König ausgebracht.

Bar-le-duc — ist sehr schön gelegen; es ist rings mit Weingärten umgeben.

In der Stadt defilierten wir vor Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen Luitpold, Höchstwelcher gleichfalls mit gegen Frankreich gezogen war, der fürstliche, erlauchte Herr — der erhabene, würdige Sohn des deutschgesinnten großen Königs Ludwig I.

Von dieser Stadt marschierten wir links ab auf Umwegen und — verfehlten Wegen nach Mogneville. Hier fand ich ein ausgezeichnetes Quartier.

Menu: Suppe — Ente — Eierspeise — und Wein — alles war vortrefflich. So speisten wir nicht alle Tage. — Während der Parade hatten uns Artillerie-Offiziere manches von der Schlacht bei Wörth erzählt, besonders von den im Zelte Mac-Mahons gefundenen, nicht in das Lager eines Kriegsmannes gehörigen Gegenständen.

Wider Bonaparte!

Von Emil Rittershaus.

Ein einig Deutschland! Ach wie lang' begehrt,
Wie oft erfleht in unsrer Träume Dämmern! —
Nun droht der Fremdling deutschem Hof und Herd,
Und es ist da! Nun muß das Frankenschwert
Mit einem Schlage uns zusammenhämmern!
Die Söhne Deutschlands sind von mancher Art,
Doch seit der Mutter Schmach geboten ward,
Giebt's keinen Grenzstrich mehr auf unsrer Karte,
Da kennen wir nur einen Schrei der Wut
Und einen Kampf aufs Messer, bis aufs Blut!
Nur einen Wahlspruch: Nieder Bonaparte!

Nicht jenem Frankreich deutschen Haß und Groll,
Das gern mit uns der Freiheit Banner trüge,
Des Blut in den Dezembertagen quoll! —

Dem Frevler gilt's, den Gott verderben soll,
Dem Korsen, jener menschgewordnen Lüge!
Den Rom verwünscht, das er zu Boden trat,
Dem er zerstampfet seiner Freiheit Saat,
Der frech den Eid brach mit der feilen Lippe,
Für ihn Vernichtung! Seine Stund' ist da!
Für ihn ein Ziel nur, eins: Sankt Helena
Für ihn, für ihn und seine ganze Sippe!

Jahrzehnte hat die feige Welt gebebt
Vor jedem Runzeln seiner Augenbrauen! —
Ihr Fürsten, die ihr heut' das Schwert erhebt,
O, dreimal Weh' euch, wenn ihr Frieden gebt,
Bevor im Staub wir jenen Einen schauen!
Der Völker Blut ist kostbar überaus!
Um keiner Krone willen Kampf und Strauß,
Doch ruft wie heut' das Vaterland um Rache,
Wer böte freudig nicht sein Letztes dar? —
Wir legen alles gern auf den Altar,
Doch nur für ganze, nicht für halbe Sache!

Wer noch im Busen trägt ein deutsches Herz,
Dem muß es schlagen heut' für unser Ringen! —
Kein Weinen um der Trennung bittren Schmerz,
Den Segen jedem, der mit scharfem Erz
Den deutschen Namen will zu Ehren bringen!
Und wär' entfernt ein Bruder noch so weit
Von uns — das Höchste gilt's! — in dieser Zeit
Kämpft er im Geiste mit in unsern Reihen!
Mit uns, mit uns, was deutsche Sprache spricht!
Kein Deutscher wider uns — in das Gesicht
Des Judas müßte jeder Teufel speien! — —

An unsern Rhein hast du die Hand gelegt
Und Hohn geboten uns, dem deutschen Volke,
Dem Volk, das nie um Ruhmsucht sich geregt!
Wenn dich der Sturm nicht von der Erde fegt,
Dann lebt kein Rächer über Stern und Wolke,
Napoleon! — Der Republiken zwei
Hast du getötet! Horch, der Racheschrei
Steigt aus den Fiebersümpfen von Cayenne!
Dir folgt der Witwen und der Waisen Fluch! —
Zum Sieg voran, du deutsches Fahnentuch,
Und wenn das Blut auch drum in Strömen ränne!

Den Lohn empfängst du, Korse! Ja, du mußt! — —
Die in der Jugend Kraft als Leichen lagen,
Gemordet für des Cäsars Herrscherlust
(Auch Kaiser Max mit der zerschossnen Brust!) —
Sie stehn vor Gott, um Einen zu verklagen.
Mit diesem Einen macht die Rechnung glatt
Das deutsche Schwert! — Wohlan denn, Blum' und Blatt
Des Sommers mag das heiße Herzblut färben!
Wir sterben gern den Tod fürs Vaterland! —
Auf nach Paris! Den Degen in die Hand!
Komm, Korse, komm! — Zum Siegen oder Sterben!

Geographie — schwach!

Eine Erinnerung aus Nancy von Heinrich von Selbitz.

In Nanzig, wie wir damals die schöne französische Stadt — die Hauptstadt der Lorraine — im kecken Siegesübermute nannten, hatten wir sehr gutes Quartier. Zum erstenmale schlief ich hier in den wunderbaren französischen Betten, welche ebenso breit als lang sind und in denen man sich so breit ausdehnen und behaglich strecken kann. Monsieur de Beauminy — mein unfreiwilliger Gastfreund — war — wie alle gebildeten Franzosen — sehr höflich — aber kühl; und ich konnte es ihm auch nicht übelnehmen; hätte er mich vielleicht, — mich, den siegreichen Feind seines Vaterlandes, zärtlich embrassieren sollen?

Vor dem Diner wurde ich Madame de Beauminy vorgestellt; einer hübschen, sehr feinen Dame — die mich mit vollendeter französischer Höflichkeit und vornehmer Haltung empfing.

Ich durfte die Dame des Hauses zu Tische führen und hatte auch den Ehrenplatz, rechts von ihr am Tische. Wir unterhielten uns, so gut es mein damals nicht besonders richtiges — weil halbvergessenes — Französisch mir erlaubte; sie fand, daß ich sehr gut französisch spräche; das machte mir Mut.

Madame fragte mich nach meinen Familienverhältnissen; nach meiner Heimat?

Ich antwortete: „In Bayern bin ich daheim!" „O, bitte — welches Departement?" — Ich übersetzte Oberfranken mit „Haute-Franconie". — „Ah, Monsieur! — Haute-Franconie! O, das liegt

so da oben — am Ufer des Eismeeres — ganz da oben — wo es so furchtbar kalt ist und immerwährend Schnee und Eis giebt! Nicht wahr? O, ich kenne Ihr Land sehr genau! Da droben am — Eismeer!“ und sie deutete mit dem Finger zum Fenster hinaus — gegen Süden!

Ich schaute Madame — staunend an; sie aber schien sehr glücklich darüber, daß sie — mit ihren Kenntnissen der deutschen Geographie mir so sehr imponieren konnte.

Ich erwiderte deshalb: „Es ist so, wie Sie sagen, Madame! — Wir haben immer neun Monate Winter und drei Monate ist es — auch noch kalt!“

Bedauernd blickte Madame auf mich, den rauhen Sohn des Nordens, und sprach: „O, welch' trauriges, kaltes Land ist doch Ihre Heimat!“

Der Maire von Baugéville trinkt auf das Wohl unseres Königs.

Mitgeteilt von Major z. D. Friedrich Meyer, damals Lieutenant des II. bayerischen Ulanen-Regiments „König“.

Am Königstage, 25. August 1870, marschierten die Königsulanen in die Champagne ein. Die 3. und 4. Eskadron sollten gegen Chalons zu aufklären und kamen nach Vollzug dieser Aufklärung nach Baugéville in Ortsunterkunft.

Am Spätnachmittage vereinigten sich die Offiziere zum Essen im Tanzsaale des Wirtshauses und wurde unserem vielgeliebten, hochsinnigen König Ludwig II. eine einfache, aber begeisterte Huldigung bei einem Glase Champagner dargebracht, leider mit schlechtem Champagner, den wir in der Champagne nicht erwartet hatten.

Bald nach dieser Huldigung erschien der Maire des Orts, der gleich dem Pfarrer ziemlich eingeschüchtert war, weil im Kirchturm versteckte Waffen gefunden wurden, nachdem das Vorhandensein von solchen in Abrede gestellt worden war.

Diese Waffenangelegenheit veranlaßte den Maire zum Kommen, mit welchem Rittmeister Freiherr von Eyb sprach. Dieser, ein flotter Offizier und liebenswürdiger Kamerad — als Oberst a. D. gestorben — teilte dem Maire mit, welch' hohes Fest wir feiern, reichte ihm ein Glas

Champagner, das der Maire nahm, sich verlegen mit den Worten an uns wendete: „Messieurs, à la santé de votre roi!“, mit uns anstieß und sein Glas leerte.

Die Miene zu beobachten, die dazu der Maire machte, das war ein köstlicher Anblick. Für ihn war es ein unerwartetes Ereignis nicht erfreulicher Art, auf das Wohl des Königs seiner Gegner zu trinken, klug war es aber von ihm, daß er es gethan, vielleicht dachte er dabei an die unangenehme Waffengeschichte und deren möglichen Folgen.

Uns jedoch bereitete es große Freude, daß ein Gegner, allerdings mit saurer Miene unseren genialen König leben ließ und wir mit demselben tranken auf die Gesundheit unseres hochherzigen Königs, dem die Armee treueste Dankbarkeit zollt für seine rasche, entscheidende, hervorragende That, seine edelmütige Initiative am 16. Juli 1870, durch welche der geistreiche Monarch seiner Armee die Bahn eröffnete zu den glänzenden, ehren- und ruhmreichen Erfolgen, die sie während dieses großartigen Feldzuges errungen hat.

Der letzte Wunsch eines Sterbenden.

Von Feldwebel A. L.

„Donnerwetter! Das ist heute wieder ein verdammter Marsch! Diese infame Hitze und noch dazu keinen ordentlichen Schluck! Hol' der Teufel diese vermaledeiten französischen Chausseen, man kann wahrlich nicht mehr aus den Augen sehen!“

Solche und ähnliche derbe Kraftausdrücke konnte man heute zu Dutzenden aus unsern Reihen hören, aber trotz alledem marschierten wir immer munter vorwärts (hatten wir doch alle eine Ahnung, als wenn es heute noch was Ernstliches geben müßte, zumal wir in der Frühe des Morgens unsern Höchstkommandierenden mit ganzem Gefolge begrüßt hatten) und machte der rote Schmidt (er hatte einen polizeiwidrigen roten Schnurrbart) aus unserm so lustigen und aufgeweckten Zuge seine guten und faulen Witze, so daß wir trotz aller Hitze noch lachen mußten.

Schmidt, ein geborener Sachse, mit Vornamen Konstantin, wie er auch in der ganzen Kompagnie genannt wurde, war ein Schwerenöter,

der uns bald in der ersten Zeit erzählte, was für ein kriegserfahrener Soldat er sei.

„Ich habe“, sagte er, sich stolz in die Brust werfend und den roten Schnauzer drehend, „nicht allein die Schlacht von Königgrätz im Walde von Benatek mit entscheiden helfen, sondern auch in vier Gefechten habe ich mit der Division Fransecky (von der ihr doch alle gehört habt?) den Feind zu Boden geworfen!“

Nun, die andern ließen sich dadurch nicht einschüchtern, hatten doch die Reservisten durchschnittlich den Feldzug von 1866 mitgemacht, und wenn wir des Abends am Beiwachtfeuer saßen, wurden so manche Erinnerungen aus dem interessanten Feldzuge aufgefrischt.

Da ich erst kurze Zeit bei dieser Kompagnie war, so lernte ich auf solche Art die Leute aus unserem Zuge näher kennen; auf dem Marsch sowie im Lager erfährt man bald den ganzen Lebenslauf des Soldaten, hier plaudert er von seiner Familie, seiner Heimat, Stellung, der früheren Dienstzeit u. s. w. und seinen Hoffnungen.

Heute wollte es ausnahmsweise mit dem Erzählen nicht mehr gehen, denn es war in der That eine entsetzliche, drückende Hitze, die Zunge wurde trockener und die Feldflasche dahingegen leichter. An ein bißchen Rast schien man heute gar nicht denken zu wollen, trotzdem die Sonne schon ziemlich hoch stand.

Mittag muß gewiß schon vorüber sein! so seufzte auch ich und schaute ängstlich nach vorwärts, ob denn die Voranmarschierenden noch immer nicht Halt machten.

Jetzt endlich bog die eine Brigade seitwärts von der Straße ab und lagerte.

Na, Gott sei Lob und Dank! Nun kamen auch wir an die Reihe, und offen gestanden, es war hohe Zeit, denn wir alle waren verdammt müde.

Eine Kleinigkeit war die heutige Anstrengung nicht zu nennen; sechs Tage waren wir ununterbrochen auf dem Marsch; gestern rückten wir in unser erstes Quartier und dies war eine ordentliche Wohlthat.

Ich lag mit meiner Korporalschaft in einem kleinen Häuschen, in welchem wir es uns sehr gemütlich für die Nacht eingerichtet hatten; die Einwohner waren verschwunden, hatten hingegen ein ganzes Faß Wein zurückgelassen, und nachdem wir unsere herrliche Lieferung (Speck und Brot) mit dem nötigen Rotspohn verzehrt hatten, legten wir uns

sofort schlafen, wurden jedoch im besten Schlaf gegen Mitternacht alarmiert und brachen in der Dunkelheit nach Pont à Mousson auf, wohin wir gegen Morgen kamen; hier fand ein kleiner Halt statt, und wer Kaffee hatte, konnte sich in aller Eile welchen kochen.

Nach kurzer Rast wurde der Marsch fortgesetzt und etwa gegen zwei Uhr noch einmal gelagert.

Auf diesem so unendlich lange dauernden Marsch fiel mir so oft mein alter Instruktions-Unteroffizier ein; ich sehe ihn noch vor mir stehen, wenn er mit riesiger Stimme (beim Marschdienst!) rief: „Der Soldat muß den Feind totmarschieren! Ja, ja, ich bleibe dabei, seht mich nicht so dumm an; die Schlacht, das Gefecht, das ist das wenigste, da müssen wir siegen, dahingegen ist und bleibt die Hauptsache für uns: das Marschieren! Und was wir darin leisten können, haben wir in Böhmen gezeigt.“ —

Richter, so hieß der alte Sergent, brauchte aber diesmal nicht mit der Truppe zu marschieren, sondern war Fourier und konnte allein bei seinem Wagen gehen, na, und wenn die Luft rein, d. h. gerade kein Vorgesetzter in der Nähe ist (so vom Major aufwärts), nun da huckt man ganz schnell ein wenig auf, um die schon schwachen Knochen zu schonen; es sieht's ja keiner!

Vorgestern hatte ich ihn das letztemal gesehen, wir hielten seitwärts der Straße und die Bagage sollte vorweg; als unser Zug vorbeikam, ging er forsch, strich sich seinen Schnauzer und sah so stolz auf uns herab (er maß seine sechs Fuß), als wenn er allein die Franzosen besiegen müßte; dabei warf er auf mich einen Seitenblick, der da sagen sollte: „Siehst du, mein Sohn, habe ich nicht recht gehabt?“ Allerdings, ich mußte dem so braven Kerl vollkommen Recht geben, denn wir marschierten augenblicklich den Feind tot; er stand nicht mehr und oft schimpften und fluchten wir, daß wir nicht mehr zusammen kommen.

Nun, es kam alles anders, wie wir damals dachten, denn wir haben noch oft im Feuer gestanden. — Doch zu unserm Marsch zurück. —

Nachdem wir endlich das Gepäck abgelegt, begannen die Vorrichtungen zum Abkochen.

Wir hatten wie immer Speck, Brot und Kartoffeln wurden in aller Eile gesucht.

Ich kochte mit dem roten Konstantin zusammen; wir waren in einer Korporalschaft und der Schlaukopf hatte bald gemerkt, daß ich mir

aus dem Essen nicht viel machte, so war er bald um mich herum, half hier und dort; gewandt war der Bursche, und in der Regel waren wir die ersten mit dem Essen fertig, und da mir Konstantin beim Reinmachen der Sachen half, so war ich ganz mit dieser Kochgemeinschaft einverstanden.

Der gerissene Schlingel war auch natürlich mit nach Wasser gegangen, welches aus einem Dorfe, einige hundert Schritte von uns entfernt, geholt werden mußte.

Meine Feldflasche sowie das nötige Kleingeld hatte er selbstverständlich mitgenommen mit den charakteristischen Worten: „Im Fall wenn . . . . Sie verstehen mir schon?“

„Natürlich! aber nur keinen Fusel, wie das letztemal!“

„Na wat Sie auch wieder denken, det passiert einmal, aber auch nicht wieder!“ — Ich bereite unterdessen unsern Speck.

Die Wasserholer kamen zurück, Konstantin gab mir meine Flasche und meinte: „Nun kosten Sie mal!“

„Famos! Roter, das ist ein schöner Rotwein, hoffentlich haben Sie gleich eine ganze Flasche mitgebracht!“ —

„Nicht eine, aber zwei! wer weiß, wo wir heute noch hinkommen, ich habe so meinen Blick, ich kenne den Rummel. Im übrigen habe ich im Dorf Verwundete vom dritten Korps getroffen, Füsiliere vom 35sten; die Jungens erzählen Mordgeschichten von vorgestern, na mir soll es wundern, wenn es heute oder morgen nicht los geht. — Potz Element, bei dem Regiment steht mein Bruder, gegessen habe ich, folglich werde ich schnell ins Dorf springen. — Schnell, nehmen Sie ein Kochgeschirr und holen Sie Wasser, dann merkt's keiner.“

Gesagt, gethan! — Richtig, auf der Straße, mitten im Dorf, stand ein Wagen mit etwa zehn Mann, leicht und schwer verwundet, von verschiedenen Regimentern des brandenburgischen Korps; ich fragte einen 35er, ob er von meinem Bruder, der bei derselben Kompagnie stand, etwas wüßte; genaues konnte er mir leider nicht sagen. Ich mußte schleunigst wieder zurück, denn die Bataillone traten schon an und kam ich gerade recht, denn es erfolgte soeben das Kommando zum Abmarsch.

Die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung; es konnte etwa 4 Uhr nachmittags sein.

Also weiter! Na denn man zu, meinte der rote Konstantin, drehte wohl zum hundertsten Mal die Spitzen des widerspenstigen Bartes auf und begann ein munteres Marschlied zu singen.

Der Chor fiel ein und in höchst munterer Laune setzten wir den Marsch fort.

Hat man gegessen und getrunken, dann läuft man auch wieder, der Mensch ist in dieser Beziehung wie eine Maschine, besonders wenn er sich daran gewöhnt hat.

Gegen 6 Uhr bogen wir von der Chaussee ab und gingen querfeldein; man hörte deutlich Kanonendonner: Adjutanten sprengten von allen Seiten herbei; unser Marsch wurde beschleunigt, wer nicht mitkonnte, blieb einfach liegen; also jetzt hieß es sich heranhalten, die Feldflasche von Konstantin that gute Dienste.

Wir kamen über das Schlachtfeld vom vorgestrigen Tag, wo die Totengräber ihr trauriges Amt verrichteten, wahrlich kein Anblick, um das Herz höher schlagen zu lassen.

Auffallend war es, daß die Leichen der Franzosen bedeutend gelber aussahen, wie die unsrigen.

Die Leute wurden ruhiger, nur der rote Schmidt machte noch Kalauer: die Situation wurde ernst, denn wir kamen dem Kanonendonner näher, die Thätigkeit der Zündnadeln vernahm man sehr deutlich: zahlreiche Verwundete kamen uns entgegen.

Wir machten Halt; was das zu bedeuten hatte, wußten wir alle!

Konstantin wollte gerade eine längere Rede halten, als wir aus der Marschformation in die Gefechtsposition übergingen. Da wir nur auf einer einzigen Straße vorrücken konnten, so mußten wir abbrechen und tauchten dann im wahren Sinn des Wortes in eine enge Schlucht hinab und drängten unter Hurrageschrei nach vorwärts.

Es entstand jetzt ein Bild, welches die Feder nicht zu beschreiben vermag. Hurra! Hurra! Avancieren! Hornisten bliesen, immer vorwärts! Schnell Avancieren!

So rückten wir trotz aller Hindernisse durch ein langes Defilé; wir waren die vordersten und hatten mit Schwierigkeit zu kämpfen, aus diesem Fuchsbau herauszukommen, abgesehen von den Flintenkugeln, die uns um die Ohren zischten und manchen in der Dämmerung dahinrafften; so hinderten und verzögerten den Vormarsch verwundete Pferde, die mit wahnsinniger Wut in unsere Reihen eindrangen und niedergestochen werden mußten; hie und da umgeworfene Karren; kurz, es war eine verzwickte Lage.

Endlich kamen wir aufs freie Feld und obwohl es bereits dunkelte, so rückte unser Kommandeur über Leichen und Trümmer noch etwa

1000 Schritt vor, bis das Signal „Halt“ geblasen wurde. Wir mußten den Feind vor uns haben, das war klar. Der Vorsicht halber schickte unser Major eine Abteilung vor, welche die Verbindung nach rechts und links aufsuchen sollte, was ihm auch gelang. Die Franzosen schienen dagegen ganz abgezogen zu sein.

Nach einer fast 18stündigen Thätigkeit kamen wir endlich zur Ruhe, jedoch erst war es unsere Pflicht, für die armen Verwundeten zu sorgen.

Fackeln wurden angezündet, Verwundete, Freund und Feind zusammengesucht und in unsere Nähe gebracht, wo die Wunden, so gut als wir dies vermochten, verbunden wurden.

Wasser hatten wir noch nicht finden können, und die armen Kerle hatten einen entsetzlichen Durst. Jeder von uns gab seinen Rest aus der Flasche, viel war es jedoch nicht mehr.

Da, wo wir jetzt lagen, hatten verschiedene Regimenter gefochten, der Kampf war ein heißer gewesen; zu wiederholten Malen waren die Unserigen trotz aller Bravour zurückgeworfen und erst gegen Abend war es möglich gewesen, den Feind zum Verlassen dieser sicheren Stellung zu zwingen.

Schade, daß wir nicht zwei Stunden früher eingetroffen waren, dann hätte sich hier die Sache schneller entschieden und der Sieg wäre bald erfochten worden.

Ich erfuhr dies alles von einem Unteroffizier, der mich flehentlich um einen Schluck Wasser gebeten hatte (der Rest von Rotwein wurde ihm gespendet); der Brandenburger war durch die Brust geschossen worden und lag schon seit mehreren Stunden; Konstantin und ich trugen ihn bis zu unserm Lagerplatz, verbanden seine Wunden und dann holten wir noch verschiedene andere heran; alle dieselben Klagen: „Jungens, die Geschichte war hier zu toll, und es war die höchste Zeit, daß ihr kamt! Seht euch morgen früh die Position an, und ihr werdet uns recht geben!“

Nun, wir haben uns das Schlachtfeld nicht einmal, sondern ein Dutzendmal angeschaut, und ich muß offen sagen, unsere Kameraden müssen hier wie Löwen gefochten haben. Daß man es an einer Stelle sogar mit Kavallerie versucht hat, um der so hartbedrängten Infanterie Luft zu verschaffen, davon erzählen uns die Gefechtsberichte; ich kann mich hier nur auf das beschränken, was ich persönlich erlebt habe.

Jetzt war die Hauptsache, Wasser aufzutreiben, um nur den Durst stillen zu können; der Rote machte eine Patrouille und war auch so

glücklich, nach einer langen halben Stunde mehrere Flaschen reines Quellwasser heranzuschleppen (wie er meinte, aber wer weiß aus welcher Pfütze?), welches die Verwundeten mit Gier verschlangen, dann schliefen sie meistens ein, und auch wir zogen unsern Tournister unter den Kopf, um endlich von diesen Strapazen auszuruhen, denn, wer weiß, was der nächste Morgen uns brachte.

Ich lag neben dem Unteroffizier und war schon fest eingeschlafen, als mich dieser weckte. Ich fragte nach seinem Begehr, und es sei offen eingestanden, mir war diese neue Störung ärgerlich.

„Hören Sie, mein lieber Kamerad, ich fühl's, mit mir geht's zu Ende, die Kerls haben nur zu gut getroffen und da wollte ich Sie denn noch um etwas bitten.“

„Sehr gern, wenn ich es ausführen kann!

Gott gebe, daß Sie meinen letzten Wunsch erfüllen können; bitte, greifen Sie in meine Brusttasche, nehmen Sie mein Notizbuch heraus sowie meinen Geldbeutel, in welchem sich ein Ring befindet, und nun hören Sie!“

Hier brach er ab, denn das anhaltende Sprechen hatte ihn zu stark angegriffen, und ich schicke voraus, daß seine nachfolgende Erzählung mit vielen Unterbrechungen stattfand, sowie mit leiser schwacher Stimme.

„Wenn Sie glücklich in die Heimat kommen, so geben Sie, bitte, alles persönlich bei Bäckermeister Lehmann in der Andreasstraße ab und erzählen ihm, was aus seinem Schwiegersohn geworden ist. Ich sollte nämlich die Tochter erst nach dem Krieg heiraten — nun, Gott will es nicht! Wenn ich nicht bei dem Militär geblieben wäre, dann hätte ich Anna schon früher heiraten können!“ Dann erzählte er mir in kurzen Worten, wie er das Mädchen schon seit Jahren geliebt hatte, doch der alte Bäcker, ein Eisenkopf, hatte erst kurz vor dem Kriege seine Einwilligung zur Heirat gegeben, weil er nicht die Bäckerei habe übernehmen wollen, sondern beim Militär geblieben wäre, wo er es bis zum Feldwebel gebracht hatte. „Nun“, schloß er, „grüßen Sie mir die Anna sowie den alten biederen Lehmann zum letztenmal von mir, den Ring sowie die Tasche geben Sie meiner Braut, in derselben liegt auch noch ein Brief von heute morgen; adieu, Kamerad, wir haben ja gesiegt! — Der liebe Gott vergelt's Ihnen!“ —

Dann schwieg er, holte noch einmal tief Atem, röchelte, streckte sich, und eine Sekunde später lag eine Leiche neben mir.

Jetzt endlich wickelte ich mich fester in meinen dünnen Mantel und schlief sofort ein, jedoch auch dies sollte nicht lange dauern.

„Herr, in des Teufels Namen, wachen Sie auf! Die Franzosen kommen!“ Mit diesen brüllenden Worten brachte mich Konstantin erst wieder zur Besinnung.

Chargiert! Fertig! Feuer! Feuer! Schnellfeuer!

Wahrhaftig, wer hätte das gedacht, daß uns die Rothosen noch in dieser Nacht einen Besuch abstatten würden; nun, es war einmal so, sie hatten gegen 3 Uhr morgens die letzten Positionen geräumt, und bei dieser Gelegenheit waren einzelne Teile bis zu uns vorgedrungen, hatten sich auch möglicherweise verlaufen; nun, sie wurden mit blutigen Köpfen zurückgejagt. Vorgeschickte Patrouillen meldeten den völligen Abzug des Feindes.

Dies war der letzte Akt in dieser verhängnisvollen Nacht und bis gegen Morgen hatten wir endlich Ruhe.

Der Tag brach an und zeigte uns alle die Schrecken. Welch ein Anblick! Wohin man seine Augen warf, nichts als Leichen: Offiziere, Gemeine, Deutsche, Franzosen, alles durcheinander. Waffen aller Art, zerrissene Mäntel, Helme, Käppis, Mützen, Patronen ꝛc.

Links von uns mußte ein Gehöft gestanden haben, jetzt war es eine Ruine, ein Trümmerhaufen!

Hinter uns, etwas seitwärts, lag ein Abgrund, der viele verschlungen hatte, unzählige Krieger lagen darin, kurz, es war ein grausiger Anblick. Der Sieg war teuer erkauft.

Lange hatten wir nicht Zeit, uns trüben Gedanken hinzugeben, denn erstens mußten unsere Sachen wieder in stand gesetzt werden, dann wurde Appell abgehalten u. s. w., schließlich die Toten beerdigt. Dies dauerte fast den ganzen Vormittag.

Den braven Feldwebel hatten wir an einer Stelle begraben, die leicht wieder aufgefunden werden konnte: Konstantin, dem ich alles erzählt hatte. und der sehr gerührt davon war, half mir bereitwilligst.

Wir bezogen an verschiedenen Stellen Zelte; an Abkochen konnte jedoch nicht gedacht werden, denn gegen 3 Uhr nachmittags entstand ein furchtbares Gewitter, und wir wurden schließlich bis auf die Haut naß.

Unser Marketender hatte sich auch wieder zu uns gefunden; nachdem der Hallunke bei anderen Truppen das Beste verkauft hatte, kam dieser geriebene Bursche erst zu uns; wir konnten doch nun wenigstens

für schweres Geld uns einige Genüsse verschaffen, wenn man solch miserables Bier, Schnaps, Brot und fast ungenießbare Wurst dazu rechnet: doch wie diese Sachen sind, danach fragt der Feldsoldat nicht, denn ihm schmecken sie vorzüglich, und nach den stattgehabten Entbehrungen sind diese Lebensmittel in der That „Genüsse!"

Ich bin mit der Erzählung dieser ereignisreichen Nacht zu Ende, und sollte einer oder der andere Leser mir so weit gefolgt sein, so wird ihn möglicherweise der Schluß interessieren, denn ich glaube, er wird mit demselben zufrieden sein.

Mehrere Tage wechselten wir unsere Stellungen, bald biwakierten wir, bald kamen wir auch wieder ins Quartier, um endlich in die Cernierungslinie zu rücken, wo wir einen recht schweren Dienst hatten.

Bei einem der letzten Ausfälle, der kräftig zurückgewiesen wurde, kamen auch wir ordentlich ins Feuer; ich wurde schwer und mein unzertrennlicher Begleiter, der rote Konstantin, leicht verwundet, worüber er durchaus nicht böse war.

Auf unseren Wunsch gelangten wir nach Berlin, wo wir im Barackenlazaret eine vorzügliche Aufnahme fanden. Die Heilung ging trefflich von statten und eines Tages besuchte mich auch der alte Bäckermeister, dem ich bald nach meiner Ankunft einen Brief gesandt und um seinen Besuch gebeten hatte.

Ich erzählte ihm alles ausführlich von seinem braven Schwiegersohn; als ich ihm Uhr, Tasche, Ring ꝛc. aushändigte, traten ihm die Thränen in die Augen. Konstantin, der Sieger von Königgrätz und Gravelotte, tröstete ihn in seiner drastischen Weise und meinte, er hätte ein herrliches Grab.

Der Alte drückte uns die Hände und lud mich ein, noch ehe ich zum Regiment ginge, ja zu ihm zu kommen.

Im Dezember war ich wieder wohlauf und wollte mit dem nächsten Transport zu meinem Truppenteil; vorher machte ich dem alten Lehmann meinen Besuch, lernte auch die Anna kennen, der ich nochmals von dem letzten Augenblick ihres Verlobten berichten mußte.

Konstantin sollte eigentlich zum Ersatzbataillon, doch wir setzten es durch, daß er wieder mitfahren konnte, und in einigen Tagen trafen wir bei unsrer Kompagnie ein, die vor Paris lag.

Der Krieg dauerte noch einige Monate und wir haben noch so manche Gefahren glücklich überstanden, nun, wir sind auch dafür reichlich belohnt worden, denn als glückliche R i t t e r d e s e i s e r n e n K r e u z e s

zogen wir in unsere Garnison ein. Beim Einzug hatte sich Konstantin etwas stark angezecht, „zum ersten und letztenmal während meiner ganzen Dienstzeit", sagte er am nächsten Tag zu mir, „aber die Freude über das Kreuz war Schuld daran".

Nach meiner Entlassung übernahm ich ein bescheidenes Geschäft in Berlin. Konstantin Schmitt hat lange nach einer Stellung gesucht, doch keine gefunden, die Anzahl der Invaliden war zu groß und ist schließlich als Faktotum, Hausdiener, Portier u. s. w. zu mir gekommen, und ich bin mit ihn sehr zufrieden, nur manchmal erzählt er zu tolle Geschichten aus dem Feldzug. An Schlachttagen trägt er das eiserne Kreuz mit gerechtem Stolz und geht mit Vorliebe bei Posten vorbei, um zu sehen, ob sie instruktionsgemäß mit Gewehr über still stehen.

Mehrere Jahre ging ich bei dem alten Bäckermeister ein und aus. 1874 wurde ich sein Schwiegersohn, und da ich vom Backen nichts verstehe, so hat er für seine Kinder ein Haus erworben, so daß wir unser Geschäft bedeutend vergrößert haben. An jedem fünften Jahrestag der verhängnisvollen Schlacht bekränzen wir stets das Grab des treuen Feldwebels.

Der rote (auch jetzt eiserne genannt) Konstantin ist immer noch mit Leib und Seele Soldat, und mit einem wahren Heißhunger verschlingt er die in den Zeitungen befindlichen Nachrichten über neue Gewehre und neue Kanonen.

Unsern drei Jungen — die Mädchen wollten nicht viel davon wissen — erzählt er mit jugendlichem Feuer seine Schlachtenerlebnisse und kann sie nicht genug aufmuntern, einst tüchtige Soldaten zu werden. Wie gern möchte er selbst noch einmal mitziehen, wenn es „losgehen" sollte, aber der Wunsch wird ihm wohl hoffentlich, so lange er lebt, nicht in Erfüllung gehen.

Daß er zum Kriegerverein gehört und auch dort keine unbedeutende Rolle spielt, nun, dies ist selbstverständlich.

Er wunderte sich augenblicklich darüber, warum ich in letzter Zeit so viel schreibe, nun, er liest vielleicht dieses Buch und da wird er sich hoffentlich über meine Erinnerung freuen. Ich will es wünschen!

(Aus der „Kanone".)

Von Ecklershausen!

Von einem Reserve-Offizier.

Wir marschierten damals in der Gegend von Void — auf dem Vormarsch nach Paris.

Ich marschierte bei der Spitze der Marschsicherung, weil unsere Soldaten öfters nach dem Wege fragen mußten, oder sonstwie mit den entgegenkommenden französischen Einwohnern zu verkehren hatten und des Französischen selbstverständlich unkundig waren.

Es war ein heißer Tag; auf staubiger Straße zogen wir dahin; ein langer Marsch lag hinter uns und noch immer wollte unser heutiges Marschziel nicht erscheinen.

Ermattet, schweigend schoben sich die Kolonnen vorwärts; wir waren ganz in Staub eingehüllt.

Verdrossen blickte ich in die Ferne, ob denn nicht bald unsere heutige Nachtstation kommen würde.

Da kommt uns ein Württemberger Soldat entgegen; ein hübscher, frischer Bursche, mit einem Gesicht wie Milch und Blut — strotzend vor Gesundheit und Lebenslust.

„Halt! Württemberger! Wo kommen Sie her?“ rufe ich dem einsamen Wanderer zu.

Derselbe schultert sein Gewehr, als er den bayerischen Offizier erblickt, und tritt stramm vor mich hin.

„Wo kommen Sie her, Württemberger?“

„Warte Sie nur a bisele, Herr Lieutenant; etzt han ich's wirklich vergesse, wie dös dunnerschlächtig Nescht heischt — Dunnerschlag, wie heischt denn dös Nescht —?“

„Nun — sind Sie denn länger in dem Nescht g'lege?“

„Ja, freili, wir sin drei Tag drinn g'lege — etzt dös isch doch schon zum — Todschieße — daß mir der Name von dem Malefiznescht net einfalle thut —“

„Nun, besinnen Sie sich nur, es wird Ihnen schon wieder einfallen.“

„Herrgottle von Bieberach! Es heischt — jetzt han ich's, Herr Lieutenant — es heischt Ecklershause!“

„Was? Was? Hier bei Vaucouleurs, in Frankreich — giebt's ein Ecklershausen?"

„Ganz g'wiß! Herr Lieutenant, wir sind ja drei Tag drinn g'lege, dös werd' ich doch g'wiß wisse! In einem kloin halbe Stündle sind's in Ecklershause!" setzte er hinzu.

„Ja, es ist gut! Sie können weiter marschieren, Württemberger!" entließ ich den braven schwäbischen Landsmann und Mitkämpfer.

Wir marschierten noch „a klois halbs Stündle" bis „dös dunnerschlächtig Nescht" erreicht war und kamen richtig nach — Eclairon, welches die Schwaben in „Ecklershausen" umgetauft hatten.

Hinaus — in den Krieg!

Mitgeteilt von A. S., Premierlieutenant a. D.

I.

Es ist ein mißliches Ding, nach einem Vierteljahrhundert das niederzuschreiben, was man in bewegter Zeit erlebt hat. Noch mißlicher wird mir's dadurch, daß ich meine Aufschreibungen im Laufe der Jahre verlor. Doch ist vielleicht der letztere Schaden nicht so groß, als man beim ersten Blick denken könnte. Denn die Aufschreibungen berichteten Tag für Tag, was dem Verfasser bedeutend schien, und so mochte manches sich aufgezeichnet finden, was bei näherer Prüfung doch sich nicht als stichhaltig erwiesen hätte. Die Hauptsachen und Haupterlebnisse aber kann ein Mitkämpfer gar nicht vergessen: dafür haben sich die großen Ereignisse nicht bloß, sondern auch minder wichtige Vorkommnisse dem Gedächtnisse doch zu tief eingeprägt. So will ich denn versuchen, nach der Erinnerung ein Bild davon zu entwerfen, wie ich zu den Waffen gerufen wurde, ausmarschierte, zuerst vor Paris lag, dann vor Orleans und später vor Paris den Feind kennen lernte und endlich glücklich wieder in die Heimat zurückkehrte.

Die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spicheren waren geschlagen, ganz Deutschland und nicht in letzter Linie Süddeutschland war in freudig gehobener Stimmung wegen der ersten Erfolge unserer deutschen Armeen, wenn auch dies Gefühl angesichts der bald veröffentlichten Verlustlisten durch eine gewisse Wehmut verklärt wurde. Soviel

war damals schon gewiß, Deutschland stehe seinen Mann und werde auch seinen letzten Streiter daransetzen, in dem ihm mutwillig aufgezwungenen Kampfe nicht zu unterliegen. Für mich war diese Zeit eine unangenehme. Ich war ein „Unmontiert-Assentierter". Für das jüngere Geschlecht, das glücklicherweise diesen Begriff nicht mehr kennt, diene zur Erklärung, daß zu den „Unmontiert-Assentierten" damals solche Leute genommen wurden, welche felddiensttauglich, aber infolge ihrer bürgerlichen Verhältnisse einer besonderen Berücksichtigung bedürftig waren. So war ich in meinem vorletzten Jahre des Universitätsstudiums gefragt worden, ob ich noch als Einjähriger — es waren damals die ersten Freiwilligen in Bayern — dienen oder „assentiert-unmontiert" sein, d. h. nur für den Kriegsfall heerespflichtig sein wolle. Mit Rücksicht auf das bevorstehende Staatsexamen wählte ich das letztere. Die oben erwähnte Unannehmlichkeit bestand nun in dem Warten, bis die Klasse von Soldaten, der ich angehörte, eingezogen wurde. So verging ein Tag um den andern. Das Kavallerie-Regiment, das in A. liegt, hatte längst Befehl bekommen, auszumarschieren: die Seitengewehre wurden geschliffen, ein paar junge Lieutenants ließen sich mächtige Körbe an ihre Säbel befestigen, als wollten sie mit Turkos und Spahis die Klingen kreuzen — die „Unmontiert-Assentierten" waren noch immer nicht eingerufen. Der Bezirkskommandeur, den ich in meiner Ungeduld fragte, vertröstete mich, es werde nicht mehr lange anstehen. Und wirklich kam nach einigen Tagen die Einberufung. Mit aller Geschwindigkeit packte ich mein Köfferchen, verabschiedete mich von Amtsvorstand und Kollegen, hing mit Genugthuung meinen Hut in den Schrank und setzte mit Stolz die blaue Mütze auf. Nun konnte ich mich als kriegsbrauchbarer Mann doch mit Ehren sehen lassen, da mich das bisherige Civilgewand, wo an der Grenze schon der Streit in vollem Gange war, doch mehr und mehr beklemmte. In einem kurzen Brief teilte ich meiner Mutter meine Einberufung mit und begab mich nach meinem Gestellungsort — Ingolstadt.

Dort werde ich einer Ersatzkompagnie zugeteilt. Aber nicht so ohne weiteres. Bei der Vorstellung und Namenverlesung wurde ich aufgefordert, in der Bataillonskanzlei einzutreten. Es kostete mich ziemliche Mühe, von diesem Dienste loszukommen und bei der Waffe eingestellt zu werden. Ohne einen Empfehlungsbrief eines meiner Kollegen an seinen Neffen, der als Adjutant im Bataillon stand, aber schon ausmarschiert war, wäre mir auch die Durchführung meines Wunsches wohl nicht geglückt. So aber nahm sich des Adressaten Nachfolger meiner

Bitte an und befreite mich von der Schreibstube. Nun war ich also Rekrut. Wir wurden einer Art von Schnelldressur unterworfen, mir noch zu langsam. Ein Korporal, mein direkter Vorgesetzter, exerzierte mich um eine Kleinigkeit noch abends auf dem Gange, bis ich die Gewehrgriffe machen konnte, trotz einem Alten. Bei unserer Ausbildung wurde der Hauptnachdruck auf Schießen, Felddienst und Wachobliegenheiten gelegt. Die Umgebung, welche mir anfänglich höchst fremdartig gegenübergestanden war, wurde mir nach und nach vertrauter: ich staunte nicht mehr den Katzennebel an, mit welchem der Sergeant seine Morgenwäsche vornahm, ich gewöhnte mich an die vielen Kameraden, die mir anfangs lästig gefallen waren, der Tagreveille fand mich meist schon gewaschen und angekleidet, obwohl es in unserem Kavalier Heydeck mit seinen mächtigen dicken Mauern niemals über ein gewisses Dämmerlicht hinausging. Nur der Listenführer hatte vorne neben einer mächtigen Schießscharte ein einigermaßen helles Plätzchen, wir andern wandelten im Halbschatten. Das Waschen mit Dutzenden von Kameraden am Brunnen war mir sehr zuwider: im trockenen Festungsgraben fand ich in einem Abzugsgraben für Regenwasser bald eine ungestörte Waschgelegenheit, welche ich fleißig benützte, aber wohlweislich für mich behielt. Von der Festung selbst und den Werken bekamen wir blutwenig zu sehen, und was ich von der Einrichtung und Bauart von Festungen weiß, verdanke ich einem zweijährigen Aufenthalt in einer Moselfestung nach dem Feldzuge. Beim Exerzieren hatten wir unsere Freude an unseren zwei blutjungen Junkern, welche bei Weißenburg und Wörth gewesen waren, und von uns deshalb mit scheuer Verehrung betrachtet wurden. In ein paar Festungsgräben der breitesten Gattung waren damals schon einige Hunderte von französischen Kriegsgefangenen untergebracht, die wir mit gemischten Gefühlen sahen. In der nächsten Zeit sollte der erste Nachschub von Ersatztruppen stattfinden; das hatte ich gehört und bot nun alles auf, mitgenommen zu werden. Wirklich gelang es mir, ich faßte meine Kriegsgarnitur. Die Stiefeln konnte ich freilich nicht tragen, sie waren mir viel zu groß, und von meinem Mantel behauptete der Kammerunteroffizier, er stehe mir so gut, als habe ihn schon mein Großvater getragen. Ich war nicht mehr so neu oder grün, das nicht zu verstehen. Ich machte in aller Bescheidenheit meine Bedenken gegen den schon völlig alten und haarlosen Mantel geltend, der aussah, als habe sein früherer Besitzer, um sich desselben rascher zu entledigen, ihn mit Ziegelsteinen gerieben, vergaß aber nicht, diese Be-

denken noch durch einen blanken Beweisgrund zu unterstützen. So hatte man ein Einsehen, und ich bekam einen guten, festen, neuen Mantel, der mir hernach im Winter vor Orleans und Paris gute Dienste leistete. Der Helm aber, der mir zufiel, ward mir später eine Quelle mancher Leiden. Es war einer jener hohen, wenig schönen, kübelartigen Raupenhelme, mir etwas zu weit, sodaß er immer auf einem Ohre saß und mir die Brillenarme ins Ohr wie ein Messer von oben eintrieb. Noch ziemlich lange war später dieser Einschnitt oben an den Ohrmuscheln sichtbar. Mein Gewehr hatte eine etwas schwache Feder — wir führten die zu Hinterladern umgeänderten Podewilsgewehre — und es passierte mir nicht selten, daß der Hahn das Zündhütchen nicht zur Entzündung brachte. Eine Kur, welcher die Waffe beim Büchsenmacher unterzogen wurde, blieb erfolglos. Erst später konnte ich, wonach ich lange trachtete, auf dem Schlachtfelde eine Podewilsbüchse mir eintauschen, welche eine stärkere Feder hatte und bequemer zu tragen war.

Wer zum Ausmarsche bestimmt war, wurde noch geimpft, weil die französischen Gefangenen die echten Blattern ins Land gebracht hatten. Dann folgte der Fahneneid, von der ganzen Abteilung geschworen, eine hochfeierliche Handlung. Schließlich empfingen auch die Ausmarschierenden, nach ihrem Bekenntnis geschieden, in der Garnisonskirche das Abendmahl. Die Sorge für das, was jeder gerne mitgenommen hätte, wurde wesentlich vereinfacht durch die engen Grenzen, welche der feldmäßig gepackte Tornister steckte. Doch ließen sich ein paar Kleinigkeiten, die man ungerne vermißt hätte, immer noch unterbringen. Die Unteroffiziere, welche in der Ersatzkompagnie waren, mußten zum größten Teil zur Einübung der Ersatzleute in der Garnison bleiben, und ich sah das auch nicht ungerne. Zwar hatte sich einer und der andre um mich insoferne Verdienste erworben, als er mich nach 9 Uhr, wenn die Zimmervisitation vorüber war, die vielverschlungenen Pfade durch lange Gänge, unbelegte Mannschaftszimmer, treppauf, treppab nach der Hausmeisterei führte, wo er dann großmütig und herablassend den von mir „ponierten" Abendschoppen „genehmigte". Aber auf die Dauer hätte sich das zu einer förmlichen Servitut ausgewachsen, und ich wurde häufiger aufgefordert, als ich Lust hatte, diese heimlichen, nicht eben billigen Gänge zu machen.

Nun, als der Tag der Abfahrt gekommen war, wurden wir auf die Eisenbahn gesetzt, und ich bekam mein erstes Kommando als Wagenabteilungschef. In München sprach ich meine Mutter, die von St. hereingereist war, um von mir Abschied zu nehmen, in Augsburg kaufte

ich mir ein Dutzend luftgetrocknete Jagdwürste, ähnlich den württembergischen Landjägern, als eisernen Bestand; die letzte davon aß ich am 9. November bei Coulmiers. Unser Zug bewegte sich sehr langsam, entgegenkommende Gefangenen- und Verwundetertransporte hemmten zum öftern den Lauf. Die Begeisterung, mit welcher wir in Württemberg und Baden empfangen wurden, war ungemein groß. Einer meiner Kameraden, ein Fürther, seines Zeichens Feingoldschläger, hatte sich's zur besonderen Aufgabe gemacht, mit Aufwendung aller seiner nicht zu verachtenden Stimmittel die auf dem Bahnsteig in den Stationen Anwesenden „anzuhochen". Als wir den Rhein in Sicht bekamen, war er vollständig heiser und konnte auch nicht das leiseste Wörtchen mehr hervorbringen. In Maxau kamen wir am 2. September an und hörten mit Staunen von den dunkeln Gerüchten einer gewaltigen Schlacht mit zahllosen Gefangenen, worunter der Kaiser der Franzosen selber sei. Doch Näheres erfuhr der gemeine Soldat noch nicht, erst später meldeten uns die nachgesandten Zeitungen das Genauere. Diese aber bekamen wir erst, als wir das Regiment erreicht hatten. Anders war unsere Aufnahme in den von deutschen Truppen besetzten, bisher französisch gewesenen Landesteilen. Mehrfach wurde von den Etappenkommandanten der Maire oder Adjunkt zur Mitfahrt im Tender veranlaßt, die Eisenbahnlinie war von Schildwachen behütet, dem langsam dahinfahrenden Militärzug wurde wiederholt von den „Fuhrmannshemden" außen zugerufen: Wartet nur, in Paris wird man euch den Hals abschneiden! In dem schönen, prächtig gebauten Nancy verließen wir die Bahnwagen, sehr froh, endlich diesen beengenden Gefängnissen entronnen zu sein.

In dieser Stadt war eine Unmasse von Vorräten aller Art aufgespeichert. Besonders ganze Berge von Brot waren da aufgehäuft, manches auch schon verdorben, da keine Halle oder kein bedeckter Raum groß genug war, das Vorhandene zu fassen. Vor allem fehlte es an Wagen, die Armeebedürfnisse weiterzuschaffen, dazu war die Festung Toul im Wege, welche die Eisenbahn ins Innere sperrte. Von Nancy aus begann daher auch für uns der Fußmarsch, der uns nun in genauere Berührung mit der Bevölkerung brachte. Was von Bewohnern des Landes zurückgeblieben war, und da war fast noch auf jedem Hof wenigstens eine Person zu Hause, fügte sich mit Geduld ins Unvermeidliche und verabreichte ohne viel Umstände den Truppen das Nötige. In den meisten Quartieren sogar wurde der Soldat nach Kräften und nicht unfreundlich verpflegt; so waren wir in Void, wohin wir bei unseren

Kreuz- und Querzügen um Toul herum ein paarmal kamen, jederzeit gut aufgenommen. Zutraulich wurde der Eingeborene aber erst, wenn er in seiner Sprache angeredet wurde, und diesem Umstande verdanke ich gewiß in den meisten Quartieren die freundliche und gastliche Aufnahme. Trotzdem die Orte an der Etappenstraße stark ausgezehrt erschienen, gab's doch immer noch etwas. Vor Paris und um Orleans herum war das Verhältnis anders, wie wir bald sehen werden. Aber in der Champagne z. B. ging der „Pisang", wie die Soldaten den Ackerer nannten, eine Meile weit, um für uns zum Abendessen ein paar Pfund Barben zu angeln oder er lief ins Nachbardorf, um dort noch Viktualien aufzutreiben. Als wir auf dem Marsche von einem schrecklichen Unwetter überrascht und so gründlich durchnäßt waren, — wir hatten auch die Mäntel anziehen müssen und so waren auch diese schwer und tropften vor Wasser, — daß wir keinen trockenen Faden auf dem Leibe hatten, so räumte uns eine Bäuerin mit ihren Töchtern auf meine Bitte auf einige Abendstunden das ganze Haus ein, wo wir am Kamin ein mächtiges Feuer anzündeten und unsere Kleider daran trockneten, während wir in dem seltsamsten Aufzuge reinigten und trockneten, bis die einzelnen Gewandstücke wieder gebrauchsfähig wurden. Je näher wir in die Gegend von Paris kamen, je weniger freundlich wurden wir empfangen, je häufiger auch wurden die von ihren Besitzern verlassenen Anwesen. In den Gesprächen, welche sich mit den Zurückbleibenden entspannen, trug stets Napoleon die Schuld für den Ausbruch des Kriegs, das Landvolk wollte am Kriege keine Freude gehabt und zu demselben nicht geraten haben. Im ganzen dürfte das auch der Wirklichkeit entsprechen. Der Abstimmung jedoch, durch welche sich seiner Zeit die Franzosen gerade diesen Herren gegeben hatten, erinnerten sie sich höchst ungern und schlugen sofort ein anderes Thema an, wenn man die Rede darauf brachte.

So kamen wir am 23. September in Longjumeau an und wurden in die verschiedenen Kompagnien verteilt. In der meinigen fand ich als meinen Zugskommandanten einen früheren Privatschüler von mir vor, den ich seiner Zeit als Gymnasiast in N. in die Geheimnisse des Lateinischen eingeführt und mit dem ich Cäsars bellum Gallicum gelesen. Der erwähnte Offizier, ein blutjunger Mann, schlug die beste Klinge in der Kompagnie — beim Essen; er verschwand infolge einer Verwundung durch den Arm seit dem 11. Oktober, tauchte aber später wieder auf, wo ich sein Stubengenosse wurde, und manches ergötzliche Stückchen mit

ihm durchmachte. Unser Oberlieutenant war ein gediegener Kriegsmann, kalt und unerschrocken, früher Kavallerist, Apotheker und Erfinder eines vielgenannten Haarbalsams: ihm selbst hatte der Haarbalsam nicht mehr geholfen, denn er erfreute sich eines stark gelichteten Hauptʰaars. Der prophezeite uns Neuankömmlingen mit einem gewissen Bedauern, wir seien doch zu spät daran und würden vom Kriege nicht mehr viel sehen, wir sollten aber nur recht aufmerken, so könnten wir doch noch so manches lernen. Der Hauptmann war ein sehr wohlwollender Herr, hatte aber damals, weil er den Anstrengungen des Feldzugs sich nicht mehr gewachsen fühlte, schon um seine Verabschiedung nachgesucht. Der Dienst bot wenig Abwechselung und war nur wegen der Neuheit der Verhältnisse interessant. Wir wurden zweimal alarmiert und rückten einmal bis an den Bièvrebach vor, doch kamen wir nicht ins Feuer, sondern blieben als letzte Unterstützung hinten stehen.

(Fortsetzung folgt.)

In stiller Nacht.

Schwüle Luft! die Wolken hangen
Schwer herunter auf die Welt.
Schlaflos sitzt mit tiefem Bangen
Noch der Kaiser wach im Zelt.

Stumm ist's rings. Von Rosseshufen
Ferne tönt's zuweilen nur,
Und des Lagers Wachen rufen,
Stund' um Stunde schlägt die Uhr.

„Schlimmster Tag von allen Tagen,
Deine Kunde sei verflucht!
Frossard auf das Haupt geschlagen —
Mac Mahon in wilder Flucht!

Meine Turkos tot, gefangen
Und zerstreut mein stolzes Heer!
Die mit Ruhm die Welt durchdrangen,
Meine Zuaven sind nicht mehr!"

Und ans Lager seines Sohnes
Tritt der Kaiser. „O, wie gut
Schläfst du, Erbe meines Thrones,
Schuldlos Blut von meinem Blut!

Mußt' ich nicht um dich beginnen
All' die Schrecken dieses Kriegs?
Welches Ziel war zu gewinnen?
Ich und du — der Preis des Siegs!

Sei es drum! Wie ich's begonnen
Will ich's enden. Frischen Mut!
Blut hat mir den Thron gewonnen,
Retten will ich ihn durch Blut.

Mag die Mosel rot sich färben,
Überströmt von Blut der Rhein.
Menschenleben — leere Scherben —
Du, mein Sohn, sollst Kaiser sein.

Alles ist noch nicht verloren.
Zu den Waffen überall!
Stürz' ich — sei's! Dies Volk von Thoren
Stürze mit in gleichem Fall!" — —

Und zur selben Frist in Jammer
Kniet ein altes Mütterlein
Nachts noch in der stillen Kammer
Weit in Deutschland, fern vom Rhein.

„Schaue", spricht sie, „auf uns nieder,
Vater, von des Himmels Thron!
Laß gesund mir kehren wieder
Aus der Schlacht den einz'gen Sohn."

„Daß er mir das Haus erhalte,
Mich ernähr' mit starker Hand."
Und mit Thränen schließt die Alte:
„Segne Gott das Vaterland!" —

Still ist's; aus den Wolken leuchtet
Stern um Stern mit hellem Schein.
Schließ getrost dein grambefeuchtet
Auge, armes Mütterlein!

Morgen wird dein Sohn frohlocken,
Morgen ist die letzte Schlacht!
Schon erschallt's, wie tausend Glocken:
Sieg! Mit uns ist Gottes Macht!

Franz Bonn.

Auf — nach Sedan!

Aus dem Kriegs-Tagebuch eines Dreizehners.

Wir lagen am 26. August 1870 in Mogneville in der Nähe von Bar le Duc auf dem Vormarsch nach Paris. Wir hatten sehr anstrengende Märsche und viele nasse, sehr unangenehme Biwaks hinter uns; aber immer drängte es uns vorwärts zu kommen, nach Paris, der „Weltleuchte“, wie Viktor Hugo dieses „Seine-Babel“ nennt.

Wir wunderten uns sehr, als an diesem Tage uns in der Frühe keine Tagreveille aufweckte.

Wir erfuhren, daß die preußische Kavallerie die Fühlung mit dem Feinde verloren habe. Das V. Korps war uns voraus.

In Mogneville hatte ich mit meinem Kompagniekameraden H. ein ausgezeichnetes Quartier, wieder einmal ein Bett, ein gutes Bett.

Die Gewehre der Mobilgarde von Mogneville wurden hoch oben im Kirchturm gefunden, herabgeholt und zerstört, verbrannt; darunter befanden sich auch prachtvolle Jagdgewehre! Ach, wenn man die nach Deutschland hätte wünschen können!

Obwohl wir schon um 11 Uhr mittags Marschbereitschaft hatten, blieben wir doch bis nachmittags 5 Uhr noch in unseren Kantonnements.

Nun begann ein großer und sehr beschwerlicher Nachtmarsch. Wir mußten wieder durch Bar le Duc zurück. Höhnisch blickten die Franzosen auf uns, welche glaubten, daß die deutsche Armee retirieren müsse. „Nix nach Paris!“ riefen sie uns hämisch zu. Auch wir selbst wußten anfangs unser Zurückgehen nicht zu deuten, doch allmählich erfuhren wir, daß die ganze III. Armee eine großartige Rechtsschwenkung nach Norden mache, daß Mac Mahon sich gegen Metz gewendet hätte und daß letzterer dem in Metz eingeschlossenen Bazaine die Hände reichen wolle.

Wir änderten daher unsere Marschroute und marschierten in einem anstrengenden — man darf sagen aufreibenden — Marsche in der Nacht nach Nicey.

In Nicey selbst legten wir uns um ½5 Uhr früh des 27. August, einem Samstag, schlafen.

Ich schlief bis ungefähr 8 Uhr morgens fest und tief. In der Frühe hatte ich ein opulentes Dejeuner — bestehend aus Omeletten.

Um 11 Uhr mittags marschierten wir wieder ab und gelangten nach schrecklich ermüdendem Marsche nachts 11 Uhr in Blercourt an.

Bei meiner Kompagnie mußten zwei Offiziere wegen Erschöpfung austreten.

Ich selbst hatte mir einen Fuß übersprungen und marschierte blos mehr mechanisch weiter, unter einem strömenden, das Gesicht peitschenden Regen. Wir wurden während des Marsches wieder trocken, um gleich darauf wieder naß zu werden. Es war eine qualvolle Situation — ich hielt mich kaum mehr auf den Beinen — aber „Vorwärts! vorwärts! gebot die Pflicht."

Naß bis auf die Haut kam ich im Biwak an. Da mich sehr fror, schlief ich nicht, sondern stellte mich ans Biwakfeuer, um mich zu erwärmen; ach, wie kalt! Endlich zwang mich die Müdigkeit und ich legte mich auf meinen aus Wachsleinwand bestehenden Mantelüberzug und — schaute zu dem — jetzt wieder wolkenlos gewordenen, heiteren Sternenhimmel empor und — gedachte meiner Lieben — in der Heimat und an meine zwei, ebenfalls im Felde stehenden Brüder.

Doch nicht lange hing ich den traurigen, schwermütigen Gedanken nach — „wie Gott will!"

Ich trocknete meinen durchnäßten Mantel am Biwakfeuer, und beim schon grauenden Morgen mußte ich ins Dorf, um zu requirieren — meine ständige Spezialaufgabe zu erfüllen.

Dort meldete ich mich bei unserem interimistischen Brigade-Kommandanten, Oberst Schuh.

So viel ich mich erinnere, brachte ich einige Schweine von meinem Beutezug zurück ins Biwak.

Zum Frühstück speiste ich — nobel: Kaffee mit Butterbrot! Eine solche Schlemmerei!

Dann ging es nach Varennes. Auf dem Marsche begegneten wir gefangenen Mobilgarden.

Es war am Sonntag, den 28. August. Dazumal sang ich nicht: „Das ist der Tag des Herrn!" Damals „pfiff" ich — vor Schmerzen. Der Marsch war für mich eine Qual.

Meine Sohlen brannten wie höllisches Feuer.

Die Mannschaften traten vielfach aus; sie konnten nicht mehr; sie hatten wunde Füße.

Für diese Strapazen wurden wir jedoch in Varennes reichlich entschädigt durch gute Betten und durch ein ausgezeichnetes Souper in Gesellschaft des Generalarztes Dr. von Nußbaum und seines Assistenzarztes Dr. Bratsch.

Hier haben wir einmal ausgezeichnet gespeist. Kompagniekamerad H. lag mit mir im gleichen Quartier; wie wir uns auf die Betten freuten!

Ich lag darin — wie ein Prinz und schlief einen tiefen, traumlosen, erquickenden Schlaf bis morgens 4 Uhr.

Die Dame des Hauses war sehr schön; wir hatten seither nicht viele — und besonders keine hübschen Französinnen gesehen — sie schienen alle ausgerissen zu sein oder hielten sich versteckt, aus Furcht vor den — deutschen Barbaren.

Es lag fast das ganze Armeekorps in dieser Stadt und überall wimmelte es von Soldaten.

In der Frühe des 29. August marschierten wir ab — unbestimmt wohin. Wir dachten, wir kämen schon an diesem Tage ins Gefecht.

Wir erfuhren, daß das sächsische Armeekorps uns schon voraus sei und die Franzosen bereits zweimal geschlagen hatten.

Auf der Straße von Grand Pré zogen wir dahin — weiter, immer weiter — ein sehr anstrengender Marsch — doch — „Vorwärts! lautet der Befehl, und wir marschierten fort mit wunden Füßen, totmüde, es muß sein! Damals lag der Sieg — in den Beinen; nur wenn wir rechtzeitig eintrafen und mit ins Gefecht eingreifen konnten, war uns der Sieg gewiß!

Vielleicht kommen wir noch heute ins Gefecht! so hieß es. In solcher Erwartung, in solchen Stunden denkt man an die Heimat, an seine Lieben.

Man sendet ihnen heiße, innige Grüße zu — in Gedanken. Sind es Abschiedsgrüße? Werde ich sie wiedersehen — die liebe, alte Mutter mit den treuen Augen, mit den weißen Haaren? Wird sie mir noch einmal die welke Hand aufs Haupt legen; wird sie mich noch einmal mit meinem Kindernamen nennen? — Leb wohl, leb wohl! und tausend Dank für deine Liebe! O Mutter, liebe, treue Mutter!

Bei Souincourt blieben wir über Nacht.. Wir machten uns eine ganz anständige Hütte im Biwak zurecht und ruhten dann — auf unseren — Lorbeeren — nein, wir lagen auf Haberstroh und — Saubohnen.

Gegen Abend besuchte uns General von der Tann, unser Korpsführer.

Mir gefiel besonders das eiserne Kreuz auf seiner Brust; ich sah es hier zum erstenmale. „Wer dies doch auch tragen dürfte!“ dachte ich damals — ein wenig neidisch.

Abends legte ich mich auf mein üppiges Lager und bald führte mich der Gott des Schlafes — der milde Bruder des Todes — hinüber in das Land der Träume!

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und hüllst du mich, Herr, im Schlummer ein,
Lass' im Traum mich — in der Heimat sein!“

Ein französisches Urteil über den Einfluß des Lagers von Chalons auf die französische Armee.

Mitgeteilt von Oberstlieutenant v. R.

In dem Werke „Histoire de l'armée de Chalons par un volontaire de l'armée du Rhin“ erzählt der Verfasser, daß am 23. August, als die Armee des Marschalls Mac Mahon ihre Biwaks am linken Ufer der Suippe von Dontrien bis Heutrégiville aufgeschlagen, man in der rechten Flanke große Rauchsäulen habe aufsteigen sehen, und fährt dann fort: „Das waren die Reichtümer an Lebensmitteln, Fourage und Lagergerät, welche, im Lager von Chalons aufgehäuft, in Voraussicht der Annäherung der preußischen Truppen durch die Intendanz den Flammen übergeben wurden, unter den Augen der Armee, welche am Tage darauf bitteren Mangel leiden sollte.

Das war das Terrain unserer klassischen Siege, welches wir verließen, um dem Ungewissen entgegen zu gehen.

Und doch, wie viel Unheil hat dieses Lager von Chalons dem wahrhaftigen militärischen Geiste Frankreichs bereitet!

Da hatten unsere jungen Offiziere unter festen und komfortablen Zelten, bei stets ohne Mühe gesicherten Mahlzeiten, die falschen Ideen über das Feldleben eingesogen.

Da hatte die Intendanz die üppige Verpflegung von Armeen gelernt, aber von unbeweglichen Armeen.

Da hatten die Schießübungen der Artillerie uns die Zuversicht auf die stets unbestrittene Überlegenheit unserer Geschütze eingeimpft, da

hatte die Kavallerie gelernt, Rekognoszierungen mit Regimentern, mit Eskadronsdistanze auszuführen.

Da hatten die Generale gelernt, wöchentlich einmal zwischen zwei Mahlzeiten zu siegen, da war Lorber und Ruhm von denjenigen leicht errungen, die die Gunst dazu bestimmt hatte, große Männer zu werden, wenn an sie auf der festgesetzten Liste die Reihe kam.

Das Lager von Chalons war das Treibhaus für das Avancement geworden.

Viele derjenigen, welche an unserer Spitze marschierten, waren eben nur die großen Krieger des kleinen Mourmelon.

Die höchsten Grade wurden verliehen, ohne an das Interesse des Landes und seiner Verteidigung zu denken. Der sehr begehrte Generalsrang wurde ehrgeizigen und unruhigen Personen erteilt, um sie zu verführen oder sie dem Kaiserreiche zuzuführen, ohne sich zu beunruhigen, ob die darnach Strebenden die Eigenschaften besaßen, welche die Devise aller großen Heerführer erheischt: Vir bonus proeliandi peritus, ein vortrefflicher Mann, der zu kämpfen versteht.

Es genügte zuweilen, einen Sieg errungen zu haben — im Lager von Chalons.

Wie weit waren wir davon entfernt, zu handeln, wie General v. Moltke, der Terrainstrecken mit denjenigen Offizieren durcheilte, welche er in seiner Schule bilden wollte, indem er sie auf den Feldern die Strategie und die Kenntnis des Terrains lehrte und sie während langer, arbeitsvoller Jahre neben sich beobachtete, ehe er den Ausspruch that: Dieser kann ein General der Armee werden.

Wie weit waren wir von der wahren Nachahmung des Feldlebens entfernt, bei der man alljährlich während zweier Monate militärische Märsche ausführt, um die Truppen lagern zu lehren und sie unterhalten und verpflegen zu lernen!

Bei dergleichen Übungen entwickeln sich die militärischen Talente und kann ein General nach ernster Prüfung, nicht nach oberflächlicher und oft vorgefaßter Meinung, die geeigneten Kandidaten erwählen. Durch dieses Mittel würde man auch die vollständige Unfähigkeit mancher Offiziere für den Krieg erkennen. Dieses in freier Luft gewonnene Urteil würde gestatten, eine heilsamere Wahl zu treffen, als in den Vorzimmern der Minister oder an der Tafel der Tuilerieen und dem Lande brauchbare und energische Generale sichern.“

General Moltke.

Lied der deutschen Soldaten.

Melodie: Prinz Eugenius.

General Moltke, der edle Stratege,
Der kennt alle Weg' und Stege,
Die das Kriegsheer gehen muß,
Um den Feind mit Macht zu fassen,
Daß er stets das Feld muß lassen
Bis zum stolzen Friedensschluß.

Mit dem Plan, den er ersonnen,
Hat er den Feldzug schon gewonnen
Vor dem ersten Schwerteshieb.
Soll er aber wirklich frommen,
Müssen doch die Hiebe kommen —
Hiebe, die dem Feind nicht lieb.

General Moltke, großer Denker,
Planerfinder, Heereslenker,
Wir bedanken uns bei dir.
Weil auf deinen Kopf wir bauen,
Wankt uns niemals das Vertrauen,
Zuversichtlich streiten wir.

Aber du mußt auch gestehen,
Daß wir auf die Feinde gehen,
Wie's dein Herze wünschen mag.
Feldherrn, Offizier', Soldaten,
Alle thun sie Heldenthaten,
Bis er unser ist, der Tag.

Held, dein Auge konnte schauen,
Daß uns nicht entmannt das Grauen
In dem schlimmsten Augenblick.
Stürmend über Leichenhaufen
Sind wir auf den Feind gelaufen,
Und der Feind, er wich zurück.

Anders wollten wir's einmal nicht haben,
Preußen, Sachsen, Bayern, Schwaben,
Darum konnt's nicht anders geh'n.
Wer nur nach dem Siege trachtet
Und Gefahr und Tod nicht achtet,
Dem kann niemand widersteh'n.

Und so haben wir denn gewonnen,
Wie du's uns hast ausgesonnen,
Todesmutig Schlacht um Schlacht.
Sahst du uns die Feinde jagen,
Hast du selber müssen sagen:
Kinder, ihr habt's brav gemacht!

Teure Brüder sind geblieben;
Reich an Ehren ruh'n die Lieben
In den Landen überm Rhein.
Ihre Seelen von der Erde,
Nach der rühmlichen Beschwerde,
Treten in den Himmel ein.

Freundlich sind sie aufgenommen,
Helden bieten den Willkommen,
Allen Guten sind sie gleich.
Wer fürs Vaterland gestorben,
Der hat einen Platz erworben
In des ew'gen Gottes Reich.

Die der Tod im Streit gemieden,
Helfen im erkämpften Frieden
Wohlsein schaffen nach dem Harm.
Wieder wird man Wunder sehen,
Wenn sie treu zusammengehen.
Deutscher Kopf und deutscher Arm.

Melchior Meyr.

Im Gefecht bei Beaumont.

Von einem Dreizehner-Offizier.

Fröstelnd erhoben wir uns am 30. August 1870 früh von unserem Lager im Biwak bei Souincourt.

Es war kein erquickender Schlaf gewesen, den ich gethan; die nächtliche Kühle weckte mich immer aus kurzem Schlummer.

Ich stand am Biwakfeuer und erwärmte mich; golden, in Purpurwolken stieg die Sonne, die Königin des Tages, dort über jenen Hügel herauf, Licht und Wärme spendend. „Sei gegrüßt!“

„Auf! An die Gewehre!“ tönte das Kommando. Das Bataillon steht zum Abmarsch bereit; ohne Trommelklang, ohne Marschmusik setzen sich die Kompagnieen in Bewegung.

Wir sind in Feindesland — der Feind in der Nähe, dicht an uns — da ist Vorsicht und Stille geboten; wir wollen uns ihm nähern — unbemerkt.

Wir marschierten auf der Straße gegen Beaumont zu; es liegt wie in der Luft, daß wir heute noch ins Gefecht kommen werden. Frisch voran!

Gegen 1¼ Uhr mittags sehen wir an der Straße, südlich von Beaumont, in unserer rechten Flanke ein französisches Lager.

Anfangs glaubten wir, es sei eine große Proviantkolonne, bis unsere Feldstecher uns eines anderen belehrten.

Bumm — paff! ertönt ein Schuß, den *unsere* Artillerie, rechts von uns, ins feindliche Lager abgiebt.

Wie wenn ein Menschenfuß plötzlich in einen Ameisenhaufen stößt und das kleine fleißige Volk auf einmal in Verwirrung und Aufregung versetzt, so wimmelte es mit einemmale, nachdem der Kononenschuß gefallen war, dort drüben im französischen Lager.

Die Franzosen waren eben beschäftigt, ihr Mittagsmahl zu bereiten; an den Kochfeuern standen die französischen Soldaten, ohne Armatur, teilweise in Leinenblousen, und rührten eifrig in den Menage-Kesseln herum.

Sorglos — nach echt französischer Manier, hatten sie keinerlei Sicherheitsmaßregeln ergriffen, um sich vor einer Überraschung durch die Deutschen zu sichern.

Keine Feldwache, keine Piketts, keine Vorpostenkette, keine Vedette schützte das Lager vor feindlichem Überfall. Mit echt französischem Leichtsinn hatte sich die Truppe der Ruhe, dem Abkochen hingegeben, als wenn die „maudits Prussiens“ noch ruhig daheim — in Berlin oder sonstwo, weit drüben über dem Rheine, ständen. Sorglos, als ob es nicht ein Weißenburg, ein Wörth, als ob es kein Spichern und kein Gravelotte gegeben hätte, in welchem die französischen Armeen von deutscher Heeresmacht besiegt und in die Flucht geschlagen wurden!

Bumm — paff! Nun kam Leben in die Bude! „Aux armes!“ gellt der Ruf der Franzosen, und alles stürzt, rennt, läuft und schreit durcheinander in wirrem Chaos.

„Hurra!“ tönt es aus den deutschen Reihen, und vorwärts stürmen wir gegen das aufgeschreckte Lager.

Wir waren mit unserer 4. Brigade die Avantgarde der II. bayerischen Infanterie-Division.

Die französischen Truppen — Teile des VII. Korps — waren in der That während des Abkochens von uns überrascht worden und traten nun in Verwirrung den Rückzug an; stellten sich jedoch bald wieder, um den Kampf mit uns aufzunehmen.

Wir wurden nach Sommauthe beordert und rückten von hier aus auf der Straße nach Beaumont vor.

Da steht links von der Straße der Feldgeistliche Landes, der uns ermahnt, „Reu' und Leid“ zu sprechen und das Kreuz zu machen. Zugleich spricht er über uns die Generalabsolution — er segnet uns — „sei's zum Leben, sei's zum Sterben! Gott wird jedem ein gnädiger Richter sein! Geht mit Gott in den Kampf — der Herr wird mit euch sein!“

Wir zogen zuerst durch einen Wald, wo noch meines Bruders Ludwig Eskadron vorbeiritt.

Wir nahmen Abschied von einander.

Nun schwenkten wir links und dehnten gegen den tiefer gelegenen Wiesengrund aus, nachdem wir aus dem Walde — bois des Murets — debouchiert waren. Die Franzosen hatten wieder Stellung genommen und schickten sich an, uns den errungenen Vorteil wieder zu entreißen; sie schlugen sich brav und tapfer.

Ehre und Anerkennung gebührt auch dem Feinde!

Die Artillerie fährt vor; die Kavallerie stellt sich hinter einer Höhe auf; wir ziehen im Wiesengrunde dahin — Schritt vor Schritt — Terrain gewinnend.

Die erste feindliche Granate, die auf uns gemünzt war, schlägt vor uns in den Boden.

Gleich darauf höre ich einen leisen Schrei; der Soldat Johann Hilpert von meinem Zuge stürzt hinter mir zu Boden; er fährt mit der Hand nach der Brust und fällt lautlos nieder aufs Gesicht. Mitten durchs Herz! — Die feindlichen Geschosse sausen.

Die Distanze hatten die Franzosen richtig geschätzt.

Die Mitrailleusen machen einen höllischen Spektakel. Ihr Getöse war ein unheimliches, nervenerschütterndes Geschnarre.

Auf einmal werden wir auch in unserer linken Flanke beschossen; wie das pfeift! Witt — witt!

Nun mußte auch unsere Kompagnie ausdehnen, und zwar zuerst der Zug des Lieutenants H., nachdem wir vorher den massenhaften Granaten durch einen starken Laufschritt nach vorwärts ausgewichen waren.

Ein Gehöft — la Thibaudine Ferme — war besetzt; dasselbe wurde erstürmt und dann gings in weiterem Angriff über eine Blöße längs der Straße nach Stonne in vier Abschnitten gegen eine Waldspitze, die von den Franzosen stark besetzt war. Diese Waldspitze, hart an der Straße, war schwer zu nehmen. Der Feind verteidigte sich mit zäher Ausdauer; Respekt vor einem solchen Gegner!

Mein Zug verlor am meisten vom Bataillon. Die Kompagnie, bei der ich stand, hatte 7 Tote, 15 Verwundete und 1 wurde vermißt; auf meinen Zug, den vierten Teil der Kompagnie, trafen allein 4 Tote, 7 Verwundete; die Waldspitze wurde genommen.

Wir drangen weiter durch den Wald vor; derselbe war mit dichtem Unterholz durchwachsen. Meine Hände bluteten, so rauh und dornig war das Gesträuch, durch das wir dringen mußten.

Die Kugelspritzen sausten und die Granaten heulten über unsere Köpfe hinweg; die Chassepotkugeln pfiffen uns um die Ohren und schlugen in die Bäume im Walde ein.

Wir nahmen im Gehölz manchen Franzosen gefangen; besonders am Waldsaum hatten sich viele in dem längs desselben laufenden Graben gedeckt, die bei unserem Ansturm sich ergaben.

Wären wir rechts vom Wäldchen vorgedrungen, hätten wir die beiden feindlichen Geschütze erbeuten können, welche dort dem 1. bayerischen Jäger-Bataillon in die Hände fielen.

Allmählich sammelten wir uns wieder unter unserem kühnen schneidigen Stabshauptmann Lissignolo.

Wir eilten dann auf der Straße noch weiter vor, jedoch das Gefecht war für unsere linke Flanke vorüber, während rechts von uns, besonders bei Mouzon, noch der Kampf weiter tobte.

Lieutenant H. und ich gingen zurück in den Wald und suchten die Verwundeten; viele meiner Soldaten hatten sich freiwillig zu diesem Samariterdienst gemeldet.

Viele verwundete Franzosen lagen im Walde, besonders in dem nebenher laufenden Graben, welche von uns geborgen und zum Verbandplatz gebracht wurden.

Im tiefen Dickicht des Gehölzes lag ein französischer Offizier, der an den Beinen verwundet war.

Plötzlich schlägt einer meiner Soldaten auf ihn an. Ich fahre ihm ins Gewehr und schleudere ihn zurück.

„Feigheit! Auf einen Verwundeten zu schießen, ist ehrlos!“ rufe ich mit wuterstickter Stimme.

„Herr Lieutenant, der Franzose hat mit seinem Revolver auf Sie gezielt; da wollte ich ihm zuvorkommen, damit er Sie nicht niederschießt!“

Der für mich so treubesorgte Soldat hatte sich getäuscht; er hatte den Feldstecher, welchen der feindliche Offizier in der Hand hielt, für einen Revolver angesehen und glaubte mich vor dieser Gefahr schützen zu müssen. So ganz unrecht hatte mein braver Soldat doch nicht, denn es kam öfter vor, daß französische verwundete Offiziere noch auf die deutschen Offiziere feuerten, welche zu ihrem Schutze, zur Hilfeleistung herbeigeeilt waren.

Wir trugen den Offizier hinaus aus dem Dickicht. Es war ein stolzer Mann und trotz seiner Hilflosigkeit trotzig und undankbar; ein Vertreter der Grande nation — der ersten Nation der Welt!

Als ich ihn fragte, ob wir ihn zu unserer Ambulance schaffen könnten, ob er hiezu im stande sei, antwortete er nur: „comme vous voulez!“ und mir sagte er nicht ein Wort des Dankes. —

Unsere Verluste waren bedeutend, auch mehrere Offiziere waren verwundet. Lieutenant Schuster von der 6. Kompagnie erhielt einen Schuß in die beiden Beine; Lieutenant Nebinger einen Schuß in den linken Oberarm; Oberlieutenant Schöner einen Schuß in den Unterleib, welcher Verletzung derselbe zwei Tage darauf in Sommauthe erlag. Lieutenant der Landwehr (Reserve) Hertter erhielt zwei Schüsse in den rechten Unterarm, deren Heilung sich sehr lange hinzog.

Ich war heil — mit dem Leben davongekommen!

O, Mutter! „„Überall wohin ich schreite,
Fühl' ich, wie unsichtbarlich
Dein Gebet mir zieht zur Seite
Und die Flügel schlägt um mich!““

Was ich während des Kampfes und nach demselben empfand und dachte, das kann ich nicht wiedergeben, das läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben. Gott allein weiß es, der all unsere Gedanken kennt und hört jedes unserer Gebete. Abends marschierten wir ins Biwak nach Stonne.

H. und ich ließen uns Chokolade — in Wasser kochen; das war unser Frühstück, Mittag- und Abendessen, ganz hübsch in einem Gange vereinigt.

Wir bekamen viel Stroh und lagen dann ganz warm — auf dem Erdboden, wie schon so manches Mal. Im Laufe des Abends hatte ich auch noch erfahren, daß das Pferd meines Bruders Ludwig angeschossen worden sei; er aber blieb auch bei dieser Gelegenheit, wie ich, unverwundet.

Zum Umfallen müde legte ich mich auf mein Strohlager und schlief lange, tief und ruhig, ohne zu träumen, bis ich am nächsten Morgen geweckt wurde; und an diesem Tage, am 31. August, marschierten wir sodann gegen Remilly weiter.

Auf der Straße nach Raucourt standen viele von den Franzosen zurückgelassene Wägen, welche teilweise Bücher, aber auch Garderobegegenstände enthielten, die man wohl hier nicht gesucht haben würde.

Am Abende des 31. biwakierten wir — zur Abwechselung einmal wieder — auf der Höhe bei Remilly, und als ich mich auf mein Eiderdaunenlager — von Stroh warf, dachte ich nicht daran, daß morgen die große Schlacht bei Sedan geschlagen und der Kaiser Napoleon gefangen werden würde, denn das wußte — damals überhaupt noch kein Mensch.

Mars la Tour—Vionville.

Von M. v. Berg.

> Sie haben Tod und Verderben gespieen,
> Wir haben es nicht gelitten,
> Zwei Kolonnen Fußvolk und zwei Batterien,
> Wir haben sie niedergeritten.
>
> Freiligrath.

Es war am 18. August 1870. Die 3. Kavalleriedivision, bei der ich eine Schwadron führte, lag im Biwak bei Coin les Cuvry à cheval der Chaussee Metz—Augny—Pournoy. An den beiden vorhergehenden Tagen war das Gerücht zu uns gedrungen, daß in unserer linken Flanke jenseits der Mosel bei Gravelotte und Mars la Tour eine große Entscheidungsschlacht geschlagen werde; dumpfer Kanonendonner dröhnte zu uns herüber, und die Nachrichten hatten im Laufe der Tage oft be-

ängstigend genug gelautet. Teils hieß es, die Franzosen drängen siegreich vor, dann sollten sie wieder zum Stehen gebracht sein, endlich aber kam die Siegesnachricht, Prinz Friedrich Karl habe Bazaine mit seinen Truppen endgültig nach Metz hineingeschlagen, der letzte Durchbruchversuch sei gescheitert.

Auch von großen Kavalleriekämpfen hatten wir gehört, bei denen die Brigade Bredow sich unsterblichen Ruhm erworben haben sollte.

Die Brigade Bredow! Dabei war ja mein liebes, altes Kürassierregiment, wie jauchzte mein Herz bei dem Gedanken an das neue Lorbeerblatt, das von dem tapfern Regiment gepflückt sei, wie bangte ich aber auch bei den Nachrichten, die über die großen Verluste, welche die „Gelb-Weißen" erlitten, zu uns drangen!

Da — es mochte so gegen 10 Uhr morgens sein, nahte sich auf der unsere Regimenter durchquerenden Chaussee ein langer, langer Wagenzug. „Es sind die Verwundeten von Vionville", wurde gerufen. „O mein Gott! da mußt du hin." Mein Regiment lag weit ab, auf dem rechten Flügel; was ich laufen konnte, eilte ich über die Felder hinweg zur Chaussee.

Und da kamen sie langsam herangefahren, ein langer, langer Wagenzug, und auf den Wagen da lag es wie frisch gefallener Schnee, alle die weißen Koller meiner lieben, alten Kameraden, die die Verwundeten deckten.

Wie kann ich das Gefühl beschreiben, das da über mich kam? Es war mir, als sei es ein Leidenszug lieber, naher Verwandter, den ich da vor mir sähe. Noch wußte ich nicht, wer von den vielen Freunden, die ich im Regiment hatte, gefallen sei, nun sollte mir Gewißheit werden.

Gleich auf einem der ersten Wagen saß mein lieber, alter Brankoni, er hatte einen Hieb über den Arm bekommen und trug ihn in der Schlinge, war aber sonst ganz guter Dinge und hoffte bald wieder zum Regiment zu gehen. Neben ihm lag der Lieutenant von Stechow, auch leicht verwundet. — Der Train hielt eine kurze Rast bei uns, wir konnten an den Wagen entlang gehen, alle die vielen Verwundeten begrüßen und sie stärken aus den Feldflaschen, die schleunigst aus den Reihen unserer Leute herbeigebracht wurden. Wie viele der lieben Gelben waren mir noch bekannt! So manches Unteroffiziers Gesicht blickte mir da entgegen, das ich bei meinem Scheiden aus dem Regiment noch gekannt hatte, wie manches erkennende Lächeln ging über die

Leidenszüge der einzelnen, als sie ihren früheren Lieutenant erkannten! Von Offizieren waren noch der schwer verwundete Lieutenant Campbell und ein Reserveoffizier, Lieutenant Friese, auf dem Wagen des Transportes.

Bald fuhren die Wagen weiter, ich aber konnte sie nicht ziehen lassen, ich erbat mir die Erlaubnis, sie eine Strecke begleiten zu dürfen; mein Pferd war bald zur Stelle, nun ritt ich neben dem Wagen des Lieutenant von Brankoni her und ließ mir berichten.

Meine erste Frage war: Was macht Ernst Heister? „Er ist verwundet in die Hände des Feindes gefallen." Also war es doch wahr, was mir schon der Unteroffizier Schmidt da hinten als Gerücht mitgeteilt hatte. Mein lieber, lieber Ernst, wo magst du nun sein?

Was macht der Ritter? „Rittmeister Meier ist gefallen." Auch er, ein lieber, alter Freund. Wie geht es Plötz, Sierstorpf, Stockhausen? Auch sie sind tot! Eine schmerzliche Ernte hatte der Tod gehalten. Du, mein lieber, jugendlicher Richard Plötz, hat wirklich in deinen schwermütigen, schönen Augen der frühe Tod gelegen, von dem wir früher so oft gesprochen hatten: Dulce et decorum est pro patria mori? Schön für die Gefallenen, aber schwer für die Hinterbliebenen. Eine Thräne der Erinnerung sei ihm geweiht.

Nun mußte Brankoni mir aber erzählen, wie alles kam, wie und wo sich die Gelegenheit zu der Heldenattacke fand.

Es war die Erzählung eines Mitkämpfers; so wie ich mich ihrer nach 25 Jahren noch erinnere, will ich sie hier wiedergeben.

Unsere Brigade, so begann Brankoni, kam gestern Mittag, es mochte so gegen 2 Uhr sein, nach Vionville. Nordwestlich dieses Dorfes war ein Wald, dessen Lisière stark vom Feinde besetzt war. Aus ihr wurden wir tüchtig beschossen, hatten viele Verluste und durften doch nicht weichen, weil die Flanke von uns gedeckt bleiben mußte. General von Bredow befahl zwei Schwadronen, diesen Wald zu attackieren. Es erschien uns wie ein Todesritt, gegen diesen besetzten Wald vorzureiten; die Schwadronen losten, und es traf von uns Rittmeister von Wuthenau die Bestimmung, vorzugehen. Sie attackierten, der Wald war aber inzwischen geräumt, sie erlitten nur geringe Verluste. Ich erzähle es nur, weil beide Schwadronen, die hier bei dem Walde blieben, infolgedessen um unsere große Attacke herumkamen, sie nicht mitmachten.

Kaum waren die Schwadronen fort, als ein Generalstabsoffizier, den wir bei dem Näherkommen als den Generalstabschef des 3. Korps,

Oberst von Voigts-Rhetz, erkannten, unserem Brigadekommandeur General von Bredow einen Befehl überbrachte.

Graf Schmettow rief uns zu, die sechs Schwadronen sollten gegen die feindliche Infanterie vorgehen, deren Vordringen unter allen Umständen aufgehalten werden müsse, unserer Infanterie müsse Luft geschaffen werden.

Wir schwenkten mit Zügen ab und trabten an, um unsere reitende Batterie, die vor uns hielt, herum und kamen in ein mörderisches Granatfeuer, das hauptsächlich der Batterie gelten mochte. Nun kamen wir in eine Terrainfalte und marschierten hier in Linie, die sechs Schwadronen nebeneinander, auf. Wir waren kaum noch einige hundert Schritte von den auf der Höhe stehenden zwölf feindlichen Geschützen entfernt, die bei unserem Vorgehen im Galopp ein rasendes Feuer auf uns eröffneten, aber meistens über uns fortschossen.

Hinter uns schoß über uns hinweg unsere Batterie auf die feindlichen Geschütze.

Nun das Signal — Marsch — Marsch. In einem Hurra waren wir in der Batterie, die Begleitmannschaften wurden niedergemacht, Graf Schmettow hieb den Batteriechef selbst vom Pferde, die Geschütze waren unser. Schade, daß wir sie nicht in Sicherheit bringen konnten, aber unser warteten noch größere Aufgaben; außerdem waren die Protzen mit der Bespannung bei unserem Anreiten ausgerissen.

Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich unseren Augen bot, als wir da oben auf der Höhe angekommen nun unsern Todesritt fortsetzten. Es war ja nur ein Moment, aber ewig werde ich daran denken. Vor uns, hinter einer Terrainwelle, eine lange Linie knatternder Gewehre, deren Kugeln im Schnellfeuer in uns hinein prasselten, dahinter aber mächtige, dicke Kolonnen, in stetem Vormarsch begriffen. Mitrailleusen und Geschützbatterien an zwei, drei Orten auf den Hügeln vor uns; die Wölkchen von Granaten über uns in der Luft, Kartätschen in unsere Reihen hineinschlagend, Granaten vor uns die Erde aufwühlend, ein Donnern, Zischen über und um uns, und dann ein lauter Knall, wenn die Granaten in unserer Mitte in tausend Stücke auseinanderflogen; dabei das Wimmern der Verwundeten, das schmerzliche Stöhnen der Sterbenden und hier und da der Todesschrei eines tötlich getroffenen Pferdes. Genug, das Drama der Schlacht in herrlichster und furchtbarster Beleuchtung. Und in diesen Hexenkessel da vor uns mußten wir hinein, wenn unsere schwere Aufgabe gelöst werden sollte. Drum

vorwärts, vorwärts — hinein in den Sieg, in den Tod. Die Reihen der Unsrigen hatten sich wieder geschlossen, die Ulanen rechts, wir links, so stürzten wir weiter, den ziemlich steilen Hügel hinab.

Die Zügel fest, ein Ruck ins Maul, wenn die von dem tiefen Boden schon müde werdenden Tiere einmal stürzen wollten, hoch die Säbel und tief die Lanzen, so stürmten und stürzten wir den Berg hinab und hinein in die knatternden Linien da vor uns.

Als sie uns kommen sahen, da versuchten die feindlichen Schützen sich zu Haufen zusammenzuthun, andere fielen zu Boden, unaufhaltsam waren wir mitten unter ihnen, wir kamen auf sie, wie des Windes Braut; o wie wirtschafteten da die Säbel und die Lanzen!

Die Glieder des Feindes lagen hinter uns. Aber neue Salven prasselten in uns hinein, die Reserven waren zum Stehen gebracht, sie feuerten, nun galt es ihnen. Hinein in die Karrees, Bahn gebrochen in die vorgehaltenen Bajonette — nieder — nieder — mußten sie, wieder der Pallasche Gekrach — nieder auf die roten Mützen — das war ein Wehren und Würgen. Auseinander wurden die Karrees gejagt, zerstreut die fantassins, was nicht Lanze und Pallasch traf, das warf sich zu Boden, bergend das Gesicht in den vorgehaltenen Händen, als wollten sie das Schicksal erwarten, das über sie kam.

Aber auch unsere Spur war zu sehen auf diesem Blachfeld der Ehre, hinter uns lag es wie Schnee auf dem Felde, weiße Reiter, sterbende Pferde lagen zu Dutzenden da. Aber kein Blick zurück — vorwärts, dort winkt noch neuer Siegeslohn. Zwar sind unsere Reihen gelichtet, ein nur kleines Häuflein ist noch beisammen, aber eine Mitrailleusenbatterie steht da vorne auf einem Hügel — sie muß noch unser werden. Die Bedienungsmannschaften sind schon unsicher geworden ob unseres unaufhaltsamen Vorwärtsstürmens, der furor teutonicus sitzt ihnen auf dem Rücken, sie wollen abfahren und fliehen. Doch vergebens — schon sitzen die Gelb-Weißen ihnen auf der Pelle, zerhauen die Stränge, niedergestochen sind die Pferde, niedergehauen die Mannschaften — auch diese Batterie ist genommen.

Schon mehrfach hatte ich da den wimmernden Ton der Trompete vernommen, doch wer denkt in solchen Momenten an Zurückgehen?

Jetzt — aus unserem Siegestaumel etwas erwacht, hören wir deutlich das Signal „Apell". Wir erwachen, blicken auf — was sahen unsere Augen?

Unser tapferer Brigadekommandeur, der General von Bredow, der uns, immer 50 Schritt voraus, in den Sieg hineingeführt, er hält in

unserer rechten Flanke, läßt blasen und blasen und mit ausgestrecktem Arm und Säbel zeigt er auf eine lange glänzende Linie, die kaum 800 Schritte entfernt rasselnd daher gebraust kommt, hervor aus dem bei Villers aux bois gelegenen Walde. (Wie wir später hörten, zufällig auch das 7te Regiment, das 7te der französischen Kürassiere).

Ein Teil unserer Reiter war damit beschäftigt, die Mitrailleusenbatterien abzufahren, sie wenden die Köpfe der Pferde und setzen sich in Bewegung — da eine neue große Salve, in der Richtung auf Rezonville entwickelt sich das zweite französische Treffen — es feuert auf uns, schon die dritte Salve schlägt in unsere gelichteten Reihen ein.

Wir sahen uns am Ziele unserer Leistungsfähigkeit angelangt. Reiter und Pferde atemlos, kaum mehr eines Galoppsprungs fähig waren die braven Tiere, und nun hieß es zurück für die, welche der Vernichtung entgangen waren, von neuem zurück in diesen Hexenkessel, den wir eben durchjagt hatten.

Hinter uns die französischen Reiter auf frischen Pferden, vor uns viele der vorhin umgerittenen, aber wieder aufgestandenen Infanteristen, die nun einen ausgiebigen Gebrauch von ihren Chassepots machten, dazwischen in regelmäßig sich wiederholenden Pausen, wie der Pendelschlag der Weltuhr, die Salven des zweiten Treffens von der Flanke in uns hinein, so ging es den alten Weg zurück, mit dem letzten, was in den Pferden drinsaß, mit der letzten Kraft, dem letzten, kürzer und kürzer werdenden Atemzug.

O, wer das nicht einmal erlebt hat, wenn so die letzte Kraft des braven edlen Pferdes unter uns zu Ende geht, wenn kein Schenkeldruck mehr nützt, kein aufmunternder Zuruf mehr hilft, wenn der Verfolger einem dann näher und näher kommt, die Spitze des langen Kürassiersäbels einen beinahe berührt, und man schon diese Spitze in sein eigenes Fleisch eindringen fühlt, der kann die Qual solcher Minuten nicht begreifen. Die Reiter waren fast wehrlos auf diesem langen Todesritt, erschöpft bis aufs äußerste von den unerhörten körperlichen Anstrengungen, außer Atem und schweißtriefend, so kamen sie daher, was die Pferde noch laufen konnten. Verzweifelt wehrte sich ein jeder, so gut er vermochte, und mancher deutsche Hieb machte noch des Verfolgers Roß reiterlos. — Trotz dieses Wirrwarrs hätte Campbell noch beinahe die Standarte des uns verfolgenden Kürassierregiments erbeutet, schon hatte er den Standartenträger niedergehauen, schon griff seine Hand nach dem feindlichen Heerzeichen, da kamen die Franzosen dem Gefährdeten

zu Hilfe; Campbell wurde schwer verwundet und wäre in die Hände der Feinde gefallen, wenn nicht ein baumlanger, bärenstarker Unteroffizier, ich glaube Seding war es, ihn aus den Fäusten der Feinde befreit und gerettet hätte.

Nun war der zurückkommende, aus Feind und Freund gemischte Haufen aber wieder in das Bereich unserer Infanterie gekommen, eine rettende Salve ertönte, die feindlichen Reiter blieben zurück, was von uns noch übrig war, sammelte sich in einer Schlucht bei Flavigny. Aber bei Gott, leider war es wenig genug, von dreien waren zwei gefallen, anstatt der drei Schwadronen, die zu dem Todesritt anritten, fand sich nur noch eine schwache Schwadron auf dem Sammelplatz zusammen. Aber — der Zweck, zu dem wir attackierten — das letzte noch übrig bleibende Mittel, den französischen Durchbruch Bazaines zu verhindern, es war erreicht. Die Brigade des Obersten von Bismark, das 24. und 64. Regiment, hatte den Moment benutzt und den von uns abgekehrten Tisch besetzt. Zwar entwickelten sich an dieser Stelle noch heiße Kämpfe, in denen manches Preußenherz durchschossen mit seinem Blut den Rasen tränkte, aber unser zäher Widerstand ließ nicht nach, wir hielten die Stellung bis zum Eintreffen des 10. Korps, das einen jeden Durchbruchsversuch endgültig beseitigte.

„Wo Holz gehackt wird, da fallen Späne", mit diesen Worten schloß Brankoni seine Schilderung, ich aber drückte ihm die Hand und sagte: „Diese Reiterattacke ist eine der schönsten aller Zeiten, sie stellt sich würdig denen aus der Zeit des großen Königs zur Seite, ein Seydlitz hätte sie nicht schöner ausführen können."

Ein prophetisches Wort; mein liebes altes Regiment hatte die Ehre, von unserem teuren Kaiser den Namen: „Seydlitz-Kürassierregiment" verliehen zu bekommen. Ein großer Name, dessen sich das Regiment stets würdig beweisen wird.

In tiefen Gedanken ritt ich nach dem Abschied von Brankoni und den lieben alten Regimentskameraden zu meinem Regiment zurück und dachte: Wann wird für uns einmal der Augenblick kommen, in dem auch wir anreiten gegen den Feind zu glorreicher Attacke im freien Feld?

Vierzehn Tage darauf erhielt ich von meinem alten Freunde, dem Grafen Max Schmettow, dem Führer der berühmten Attacke meines lieben alten Regimentes, den folgenden Brief, der die Schilderung Brankonis ergänzt:

„„Mein lieber, alter Freund!

Vielen Dank für Deine freundlichen Glückwünsche zu der Attacke. Ja es war ein prachtvoller Tag! Wenn nur die wehmütige Trauer um alle die Gefallenen nicht wäre! Aber, „wo Holz gehackt wird, da fallen Späne", dieser deiner beliebten Redensart mußte ich so recht in diesen vergangenen Tagen gedenken.

Der große Gott hat es gut mit mir gemeint, daß er mich den Tag von Vionville hat erleben lassen und mich so gnädig behütet hat.

Was war das für eine halbe Stunde, als wir gegen den Feind anritten! Wenn die Sehnsucht eines langen Soldatenlebens endlich gestillt wird, endlich der Augenblick gekommen ist, wo es heißt: „Marsch — Marsch zur Attacke auf den Erbfeind", dann schlagen die Pulse schneller, ein stolzes Siegesbewußtsein kommt über das Herz — endlich — endlich kommt aller Wünsche Erfüllung.

Diese Gedanken kamen über mich, als ich das Signal Front hatte geben lassen und nun mit dem Regiment gegen die Batterie anritt. — Ich wußte, welche Aufgabe uns bevorstand, hatte ich doch in der Nähe Bredows gehalten, als Voigts-Rhetz den Befehl brachte, die Brigade müsse unter allen Umständen den feindlichen Vormarsch aufhalten, sie müsse „eingesetzt" werden, koste es was es wolle, die Situation sei auf das höchste gefährdet.

Ein Todesritt würde es werden, das ahnte ich. — Aber wer denkt in solch einem Augenblick an so was?

Front — Signal Galopp, dahin gingen wir. Ich auf meinem großen Braunen vorne weg. Du kennst ihn leider nicht, aber was für ein Gaul ist das! Hunderte von Pferden habe ich gehabt, aber ein solches noch nie.

Wie ein Rennpferd das Hindernis, so „zog er an" auf den Feind. Kaum hatten die Feinde unsere Absicht erkannt, da ging das Geschieße los, es war wie ein Sausen und Schwirren in der Luft. Auf einmal ging es klatsch, ich wurde halb seitwärts geworfen, ein dröhnendes Gefühl betäubte mich und ich fühlte etwas wie ein warmes Gerinsel auf meinem kahlen Schädel. Mein Helm war von einem Granatsplitter getroffen und der hatte meine Kopfhaut gestreift. — Aber vorwärts — vorwärts.

Nun waren wir oben auf der Höhe, die Batterie vor uns. Und nun ging es hinein in die Geschütze, der feindliche Batteriechef stürzte sich mir entgegen, ein kleines Männchen auf einem kleinen Fuchs wollte er an mich.

Ich richtete mich in den Bügeln auf, durchschlug die Parade seines vorgestreckten Säbels, traf seinen Kopf und diesen in zwei Teile spaltend warf ich den Armen vom Pferde. — Was um mich her geschah, weiß ich kaum noch, ich sah nur ein Gewoge von Pferdeköpfen um mich herum, das Geschützfeuer hörte plötzlich auf, vor mir waren einige vorgestreckte Wischer und Säbel, in mächtigem Sprunge war mein Brauner über sie weg — hin über ein Gewirr von blauen Rädern und Lafettenschwänzen, — wir waren hindurch, die Batterie war genommen. Wie ist eine Attacke in Wirklichkeit doch so anders, als man sie auf dem Exerzierplatz sich denkt, wo waren die einzelnen Glieder des Regimentes, die Richtung ꝛc. geblieben? Ja, wohl Glieder, ein großer wirrer Haufen war es, der aus der Batterie herauskam. Ich und die Offiziere diesem Haufen voran, so stürmten, stürzten wir den Abhang hinunter auf feindliche Infanterieabteilungen, die uns schon in der Batterie unter Feuer genommen hatten.

Frage mich nicht, was und wie viele ihrer waren, ich habe keine Ahnung mehr davon. Ich ritt nicht, mein Gaul stürmte in den schießenden Haufen da hinein, fast wie über Hindernisse, so ging es vorwärts. Ein Riesensprung — entgegengestreckte Bajonette — Kugeln an meinem Ohr, — vorbei, — ich schlug mit dem Pallasch zur Seite, zur Erde, vorwärts — die einzelnen, wohl Tirailleure, lagen hinter mir. Und wieder vorwärts — der dumpfe Schlag einer Salve — heftiges Schützenfeuer — eine kompakte Masse in rot-blauen Farben — wieder ein Sprung, ich war mitten darin, alles stob auseinander, wieder schlug ich um mich — abermals ein Riesensprung — auch das Hindernis war überwunden. Und neben mir flutete es wie von weißen Röcken und Pferdeköpfen — ein Hurra — ein Todesschrei — und wieder ging es weiter.

Es war mir, als ob eine Ewigkeit schon hinter mir läge, verloren hatte ich den Gedanken an Zeit und Raum, trotzdem wir erst Minuten geritten waren, hatte ich das Gefühl, als ginge es schon eine halbe Stunde so vorwärts.

Aber noch war ja nicht alles gethan — da knatterte und blitzte es ja noch von der Höhe dort — Mitrailleusen, — auch die mußten wir haben.

Da sah ich zum erstenmal mich um. — Vielleicht nur 80 Kürassiere und einzelne Offiziere waren noch bei mir. Aber mit ihnen ging es hinein in die Mitrailleusenbatterie, auch ihre Bedienung wurde nieder-

gehauen. — Da — war es, wo ich zuerst den Ton der Trompete vernahm. Wieder sah ich mich um und sah, wie alles von meinen Reitern, vermischt mit den Ulanen, zurückflutete auf demselben Weg, den wir ge- ommen waren. In unserer linken Flanke aber erblickte ich ein feindliches Kavallerieregiment, das auf uns anritt.

Nun riß ich mein Pferd herum, nun Brauner zeige, was du kannst. Und Vollblut — es ist doch kein lehrer Wahn — der Braune kannte kein Nachlassen in der Jagd, die nun begann. Nun hieß es retten, was noch zu retten war, durch mußten wir wieder durch alle die wieder Auferstandenen, die wir auf dem Hinweg überritten hatten — auf unserer Spur aber waren die feindlichen Reiter. Während ich nun in unverkürzter Schnelligkeit dahinflog und mein Pallasch von neuem seine Thätigkeit entwickelte, an wie manchem kam ich da vorbei, dessen Pferd nicht mehr weiter konnte, während der Feind hinter ihm her war. O hätte ich ihnen helfen können! aber es waren ihrer zu viele. Viele blieben noch vor uns liegen, so auch Heister, dein alter Freund, der verwundet in Gefangenschaft geriet, aber nachher sich retten konnte, wie du wohl schon gehört hast.

Endlich kamen wir in das Bereich des Feuers unserer Infanterie, die in der Zwischenzeit vorgegangen war, die feindlichen Kürassiere blieben zurück, was noch übrig war, war gerettet. Aber viele waren es nicht, als ich bei Flavigny rangierte, da war von den drei Schwadronen nur eine noch da, zwei Drittel waren geblieben. Im ganzen habe ich bei dem Regiment 8 Offiziere und 205 Mann verloren. Die Offiziere wirst du gehört haben. Heister geht es übrigens leidlich für seine zehn Wunden, er ist nach Halberstadt zurückgeschickt. Als wir bei Flavigny rangierten, kam schmunzelnd Louis v. Wuthenau mit seiner Schwadron zurück. Er hatte vorher das Los gezogen, den Vionviller Wald zu attackieren, da war nichts mehr vom Feinde darin gewesen. Nun hatte seine Schwadron allerdings wenig Verluste, aber — auch nicht die Ehren des Tages gehabt.

Nun lebe wohl, mein alter Freund.

Stets Dein alter

Graf Schmettow.““

Das war der Brief meines lieben, alten Freundes Schmettow, des Führers der berühmten Attacke bei Vionville.

Schade um ihn, daß er später nicht der Armee erhalten blieb, sondern auf seine Güter ging und dort im besten Mannesalter leider

starb. Er war ein wahrer Reiterführer, einer von denen, die den richtigen Moment erfassen und dann schneidig drauf gehen.

Schade um ihn, er hätte einer der Beleber für die Kavallerie werden können, die keine Waffe immer so nötig hat, als gerade die unsere.

Er möge ein Vorbild sein für so manchen, den das Geschick an die Spitze einer Reitertruppe gestellt hat, der zu viel Wert auf das Sprichwort legt: „Erst wägen, dann wagen", und dann stets den Moment zur Attacke verpaßt. Wenn ein solcher dann endlich den Säbel zieht, dann ist die Gelegenheit vorüber, an seinem „Wägen" gescheitert.

Die Rosse von Gravelotte.

Von Karl Gerok.

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.
Droben vom Waldsaum nieder ins Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal;
Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.
Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwein,
Stellen die tapferen Reiter sich ein,
Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick,
Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.
Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwirrt auf der Wahlstatt umher.
Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal.
Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.
Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei
Trabt ihm zur Seite, wie sonst in der Reih',
Selber der blutige Schimmel, so müd',
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied,
Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwein,
Stellen die ledigen Rosse sich ein.
Rosse wie Reiter verstehn den Appell,
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.

Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.
Über dreihundert, o blutige Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!
Über dreihundert, o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war!
Über dreihundert, o ritterlich Tier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier! —
Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

Der Schimmel von Rethel.

Von F. 62.

Geheimnisvoll war der Feldwebel gegen Abend des 31. August bei allen Offizieren und Unteroffizieren herumgegangen und hatte den geheimnisvollen Befehl überbracht, uns möglichst unauffällig in einer Stunde im Quartier des Hauptmanns einzufinden, vordem aber ebenso durchaus unauffällig unsere Sachen eines plötzlichen Aufbruches gewärtig in Ordnung zu bringen. Einzeln, alle ohne Seitengewehr, sich möglichst schattenhaft oder doch harmlos stellend, kamen die Verschworenen zur bestimmten Zeit in des Hauptmanns Haus geschlichen. Eine trübe Lampe erleuchtete nur teilweise das dunkelgetäfelte Gemach. Jene Stille herrschte im Kreise, wie wenn die heilige Feme zusammentritt. Endlich hub der Hauptmann, nicht ohne Feierlichkeit, an: „Sind alle da?“ Alle zur Stelle! Wer hätte auch da wegbleiben mögen, wenn ersichtlich etwas Außergewöhnliches im Zuge ist! „Es handelt sich um einen Überfall“, erklärte uns der Chef mit seltsam leiser Stimme, und nun folgte nach solenner Ermahnung, im Dorf kein Wörtchen zu verlieren, eine detaillierte Instruktion. Alles Offiziersgepäck, sowie die Tornister, nach Entnahme der Patronen, sollten einzeln, harmlos, unauffällig nach einer einsamen Scheune zusammengeschleppt werden. Ohne Adieu, so lautlos wie möglich, sollten die Mannschaften ihre Quartiere verlassen und sich in kleinen Trupps, das Gewehr ohne Bajonett, jenseits jenes Busches, seitlich des Dorfes auf der sumpfigen Wiese versammeln. Ein Posten von drei Mann Maroden wurde zum Zurückbleiben beim Gepäck be=

stimmt u. a. m. Noch eine Ermahnung, wir sind entlassen und schleichen von dannen. Bald nach 10 Uhr wurde es auf der feuchten Wiese, wo die Nebel aufzusteigen begannen, gespensterhaft lebendig. Der Mond war mit ins Komplott gezogen und versteckte sich rechtzeitig. Nicht hoch zu Roß auf seinem Vollblut „Kartoffel“ erschien der Chef, sondern zu Fuß. Kein lautes Kommando, ein Wink und die Kolonne setzt sich in Marsch.

„Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchzieht es die dunkle Heid'
Fern scheint es wie Waffen zu klirren!“

Endlich ist das bestimmte Rendez-vous an der großen Straße erreicht. Einige Dragoner-Eskadronen unserer Divisions-Kavallerie rasseln vorbei. Wir müssen schon Raum geben, denn der ewig heisere Reiter-Oberst erklärt, daß seine Pferde noch nicht fliegen gelernt haben. In direkt westlicher Richtung geht es auf der großen Straße vorwärts. An einem Kreuzweg wird gehalten. Den anderen Kompagnien werden andere Anmarschstraßen zugewiesen, wir bleiben allein mit dem Bataillonsstabe und einem größeren Pionier-Detachement. Bei uns bleibt auch der Hauptmann der Pionier-Kompagnie, ein älterer, sehr gesetzter Herr, der sich darüber vollkommen klar war, daß das Pferd des Kompagnie-Chefs nicht zum schneidigen Attackereiten bestimmt ist. Hat man doch in der italienischen Armee den Kompagnie-Chefs der unberittenen Waffen verboten, Pferde im Dienst zu verwenden, die ein bestimmtes Maß überschreiten. Es sollen die Kompagnieführer-Pferde doch nur wesentlich Vehikel sein und also auch nur solche vorstellen, reglementarisch hauptsächlich dazu bestimmt, ihn, die Seele, den Geist, den Senior und Chef der Truppe, trotz aller Strapazen, frisch zu erhalten. Unser Pionier-Kommandant dagegen suchte auch sein Rößlein frisch zu erhalten. Das ersah männiglich daraus, daß er sein zur Gattung der Schimmeltiere gehöriges Reittier mit einer blauen, gehäkelten Kopfschabracke, wohl zum Schutze gegen Fliegen, bekleidet hatte.

Es wurde Halt gemacht, die vom Divisions-Kommando vorgeschriebene Stunde abzuwarten, da uns dieser jour de gloire anbrechen sollte. Die ersten Zeichen der Morgendämmerung machten sich geltend.

„Ahnungsgrauend, todesmutig bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und schaurig leuchtet unserer Siegesbahn.“

So meinte, dachte und sang einst Herr Th. von Körner.

Der Gedankenflug unserer Füsiliere hatte wohl einen anderen Gang genommen, rückwärts nach den warmen Quartieren. Kaum hatten sie die Gewehre zusammengesetzt, so hockten sie im Straßengraben und bald schnarchten sie im Chor wie weiland die Trompeter von Jericho. Ich muß gestehen, das hat mir imponiert, jedenfalls sehr gefallen. Diese Leute sind nicht nervös.

Noch war gar nichts zu sehen von unserem Ziele, da trug der Wind einen leichten Glockenklang der Turmuhr uns zu. Das war auch die festgesetzte Stunde, anzutreten. Die Schläfer wurden im Handumdrehen (man mußte einzelne an den Ohren aus dem Graben ziehen) zu thatendurstigen Kriegern, und ernst und geschlossen rückte die Kolonne auf der Straße vor.

„Die Herren bleiben bei ihren Zügen!“ Oh weh! Am weitesten ab von der „Mauerkrone“, denn mein Schützenzug befand sich alleweile an der Queue, wohl eine Auszeichnung für mich, als den einzigen Linien-Offizier unter den Subalternen der Kompagnie, um mir Übung zu verschaffen im Verein mit dem Feldwebel die Maroden &c. &c. nachzuschergen. Ich habe es herausbekommen, dabei auch mehr als einmal zwei Gewehre geschleppt. Einem alten „Knochen“, wollte sagen „Kampfgenossen“, habe ich gern öfters sein Gewehr abgenommen, da er vom Gute eines meiner Verwandten war. Post festum hörte ich, der Brave habe seine „Übermüdung“ simuliert gehabt.

Unsere Offiziere waren abgestiegen, nur der sein Hauptdetachement begleitende Pionier-Chef war auf seinem in der ganzen Division wohl bekannten weißen Vehikelroß haften geblieben. Doch hatte er es, die Hufe zu schonen, in den Graben meinem Zuge zur Seite gelenkt.

Vor uns tauchen die Umrisse einer Stadt immer deutlicher auf. Jetzt, jetzt können wir nicht mehr länger unbemerkt bleiben. Oder schlafen die feindlichen Vorposten wirklich, wie es ja bei den Franzosen vorkommen soll?

Da saust mit einemmale eine Kugel, eine Flintenkugel war's, an der Kolonne entlang. Aus jeder Sektion, vom linken wie vom rechten Flügel, hört man den Ruf: „Die ist mir dicht am Ohr vorbeigegangen.“ Doch hatte sie zum Glück kein einziges Ohrläppchen mitgenommen. Hatte das Geschoß etwa den Schimmel oder seine blaue Kappe gestreift? Mit einer Schnelligkeit und Grazie, die ich dem alten Herrn gar nie zugetraut hätte, schwang sich der stolze Reiter aus dem Sattel und der treue Schimmel wurde vom Schlachtroß zum Troßpferd degradiert.

In jedem Augenblicke erwarteten wir, daß dem vereinzelten Alarmschuß bald das Feuer feindlicher Linien folgen werde. Mich litt es nicht länger da hinten bei meinem Zuge, ich schlängelte mich an die Tête der Kompagnie, wo deren Chef, der Bataillons-Kommandeur, und sein Adjutant daherschritten, an die Seite des letzteren. Ich wurde nicht zu meinem Zuge zurückgeschmettert, die Chefs waren, Säbel und Revolver lockernd, mit sich selbst beschäftigt. Noch immer schlug uns kein noch so dünnes Schützenfeuer entgegen. Drüben blieb alles still, unheimlich still; mit einer runden Salve wird, so mußten wir denken, man uns kaltblütig empfangen, anders nicht. Warum kam die Salve noch immer nicht? Das wäre eine Lösung der Spannung für uns gewesen. Will der Feind, seiner Sache sicher, uns auf spanische Reiter auflaufen lassen?

An der Tête der Kolonne, vor uns vier Offiziere, schritten die Pioniere, bereit, Barrikaden 2c. 2c. beiseite zu schaffen, uns so die Siegesbahn frei zu machen. „Sehen Sie nur, wie die Kerls famos Vordermann nehmen", bemerkte ich zu dem Adjutanten neben mir. „Wie kann man in so einem ernsten Moment Witze machen", entgegnete dieser. Immer ausgiebiger und rascher war der Schritt geworden, er war zum Sturmschritt geworden, ohne Tambour battant.

So befanden wir uns denn unerwartet schnell am Ortseingang, ohne daß auch nur ein zweiter Schuß als Willkommgruß gefallen wäre. Die Straße war ganz frei. Steckt der Feind etwa hinter den hohen Gartenmauern, läßt unser Häufchen einmarschieren und fällt uns dann meuchlings in den Rücken?

Nach rechts und links stieben die Pioniere vor uns auseinander, um im Nu unter Donnergepolter mit Aexten und Beilen die hohen Gartenthore zu öffnen. Auch dort kein Feind zu finden. Ohne Aufenthalt rückt unsere Kolonne weiter; da öffnet sich von selbst, d. h. ohne Axthiebe — der Tumult, den die Pioniere vollführt, hatte das allein bewirkt — der Fensterladen eines Häuschens, eine Zipfelmütze wird sichtbar und darunter das verstörte Gesicht eines alten Citoyen. „Fragen Sie ihn!" beordert mich der Oberstlieutenant. „Où sont les Français, les troupes, les soldats?" heische ich Auskunft. „Partis, Monsieur, partis il y a deux heures par train de chemin de fer, nos deux bataillons sont partis." Da wußten wir Bescheid. Ich rapportiere das Gehörte und fürwahr, der Alte hatte nur zu recht! Als wir am Marktplatz anlangen, debouchieren gleichzeitig aus allen Straßen, die

von allen Richtungen der Windrose dorthin führen, Kolonnen auf den Platz hervor, aber keine französische war unter ihnen. Wie genau ausgearbeitet und exakt ausgeführt die Dispositionen waren, ersah man daraus, daß die Têten aller Kolonnen zur nämlichen Minute im Mittelpunkt der Stadt erschienen, keine Maus hätte uns entschlüpfen können, aber das Nest war und blieb leer, die beiden französischen Bataillone waren längst abgedampft und in Sicherheit. Unser Kompagnie-Chef war mit den Funktionen eines Platzmajors betraut worden. Wir rückten zum Bahnhof, aber auch dort keine nennenswerte Ausbeute.

Der eine scharfe Schuß, der unserer privilegierten Kolonne die Feuertaufe gegeben hat, soll von der Patrouille eines andern Bataillons ausgegangen sein. Die Sache wurde nie völlig aufgeklärt; jedenfalls war aber keinem unserer Leute die Flinte losgegangen.

Dem „Schimmel von Rethel", der jenem fragwürdigen Schusse die blitzschnelle Befreiung von seiner Last zu danken hatte, gab ich mir redlich Mühe zu einer legendären Bedeutung zu verhelfen, gleich jener des „Schimmels von Bronzell", und das ist mir, wie ich später konstatieren konnte, innerhalb der Division gelungen. Hatten wir zwar nur eine nach der Möglichkeit dürftige Feuertaufe genossen, so blieb doch der brave alte Schimmel getauft.

In Rethel sollte unseres Bleibens nicht lange sein. Gerade hat man mir die Schlachtstiefel, welche, vor kaum 1½ Monaten geboren, ihrer Sohlen auf den französischen Chausseen nahezu ledig geworden waren, ins Zimmer gestellt, wo wir Subalternen um eine schon versiegende Bowle bei einem harmlosen Jeu zusammensaßen, als das Alarmsignal ertönt. War uns in der Nacht der eine Feind nach Westen hin entwischt, so zog ein anderer jetzt von Nordosten, von Mezières her, gegen uns heran. Wir fassen vor der Stadt Posto zum Gefecht. In der Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, machen wir uns in aller Eile daran, Schützendeckungen zu schaffen und Distancen abzustecken. Doch der Feind hat Lunte gerochen, es wird gemeldet, daß er nördlich ausbiegt. Ihn zu fassen, ziehen wir in gefechtsbereiter Formation schon in Kompagnien auseinandergezogen, in nordöstlicher Richtung vorwärts querfeldein, um endlich häßliche Alarmquartiere zu beziehen, ohne vom Feinde etwas wahrgenommen zu haben.

Die Ulanenperle.

Von Moritz von Berg.



Sehen Sie, meine Herrschaften, so sah er aus, der unübertreffliche Haushofmeister der 4. Eskadron des 14. Ulanenregiments während des letzten Krieges!

Wenn Sie den etwas suffisanten Ausdruck seiner Züge, einen gewissen Hochmut betrachten, der in ihnen ausgeprägt ist, so müssen Sie das mit dem Standpunkt entschuldigen, den er nach seiner Ansicht den übrigen Ulanen gegenüber einnahm.

Das war bei ihm auch erst allmählich so gekommen. Die längere Dauer eines Feldzuges entwickelt mit der Zeit die Charaktere, vertieft die moralischen Eigenschaften des einzelnen, mehr und mehr blättert sich die Friedensübertünchung ab, der wahre Mensch, „der Mensch an sich“ tritt hervor.

So ist es bei den Offizieren, bei den Unteroffizieren, bei den Ulanen.

Wenn man so lange Monate stündlich miteinander verbringt, die Tage vom Morgen bis wieder zum Morgen in steter Gemeinschaft bei einander verlebt, wenn dieselbe schlechte Hütte viele Wochen lang dieselben Menschen bedeckt, dasselbe nasse Biwakstroh unter den Köpfen liegt, dann geht die Tünche der Kultur von dem Menschen herunter, dann kommt der wirkliche Mensch unter ihr zum Vorschein.

Ganz wunderbare Erscheinungen treten dabei im Laufe eines Krieges zu Tage, diesem Individuum zum Vorteil, jenem zum Schaden.

Wie manchen habe ich z. B. aus unseren Offizierskreisen kennen gelernt, den die Kameradschaft für einen liebenswürdigen, angenehmen Menschen hielt, solange noch der Frieden seine Feste feierte, als aber dann die Entbehrungen des Krieges an ihn herantraten, da entpuppte er sich als der krasseste Egoist, als ein Mensch, dem der eigene Vorteil höher stand als das Gemeinwohl, der ungerührten Herzens bei Requisitionen der armen, klagenden Paysanne die letzte Kuh vom Hofe nahm, wo es oft gar nicht nötig war.

Und dann wieder ein anderer. Im Frieden hatte er als ein kalter, abgeschlossener Charakter gegolten, der wenig umgänglich, seinen Weg allein ging und deshalb nicht beliebt war. Als aufopferndsten, angenehmsten Gefährten haben wir ihn nachher kennen gelernt, der oft den letzten Bissen Brod mit dem hungrigsten seiner Ulanen teilte und die Not linderte, wo er sie fand.

Wie oft habe ich unter der Hülle des spottsüchtigsten Cynikers nachher ein tiefes, Gott vertrauendes Gemüt entdeckt, wie oft vice versa entgegengesetzte Betrachtungen anstellen können.

Solch ein Feldzug mit seinem Zusammenleben gleicht in der Beziehung der Ehe; wenn da die Flitterwochen vorüber sind, der entzückende Reiz des ersten Zusammenlebens vergangen, dann tritt auch erst das Erkennen ein; möge es für jeden aus dem Taumel Erwachenden ein günstiges sein.

So ist es in der Ehe, so ist es bei allem, und wenn man ein Pferd in den Stall nimmt, dann weiß man auch erst nach acht Wochen, was man an ihm hat.

Eins aber habe ich noch vergessen oben zu erwähnen, das wichtigste für den Kriegsgebrauch, es ist der Unterschied zwischen Friedens-Nerven und denen des Krieges.

Welche erstaunlichen Erfahrungen haben da die Monate des Feldzuges gezeitigt!

Der scheinbar weichste Charakter, das nachgebendste Gemüt, bei dem man geglaubt hatte, er würde, wenn die Kugeln pfiffen und die Granaten sausten, den höflichsten Diener machen, der saß ungerührt, den klaren Blick auf die Feinde gerichtet, auf seinem Kriegsroß da. Der Bramarbas aber, der Poltron, der so gerne von seinen vielen Duellen erzählte, der bei jeder Gelegenheit provozierend auftrat, dem fiel, wenn die Kugeln pfiffen, oft das Herz in die Hosen, der sprach von unhaltbarer Stellung und vom Zurückgehenmüssen, wo das Ausharren doch Pflicht war.

Lehrreiche Betrachtungen konnte man deshalb während des Krieges machen, nur die Poltrons machten dabei schlechte Geschäfte, denn sie konnten nachher, als die Friedensfahnen wehten, nicht wieder ihre alte Stelle einnehmen, wo die Umgebung sie so oft schwach gesehen hatte.

Gott sei Dank aber waren sie nur vereinzelt; indes bin ich doch einzelnen im späteren Leben begegnet, die beschämt die Augen niederschlagen mußten, wenn die Erinnerung gewisse Momente zurückrief,

und da half ihnen nichts, am wenigsten das eiserne Kreuz etwa, das ihre Brust zierte.

Doch meine Herrschaften, Sie werden fragen, wo will denn der nun hin, von seiner Ulanenperle will er erzählen und spricht von Nerven und Ehe und Unterschieden 2c.

Ja, das gehört nun einmal alles mit dazu, erst die Allgemeinheit und dann die Spezialität: „mein vortrefflicher Koch, der Ulan Gebbert der 4. Eskadron".

Ja, wann war es doch, als er zum erstenmal zur Geltung kam, zuerst eigentlich in seiner wahren Bedeutung entdeckt wurde?

Ich erinnere mich, es war am 2. August in Conningen, noch diesseits der Grenze, als wir zum erstenmal selbständig unsere Verpflegung in die Hand nahmen.

Die vier Kavallerieregimenter, aus denen die 10. Kavallerie-Division bestand, marschierten zu deren Konzentration von verschiedenen Seiten heran. — Unser Ulanenregiment hatte die stolze Moselstadt Trier passiert und befand sich in der Nähe von Saarbrücken, noch wenige Tage und wir sollten unter den einheitlichen Befehl des Divisionskommandos gestellt werden.

Die ganzen letzten Tage waren in steter Aufregung vergangen, ein dunkles Gerücht von einem beabsichtigten Vormarsch der Franzosen durch das unschuldige Luxemburg hatte sich verbreitet, da waren täglich gegen die Sauer, den Grenzfluß, Feldwachaufstellungen genommen worden. Bald aber hatte sich das Gerücht als vollständig unbegründet erwiesen, wir hatten die unnützen Feldwachen eingezogen, kein Feind war dort in Sicht.

Nun war der Marsch gegen die französische Grenze fortgesetzt und uns Conningen als Quartier angewiesen worden.

Das war auch einmal wieder solch eine Einquartierung nach der Generalstabskarte! Als wir nach dem sogenannten Dorfe kamen, bestand es aus wenigen Höfen, meist Ziegenställen anstatt solcher für die Pferde, genug aus traurigen Hütten, in denen die Unterbringung der Schwadron eine Unmöglichkeit war.

Es gab aber kein schöneres Wetter, als an dem Augusttage; da beschloß ich, doch mit der Schwadron nicht erst noch weiter herumzuziehen, um mir einen besseren Ort zu suchen, sondern wir machten die erste Probe einer sogenannten „Anlehnung". Die Pferde kamen in die Gärten, in den Schutz der Häuser und Ställe vor dem Winde, hier

biwakierten sie, während die Ulanen in den Ställen untergebracht wurden. — Diese Anlehnung habe ich im Laufe des Krieges, wenn ich allein mit der Schwadron war, noch oft genug angewendet, und sie hat sich für Menschen und Pferde stets gleich praktisch erwiesen.

Bis dahin hatten wir unsere Verpflegung an Fleisch und Viktualien immer noch aus den Magazinen erhalten; hier wurde es auf einmal anders, wir erhielten den Befehl, uns lebendiges Fleisch und alles übrige in dem Dorfe zu requirieren. Es war unser erster Requisitionstag.

Ich kann noch immer nicht das erstaunte Gesicht des braven Moselbauern vergessen, als wir von ihm zwei stattliche Rinder gegen eine Quittung forderten.

Das war ihm doch zu arg; schon allein sein Vieh fortzugeben, wurde ihm schwer genug, nun aber gar ohne klingendes Geld, dazu wollte er sich erst gar nicht entschließen.

Aber was halfen seine Gegenreden? Wir waren zwar noch im deutschen Lande, aber es war „Krieg“; er konnte sich freuen, daß ihm seine lieben Tiere nicht von den Franzosen ohne Bon genommen wurden.

Na, unsere Tiere hatten wir nun. Jetzt aber kam die zweite Frage: wie sollten wir sie töten, wie sie zerlegen, wie sie mundgerecht machen?

Der Krieg ist eben ein Handwerk wie jedes andere, es muß erlernt werden in jeder Beziehung, also auch in der so überaus wichtigen der Verpflegung. — Über unseren ersten Schlachttag schwebte aber ein Omen. Ich hatte drei Fleischer bei der Schwadron, der eine, der in der Menage daheim die Zerlegung der Portionen besorgt hatte, war tags zuvor in Trier in das Lazaret geschickt worden, der zweite gelernte Fleischer war mit dem Pferde gestürzt und der dritte befand sich als Ordonnanz bei dem Stabe.

Getötet mußten die Unglückstiere aber doch einmal werden, und sie wurden es auch — aber ich will schweigen darüber, wie es geschah; hätte es einen Kriegstierschutzverein gegeben, so kann ich nur sagen, er wäre sehr entrüstet über uns gewesen.

Aber nach dem Sprichwort: „In der Not frißt der Teufel Fliegen“ — die jungen Ochsen wurden getötet, — mein Revolver erlöste sie beide von ihren Qualen.

Tot hatten wir sie nun, jetzt kam die zweite Frage: „das Zerlegen.“

Ich kann nur sagen, auch hierbei wurde in erschreckender Weise „gemanscht.“

Es giebt eine bekannte Redensart: „Viel Köche verderben den Brei“, aber viel schlimmer verderben viele Sachverständige das Fleisch eines elend gemordeten Rindes.

Da glaubte der eine, es müsse so gemacht werden, der andere hatte die Methode, der Unteroffizier wußte es ganz genau und verstand nachher gar nichts davon, und mein sonst so kluger Wachtmeister verdarb auch mehr, als er nützte.

Während wir nun noch über die Angelegenheit hin und herdisputierten und recht verschiedene Ansichten da zu Tage kamen, klang an meiner Seite auf einmal eine Stimme: „Herr Rittmeister, darf ich es nicht einmal versuchen?“

„O, der Gebbert, der Gebbert, was will der denn davon verstehen, der Handlungsbeflissene?“ Ein allgemeines Gelächter ringsum.

Und wirklich, Gebbert war es, der die Frage an mich gestellt hatte.

Der Mann war mir bis dahin eigentlich nur als solch eine Art von Windhund erster Klasse bekannt, wo eine Fiedel gestrichen wurde, war er sicher dabei, kein Unfug irgend welcher Art passierte, daß nicht Gebbert unter den Attentätern genannt wurde.

Trotz alledem hatte ich den Menschen eigentlich gern, er war ein tüchtiger Reiter und hatte seine kitzelige, schlagende Stute „Ricke“ gut in den Gang gebracht und hielt sie stets vortrefflich imstande; da drückt man schon einmal bei anderen Sachen ein Auge zu.

Außerdem gehörte er aber zu den von der Natur besonders begnadigten Menschen, über denen bei ihrer Geburt das Füllhorn des gesunden Humors in reichster Weise ausgeschüttet worden war.

Solche Leute aber sind die besten Soldaten, und die Redensart, die der Krieg erzeugte: „Mit Humor kann der Mann alles“, hat in Gebbert und seines gleichen ihre Entstehung.

Schon auf den wenigen Märschen seit unserer Ausschiffung aus der Eisenbahn war Gebberts Humor auf das Schönste zur Geltung gekommen; wenn in den heißen Julitagen die Sonne ihre brennenden Strahlen bei den sechs Meilen langen Märschen auf uns herabsandte, daß das Leder der Czapkas barst, oder in regenreichen Biwaks die Schlafstätten der Ulanen unter Wasser gesetzt wurden, immer war es ein treffender Witz, ein Bonmot von ihm gewesen, das die Geister erfrischte und die Leute zum Lachen brachte. — Lachen aber ist die köstlichste Medizin in allen Lebenslagen, es stellt die richtige Soldatenstimmung wieder her. Mit Ulanen, die in jedem Mißgeschick ihr Lachen, ihren Humor

behalten, und wenn sie dazu noch Rheinländer sind, da kann man den Teufel aus der Hölle holen. Und wie viele Rheinländer hatte ich als Reserven bei meiner Schwadron!

Das war also der Gebbert, der sich bei unserer Schlachterei als Helfershelfer anbot.

Als er da vor mir stand und ich in die listigen blauen Augen hineinsah (das einzige, was bei ihm lachte, im übrigen verzog er nie eine Miene, was seinen Humor gerade so drastisch machte), da dachte ich, er wollte wieder einen seiner Witze machen.

„Höre einmal, Gebbert, laß Deine Witze, die Sache ist zu ernst, wir haben alle Hunger," sagte ich zu ihm. — Ich nannte ihn nämlich Du, wie alle Leute der Schwadron, die ich gern hatte. Aus diesem Grunde war das Du eine Dekoration bei meiner Schwadron, und mein „Sie" wurde gefürchtet, mehr als eine Strafe.

„Herr Rittmeister können sich auf mich verlassen", erwiderte er, „ich verstehe die Sache."

Mit kunstgerechter Hand ergriff er Beil und Messer, öffnete den Leib des Rindes, nachdem er das Fell abgezogen, nahm die Eingeweide heraus, wobei er die Leber sorgfältig für die Offiziere beiseite legte, löste die Keulen und Schultern, hieb die Rückenstücke zurecht, genug, es dauerte nicht lange, da hatte er die Fleischportionen für die zwölf Beritts verteilt und alles war in schönster Ordnung.

Das war Gebberts erstes Debüt in dieser Richtung. Als ich ihn fragte: „Ja, aber Menschenkind, woher kannst du denn das alles?" antwortete er: „O, Herr Rittmeister, was gemacht werden kann, wird gemacht, bei meinem Vater habe ich oft geholfen, Hammel schlachten, und was ein Hammel ist, das wird ein Ochse auch sein. Die Leber habe ich für die Herren Offiziere beiseite gelegt, soll ich dieselbe für das Essen der Herren heute zurecht machen?" Ich sagte es ihm zu. Das war sein erster Tag als Koch, auf diesen einen sollten in den langen Monaten in Frankreich noch viele ruhmreiche für ihn folgen, unter denen manche waren, an denen er sich den Lorbeerkranz unsterblicher Erinnerung bei uns allen erwarb.

Seine Vorsicht in Hinsicht der Leber erwies sich an dem Tage noch als besonders anerkennenswert, denn nicht nur das Schlachten, auch das Kochen mußte gelernt werden. Zuerst hatte ich mich gewundert, daß Gebbert uns nicht eine Keule oder ein Rippenstück reserviert hatte, nachher wurde mir aber alles klar.

Mit solch frischgeschlachtetem Fleisch ist es nämlich so eine eigene Sache. Die Leute kochten und kochten, die Feuer wurden immer größer und größer und der Holzstoß des entrüsteten Bauern kleiner und kleiner — aber das Fleisch in den dummen kleinen Kochgeschirren — wurde nicht weich.

Schließlich haben sie es mit den Kartoffeln und Gemüsen der umliegenden Felder, die von dem langen Kochen in Brei verwandelt waren, gegessen; aber ich glaube, ein Genuß war es nicht, und scharfe Ulanenzähne gehörten dazu, es schließlich zu zermalmen.

Unsere Leber aber, als sie gespickt und saftig, leicht gebräunt (weiß der Kuckuck, wo der Kerl die Spicknadel hergenommen hatte), auf unsern Tisch kam, erwies sich als vorzüglich. Alle sieben Teilnehmer des Offizierstisches, fünf Offiziere, ein Fähnrich und ein Avantageur, waren entzückt von dem unerwartet guten Diner. Gebbert wurde aber an dem Tage für die Dauer des Feldzuges zum Stabe der Eskadron kommandiert und zu meinem Leibkoch ernannt. Wir werden im Laufe der Erzählung sehen, als welch leuchtender Stern er sich in dieser Stellung erwiesen hat und weßhalb wir dieser Perle eines Kochs und Menschen eine lebenslange Erinnerung bewahrt haben.

Endlich waren wir nach Frankreich hineingekommen, am 10. August hatten wir die Grenze bei Hargarten überschritten. Wir waren in Feindesland. Unseres Koches Verdienste waren in den letzten Tagen wieder etwas in den Hintergrund getreten, da bis zur Grenze noch ziemlich geordnete Quartierverhältnisse geherrscht hatten, nun sollten sich seine verschiedenen Talente zu ihrer vollen Blüte entwickeln.

Das sonnige Frankreich erschien uns in den ersten Tagen recht unfreundlich, gewaltige Regenmassen stürzten vom Himmel herab, und ich erinnere mich, kaum im Leben so das Gefühl durchweichter Nässe gehabt zu haben, als in der ersten Nacht, als ich bei Hargarten die Vorposten hatte. — Dazu kam, daß mein schönes tente d'abri im letzten Biwak liegen geblieben war, des Wassers Fluten daher ohne Hindernis auf uns herabströmen konnten.

An dem anderen Morgen fing Gebberts Rolle als Genie für alle Ernährungszwecke an.

In frühester Stunde, als noch alles grau in grau um uns und in uns war, kam er zu mir und bat, in das Dorf hineingehen zu dürfen; es wurde ihm gestattet.

Als es nun heller wurde und wir so recht zum Gefühl unseres

nassen Elendes kamen, keine Feuer zum Brennen gebracht werden konnte, und wir alle, Pferde und Ulanen, vor Frost klapperten, da näherte sich auf einmal eine merkwürdige Kolonne unserem Biwakplatz. Vorne weg marschierte Gebbert und hinter ihm kamen paarweise Frauen und Mädchen, alte Männer und Jungen, und zwischen sich hatten sie an Stangen Kübel mit heißer Milch, während sie unter dem Arme prachtvolles Weißbrot trugen.

Das war ein Menü für uns arme nasse Menschenkinder, da kam doch etwas Wärme in den kalten Leib, Gebbert erhielt aber auch hinreichende Anerkennung für seinen zeitgemäßen Gedanken.

Wodurch er es aber fertig bekommen hatte, die uns sonst so mißtrauisch entgegentretenden Franzosen zu dieser freiwilligen Liebesgabe zu veranlassen, ich weiß es nicht.

Es war eben ein ganz eigentümlicher Einfluß, den er auf die Menschen hatte, und oft hat er uns durch ihn und seine Gewandtheit später aus einem der ausrequiriertesten Orte noch eine wohlschmeckende Mahlzeit besorgt.

War es sein sprechendes Mienenspiel hier, waren es seine lustigen Augen dort, ich weiß es nicht, jedenfalls aber besaß er ein diplomatisches Talent, wie ich es selten im Leben gefunden habe.

Seine Kenntnisse der französischen Sprache waren in jener Zeit noch sehr gering und das Patois bei Metz ein furchtbares, trotzdem aber wußte Gebbert sich verständlich zu machen. — Später, „es wächst der Mensch ja mit seinen „„höheren Zielen““, sprach er ein Französisch, das selbst den Curés imponierte, sie oft zwang, Gebberts Willen zu erfüllen und ihren besten Abendmahlswein herauszurücken.

Und nun begann die furchtbare Zeit bei Metz. Die Schlachten und Gefechte, an denen wir teilnahmen, will ich nicht erwähnen, sie gehören der Geschichte an. Sie waren der Lorbeer dieser langen Wochen, die Poesie in der schrecklichen Belagerungsprosa, welche wir bis in den Oktober durchzumachen hatten. Beinah drei Monate lagen wir um die schnöde Pucelle herum, ehe sie sich unserem Liebeswerben ergab.

Was war das für eine Zeit! Die Gegenwart kann sich gar keinen Begriff mehr davon machen, und voraussichtlich wird es die Zukunft auch nicht können, denn Festungen und mit ihr die Belagerungskriege werden bei der stetigen Verbesserung der Geschütze 2c. bald nur eine Frage der Zeit sein.

Am schlimmsten war diese Epoche für die Kavallerie, erst

Wochen haben nachher dazu geführt, sie nach den langen Tagen der Regenzeit wieder auf ihren früheren Standpunkt zu bringen. Wenn man am Morgen so aus seiner überschwemmten Hütte heraussah und nach der Regennacht die armen Tiere, oft bis an die Sprunggelenke in Wasser und Schmutz stehen fand, dann fragte man sich oft, wie ist es möglich, daß Menschen und Pferde das noch aushalten können? Aber sie hielten doch, und ein Mittel hierzu war „die gute Verpflegung", auf die unser ganzes Sinnen und Trachten für Pferde und Leute gerichtet war. Viel Hafer für die Pferde und viel Fleisch und namentlich Bouillon für die Leute, das hält ihnen Leib und Seele zusammen.

Daß die Kräfte bei uns Offizieren hielten, daß nur geringe Krankheiten vorkamen, das war einmal wieder mit Gebberts Verdienst.

In allem, was des Leibes Wohl anlangt, zeigte er sich immer als Meister, als Künstler.

Nachdem wir eine Zeit in schrecklichen Laubhütten gewohnt, kam er auf den Gedanken, die Dielen aus den benachbarten Dorfhäusern auszuheben und aus ihnen dann mit der Zeit regendichte Hütten zu bauen. Er konstruierte den ersten praktischen Kochofen und auf ihm stellte er uns Diners her, die bei den einfachsten Zuthaten das Beste waren, das man unter den Verhältnissen erwarten konnte. Wir empfingen ja dieselben Viktualien wie unsere Leute, dasselbe Fleisch und ebensolchen Reis, Kartoffeln 2c., aber Gebberts Genie wußte aus ihnen etwas zu machen. Unser einziger sonstiger Lieferant an extraordinären Genüssen, wie Butter, Zucker, Eier (denn die eierlegenden Hühner der Dörfer waren ja längst in die Kochgeschirre gewandert) und was sonst so zu den Anforderungen der Zivilisation gehört, war der Schwadronsmarketender, der die Sachen unter großer Franctireursgefahr aus Pont à Mousson und den kleinen Städten der Umgegend holte, sie sich aber dafür auch mit einem Profit von 200 Prozent bezahlen ließ; von ihm war für Gebbert wenig zu holen. Aber er hatte so seine kleinen Mittel und Wege, sich das Nötigste zu besorgen. Da ging keine Patrouille ab, von der er nicht vorher einen Mann sich vorgenommen und ihm geheimnisvolle Aufträge gegeben hatte, da mußte ihm der eine das, der andere das mitbringen, und merkwürdigerweise, wenn es verlangt wurde, war nachher alles stets zur Stelle.

Mit Vorliebe ließ er sich aber bei Requisitionskommandos verwenden und ganz besonders dann, wenn er auf der Karte in dem Requisitionsschein ein chât. bezeichnet fand.

Man muß sich ja in unsere Lage versetzen. Sechs Wochen haben wir hintereinander biwakiert, nur vergleichbar den Zigeunern am Wegesrand.

Wir hatten ja nichts, keine Tische, keine Stühle, keine Teller, keine Bestecke, nicht Glas noch Servietten, keine Streichhölzer, keinen trinkbaren Kaffee und keine Zigarre (denn die Liebesgabenzigarre konnte der Geber meistens selbst rauchen), keine Seife, genug, nichts, wodurch sich der zivilisierte Mensch eigentlich von dem Wilden unterscheidet.

Aber mit der Zeit kam das alles. Wie Robinson Crusoe von seinem Wrack, so brachte Friedrich Gebbert aus seinen vielen abgesuchten châteaux allmählich alles zusammen, was uns fehlte.

Machte dann Gott Pluvius einmal eine Pause und ließ uns einen wasserfreien Tag, dann entfaltete unser Haushofmeister seinen ganzen Glanz. Zum Neide der anderen Schwadronen war aus Thüren und Fässern eine Table d'hôte hergestellt, darauf standen Teller und Gläser, Bestecks lagen dabei und auch sogar Weinflaschen, wenn auch deren Inhalt nur der sogenannte vin bleu war, der den Leuten geliefert wurde.

Und auch ein Menu fand sich vor, es lautete in „Gebbertschem" Französisch z. B.:

Menu d. 20 August 70.
Biwuak bei Coin les Cuvry.
Soupe de boeuf.
Sardines à l'huile.
des fèves jaunes avec roti froid.
Filet de boeuf
salade, prunes de l'hopital.
gâteau de riz.
beurre et fromage.
Café.

Man sieht boeuf war alles, das übrige aber durch Gebberts Kunst herbeigeschafft, geräubert, requiriert, zu kolossalen Preisen angekauft, aber — da war es, und das war die Hauptsache. — Zur Bestreitung der ganzen Verpflegung hatte ich einen Schwadronsfond gegründet, in welchen jeder Offizier seinen Beitrag zahlte, aus ihm erhielt Gebbert ein Pauschquantum, und wahrhaft Wunderbares hat er damit geleistet.

Unangenehm waren immer die Tage für unseren Haushofmeister,

wenn die Schwadron auf Vorposten kam, was sich in den ersten 14 Tagen bis drei Wochen ungefähr immer den dritten Tag ereignete. — Solche Dislokationsveränderungen liebte Gebbert durchaus nicht, denn sie waren für ihn immer mit größter Mühe verbunden. All das Ein- und Auspacken, das Hüttenbauen ꝛc. erforderte viel Last und Arbeit. Mitgenommen mußte aber alles werden, damit es ihm nicht ginge, wie das einemal, als wir, von Vorposten abgelöst, das Regiment beinah eine halbe Meile von dem ersten Ort biwakierend vorfanden. Was hat er da um eine zurückgelassene Bratpfanne gejammert!

Sonst wußte er auch bei jeder Expedition auf Vorposten immer mit Nutzen zu reisen. So erinnere ich mich noch des einen Tages, als ich in Pouilly auf Vorposten war. Dort war ein reizendes, allerdings stark devastiertes Schlößchen. Gebbert hatte es aber einer gründlichen Revision unterzogen und das Resultat war: wir tranken unseren petit vin acht Tage lang aus Gläsern mit Goldrand, auf denen das N mit der Kaiserkrone prangte. Der Kuckuck mag wissen, wie diese kaiserlichen Gläser in das Schlößchen gekommen waren! Lange dauerte das Vergnügen zwar mit den Gläsern nicht, denn das Alarmieren, das war ein Nagel zu Gebberts Sarge, und bei dem eiligen Einpacken wurde stets sein schönstes Inventar und so auch diese Gläser zerschlagen.

Wie aber die Biene aus jeder Blume ihr Tröpfchen Honig zu saugen weiß, so sammelte auch Gebbert für das Wohl seiner Offiziere das Gute, wo er es finden konnte. In der Wahl seiner Mittel war er bisweilen etwas eigenartig, wie wir sehen werden.

Als die Regenzeit vorbei war — kam die Ordre für uns Ulanen, Ortsbiwaks zu beziehen; die Infanterie nahm die erste Linie ein, sie war hinreichend disponibel geworden, und verwandelte diese erste Linie durch Erdwerke in eine Metz gegenüberliegende Festung.

Bazaine war rettungslos eingeschlossen, die Kavallerie kam in das zweite Treffen.

In jener Zeit war Gebberts beste Zeit in Frankreich, damals trieb sein Talent die schönsten Früchte. Nun wurde alles in einen geordneten Gang gebracht, Pakete aus der Heimat kamen wieder an, und wenn die Dorfhäuser auch sonst nicht viel boten, so hatten sie doch ein Dach, uns zu schützen.

Damals wurde ein vollständiges Offizierkasino eingerichtet, schöne regelmäßige Mahlzeiten wurden abgehalten, Einladungen ergingen an andere Offiziere, ein ordentlicher Weinkeller fand sich ein und

da ein Oberhofmeister gewöhnlich nicht am schlechtesten ißt, war das die Zeit, in der Gebbert anfing, selbst Fett anzusetzen. — Lange hielt das allerdings nicht vor, es kamen wieder böse, böse Tage, in denen Sorgen und Mühen um uns ihn bald wieder so mager machten, daß er aussah wie ein übertrainiertes Vollblutpferd. Doch davon nachher

So war der 24. Oktober herangekommen. Wir saßen nachmittags 4 Uhr an einem schauderhaften Regentage bei Tisch, der Regen mit Schlossen vermischt prasselte gegen die Fenster meines Zimmers in Goin, und Gebbert hatte bereits die Hängelampe über dem Eßtisch angesteckt. Wir fühlten uns so recht gemütlich, wie es einem nach einem wohlschmeckenden Diner zu gehen pflegt. Ein kleines Feuer loderte in dem Kamin, die Kaffeetassen standen bereits auf dem Tisch, und die Zigarren, die wir uns in Briefpaketen von guten Freunden zu Haus schicken ließen, waren eben angezündet. Da — auf einmal — lang gezogene Trompetenklänge auf der Dorfstraße — wir lauschten — das Signal — Alarm.

Na, das war eine schöne Geschichte. — Wir trauten erst unseren Ohren nicht. — Metz sollte ja heute sich ergeben und nun doch Alarm?

Dieser Kontrast, unser warmes Zimmer und der Graus da draußen, es war gräßlich.

Aber was half es? Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! In einer Viertelstunde stand das Regiment. Und fort ging es aus Goin, wo wir fast vier Wochen gehaust, hinaus in das Wetter, hinüber auf die andere Seite der Mosel, um dort die Überbleibsel von Bazaines Kavallerie abzufangen, welche, einer Meldung nach, in der Nacht vor der Übergabe der Festung versuchen sollten, sich durchzuschlagen.

Wir ritten ab, Gebbert blieb mit den Köchen der anderen Schwadronen zurück, um die Bagage nachzuschaffen. Traurig kam er am späten Abend damit an, aber er hatte kaum die Hälfte seiner Schätze mitnehmen können, das übrige mußte zur Freude der französischen Bauern zurückbleiben, der Platz auf dem Wagen war zu klein für sein ganzes Inventar.

O, wie böse war er, als er hörte, daß sich kein französischer Kavallerist hätte sehen lassen!

Das war die Zeit bei Metz. Die Pucelle hatte sich ergeben, wir waren zur Verwendung für andere Zwecke frei, nun aber hoffentlich im freien Feld und nicht wieder als Teil einer Belagerungsarmee. Die

Kavallerie war in den letzten Wochen dort ganz unnütz gewesen, was hätte sie dafür im Norden für Dienste leisten können, wo eine neue Armee im Entstehen begriffen war! —

Doch ich will hier nicht den ganzen Feldzug beschreiben, sondern nur von unserer Perle erzählen.

Weiter trieb uns des Kriegers Los. Zuerst jagten wir 14 Tage lang die Franctireurs in den Argonnen, dann zogen wir gegen Faidherbes Armee bei Amiens, die erst hübsch fertig werden mußte, ehe sie angegriffen wurde. Auch bei einer Schlacht unserer Kinder müssen die Bleisoldaten erst alle hübsch aufgestellt sein, sonst ist es kein Spiel, dann erst kann die Sache losgehen.

Und sie ging dann auch in dem kalten Winter 70/71 für uns da oben gründlich los. — Die Strapazen in den Regenbiwaks bei Metz waren ein Kinderspiel gegen das, was wir da oben im Norden erleben sollten.

Von nun an änderte sich Gebberts Stellung gänzlich, war er bisher der Koch gewesen, so wurde er nun der Regisseur.

Könnte ich doch dem Leser ein Bild von den einzelnen Phasen seiner Thätigkeit entwerfen! Wie verstand er es z. B., sich die Feinde dienstbar zu machen.

Da komme ich einmal, es war in den Tagen, als ich mit der Schwadron vor der kleinen Festung Abbeville Schleier bildete, auf den Hof, wo in einer Scheune die Pferde des Schwadronsstabes bei einander standen.

Es war an dem Morgen, als wir unsere gewohnte Rekognoszierung gegen die Festung gemacht hatten, tüchtiges Schneewetter, die Wege waren aufgeweicht von dem plötzlich eingetretenen Tauwetter, infolge dessen sahen das Sattelzeug und die Armaturstücke furchtbar schmutzig aus. Welches Bild erblickten meine Augen.

Die ganze Franzosenfamilie des wohlhabenden Bauern war von Gebbert in Dienst gestellt werden. Da waren die Töchter des Hauses, welche mit Schwamm und Bürste die Beine der Pferde abrieben, die Schabracken abbürsteten und die Stahlteile putzten, der Bauer selbst hatte den Tieren reichliches Heu vorgeschüttet, die Frau aber war gerade beschäftigt, Gebberts lange Stiefel vorzunehmen und bemühte sich, denselben neuen Glanz zu verleihen. Dabei herrschte aber in dieser wunderbaren Szene die harmloseste Fröhlichkeit, unser Regisseur hatte es verstanden, die Menschen anzustellen mit der Behauptung, das Putzen sei

bei uns stets Pflicht der Quartiergeber, das müßten die Leute hier auch lernen. Als ich entrüstet in dieses Familienbild hineinfuhr, meinte Herr Gebbert ganz naiv: „O, Herr Rittmeister, sie machen ihre Sache schon ganz gut, mein Großvater hat mir erzählt, Anno 1806 hätten meine Verwandten noch ganz andere Dienste für die Franzosen damals zu Haus leisten müssen. — Die Entschuldigung war klassisch; trotzdem das komische Kriegsbild mich kaum ernst bleiben ließ, verbat ich mir für die Zukunft aber doch diese Verwendung der Wirte. Da war es kein Wunder, wenn Gebbert mit seinen anderen Kollegen bei dem Stabe stets die propresten der Propren waren.

Das nur ein Fall, wie der Mann die Menschen auszunutzen und anzustellen wußte, diesesmal zu eigenem Nutzen, sonst that er es nur in majorem gloriam unserer Verpflegung.

Eine solche sachgemäße Verpflegung ist aber ein Agens in der Kriegführerei, das gar nicht zu unterschätzen ist; gut gefüttert leisten Menschen und Tiere mehr wie mit hungrigem Magen, und die Nerven, diese Triebfedern des animalischen Seins, halten auch besser, wenn ihr Ernährer, „der Magen“, gut imstande ist.

Ein weiteres Talent unseres Gebbert war sein wirklich phänomenales Findungsvermögen.

Wie oft, wenn wir in Ortschaften kamen, deren Bewohner behaupteten, ganz ausrequiriert zu sein, in denen wir auf unser Verlangen des Essens und Trinkens stets nur die ewige Antwort erhielten: Wir haben nichts — du tout, du tout, hat sich dieser Spürsinn unseres Koches in ganz wunderbarer Weise hervorgethan; der Quellenfinder Graf Wrezowitz ist ein Waisenknabe gegen ihn, der findet nur Wasser — brr! — Gebbert aber fand den Wein, und wenn er an den seltsamsten Ort versteckt war. Ihn zu sehen, wenn er da mit ernster Miene in einem Dorfe suchend herumging, war stets ein Anblick für Götter. Der Indianer in Amerikas Urwäldern, der Detektiv in den Verbrecherlokalen der Hauptstädte konnte nicht mit größeren Spürsinn zu Werke gehen. — Dabei muß ich ihm aber das ehrende Zeugnis geben, daß er nie für eigenen Vorteil suchte, sondern stets für das Gemeinwohl, und daß seine Thätigkeit sich nur auf Sachen erstreckte, die für die Erhaltung des Körpers, auf Speise und Trank gerichtet waren.

Sonst war er stets ein Engel der Ehrlichkeit, und fand er bei seinem Suchen einmal Geld und Geldeswert, dann hat er es stets lächelnd dem Eigentümer zurückgegeben.

Reine Hände hat er immer behalten, so verlockend sein Fund auch bisweilen sein mochte.

Nur in einem mußte man sich mit ihm vorsehen, man durfte nie in seiner Gegenwart einen Wunsch äußern, vielleicht einmal ein schönes Glas oder ein weiches Kissen zum Schlafen besonders hübsch finden. Denn dann konnte man sich darauf verlassen, Glas oder Kissen am Tage darauf vor dem Couvert, respektive auf seinem Strohlager zu entdecken.

Einigemal hat er die betreffenden Sachen zu Fuß bei Schnee und Eis in das letzte Quartier zurückbringen müssen, aber selbst das half nichts — er wollte zu gern anderen eine Freude machen — und schließlich — in Kriegszeiten kann man auch einmal eine Freude gebrauchen.

Glück und Glas, wie leicht bricht das; von all den Gläsern, die Gebbert uns mitnahm, hat kein einziges heil den Frieden erreicht, das Kriegerleben hat sie zerbrochen.

Noch eine Geschichte will ich von Gebbert erzählen.

Ein besonderes Augenmerk hatte er, wie schon oben gesagt, immer den Curés zugewendet.

Sei es, daß die katholischen Geistlichen von alters her in dem besonderen Renommee stehen, eine gute Küche zu führen und in den Besitz eines gefüllten Weinkellers zu sein, oder glaubte er, in dem Hause des Curé am besten Aufklärung über die Verhältnisse der Dorfinsassen zu erhalten, ich lasse es dahingestellt, jedenfalls war Gebberts erster Besuch immer bei dem Betreten einer Ortschaft den Curés gewidmet, und scheinbar stand er sich gut dabei.

Da waren wir denn am Abend des 6. Januar 71, nachdem wir uns den ganzen Tag mit dem Feinde herumgebalgt hatten, von den Vorposten bei Buquoi abgelöst und in das Städtchen Bapaume einquartiert waren. Der Ort befand sich in einer furchtbaren Verfassung. Am 2. hatte hier das Gefecht „bei Bapaume" stattgefunden, und zerschossene Häuser, verwüstete Gärten und Höfe gaben Zeugnis, daß hier heiß gekämpft worden war.

Auch in dem Hause, das mir als Quartier angewiesen war, gab es absolut nichts mehr zu essen, da hatte ich mich denn nach dem einzigen Gasthof aufgemacht, der allenfalls diesen Namen noch verdiente, und fand dort noch eine Anzahl von 20—30 Offizieren aller Waffengattungen vor, die bei sauerem Markentenderbier und schlechtem Brot

mit Käse sich über Hunger und Durst hinwegzutäuschen versuchten. „Wenn man doch nur wenigstens einen vernünftigen Tropfen in dem Nest noch zu trinken fände.“

Mit diesem Stoßseufzer der Anwesenden wurde ich empfangen. — Aber der Durst der Kämpfenden vor zwei Tagen mußte sehr groß gewesen sein, es sollte wirklich nirgends mehr etwas geben.

Das Bier schmeckte furchtbar. — Da fiel mir Gebbert ein. Meine Herren, sagte ich, wer hält die Wette, daß ich in einer halben Stunde noch mehrere Flaschen Sekt hierher besorgen lasse? Allgemeiner Unglaube. Ich ließ mir meinen Koch kommen, und auf meine Forderung sagte er: Ich will es versuchen. — Und wirklich, nach einer halben Stunde kam er mit drei Flaschen an. Woher? Ich fürchte, er hatte wieder einen Curé bezwungen.

Und so war er immer. Von Herrn Lavallade an, wo er die guten Pferde im Treibhauskeller entdeckte, dessen Thür mit Pferdedünger bedeckt war, bis zum Maire in Picquigny, bei dem er ein Lager von 200 Flaschen Wein unter den Gurkenbeeten fand, kein Versteck war vor seinen Späheraugen sicher, alles verstand er zu finden.

Aber Gebbert war nicht nur ein findiger Mensch in Bezug auf Lebensmittelentdeckung, ein Künstler der Zusammenstellung netter kleiner Diners aus oft unglaublichen Zuthaten, nein, er war auch ein braver, tapferer Mann, dessen einziger Ärger bei seiner Regisseurstellung war, daß er dadurch meistenteils gezwungen wurde, unseren Gefechten, Scharmützeln und Schlachten fern zu bleiben.

Wenn es mit seinem Thatendrang dann einmal zu groß wurde, dann zeigte er, daß er nicht nur den Kochlöffel schwingen konnte, sondern daß die Lanze sein Element war.

Einigemale entdeckte ich ihn in Reih und Glied der Schwadron, wo ich ihn hinten bei der Bagage vermutet hatte, und auf sein inniges Bitten mußte ich ihn dalassen. Brav und schneidig hat er sich auch bei diesen Gelegenheiten bewiesen, und es war mir eine wahre Freude, ihm später für seine Verdienste das eiserne Kreuz überreichen zu können.

Besonders dankbar war ich ihm am letzten Schlachtentage des Krieges, am 18. Januar; als in Versailles sich die deutsche Kaiserkrone auf unseres erhabenen Königs Haupt niedersenkte, da hielten wir die letzte Abrechnung mit dem Feinde bei St. Quentin. Ich kam am späten Abend an einer Kontusion, infolge eines Sturzes mit dem Pferde nach siegreicher Attacke meiner Schwadron leicht verwundet, in meinem

Quartier in Hardicourt an, litt unsägliche Schmerzen an meinem Bein, das sehr stark geschwollen war, und hatte keinen Arzt zur Pflege.

Am Morgen vor der Attacke hatte eine Granate unmittelbar vor meinen Handpferden eingeschlagen und diese auseinandergesprengt. Das war meinen Offiziersburschen zu viel gewesen und sie waren verschwunden mit den Handpferden, die sie am Zügel führten. Auf einem derselben befand sich mein Gepäck. Erst am nächsten Morgen fanden sie sich wieder ein. Was wäre in der Schmerzensnacht aus mir geworden ohne Gebbert? Sein Hemd hatte er zu Bandagen zerrissen, mit Eis hat er die ganze Nacht mein Bein gekühlt und mir nach seiner Art aus dem zerstörten Orte Lebensmittel besorgt, wo sonst nichts mehr zu haben war. Ihm verdanke ich es, daß ich am nächsten Morgen transportfähig war und in das Lazaret nach Peronne gebracht werden konnte.

Genug, Gebbert war eine Perle als Mensch und als Soldat. Seine vielen Vorzüge habe ich in den 25 Jahren nicht vergessen. Leider habe ich ihn seit dem Jahre 73 nicht wieder gesehen.

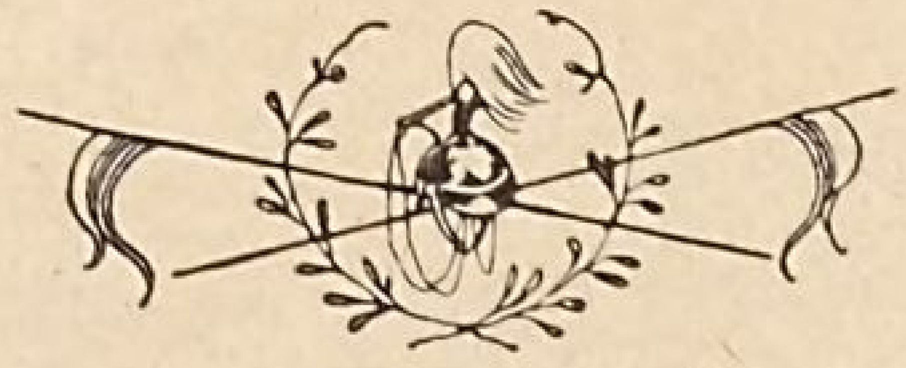
Ich war damals in Bremen im Tivolitheater und saß an einem Tisch im Garten. Da merkte ich, wie die Leute an den Nebentischen sich mit mir beschäftigten. Ich war in Zivil und ahnte nicht den Grund ihrer Aufmerksamkeit. Da plötzlich stand einer der Herren auf und hielt eine Rede auf die deutsche Armee, besonders auf die Ulanen und den Rittmeister seiner Kriegsschwadron. — Wer war es? Mein alter Gebbert, der damals als kleiner Gastwirt sich dort etabliert hatte.

Wie freute ich mich, ihn wieder zu sehen!

Damals schenkte ich ihm eine schöne Meerschaumpfeife, auf den silbernen Deckel hatte ich die Inschrift gravieren lassen:

> „Der Perle Preußischer Reiter zum Andenken für seine vielseitigen Verdienste gewidmet von seinem Schwadronschef."

Möge es dem bravem Manne dauernd gut ergehen.



Sedan.

GOTT MIT UNS!

Im Kugelregen!

Von Johann Pfahler, Korporal der 3. Eskadron, 1. Chevauxlegers-Regiment.

Bei Sedan hielten wir zu Pferde hinter der Mauer eines Gartens und mußten den Kugelregen aus französischen Gewehren über uns dahinbrausen lassen, ohne daß wir dem Gegner auf den Leib rücken konnten. Es war eine sehr — ungemütliche Situation, doch — der deutsche Reiter läßt sobald keine Traurigkeit spüren, zumal, wenn man im Kugelregen, bei dem man nicht naß wird — innerlich etwas zum anfeuchten hat, und das war bei uns der Fall.

Unserem Zuge, dem 4. der 3. Eskadron, hatte nämlich ein junger, französischer Bursche, etwa 17—18 Jahre alt, immerwährend aus einem Hause — ob es auch das seinige war, weiß ich nicht, — Wein in einem Kruge zugetragen.

Ach, wie das mundete und aufheiterte!

Der junge Franzose — ein hübscher, schwarzer Krauskopf — ging fleißig zwischen uns und dem Wein spendenden Hause hin und her und scheute nicht den Kugelregen, der um ihn herumsauste; immer wieder kehrte er mit gefülltem Kruge zurück, um uns Wein zu kredenzen, und er mußte oft und oft den gefährlichen Weg hin- und herwandern.

Eben steigt er wieder mit gefülltem Kruge die vier oder sechs Treppen jenes Hauses herunter, um seine freiwillige Samariterpflicht zu erfüllen, da trifft ihn eine Kugel und sein gutes Herz hatte aufgehört zu schlagen. Armer, armer, braver, junger Franzose, noch heute denke ich deiner mit Wehmut und Dankbarkeit! „Liebet eure Feinde!"

Auf einmal prasselt es rings um uns her, als ob Erbsensäcke ausgeschüttet worden wären — in solchen Massen wurden uns Kugeln zugeschleudert; wir mußten unsere Stellung wechseln, und hätten die

Franzosen, trotzdem wir zu Pferde saßen, uns nicht gewaltig hoch überschossen, so wären wir ordentlich „versalzen“ worden. Die Franzosen hatten einen Ausfall gemacht und waren sehr nahe an uns heran gekommen; eine preußische Kompagnie drängte die Franzosen zurück, so daß wir Luft bekamen und zurückreiten konnten.

Wir ritten durch einen Park, als wir an Seiner Excellenz dem Herrn General von Walter vorüberkamen. Der Herr General war vom Pferde gestiegen und beobachtete, hinter einem Baume gedeckt, den Gang der Schlacht.

Seine Ordonnanz, Unteroffizier Georg Wallner meiner Eskadron, war ebenfalls abgesessen und hielt das Pferd des Generals.

Im Vorbeireiten rief er mir zu: „Behüt dich Gott, Johann! Heut geht's net schö zu!“ worauf ich ihm erwiderte: „Macht nichts, — nur net auslassen!“ und ihn noch freundschaftlich grüßte.

Kurze Zeit darauf wurde er verwundet, und ich sah ihn nach der Schlacht, zwei Tage drauf, im Spital in Bazeilles wieder.

Wir ritten weiter, da trifft auch mich eine Kugel; Gottlob, nur ein leichter Prellschuß! Weiter! Plötzlich stürzt mein Pferd, mein treues Roß, unter mir, von einer Kugel getroffen, zusammen, es ist tot. — „Leb wohl — du treuer Genosse im Frieden und im Krieg!“

Ein Reiter ohne Pferd — ist leider nicht viel wert!“ dachte ich mir und marschiere nun — schön bescheiden zu Fuß, hinter meinem Regimente her und gelange auch durch das sehr gefährliche Bazeilles.

Hier liegt mitten auf der Straße ein Soldat, durch das Genick geschossen, mit dem Gesichte auf dem Boden, tot!

Es war ein Mann meiner Eskadron, Namens Hönig aus Hirth, in der Nähe von Pappenheim; ein wackerer, properer Soldat; ich hatte ihn als Rekruten abexerziert und nun — lag er da — tot; so jung, so frisch im Leben und nun hat er schon sterben müssen!

Mit Stiefel und Sporen, mit dem langen Säbel umgürtet, laufe ich über eine Wiese; neben mir links, einige Schritte entfernt, eilt ein Feldwebel des 15. Infanterie-Regiments dahin, da — macht derselbe auf einmal einen Dreher — und tot stürzt er zusammen.

Mit Leichtigkeit springe ich — trotz meiner Armatur — über Gräben und Hecken, bis ich endlich mein Regiment wieder sehe, das auf einer großen Wiese aufgestellt ist.

Als ich sichtbar wurde, ritt mir mein Rittmeister, Freiherr von Dobeneck, entgegen und begrüßte mich freundlich, sich freuend, daß ich

wieder bei der Eskadron glücklich angelangt sei; ich erzählte ihm von meiner unfreiwilligen Promenade zu Fuß und er teilte mir das Pferd des oben erwähnten erschossenen Hönig zu — der nun kein Pferd mehr nötig hatte.

Der 1. und 2. September 1870.

Aus dem Kriegs-Tagebuche eines 13 er Lieutenants.

Parole: Nimmersatt. Feldgeschrei: Richard. Heute in der Frühe wurde der Gefechtstag expediert.

Der Morgen war neblig und kalt.

Wir standen in der Haupt-Reserve. Schon in aller Frühe hörten wir furchtbaren Kanonendonner und fortwährendes Gewehrfeuer.

Es mochte ungefähr 7 Uhr sein, als wir zum Abmarsche bereit standen. Die ganze Nacht hindurch hatten Vorpostengefechte stattgefunden.

Auf einmal hieß es: „Vorwärts zur Unterstützung der Sachsen!“ Wir marschierten an der Eisenbahnstation und hier begannen bereits die Kugeln zu pfeifen, während die bayerischen Batterien über unsere Köpfe hinweg auf das brennende Bazeilles schossen.

Nun überschritten wir auf der Eisenbahnbrücke die Maas und zwar unter einem förmlichen Kugelschauer; aber merkwürdiger Weise fiel kein Mann von uns, denn die Franzosen schossen viel zu hoch.

Die Franzosen hatten noch das Dorf besetzt, das schon lichterloh brannte.

Auf dem andern Ufer angekommen, marschierten wir in Kompagniekolonnen auf und rückten in die Gefechtslinie ein. Wir marschierten hinter dem Dorfe vorbei und drangen nun unter heftigem Feuer in den Park zwischen Bazeilles und La Moncelle.

Es mochte inzwischen 9 Uhr morgens geworden sein. Schon im Dorfe wurde Sergent Rosenzweig der 7. Kompagnie verwundet, wahrscheinlich durch einen Schuß aus dem Dorfe.

Gerade bei unserem Einmarsch in die Gefechtslinie passierten wir eine sächsische Regimentsmusik, welche zum Vorgehen einen begeisternden Marsch spielte.

„Mit Trommeln und mit Pfeifen — so zieh'n wir in den Kampf!"

Im Parke dehnten wir uns aus; dieser Park gehörte zum Schlosse Monvilliers. Vor demselben machte uns ein Haus, das von Franzosen besetzt war, furchtbar zu schaffen. Soldaten vom Leibregiment, Sachsen und unsere Leute häuften sich hier, am Vormarsch gehindert, an.

Mein Major, Freiherr von S., befahl nun der 7. Kompagnie, jenes Haus mit dem Bajonette zu nehmen. Das Haus war in vollen Verteidigungszustand gesetzt.

„Geben Sie mir Pioniere!" verlangt der Hauptmann.

Dieselben standen nicht zur Verfügung.

Ohne Pioniere konnte das verbarrikadierte und verrammelte Haus nicht genommen werden; ein Anstürmen wäre nutzlos gewesen. Wir Offiziere würden ganz sicher schon im Ansturm niedergeschossen worden sein, und zwar ohne jeglichen Nutzen.

Der Major sah die Unmöglichkeit, dieses in ein Fort verwandelte Haus nur mit Infanterie zu nehmen, ein. General Rudolf von der Tann, Kommandeur der 4. Brigade, ließ zwei Geschütze herbeiholen, um das Haus zu beschießen, jedoch war dies nicht mehr notwendig, denn — Stabshauptmann Lissignolo hatte einen energischen Angriff auf das Haus, „Boucherie" genannt, ausgeführt, welcher von Erfolg gekrönt war — die Besatzung ergab sich. Der Kommandant Lambert, verwundet, fiel mit ca. 120 Mann als Gefangener in unsere Hände! Es hatte uns viele Opfer gekostet.

Nach Wegnahme dieses Hindernisses erhielten wir die Aufgabe, als Bedeckung der Artillerie eine gedeckte Aufstellung hinter einer Gartenmauer zu nehmen.

Zahllose Granaten schlugen neben uns ein, eine davon krepierte neben unserem heldenmütigen Oberst Graf Ysenburg, der im Gefecht fast nie vom Pferde stieg und trotzdem unverwundet blieb. In dieser Aufnahmestellung wurde auch nur ein einziger Soldat verletzt; wir hatten hierbei großes Glück.

Plötzlich — es mochte jetzt 5 Uhr nachmittags sein — hieß es: „Vorwärts!" — Die Franzosen hatten wieder günstige Chancen auf ihrem rechten Flügel bei Balan. Wir gingen vor, wurden aber von einer bayerischen Batterie aufgehalten, da dieselbe mit Büchsenkartätschen feuerte. Hierauf lud die Batterie mit Granaten und schoß, während wir vorwärts eilten, über unsere Köpfe hinweg auf die Franzosen.

Wir gingen in Abschnitten vor, deckten uns in Gräben und Ackerfurchen, wo solche günstig waren, gaben dabei immer Feuer und gingen dann wieder mit dem Bajonnet im Laufschritt vor.

Einmal ritt uns General von Stephan voraus mit dem Rufe: „Bayern, vorwärts!" Wir Offiziere erhoben uns natürlich zuerst und sofort aus unseren Deckungen und waren so den feindlichen Geschossen am meisten ausgesetzt. Unaufhaltsam ging es vorwärts, bis ein sehr günstig gelegener Graben uns aufnahm und uns wieder Deckung gewährte; dieser Graben liegt an dem Wege von Balan nach Givonne.

Die Granaten und Kartätschen hatten während unseres Vorstürmens furchtbar über unsere Köpfe hinweggepfiffen. Stabshauptmann Lissignolo ging uns mit gutem Beispiel voran.

Vor uns lag wieder ein Haus, welches von Franzosen besetzt war. Sie winkten uns mit einem weißen Tuche. Ein Offizier ging zum Parlamentieren vor und brachte uns die — unglaublich klingende Nachricht, daß die Franzosen verlangten: wir sollten uns ergeben! Es war dies ein Mißverständnis. Wahrscheinlich — wie sich später auch herausgestellt — hatten die Franzosen, welche in diesem Hause eingeschlossen waren, doch schon von Unterhandlungen und dem Aufziehen der weißen Fahne auf der Citadelle in Sedan gehört und hatten deshalb ein weißes Tuch gezeigt. Auf die uns lächerlich erscheinende Zumutung der Franzosen begann daher wieder auf Befehl unseres Majors das Feuer, welches auch von den Franzosen erwidert wurde.

So schossen wir uns denn herum bis zum Eintritt der Dunkelheit. Da erschien ein preußischer Jägerunteroffizier und meldete, daß das Feuer auf der ganzen Linie eingestellt und Waffenruhe eingetreten sei. Die Schlacht war bereits seit einer Stunde beendet, die Truppen teils auf Vorposten, teils im Biwak, nur unser Bataillon hatte bis 7 Uhr abends noch das Feuer unterhalten — und ausgehalten.

Während einer Gefechtspause sah ich mich etwas in der Nähe unseres Platzes um; da fand ich denn auf einem Wege — etwa 40 Schritte von unserer Stellung entfernt — einen Offizier vom 6. bayerischen Regimente, der drei Kugeln im Leibe hatte. Er lag wenigstens schon einige Stunden verwundet da; zwei Kugeln hatte er erst noch im Liegen erhalten, so sagte er mir.

„Herr Kamerad! Ich leide furchtbar!" sprach er mit matter Stimme. Ich versuchte, ihm seine Reithose aufzuschneiden, um seine Wunde am Beine zu verbinden, da — ertönt wieder das Signal „Feuer", was mich zu

meiner Abteilung ruft. Ich muß den verwundeten Kameraden verlassen, ich eile zurück, finde unseren Bataillonsarzt, der sich nun des armen Verwundeten annimmt und ihn zum Verbandplatze verbringt.

Vor Anstrengung, Aufregung und vor allem vor — Hunger war ich auch halb totkrank. Wir waren seit morgens 7 Uhr im Feuer; nur als wir zur Geschützbedeckung beordert waren, konnte ich Zeit finden, ein Stückchen Chokolade meinem knurrenden Magen zuzuführen. Freund H. kam mir jetzt, am Abend, mit einem Stück Speck und einem Schluck Branntwein zu Hilfe. Unter Toten und Verwundeten schmeckte mir Speck und — Schnaps wie ein lukullisches Mahl! So wird man im Kriege abgestumpft und gleichgültig gegen die grauenhaften Bilder der Zerstörung und des Todes.

Gegen 8 Uhr abends verließen wir unsere Position und marschierten durch die brennenden Dörfer Balan und Bazeilles, deren flammende Häuser sich grauenhaft vom dunklen Nachthimmel abhoben.

Überall Verwundete, Sterbende, Tote; dazwischen Geschrei, Kommandorufe, Getümmel, Lärm, und dazu das Prasseln der Flammen; ein furchtbar schauerliches Bild des „männermordenden Krieges“.

Unser Biwak war neben dem brennenden Dorfe, und zwar in der Nähe eines Schlosses, das von den Flammen verschont geblieben war, das aber im Innern furchtbare Zerstörung zeigte.

Abends verbreitete sich das Gerücht, daß die Einwohner die Brunnen vergiftet und Häuser mit Pulver gefüllt hätten. Ein französischer Einwohner wurde erschossen, der einen Verwundeten getötet hatte.

6000 Mann und 300 Offiziere des Gegners wurden noch am Abend gefangen durchs Dorf geführt.

Wir lagen in der Nacht auf der bloßen, blutgetränkten Erde bei Bazeilles.

In der Frühe holten französische Ambulancen Verwundete nach den Verbandsplätzen.

In dem noch immer brennenden Dorfe sah es schrecklich aus; man sah nur verbrannte und unkenntliche Leichen. Der ganze Ort war fast in Brand geraten.

Unsere Soldaten waren fürchterlich erbittert gegen die Einwohner, welche sich am Kampfe beteiligt und ebenfalls auf die Deutschen gefeuert hatten.

Hauptsächlich war der Brand jedoch durch die Artilleriegeschosse entstanden, welche im Dorfe gezündet hatten.

Das stramme Vorgehen der Bayern gegen Bazeilles wurde von den Preußen mit Erstaunen und Lobeserhebungen beobachtet.

Der Kronprinz war am 1. September nachmittags 5 Uhr eingetroffen und hatte so den Ring um die Franzosen vollständig geschlossen. Die Franzosen versuchten, sich dieser eisernen Umklammerung zu entziehen, sie drangen deshalb auf ihrem rechten Flügel nochmals vor, um gegen unsere Stellung hin durchzubrechen; dieses zu verhindern, war der Zweck unseres Vorgehens; der Versuch des Durchbruches scheiterte an unserem festen Ausharren.

Wir erfuhren jetzt auch, daß Napoleon seinen Degen dem König von Preußen übersendet habe mit den Worten: „Da er an der Spitze seiner Armee nicht habe sterben können, so gebe er sich kriegsgefangen." Er soll auch wirklich als einfacher Kapitän in der vordersten Linie gestanden sein; der Tod hatte den Kaiser gemieden, der bald darauf im Exil, fern von Frankreich, sterben sollte.

Wir erfuhren ferner, daß 60000 Mann die Waffen gestreckt hätten, wahrscheinlich aus Mangel an Munition.

Mein Bataillons-Kommandeur gab mir den Befehl, in dem brennenden — Bazeilles — Wein zu requirieren! Natürlich war in den ausgebrannten und eingestürzten Häusern, in den verschütteten Kellern nichts zu finden.

Von abends 5 Uhr bis 9 Uhr wohnte ich in der „Villa Beurmann" einem Standgerichte bei, vor welchem die Einwohner verschiedener Ortschaften sich verantworten sollten gegen die Anklage, auf verwundete und unverwundete deutsche Soldaten geschossen zu haben.

Es standen vor dem Kriegsgerichte: 32 Personen, Männer und Frauen, darunter ein Weib von 90 Jahren. Ich war hierbei als Dolmetscher kommandiert.

Es war dies ein hartes Stück Arbeit für mich, denn der Dialekt der Leute war schwer zu verstehen, und für mich war es eine ernste, heilige Gewissenssache. Es handelte sich bei diesen Leuten um Leben und Tod!

Es wurde nur ein einziger zum Tode durch Erschießen verurteilt, jedoch General von der Tann begnadigte ihn.

Es hatte sich herausgestellt, daß unsere Soldaten in ihrem leicht begreiflichen Grimm allzu rasch mit der Anklage bei der Hand waren, daß dieser oder jener auf sie geschossen habe. Jeder, der nur schwarze Finger hatte, wurde arretiert, und einige von den festgenommenen französischen Einwohnern benahmen sich in ihrer Todesangst oder Wut

wie wilde Tiere, während andere wieder ein sehr ernstes, ja stolzes Benehmen zeigten. Ein bayerischer Oberlieutenant war ihnen als Verteidiger beigegeben.

Die Gräber mancher guter Kameraden waren hart neben unserem Biwak, so diejenigen der Lieutenants Luitpold Mühlbauer und Dolles, beide vom 10. bayerischen Infanterieregiment.

Den letzteren hatte ich im Parke von La Monzelle bei unserem Vorgehen liegen gesehen. Er hatte einen Schuß im Hinterkopfe.

„Ade, mein guter Kamerad!“

Ich war niemals so müde, als an diesem Tage; der Dolmetscherdienst, der meinen Verstand und mein Ohr aufs äußerste in Anspruch nahm, hatte mich ermüdet.

Die Nacht durch regnete es unaufhörlich; doch mein Kamerad H. und ich waren wie zwei — Prinzen untergebracht. Wir schliefen auf einem requirierten Bette unter einem erbeuteten Zelte — tente d'abri — wie zwei junge Götter und stärkten uns zu neuen Kämpfen und neuen Siegen.

Der 1. und 2. September 1870 wird mir ewig unvergeßlich sein, denn da habe ich die schrecklichsten Bilder des Todes und des Krieges geschaut!

Einem Flüchtling.

Habt ihr nicht ein Kind gesehen,
Zitternd, bleich und schreckverwirrt,
Das, gebeugt von Trennungswehen,
Scheu durch fremde Lande irrt?

Kennt ihr den noch, dem die Wiege
Einst im Kaiserschlosse stand,
Dem mit Ruhm und künft'gem Siege
Schmeichelnd man die Stirn umwand?

Muß er denn nicht ruhlos wandern?
Ist er denn nicht Frankreichs Sohn?
Ist er besser als die andern,
Die gebor'n auf jenem Thron?

Wer gewiegt am Seinestrande,
Findet nimmer dort sein Grab;
Drum hinaus zum Heimatlande,
Lulu, greif' zum Wanderstab!

Deutschlands Trümmer sollten zimmern
Deinen Kaiserstuhl recht fest. —
Da, er selber liegt in Trümmern,
Ausgebrannt das Adlernest!

Soll'n wir Mitleid dir versagen?
Doch du bist des Vaters Sohn: —
„Kinder Vätersünden tragen!"
Teile deines Vaters Lohn!

Friedrich Lampert.

Mein Anteil am Tag von Sedan.

Von Alfred Freiherrn von Horix.

Wohl jeder Beteiligte an den großen Ereignissen der Jahre 1870—71 hat sich so eine Art Kriegs- und Siegeskalender im Gedächtnis angelegt, und schon in der zweiten Hälfte des Juli, welche wie im Flug unter Vorbereitungen für den Ausmarsch hinschwand, erinnert er sich gern der mehr anregenden als aufregenden Tage. Denn für den Berufssoldaten wird die Erinnerung an die hinter ihm liegende Periode seiner Dienstzeit nur dann eine besonders dankbare sein, wenn er in des Wortes vollster Bedeutung anders als nur zum Schildern und Paradieren „unter den Waffen" gestanden. Daß die 25. Wiederkehr jener „großen Zeit" allüberall und von jedem einzelnen gefeiert wird, gibt demselben Veranlassung, sich jene Tage des Ernstes und der Freude anders als nur in großen Zügen vor den inneren Blick zu führen. Es dämmert dann in dem zwar an Jahren altgewordenen Krieger die Erinnerung an Einzelheiten herauf, die der damals junge Soldat teils unter den ihm gebotenen, sich überstürzenden neuen Eindrücken, teils als „belanglos" vergessen hatte. Wer hätte mit einem durchschossenen Helm, mit einer zwar gutgemeinten, aber nur durch den gerollten Mantel gegangenen Kugel prahlen wollen angesichts seiner oft sehr schwer verwundeten

Kameraden? Wer sich auf Worte lobender Anerkennung etwas zugute thun, wenn andere ebendieselbe in Form verschiedener und aller Welt sichtbarer Zeichen auf der tapfern Brust einhertrugen?

Heute aber ist es erlaubt, bei Schilderung eines Schlachtentages insofern die eigene Persönlichkeit gleichsam als roten Faden durch dieselbe gehen zu lassen, weil es gilt, die Rückwirkung des Geschauten, des Erlebten in Bezug auf die eigene Thätigkeit dem Leser vor Augen zu führen. Hierbei werde gewissenhaft vermieden, mehr hereinzuziehen, als im Sehbereich des Erzählers sich abspielte; dem Laien wird es immerhin ein annähernd verständlicheres Bild eines Schlachtengetümmels geben als förmliche Schlachtenrelationen, in denen mit geschlossenen Massen herumgeworfen wird. Ganz kann es ja gar nie gelingen; denn schon Wellington hat sich sonst ganz gescheide, aber in militaribus naive Fragen durch den sehr richtigen Ausspruch vom Leibe zu halten verstanden: „Ein Ball und eine Schlacht lassen sich niemandem beschreiben!“

Als Korporal-Kadett war ich bei der 11. Kompagnie des k. b. 10. Infanterie-Regiments in den Krieg gezogen.

Tief in der Nacht des 31. August waren wir nach einem zwar nicht langen, aber durch das in absoluter Finsternis unsichere Dahinschreiten desto ermüdenderen Marsch in das Biwak bei Remilly eingerückt. Wie groß die hier lagernde Truppenmenge war, ersahen wir aus den vielen hundert Feuern, an welchen für den folgenden Tag Fleisch gesotten wurde. Kaum war aufmarschiert, so flammten auch schon unsere Feuer zum nachtschwarzen Himmel, der einen schönen Tag verhieß. Mit aller Energie half der Hauptmann in eigener Person die müde umgesunkene Mannschaft aufjagen, daß man zum Fassen und ans Kochen gehe. Resigniert leistete man folge, dachte sich höchstens, daß für morgen Großes bevorstehen müsse, warf seine Portion Fleisch in den wassergefüllten Kessel, überließ das Garkochen dem Feuer und — schlief neben diesem ein.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß alle meine Leute dem Befehl nachgekommen waren, suchte ich meinen Platz am rechten Flügel der Kompagnie auf und fiel in einen festen, traumlosen Schlaf.

Schon sehr frühe weckte mich der Frost auf. Als ich um mich sah, sah ich — absolut nichts: über mir und um mich wallten dichte Nebel; ich vermied es, an mich hinzukommen, denn Waffenrock und Beinkleid fühlten sich eisig kalt an. Als ich mich rasch erhoben hatte,

um mich am Feuer zu erwärmen, mußte ich dieses erst durch den „Nebel von Chlum“ suchen gehen. Um das Feuer saßen schon viele Leute, welche der Nebel früher aufgetrieben hatte als mich, und bereiteten Kaffee. Unser braver und mir sehr ergebener Tambour Sch. — ich pflegte ihn stets nur „meinen Raben“ zu nennen — nahte sich mir mit einem Feldkesseldeckel voll guten, starken Kaffees und hielt mir, der ich noch nicht recht zu mir selbst gekommen war, thatsächlich „das labende Getränk dicht zum Mund“. Napoleon I. hatte doch sehr recht, allezeit darauf zu halten, „sattgegessene“ Soldaten zu haben; ich will damit nicht sagen, daß diese dann je für zwei gelten können, aber ganz entschieden sind hungrige Soldaten nicht vollwertig; „die Armee marschiert auf dem Bauche“, das ist doch eine alte Wahrheit.

Als ich den halben Liter „petit noir“ mit etwas Weißbrod — weiß der Himmel, woher es mir zukam! — getrunken, war ich frisch und munter und benützte die Dauer der Dunkelheit und des Nebels, mich um Waschwasser umzusehen; denn ich hielt von jeher die morgendliche körperliche Reinigung für fast noch notwendiger zur Erzielung des Normalbehagens als das warme Frühstück.

Daß ich bei meinem prandium etwas länger verweilte, wolle den geneigten Leser indes nicht glauben lassen, als ob wir, und ich mit, ohne Frühstück Strike gemacht haben würden, ähnlich den Volunteers im Basutokrieg im Kapland, welche beim Anrücken der Basutos auf den Sammelruf at arms! gleichmütig antworteten: we will have our breakfast first!*) — Gar oft haben wir nicht nur nicht gefrühstückt, sondern auch erst abends zu Mittag gegessen, und es ging ganz herrlich, denn „ein voller Bauch marschiert nicht gern“.

Mittlerweile hatte die Kanonade begonnen; erst vereinzelte gleichsam einleitende Schüsse, später bei zunehmender Tageshelle lebhafter werdend. Der Nebel, welcher der kräftig wirkenden Sonne weichen mußte, kroch nun fast ganz an der Erde und wurde uns noch unangenehmer. Nun sagte sich doch wohl jeder, daß wir heute, vielleicht schon in den nächsten Stunden, zum Handkuß kommen würden und die Leute revidierten eingehend ihre Waffen und ihren Proviant. Interessant war mir hiebei die Beobachtung, daß der weitaus größte Teil der Mannschaft noch vor dem Antreten sein Fleisch und Brot — letzteres zum größeren Teile — aufaß. Als man sah, daß ich diesem Vorgang Aufmerksamkeit

*) Wir wollen vorher frühstücken! — War Thatsache.

schenke, bemerkte mir unaufgefordert ein Mann mit lächelnder Miene — es war ein lustiger „Pälzer“: „Sehe-Se, Herr Kadett, wer wääß, ob ich das heit Owend noch esse kann, und aufhewe — for lachende Erwe? nää!“ — und dabei schnitt er sich anständige Riemen aus seinem filet de-vache.

Ich gab ihm und allen nicht unrecht; dabei legte ich mir aber doch die Frage vor: Essen jene anderen noch nicht aus Fürsorge für später oder pocht ihnen „das Männerherz zu laut an die Rippen?“

Nun hieß es: „Tornister auf!“ und nachdem die Gewehre ergriffen waren, ward angetreten — niemand wußte oder sah, wohin; denn noch umgab uns dichter Nebel, so daß man eben dem auf der eigenen Grundlinie voranschreitenden Vormann nachzottelte. Ich weiß heute noch nicht, wie sich die Disposition für diesen angebrochenen 1. September in die Reihen der Mannschaft verbreitet hatte: denn ich hörte halblaut um mich reden, daß das Geschieße für uns nichts bedeute, da wir heute in der „Hauptreserve“ ständen. Ganz recht, aber die Kanonade so unheimlich nahe — auf kaum eine Stunde Luftlinie, und — kann denn auch die „Hauptreserve“ nicht plötzlich und sehr rasch vorgezogen werden?

Sehr schnell hatte ich auf diese mir selbst vorgelegte Frage die Antwort. Unsere Offiziere waren in Besprechung der Sachlage etwas langsamer seitwärts der Kolonne gegangen; nun trennten sich die zu den voranmarschierenden Kompagnien Gehörenden von ihnen, und als hart an mir Lieutenant Luitpold Mühlbaur vorbeistreifte, bot ich ihm achtungsvollst einen „guten Morgen!“

„Guten Morgen, lieber H.“, erwiderte der Offizier meinen Gruß, dabei verhielt er neben mir etwas seine Schritte und fuhr dann fort: „Ob Sie wohl noch Gelegenheit haben werden, mir auch „guten Abend“ zu sagen? Wir werden sogleich „mitten drin“ sein und — — — Sie haben wohl gehört, daß mein jüngster Bruder schon bei Weißenburg gefallen ist? — nun, heute sind wir zu dreien im Feuer — —“. Hier zog Mühlbaur die Zigarrentasche, welche noch zwei Stück barg, deren eine derselben mir darbot, während er die andere selbst in Brand setzte, hinzufügend: „Vielleicht sind diese unsere letzten — —?“

„Herr Lieutenant, das will ich für uns beide nicht hoffen!“ entgegnete ich, mich zum Dank verneigend und dem bildschönen, stattlichen Offizier dann fest ins Auge sehend, der mir mit vielsagendem Blick

die Hand drückte und in langen Schritten sich zu seiner Kompagnie begab.

Die gewisse Wehmut, welche mich beschlich, während ich dem Dahineilenden nachsah, wich schnell bei dem sich darbietenden, wechselvollen Bilde. Daß Luitpold M. an diesem Tage fiel, ist bekannt; wie er umkam, hat Koch-Treuberg in „Drei Jahre in Frankreich“ als nächster Beteiligter wahrheitsgetreu geschildert; das Begräbnis dieses liebenswürdigen, beliebten Offiziers habe ich an anderer Stelle erzählt. Vorübergehend werde ich im Verlauf dieser „Erinnerungen“ noch auf M. zu reden kommen.

Inzwischen war es fühlbar heiß geworden und in dem dichten Staub, den die Tausende und Abertausende, welche vor uns dieselbe Straße gezogen waren, erzeugt hatten, zogen wir rastlos vorwärts. Immer dröhnender tönte der Donner der Geschütze an unser Ohr, und bald sahen wir auf dem zu unserer Linken sich hinziehenden Höhenkamm unsere Batterien in voller Aktion, eine unabsehbare Linie von Feuerschlünden — „fünf Kilometer Artillerie!“ begnügte sich Graf d'Herison in seinem Tagebuch unsere Artilleriewaffen zu nennen. — Herüber, hinüber flogen die Granaten über unsere Köpfe und die Leute unterhielten sich damit, das eine oder andere Geschoß auf seiner Bahn mit dem Auge zu verfolgen; mir wollte dies nicht gelingen, ich hörte zwar das Surren und Sausen, aber die Flugbahnen vermochte ich nicht zu verfolgen. Ich hielt dies auch bei den andern nur für Einbildung. Da warf einer von ungefähr die Frage auf, was wohl geschehen möge, wenn da oben in der Luft gerade über uns zwei solche Projektile karambolieren würden? „Da gäbe es bei uns da hunte blutige Köpp!“ meinte gleichgültig mein allzeit schlagfertiger Flügelmann aus der „Palz“. Man lachte und marschierte über die Maasbrücke, an die wir inzwischen herangekommen waren, im Geschwindschritt, so daß auch dieser letzte launige Scherz schnellstens vergessen war.

Nun wurde die Situation für uns eine ernstere, denn wir umgingen einen Verbandplatz, auf dem schon sehr rege Thätigkeit herrschte. Die Mannschaft wurde auffallend still; auf halbleise Fragen blieben die Antworten aus — es war eben der einzelne mit sich selbst beschäftigt und sagte sich unbewußt die Kleistschen Worte: „Vielleicht sterb' heut' auch ich den Tod fürs Vaterland“. Ich gestehe, daß ich nur ab und zu einen scheuen Blick von unten nach der Seite warf; indes erinnere ich mich ganz bestimmt, daß von nirgends her der laute

Ausbruch körperlichen Schmerzes an mein Ohr drang, und dadurch war für den seelischen Eindruck schon sehr viel gewonnen.

Wir waren schon längst von jedem Weg ab querfeldein marschiert, und jetzt ertönte das Kommando unseres tapfern Majors Ritter von Lacher: „Auf die 9. Kompagnie in Kolonnenlinie!", eine Bewegung, welche zwar nicht so schön, aber ebenso ruhig wie auf dem Exerzierplatz ausgeführt wurde; ich selbst war als „Richtungsunteroffizier" nach Vorschrift einige Schritte vorangeeilt; als ich mich aber allein sah, trat ich bescheiden an meinen Flügel zurück. Hier wurden die Gewehre geladen und schon erging an das zweite Halbbataillon Befehl, in die zu unserer Linken gelegene Hauptstraße von Bazeilles einzudringen. Im Rottenmarsch zogen wir durch ein Quergäßchen dahin ab; in letzterem lag zu beiden Seiten ein Bataillon unseres Leibregiments an der Erde, welches schon vor uns das Dorf vom Feind zu säubern versucht hatte. Der Mannschaft sah man die Ermüdung nach hartem Kampf deutlich an, und aus manchem Mund klang irgend eine Bemerkung zu uns herauf: „Zehner, macht's besser" oder das so oft zu hörende: „Ablösung vor".

Noch wenige Schritte und wir hörten nicht nur den Feind feuern, sondern sahen ihn auch mit halber Mannesbreite hinter Thüren und Fenstern im Anschlag stehend. Die uns gegenübergelegene Straßenseite bestand aus kleinen Wohngebäuden, während sich auf unserer Seite nach rechts eine endlose Parkmauer hinzog, an welche die feindlichen Geschosse wie ein Hagel anprallten. Aber in und durch und über die Hauptstraße mußten wir, also hinein in den Kugelregen, den wir zunächst nicht einmal mit einigem Erfolg erwidern konnten. Nun waren unsere Leute trotz der vor nur zwei Tage erhaltenen Feuertaufe doch noch nicht „gefahrgewohnt" genug, um sich durch einige rasche Sprünge über die Straße und durch Eindringen in die Häuser insofern einigermaßen zu sichern, daß dadurch der Gegner ebenfalls zu mehr Vorsicht gezwungen worden wäre, der bis jetzt ungefährdet jede debouchierende Kompagnie bei etwas ruhigerem Zielen sozusagen Rotte für Rotte hätte „wegputzen" können. Kurzum, die Vordersten stoppten plötzlich, die Rückwärtigen drängten nach und der „Haufe", das gefährlichste Zielobjekt, war fertig, aus welchem aber auch gleichzeitig die Schmerzensrufe Getroffener ertönten. . . . . . .

Zwar hatte ich mir alle erdenkliche Mühe gegeben, den Klumpen zu lösen, dem ich als erster an der Spitze der Kompagnie in Erkenntnis

der größeren Gefahr wohlweislich ferngeblieben war. Ich hatte den an die Kompagnien ergangenen Befehl gehört gehabt, und ohne noch einmal rückwärts zu schauen, drückte ich mich allein an der absolut keinen Schutz, aber desto mehr Gefahr bietenden Parkmauer entlang. Vor mir, hinter mir klatschten die Geschosse in die Wand, daß sich der Mörtel in großen Stücken von der Wand ablöste — mich traf keines. Obwohl mir diese Mauer endlos dünken mußte, wurde ich allmählich doch etwas unbefangener, und ich warf verstohlen Blicke — nicht rückwärts, sondern an die Häuser nach meinen Feinden, und mit Genugthuung konnte ich bemerken, daß nur selten aus den ebenerdigen Räumen ein Gewehrlauf nach mir gerichtet war. Ich erklärte mir es nicht anders, als daß mich jene, welche mich sehen konnten, für bereits kampfunfähig halten mußten, umsomehr, als ich — die Büchse unterm Arm tragend — fast langsam dahinschritt. Gewiß war dies eine große Beruhigung für mich; aber alle konnten ja nicht so denken oder mochten glauben, ich hätte noch nicht genug — und gegen die Mauer klatschten Geschosse genug, um mich hundertmal totzuschießen.

Endlich hörte auch der Park auf und mit ihm die ihn begleitende Mauer und Häuser, wir zur Linken traten an die Straße heran. In einer etwas rückwärts gelegenen Scheune sah ich Ärzte um Verwundete beschäftigt; hier war also meines Bleibens noch nicht. Weiterhin kam ein junger französischer Soldat mir entgegen, der sich mühsam an den Läden und Thüren „forthandelte“. „Aidez-moi, camarade!“ bat er mich mit matter Stimme, und sich mir zuwendend, sah ich, daß der Mann über und über mit Blut besudelt war. — „Vous êtes grièvement blessé?“ fragte ich, während ich bereits meine Büchse übergehangen und ihn unterm Arm gefaßt hatte. — „Là!“ und dabei wies er nach dem Unterleib, den nichts mehr bedeckte als das Hemd, die rote Hose hing ihm buchstäblich an den Knieen, als hätte sie nie Knöpfe gehabt. — „Tout près nous trouverons des médecins — je vous y conduirai“, sprach ich tröstend zu ihm, der mich groß ansah, daß ich ihm nicht nur behilflich war, sondern auch seine Sprache redete. Bald hatte ich ihn, der für solch eine Verwundung merkwürdig gut mitschritt, abgeliefert, und dann eilte ich selbst wieder vorwärts. Während meiner kaum drei Minuten währenden Begegnung mit dem Franzosen war thatsächlich nicht nach uns geschossen worden; ich dachte mir, daß man mich in Anerkennung des geleisteten Samariterdienstes nun auch unbehelligt meines Weges ziehen lassen werde; aber ich hatte mich ge-

täuscht. Nur noch wenig Schritte hatte ich zu den Unsrigen, als ich plötzlich einen ausgiebigen Stoß fühlte, zugleich einen brennenden Schmerz längs des ganzen rechten Armes; dabei drehte ich mich einmal um mich selbst und dann lag ich an der Erde im tiefen Staub .....

„O weh, jetzt hat's den auch!" hörte ich plötzlich im teilnehmenden Ton eine sehr bekannte Stimme rufen. Sie gehörte unserm liebenswürdigen Lieutenant Ludwig Seehann, der sogar etwas nähergetreten war, um sich zu überzeugen, ob ich ganz tot oder noch der Hilfe bedürftig sei.

„Ich glaube nicht, Herr Lieutenant!" antwortete ich, mich langsam erhebend und da mir nichts ernstlich weh that bemüht, den Staub von meiner rechtseitigen Körperhälfte abzuklopfen.

„Nun, das ist gut!" polterte jetzt der Lieutenant; „geschwind eilen Sie hier in den geschützten Hof!" befahl er. Ich sprang wie ein Wiesel davon und war höchlich überrascht, mich unter Angehörigen unserer vier Kompagnien zu sehen. Die Erklärung war sehr einfach: hätte ich, weniger ängstlich in Befolgung des uns ursprünglich gewordenen Befehls, mich bei der Kompagnie verhalten, so wäre ich mit dieser — bei der Unmöglichkeit, an der oben genannten Stelle hervorzubrechen — durch den Park auf der jenseitigen Mauerseite fröhlich und wohlgemut, weil absolut geschützt, dahingezogen, anstatt mutterseelenallein eine nicht gewünschte und ganz unnötige Seitendeckung zu bilden. So mußte es auch kommen, daß das Bataillon vor mir am nördlichen Dorfausgang angekommen war.

Hier hatte ich nun vollauf Zeit und Ruhe, den erlittenen Schaden zu besehen: das Geschoß war, nachdem ich mit herabhängendem Arm die Büchse in Balance getragen hatte, steil vom Bodenraum herabgesandt, hatte die Tornisterkante gestreift, war den Arm entlang gegangen — auf dem Ärmel eine deutliche bleiartige Spur zurücklassend — und verlor sich dann über die Hand, an welcher zwischen Daumen und Zeigefinger einige wenige Blutstropfen sichtbar waren; am Büchsenlauf, um den das Geschoß geglitten, bemerkte ich einen kleinen, unschädlichen Eindruck. Mich schmerzte aber nur die rechte Hand, da ich beim Fallen die Büchse festgehalten hatte, deren Gewicht mir bei der Wucht des Hinstürzens eine leichte Prellung verursachte.

Da standen wir nun allerdings gedeckt in unserm Hofraum, vor uns — so ziemlich die letzten großen Häuser am Dorfausgang — auf unserer Seite ein Reduit, das erst fiel, nachdem General Rudolf Tann

ein Geschütz auffahren ließ, an der anderen Straßenseite die vielgenannte „Villa Beurmann“ — Dardanellenschlössern ähnlich. Nach dieser letzteren zogen wir uns alsbald herüber, und Garten nebst Haus blieb nicht nur in unserm Besitz, sondern wir sollten diesen Platz während der ganzen Dauer der Schlacht nicht mehr verlassen, weshalb die Villa später in Verteidigungszustand gesetzt wurde. Diese Vorsichtsmaßregel stand wohl im Einklang mit dem gegen Abend feindlicherseits geplanten Verzweiflungsvorstoß, wobei wir Bayern in die Maas gesprengt werden sollten. Nun, die Franzosen kamen nicht einmal mehr bis zu uns, geschweige an die Maas.

Unser Bataillon war hier allerdings so ziemlich beisammen, doch lag das in der Natur der Sache — „les rangs rompus“; auch ich sah mich unter Bekannten, aber nur unter wenigen von dem eigenen Fähnlein. Ich komme nun zu der Episode, welche unserm tapfern Lieutenant Luitpold Mühlbaur das Leben kostete.

Während ich nun wie alle andern dastand und schaute, konnte ich wohl eine lebhafte und ernste Debatte beobachten, die unter einigen unserer Offiziere entstanden war — eine Art Separatkriegsrat, der das jenseitige, für mich so verhängnisvolle Dardanellenschloß zum Gegenstand zu haben schien, denn aller Blicke richteten sich dorthin. Als die Offiziere mit sich und über ihr Beginnen einig geworden, wandte sich Hauptmann F. gegen die gleich mir umherstehende Mannschaft und mit seiner charakteristischen, larmoyanten Stimme rief er den Leuten zu: „Freiwillige vor!“ und mich, der ich sehr unfreiwillig in seiner nächsten Nähe stand, bei der Schulter fassend, fuhr er fort:

„Allons! Sie sind gerade recht dazu und können sich Ihre Sporen verdienen! Sammeln Sie Leute und führen sie hierher! Allons!“

Ohne zu wissen warum? wozu? weshalb? sprang ich fort und sammelte. Soldaten waren ja bei Sedan genug vorhanden, und im Nu hatte ich etwa zwanzig Mann, die ich einlud, mir nachzufolgen, ohne ihnen zu sagen, zu welch lebensgefährlicher Thätigkeit sie engagiert seien, und führte sie dahin, von wo ich selbst ausgezogen, und war stolz auf mein organisatorisches Talent.

In naiver Einfalt hatte ich geglaubt, nun zum Hauptteil des Expeditionskorps zu stoßen, aber alles lief, ging und stand noch durcheinander, wie ich es verlassen hatte. Dieses geplante Aktienunternehmen schien mir als in der Geburt gescheitert — aber, wie ich nun hörte, doch erst nach dem Verlust eines braven Offiziers. Man erzählte mir,

daß knapp nach meinem Weggang auf Werbung Lieutenant Mühlbaur mit den vorhandenen Leuten den Angriff auf jenes Zwing-Uri gewagt habe und an der Spitze der kleinen Sturmkolonne gefallen sei, welche nun führerlos dem Hagel von Geschossen auch nicht Stand halten konnte.

„Quid nunc?“ wandte ich mich auf deutsch zu meinen Getreuen. Die wußten es auch nicht; also „löste ich mich auf“ und stieg selbst in die oberen Stockwerke der Villa Beurmann, um mich von einem höheren Standpunkt zu orientieren. Auf den Treppen, in Gängen und Zimmern gingen Offiziere und Soldaten umher; ich gelangte endlich ganz allein in die Mansarden und sah von einem Seitenfenster etwas freies Schlachtfeld. Es war hochinteressant, läßt sich aber, wie gesagt, nicht beschreiben. Nach einigem Verweilen ging ich andere Zimmerchen ab, in deren einem auf dem Tisch eine jener großen Departementskarten ausgebreitet lag. Schnell rückte ich mir den davorstehenden Stuhl zurecht und vertiefte mich in das Studium der Karte, um mich ein bischen zu orientieren. Bazeilles war schnell gefunden und mein Staunen wuchs, als ich weiter ablesen konnte, daß wir nur wenige Kilometer von einer Festung — Sedan — entfernt standen. Was wußte ich denn vorher von Sedan? Hatte ich es je im Geographieunterricht gehört, so war es doch längst dem Gedächtnis entschwunden. Doch sagte ich mir das eine, daß die Schlacht angesichts eines so trefflichen Stützpunktes für den Gegner kaum in den allernächsten Tagen zur Entscheidung kommen dürfte. Für einen jungen Unteroffizier, der nach deutschen Normen mißt, gewiß ein logisch richtiger Kalkül?

Krrrach! und auf meine Karte flogen Stücke der Bedachung, und „des Himmels Bläue“ schaute hinein. Ich floh von der unheimlichen Stätte wieder hinunter; mit mir viele andere, denn auch in den übrigen Stockwerken hatte es „Scherben“ gegeben. — — — —

Unsere Kompagnie hatte, wie erwähnt, die Villa Beurmann zur Defensive einzurichten und zu besetzen. Ich schlenderte für mich planlos umher; wie ich den Rest dieses Nachmittags verbrachte, habe ich an anderer Stelle erzählt.

Das Interesse für das lichterloh brennende Bazeilles wuchs erst mit Eintritt der Dämmerung und dem Einfallen der Nacht; es genüge, wenn ich bemerke, daß ich meine Schlafstätte in den ebenerdigen Remisen unserer Villa dreimal wechseln mußte, um gegen den grellen Feuerschein geschützt zu sein.

Wir lagen noch nicht lange, als wir einen Artillerieoffizier eintreten sahen, gefolgt von etlichen Bedienungskanonieren, deren jeder sicher fünf bis sechs Brotbeutel umhängen hatte. Der Offizier — irre ich nicht, Oberlieutenant L. — erklärte uns, daß seine Leute seit Tagesanbruch „bloß geschossen“ hätten, daß sie nun in ihrer Position nächtigten, und dann bat er um Brot . . . . . .

Er hatte nicht lange wie fragend umherzuschauen; alle, alle, wie sie müde dalagen, die Schläfer, fuhren in die Höhe; da und dort ward ein Licht entzündet und die Kanoniere erhielten Brot, daß sie zu den ihrigen noch umherliegende herrenlose Brotbeutel umhängen mußten; aber auch Kaffee und Reis wurde gegeben. Während wir nach solchem zwar nicht mehr als billigem Thun ruhig fortschliefen, hatten die totmüden Kanoniere — jetzt unter einer äsopischen Last — noch über eine Stunde etwa zurückzugehen . . . c'est la guerre! — —

Hier bin ich mit meinem bescheidenen und, wie ich glaube, ehrlichen Anteil am denkwürdigen 1. September zu Ende. Ich glaube aber auch, nicht unbescheiden zu erscheinen, wenn ich am Schluß meiner Skizze noch jener mir gezollter Anerkennungen und Ehrungen gedenke, welche mich heute nach fünfundzwanzig Jahren mit nicht geringerem Stolze erfüllen — umso mehr gedenke, als jener Vorgang ja beide Teile ehrt.

Schon des Nachmittags hatte ich von meinem mir wohlwollenden Hauptmann, dem ich allein verdanke, daß ich befehlen lernte, weil er mich gehorchen lehrte, Worte der Anerkennung für mein Verhalten gehört. Wie erstaunte ich aber, als mir in aller Frühe des andern Tags der Feldwebel bedeutete, ich möge mich zu einer Vorstellung vor dem Brigadegeneral Rudolf von der Tann herrichten — so gut es die Umstände gestatten, doch möglichst propre. Mit Hilfe meines treuen, mir ergebenen „Wirbeltieres“ *) Sch. gelang dies auch, aber ich weiß noch ganz gut: die silbernen Knöpfe und die Stiefel waren das Glänzendste an der ganzen Person — als deren „höchste“ Zier für gewöhnlich der Helm gilt.

Stolz, Freude, Aufregung hatten mich im wichtigen Moment völlig auf meine Umgebung vergessen lassen — ich sah nur den General; aber jedenfalls hat mich Hauptmann P. persönlich vorgeführt. Generalmajor von der Tann sah freundlich auf mich und nach einigen wenigen

*) Tambour.

Worten hieß er ihm mich folgen. Wir gingen ins Innere der Villa, in welcher, wie ich wußte, des Generals Bruder, der Kommandierende, genächtigt hatte. Eine Ordonnanz öffnete vor uns eine Thür und nach Überschreiten der Schwelle sah ich mich der in einem rotdamastenen Lehnstuhl sitzenden Excellenz gegenüber.

„Hier stelle ich dir den Unteroffizier vor, von dem ich dir schon gesprochen habe — er ist der Sohn des Majors Baron H.", setzte er leiser hinzu.

Die Excellenz ließ ihr Auge wohlwollend auf mir ruhen, der ich stramm dastand, meine Büchse bei wagrecht- und seitwärtsgestrecktem Arm in der Position „zur Beehrung", wie sie für Innenräume vorgeschrieben war.

„Dieses Frühjahr ist er bei der Prüfung durchgefallen", fuhr der Generalmajor in seiner „Erklärung" meiner Persönlichkeit fort.

„Und gestern sind Sie, wie ich höre, hingefallen", ergänzte die Excellenz, auf den erhaltenen Schuß anspielend; „das wiegt den Durchfall mehr wie einmal auf — man kann durch Examina fallen und dennoch ein tüchtiger und brauchbarer Offizier werden! Das wünsche ich Ihnen und gratuliere Ihnen — Guten Morgen!"

Eine leichte Neigung des Hauptes bedeutete mir das Ende der Audienz und schnell Kehrt machend, stolzte ich hinaus.

Ich erhielt kein Ehrenzeichen — das konnte auch für mich, den auf Beförderung Eingetretenen, zunächst nicht das Ziel meiner Wünsche sein. Wohl aber wußte ich, daß ich nun zum Offizier in Vorschlag gebracht werden würde, welche Ernennung ganz naturgemäß nur von der möglichen Fortdauer des Krieges abhängen konnte. Daher wünschte auch ich mir dessen Fortsetzung — ich hatte ihn „noch lange nicht genug"!

In französischer Gefangenschaft.

Von Friedrich Held, damals Gemeinem im k. b. 3. Jägerbataillon.

Am 1. September 1870, vormittags gegen 10 Uhr, kamen wir vor Bazeilles an.

Wir standen in Reserve und durften deshalb das Gepäck ablegen. Kaum hatten wir dies jedoch gethan, wurden wir auch schon von französischen Geschossen überschüttet. Das war ein Summen wie in einem Bienenschwarm; die Franzosen schossen, in den Häusern gedeckt, auf uns los. „Tornister auf!" hieß es und vorwärts ging's drauf gegen die Gärten von Balan zu.

Unser Oberlieutenant Graf Tattenbach erhielt einen Schuß in den Arm; wir wurden heftig von allen Seiten beschossen, und darum geleitete ich den verwundeten Offizier zurück, um ihn auf einen Verbandplatz zu verbringen.

Ein Unteroffizier meiner Kompagnie befahl mir jedoch, wieder vorwärts ins Gefecht zu gehen, und ein alter Einsteher führte statt meiner den Oberlieutenant zurück, wofür er mit dem Militär-Verdienstkreuz dekoriert wurde.

Ich ging also wieder mit vor, und wir stiegen in einer in einem Garten befindlichen Villa in das erste Stockwerk hinauf und hielten hier Umschau; vor uns auf einem Hügel, ungefähr 150 Schritte entfernt, stand alles voll lauter Franzosen. Wir stiegen herunter, um das Haus und den Garten zu verlassen — da stehen auf einmal statt unserer Leute eine französische Abteilung vor uns, die uns sofort umringten und uns aufforderten, uns zu ergeben.

Es war auf unserer Seite das Signal „Rückwärts" gegeben worden, das wir jedoch in der Villa bei dem furchtbaren Schießen und Geknalle nicht gehört hatten; unsere Abteilung war zurückgegangen, wir waren allein — nur fünf Soldaten meines Regiments! Was wollten wir machen.

Es war uns furchtbar schwer, der Gedanke: sich ergeben zu müssen — jedoch was konnten wir der Überzahl gegenüber thun. Wir mußten uns ergeben.

Wir wurden auf die Straße hinausgeführt, die nach Sedan führt. Diese war von afrikanischer Reiterei ganz überfüllt.

„He!“ — rufen auf einmal zwei dieser französischen Reiter zu uns herüber in deutscher Sprache — „he! — ist bei euch, Bayern, keiner aus der Bamberger Gegend her?“

Erstaunt horchen wir auf diesen deutschen Zuruf, und nun teilen uns die zwei „afrikanischen Reiter“ mit, daß sie in Bamberg in Garnison gestanden und dort desertiert wären.

Weiter wurden wir nach Sedan hineingebracht; das war jedoch ein betrübender Anblick und wartete unser ein sehr schlechter Empfang. In den Straßen der Stadt war alles voll von Militär, so daß es sich förmlich staute; nur langsam kamen wir vorwärts; als die Zivilisten uns erblickten, gingen sie mit geballten Fäusten auf uns los, hielten uns diese, zitternd vor Wut, vors Gesicht und schrien dazu wie besessen: „Toutes caput! caput!“ und hatte unsere Begleitmannschaft Mühe, uns vor Mißhandlungen zu schützen; das energische Einschreiten derselben muß ich anerkennen, denn sonst würden wir nicht gut durchgekommen sein.

Wir wurden durch die Festung hindurchgeführt und hierauf von Freischärlern (Franctireurs) auf keine gar freundliche Weise empfangen, denn sie suchten uns alle Taschen aus, und was wir hatten, Geld und besonders Papiere, nahmen sie uns alles weg.

Wir mochten kaum eine Stunde in Sedan angelangt gewesen sein, als ober uns die weiße Fahne aufgehißt wurde, und wir erfuhren nun, daß die Schlacht für uns gewonnen sei und die Franzosen kapituliert hätten.

Hierauf wurden wir von französischem Militär, meistens Turkos, ganz umringt und befragt: „wo jetzt sie hinkommen würden?“ Als wir ihnen mitteilten, daß ihnen bei uns nichts geschehen würde, und daß sie viel besser behandelt würden als wir von ihnen, machten sie sehr freundliche Gesichter; zuerst waren wir gefangen, und jetzt sind sie unsere Gefangenen!

Da wir sehr hungrig waren und nichts zu essen hatten, warteten wir mit Sehnsucht auf die Nacht, um doch wenigstens im Schlaf den Hunger zu vergessen und uns hierdurch zu erquicken. Jedoch auch hierin hatten wir uns getäuscht.

Wir waren im ganzen etwa hundert und in die dreißig deutsche Gefangene und kamen alle miteinander in ein sehr niedriges Gewölbe hinein, welches durch das immerwährende Herabtropfen von Wasser von der Decke so feucht war, daß wir mit Sehnsucht den Morgen erwarteten.

Wer noch etwas gebrannten Kaffee bei sich hatte, gab ihn her; wir mußten jedoch, da wir kein Holz hatten, uns in den Festungsgräben dürres Gras und Laub sammeln, um denselben bereiten zu können.

Am Nachmittag des 2. September hieß es dann, wir sollten uns aufstellen, es würden jetzt Lebensmittel gefaßt. Kaum waren wir jedoch angetreten, kam ein Soldat des 2. bayerischen Regiments mit einigen Offizieren, die gleichfalls gefangen waren, und rief uns zu, wir sollten unsere Tornister aufnehmen, denn wir brauchten von den Franzosen nichts mehr zu nehmen, wir würden ausgewechselt.

Im Nu hatten wir die Tornister droben, wir rangierten uns und „Rechts um! Marsch!“ wurde kommandiert.

Fröhlichen Mutes zogen wir ab, marschierten aus Sedan hinaus und kamen an dem Schlachtfelde vorüber, wo die französische Kavallerie fast gänzlich vernichtet worden war.

Die bei uns befindlichen Offiziere hatten keine Säbel mehr, da ihnen dieselben abgenommen worden waren, weshalb sie sich Säbel von den gefallenen französischen Reitern umschnallten.

Endlich kamen wir bei unseren Vorposten an; es entstand hier ein kleiner Aufenthalt, da wir weder Losung noch Feldgeschrei wußten und ohne diese nicht eingelassen wurden. Endlich kam von der Feldwache jemand heraus, der uns hinein führte; es war ein preußisches Feldlager, wo wir aufs beste verpflegt wurden und auch endlich hier den lang ersehnten Schlaf, wenn auch auf bloßer Erde, fanden.

Am nächsten Morgen marschierten wir weiter und kamen nach Bazeilles, wo sich uns ein schrecklicher Anblick bot. Vor einigen Tagen noch ein schönes, stattliches Dorf und jetzt ein Trümmerhaufen!

In den Straßen lagen die Leichen herum, meistens verbrannt — ein entsetzliches Bild! Die Einwohner standen bei einander vor ihren abgebrannten, rauchenden Häusern und jammerten und weinten gerade hinaus!

Hier fanden wir auch unser Bataillon wieder, zu dem wir einrücken sollten.

Ach, war das eine große Freude, als wir die lieben Kameraden wiedersahen, wir wurden herzlich begrüßt, denn der eine oder der andere von uns war schon für tot oder verwundet gehalten worden.

Und nun gingen wir wieder miteinander vor, auf Paris los, wo wir am 19. September auch wieder ins Gefecht kamen.

Der stille Posten.

Ein Leichenfeld — ein stiller Hain —
Hereingebrochne Nacht;
Doch dort am Wald im Mondenschein
Hält noch ein Posten Wacht.

Gelehnt an einen Eichenbaum,
Im Arme das Gewehr,
Hält er die Wacht am Waldessaum,
Es schläft ja rings das Heer.

Dein Bruder liegt wohl auch dabei,
Manch tapferer Soldat,
Drum wacht der Posten auch so treu
Für Freund und Kamerad.

Doch keiner kommt und löst ihn ab,
Sie schlafen gar so süß;
Wie sanken sie nach wildem Trab
Als die Drommete blies,

Wie sanken sie beim Schlafgesang
So schnell in ew'ge Ruh!
Dies Liedchen heißt Kanonenklang
Und schließt die Augen zu.

Das ist das wahre Schlummerlied,
Wenn donnert rings die Schlacht,
Und über treue Augen zieht
Die lange kühle Nacht.

Vor solchem Schlaf das Nachtgebet
Ist nur ein Blick nach dort,
Und leise von der Lippe weht
Das letzte deutsche Wort.

Als Schlummerzelt ist ausgespannt
Das lichte Sternenzelt,
Und mit dem Bruder Hand in Hand
Schläft ruhig Held an Held.

Gefochten brav, geschlagen gut,
Ein treuer Wächter noch!
Sie schlafen ja in Gottes Hut,
Was will der Wächter doch?

Doch der an seiner Eiche steht
So still und regt sich nicht,
Und als der Mond die Runde geht,
Bescheint er sein Gesicht.

Und das ist kalt und bleich und tot,
Doch hält er das Gewehr,
Bis einst das große Morgenrot
Im Thal erweckt das Heer.

Ja einst, wenn die Posaune bläst
Und rings die Erde kracht,
Dann wird der Posten abgelöst
Von Cherubimen Wacht.

Dann kommt aus seinem Grab herauf
So Freund wie Kamerad;
Das ganze große Heer bricht auf,
Wenn jener Feldherr naht.

S. Bäumler.

Belohnte Pflichttreue.

Von Georg Hecht, ehemaligem Gefreiten der 3. Kompagnie des k. b. 15. Infanterie-Regiments.

Wir standen auf der Höhe bei Illy in Reserve.

Von hier aus hatten wir die schönste Aussicht — wohl eine Stunde weit — über das Thal von Sedan und Bazeilles auf die belgische Grenze, sowie die Höhe von Balan.

Französische Marine-Infanterie marschierte dort drüben in Bataillons-Kolonnen auf.

Die Franzosen schossen aus Sedan auf ungeheure Entfernungen mit ihren weittragenden Chassepots und mit Shrapnels und so wurde auch

von einem Sprengstück einem Tambour der 2. Kompagnie der rechte Arm abgeschlagen; das war unser erster Verwundeter.

Bataillons-Arzt Dr. Haselwander etablierte hier am Waldessaum einen Verbandplatz und ließ zum Zeichen die weiße Flagge mit rotem Kreuz aufhissen. Kaum hatten die Franzosen diese bemerkt, als sich auch das Feuer aus Kleingewehren sowie das Granatfeuer sofort verstärkte, und sie beschossen den Verbandplatz, wodurch sie — wie schon öfter vorher und nachher — sich einer Verletzung der Genfer Konvention schuldig machten.

Lange standen wir da und mußten im Granatfeuer aushalten, ohne einen Schuß abgeben zu können.

Heulend kamen die Granaten geflogen, über unsere Köpfe hinweg — vor uns, hinter uns einschlagend.

Wenn so ein Geschoß gesaust kam, warfen wir uns zum Schutze gegen die umherfliegenden Sprengstücke stets — wie auf Kommando — allezeit gleichmäßig auf den Boden. „Jetzt kommt eine! Nieder! Auf!" Wieder eine — nieder! und so mit angenehmer Abwechselung weiter!

Da kommen Ulanen, 2. Regiment „König" in Ansbach, zur Deckung unserer Flanke herangeritten. Die lachen uns aus — recht herzhaft — als sie uns so alle am Boden liegen sehen — „ja, was macht denn ihr für Sachen?" rufen sie höhnisch.

Bumm — bautsch — päh — heult es daher und unsere Herren Ulanen sind — im Nu von ihren Pferden verschwunden und — liegen gleichfalls am Boden.

„Vorwärts!" tönt das Kommando; wir werden nach der linken Flanke dirigiert und überschreiten die Eisenbahnbrücke bei Bazeilles. Dieser Ort steht in Flammen; und es ist ein schauerlich-prächtiger Anblick, als gerade in diesem Augenblicke die geschmolzenen Glocken in farbigem Lichte weithin aufleuchteten, und wie der Kirchturm prasselnd zusammenstürzte.

Links der Eisenbahnbrücke stand ein Bahnwärterhäuschen, welches dicht gefüllt war mit französischen und deutschen Verwundeten — o, welch' entsetzliches Bild! Voll Jammer und — Blut; aus der Ecke der Thürschwelle rann Blut — rotes Menschenblut heraus. — „Vorwärts!" Die Granaten sausen, die Tausende von Chassepotskugeln schnurren vorbei. Bst! bst, witt, witt — klingt es, und manches junge Menschenleben löschen sie aus.

Endlich eine kleine Gefechtspause.

Im Anmarsch gegen die Höhe von Balan hieß es in einer Thalmulde: „Halt! In Pyramiden 's Gewehr! Keine Tornister ab! Weitere Befehle abwarten!"

Wir plauderten mit einander — von den Gefahren, die wir durchgemacht und von denen, die uns noch erwarteten; ob wohl wir den Sieg davontragen würden?

Ein Schütze meiner Kompagnie, Namens Rehmayer, vulgo „Tudla", stand in stilles Sinnen versunken da. Er hatte diesen Spitznamen erhalten, weil einmal daheim in der Kaserne seine Patin nach ihrem Patenkind — „ihrem Tudla" gefragt hatte und das „Tudla" war der Rehmayer. Schweigend stand er da — traurige Gedanken mochten ihn erfüllen.

„Schau, das Tudla hat das Kanonenfieber!" bemerkt der Soldat Kriegbaum des dritten Zuges und deutet auf den schweigsamen Kameraden.

Da sprengt eine Chevauxlegers-Ordonnanz daher: „1. Bataillon, 15. Regiments, sofort nach dem rechten Flügel vorrücken!" das überbringt er als Befehl.

„Schützen, — Schwärmen" — wird kommandiert, wir dehnen uns in Plänklerketten aus — vorwärts geht's im Laufschritt — einige Schritte, da höre ich einen Schreckensruf: „Ah!" und „das Tudla" bricht, durch den Kopf geschossen, tot zusammen.

Wir gingen zweimal vor, zweimal mußten wir wieder zurück, 14er, 15er, 3er und 8er Jäger, alles war durcheinandergemischt. Ein drittesmal stürmen wir mit „Hurra" vor; endlich konnten wir die Position behaupten.

Beim zweiten Angriff wurde unser Hauptmann Lutz von einer Kugel über die Nase und den rechten Backenknochen gestreift — er eilt mit uns vorwärts, da — bekommt er noch einen Schuß und — will zu Boden sinken.

Da ich gleich hinter ihm stand, hatte ich Gelegenheit, ihn aufzufangen und mit Hilfe seines herbeieilenden Dieners Namens Strauß trugen wir ihn ein wenig zurück.

Mein Gewehr übergab ich einstweilen meinem Nebenmann — Burger — zur Aufbewahrung, bis der Herr Hauptmann versorgt wäre.

Ein langes Brett lag im Wege, welches ich sogleich packte, um den verwundeten Hauptmann darauf zu legen. Kaum hatte ich es in der Hand, zerschmetterte eine Kugel das Brett, so daß dasselbe in zwei ungleiche Teile barst. Ich nahm die zwei Bretterteile, wir legten unseren

Hauptmann darauf, befestigten mit meiner Säbelkuppel, so gut es gehen wollte, diese improvisierte Tragbahre und trugen ihn zurück bis zu einem Chausseegraben an der Straße Bazeilles—Sedan.

In einer Entfernung von etwa 150 Schritten standen zwei französische Geschütze; mit einem Schwunge und ein paar Sätzen hatten wir unseren Hauptmann über die Straße getragen und ihn dann in ein zum Aufnahmsspital eingerichteten Hause untergebracht, das schon ganz von Verwundeten: Franzosen, Bayern, Preußen und sächsischen Soldaten gefüllt war.

Kaum waren wir ins Haus eingetreten, als auch schon eine Granate einen dicht am Hause stehenden Pappelbaum zertrümmerte und die Sprengstücke umher schleuderte.

Wir legten den Hauptmann auf Stroh und suchten nach seinen Wunden; einige ganz kleine Löcher am rechten Schenkel waren endlich sichtbar; eine innere Verblutung machte ihm furchtbare Schmerzen. Wir legten ihn in eine im Stalle befindliche Kiste und meldeten es dem Arzte, worauf wir wieder zu unserem Regimente zurückkehrten.

Ein bayerisches Gewehr, das ich gerade am Wege fand, nahm ich an mich, da ich nicht wußte, ob mein Kamerad Burger das meinige, ihm übergebene, auch noch wirklich in Verwahr hatte.

Unser Regiment hatte inzwischen eine andere Richtung genommen, so daß wir es nicht gleich auffinden konnten. Wir marschierten dahin, als uns auf einmal ein Offizier anrief, „wer seid ihr?" und nun erkannten wir unseren Oberlieutenant Fleischmann von meiner Kompagnie.

Er fragte mich nach dem Herrn Hauptmann; ich konnte ihm leider nur den obenerwähnten Bescheid geben.

Wir fragten dagegen, wie es denn bei der Kompagnie stehe, und er teilte uns mit, daß wir die Stellung behauptet, jedoch viele Verluste gehabt hätten.

Am Abend bekam die Kompagnie ein großes Faß Bier. Als dasselbe zur Verteilung kam, war der Oberlieutenant selbst bei der Ausschänke.

Wir traten an, und da bestimmte der Offizier: „Jedermann bekommt ein Seidl! Der Hecht und der Strauß aber, welche sich des Herrn Hauptmanns so treubesorgt angenommen haben, bekommen jeder zwei Seidl, für ihre Pflichttreue!"

Mit stolzem Gefühl trank ich mein „Ehren-Seidl" — und meine Kameraden umringten mich und stießen freudig und mich lobend mit mir an.

Freund Burger hatte mir auch mein Gewehr wiedergegeben, das er während der ganzen Schlacht gleichzeitig mitsamt dem seinigen herumgetragen hatte. Ich selbst glaubte, er würde es weggeworfen haben, umsomehr als sich das Gerücht verbreitet hatte — ich sei im Gefecht gefallen.

Nun warf ich aber das von mir aufgelesene Gewehr weg und nahm das meinige wieder, denn das kannte ich; es hatte sich stets gut bewährt.

Wir bezogen Biwak auf der Stelle des Schlachtfeldes, wo wir standen.

Am andern Morgen, am 2. September, hatten wir Bereitschaftsstellung von früh 4 Uhr an.

Wir hatten Brot bekommen — vier Mann je einen Laib; das aßen wir mit etwas Zucker, der requiriert worden war. Währenddem kam ein Offizier vom Generalstab gesprengt, der schwenkte ein Couvert in der Hand und rief: „Leute, schreit Hurra — was ihr nur könnt! Schreit Hurra — denn Napoleon ist gefangen!“ Wir trauten unseren Ohren kaum, er aber hielt das Couvert in die Höhe und rief: „Jawohl, es ist so — hier steht's geschrieben!“

Stabshauptmann Lissignolo erstürmt „maison Boucherie“ in Bazeilles.

Nacherzählt von Heinrich von Selbitz.

Im „Salon“ des Jahres 1873 erregte in Paris ein großes Gemälde, das seither im Louvre Aufnahme gefunden, die allgemeine Aufmerksamkeit; es zeigte das Innere eines Hauses von Bazeilles in jenem Momente, wo ein französischer Offizier die letzte Patrone auf den Feind abfeuert.

Alphons de Neuville hatte dasselbe ausgestellt: „le monde illustré“ brachte eine Kopie davon und zugleich in Form eines an die Redaktion gerichteten Schreibens einen von dem Künstler gelieferten Text, der die dargestellte Episode erläutert.

In diesem Berichte des Mr. de Neuville heißt es nun, daß der Kommandant Lambert, begleitet von einigen Offizieren und einigen

aus dem Kampfe entkommenen Soldaten sich in „maison Boucherie“ geflüchtet, dieses Haus in Verteidigungszustand gesetzt und von hier aus die in Bazeilles eingedrungenen Bayern beschossen habe.

„Der dezimierte Feind“ — heißt es wörtlich in dem Berichte weiter — „entdeckte endlich das todbringende Haus; ein ganzes Regiment, das 15. bayerische Infanterie-Regiment, rückte vor und schloß die letzten Verteidiger von Bazeilles ein. Hinter den Ringmauern und von den Bäumen und Hecken möglichst gedeckt, richteten die Deutschen ein ununterbrochenes Feuer auf das Haus. Die an den Fenstern zum Schutze aufgehäuften Gegenstände — (Matratzen, Kissen, Decken u. s. w.) — waren alsbald in „Charpie“ verwandelt; die Kugeln flogen von allen Seiten in die engen Gemächer, durchbohrten die Zimmerdecken, prallten an den Steinen zurück, rissen Holztrümmer los und schufen so neue Projektile; eine Granate krepierte auf dem Dache und tötete sieben Mann der Verteidiger.

Die französischen Schützen blieben dem ungeachtet ruhig und zielten mit Bedacht, verschwendeten keine Patrone. Der Feind rückte jetzt so nahe heran, daß die Offiziere von ihren Revolvern Gebrauch machen konnten; die an das Haus anstoßenden Obstgärten und Felder bedeckten sich mit Leichen; aber das Feuer von den Fenstern wurde schwächer, das Schießen seltener. Die Patrontaschen waren fast leer. Man durchsuchte die Toten und Verwundeten und findet schließlich noch ein letztes Paket Patronen. Drei Stunden schlagen sich so einige Mann gegen alle diese Regimenter; der Schluß nahte heran; ein Offizier legte ein Chassepot an die Schulter, zielte mit Aufmerksamkeit — der Schuß ging los — „die letzte Patrone war abgebrannt!“

Der am Bein verwundete Kommandant Lambert sammelte nun den Rest seiner Leute und befahl denselben, sich in den Keller zu begeben; in diesem letzten Zufluchtsorte, eng an einander gepreßt, erwarteten sie ihr Schicksal. Durch das plötzliche Stillschweigen des Feuers beherzt, nahten die Bayern dem stummen Hause; sie feuerten ihre Gewehre durch die Fenster des Erdgeschosses und in die Kellerlöcher ab; man vernahm einen großen Lärm — eine bayerische Batterie fuhr auf, um das Haus zu demolieren und seine Verteidiger zu vernichten. In diesem Moment sagte der Kommandant Lambert zu seinen Leuten: „Ich will versuchen, das Haus zu verlassen, um euch das Leben zu retten; wenn ihr mich erschießen hört, dann bahnt euch mit gefälltem Bajonett einen Durchbruch nach Sedan!“ Er öffnete

hierauf die Thür und trat unbewaffnet dem Feinde entgegen; die Bayern außer sich über ihre Verluste, warfen sich mit wildem Kriegsgeschrei auf ihn und es wäre um ihn geschehen gewesen ohne die Großmut eines braven bayerischen Hauptmanns, welcher ihn in die Arme schloß, um ihn gegen seine Soldaten zu beschützen. — Dieser bayerische Hauptmann hieß Lissignolo. Er sagte zu dem Kommandanten Lambert, er möge seinen Degen behalten; die übriggebliebenen Verteidiger verließen als Gefangene das Haus, in dem sie geglaubt, sterben zu müssen — in der Entfernung von einigen Metern waren bereits vier bayerische Kanonen aufgefahren.

Der Maire von Bazeilles äußerte sich später anläßlich eines Besuches des Mr. Lambert, am Abend der Schlacht habe ein höherer bayerischer Offizier auf die mit Toten angefüllten Straßen des Dorfes zornig hindeutend gesagt: „Eingedrungen drei Regimenter, zurückgekehrt nicht Fünfhundert!““

Das ist die Legende von „La dernière cartouche“, welche in ganz Frankreich bekannt ist und geglaubt wird. — —

Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit erzähle ich im nachstehenden die Erstürmung von „maison Boucherie“ einem Hauptzeugen und Mitbeteiligten — dem damaligen Stabshauptmann, jetzigen Obersten Lissignolo — nach, und stütze mich hierbei auf mir vorliegende Zeugnisse auch anderer Augenzeugen und mitbeteiligter Offiziere.

In der Schlacht von Sedan erhielt der damalige Stabshauptmann Lissignolo im Parke von Bazeilles den Befehl, das Kommando der vorgezogenen Schützen — 2. Bataillon des 13. Infanterie-Regiments „Kaiser Franz Joseph von Österreich“ — zu übernehmen; er alignierte sich mit den Schützen des 10. Infanterie-Regiments „Prinz Ludwig von Bayern“ und rückte möglichst rasch vor, bis ein an der Straße gelegenes und das umliegende Terrain beherrschendes Haus, welches zur Verteidigung hergerichtet war — maison Boucherie — jedes weitere Vordringen unmöglich machte; ein in der Nähe liegender toter bayerischer Offizier — Lieutenant Luitpold Mühlbaur des 10. bayerischen Infanterie-Regiments — und mehrere tote Soldaten, welche zum Angriff gegen dieses Haus vorgesendet worden waren, zeigten nur zu deutlich, wie nötig es sei, sich den Besitz des Hauses zu sichern.

Stabshauptmann Lissignolo sammelte deshalb, und da ihm beim raschen Avancieren nur wenige der unterstellten Mannschaften zur Disposition geblieben waren, eiligst noch solche von anderen Abteilungen

und versuchte, das Haus zu stürmen, wurde aber mit Verlust abgewiesen.

Heftiges Feuer vom Dache her, aus den Fenstern des ersten Stockwerkes, aus Schießscharten, nötigte alles, möglichst schnell Deckung zu suchen; jeder weitere Versuch, an das Haus zu gelangen, rief im Nu das Feuer der Verteidiger aufs neue hervor.

Dies bestimmte manchen von den gesammelten Mannschaften, anderen Richtungen und Zielen sich wieder zuzuwenden, und schließlich blieben außer dem mitvorgerückten Oberlieutenant Sailer des 13. Regiments kaum dreißig Mann zur Verfügung, welche zum Aushalten ermuntert und angehalten und zur weiteren Beschießung des Hauses verwendet wurden.

Wohl zwei Stunden lag die kleine tapfere Heldenschar vor dem todbringenden Hause, zeitweise die daraus kommenden Schüsse erwidernd, neue Opfer deutscherseits kostete dieses zähe Aushalten, während dem Gegner nur wenige Verluste beigebracht werden konnten.

Der damalige Brigade-Kommandeur Rudolf Freiherr von der Tann — als Generallieutenant z. D. nunmehr auch schon heimgegangen — sowie der Generalstabs-Major Theodor Kriebel ritten öfters in die unmittelbare Nähe der Kampfstätte rekognoszierend vor und überzeugten sich von der Wichtigkeit des zu erstürmenden Objekts, sowie von der Gefährlichkeit, welche das zu passierende Haus darbot, denn die Passage dieser beiden Offiziere mußte stets durch Feuer der Angreifenden gedeckt werden.

Zwei lange, unendlich lange Stunden dauerte so die Umlagerung; es war eine nervenaufregende Situation — die feindlichen Geschosse bedrohten fortwährend jeden einzelnen, während die Kugeln der Angreifenden wirkungslos an den Mauern des verteidigten Hauses abprallten.

Der tapfere Führer der kleinen Truppe sah zuletzt ein, daß ein nochmaliger Angriff auf das Haus um so mehr gewagt werden müsse, als bei einem möglichen Ausfall der Besatzung die Umlagerer selbst in eine bedenkliche Situation geraten konnten; der Angriff mußte gewagt werden.

„Freiwillige vor!“ ruft der Kommandant, Stabshauptmann Lissignolo. Mehrere Soldaten springen auf vom Boden, wo sie Deckung gefunden hatten.

„Herr Oberlieutenant, nehmen Sie diese Leute da, stürmen Sie vor und schlagen Sie die Thüre und die Fenster des Erdgeschosses ein!“

— Der Offizier und die paar Mann eilen todesmutig vor, um den Befehl zu vollziehen. — „Schnellfeuer!“ kommandiert der kühne, tapfere Stabshauptmann, um so das Vorgehen seiner Leute zu unterstützen.

Der Oberlieutenant mit seiner Handvoll Leute ist am Hause angelangt, kräftige deutsche Fäuste versuchen mit Gewehrkolben die Thüre einzuschlagen, die Fenster zu zertrümmern. Das harte Eichenholz der Thüre widersteht. Der Stabshauptmann springt vor, ein Schuß aus seinem Revolver ist das Signal zu erneutem und verstärktem Feuer auf das erste Stockwerk des Hauses. — „Hurra!“ ruft derselbe mit lautklingender Stimme und stürmt seinen Getreuen voran, welche ihren heldenhaften Führer unter Hurra-Ruf und Sturmschlagen eines einzigen Tambours, der sich den Umlagernden angeschlossen, folgen. — „Hurra! Vorwärts!“ und dahin geht's in stürmendem Lauf; das Haus ist erreicht; auf die Fenster des Erdgeschosses und die Kellerlöcher wird geschossen; das Einschlagen und Einstoßen von Thür und Fenster abermals versucht und — jetzt steigt der erste Mann durch ein Fenster — nächst der Thür — ein, andere drängen nach — da — in diesem Moment zeigte endlich am letzten Fenster des ersten Stockes ein an einem Gewehre befestigtes weißes Tuch die Übergabe der Besatzung an. „Hurra!“ tönt es noch einmal aus deutschen Kehlen. „Die Besatzung ergibt sich!“ — klingt hell die Stimme des Führers durch all den Lärm und endlich schweigt das Schießen; Hurra-Rufe und Trommelschlag lassen nach — und nun befiehlt der Sieger dem unterliegenden Feinde — in französischer Sprache — unter Zusicherung ehrlicher Kriegsgefangenschaft — die Waffen aus dem Fenster zu werfen, ein Befehl, welcher von der ersten Etage aus augenblicklich befolgt wird.

Das Haus ist erstürmt; der Kampf um „maison Boucherie“ ist beendet!

Was sich während des Kampfes im Innern des Hauses zugetragen, entzieht sich selbstverständlich jeder authentischen gegnerischen Beurteilung.

Die Besatzung zeigte die überraschende Stärke von einem Stabs-Offizier — Major Lambert (verwundet), gegenwärtig General und Brigade-Kommandeur in Paris — vier Kapitäns, zwei Lieutenants und 120 Mann, nebst einigen im Hause vorerst zurückgelassenen Verwundeten, sämtlich der Marine-Infanterie angehörend.

Es mag wohl sein, daß die im geschlossenen Raum kämpfenden Franzosen sich schließlich einer größeren Macht gegenüber geglaubt

hatten; es muß auch zugegeben werden, daß durch die Schrecken des stundenlang geführten Kampfes deren Phantasie nicht wenig erregt war; daß die Aussichtslosigkeit eines Entsatzes dem Verteidiger immer mehr zum Bewußtsein gekommen, und daß alles dies sich den Angreifern günstig erwies und mit zu dem Resultate des Kampfes beigetragen hat. Immer aber bleibt das Faktum bestehen, daß die bayerischen Angreifer hier eine mehr als vierfache Überzahl besiegt hatten, während der in dem oben citierten französischen Text angeführte Kampf einiger Franzosen gegen bayerische Regimenter oder auch nur gegen ein bayerisches Regiment von jedem Nicht-Franzosen für eine unbegreifliche Übertreibung gehalten werden wird.

Daß die Verteidigung eine hartnäckige, ehrenvoll bestandene war, beweist der lange Stunden währende Kampf um das umstrittene Haus, und es hat Stabshauptmann Lissignolo dem tapferen Verteidiger Major Lambert schon früher auf dessen Ansuchen zu seiner dienstlichen Rechtfertigung dies bezeugt.

Der Kommandant Lambert wurde nach dem Kampfe, als die Gefangenen zum Abmarsche rangierten, von seinen Leuten auf einem Stuhle verwundet aus dem Hause getragen, wo ihn Stabshauptmann Lissignolo flüchtig sprach — und von da in ein Feldspital nach Remilly verbracht; ihn jedoch vor der Wut der bayerischen Soldaten zu schützen, dazu gab es keinen Anlaß, und muß somit auch die in der französischen Beschreibung aufgeführte Umarmung in das Reich der Phantasie verwiesen werden.

Es wird darum doch von jedermann angenommen werden dürfen, daß angesichts der in so überlegener Zahl aus dem Hause vorströmenden Franzosen, von denen immer noch einzelne bewaffnet waren, indes andere sich höchst exaltiert zeigten, sowie bei dem Mangel sprachlichen Verständnisses, auch nach der Aktion noch ein entschiedenes Auftreten, ein gutes Vertrauen und eine feste militärische Zucht nötig waren, ebensowohl um ein Wiederauflodern des Kampfes zu verhüten, als um aller Gefangenen sich zu bemächtigen und sie dabei vor Fährlichkeiten so zu bewahren, wie die Kriegsgesetze dies vorschreiben und wie in Bazeilles mehr wie ein bayerischer Offizier mit Gefahr seines Lebens manchen Franzosen behütet hat.

Wie ich hier erzählt, so war die Erstürmung von „maison Boucherie“ in Bazeilles durch ein kleines Häuflein tapferer Bayern unter Führung des damaligen Stabshauptmanns Lissignolo des 13. bayerischen Infanterie-Regiments.

Das oft genannte Haus, eines der wenigen, die von dem allgemeinen Brande verschont geblieben und heute noch von den Franzosen mit nationalem Stolze gezeigt wird — dasselbe war zur Verteidigung in eine Art Réduit oder Fort umgewandelt — wurde — wenn auch mit vierfacher Überzahl — hartnäckig, zähe, ausdauernd verteidigt von tapferen, todesmutigen Gegnern unter einem zum äußersten entschlossenen Führer! Wenn wir dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen, vermindern wir nicht den Wert des eigenen Sieges und darum sagen wir: Tapfere Gegner wurden in Bazeilles von Tapferen besiegt!

Der Führer der feindlichen Schar, Kommandant der Marine-Infanterie Lambert, war der letzte Verteidiger von Bazeilles. Mit der Erstürmung des von ihm und seinen Truppen verteidigten Hauses „maison Boucherie“ war der Kampf um Bazeilles selbst zu Ende, das letzte Hindernis genommen und weiteres ungefährdetes Vorgehen auf der Straße Balan-Sedan möglich geworden.

Mögen die an Überschwenglichkeit gewöhnten Franzosen ihre nationalen Ruhmesthaten nach ihrer Manier ausschmücken, sich daran erfreuen und ihre Helden ehren! — Der deutsche Soldat verrichtet Heldenthaten, wie die Erstürmung von „maison Boucherie“ und — spricht kaum davon, er hat nur seine Schuldigkeit gethan. Treu seinem Fürsten und dem Vaterlande und allzeit bereit, Blut und Leben dafür zu opfern, trägt er mit berechtigtem Stolz das Bewußtsein der erfüllten Pflicht still in seiner Brust.

Ein Palmenzweig,

gepflückt in den ersten Septembertagen 1870.

Als Frankreichs Imperator griff zum Schwert
Und warf herüber seine Kriegserklärung, —
Da sagten wir, aufblickend von dem Herd:
„Der Sieg von Gott; für Deutschland die Bewährung!“

Denn Deutschland hatte Zwietracht nicht gesucht,
Sie aber waren gierig nur nach Raube;
Sie hofften uns zu jagen in die Flucht, —
„Mit uns ist Gott!“ sprach Deutschlands frommer Glaube.

Und als ihr, Brüder, zoget nach dem Rhein,
Sah man in vieler Aug' die Thräne rinnen;
Wir wußten nicht, was euer Los wird sein, —
Doch unser Ruf war: „Zieht mit Gott von hinnen!"

Und dieser Ruf, er hat begleitet euch, —
Er stieg gen Himmel in Gebetesflammen;
Er flehte: „Herr, fahr' nieder zu dem Zeug
Der Brüder, die einträchtig sind beisammen!"

Da wehten bald um Weißenburg und Wörth,
Um Metz und Sedan eure Siegespalmen;
Das Wort des Glaubens ward von ihm erhört,
Den wir nun preisen mit des Sieges Psalmen.

„Ein Hallelujah dem, der ist und war
Und der da sein wird, wenn die Zeit entschwindet; —
Ein Hallelujah jetzt und immerdar!" —
Singt's, die ihr Banner hebt und Kränze windet.

Auch euch den Kranz, die ihr den Todesschlaf
Sanft schlafet in der fremden kühlen Erde;
Es künde jede Kugel, die euch traf,
Daß Deutschlands Volk ein Gottesvolk nun werde.

Geschirmt habt ihr uns mit des Schwertes Macht, —
Steht als Gekrönte einst in ew'gen Lenzen;
Steht vor dem Herrn in des Triumphes Pracht,
Als solche, die durch seine Wahrheit glänzen.

Und die ihr Wunden traget, voll von Ehr', —
Erduldet sie, als die mit Christo leiden;
Des edlen Kriegers Wunden leuchten hehr, —
Geblutet hat er für die fernsten Zeiten.

Ihr andern aber bleibet fest im Herrn, —
Seid stark, wo Sein' und Marn' zusammenfließen!
„Gott Zebaoth", — Freideutschlands hoher Stern, —
Nach Sieg mög' euch sein „Gottesfriede" grüßen.

Zwei Begräbnisse.

Eine Erinnerung an den 1. September 1870 von Alfred Frhr. von Horix.

„Wie sie so sanft ruh'n."

Heut giebt es lauter Generalsleichen, Herr Kadett! bemerkte mir halblaut der Blessiertenträger Scheuchenstuhl, während er nebst noch etlichen Leuten unter meiner Führung die im Garten der historischen „Villa Beurmann" verstreut umherliegenden Gefallenen zusammentrug, welche ich auf soeben erhaltene mündliche Weisung des Generals Rudolf von der Tann begraben sollte. Es war in den Nachmittagsstunden des 1. September, und die Schlacht noch im lebhaftesten Gang, unser Bataillon schon mehrere Stunden aus der Aktion getreten, um hier die Unsrigen bei etwaigem Zurückgeworfenwerden aufzunehmen.

Ja, Sie haben recht, antwortete ich ihm ebenso leise; heut donnern für den Gemeinen ebenso die Geschützsalven übers Grab wie für die Generale.

Und hören Sie nur die zarte Musik — das ist doch kein Marsch? Dabei neigte Scheuchenstuhl das Ohr nach der Seite, von woher die feierlichen langen Töne eines Chorals zu uns klangen.

Nein, das ist Grabmusik, belehrte ich den Blessiertenträger; ich glaube, daß man auch anderwärts, wo es ruhiger geworden, bereits Gefallene begräbt, dort wahrscheinlich Offiziere.

Es hätte uns ja nichts abgehalten, während dieses höllischen Lärms, hervorgerufen durch Gewehr- und Geschützfeuer, entsprechend laut zu sein, wir fühlten uns hier aber mehr auf einem Friedhof als auf einem Schlachtfeld, und der Tod hat einmal für jeden etwas Ehrfurchtgebietendes.

Während meine Leute in emsiger Eile ein kleines Massengrab in der leichten Gartenerde aushoben, ging ich zwischen den zertretenen Blumenbeeten umher und trug an Blumen zusammen, was ich noch vorfand. Hierbei kam ich unbemerkt weiter und weiter nach vorn und hemmte erst meine Schritte, als ich mich urplötzlich etwa dreißig Gefallenen des Leibregiments gegenübersah.

Für meine wenigen Leute wäre das der Arbeit zuviel gewesen, ich ging daher die tote Plänklerkette ab, um zu sehen, ob sich nicht etwa eine Offizierscharge dabei befände. Dann ging ich, noch immer meine

Blumen in der Hand, von der andern Seite zu meinen Totengräbern zurück.

Als ich aus den Gebüschen und Beeten auf einen wohlgepflegten Kiesweg trat, gewahrte ich hier Blutspuren, die sich von den weißen Steinchen scharf abzeichneten. Die Spuren zogen sich zweifellos von weiter her, waren aber in der dunklen Gartenerde für mich nicht wahrnehmbar. Dieselben ließen sich auf dem von mir ebenfalls eingehaltenen Weg verfolgen und ich nahm nicht anders an, als daß irgend ein Verwundeter — vielleicht der einzige glückliche Überlebende aus jener Plänklerkette — einen nach hinten gelegenen Verbandplatz aufgesucht habe.

Unter den geschilderten Verhältnissen dürften einem einige Blutstropfen eigentlich gar kein Gegenstand längerer Betrachtung sein. Ich hatte auch wirklich längst an anderes gedacht, als ich plötzlich bemerkte, wie die rote Fährte ganz unvermittelt im scharfen Winkel vom Weg absprang und wieder zunächst in ein Boskett führte. Da mich diese Beobachtung interessierte, folgte ich der Spur, so gut ich konnte, und war gar nicht sonderlich erstaunt, als ich auf der nächsten Rasenfläche einen Soldten liegen sah, neben sich Helm und Gewehr, vor sich den Tornister, den er als Polster zu benützen schien.

Sie sind wohl verwundet? Ich bringe sofort Hilfe! rief ich den Mann an, der regungslos blieb. Nun trat ich vollends an ihn heran und mußte mich überzeugen, daß auch er tot war — nach gewissen Anzeichen schon mehrere Stunden. Auch er gehörte dem Leibregiment an; ein hübscher Soldat, den Todeskampf und Todesstarre noch nicht zu entstellen vermocht hatten. „Heldenwangen blühen schöner auf im Tod“ singt Kleist.

Während dieser Betrachtung bemerkte ich auf einmal in der krampfhaft geschlossenen Rechten des Gefallenen ein Endchen Bleistift — Grund zur Annahme, daß der Verwundete noch schreiben wollte oder etwa geschrieben hatte. Ich suchte daher nach der Karte oder dem Papier, wobei ich den Toten sachte umdrehte; hier fand ich richtig eine Feldpostkarte, welche der Linken entfallen war, die im Augenblick des Verscheidens nach der in der Brust befindlichen Wunde gegriffen hatte, die von längst geronnenem schwarzen Blut bedeckt war.

Ich nahm die Karte vom Boden und las in jenen von zunehmender Erschöpfung und herannahender Auflösung zeugenden unregelmäßigen Schriftzügen folgendes:

„Liebe Eltern! Schlachtfeld am 1. September ich bin bis jetzt die zweimal*) gut davongekommen aber vorhin habe ich“....

So der Wortlaut der Karte, die mit dem „ich“ endete, welches in einen dicken energischen „Fahrer“ mit dem Stift über die ganze Karte auslief, wahrscheinlich als die nach der Wunde tastende Hand das Papier unter dem schwer darüber gleitenden Bleistift wegzog.

Als ich nun unwillkürlich die Karte umdrehte, sah ich mit froher Überraschung, daß der Vorsichtige zuerst die deutliche Adresse geschrieben hatte; auf diese Weise war es ja ein Leichtes, den Eltern diesen rührenden Beweis kindlichen Gedenkens in letzter Stunde zugehen zu lassen. Er war ein Sohn der Berge.

Meine Leute waren inzwischen mit ihrer ernsten Thätigkeit zu Ende gekommen; ich rief sie her, zeigte ihnen die Karte und befahl, diesen hier am Platz zu begraben. Auf seinen Leichnam streute ich meine Blumen, die mir in der Sonnenhitze schon längst in der Hand verwelkt waren.

Während jene schaufelten, riß ich aus meiner Brieftasche ein Blatt und schrieb darauf in festen Zügen:

„Gemeiner N. N., k. b. Leibregiments“.

Das Blatt ward sodann auf dem primitiv hergestellten Holzkreuz befestigt, und schweigend gingen wir von dannen; die Leute zur Kompagnie, ich darüber nachsinnend, wie jene Karte am sichersten den Eltern des Gefallenen zugehen könnte.

Als ich mich der „Villa Beurmann“ näherte, stand wieder General Rudolf von der Tann in der Nähe des Hauses. Ich ging auf den General zu, meldete gehorsamst, daß ich die Toten nach Befehl begraben und überreichte dann demselben jene Karte, kurz hinzufügend, daß ich sie unter dem Toten hervorgezogen hätte.

General Rudolf von der Tann war ein Mann von tiefem Gemüt und ewig unvergeßlich ist mir die Art, wie derselbe seine Rührung beim Durchlesen zu verbergen suchte, und hinter welchen Äußerungen er dieselbe versteckte:

„So, so .... ei, ei! o du armer T—! Sakr— ja! ich besorg's! Gehen Sie nur!“ stieß er plötzlich hervor. Als ich schleunigst „Kehrt“ machte und, die Hand noch am Helm, mich entfernte, hörte ich den

---

*) Meinte wohl „Wörth“ und „Beaumont“. D. V.

General in milderem Ton mir nachrufen: „'s ist gut, H. — auf Wiedersehen!"

Nach diesem Geschilderten habe ich keinen Grund, anzunehmen, daß der General nicht für prompteste Beförderung der Karte gesorgt haben wird.

*
* *

So ziemlich zur selben Zeit sollte auch der vormittags gefallene Lieutenant Luitpold Mühlbauer dem Schoß der Erde übergeben werden. Die Art seines Todesganges ist schon anderweitig erwähnt worden. Ich will nur Mühlbauers Begräbnis schildern, das mir in ewiger Erinnerung lebt, denn es hat mir gezeigt — und wird auch jüngeren Kameraden unter meinen Lesern zeigen — was ein bei hoch und nieder „beliebter Offizier" ist. Die sichtlich innerste Teilnahme bei dessen Bestattung gereicht dem Toten wie den Überlebenden aller Grade zu dauernder Ehre.

Lieutenant Luitpold Mühlbauer war, nachdem er erschossen aufgefunden, in der ebenerdig gelegenen Remise der „Villa Beurmann" auf einem improvisierten Paradebett ausgestellt worden. Am Kopfende brannten Totenlichter, die wohl aus der Dorfkirche herbeigeholt sein mochten.

Die Angehörigen von Mühlbauers Kompagnie umstanden thränenden Auges die Bahre und prägten sich die Züge ihres gefallenen Führers, der das Vorbild eines schönen und stattlichen Offiziers gewesen, tief ins Gedächtnis.

Von tiefstem Schmerz ergriffen stand aber zu wiederholten Malen der Bataillonskommandant, Major Ritter von Lacher, neben der Leiche. Gemeinsam ausgeführte tapfere That im Krieg von 1866 hatte beide Offiziere, die an Rang und Alter weit verschieden, einander nähergebracht und während der zwischenliegenden vier Jahre das freundliche Verhältnis befestigt wie zwischen Vater und Sohn.

Und Major von Lacher klagte auch um Mühlbauer wie um einen Sohn.

Nahe der Villa hatten Mannschaften ein Grab ausgehoben — breit genug zur Aufnahme zweier Gefallener, denn man gesellte Mühlbauer einen an einem andern Ende gefallenen Offizier*) zu, den man eigens herbeitragen ließ.

---

*) Lieutenant Johann Dolles.

„Die beiden waren im Leben unzertrennlich, so sollen sie es auch im Tod sein“, sagte ein Offizier zu Major von Lacher, als man seine Genehmigung einholte.

Und so geschah es. Beide Offiziere wurden rechts und links des Grabes aufgebahrt, während man noch des Feldgeistlichen harrte, der an jenem Nachmittag eine gesuchte Persönlichkeit war.

Zwanglos, lautlos umstanden Unteroffiziere und Mannschaften, so wie ein jeder eben ging und stand, das Grab; innerhalb des Kreises die wenigen vorhandenen Offiziere, an ihrer Spitze am Fußende der Bahre „seines armen, armen Luitpold“ und leise weinend — Major von Lacher.

Da wandte sich plötzlich der Major zurück und fragte in seinem gewohnten sonoren Ton: „ist ein Blessiertenträger da? — eine Schere!“ Ein solcher entnahm seiner Verbandtasche die Schere und überreichte sie dem Major, der sich festen Schrittes zu Häupten des Toten begab und dessen reichem und schönem Haupthaar zwei Locken entnahm — „Die für seine Mutter, die andere für mich“.

Jetzt nahte auch der Feldgeistliche.

Es ist eine nicht neue, aber wohl von nur zu wenigen gemachte Beobachtung: daß beim Nahen dieses „Mannes des Friedens“, der den Heimgegangenen selbst zum ewigen Frieden geleiten will, sich der Umstehenden eine nervöse Unruhe bemächtigt; daß der „wilde Schmerz“ gerade jetzt aufs neue und aufs heftigste losbricht — ein Gebahren, das die Leichenfeier zu einem sehr unschönen Bild gestalten kann.

Auch an diesem Grabe war zunehmende Unruhe wahrnehmbar, nur äußerte sie sich für Aug und Ohr angenehmer: hier schlugen welche aus anerzogener Achtung gegen „die Hochwürden“ die Absätze zusammen, dort reckten andere die Hälse, um den Toten ein letztesmal zu sehen; „schaut den Herrn Lieutenant noch einmal an!“ mahnte ein Unteroffizier die weiter Zurückstehenden. Neben mir hörte ich einen Mann schluchzend den andern erzählen: „. . . und wie mich der dauert — heut früh im Biwak hab' ich ihm noch zug'schaut, sein'n Schnurrbart kämmen“.*)

Damals war es mir bei dieser naiven Expektoration nicht zum Lachen, aber auch heut, wenn ich dieser Episode denke, kann ich nur — lächeln.

Der Geistliche begann die Einsegnung, dann wurden die toten

---

*) Lieutenant Dolles hatte einen auffallend schönen, blonden Schnurbart.

Offiziere sorgsam nebeneinander gebettet. Als die Leichname vom Totenbaum gehoben und in die Erde gesenkt wurden, war es um die mühsam bewahrte Fassung der Standhaftesten geschehen. Der Geistliche, welcher zu einer Ansprache angesetzt hatte, mußte innehalten und um ein klein wenig Fassung bitten, wenn er zu Ende reden solle — — — — —

Ich weiß nicht mehr, ob er zu Ende kam.

Cäsar, die Toten grüßen dich!

Ist dir nun wohl? Das grause Völkerhetzen
Hat lange dein umwölktes Hirn gebrütet,
Die Schlächter ließest du die Messer wetzen,
Der Cäsar winkt: die wilde Meute wütet;
Doch während sie aufjauchzend sich verneigen,
Die Sterbenden, die zur Arena zieh'n,
Sieh' auch empor die bleichen Schatten steigen,
Die ernst und lautlos dir vorüber flieh'n.
Erkennst du sie? regt dein Gewissen sich?
Cäsar, die Toten grüßen dich!

Wo schamlos jetzt sich das geschminkte Laster
Wahnsinn'gen Frevels Tummelplatz erkoren,
Da lagen sie zerschmettert auf dem Pflaster,
Dem Eide treu, den lächelnd du geschworen,
Die ersten Ziele jener Mordgeschütze,
Daran dein Witz geübt sich alle Zeit,
Voll Blut die Bluse und die rote Mütze,
Darin du selbst die Republik gefreit,
Bis hinterrücks der Würger sie beschlich —
Cäsar, die Toten grüßen dich!

Die nicht den schnellen Heldentod gestorben,
Den Säbel in der Faust, mit heitrer Miene:
Die in Cayennes Fiebersumpf verdorben,
Zerstückelt von der trocknen Guillotine,
Und die der Kerker langsam hingeschlachtet,
Bis mit dem Leben auch die Kette fiel,
Die von des Heimweh's heißem Schmerz umnachtet
Das Licht erlöschen sahen im Exil,
Und deren Haupt daheim der Kummer blich —
Cäsar, die Toten grüßen dich!

Sie nahen auch mit ihren offnen Wunden,
Die sich für deines Adlers Flug entschieden,
In deinen Schlachten frühen Tod gefunden.
Du sprachst: es ist das Kaiserreich der Frieden;
Du führtest für die Freiheit sie zum Kriege,
Und wenn ihr Blut den Sieg ihr übergab,
Grubst höhnend du nach jedem neuen Siege
Auch für die Freiheit stets ein neues Grab,
Daß einem Kirchhof diese Erde glich —
Cäsar, die Toten grüßen dich!

Sie wälzen sich heran vom schwarzen Meere,
Die Schläfer steigen aus Italiens Auen,
Die du befreit, damit sie deine Heere
Als Unterdrücker wieder mußten schauen;
Und die, weit übern Ozean entsendet,
In Mexiko ereilte das Geschick,
Da du zum zweitenmal das Schwert gewendet
Ingrimm'gen Hasses auf die Republik,
Und deines Glückes Stern zuerst erblich —
Cäsar, die Toten grüßen dich!

Ein Schatten noch ist seiner Gruft entstiegen,
Nicht Ruhe läßt's ihm bei den Invaliden,
Die deutsche Losung: Sterben oder Siegen!
Hat einst auch seinen jähen Sturz entschieden;
Im grauen Rocke mit dem kleinen Hute
Zum Abmarsch fertig steht der Ahnherr da,
Doch blickt er nicht in wildem Kampfesmute,
Er deutet rückwärts auf Sankt Helena,
Als sehnt' er nach dem stillen Grabe sich —
Cäsar, die Toten grüßen dich!

Albert Traeger.

Sedan.

Betrachtungen eines Mißvergnügten von F. 62.

Wir waren nämlich nicht dabei! Ein vages Gerücht war zu uns gelangt, daß bei Sedan siegreich geschlagen wurde. Im Biwak in der Gegend von Vouziers hatten wir den Kanonendonner von Beaumont, ca. 30 km weit, herüberschallen hören. Vielleicht hätte

wenigstens unsere Division des annoch ganz intakten Armeekorps dort mitthun können. Denn als wir im Marsch mitten durch die Argonnen waren, ließ man unsere Division aus dem Thale rechts abschwenken. Wir waren an der Tête und schon befanden wir uns auf der Höhe und sahen das Gefilde offen vor uns liegen, als der Befehl „Stopp!“ anlangte. Es ging wohl in dieser Richtung auch ohne uns vorwärts, also Kehrt Marsch! Inzwischen waren die Têten der anderen Division die währenddem im Argonnenthale geradeaus im Marsch geblieben war, vorüber gekommen. Jede Division zog jetzt geschlossen vorbei, und wir durften abwarten, bis wir uns wieder in Bewegung setzen konnten. In dieser Zwischenzeit, bei dem Abstecher über die östliche Argonnenwand, waren wir nicht zum Abkochen gekommen. Die Nacht brach ein, als wir durch einen Ort zogen, wo der Brigade-Kommandeur uns defilieren ließ. Wir stimmten das zum schlappen Magen so prächtig passende Lied an: „So leben wir u. s. w.“ Das war Soldatenhumor, d. h. die kecke Bekundung, daß man sich so leicht nichts anfechten läßt. Doch da gab es noch eine Berglehne zu erklettern und der forcierte Singsang war erstorben. Man schlief im Marschieren. Das Bataillon geriet in der pechfinstern Nacht sogar auseinander. Als wir endlich am Ziel anlangten, mußte der Adjutant zurück, die beiden verirrten Kompagnien heranzuholen. Das Quartier für das ganze Bataillon war eine Ferme mit vier Baulichkeiten an den vier Seiten. Die Verteilung der Kompagnien war also einfach: die eine in den leeren Kuhstall, die in den Getreideschober u. s. w. Wir Offiziere teilten gerade brüderlich eine Omelette, der jeder einzelne allein zehnmal gewachsen gewesen wäre, als man einen Mann meines Zuges herbeischleppt, der das Unglück gehabt hat, beim Suchen einer Lagerstatt im Strohschober auf die Tenne herabzustürzen. Unser erster Verwundeter! Der Schädel selbst war unverletzt, aber die Haut darüber breit gespalten. Ich assistierte dem Arzt zunächst einmal dadurch, daß ich dem halb Ohnmächtigen meine Omelette-Ration in den Mund schob. Unser Korps-Kommandeur mochte wohl schon vorher gewußt haben, daß uns für diesen Tag eine Extraleistung beschieden sei, denn beim Passieren von St. Menehould am Südende der Argonnen hatte er uns mit der bedeutsamen Frage begrüßt: „Füsiliere, habt ihr Kaffee getrunken?“ Ich für meine Person hätte mit „Zu Befehl, Excellenz“ antworten können, denn nachdem ich die Nacht mit meinem Zuge auf Vorposten im Regen zugebracht hatte — gestärkt durch das Bewußtsein, Valmy, dem ominösen Orte gegenüber zu stehen

— war mir eine Spanne Zeit geblieben, gerade genügend, eine Schale und Kaffeextrakt mit Milch hinabzugießen. Von Sonnenaufgang bis in die tiefe Nacht hinein hatte diesmal die Marschiererei gedauert.

Weiter war es gegangen nach Vouziers. Dort waren dem Hauptmann seine sorgsam gehüteten Erfrischungs- und Proviantschätze in Scherben und Trümmer gegangen. Sein Pferd hatte sich in einem unbewachten Augenblicke mit samt allen den Satteltaschen gewälzt. „Meine Herren, Sie wissen nicht, was noch kommen kann!“ war die Devise, unter welcher der Schatz bislang fast intakt erhalten worden war, und nun war es dahin gekommen, daß der Sand den schönen Cognak getrunken hatte. Mit dem Sparsamkeitssystem des Chefs hatte es überhaupt eine eigene unglückliche Bewandtnis. Die Idee, die Zunge des der Kompagnie zum Verspeisen übergebenen Rindviehs für die Offiziere zum Frühstücksimbiß zu reservieren, war gewiß höchst praktisch und lobenswert. Nur wurde leider nach obigem Prinzip: „Sie wissen nicht, was noch kommen kann!“ mit dem leckeren Imbiß so ökonomisch umgegangen, daß allemal „die Herren-Offiziers-Zunge“ schon ungenießbar geworden war, wenn ihre Stunde endlich geschlagen hatte.

Der langweilige Ruhetag in und um Attigny hatte uns um die Lorbeeren von Rethel gebracht die bei der Schwäche der dortigen französischen Streitkräfte wohl billig gewesen wären.

Von Rethel waren wir aufgebrochen, das Korps Vinoy zu fassen. Nicht mehr als vier Paar rote Hosen hatten wir bislang zu Gesicht bekommen. Eine Kavallerie-Patrouille hatte deren Träger aufgegriffen und wir zogen an ihnen an einem Kreuzweg vorüber. Die Rothosen gehörten der römischen Brigade an, d. h. den Truppen, welche, das Patrimonium Petri zu schützen, bis vor kurzem in Rom garnisoniert hatten.

Die Nachricht, daß bei Sedan siegreich gekämpft worden sei, war, wie gesagt, schon in vager Form zu uns gedrungen. Also wieder ein Sieg, bei dem wir nicht mitgeholfen! Das war die erbauliche Reflexion, die man anstellte; während man abgehetzt in eintöniger Gegend bei trüber Witterung auf der Landstraße dahintrottete.

Da verbreitete sich mit einmal die Nachricht, Hauptmann L . . . . von unserm Bataillon ist wieder da, er kommt von Sedan. Er hatte zurückbleiben müssen und war auf der Suche nach seinem Truppenteil nach Sedan hin verschlagen worden. Der Glückliche! Richtig, da sieht man seine breite Figur auf hohem Pferde schon bei seiner Kompagnie,

die an der Queue marschiert. Zu jeder einzelnen Kompagnie reitet er vor, die Kameraden zu begrüßen und seine Erlebnisse mitzuteilen. So kommt er, mit Ungeduld erwartet, auch zu uns heran. Nicht was er vom Hörensagen weiß, sondern was er selbst gesehen und erlebt hat, ist er in der Lage, zu berichten. Da hören wir's nun: Über Sedan weht die weiße Fahne, die ganze kaiserliche Armee ist gefangen, und der Kaiser dazu kriegsgefangen! Man spricht im Hauptquartier, teilt er uns u. a. mit, von dem Marsche nach Paris, wohin wir die Tête halten, dort den Frieden zu diktieren und der Armee die Genugthuung des Einzuges à la 1814 und 15 zu sichern, aber zu kämpfen giebt es nicht mehr. Kaiser Napoleon wird sich zweifellos beeilen, Frieden zu machen.

Da wissen wir's nun, aber wie geteilt sind die Gefühle, welche die Mitteilung hervorruft, an der kein Wort zu deuteln ist!

Auf der einen Seite die patriotische Freude an dem großartigsten militärischen Erfolge des Jahrhunderts, man malt sich den Siegesjubel daheim aus, wie viel Gläser, Römer und Humpen werden da wohl geleert werden, während wir hier fasten! Auf der andern Seite Ingrimm und Niedergeschlagenheit über das unerhörte kriegerische Pech, was unser ganzes Korps betroffen. Schon 66 hat unsere Division nicht das Glück gehabt, eine entscheidende Rolle zu spielen, und gar erst unser Regiment, welches als Grenzdetachement abgezweigt war. Von dem waren überhaupt nur zwei Füsilier-Kompagnien (die unsere und die Fahnenkompagnie) ins Gefecht gekommen. Trübselig sinnt man weiter. Es wird ja allerliebst sein, wenn wir nach Hause kommen, und beim Balle zu Ehren des siegreichen Heeres die Damen neugierig nach den Kriegserlebnissen fragen. Denn die Denkmünze erhalten wir ja zweifellos als Quittung, daß wir gern mitthun — wollten. Was bringen wir als Schatten der Kriegs-Glorie heim? Jene vier Helden oder wohl richtiger Marodeure von der römischen Brigade — das ist die ganze Siegesbeute des gesamten Armeekorps, die einem bisher zu Gesicht gekommen ist. Und damit basta. Ja richtig, beinahe vergißt man es schon, das Nest Lützelburg hat unserm Korps seine Thore geöffnet, ohne Schuß natürlich. Dabei sind wir marschiert, was das Zeug hielt, doch das zählt nicht oder so wenig, wie zerrissene Stiefelsohlen. Was haben wir an Kriegserfahrung eingeheimst? Daß es stimmt: Glück muß der Soldat haben. Mit dem Thema „Krieg von 70“ wird man uns zeitlebens von Herd und Tisch wegscheuchen können. Dann erst die Kameraden von anderen

Korps, „die's gemacht haben". Die patentierten Helden werden auf uns hinabschauen wie auf friedliebende Stadtsoldaten. Wie wird der Einzug daheim erhebend sein, wenn wir alle samt und sonders wohlbehalten und gesund von unserer Fußpartie im „mittägigen Frankreich" heimgekehrt sind!

Mit dem Einzug in Paris wird es für uns Unglücksraben, wenn wir auch jetzt die ersten am Ziele sind, sicherlich Essig sein. Der König wird sich an dem großen Tage natürlich an die Spitze solcher Truppen setzen, die gekämpft und geblutet haben und nicht solcher, die nur brav „gepintschert" sind. Uns wird man höchstens die Ehre lassen, während des Einzuges Thorwächter zu spielen und Polizeidienste zu thun. Wäre Bruder Bayer doch lieber vorläufig daheim geblieben, da wären wir überall an seiner Stelle in die Gefechtslinie gerückt. Nun ist es aus und vorbei mit dem Kriege, für uns eine verpaßte, verfehlte, verlorene Kampagne. Der Traum ist ausgeträumt.

Wie anders war's, als wir vom Gebirg herab zur Bahn, zur Einschiffung marschierten und, in Krieblowitz am Grabdenkmal des alten Blücher vorbeiziehend, den Manen des Helden der Befreiungskriege stumm unsere Huldigung dargebracht hatten. Stumm um so mehr, als keiner der erlauchten Träger des Namens Blücher sich eingefunden hatte, uns zu begrüßen — vorbei. Der Geist Blüchers möge uns führen, war unser Wunsch, aber in die Schlacht, nicht von Quartier zu Quartier. Schienen wir vom schlesischen Korps nicht in allererster Linie berufen, dem Franzmann als „l'armée de Silésie", die, die immer anpackt, entgegen zu treten? Unser Tümpling war der Mann dazu, fest anzupacken. bei Gitschin hatte er das letzte Bataillon seiner Division in den Kampf geworfen. An dem lag es wahrlich nicht — es war unser Unstern. Gegen den läßt sich nicht ankämpfen — das hätten wir ja herzensgern gethan — aber nicht anmarschieren. „Der Sieg liegt in den Beinen", sagte der große Schlachtenmeister Napoleon I. Ja, nach dem Satz waren wir eigentlich die Hauptmacher. Mit dem schlesischen Korps, der schlesischen Armee von Anno dazumal wollten es, so suchte man sich zu trösten, die Franzosen nicht wieder zu thun haben. Sie rauften lieber mit den andern. Aber was frommt uns Epigonen der Schrecken, den wir mit unsern gelben Achselklappen einjagen?! Man mochte grübeln, wie man wollte — Zeit war dazu, während man auf der Landstraße dahinkrauchte — es bleibt doch dabei: Ihr seid nirgends dabei gewesen! Das werden wir hundertmal in halb mitleidiger, halb

spöttischer Tonart zu hören bekommen. Das soll nun für uns ein Krieg gewesen sein, ein Völkerkrieg — zu dumm!

Alle dachten sicher so wie ich. Denn nicht ein Hurraruf war erklungen, als Hauptmann S......, er selbst noch unter dem Eindrucke der weltgeschichtlichen Ereignisse stehend, uns die Mär von Sedan als Faktum schlicht und recht erzählt hatte.

Mißmutig, dies wohl zum erstenmal, krochen wir auf der Landstraße dahin, den Hauptmann beneidend, der doch wenigstens dem großen Drama zugeschaut hatte. Wir sind verratzt, es ist nun einmal so! War jener brave Wasserpolack, der bei der Vorinstruktion von dem General — Kapitel: Pflichten des Soldaten — auf die Frage: „Wozu ist der Soldat überhaupt da?“ kurz und freundlich erwidert hatte: „Zu Ibungsmarsch!“ nicht ein wahrer Prophet gewesen? Ja, ja, zu Übungsmarsch sind wir da, zu sonst weiter nichts.

Die Nachricht von Sedan hatte den Soldaten in uns decouragiert, nahezu demoralisiert. Wozu hetzten wir uns noch ab? Marodeure zu erwischen? Man hat soeben eine ganze Armee gefangen! Wir laufen nach den Brosamen, die unter den Tisch gefallen sind.

Am Wege hält unser Divisions-Kommandeur v. Hoffmann (weshalb wir uns mit vollem Recht „Hoffmanns-Troppen“ nannten). Er hatte eine ambulante Schenke, rechter Hand war's, errichtet, wo er und seine Adjutanten — ohne Zahlkellner — Rotwein unbekannter Marke an die ermatteten Passanten verschenkte, lebhaft bedauernd, daß sein Bestand auf solchen Zuspruch nicht berechnet sei. Eine vermutlich einer Kavallerie-Division zugehörige Proviant-Kolonne, die Wagen mit Kommißbrot beladen, kam an uns vorbei. Aus Erbarmen gab man einige Brote her, andere wurden stibitzt. Die Kolonne trabte bald fort.

Trübselig schlichen wir unserer Wege, über den dummen Witz von Sedan nachgrübelnd. Zu dumm! Gar nicht hat man uns, ein komplettes Korps, zum Schlagen gebraucht.

Bei alledem waren wir eigentlich drauf und dran, nun endlich einmal auch unsererseits an den Feind zu kommen. Derselbe war nicht weit, kaum einen Tagemarsch entfernt, das Korps Vinoy. Dieses hatte noch nicht gefochten, wir auch nicht. Wir paßten zu einander. Doch je angespannter wir marschierten, desto mehr verdoppelten Vinoys Truppen ihre Schritte — sie machten Nachtmärsche, wir leider nicht. Einem Phantom jagten wir oder richtiger krauchten wir nach, um an den Feind zu kommen, und wie ein Phantom verschwand Vinoy mit

seinen Truppen ohne jede Rücksicht auf unsere Kampfbegier, und daß wir solches Marschieren nun endlich satt hatten.

In einem der miserablen Massenquartiere trat uns ein Citoyen als frischgebackener Republikaner mit der Mitteilung entgegen, daß in Paris eine Firma unter dem Titel „Gouvernement de la défense nationale" sich aufgethan habe und daß nun erst der richtige Krieg losgehen werde.

Also braucht man noch nicht alle Hoffnung, „an den Feind zu kommen" — trotz des dummen Sedan — verloren zu geben. Der Franzose hatte bei seiner Mitteilung eine recht republikanische Miene aufgesteckt. Wie stand sie ihm charmant. Es ist und bleibt nun einmal die liebenswürdigste Nation die französische. So ein Citoyen kann nicht anders. Eigentlich wollte er uns etwas Unangenehmes sagen, und wie sehr freute es uns, zu hören: „Der Krieg ist noch nicht aus, trotz Sedan!"

Jetzt also ist sichere Aussicht, daß endlich auch unser Weizen blüht. Die Pariser, die das zuwege gebracht, sind doch wirklich charmant.

D'Bayer sein letzt's Briefl'.

An Soldaten, an braven, der mit Heldenmut fecht
Für d'Ehr um sein Land, für'n König sein Recht,
Den trifft halt von ung'fähr a Kugl ins Herz
Und wirft'n darnieder mit g'waltigem Schmerz.
Und eh' noch der Arzt und der Feldpater kummt,
Is' er schon, der Brave, auf ewig verstummt.
Aber an seiner Brust, wo die Wund'n so tief,
Da liegt, halb zerschossen, an sei' Heimat a' Brief':
Lieb's Mütterl und Deandl, wann's den Brief enk' geb'n,
Da hab i' mein Abschied schon g'nommen vom Leb'n.
Woant's net, weil a Kugl mein Herz troffen hat;
Denkt's nur, i bin g'storb'n als braver Soldat,
Mei Grab woaßt freilich net, mei Herzensdirn',
Drum konnst es du a nöt mit Bleaml'n verzier'n.
Aber am Allerseelentag, um dös bitt' i' di,
Da betst mit mein Mutterl an Vaterunser für mi.

Peter Auzinger.

Zu spät.

Von M. von Nesselröden.

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.
Freiligrath.

Es war am 5. September 1870.

Wie angenehm doch für Erinnerungen solch ein Tagebuch ist, namentlich aus großer Zeit! Wenn ich jetzt das Buch öffne, die damals an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen durchlese, so ist es, als ob der Vorhang der 25 verflossenen Jahre sich zur Seite schöbe. Wie von dem Kegel eines elektrischen Lichtes beleuchtet, steht dann solch ein Tag mit allen seinen Vorkommnissen neu vor meinen

Augen da, ich denke mich hinein in die Situation und durchlebe von neuem, was die damalige Zeit uns bot.

So ist es mir auch heute, wenn mein Blick auf das obige Datum fällt. Wir gehörten mit der dritten Kavallerie-Division zu der Cernierung der alten jungfräulichen Festung Metz und war uns vom Beginne der Belagerung an die Linie von der Mosel bis zu dem Orte Ars Laquenexy in der Höhe zu des Forts Queuleu zur Besetzung angewiesen.

Beinah einen Monat hielten wir uns bereits in diesem Rayon auf, die Schwadronen kamen alle drei Tage zu dem Vorpostendienst heran, während die Kavallerie-Division ungefähr $^3/_4$ Meilen hinter dem Vorposten als Gros im Biwak lag.

Meinem Regiment war im speziellen die Linie Marly bis Mercy le haut zu dem Vorposten angewiesen.

Am 4. September hatte ich mit der Schwadron diese Vorposten bei Pouilly gehabt, war abends aber unerwartet durch eine andere Schwadron abgelöst worden und hatte den Befehl erhalten, nicht zum Gros zurückzukehren, sondern mich gewissermaßen als Soutien bei Fleury, $^1/_4$ Meile zurück, aufzustellen.

Die Ordre war mir eine sehr angenehme, am Himmel drohten schwarze Regenwolken, da konnte die Nacht im Freien wieder schön genug werden; ich begrüßte deshalb das Dach über unseren Häuptern mit Vergnügen und quartierte mich in Fleury ein.

Einquartieren muß allerdings kriegsgemäß als solches verstanden werden, d. h. die Pferde kommen unter Dach und Fach und die Ulanen bleiben bei ihnen in Scheunen, Bauernstuben, Ziegeleien, auch wohl Schuppen, wie es gerade kam.

In diesem Falle hatte ich mir aber erlaubt, den Befehl zum umschichtigen Absatteln zu geben, erst die eine, dann die andere Hälfte der Schwadron, was den armen Tieren zu gönnen war, da sie seit 40 Stunden den Sattel nicht vom Rücken bekommen hatten.

Mittags war nämlich die Meldung gekommen, daß auf unserem rechten Flügel in Chesny bereits Teile der Infanterie des Großherzogs eingerückt seien; das gab unserer Situation einen Halt, der nicht zu unterschätzen war. Ich selbst hatte mich mit meinen Offizieren in einem Hause neben der Ferme, in der der Hauptteil der Pferde stand, einquartiert, und zwar in dem eines Tierarztes, Antoine, der sich nach Metz verzogen hatte. (Es war derselbe Herr, der in neuerer Zeit soviel von sich reden machte.)

Ach, was war das für eine Wonne, sich nach dem wochenlangen Strohlager in den durchweichten Hütten einmal ausstrecken zu können in einer Bettstelle, wenn sie auch nur von Eisen und ohne Betten war. Das Gefühl der Sicherheit und des Schutzes gegen den Regen war schon angenehm genug, denn da draußen, wenn der Sturm tobte und der Regen herniederprasselte, wußte man nie genau, ob das Hüttendach auch dicht halten und nicht plötzlich ein Wasserfall sich in den offenen Mund des Schlafenden ergießen würde.

So wohl wie an dem Abend war es uns lange nicht geworden.

Um das Vergnügen möglichst auszukosten, hatten wir uns am andern Morgen ein kleines Kaminfeuer angezündet und daran einmal ordentlich Toilette gemacht. Hierauf waren am frühen Morgen die Pferde gründlich angesehen worden und als ich mich überzeugt hatte, daß für sie und die Leute Futter und Viktualien bereits aus den Magazinen angekommen sei und das Kochen für letztere begonnen hatte, zogen wir uns in unser château Antoine zurück und nahmen mit unserem Leibkoch das Menu für die Mittagsmahlzeit durch. Dieses sollte an dem Tage aus einem Puterhahn bestehen, den der Herr Koch noch einsam trauernd in einer Ecke des tierärztlichen Stalles entdeckt hatte. Leider erwies sich der Racker nachher als ungenießbar, da unser sonst so verständiger Koch vergessen hatte dem alten Herrn, vor dem Braten den Kopf abzuschneiden, so daß er hart und bitter schmeckte.

Die Geschäfte des Morgens waren hierauf erledigt, und wir nahmen auf dem kleinen Balkon unseres dürftigen Zimmers Platz. In der Nacht mußte es sich ausgeregnet haben, jetzt schien die Sonne beinah Lust zu zeigen, hinter ihrem Wolkenschleier einmal herauszukommen, ein heller Schein lag über dem schönen Moselthal und vergoldete bereits am Horizont die Türme der Kathedrale von Metz.

Die von rotem Backstein erbauten Bogen des Aquäduktes begannen sichtbar zu werden und der Nebel lag nur noch um den Scheitel des Forts St. Quentin, das von Zeit zu Zeit wie im Pendeltakt der Kriegsuhr das dumpfe „Bum" seines meist unschädlichen Schusses ertönen läßt.

So saßen wir und freuten uns des schönen Morgenbildes, es war ein Augenblick der Ruhe in dem Wirrwarr des Krieges und ein Träumen zog in unsere Seelen ein von Friedensglück und Sonnenschein.

Aber der Mensch hat hier auf Erden keine bleibende Statt und namentlich im Kriege schwebt eine Veränderung stets in der Luft. Deshalb auch muß man in keiner Zeit so dem Augenblick leben und sich seiner ohne Gedanken an die Zukunft erfreuen, wie gerade in kriegerischer Zeit.

Als wir uns eben an dem sonnigen Morgen in verhältnismäßig trautem Heim delektierten, da ging es klabaster, klabaster und auf eleganter englischer Stute erschien auf der Straße ein mit der Adjutantenschärpe umgürteter Infanterieoffizier.

Ich neigte mich über das Geländer unseres kleinen Balkons herab und stellte mich auf seine Frage nach dem ältesten Offizier in Fleury ihm als solcher vor. Er grüßte, gab sein Pferd einem herzueilenden Mann, saß ab und kam zu uns herauf. Entrez! Er stand in dienstlicher Haltung vor mir und meldete: „Premierlieutenant v. Borke, Adjutant der 30. Infanterie-Brigade; ich habe dem Herr Rittmeister von dem Herrn General v. St. den Befehl zu überbringen, Fleury zu räumen, da in einer Stunde Teile der Brigade dort einquartiert werden.

Da hatten wir die Bescherung. Zwar kreuzte sich hier Befehl mit Befehl, indem ich vom Kavallerie-Divisions-Kommando die Ordre hatte, in Fleury zu bleiben. Da in dem letzteren aber nur von „Anlehnung" an den Ort die Rede war, so mußte ich mich fügen, mußte das bergende Dach verlassen und wieder zur Mutter Grün in die Felder übersiedeln. Da war nichts zu machen, ich sagte: „Zu Befehl!" und dankte dem Befehlsüberbringer.

Derselbe stand noch immer da und sah mich an. Seine blauen Augen waren forschend auf mich gerichtet, als ob sie in meinem von wildem Kriegsbart umgebenen Gesicht, in der beschmutzten Uniform nach etwas ihm Bekanntem suchten. Er mochte meinen Namen wohl nicht gehört haben, da hatten diese blauen Augen einen sinnenden Ausdruck angenommen, als ob sie aus vergangener Zeit nach etwas forschten. Der Ausdruck fiel mir auf: „von Borke?" fragte ich nocheinmal. Und wie der Blitz das Dunkel plötzlich erhellt, da standen in meinem Erinnern plötzlich aus längstvergangener Zeit zwei andere blaue Augen vor mir, jemand zu eigen, den ich einst sehr geliebt. Ist es möglich? Bernhard, bist du es? Mit ausgestreckten Händen ging ich ihm entgegen.

Doch bei meinen Worten versteinten sich plötzlich die mir eben in das Gedächtnis zurückgekehrten Züge: „Haben der Herr Rittmeister noch etwas zu befehlen?" Diese in streng dienstlichem Ton

in strammer Haltung ausgesprochene Frage ließ mich die Vergangenheit vergessen, ich mußte an das denken, was uns einst getrennt, ich sagte: „Ich danke, Herr von Borke". Er verneigte sich, machte kehrt und ging.

Also wirklich unversöhnlich? Ich hörte, wie er unten sein Pferd bestieg und den Weg zurückgaloppierte, den er gekommen war. Unwillkürlich war ich hinausgetreten und sah ihm nach, ich konnte es nicht fassen, daß er den Jugendfreund vergessen hätte. Weiter und weiter entschwand er meinen Augen — da drehte sich der Weg, ehe der Reiter aber die Biegung machte, wandte er sich noch einmal im Sattel, hob grüßend den Arm und verschwand.

Also zuletzt doch noch ein Zeichen von ihm, eine grüßende Bewegung, das letzte, was ich von ihm sah, war es ein versöhnender Gruß? Ich habe Bernhard von Borke in meinem Leben nie wieder gesehen.

* * *

Ja solch ein Krieg, er ist die reine Völkerwanderung; die Menschen aus Masuren und die vom Rhein, die aus Polen, Westfalen und Pommern, sie kommen von ihren entfernten Stätten dahergezogen, sie kreuzen sich, gehen auch wohl eine Weile neben einander her, oft vereinigt sie die blutige Wahlstatt, dann verschwinden sie wieder. Was man im Leben glaubte, nie wieder zu sehen, es zeigt sich plötzlich unerwartet, ein kurzes Grüßen und dann das Auseinandergehen — für alle Zeit.

So ging es mir auch mit Bernhard von Borke.

Und wie nah hatten wir uns doch einst gestanden!

Ich will es mit kurzen Worten erzählen, wie damals alles kam.

Wir waren zusammen auf der Divisionsschule in E. Borke trug die grüne Husarenuniform, ich die der sächsischen Kürassiere. Es waren Regimenter derselben Brigade, bei welcher wir standen, einer Brigade, welche durch vielfache verwandtschaftliche Beziehungen und einem innigen kameradschaftlichen Verkehr mehr wie es bei anderen der Fall sein mochte fast ein Offizierkorps bildete. Beziehungen im Manöver, Liebesmahle u. s. w. hatten uns zusammengeführt, so war es gekommen, daß Bernhard sich mit mir schon lange auf die gemeinschaftlich zu verlebenden Monate in E. gefreut hatte.

Dieses Zusammenleben war auch in den ersten Monaten ganz in der erhofften Weise ausgefallen, wir saßen in demselben Cötus nebeneinander und waren auf das innigste befreundet.

Da trat eine jugendliche Schwärmerei für eine Künstlerin die uns im Theater entzückte, trennend zwischen uns.

Es war einmal wieder die alte Geschichte:

Es hatten zwei Knaben ein Mädchen lieb.

Wie das dann dabei zu geschehen pflegt, Bevorzugungen des einen oder des andern, feurige Blicke, dem einen zugeworfen, gelegentliche kleine Bevorzugungen von der Bühne herab, hatten erst die jugendliche Eitelkeit erregt, dann waren daraus kleine Eifersüchteleien entstanden, diese wieder hatten sich zu Sticheleien zugespitzt und schließlich war es auch zu wörtlichen Beleidigungen gekommen, die denn zu einer Forderung auf krumme Säbel meinerseits geführt hatten.

Wie es aber dann auf solch einer Divisionsschule zu geschehen pflegt; es wurde seitens der vorgesetzten Behörden den Fähnrichen gegenüber ein falscher Standpunkt eingenommen, man vergaß, daß diese jungen Menschen binnen einem halben Jahre Offizier sein, sie nach dem Ehrenkodex solcher zu leben haben würden. Man behandelte sie noch zu sehr als Knaben. Da war denn auch solch eine Art von Ehrenrat unter Leitung eines Offiziers eingerichtet, der diese Ehrenhändel zu entscheiden hatte. Vor ihn kam denn auch unsere Affaire. Um nun um Gottes willen nichts zum Eklat zu bringen, wurde dann solange an mir herumgezerrt und solange an Bernhard herumgezogen, bis schließlich auch das Ziel erreicht war und eine sogenannte Versöhnung zustande kam.

Was will eine solche aber sagen? Hatten wir uns bis dahin gegenseitig unsere Meinung offen gesagt, so fing nun die Zeit der Andeutungen, der Sticheleien an.

Es ist aber ein alter Grundsatz; wenn man im Duell mit Pistolen aufeinander geschossen hat, dann reicht man sich nachher versöhnt die Hand; hat man sich aber mit Nadelstichen verwundet, so trennt man sich auf immer.

So ging es auch mit uns. Wie oft habe ich bedauert, daß nicht ein offener ehrlicher Kampf mit dem Schwerte in der Hand unseren damaligen Streit beendet hatte (was lag mir denn überhaupt an dem vorübergehenden Scherz?). Dann wäre vielleicht einer von uns verwundet, aber ich hätte meinen Freund behalten. So, infolge dieser lauen Versöhnung, die weder Fisch noch Fleisch war, konnte ich der Bühnenschönheit weiter huldigen, hatte aber meinen Freund verloren, ein schlechter Tausch.

Unser gegenseitiges Verhältnis damals hätte auch bestimmt, wenn nicht auf der Divisionsschule, so doch später noch zu einer ernsteren Entscheidung zwischen uns geführt, hätte er nicht ohne irgend ein Verschulden seinerseits seine Garnison wechseln müssen. Ehe er Offizier wurde, kam seine Versetzung zu einem Infanterie-Regiment im fernen Pommern heraus, er ging dahin ab, 14 Jahre waren vergangen, ich hatte ihn nicht wieder gesehen — —

Mit den Jahren aber, als die „blöde Jugendeselei" nachgerade abgelegt worden war, da hatte sich trotz der Vorgänge die alte Freundschaft wieder meines Herzens bemächtigt. Oft stand der lebensfrohe, heitere und liebenswürdige Kamerad aus der Zeit, in der wir zuerst uns kannten, wieder vor meinen Augen, die Nebenumstände mit ihrer momentanen Verstimmung waren mehr und mehr in den Hintergrund getreten, und oft hatte ich gedacht, wir würden bei einem Wiedersehen uns in die Arme fallen und sagen: „Verzeih', wir wollen wieder die alten Freunde unserer Jugend sein".

Und nun hatte dieses Wiedersehen stattgefunden, anders, als ich es geträumt, im alten Groll waren wir von einander geschieden, und ich kann sagen, durch *seine* Schuld.

Kaum daß er meinen Augen entschwunden war, kam für mich die Ordre vom Regiment, zum Gros zurückzugehen. Ich sah Vorke an dem Tage nicht wieder und überhaupt *niemals*. 14 Tage darauf stand er in der Verlustliste als gestorben, ich weiß nicht, ob er gefallen oder an seinen Wunden dahingegangen ist.

Als ich die Todesnachricht las, da sagte ich mir: „O, hättest du ihn doch rechtzeitig erkannt, hättest du doch den alten Freund in deine Arme gezogen und ihm gute Worte gesagt, bis die Kruste, die sein Starrsinn um sein einst so zärtliches Herz gebildet hatte, gewichen wäre!"

Nun war es zu spät — zu spät.

Ein Kuß in Feindesland.

Von F. 62.

Es galt, das Korps Vinoy einzuholen, und wir marschierten aus Leibeskräften. Leider nur bei Tage und nicht auch in der Nacht, wie es General Vinoy mit seiner ungeübten, zusammengewürfelten Mannschaft machte. Dadurch entging er schließlich allen unseren Anstrengungen. In seinem Werke „le XIII ième Corps d'armée et sa retraite de Mezières à Paris“ hat er die Sache erbaulich und beschaulich, mit reizenden runden Marschkurven geschildert, wie er uns glücklich aus dem Wege gegangen ist. Und wenn man durch Vinoy selbst erfährt, daß er eine solche Masse von Artillerie mit sich führte, daß zur Deckung dieses Trosses seine Infanterie kaum genügte, daß seine Leute auf Vorposten in der Finsternis der Nacht aufs Geratewohl zu feuern begannen, um sich Courage zu schießen, so muß man immer und immer wieder bedauern, daß wir nicht auch, wenigstens einmal die Nacht hindurch weiter marschiert sind. Dann hätten wir wohl den Feind erreicht und mit einer Division das Korps auseinandergesprengt. Giebt doch General Vinoy zu, daß wir leichtes Spiel gehabt hätten mit seinen Truppen, denen der feste Zusammenhalt und nach den Geschehnissen von Sedan die moralische Fassung fehlte. Dabei war die Nachtruhe, die man uns gönnte, eine recht problematische Sache. Zwar unter Dach und Fach, aber fest zusammengekeilt in Alarm-Quartieren und bei einer Verpflegung, die unter solchen Umständen gerade nur als „markiert“ bezeichnet werden konnte. Es herrschte die ganze Zeit hindurch anhaltendes Regenwetter. Die Leute wurden matt und mürrisch. Trostlosen Bemerkungen gegenüber verwies ich die braven Kerls darauf, es den Franzosen anzustreichen, wenn wir sie endlich erwischen. Was kann unsere Führung dafür, daß der Feind so ausreißt.

Endlich an einem späten Nachmittage hörte man in der Ferne vorn Geschützfeuer. Holla, die Avantgarde hat ihn endlich gefaßt, munter geht es vorwärts. Aber der Kanonendonner verstummt bald, der Tag neigt sich zu Ende — es war wieder nichts! Zum Nachtquartier erhielt die Kompagnie ein Häuschen und eine Baracke angewiesen. Was nicht marode war, suchte sich ein trockenes Plätzchen im

Garten. Sehr spät langte Verpflegung an: $1^1/_2$ Kommißbrot für die ganze Kompagnie. Mit salomonischer Weisheit kam der Imbiß zur Verteilung. An Stelle von Nahrungsmitteln dient dem Krieger Schlaf zur Stärkung.

Am nächsten Morgen begann die Hetzjagd von neuem. Schon war es nachmittag geworden, da wurde vom Wege abgebogen, ein gutes Zeichen, daß es nun vielleicht doch endlich zur Aktion kommt. Wir erhielten, die Kompagnie allein, die Richtung auf ein Plateau zu. In einem Sturzbach kletterten wir hinein, das Wasser kam mir durch die Röhrenschäfte der Stiefel herein.

Auf der durchweichten Höhe hatte jeder sich seinen Weg zu suchen. Wie ein nasser Schwamm breitete sich die Truppe immer wieder aus. Wo blieb die schöne Ordnung?! Man hatte seine liebe Mühe, wie ein Schäferhund herumtrottend, das Bild einer Kolonne aufrecht zu erhalten. Auch das Plateau nimmt ein Ende, und da am Abhang, in unserer Marschrichtung, schmiegt sich ein schmuckes Dörfchen hin. Wir betreten es und machen in der Mitte Halt. Das Dorf scheint ausgestorben, doch nein, da öffnen sich vor uns die Läden eines Häuschens und eine Bäckerauslage, wohlgefüllt, zeigt sich unseren Blicken. Was noch mehr überrascht, der Bäcker beginnt gleich an die Nächststehenden, kaum daß die Gewehre zusammengesetzt sind, Brot auszuteilen. Im Nu schaffte ein Kommandowort Ordnung in die Verteilung. Wir Offiziere betraten allein das Innere des Ladens. Wie blitzblank, sauber und einladend sah es darin aus! Das frische Brot duftete uns entgegen und auch an einem Glase Wein ließ es der freundliche Wirt nicht fehlen.

Der Kompagnie-Chef hatte ihm gleich gesagt: Alles wird bar bezahlt. Als wir uns nun gestärkt hatten, der Meister Rechnung machen sollte, und auch wir unsere Börsen für den Eigenverbrauch zogen, erklärte zu aller Erstaunen unser Wirt, wir seien seine Gäste gewesen: vous aviez faim, moi j'avais du pain, j'ai ouï dire que vos gens souffrent — je ne fais que mon devoir. Dabei blieb er. Alles Zureden half nichts. Ich weiß nicht mehr bestimmt, ob er den Vorschlag wenigstens annahm, einen Teil der ermittelten Summe aus der Kompagniekasse zur Verteilung an Arme unter seinen Landsleuten anzunehmen. Ich glaube aber, auch das verfing nicht. Wir Offiziere waren jedenfalls nolens volens seine freundlich bewirteten Gäste.

Im Hintergrunde des Raumes befand sich unter blendendweißen Vorhängen halb versteckt ein Himmelbett. Dort lag eine freundlich

dareinblickende alte Frau, die unser Bäckermeister als seine Mutter oder Großmutter vorstellte. Er nannte uns ihr Alter, da fehlte nicht viel an achtzig.

Sie war schwerhörig geworden, das welke Mütterchen. Nacheinander setzten wir ihr auseinander, was für einen braven, guten Sohn sie habe. Das hörte sie sichtlich gerne. Der Krieg konnte ihr nichts Neues sein, nie im Leben hatte sie ihr Dorf verlassen, durch diese Gegend aber mußten, als man sich anno 14 um Laon und Rheims schlug, Truppen, zum mindesten Kosaken durchgekommen sein. Ich frug also das Mütterchen, ob sie sich an jene Zeit noch erinnere, an das fremde Kriegsvolk, die Russen, die Kosaken. Um mich ihr recht verständlich zu machen, hatte ich mich tief zu ihr niedergebeugt. Was war nun das? Hatte das Wort „Kosak" ihr Erinnerungen an längstverflossene Zeiten, die wohl schön gewesen sein mußten, und damit alle ihre Lebensgeister geweckt, wie die unsrigen ihres Sohnes oder Enkels Brot und Wein? Was mir geschah, war das, daß sie mich beim Kopf nahm und zärtlich küßte. Verdutzt sahen meine Kameraden dem unerwarteten, so friedvollen und in der Zeit, da wir stündlich hofften, uns in anderer Art mit Franzosen zu abouchieren, doppelt ergötzlichen Schauspiele zu.

Noch einen Händedruck unserem menschenfreundlichen Wirt, kaum aber hatte sich die Kompagnie — denn unseres Bleibens war hier nicht — nachdem auch die Mannschaft ihrem Dank freudig Ausdruck gegeben hatte, in Marsch gesetzt, da brach der Humor bei meinen Kameraden los. Unstreitig müsse ich jenem Kosaken, der vor 56 Jahren das Herz der guten Alten erobert hatte, auf ein Haar ähnlich sehen. Verwechselt habe sie mich mit jenem, als ich die Erinnerung an Anno dazumal wach rief, daher allein die Umarmung und die Küsse. Das Thema meiner Eroberung als Kosak erhielt sich natürlich als beliebter Scherz unter den „Neidern". Übrigens fand ich, als ich in späteren Jahren an der Donau Kosaken regimenterweise zu Gesicht bekam, die mir aufoctroyierte Ähnlichkeit mit einem Kosaken ganz und gar nicht blamabel. Die lebendigen Kosaken sehen doch ganz anders aus als die auf den Bilderbogen. Nirgends sonst als unter den donischen Kosaken findet man so viele schöne Figuren, so elegante Taillen bei breiter Brust und viele geradezu edelgeschnittene Gesichtszüge unter der häßlichen, topfartigen Kopfbedeckung. Da war ich mit den Marschwitzen der lieben Kameraden ganz versöhnt und wünsche Frankreich viele solche alles Chauvinismus bare brave Bürger wie jenen Bäckermeister im Dörfchen, dessen schlicht-menschenfreundliche Art uns doch imponiert hatte.

Gefreiter Geiersbach.

Von Leo Hegmann.

Es war am 10. September 1870 bei unserem Siegeszuge durch Frankreich, als wir in dem einen Tagmarsch von Chalons sur Marne entfernten Dorfe Pea unseren Einzug hielten und daselbst am 11. September Rasttag hatten, welcher nach den anstrengenden Märschen der letzten Tage wieder einmal recht dringend notwendig war.

Pea steht bei mir noch in gutem Andenken, und zwar erstens, weil mich Freund Kettemann, vulgo „Türkelhauptmann“, der ein feiner Koch war, mit einer ausgezeichneten Hühnersuppe erfreute, und zweitens, weil ich hier seit Bar le Duc wieder das erstemal Kaffee mit Zucker bekam, einen Genuß, den ich unserm Gefreiten Geiersbach zu verdanken hatte, leider zum Schaden des Kompagnie-Chefs.

Die Sache verhielt sich nämlich so. Geiersbach, der insbesondere den ersten Teil seines Namens nicht mit Unrecht führte, kam eiligen Schrittes in den Schuppen, worin ich mit ca. 50 Mann untergebracht war, und versteckte etwas in dem darin liegenden Haufen Streu. „Nur still!“ sagte er. Es dauerte kaum fünf Minuten, da hörten wir die Stimme des Feldwebels. „Antreten! Ihr Lackel!“ schrie dieser, „wehe dem, der den Zucker des Herrn Hauptmann ausgeführt hat!“

In kurzem standen wir vor der Wohnung des Hauptmanns. Sehr erregt trat derselbe aus der Thüre und begann: „Den Kerl, der meinen Zucker ausgeführt hat, lasse ich prozessieren! — Auslegen!“ fuhr er nach einer Pause fort. Natürlich war das ohne Erfolg, nachdem das Corpus delicti wohl verwahrt im Streuschuppen lag. Die Rede, die hierauf folgte, ist nicht wiederzugeben. Doch alles half nichts, denn soviel kameradschaftlicher Geist war in der Kompagnie, daß ein Kamerad den andern nicht verriet, trotzdem der Hauptmann verschiedenemal aufforderte, den Thäter zu nennen.

Nachdem der Chef sah, daß der Thäter nicht zu ermitteln war, sagte er ganz ruhig: „Nun, wenn ihr es auch nicht sagt, so weiß ich es doch. Es war kein anderer als Geiersbach. Denn nur der ist im stande, so etwas auszuführen. Jedoch kann ich ihn nicht strafen, weil

ich keine sicheren Beweise habe. Doch möge er sich hüten. Bei dem kleinsten Vorkommnis werde ich ihm diese Geschichte in Anrechnung bringen."

Damit war die Sache abgemacht, und ich glaube, unser guter Führer hat sicherlich im Kreise seiner Offiziere herzlich darüber gelacht und bemerkt: „Der Geiersbach sei ein Teufelskerl".

Nachdem die Kompagnie wieder eingerückt war, teilte Geiersbach den Zucker aus. Es war sicherlich der vierte Teil eines ganzen Hutes; er war auf folgende Weise in den Besitz unseres Gefreiten gekommen.

Der Bediente des Hauptmanns faßte für seinen Herrn Wein und stellte das Stück Zucker nebenan auf die Treppe, um seine zwei Flaschen zu füllen, während rings um das Faß unsere Leute standen, um ebenfalls Wein zu fassen. Diesen Moment benutzte der Gefreite, um den kühnen Handgriff zu machen. Ja, da stimme ich mit dem Herrn Hauptmann überein, daß nur Geiersbach so etwas ausführen konnte. — Ich will deshalb hier noch gleich eine andere That erwähnen, bei welcher Geiersbach ebenfalls die Hauptrolle spielte. Es war auch auf dem Marsche gegen Paris, der Name des Ortes ist mir entschwunden, als ich mit 30 Mann, worunter auch unser Gefreiter, in die Scheune eines ansehnlichen Bauernhofes einquartiert wurde. Wir ersuchten unsern Quartiergeber, er möge uns gegen Bezahlung Brot und Wein geben, die zu haben er entschieden leugnete. Wir versicherten wiederholt, daß ja gerne Zahlung geleistet würde, doch der Bauer verneinte bestimmt, etwas zu besitzen, wahrscheinlich traute er uns nicht und bildete sich ein, wir zahlten nichts. Gewalt durften wir keine anwenden, auch war der Keller verschlossen, und der Bauer machte sich immer an der Thür zu schaffen, selbstverständlich zu seinen Ungunsten, denn jetzt wußten wir erst recht, daß der Keller nicht ohne Vorrat sei. Es wurde nun Kriegsrat gehalten, wie dem Keller beizukommen wäre, ohne daß der Franzmann etwas merke. — „Wart!" sagte Geiersbach, „ich will einmal um das Haus herumschleichen, vielleicht entdecke ich eine Stelle, wo man in den Keller gelangen kann; inzwischen muß aber der Bauer beschäftigt werden." In fünf Minuten kam der Gefreite wieder zurück und geradewegs auf die Scheune zu, ohne uns weiter zu beachten. Ich wußte jetzt genug und sagte deshalb zu den um den Bauern herumstehenden Kameraden, sie möchten immer eine solche Miene machen, als wenn sie die Kellerthüre einbrechen wollten, damit der Franzose seinen Posten vor derselben nicht verlasse. Ich ging nun in

die Scheune zu Geiersberg, welcher berichtete, daß er ein Loch gefunden habe, wo uns der Bauer von seinem gegenwärtigen Standpunkte aus nicht sehen könne.

„Aber der Teufel weiß“, sagte er, „wie tief der Keller ist.“ „Da ist gleich geholfen“, gab ich ihm zur Antwort. „Wir nehmen einfach die Trommelleine unseres Tambours und lassen dich daran hinunter.“ Wir gingen nun sofort an die Ausführung dieses Planes, schlichen zu fünfen auf die entgegengesetzte Seite des Hauses, wo sich das Kellerloch befand, und ließen Geiersbach, mit Feuerzeug wohl versehen, hinab. Kaum unten angekommen gab er uns ein Zeichen, und Flasche um Flasche zogen wir heraus, ich glaube, an die fünfzig und zuletzt auch noch den braven Gefreiten Geiersbach.

Die Flaschen wurden auf Umwegen in den neben unserm Lager befindlichen Schuppen gebracht und, nachdem es inzwischen bereits ganz dunkelte, zogen sich auch die übrigen Kameraden von der Kellerthür zurück und begaben sich in die Scheune, scheinbar, um schlafen zu gehen, weshalb das Thor geschlossen wurde. Im Innern war es aber noch lange lebendig und Flasche um Flasche wurde vertilgt. Am nächsten Morgen bauten wir dem Bauern noch zum Hohn eine Pyramide aus den leeren Flaschen und verließen lustig und fidel den Bauernhof, von dem Besitzer freundlich hinausgeleitet. Er mochte sich wohl denken: „Die habe ich glücklich angebracht“.

Nun, zehn Minuten darnach wird er wohl seine Ansicht geändert haben.

Französische Kriegführung früherer Zeit.

Mitgeteilt von Major L.

Den Lügen und Verdächtigungen gegenüber, welche die Mehrheit der französischen Presse im Jahre 1870 über das Barbarentum der deutschen Soldaten in Frankreich unermüdlich ausstreute, ist es immer wieder von Interesse, eigene Geständnisse der Franzosen über ihre Kriegführung in Deutschland zu hören.

Um interessante Bekenntnisse dieser Art zu finden, hat man nur den Prozeß des Generals v. Custine zu lesen, welcher im Jahre 1793 zu Paris von dem tribunal criminel extraordinaire zum Tode verurteilt wurde. Dieser Prozeß dauerte vom 15. bis 27. August 1793

und wirft viele Streiflichter auf die Art und Weise, in welcher die Soldaten jenes Feldherrn die Zivilisation und Freiheit nach Deutschland hineintrugen.

Ein Brief des Generals Custine an den General Houchard vom 17. Mai 1793 sagt wörtlich: „Es sind Preußen, man darf nicht alles töten; was aber Österreicher und Hessen betrifft, so mögt ihr sie nehmen und zu Pasteten zerhacken.“ Dieser Brief ist vor 102 Jahren von einem französischen General-Befehlshaber geschrieben und in dem Moniteur, sowie dem Bulletin du Tribunal Criminel, späterem Tribunal Revolutionaire enthalten.

Dann sagt Custine über den Vorwurf, er habe Grenadiere erschießen lassen, wörtlich: „Es verhält sich also: als bei der Einnahme von Speyer die Läden der Uhrmacher geplündert wurden, ebenso wie die Hauptkirchen, deren heilige Gefäße man zerbrach, plünderte man in gleicher Weise die Ordenshäuser. Ich ließ 3000 Grenadiere zusammenkommen, welche man als Plünderer bezeichnet hatte, und ich fand eine große Zahl von Beweisen, daß sie wirklich geplündert hatten.“

Also scheint gerade die Vorliebe für Uhren eine französische Eigenschaft zu sein, indem dieselbe hiermit aufs glänzendste bewiesen ist, da ja General Custine sich nur 3000 Mann aus der Anzahl der Plünderer herausgesucht hat.

Als Custine sich über die Einnahme Frankfurts aussprechen soll, sagt er: „Indem ich Frankfurt einnahm, war mein Plan, Kontributionen zu erheben, zu fouragieren, zu brennen und zu verwüsten“. Dies ist also ein „Kriegsplan“, welcher mit französischen Volksvertretern der Konvention ausgeheckt wurde, und mit solchem Kriegsplan wollte man den Deutschen die Freiheit bringen.

Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß Merlin de Thionville, der „Menschenfreundliche“ genannt, sich während der Debatten empörte, daß Custine mit diesem Plane seine Apologie machen wollte, indem ja er ihm diesen excellenten Plan angeraten hatte. Merlin war der Abgeordnete der Konvention bei der Rhein- und Mosel-Armee.

Merlin rühmte sich weiter, Custine angeraten zu haben, Mannheim zu verbrennen, sowie die Magazine von Heidelberg, worauf Custine sich rühmt, wenn er dies nicht gethan habe, so habe er doch die hauptsächlichsten Magazine von Oppenheim, Worms und Speyer angesteckt; das Feuer sei so groß gewesen, daß man es meilenweit von diesen Städten gesehen habe. Was dann die Mittel anbelangt,

um sich in Besitz von neutralen Städten, wie Mannheim, zu setzen, so sind dieselben nicht skrupulös gewählt, wie es uns die Revue des deux Mondes in einer Kritik über Mommsens Aufsätze, welche derselbe in der Mailänder Perseveranza veröffentlichte, glauben machen möchte.

Custine erzählt, daß er von der Exekutivgewalt 1 200 000 Francs erhalten hatte, um durch einige deutsche Verräter am Geburtstage des Kurfürsten der Pfalz in Mannheim an verschiedenen Stellen Feuer anlegen zu lassen, bei dem Schrecken und der Verwirrung in die Stadt einzudringen und von der Angst der Kurfürstin-Mutter zu profitieren, die zu allem weiteren die Zustimmung geben würde. Dies war französische Beachtung der Neutralität! Nur durch die Angst eines gewissen J. Wilhelm Zimmermann wurde die Sache vereitelt; denn dieser Verräter hatte nicht den nötigen Mut, als er zu seinem verbrecherischen Werke schreiten sollte.

Ein Zeuge im Prozesse erzählt, daß der General Houchard, der zu jener Zeit noch Oberst war, von Custine beauftragt wurde, nach Frankfurt zu gehen, um zu fouragieren, das Silberzeug und die kostbarsten Gegenstände wegzunehmen.

Der Oberarzt Hemard des Straßburger Spitals sagt aus, daß man in Speyer alle Amtskassen geplündert, und daß man die Einwohner auf ungerechte und lästige Weise behandelt hätte. Weiter wird Custine bewiesen, daß er zu Mainz die Möbel, sowie alles, was sich im kurfürstlichen Schlosse befand, fortschleppen ließ.

Ein Zeuge sagte aus, daß man in Mainz Custine den „Einrenner der offenen Thüren" heiße, worauf derselbe erwiderte: „Ja, ich habe offene Thüren eingerannt, aber nur mit dem Gelde, welches ich überall reichlich ausgeteilt habe".

Noch ist zu bemerken, daß Custine nicht wegen dieser Scheußlichkeiten zum Tode verurteilt wurde, sondern weil er Mainz und Frankfurt von den Deutschen zurückerobern ließ.

Dies sind die moralischen Mittel, womit man französischerseits Krieg führte.

Die der Schreckensherrschaft folgende Republik machte es nicht viel besser, und wie es Napoleons I. Heere gemacht haben, davon wissen alle Nationen des Kontinents zu erzählen.

Ja selbst aus der neuesten Zeit wissen viele Römer noch viel über das Bombardement im Jahre 1849 zu erzählen, wo ja die siegreichen Erstürmer außer der Porta San Pancrazio auch innerhalb der

Stadt San Pietro in Montorio die Stelle, wo St. Peter gekreuzigt wurde, erstürmt haben und dabei die Grüfte erbrachen, um aus den Särgen die Schätze herauszunehmen.

Unglücklicherweise vergaßen sie dabei den Körper der berühmten Beatrice Cenci, nachdem sie denselben seiner Kleinodien beraubt, wieder in die Gruft zu werfen, so daß unglückliche Liebende und alle ungerecht Verfolgten nicht mehr zu deren Sarge wallfahrten können. Denn Beatrice hatte viele Ringe und Schmucksachen in ihrem Sarge, obgleich ihr Haupt durch Henkershand gefallen; sie gehörte ja zu einem der edelsten Geschlechter Roms.

Man könnte ganze Bücher schreiben, um die Franzosen mit ihren eigenen Worten und Schriften zu schlagen; aber sie betrachten alles als „tempi passati", wie die Italiener sagen.

Nach der Schlacht.

Von S. S.

Wir lagen am 3. September noch immer im Biwak auf dem Schlachtfelde vor Sedan.

Es wurden da die ersten Zigarren „gefaßt", und erhielt jeder Offizier 30 Stück; jetzt ging es bei uns allen per Dampf!

An diesem Tage marschierten wir durch das Dorf Bazeilles; es war ein grauenhafter Anblick, denn noch immer lagen die verbrannten Leichname von Soldaten auf dem Boden zerstreut umher.

Vor dem Ausgange des Dorfes wurden fortwährend noch in Massengräbern die Gefallenen bestattet.

Wir mußten vor dem Dorfe lange warten, bis die Kolonnen vor uns die Brücke passiert hatten.

Wir kamen an dem 4. Chevauleger-Regiment vorüber, bei welchem mein Bruder Ludwig stand, und hatte ich die Freude, denselben wohl erhalten zu sehen. Von meinem andern Bruder Anton konnte ich jedoch keine Kunde erhalten.

Wir kamen sodann über Wadlincourt, marschierten an Sedan vorbei, bezogen Biwak bei Glaire und hatten sogleich den Vorpostendienst zur Bewachung der gefangenen Franzosen zu geben.

Der Vorbeimarsch der Gefangenen dauerte von 4 Uhr nachmittags bis zum andern Tage mittags 12 Uhr.

Ich erhielt den Befehl, im Verein mit den französischen Offizieren die Disziplin beim Vorbeimarsch aufrecht zu erhalten, die Leute in Marschform zu setzen und den ungehinderten Marsch in jeder Weise zu unterstützen.

Hiebei war ich Zeuge von mancher Unbotmäßigkeit der französischen Soldaten gegen ihre eigenen Offiziere. So sagte ein französischer Korporal zu einem Offizier, der ihm einen Tadel aussprach: „Le temps de craindre est passé!“ oder ein anderer zu einem Capitaine, der ihm befohlen hatte, in der Marscheinteilung zu bleiben: „Was haben Sie mir zu befehlen! Sie sind Gefangener so gut als ich!“ — Der Capitaine wendete sich hierauf an mich mit den Worten: „Sehen Sie, mein Kamerad, mit diesen Leuten sollten wir siegen, die jetzt — im Unglück — uns nicht einmal mehr achten!“ — Die Disziplin ist der feste Kitt einer jeden tüchtigen Armee; mit ihr wird sie siegen!

Es war wirklich ein trauriger, jedes Soldatenherz wehmütig stimmender Anblick, hier eine prachtvolle Armee von 80000 Mann ohne Waffen vorbeiziehen und dann dieselben auf der von der Maas und einem Kanal gebildeten Insel eingepfercht zu sehen. Die Kavallerie-Offiziere kamen zu Pferde vorüber, jedoch die meisten verkauften ihre Tiere um einen Spottpreis an die Sieger oder schossen ihre treuen Rosse nieder, damit sie nicht in Feindeshand kämen.

Viele Offiziere, welche ihr Ehrenwort gaben, nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen, konnten ungehindert abziehen. Komisch war es zu sehen, wie manche an einem Stecken über der Schulter Brot und Fleisch in einem Bündel trugen.

Am Abend bestand mein Mahl in einer in Wasser gekochten Chokolade, dann legte ich mich — zum wievieltenmale? — auf den Boden, auf die nackte Erde zur Ruhe nieder.

In der Frühe des 4. September mußte ich wieder zum Requirieren ausziehen! Ein unangenehmes, häßliches Geschäft! Ich nahm alles, was ich fand! Hühner, Schmalz, Wein, Bier ward mir zur Beute, es war jedoch nicht sehr bedeutend, und „Was ist das unter so viele?“ mochte ich mit den Jüngern fragen?

Der Marsch der Franzosen hinüber auf die Halbinsel dauerte noch immer fort.

Nachmittags wurden wir von unseren Vorposten abgelöst. Eine ungeheure Menge Geschütze und Mitrailleusen, von uns erbeutet, standen, von Jägern bewacht, in unserer Nähe.

Ein Oberlieutenant K. war aus der Garnison Ingolstadt dem Regimente nachgerückt. Er hatte den preußischen Kronprinzen — „unsern Fritz" — gesprochen und Höchstderselbe hatte sich sehr erfreut über das Vorgehen unserer (IV.) Brigade in der Schlacht geäußert. Major Leythäuser des 10. bayr. Infanterie-Regiments hatte sich besonders ausgezeichnet. Er ritt im Dorfe Balan gewiß 400 Schritte mit der Fahne seiner Abteilung voran.

Die Gefangenen wurden zu je 2000 Mann unter Bedeckung von zwei Kompagnien und einer halben Eskadron Kürassiere fortgeschafft.

Die Franzosen litten großen Hunger; es mußten Pferde zu ihrer Ernährung geschlachtet werden. Auch die erbeuteten Pferde hatten Mangel an Futter; es mußten viele getötet werden. Sie fraßen die Rinde von den Bäumen ab, ja sogar die Schweife nagten sie einander vor Hunger ab. Die toten Pferde mußten teilweise in die Maas geworfen werden, da deren Vergrabung zu viele Arbeit verursacht hätte.

Am 5. und 6. September blieben wir noch am selben Platze liegen. Ich füllte die Zeit auf Befehl mit der unangenehmen Arbeit des Requirierens aus. Meine Ausbeute war jedoch gering — für die Masse der hungrigen Mägen; ich requirierte, „was da kreucht und fleucht" Schweine, Hühner — Brot und Milch, und am Abend speiste ich nobel wie ein Lukull: gesottenes Schweinefleisch, zu welchem mich Bruder Ludwig eingeladen hatte.

Ich durchstöberte auch das Schloß Bellevue, in welchem Napoleon sich dem König Wilhelm als Gefangener ergeben hatte, nach Lebensmitteln, fand jedoch nichts.

Am 6. September war ich auch zu einem Kriegsgerichte nach Sedan beordert, durfte jedoch wieder abtreten und besah mir deshalb die Stadt. Ungeheure Mengen von Wagen aller Art verstopften fast die Straßen.

Es befanden sich noch viele französische Militärs in der Stadt, sie waren Verwundete oder trugen das Genfer Kreuz. In der Maas lagen sehr viele Waffen, welche von den Soldaten hineingeworfen worden waren, ebenso in den Festungsgräben; diese hatte man unter Wasser gesetzt.

Ein belgischer General mit einem Trompeter sprengte durch die Straßen; er mochte wohl mit dem deutschen Kommando wegen der nach Belgien geflüchteten Franzosen unterhandelt haben.

An der Place de Turenne trat ich in ein Kaffeehaus, das durch die erste deutsche Granate ziemlich stark demoliert worden war; ich trank unter Trümmern und Splittern eine Tasse Mocca mit einem kleinen Cognac! Lang entbehrter Genuß.

Gegen Mittag kehrte ich bei einem fürchterlichen Unwetter wieder in unser Biwak zurück. Es regnete in Strömen. Wo die droben nur all das Wasser herbringen mochten, mit welchem wir seit dem Ausmarsche fast täglich überschüttet wurden!

Im Biwak sah es — häßlich aus! Schmutz — tiefer Morast, und dabei tobte das Unwetter fort. Es konnte wegen des klatschenden Regens kein Feuer angemacht werden, die Kochkessel kamen nicht ins Kochen — darum speisten wir kalt, ein Stück Brot und einen Schluck Wein!

Und dann warfen wir uns auf die nasse, durchweichte Erde und — versuchten zu schlafen, was mir jedoch nicht gelang.

Müde und fröstelnd erhob ich mich in der nächsten Frühe von meinem üppigen Lager, hungrig und durstig spähte ich hinaus in den kühlen nassen Morgen — alles war grau in grau — außen in der Natur, in meinem Innern aber auch, denn — man mag sagen, was man will „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen" und ein von Frost durchschauerter, „ungefrühstückter" Mensch — ist nur ein halber Mensch und durchaus nicht zur Lust und Freude aufgelegt.

Ich spähte hinaus in den kühlen Morgen, sah aber nichts, was nach etwas Eßbarem aussah; ich schnallte die Säbelkoppel um einige Löcher enger und marschierte dann zu meinem ganz besonderen Vergnügen, auf Befehl, wieder einmal ab, um zu requirieren.

Wo ich hinkam, waren andere Requisitonskommandos schon dagewesen und hatten mitgenommen, was sie fanden; mir hatten sie jedoch nichts übrig gelassen.

Bei meiner Rückkehr von meinem Kommando konnte ich dem Herrn Major die höchst unliebsam aufgenommene Meldung erstatten, daß mein Beutezug — erfolglos verlaufen sei.

Der hohe Vorgesetzte sah mich hierauf recht liebenswürdig an und entließ mich mit einigen freundlichen Worten, die einem — Fluche nicht ganz unähnlich waren; doch was konnte ich dafür, wenn „in und um Sedan herum" schon alles aufgegessen war? Jedoch erhielten wir endlich von einer Verpflegs-Abteilung noch einige Ochsen geliefert und — „all' Not hat nun ein Ende"!

Einem gefallenen Turkos.

Wer sang es dir an deiner freien Wiege,
Die fern im Osten zwischen Palmen hing,
Daß sich dein Schicksalsstern so weit verfliege
Und fern im Abendlande unterging?

Sang es der Schilf, wenn du auf stolzem Rosse,
Dem Löwen nach, die Wüste hingebraust,
Daß du, der freien Wildnis freister Sprosse,
Von Tyrannei dich einst gedungen schaust?

Hat dir's der Zaubervogel zugesungen,
Der einst am Nil umkreiste deinen Traum,
Als du, vom Tigerkampfe mattgerungen,
Entschlafen unter einem Feigenbaum?

Da war's! Du sah'st im Traum dich im Gefechte;
Ein Dämon drang dir auf den blanken Speer,
Und du, ein Sohn von krieg'rischem Geschlechte,
Gabst deinem Freiheitsmörder gern Gehör.

Und aus dem Schlaf erwacht, war wirklich worden
Der gift'ge Traum, der in dein Herz sich stahl;
Ein Krieger stand an deiner Hütte Pforten
Und führte dich aus deinem Palmenthal.

Und führte dich auf einem mächt'gen Schiffe
Nach einem unbekannten fernen Strand;
Kaum schautest du zurück zum blauen Riffe,
Das dir noch einmal wies dein Vaterland.

Und purpurrot sah'st du in goldnen Wogen
Die Küste deines Ruhms im Abendschein,
Und deines wilden Hengstes Mähnen flogen
Und stürmt' mit dir schon in die Schlacht hinein.

O schwarzer Jüngling! eine stille Thräne
Bist du mir wert, bedenk' ich dein Geschick;
Seh' ich dein Haupt auf toten Rosses Mähne
Jetzt still gesunken mit dem Sterbeblick.

Du schaust nach Osten! — ach! in diesem Sinnen
Blüht einmal noch empor dein Heimatthal!
Und milder deiner Wunde Quellen rinnen,
Und ostwärts schaut dein Blick zum letztenmal.

Ein Christ, o Jüngling, hat mit dir empfunden!
Und meine Leier — auch von freiem Blut —
Heil dir! das Morgenland hast du gefunden,
Wenn auch der Leib in fremder Erde ruht.

Siegfried Bäumler.

Das Brigade-Schwein, oder: Gewalt geht vor Recht.

Von Alfred Frhrn. v. Horix.

„Ja, wo bleiben denn wir, lieber U.? so fragte in ängstlich vorwurfsvollem Ton Major von S. seinen alter ego, den Adjutanten, als er zusah, wie die Mannschaft ihren dem eisernen Bestand entnommenen Reis und Erbswurst oder corned beef verzehrte. Es war am 3. September unter den Wällen Sedans, und die Beschaffung von Lebensmitteln auch für den gewandtesten „Finder" äußerst schwierig.

Major von S. hatte großen Hunger und noch mehr Durst. Mit den wenige Tage vorher in Hülle und Fülle gefundenen Vorräten an Eß- und Trinkbarem hatte man nicht hausgehalten, und das Zehren an der Erinnerung an bessere Tage erzeugte neue Tantalusqualen.

Adjutant U. zuckte mit den Achseln und meinte, es bleibe nichts für heute übrig, als sich ebenfalls mit dem vorhandenen „Gefaßten" zu begnügen.

Das paßte dem guten Major ganz und gar nicht, der oft genug die unnötige Versicherung gegeben hatte, daß er frisches Fleisch vom Ochsen oder vom Schwein der besten Erbswurst vorziehe.

Lieber U., schaffen Sie etwas zu essen! grölzte der Major in einschmeichelndem Ton nochmals seinen Adjutanten an, der unschlüssig dastand.

Da geht unser Tischmeister vorbei — bemerkte der Adjutant tonlos, auf einen Sergenten des Bataillons hinzeigend, der, wie es schien,

mit sich selbst nicht im reinen, wie er heut des Majors Tisch bestellen solle, dahinschlich.

Rufen Sie ihn doch einmal her zu uns, U.! rief, einen Strahl von Hoffnung im Antlitz, Major von S., der muß etwas herschaffen...

Der Gerufene hatte auch nur ein Achselzucken auf die an ihn gerichtete Frage; dann dem Drängen nachgebend, meinte Sergent B. bedeutsam lächelnd, er wolle sein möglichstes zur Beschaffung eines Mahles thun, wenn ihm hiezu „unbegrenzte Vollmacht zur Requisition" gegeben werde. Diese in erhobenem Ton gesprochenen Worte begleitete Sergent B. mit einer kreisförmigen Bewegung der Hand, dem bekannten „böhmischen Zirkel", damit sagend: er werde auf seiner Suche rücksichtslos nehmen, wo immer er etwas „finde".

Genehmigt! fuhr Major von S. darein, und jetzt machen Sie, daß Sie etwas herschaffen; Ihr Vorbehalt läßt mich ahnen, daß Sie um die Mittel zur Requirierung nicht mehr in Verlegenheit sind; mein Hunger und meine besten Wünsche begleiten Sie!

Sergent B. suchte zunächst die Leute der „Wagenbedeckung" auf, die in ihren Mußestunden sich gern zu allen möglichen Dienstleistungen hergaben. Er nahm Rücksprache mit einem derselben, der gewöhnlich — als gelernter Metzger — das Schlachten der „gefaßten" Tiere besorgte.

Mit wichtig-ernster Miene sagte dieser, sich dem Sergenten völlig nähernd: „Ich wüßt' schon noch was — eine Sau . ."

Wo steht die? wo liegt die? stieß Sergent B. mit gedämpfter Stimme hastig hervor.

Jaaa, meinte der angehende Schlächtermeister und derzeitige Gefreite bedenklich, die ist — die gehört der Brigade — —

Unsinn! polterte mit unterdrückter Stimme der Sergent; Sie wollen damit eben sagen, daß das Schwein in dem Haus oder Hof sich befindet, wo der Brigadestab untergebracht ist. Wer weiß, ob der auf das Schwein Anspruch macht. Und wenn das Schwein, wie Sie meinen, „der Brigade gehört", gehört es gerade so gut uns, denn wir bilden die Brigade mit, und wer zuerst kommt . . .

Nein, Herr Sergent, unterbrach der Gefreite, die „Sau" gehört wirklich der Brigade; der Herr General weiß davon, daß sie allein noch da ist, und sie wird seit gestern militärisch bewacht; — das gäb' einen Heidenspektakel, wenn die „Sau" fortkäm' — ich glaube, der General haltet bei der ganzen Brigade Tornistervisitation! —

Wer wird so weit denken, mein Lieber, replizierte der Sergent; „die Brigade“ hat heute jedenfalls noch zu essen, sonst wäre das Schwein schon geschlachtet. Unsere Herren haben aber schon seit gestern nichts mehr zu essen und — Gewalt geht vor Recht. Das Schwein muß her und zwar gleich!

Der Gefreite belehrt den Sergenten über die vorliegenden Schwierigkeiten: Das Schwein liege hinter einem Holzstoß hart an der allerdings nicht allzuhohen Umfassungsmauer; im Hof seien fortwährend Stallburschen unterwegs, und der vor den Bagagewagen stehende Posten sei besonders angewiesen, den improvisierten Schweinstall im Auge zu behalten.

Sergent B. ging einen Augenblick mit sich zu Rat; dann befahl er, an die Außenmauer, dicht an des Schweins Liegestatt, zwei Leute zu dessen Empfangnahme zu postieren; der Metzger selbst möge, angethan mit weißer Schürze, Wetzstahl und Messer, sich ungescheut zur Schlachtung begeben; offenes Handeln sei in so kritischer Lage allzeit besser als „Schlauheit“, die doch meist durch irgend einen Zufall mit einer kolossalen Dummheit endige. Für das Fernhalten von unberufenen Zeugen beim blutigen Schauspiel versprach der Sergent persönlich zu sorgen. Ohne Verzug gingen die drei an die Ausführung der ihnen zugefallenen Aufgaben.

Der Metzger führte schleunigst die zwei Hehler an ihren Posten, an welcher Stelle absolut niemand vorbeikommen konnte; dann zog er sein Hinrichtungsgewand an, wobei er sich lange genug verhielt, bis im Hof die Luft rein sein würde.

Sergent B. übernahm die Hauptaufgabe, die Unteroffiziere des Brigadestabes, das Stallpersonal und den Posten vor den Fourgons zu beschäftigen. Zu diesem Behufe begab er sich, eine Zeichnung in den Händen, auf den Hof des Brigade-Stabsquartieres, allwo er sämtliche Anwesende um sich versammelte und das kleine Bild, das eine Persiflage auf den eingeschlossenen Marschall Bazaine darstellte, umherzeigte. Während alles neugierig die Köpfe zusammensteckte, ging der Metzger pfeifend und mit Messer und Stahl spielend über den Hof nach hinten. Nach wenig Sekunden ein unterdrücktes Grunzen, das nur Sergent B. als Eingeweihter wahrnahm. Der Metzger warf das Schwein über die Mauer, dann folgte er auf demselben Weg. Sergent B. steckte das genugsam bewunderte Bild zu sich und ging ebenfalls von dannen.

Hinter dem Bataillons-Lagerraum trafen die Gauche wieder zusammen. Das Schwein ward kunstgerecht zerteilt und auf die vier Kompagnien verteilt, nachdem für den Major und Adjutanten die besten Stücke ausgewählt waren.

Einige Stunden später sehen wir letztere vergnügt, weil gesättigt, dasitzen, dabei eine Zigarre rauchend und gefaßten Landwein trinkend; der improvisierte Tisch mit des Mahles Resten harrte noch des Abräumens.

Der Herr General! unterbrach Adjutant U. die friedliche Ruhe seines Majors, der, gerade an Weib und Kind denkend, seinen „Kef“ hielt. Noch ehe beide Herren sich zur Begrüßung erhoben hatten, war der General an den Tisch herangetreten; nach den üblichen Einleitungsgesprächen bemerkte letzterer scherzhaft und nach den abgeleerten Feldgeschirren deutend, wie er schon beim Nahen im Dunstkreis dieses Bataillons solch' appetitlichen Bratengeruch verspürt habe . . .

Famosen Schweinsbraten, Herr General! erklärte Major von S., sich verneigend; es muß noch genügend vorhanden sein, wenn Herr General uns die Ehre geben, unser Gast zu sein.

Der General nahm ohne Umstände an, und auf Weisung des Adjutanten ward ihm rasch nachservirt. Der wirklich gut bereitete Braten mundete dem General sichtlich, und er gab sich ungewöhnlich liebenswürdig; nur den „gefaßten“ Landwein fand er als Kenner nicht ganz entsprechend.

Der mit ihm ins Biwak gekommene Ordonnanzoffizier Graf M., welcher sich die Erlaubnis erbeten hatte, seinen bei einem andern Bataillon stehenden kleinen Neffen aufsuchen zu dürfen, kehrte soeben zurück, seinen General abzuholen.

Sie kommen gerade recht, M.! rief General von R. diesem frohgelaunt zu; ist etwa für den M. noch etwas übrig? wandte sich der General an die Offiziere. Erneutes Winken, nochmaliges Servieren.

Essen Sie ganz ruhig, wir haben ja Zeit zum Heimgehen, ermunterte der General seinen Galopin, ihm leutselig auf die Schulter klopfend.

Schweinsbraten? — fragte betroffen Graf M., als die Ordonnanz ihm servierte.

Nun, essen Sie den nicht gern? wandte sich der General zu ihm; da im Feld hat man halt keine reichhaltige Speisekarte.

Nicht doch, Herr General! unterbrach diesen Graf M., aber es ist mir jener Ausdruck der Verwunderung eigentlich unwillkürlich über die Lippen gekommen, weil . . . Nämlich —

Was also? frug ungeduldig General von R., der auch sehr neugierig sein konnte.

Graf M., der zur Erkenntnis gekommen war, „wieder einmal" eine bêtise gemacht zu haben, sagte sich, daß Verheimlichung ganz zwecklos, da der General es nur zu bald doch erfahren müsse, weil eine Deckung oder Ersatz absolut ausgeschlossen sei; also platzte er heraus: „Unser designiertes Mittagsmahl für morgen — Herr General wissen ja, unser „eisernes Reserveschwein" ist heute mittag spurlos verschwunden . . ."

General von R. riß die Augen weit auf; sein gesundes Rot ging in das bekannte Tiefblau über. — Waaas? glitt es langsam von seinen Lippen — meine . . . unsere Sau . . .?

Und sich dem arglos, weil ahnungslos dasitzenden Major von S. zuwendend, inquirierte er den Ärmsten:

Herr Major! — bisher hatte er ihn heut stets „lieber S." genannt — Herr Major Baron S., wo war Ihre . . . diese Sau her? — Herr Adjutant, oder wer sonst kann über das hier verzehrte Schwein Auskunft geben?

Adjutant U. war alsbald aufgesprungen, um den mit den „weitgehendsten Vollmachten" ausgerüsteten Sergenten B. herzuholen.

Sergent B. kam. Als er den General in seiner Dienstmiene sitzen sah, verließ ihn für einen Augenblick die Geistesgegenwart — er zeigte das bekannte „dumme Gesicht".

So! jetzt erzählen Sie die Geschichte dieses von Ihnen beschafften Schweinsbratens, befahl ihm General von R. — dann sehen wir weiter!

Sergent B., einer der wenigen Repräsentanten der in der Armee in Flor gekommenen „soldatischen Intelligenz" erzählte in bescheidener, dabei gewandter und origineller Rede den ganzen Hergang, der auch dem herzensguten, aber für ihn als tapferen Offizier etwas zu ängstlichen Major von S. neu war. Es sei hierbei hervorgehoben, daß Sergent B. mit seltenem Takt seine Eigenschaft als plénipotentiaire im Interesse seiner Offiziere ganz überging! —

Je weiter der Sergent in seiner Erzählung kam, desto mehr erhellten sich des Generals Mienen — auch die des Majors von S.

Als B. geendet und dastand in Erwartung kommender Dinge, langte General von R. bedächtig nach der goldenen Dose; sein bis dahin auf B. ruhender Blick glitt hinüber zu Graf M., der nur mühsam das ihn quälende Lachen zu verhalten bemüht war, das den leicht ge-

kränkten General gereizt und in weiterer Folge das noch schwebende Los des Sergenten verschlimmert haben würde.

„Herr General", neigte sich nun Graf M. herüber, „ob wir den Braten nun morgen oder heute gespeist, ist am Ende einerlei — belieben der Herr General dem Sergenten Absolution zu erteilen . . . . . ."

„General-Absolution!" rief entschiedenen Tones General von R., dabei sich eine Prise nehmend und die Dose aus Macht der Gewohnheit zunächst dem Sergenten B. hinhaltend.

Gefangenen-Transport.

Mitgeteilt von H. B.

„Glück muß der Mensch haben!" Das ist im Leben die Hauptsache!

Wir hatten seit drei Tagen auf dem Schlachtfelde bei Sedan teilweise in strömendem Regen — biwakiert; die Verpflegung war mangelhaft. Schmalhans war bei uns Küchenmeister; wir hatten gehungert, in den Nächten, auf nasser Erde — nur wenig geschlafen — von Frost durchschauert, und nun — am 7. September — mittags erhielten wir den hochwillkommenen Befehl, einen Gefangenen-Transport nach Westen hin zu eskortieren! Ja, Glück muß der Mensch haben!

Die 6. und 7. Kompagnie meines Regiments wurden zu diesem reizenden Geschäft bestimmt.

Wir übernahmen unser Deputat von 2000 Mann auf der Maas-Insel bei Sedan, marschierten durch die Stadt hindurch und zogen von hier aus weiter nach Stenay.

Es war ein recht heiterer, amüsanter Marsch. Es schüttete von oben herab wie mit Kübeln. Die Straße war aufgeweicht, zusammengefahren, in trostlosem Zustand. Der Marsch war sehr lang und anstrengend.

Die Gefangenen hatten nichts im Magen, und wir — nicht viel. Das Marschieren ging deswegen sehr schlecht und langsam, besonders bei den gefangenen Mannschaften der Kavallerie und Artillerie, welche des Marschierens ungewohnt waren und sich in ihren schweren Reitstiefeln und Reithosen, auch „Blechhosen" genannt, nur mühselig weiter schleppten.

Dazu kam noch die Disziplinlosigkeit der Franzosen, welche nicht in Reih und Glied, so, wie wir sie eingeteilt hatten, verbleiben wollten, sondern marschierten, wie es ihnen gerade gefiel. Wir konnten dies der besseren Überwachung wegen nicht dulden und hatten deshalb immerwährend die unbotmäßigen Leute wieder zur Ordnung im Marsche anzuhalten.

Es war, wie gesagt, recht heiter und amüsant, und jeder Mitkämpfer von damals, der je einen Gefangenen-Transport zu führen hatte, wird mir beipflichten, wenn ich behaupte, daß ein solcher gerade nicht zu den wünschenswertesten Dienstesverrichtungen zählt.

Unsere Gefangenen raisonnierten besonders über ihre Generäle, „diese hätten sie verraten und verkauft“ — „die alte Melodie“ von jedem unglücklichen Feldzug!

In Stenay kamen wir erst spät abends an; — es regnete, gottlob, immer noch.

Alle Gefangenen wurden in die Kirche, Kasernen und Magazinen, getrieben, wo ihnen die Einwohner etwas zu essen und zu trinken brachten.

Mein Kamerad X. und ich wurden bei einer Witwe Namens Anthourd einquartiert.

Respekt und Hochachtung! Das war einmal ein nobles Quartier! Alles zeugte von großem Reichtum der Dame, unserer Quartiergeberin.

Prächtig, luxuriös eingerichtete Zimmer nahmen uns auf. Deckenhohe Spiegel und die feinsten Möbel bildeten die Ausstattung.

Und das Diner! oder war es ein Souper? Für uns war es beides in einem vereint — dieses opulente Mahl, das wir in Gesellschaft der Dame einnahmen! — es war wie ein Märchen für uns, als wir an der reichbesetzten Tafel schmausten und schwelgten. Freund X. mußte aus irgend welchem Grunde über den aufwartenden Diener lachen, und das hätte bald unsere Idylle etwas gestört, denn — die Dame bezog dieses Lachen auf sich und war deshalb etwas pikiert.

Es gelang mir jedoch, sie über ihren Irrtum aufzuklären, und in — voriger Harmonie nahm das Diner den ungestörtesten Verlauf, denn beim Dessert wurde noch prachtvolles Obst aufgetragen, so schön, wie wir vorher kaum noch eines auch nur gesehen hatten.

So ist das Soldatenleben im Kriege!

Gestern lagen wir noch im — Schmutz auf bloßer Erde, und heute streckte ich mich nach einem so üppigen Souper — in einem weichen, breiten, prächtigen, französischen Federbette, umgeben von allem

Luxus, zum Schlafe nieder und schlief und schlief, wie ein Märchenprinz bis zum Morgen des 8. September, wo die Pflicht mich wieder heraus — aus dem Bette, hinaus zum Dienste, zum Gefangenen-Transporte rief, und — weiter geht es auf durchweichter Straße dahin und — gottlob! es regnet immer noch! Beim Aufbruche in Stenay hatten wir sehr viel zu thun, um unsere Gefangenen zusammen zu halten, damit sie uns nicht entwischten, wozu natürlich die Einwohner ihnen jegliche Hilfe hätten angedeihen lassen.

In strömendem Regen marschierten wir bis Damvillers, wo wir den Befehl erhielten, daß die Gefangenen in zwei Ortschaften untergebracht werden sollten,

Meine Kompagnie kam nach Lissay, wo die Gefangenen in Kirchen und Schulhäusern eingeschlossen wurden. Am Abend bekamen sie Kartoffel und in der Frühe des andern Tages Fleisch und Suppe.

Die Einwohner von Lissay waren nicht besonders liebenswürdig gegen uns; sie wollten keinen Wein für die Bewachungs-Mannschaften hergeben. Jedoch gelang es unserem „freundlichen" Zureden zuletzt doch noch, solchen zu erhalten. Man muß nur mit den Leuten reden! Das Wie ist natürlich verschieden!

Wir quartierten uns selbst beim Pfarrherrn ein. Es gab altes, zähes Kuhfleisch und eine einzige Flasche Wein. Eine Schwester in Klostertracht bediente uns; Kamerad X. und ich legten uns zu Nacht mitsammen in ein Bett!

Welcher Unterschied: „Gestern und heute!"

Am Abend besuchte ich noch meinen Hauptmann, der über die Widerspenstigkeit der Einwohner sehr aufgebracht war. Alles mußte von den trotzigen Citoyens erzwungen werden, aber — „Zureden hilft", besonders manchmal, wenn dies etwas nachdrücklich mit — dem Kolben geschieht.

Am nächsten Tage, 9. September, in der Früh traten wir unseren Weitermarsch wieder an.

Und es regnet — gottlob! immer noch!

Unser Marschziel war Etain. Vor unserem Abmarsch aus dem „liebenswürdigen" Lissay requirierte ich noch Wägen für allenfallsige Marode.

Heute war es besonders schwierig, unsere Gefangenen zum Transporte zu sammeln. Mit dem Kolben mußten wir die Leute in Reih und Glied bringen.

Es regnet — gottlob! weiter. Es war ein schreckliches Wetter. Wir wurden bis auf die Haut naß. Meine Strümpfe mußte ich einigemale während des Marsches auswinden, die Sohlen meiner Füße brannten mich wie Feuer.

Auf der Mairie in Etain erfuhr ich, daß wir in Rouvres einquartiert würden.

Auf den beschwerlichen Märschen ist es stets das Unangenehmste, wenn man glaubt, jetzt am Marschziel angekommen, endlich Ruhe zu finden, dann wieder weiter marschieren muß.

Und dieses Glück wurde uns zu teil; auf, weiter! nach Rouvres.

Dortselbst wurden wir militärisch einquartiert. Die meisten Offiziere, darunter auch ich, kamen in ein Schloß, wo wir gute Aufnahme fanden.

Die Besitzer, ein Ehepaar ohne Kinder, thaten ihr möglichstes, um uns zu bewirten und zu verpflegen.

Vor allem trachteten wir darnach, unsere Kleider zu trocknen; zogen uns daher vollständig aus und hingen jene ans Feuer.

Es war ein komischer Anblick, als wir dann bei Tische saßen, allesamt — barfuß, wir hatten keine Wäsche zum Wechseln bei uns — ja, ein Hauptmann erschien nur mit seinem Mantel angethan, denn die übrigen Kleidungsstücke trockneten noch am Feuer! A la guerre comme à la guerre!

In Etain schlug unsere Erlösungsstunde. Hier übergaben wir unsere Gefangenen einem preußischen Bataillon, welchem nun die beneidenswerte Aufgabe zufiel, dieselben weiter, nach Deutschland hin, zu transportieren.

Die Preußen brachten die hungernden und frierenden Franzosen in einem Steinbruch unter, welcher keinerlei Schutz vor dem furchtbaren Unwetter bot, aber — ganz leicht zu bewachen war.

Es regnete — gottlob! immer noch!

Mit besonderer Sehnsucht denke ich nicht an jene Tage zurück. Glück muß der Mensch haben!

Wir suchten dann wieder zu unserem Regimente zu kommen, welches sich bereits auf dem Vormarsch nach Paris befand.

Jetzt nach fast 25 Jahren schreibe ich die Erinnerungen an jenen — Gefangenen-Transport! Ob es wohl noch immer fort regnet?

In einer Kirche einquartiert.

Von Heinrich von Selbitz.

Am 7. September 1870 kamen wir nachmittags in Ecrouves, in der Nähe der damals noch cernierten Festung Toul, an und bezogen wieder einmal zur Abwechselung ein Biwak in der Nähe des Dorfes, und selbstverständlich — regnete es wieder einmal so intensiv, so unaufhörlich, daß wir bis auf die Haut durchnäßt waren.

„Gestern hat's g'regnet — und heut' regnet's aa (auch)
Und morgen reg'nt's wieder — und übermorg'n aa!“

sangen unsere Krieger in grimmigem Humor.

Es ist ein alter Soldaten- und Erfahrungsgrundsatz: das allerschlechteste Quartier ist besser als das — allernässeste Biwak; wenn's nur von oben und unten trocken ist, dann mag man liegen, wie und wo man will. Unser damaliges Biwak war — scheußlich.

Ein Herr Lieutenant, ein Schlauberger, birschte sich an den Herrn Major heran, der pudelnaß — auf einigen Tornistern saß und — sehr übelgelaunt vor sich hinbrütete.

Das Dorf Ecrouves war mit Infanterie und Artillerie, welche zu den Cernierungstruppen von Toul gehörten, überfüllt — nur die Kirche des Ortes war — noch unbesetzt.

Der Major schüttelte sich vor Frost. „Pfui Teufel — ist das ein miserables Hundewetter! Mich friert es von innen heraus“, sprach er mißmutig vor sich hin.

„Herr Major — wenn ich mir gehorsamst erlauben dürfte, meine Feldflasche anzubieten; ich habe darinnen noch einen guten alten Cognac, in Nancy requiriert!“

„Wird dankend acceptiert, mein lieber Kamerad“ — äußerte der Bataillonsgewaltige, nahm die ihm dargebotene Feldflasche und that einen herzhaften Schluck daraus: „Vergelt's Ihnen Gott! Herr Lieutenant; ah, das thut wohl!“ schmunzelte er und rieb sich mit Wohlbehagen den Magen; „das war zu rechter Zeit ein gescheiter Einfall von Ihnen, lieber B.; man muß auch innerlich sich anfeuchten bei der — Nässe!“

„Herr Major“ — fuhr der Lieutenant, die gute Laune des hohen Vorgesetzten benützend, fort — „die Kirche ist noch nicht belegt, wenn man das Biwak in die Kirche verlegen würde, so hätte man doch wenigstens ein Dach über sich.“ —

„Der Einfall ist auch nicht schlecht, mein Lieber! Ich sag' Ihnen, Herr Lieutenant, Sie werden noch einmal ein bedeutender Mann werden! Wenn das Avancement so fortgeht, und Sie gesund bleiben und es noch erleben, so können Sie noch einmal als — Oberlieutenant zur Fußwaschung nach München kommen!“ scherzte der Major.

Geschmeichelt von der wirklich berückenden Aussicht, in die Zukunft, die ihm der Major eröffnete, verbeugte sich lächelnd der Lieutenant — „Herr Major sind zu gütig — es wäre dies ein zu großes Glück für mich — Oberlieutenant! Fußwaschung — o, welcher Zauber liegt in diesem Wort!“

„Hörn's auf! Herr Lieutenant und fangen's nicht zum Dichten an — denn darin sind Sie — großartig! Also — ein anderes Bild! Es ist wahr, wenn die Kirche noch unbelegt ist, könnten wir die Mannschaften dort unterbringen. Ihr Französisch ist doch noch weniger mangelhaft als das meines Herrn Adjutanten, und ich beauftrage Sie hiermit, mit dem Ortspfarrer — écurie — oder wie das im Französischen heißt, Rücksprache zu nehmen, die notwendigen Anordnungen zu treffen, und mir dann über den Erfolg Ihrer Mission Meldung zu erstatten!“

„Sehr wohl, Herr Major!“ war die dienstliche Antwort des Lieutenants; er machte Honneur und schritt von dannen.

Mr. le curé war ein alter Herr mit langen, schneeweißen Haaren, welche auf den Kragen der Soutane herabfielen und ihm ein ehrwürdiges, priesterliches Aussehen gaben; sein Gesicht war von freundlicher Milde, und die gesunde Röte desselben machte ihn zu einem schönen, greisen Mann, der still und ruhig durchs Leben gegangen war.

Freundlich blickte er auf den Lieutenant, als dieser, vorher durch die Dienerin angemeldet, mit abgenommenem Helm ins Zimmer trat.

„Mon capitaine — womit kann ich dienen?“ fragte er höflich, indem er einige Schritte dem Besucher entgegentrat.

„Entschuldigen Sie, Mr. le curé — ich bin nur Lieutenant.“ —

„Aber — als Capitaine — vielleicht als Kommandant (Major) werden Sie nach Hause zurückkehren“, unterbrach er mit echt französischer Verbindlichkeit den Lieutenant.

Lächelnd schüttelte der Offizier das Haupt und setzte den Pfarrherrn von dem Zwecke seines Kommens in Kenntnis!

„Ach, in die Kirche — einquartieren!“ rief erschreckt der Geistliche — „in das Haus des Herrn, das dadurch entweiht wird — o, mein Lieutenant, das ist unmöglich, ganz unmöglich“ fügte er erregt bei.

„Es ist allerdings bedauerlich, Mr. le curé, daß wir die Kirche belegen müssen, aber das schlechte Wetter, der immerwährende Regen, die Rücksicht auf die Gesundheit unserer Mannschaften zwingt uns hiezu; seit drei Tagen marschieren und kampieren wir immer unter strömendem Regen und lagern nachts auf bloßer, nasser Erde“. —

„O, mon Dieu! Das ist schrecklich — bei diesem fortwährenden Regen, — auf bloßer Erde — o, das ist — traurig, da müssen ja die armen Menschen krank werden“ unterbricht der milde Geistliche mitleidig den Offizier.

„Und unsere Leute sind fast lauter Katholiken, gute Katholiken“ fährt der Offizier fort.

„So Katholiken, gute Katholiken, Glaubensgenossen?“ fragt der Priester noch einmal, schon halb bezwungen.

Der Lieutenant kann seine Aussage nur wiederholen und — „Jawohl, mein Lieutenant, freilich müssen Ihre Soldaten unter Dach kommen, das sehe ich ein, dies ist notwendig, damit sie nicht krank werden — jawohl, sogleich müssen sie Schutz vor dem Regen haben. — Bitte gönnen Sie mir nur eine halbe Stunde Zeit, daß ich eine kleine Prozession veranstalten kann — nur einige Leute meiner Gemeinde — um das Sanktissimum aus der Kirche hieher in meine Wohnung zu übertragen; es ist dies Vorschrift unserer Kirche.“

„Mr. le curé — thun Sie, was Ihres Amtes ist! Meine Leute werden gewiß die Kirche, das Gotteshaus, respektieren und diesen heiligen Ort nicht profanieren!“ mit diesen Worten empfahl sich der Lieutenant, von dem geistlichen Herrn artig bis zur Hausthüre begleitet.

Bald darauf erklangen die Glocken vom Kirchturm, und der Pfarrer trug unter Begleitung einiger Ortseinwohner, des Meßners und seiner Dienerin das Allerheiligste aus der Kirche in seine nahegelegene Wohnung; die deutschen Soldaten, welche diesem kleinen Zuge begegneten, grüßten ehrerbietig das hochwürdigste Gut, als es an ihnen vorbei getragen wurde.

Kurze Zeit darnach — rückte das Bataillon — nur zwei Kom-

pagnien stark, die beiden andern waren zum Gefangenen-Transport abkommandiert, in die Kirche ein und bezog seine Quartiere.

Da fast überall in Frankreich nicht festgemachte Kirchenbänke und -Stühle sich in den Kirchen befinden, sondern nur leichte, bewegliche Stühle mit Strohgeflecht, so war die Kirche in Ecrouves bald geräumt, und die Leute lagerten sich in dem nun fast leeren Raum, im Gotteshaus. Außen an der Kirchenmauer wurden Kochgruben ausgehoben, und bald prasselten überall lustige Feuer, an denen die Kochkessel aufgestellt wurden.

Im Innern der Kirche wimmelte es durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Die bayerischen Krieger richteten sich für die Nachtruhe ein. Dank dem Entgegenkommen des Ortsgeistlichen hatte sich noch eine ganz stattliche Anzahl Strohgebunde vorgefunden, welche auf dem Fußboden der Kirche gleichmäßig ausgebreitet wurden.

Die Soldaten hatten ihre nassen Monturen aus- und die seither gerollten Mäntel angezogen und befanden sich daher in sehr primitiver Toilette.

Allmählich wurde es Abend; einige Lichter, in Flaschen steckend, beleuchteten nur notdürftig den verhältnismäßig großen Kirchenraum.

Statt Weihrauchwolken zogen jetzt Tabakswolken durch die Kirche; auf der Kanzel hatte ein Soldat Posto gefaßt, vorne am Altare, auf den Stufen saßen Soldaten und putzten Gewehre und Armaturstücke.

Die brennenden Lichter ließen im Halbdunkel die Heiligenfiguren nur schwach erkennen, welche, bald im Dunkel, bald wieder beleuchtet, ganz verwundert dieses ungewohnte Treiben zu betrachten schienen. Der Regen schlug klatschend an die Kirchenfenster, der Sturm heulte um die Kirche.

Da erklang zuerst leise, dann immer lauter die Orgel, welche von einem einberufenen Lehrer gespielt wurde.

Das Stimmengewirre der Soldaten verstummte; hehr und feierlich brausten die Orgelklänge durch die heiligen Hallen. „Sänger vor!" kommandierte eine Stimme, und rasch hatte sich ein Doppelquartett von sangeskundigen Leuten, Unteroffizieren und Mannschaften, gebildet, und nach einem Vorspiel ging der Maëstro in die Melodie über: „Das ist der Tag des Herrn", und gar nicht übel erklang dies schöne deutsche Lied in der französischen Dorfkirche, gesungen von bayerischen Soldaten.

Leise hatte sich die Kirchenthüre geöffnet; Mr. le curé war eingetreten, ihm folgten noch mehrere Ortseinwohner, Männer und Frauen,

und nun standen sie da und lauschten der deutschen Melodie mit dem ihnen unverständlichen Texte. Das Lied ging zu Ende, noch einmal erklang es feierlich: „Das ist der Tag des Herrn!“

Mit voller Kraft griff sodann der improvisierte Organist in die Tasten, zog die Register, und brausend, wie „ein Regenstrom aus Felsenrissen“, erklang das gewaltige, triumphierende Lied zu Ehren Jehovas durch das Gotteshaus; denn auch Protestanten waren unter den Soldaten.

„Jehova! Jehova! Jehova!
Deinem Namen sei Ehre, Macht und Ruhm!
Amen! Amen!
Bis einst der Tempel dieser Welt
Auf dein Wort in Staub zerfällt,
Soll in unsern Hallen
Das Heilig! Heilig! Heilig! erschallen.
Hallelujah! Hallelujah!““

Volltönig hatten die dieses Textes Kundigen eingestimmt, so daß der Widerhall sich an den Mauern brach, und weihevoll erstarb der letzte Ton dieses erhebenden Lobgesanges zur Ehre des Allmächtigen.

Staunend hatten die Franzosen diesem deutschen Sang gelauscht; so gewaltig, so packend, so aus der tiefsten Seele kommend hatten sie noch nie singen gehört, und das waren die deutschen Barbaren, die hier dem großen Gotte huldigten? „Großer Gott, wir loben dich!“ ertönte es von der Orgel herab.

„Mein Lieutenant!“ wendete sich der Geistliche, der andachtsvoll mit seinen Gemeindegliedern dem Gesange zugehört hatte, „mein Lieutenant, die Deutschen müssen doch keine so bösen Menschen sein, wie sie uns immer in den Zeitungen geschildert werden!“

„Warum?“ fragte der Lieutenant.

„Weil sie so schöne Lieder haben!“ war die Antwort.

„Sie, Mr. le curé, haben aber doch nichts verstanden, was hier gesungen wurde?“

„Nein, das nicht; aber die Melodie war so schön, so feierlich, und die Lieder kamen aus dem Herzen frommer Menschen, die Gott lieben und fürchten.“

„So ist es, Mr. le curé, wir glauben alle an Einen Gott, der unser aller Vater ist, und wir sind seine Kinder!“

„Gott segne Sie und behüte Sie!“ sprach bewegt der französische Priester. „Er nehme Sie in Seinen heiligen Schutz!“

Dann wurde es stille in der Kirche; der Schlaf sank herab auf die deutschen Soldaten, die hier, im feindlichen Lande, friedlich schlummerten und vielleicht im Traume in der Heimat waren: in der fernen Heimat.

Der Regen hatte nachgelassen.

Draußen schritten die Posten — einförmigen Schrittes auf und ab; hie und da ertönte in der Ferne ein Schuß, den die Vorposten beiderseitig abgaben; die Sterne leuchteten.

Am nächsten Morgen war ein Marientag. Da verließen wir die Kirche und zogen weiter — in der Richtung nach Paris, zu neuen Kämpfen, neuen Siegen — und strahlend stand die goldene Sonne am blauen, wolkenlosen Himmel!

Auf dem Marsch nach Paris.

Von dem ehemaligen Gefreiten Georg Hecht der 3. Kompagnie des k. b. 15. Infanterie-Regiments.

Wir hatten nach der Schlacht bei Sedan auf dem Schlachtfelde biwakiert; in der Nähe von Bazeilles.

Der üble Geruch, den die massenhaft herumliegenden, noch unbeerdigten Leichen ausströmten, war schrecklich; wir mußten den Platz verlassen und auf einer anderen Seite Biwak beziehen.

Der Regen floß während der Nacht in Strömen.

Den andern Tag marschierten wir wieder ab und zwar in der Richtung unserer Anmarsch-Linie, so daß wir glaubten, der Krieg sei nun zu Ende, und wir kehrten wieder in die Heimat, nach Deutschland, zurück.

Doch mit einem Male schlugen wir eine andere Richtung ein. Ich hatte einen Kompaß an meiner Uhr befestigt, den legte ich auf meine französische Landkarte, welche ich mir Anno 1867 in Paris, wo ich jenes Mal als Konditor in Kondition gestanden, gekauft hatte, und ersah, daß unsere jetzige Marschrichtung gegen Paris zu ging, was uns die Offiziere dann auch bestätigten. („Herrgott, san mir Leut!“ Ein bayerischer Gefreiter hat einen Kompaß und ist im Besitz einer französischen Landkarte — auf welcher er sich zu orientieren versteht —

das machen uns die Franzosen doch nicht nach, bei denen manchmal sogar Generale sich nicht im Besitz einer Karte befunden haben sollen. Der Herausgeber.)

So ging es fort, 14 Tage lang, in beschleunigtem Marsche auf Rheims, Epernay nach Corbeil, wo die Brücke über die Seine zur Hälfte gesprengt war; der eine Teil war jedoch noch gut erhalten.

Wir lagerten in den Straßen, bis unsere Pioniere eine Schiffbrücke geschlagen hatten, auf der wir nun den Übergang bewerkstelligten, gefolgt von Artillerie und Chevaulegers.

Jenseits der Brücke, auf der Höhe, fanden wir die Straße aufgegraben.

Höhnisch standen französische Einwohner herum, die sich freuten, daß hier unser Marsch unterbrochen war.

Unser Oberst, Freiherr von Freyberg, machte jedoch wenig Umstände, ließ die Franzosen von uns umringen, und sie wurden nun gezwungen, die Straße wieder einzufüllen; ich muß sagen, sie arbeiteten recht fleißig, denn — wir ermunterten sie hierzu in recht nachdrücklicher Weise, so daß sie unserem freundlichen Zureden nicht zu widerstehen vermochten; zumal da ihnen bei etwaiger Widersetzlichkeit der Oberst mit — Niederschießen auf dem Platze gedroht hatte.

Nachdem ein gangbarer Fußpfad wieder hergestellt war, marschierten wir — zwei Mann links, zwei Mann rechts — ruhig weiter auf Longjumeau zu, welches jedoch schon ganz mit Einquartierung besetzt war, so daß wir hinüber über die Seine in die Vorstadt Villeneuve zu marschieren hatten.

Hier begegnete uns ein Regiment Preußen, welche sehr ermüdet daher kamen; sie hatten einen Nachtmarsch hinter sich. „Kameraden“, „habt ihr nichts zu essen? Wir sind die ganze Nacht marschiert und haben nichts im Magen!“

Leider mußten wir ihnen zur Antwort geben: „Wir haben selber nichts als Hunger und Durst!“

„Nun, das ist ja ganz schön für uns beide“ — erwiderten die Preußen — „ihr habt nichts, und wir haben nichts als Zigarren; na, da r a u ch t wenigstens, daß euch der Hunger vergeht“, und sie teilten unter uns Zigarren aus, von denen sie viele im Besitze hatten.

Wir nahmen dankend an und, unsere Musik spielte zum Danke die preußische National-Hymne, als das Regiment an uns vorüberzog; die Preußen revanchierten sich sofort, und es ertönte die bayerische Königshymne.

Die Eingänge von Villeneuve waren verbarrikadiert; unsere Pioniere räumten jedoch diese Hindernisse bald zur Seite und dann hieß es, weil der Ort von den Einwohnern fast ganz verlassen schien: „Militärisch einquartieren!“ und wir suchten uns Quartiere, wo wir sie eben fanden.

Bei unserem Eintritte war es „nicht ohne“, denn von weitem schon hörten wir „Kikeriki“ schreien, und es begann nun eine Jagd auf das umherlaufende Geflügel, an dem sich fast alle beteiligten; die Chevaulegers zogen ihre Säbel und „Zur Attaque! Galopp marsch!“ jagten sie hinter den Hühnern her, und manches Stück mußte hier sein Leben lassen.

In einem Herrschaftshaus, das ganz verlassen war, fanden wir viele Hühner, Enten, Gänse und Tauben, welche kriegsrechtlich vom Leben zum Tode gebracht wurden. Auch Tafeltrauben, feine, süße, wurden von uns nicht verschmäht, und dazu entdeckten wir Rotwein — viel, viel Rotwein, den wir probierten und als „gut“ befanden.

Wieder marschierte ein Regiment Preußen durch, welches Eilmarsch hatte. Die Offiziere fragten uns, ob wir nichts zu trinken hätten? „Jawohl — viel und gut!“ war unsere kameradschaftliche Antwort, und dann wälzten wir ein paar Fässer Wein heraus aus dem Hause; die Deckel wurden, der Kürze halber, mit Gewehrkolben eingeschlagen und der rote Traubensaft spritzte umher. „Feldbecher abschnallen! Einschöpfen und — weitermarschieren!“ kommandierten die preußischen Offiziere. Das ging wohl bei den Ersten. „Ach was, Feldbecher?“ rief einer der Nachmarschierenden — „da nehme ich meine Pickelhaube, eingeschöpft und weitermarschiert!“ und er that also, und mehrere folgten seinem Beispiel; das ging gerade wie bei einem Wasserrade, das Wasser schöpft und in die Wiesen hinausleitet.

Manche vergaßen, die Luftlöcher am Helm zu schließen, so daß der gute rote Wein wieder unten herauslief.

Je mehr wir uns jetzt Paris näherten, desto häufiger waren die Straßen aufgebrochen und Verhaue angelegt. Doch konnte dies den Vormarsch in keiner Weise hindern, denn dieselben wurden einfach umgangen.

Esanc bot uns gute Quartiere, insbesondere bekamen wir da viele Weintrauben. Auch Lebensmittel konnte man kaufen, nebstdem Zigarren und Tabak, welch beides ich mit großem Behagen schmauchte, da ich diesen Genuß schon seit langem entbehren mußte.

Als wir am 18. September von Esanc aufbrachen, las ich an einem Wegweiser „30 Kilometer nach Paris", welches zu erreichen unser aller Sehnsucht war. Hofften wir doch in nicht allzuferner Zeit als Sieger in die Weltstadt einzuziehen.

Der Gedanke war zu schön, kam aber wie so viele andere nicht zur Verwirklichung.

Am Abend desselben Tages gelangten wir nach Soil, einem Ort, in welchem hauptsächlich Holzschuh-Fabrikation betrieben wird.

Fast sämtliche Einwohner hatten den Ort verlassen und sich wahrscheinlich nach Paris hinein geflüchtet.

Schloß Ferrières.

Haupt-Quartier S. M. des Königs von Preußen.

Von Major a. D. v. K.

Das Haupt-Quartier Seiner Majestät befand sich nach der Kapitulation von Sedan zuerst in Rheims, und von hier aus wurde dasselbe am 19. September nach dem Rothschildschen Schlosse Ferrières, in der Nähe von Lagny, verlegt, wo dasselbe bis zum 5. Oktober verblieb.

In nachstehendem gebe ich eine Beschreibung dieses prächtigen Landsitzes, welcher die Ehre hatte, den siegreichen König Wilhelm zu beherbergen, bis anfangs Oktober das königliche Haupt-Quartier nach Versailles übersiedelte.

Zwei turmartige kleine Gebäude, in deren einem sich der Feldtelegraph etabliert hatte, bilden den Eingang. Man tritt in einen Garten, den ein breiter Weg nach dem Schlosse zu durchschneidet. An den Seiten sind Fischbassins, eingefaßt von Beeten.

In ungeheuren Kübeln stehen in weiterer Entfernung um das Schloß herum prachtvolle Orangerie-Bäume, kolossale Buchsbäume, breitblätterige Myrten und Araucarien. Eingefriedet ist das Schloß endlich von einem dichten, heckenartigen Gebüsch, aus Lorbeer, Rhododendron und Myrte bestehend. Wundervolle Araucarien und Cadenen, Thujen und Magnolien bilden die köstlichste Zierde der Pflanzenwelt, welche sich um das Schloß ausbreitet, und der gegenüber das Schloß selbst, trotz alles seines Reichtums, zurücktritt, denn es ist ein Gemisch

aller möglichen Stilarten. Den schönsten Anblick gewährt die nach Süden gelegene Hauptfront.

Aus dem Park, der hier durch einen See belebt ist, auf dem eine bebaumte Insel liegt, erhebt sich eine Terrasse in zwei Stufen. Auf der ersten stehen zur Seite der Treppe kolossale Löwen und Vasen nach antikem Muster. Auf der oberen Stufe führt eine breite Freitreppe, deren beide halbrunde Arme sich in der Mitte vereinigen, zum Schlosse, das nach dieser Seite hin im ersten Geschoß einen schönen Säulengang präsentiert.

Von der Nordseite kommt man zuerst in ein Vestibule mit Marmorbüsten römischer Kaiser, und auf einer schönen Treppe gelangt man in den größten Raum des Schlosses, einen Salon mit umlaufender Galerie, die von jonischen vergoldeten Säulen getragen wird. In diesem Saale ist eine Fülle von Kostbarkeiten verschwendet, zu deren Beschreibung ein eingehendes Studium gehören würde. Für Gemälde ist in diesem Reichtume von Gold und Zierat wenig Raum, nur ein Reiterporträt von Velasquez und eine Landschaft haben Platz gefunden; oberhalb der Galerie ist die Wand mit Gobelins bekleidet. In der Mitte des großen Saales steht ein brûle-parfum, eine unregelmäßige Marmorsäule mit einem kolossalen Becken in chinesischem Geschmacke darauf; Schränke und Tische, mit Schildpatt und Silber ausgelegt, stehen überall umher; die Hinterwand wird ganz von der Bibliothek, deren Bücher sämtlich in rotem Maroquin gebunden sind, eingenommen. Um diesen großen Saal herum liegen der kleine und große Speisesaal, ein Musiksaal u. s. w., jeder in anderer Weise dekoriert.

An dem einen Ende der Räume liegt die Hauskirche.

Der obere Stock, zu welchem man durch ein mit schönen Jagdbildern geschmücktes Treppenhaus gelangt, besteht ganz aus Wohn- und Schlafzimmern, alle, besonders die für die Damen bestimmten, mit dem außerordentlichsten Luxus eingerichtet, zum Teil mit sehr schönen Gemälden geschmückt.

R o t h s c h i l d, der zwar selbst in Paris geblieben ist, hat einen Regisseur zurückgelassen, der in Bezug auf Tafel und Keller die Würde des Hauses zu wahren hat. Auch die zu den Besitzungen gehörigen Leute hatten dieselben nicht verlassen, sie waren zum Teil auf den Feldäckern mit ländlichen Arbeiten beschäftigt.

Der Park des Schlosses ist prachtvoll. In abgeschlossenen Räumen weidet Hochwild, in den Wiesen springt munter der Hase umher, und

zuweilen schwirrt, schweren und unsicheren Fluges, ein Fasan vorüber. Hier ist die Flora der ganzen Welt vertreten. Neben der malerischen Kiefer zittert das Laub der Silberpappel, am Bache, der sich durch die Wiese schlängelt, wachsen Tamarinden- und Tulpenbäume, die Weymutskiefer bildet prachtvolle Gehölze, und auf jedem freien Platze breitet wieder eine Zeder, deren Zweige gewöhnlich in zwei Zinken auslaufen, ihr Haupt aus, wie wenn sie schwämme, und gleicht mit der Last ihrer Früchte im Sonnenlichte einem glitzernden Weihnachtsbaume. Weite Wege führen in immer stillere Waldeinsamkeit und aus dieser wieder zurück zu der Umgebung des Schlosses, wo neben der Zeder die Kaktus-Araucaria durch ihre bizarren und muskulösen Formen immer aufs neue fesselt.

Das Schloß und seine nächste Umgebung mußten sich geräumiger herausgestellt haben als anfangs erwartet worden war, denn allmählich strömte auch alles, was ursprünglich in Lagny hatte bleiben sollen, nach Ferrières, und hatte auch der König dort Quartier genommen.

Auf Requisitions-Kommando.

Von H. B.

Immer näher rückten wir an Paris heran.

Am 23. September lagen wir in Villiers sur Orge; es war ein sehr romantisch gelegener Ort. Wir hatten eine schöne Aussicht auf Montlhéry und dessen Ruinen. Das Quartier war sehr gut: Lapins, Hühner und Trauben gab es in Menge; wir thaten uns gütlich nach den mancherlei Entbehrungen: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“

„Melde dem Herrn Lieutenant gehorsamst, daß Herr Lieutenant durch Bataillonsbefehl zum Requirieren kommandiert sind und gleich abzumarschieren haben!“, mit dieser recht angenehmen Meldung überraschte mich ein Korporal, als ich soeben nach eingenommenem Diner mich dem Herrn von Morpheus in die Arme werfen wollte.

Ob angenehm oder unangenehm, darnach wird beim Militär nicht gefragt; es ist Dienst, und da heißt es gehorchen; also „hinaus in die Ferne! — jedoch ohne Hörnerklang!“

Mir war der Rayon südlich der Linie Montlhéry, Janvry, Forges, Boncelles und Baillon zum Requirieren angewiesen. Ich nahm mit, was ich fand, was der Soldat zu des Leibes Nahrung und Notdurft nötig hatte: Wollhemden, Socken, Lichter, Salz, Mehl, Brot, Zucker, Wein und Vieh, wo letzteres noch vorhanden war. — Ja selbst „Waschblau", das sonst zum Verschönern der Wäsche von den Frauen gebraucht wird, verschmähte ich nicht; konnten doch unsere hellblauen Uniformen damit angestrichen und ihnen hierdurch das Ansehen neuer Garnituren verliehen werden; es war dies sehr notwendig, denn die Monturen sahen schon bedeutend abgeschabt aus, und nun erstrahlten sie wieder in neuem Glanze.

In Bruyères war das Requirieren etwas ungemütlich und gefährlich. Franctireure zogen in Scharen im Lande umher, und die Einwohner, wer will ihnen dies verdenken, waren trotzig und widerstrebend.

Im genannten Orte ließ ich sogleich den Maire rufen, um Salz und Brot zu bekommen.

Ich hatte nur einen schwachen Zug Infanterie unter meinem Kommando; stundenweit war ich von meinem Bataillon entfernt; im Feindesland! Alsbald nach unserem Einmarsche im Dorfe waren wir von einer drohenden, schreienden Menschenmenge umgeben. Ich ließ einen Teil meiner Leute schußfertig machen und vor der Mairie Aufstellung nehmen.

Ich selbst begab mich mit einigen Mann als Bedeckung auf das Bureau des Maire; hier stellte ich diesem vor, welches Schicksal seinem Dorf bevorstünde, wenn einem meiner Soldaten auch nur ein Haar gekrümmt würde. Ich sei die Vorhut eines ganzen Armeekorps, welches im Verlaufe einer Stunde hier einträfe; die totale Niederbrennung des Ortes, rücksichtslose Niedermachung aller Einwohner würde die unausbleibliche Folge sein; er würde sofort standrechtlich erschossen u. s. w.

Dieses schreckliche Bild, das meine Phantasie ihm vor Augen führte, machte sichtlichen Eindruck auf das Ortsoberhaupt. Ich ließ noch eine Kavallerie-Division — anmarschieren, die in zirka einer halben Stunde angeritten käme, darunter Ulanen, zwei Regimenter! Das wirkte! Der Maire beschwor seine Mitbürger — au nom de Dieu! — uns ungefährdet ziehen zu lassen — „deux regiments des Ulans!" dieser Schreckensruf zerstreute die Menge.

Als ich das Dorf mit meinen Leuten verlassen hatte, ließ ich einen Teil meiner Mannschaft auf der Straße bei meinen schon erbeuteten

Requisitionsvorräten stehen und begab mich mit einigen Soldaten nach einem einsam gelegenen Gehöfte, einer Ferme, um dort ein wenig zu requirieren, aber auch hier traf ich Haufen junger Leute, welche schrieen und schimpften, indes keinen Angriff wagten.

Ich kehrte zu meinen Wägen, welche die Requisitionsbeute enthielten, zurück und erfuhr hier, daß während meiner Abwesenheit ein preußischer Husarenoffizier vorbeigeritten sei, der mir die Nachricht hinterlassen hätte, es sei in dieser Gegend nicht ratsam, mit so geringer Mannschaft zu verweilen, denn überall, in den Dörfern und Wäldern, wimmele es von Franctireurs.

Dies bestimmte mich, umzukehren, ich konnte aber doch nicht umhin, noch dem Dorfe Laroche einen Requisitionsbesuch abzustatten.

Ich trat in ein Haus, um mich nach dem Befinden der Bewohner zu erkundigen und gleichzeitig — ein wenig nachzusehen, was denn noch Mitnehmbares vorhanden sei.

Kaum war ich, höflich grüßend, eingetreten, als mir ein altes Weib wie eine Megäre entgegensprang, die Fäuste geballt, wutschäumend und mich mit einem Hagel von Schimpfworten überschüttete. „Ihr Räuber! Diebe! Ihr seid ärger als die Kosaken von Anno dazumal!“ schrie sie mir, bebend vor Wut, mit teuflisch funkelnden Augen, ins Gesicht.

Meine angeborene Höflichkeit — Damen gegenüber — verließ mich auch in diesem Falle nicht, und ich versuchte die alte Dame zu beruhigen und zu besänftigen, was mir jedoch nicht gelang, sondern nur noch hageldichter ergoß sich ihrer Rede Strom über mich „deutschen Pendulen-Räuber“.

Als sie indes Miene machte, mir mit den sehr — respektablen langen Fingernägeln die Augen auszukratzen, nahm ich kaltlächelnd meinen Revolver in die Hand, um — ihr den Mechanismus zu erklären.

Da sprang sie zurück — einen, zwei Schritte, öffnete ihre Jacke an dem Hals und rief mir höhnisch zu: „Schießen Sie, wenn Sie den Mut haben! Sie —“

Ich wendete mich schaudernd ab und schritt hinaus, gefolgt von ihren Verwünschungen und Flüchen!

Glücklich brachte ich meine Beute heim nach Villiers, wo dieselbe reißende Abnahme fand.

Das Requirieren ist wohl der härteste, unangenehmste Dienst im Kriege. Wenn man — zum erstenmale — die letzte Kuh einer armen Witwe aus dem Stalle nehmen muß, wenn die Frau und die Kinder

sich auf die Knie werfen und mit gerungenen Händen, mit französischem Pathos, gellend rufen: „Pitié! Pitié! Pensez à votre mère, welche vielleicht auch Witwe ist! Pitié!“ wenn dann die eigenen Soldaten, die guten „Kampeln“ (Kerle), bitten: „O, Herr Lieutenant, lassen Sie doch der armen Frau die letzte vache! Ach Gott, wenn die Franzosen draußen in Deutschland wären und uns die letzte Kuh wegnähmen; das kann man ja gar nicht mit ansehen, den Jammer, Herr Lieutenant!“ Dann läßt man eben sein — deutsches gutes Herz walten, beruhigt die Frau, beschenkt die Kinder und zieht von dannen, ohne die letzte Kuh! Die letzte Kuh verbleibt der armen Witwe, bis ein anderes Requisitions-Kommando, vielleicht noch am selben Tage, kommt — und die letzte Kuh doch wegnimmt.

Und kommt man dann am Abend zu seinem Bataillone zurück und macht dem Herrn Major kleinmütig die „gehorsamste Meldung“, daß man beim Requirieren nichts gefunden hat, dann schaut dieser einen so freundlich an, „so zärtlich wie der Bär des Urwalds“, und mit dumpfgrollender Stimme spricht er: „Ja, mein Lieberrr! Auf der Welt muß alles gelernt werden; auch das Requirieren will gelernt sein! Und das können Sie noch nicht, darum — gehen Sie morgen wieder fort auf Requisitions-Kommando, da werden Sie schon etwas finden!“

Am nächsten Tage hätte man vielleicht gerade einen Rast-Tag gehabt; aber man muß wieder fort zum Requirieren. Eine grausame Aufgabe!

„Es will alles gelernt sein auf der Welt!“

Ja das ist schon richtig, aber manches lernt man eben furchtbar schwer. Wenn man auf Requisitions-Kommando nur sein Herz daheim lassen könnte, denn dieses dumme Ding macht diesen Dienst uns oft zur Qual. Braucht man denn überhaupt im schreckensvollen Kriege ein fühlendes Herz?

Man muß etwas heimbringen; der Soldat im Felde muß essen und trinken; darum, keine Schonung mehr, kein Erbarmen; die letzte Kuh — trotz Jammer, Bitten und Thränen wird weggenommen.

Kommt man dann am Abend heim, mit so und so viel Kühen und sonstigen Lebensmitteln, dann spricht der Herr Major lächelnd: „Sehen Sie, mein Lieberrr; es geht ganz gut — ja, alles will gelernt sein — auch das Requirieren, das habe ich Ihnen schon gestern gesagt!“

Ach, freilich hat man das Requirieren gelernt — aber fragt mich nur nicht wie?“

Straßburg.


W
1870

An Elsaß-Lothringen.

O wüßtest du, wie oft wir dein gedacht
Bei Morgenglüh'n und in der stillen Nacht,
Wie oft dein Bild vor unserm Geist geschwebet,
Wie treu die Lieb zu dir in uns gelebet!

Wenn Schlachtendonner durch die Luft gerauscht,
Wie oft wir seinem mächt'gen Ton gelauscht,
Ob nicht von Lieb und Treue du bezwungen,
Von welschem Zauberbann dich losgerungen!

Die Väter ruh'n, die in der heil'gen Zeit
Vom fremden Joch das deutsche Land befreit,
Sie ruhen nun in ihrem Gott, in Frieden,
Und nur mit Schmerz um dich sind sie geschieden.

Wenn über Schwarzwalds Höh'n der erste Strahl
Des Tags dich grüßt, du Wasgau, ernst und kahl,
Wenn fröhlich sich der Ost ums Haupt dir leget,
In Busch und Fels sich junges Leben reget,

Und wenn du schaust das herrliche Gefild'
Zu deinen Füßen, deutschen Fleißes Bild,
Und siehst viel hohe deutsche Krieger schreiten —
Kommt dir Erinn'rung nicht der alten Zeiten?

Du schönes Straßburg, bringe nur ein Hauch
Von alter Lieb in deine Seele auch!
Erwin und Gutenberg, edle Gestalten
Des deutschen Geists, ihr könnt doch nicht veralten!

Du alter Rhein, du hast dich nie geirrt,
Der Zeitenwechsel hat dich nie verwirrt,
Du hast in guten wie in bösen Tagen
Des deutschen Volkes Lust und Schmerz getragen.

Gedenkst du noch der Zeit, da Minnesang
Und Saitenspiel an deinen Ufern klang,
Da in der grünen Flut, wie Sagen melden,
Erfrischt den Leib der Nibelungen Helden?

Gesegnet sei mit Herz und Mund und Hand,
Des Reiches Zier, du Rhein- und Moselland:
Und wenn der Frühling wieder Grün erwecket,
Vergiß die nicht, die deine Erde decket.

O wüßtest du, wie in der heißen Schlacht
Voll gläub'gen Todesmuts sie dein gedacht
O daß der Gott, der wunderbar gewaltet,
Beweg' dein Herz, das fremde Luft erkaltet!

Gottfried v. B.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!"

Es war ein wunderbarer September-Sonntag 1870, der mich vom Schreibtische hinweggelockt zu dem gesegneten Thale von Baden. Durch Sonnenschein und Waldesgrün stieg ich aufwärts, die Glocken aus den nahen Schwarzwald-Dörfern klangen leise herüber, und oben von der Spitze des Turmes lohnte der weite Blick in das üppige Rheinthal und auf die Rebengelände zu Füßen. Dort, wo der helle Streifen des Rheinstromes sich wand, dämmerte durch den Nebel die dunkle Masse des Straßburger Münsters.

Man hatte die Nächte vorher vom Merkur aus die Beschießung und den Brand der unglücklichen Stadt deutlich wahrnehmen können, jetzt schien auch dort Frieden zu herrschen. Reisende brachten zuerst die dunkle Kunde von der Übergabe der Stadt. Mit Blitzeseile hatte die freudige Nachricht das Oberland durchlaufen und damit jedem die Sorge wegen des gefürchteten Sturmes abgenommen.

Kaum war der Weg frei, so begann von nah und fern eine wahre Völkerwanderung nach der Stätte des Jammers und des Sieges.

Der Zug war so überfüllt, daß wir von Appenweier bis Kehl unseren Sitz sehr luftig oben auf dem Wagen aufschlagen mußten, wodurch uns der Überblick des herrlichen Ländchens, das wir durchfuhren, ermöglicht wurde.

Schon von weitem erschien uns der schlanke Turm des Münsters, mit Freuden begrüßt, als sprechender Zeuge seines Daseins, dessen Verlust uns schwarzsichtige Kriegskorrespondenten schon längst vorher hatten betrauern lassen wollen.

Kehl bot ganz das erwartete Bild: die breite Straße, die uns an den Rhein führte, und zahlreiche Gebäude rechts und links von ihr sind Trümmer. Auf den Ruinen flatterten die badischen Fahnen, nur ein Exemplar der schwarz-rot-goldenen Farbe hatte sich eingeschmuggelt.

Die Sporen-Insel mit dem Desaix-Denkmal zeigt uns die Stelle jenes Kampfes, der infolge eines Ausfalles stattfand; der Kirchhof auf der linken Seite des Weges bildet das Bild der Zerstörung.

Durch das Austerlitzer Thor betreten wir die Stadt und sehen das bewegteste Leben auf den schmutzigen, mit Schutt bedeckten Straßen; Bauern, die ihr Habe, auf schweren Wagen hoch aufgeschichtet, zurückholen, deutsche Soldaten in lebhaften Gruppen, Schlachtenbummler aus aller Herren Ländern, Douaniers, verwundete Franzosen.

Ein Trupp von Bayern wird vorbei geführt, welche in Straßburg gefangen gehalten waren und erst jetzt entdeckt wurden. Der Zudrang zu den Wirtshäusern und Tavernen war so stark, und der Lärm der schreienden Kellner und Gäste so verwirrend wie etwa in Friedenszeiten auf den Boulevards von Paris.

Daß unser erster Besuch dem Münster galt, ist selbstverständlich. Als wir das Innere betraten, tönten uns die Klänge der Orgel entgegen. Es war der erste sonntägliche Gottesdienst, der wieder im Frieden gehalten wurde, und die Rührung der zahlreichen Andächtigen, unter denen viele Frauen in Trauer, war so sichtbar wie erklärlich. Mein Blick fiel auf zwei Sammelbüchsen an den Pfeilern einer Seitenkapelle. Die eine trug die Aufschrift: „Tronc pour l'armée“, die andere: „Tronc pour le denier de St. Pierre“. Diese Armee und diese Unterstützung dessen, der sich St. Peters Nachfolger nennt, schienen dem Rentier auf Wilhelmshöhe die Herrschaft zu sichern. —

Aus einer anderen Kapelle tönten Kinderstimmen. Hier war denen, welche durch den Brand der Steinvorstadt Obdach und Habe verloren hatten, eine Zuflucht eröffnet. Armseliger Hausrat stand umher auf den feuchten Steinplatten, zerbrochene Stühle, niedrige Betten, sogar ein Bauer mit einem zwitschernden Vögelchen. Andere dieser Unglücklichen trafen wir in der Thomaskirche. Hier lagen auch noch hinter

dem Altar Säcke mit Mehl und Reis aufgeschichtet, der Stadt gehörig, als Reserve für den Notfall aufbewahrt.

Wichtiger als der Blick auf das Kleinleben schien für den Historiker das Studium der zahlreichen Plakate an der Außenseite des Münsterschiffes. In der That ließ sich aus dieser Sammlung die Geschichte der letzten zwei Monate, soweit sie Straßburg betraf, rekonstruieren.

Wie eigentümlich nimmt sich jetzt die pomphafte Ansprache der Kaiserin Eugenie aus mit dem Satze, der auf eine neue Auflage der Jungfrau von Orleans vorbereitete: „Je viens au milieu de vous!“ Und daneben zeigt Pron an (12. September), daß er aus Schlettstadt die Proklamierung der Republik erfahre, infolge dessen er seine Stelle niederlegt. Ein anderes Plakat benachrichtigt die Bürger von der sich bietenden Gelegenheit, sich in die Schweiz zu retten. Valentin, der neuernannte republikanische „Préfet du Bas-Rhin“, welcher auf sehr abenteuerlich gefährliche Weise in die Mauern der Stadt gelangt sein soll, erläßt eine Ansprache an die Brüder; sein Reich war nur von kurzer Dauer. Einige Schritte weiter ist die Abschiedserklärung Uhrichs (vom 27. September) zu lesen, würdig in der Form. Und zum Schlusse teilen die einrückenden deutschen Generale v. Mertens und v. Werder ihre Befehle in knappen Worten mit.

Erst in den Vorstädten erhielt man einen richtigen Einblick in die schreckliche Wirkung der deutschen Brandgeschosse. Uns bot sich dieses Bild zuerst in dem Faubourg National; je näher man dem Thore kam, desto riesigere Dimensionen nahmen die Schutthaufen zu beiden Seiten, die Masse der verkohlten Balken an.

Wenn solche Eindrücke der Steigerung fähig sind, so stellte sich diese her beim Durchschreiten der Steinvorstadt. Hier hat der Brand am ärgsten gewütet, dieser Stadtteil liegt gerade der Bresche gegenüber, der Angriff war systematisch auf diese Stelle gerichtet. Das Steinthor selbst verdient kaum noch diesen Namen, zwei ehrliche Landwehrmänner aus Halberstadt wehrten den Durchgang, da fortwährend noch Trümmer herabfielen, und man mit der Wegschaffung der Schutthaufen beschäftigt war.

Wir waren Zeugen einer spannenden Szene. Zwischen den Ruinen eines Hauses standen zwei Frauen in Schwarz gekleidet, den Blick ängstlich nach oben auf die Seitenwand gerichtet. Hier lehnte auf schwacher Leiter ein junger Mann, beschäftigt, eine eingemauerte eiserne Thür zu öffnen. Offenbar waren hier an sicherer Stelle vor der Wut

der Flammen Kostbarkeiten des Familienbesitzes geborgen. Endlich fällt die Thür, silberne Leuchter, Löffel, Papiere kamen zum Vorschein, jene etwas geschwärzt, diese etwas versengt, aber der ganze Schatz, vielleicht der einzige Rest der Habe, doch gerettet als Grundstock eines neuen Lebens.

Wie wir zurückwandern, sehen wir auf dem Quai de Paris und dem Quai Finckmatt elende Bretterbuden und Zelte, einen ganzen Hausrat darin und darum angehäuft, schmutzige kleine Kinder dazwischen spielend. Auch diese, deren Wohnungen ein Raub des verzehrenden Elementes geworden sind, haben hier ein kaltes Obdach gefunden; den Kindern wird wohl ihr Leben lang der Eindruck jener Nacht unvergeßlich bleiben, da die rings lohenden Flammen unter dem Donner der Kanonen sie ins Freie trieben, hinaus aus dem zusammenkrachenden Gebälk.

Wir erfuhren, daß man auf der Kommandantur Karten lösen könne, deren Ertrag für die Verwundeten bestimmt ist, und daß so die Möglichkeit des Besuches der Citadelle gegeben sei.

Es versteht sich von selbst, daß wir diese Gelegenheit nicht von der Hand wiesen. Man weiß, daß die Citadelle vornehmlich von Kehl aus durch die badische Artillerie bearbeitet worden ist, und zwar in einer Weise, daß es nur schwer noch möglich gewesen sein muß, darin zu existieren. Was von Wohngebäuden in dem großen Raume gestanden haben mag, ist vollständig zu Trümmern, ja oft zu Staub geworden. Die Insassen scheinen ihr Meublement hinaus ins Freie unter den Schutz der Mauern gerettet zu haben. Ein rotes Plüschsofa, dem eine Granate jämmerlich den sprungfedernen Leib aufgerissen hatte, stand unter freiem Himmel; auf Stühlen von gleicher Farbe, nicht weit davon, machte es sich jetzt preußische Landwehr bequem; hinter einem Berge von Brettern, Kleidern, Kochutensilien aller Art entdeckten wir sogar ein Harmonium, welches indes alle Töne verloren hatte.

Ich könnte nicht sagen, daß die Festungswerke der Citadelle selbst mir in gleichem Maße gelitten zu haben schienen, verzichte aber auf ein erschöpfendes Urteil. Hie und da war wohl eine bedeutende Steinmasse von der Mauer abgerissen, hatte ein Geschoß in den Wall eine tiefe Grube gebohrt, aber jede Lücke war sorgsam durch Sandsäcke ausgefüllt, von denen noch eine ungeheure Anzahl sich aufgehäuft vorfand. Aus den Wällen ragte hie und da das Rohr eines Schornsteines hervor, oft mit deutlichen Kugelspuren. Hart an den Erdwerken waren aus

umgestürzten Kisten kleine Hüttchen improvisiert, in denen die ermüdete Mannschaft manche bittere Nacht mag verbracht haben. Noch lag militärische Lektüre, Lehrbücher der Artillerie u. s. w., auf dem Boden. Die Vögel hatten sich, wenn auch spärlich, auf ihren alten Sitzen wieder eingefunden; wie man uns erzählte, sind in Schiltigheim die Tauben von den Dachsparren und Giebeln der zerschossenen Häuser während der ganzen Kanonade nicht gewichen. Dieses eben genannte Dorf rückte immer mehr in unseren Gesichtskreis, je mehr wir uns der nordwestlichen Front der Festung näherten.

Wir waren in die Nähe des Steinthores gekommen und hatten von einem erhöhten Werke aus den günstigsten Umblick, Königshofen, von wo das vortreffliche Bier so oft unter Lebensgefahr erbeutet wurde, Oberhausbergen, Bischheim, alle jene oft genannten Dörfer, die der Belagerungsarmee zu Stützpunkten gedient hatten, lagen im Halbkreis vor uns. Deutlich ließen sich die Linien der drei Parallelen hinter einander unterscheiden, unter uns, linker Hand, hatten wir den Einblick in die Werke 52 und 53, deren Einnahme die letzte Phase der Belagerung bezeichnete. Die unter so großer Gefahr glücklich hergestellte Tonnenbrücke wurde jetzt von einem zahlreichen friedlichen Publikum beschritten. Das Laienauge glaubte in der That zu erkennen, daß diese Stelle nur noch kurze Zeit zu halten gewesen wäre. Allerdings wäre noch ein gewaltiges Hindernis zu besiegen gewesen: der Graben, dessen Tiefe sehr bedeutend sein soll. Ich weiß nicht, wie leicht es gelungen wäre, diesen durch die Erdmassen des Walles auszufüllen, deren Herabsturz man durch Geschütz hätte erreichen können, und ob ein Nachhelfen mit Schanzkörben, Faschinen und Material anderer Art genügt hätte; vermutlich wären aber doch die Opfer, die der Sturm, der Kampf auf und in den Trümmern gekostet hätte, ungeheuer gewesen, und wir wollen Uhrich dankbar sein, daß er die Vernunft über die auf die Spitze getriebene militärische Ehre gestellt hat.

Nachdem ich Mauern und Wälle von den vergangenen Tagen habe sprechen lassen, wird man begierig sein, zu hören, wie die Rede der Menschen war. Gewiß ist, daß die Stimmen, die ich gehört habe, von Sympathie für Deutschland keine Spur verrieten. Viele vermieden sichtlich, sich auszusprechen. Einige machten ihrem Groll energisch Luft, alle stimmten in zwei Punkten überein — in der Verwünschung Napoleons und in dem Lobe der Schweizer. In beiden haben sie recht; was die wackeren Männer der Eidgenossenschaft an der bedrängten

Stadt gethan haben, dies Werk des Friedens im Kriege, der thätigen Liebe unter dem Brüllen der Kanonen, wird unvergessen bleiben.

Die schon des öfteren gehörte Mär vom Verrat Uhrichs kam mir nur von einer Seite zu Ohren. Um so häufiger hörte ich bittere Worte gegen „den Vandalismus der Deutschen" u. s. w.

Ich halte es nicht für passend, sich mit solchen in Debatten einzulassen, deren Hab und Gut vielleicht verbrannt, deren nächste Angehörige möglicherweise eben erst feindlichen Kugeln erlegen, deren Herzen bei dem Blicke auf die Vergangenheit schwer und noch schwerer sind bei dem Blicke auf die Zukunft. Frische Wunden soll man nicht mutwillig berühren, wenigstens nur, um sie zu verbinden. Wichtiger als die bestgemeinte Debatte ist jetzt rasche und thätige Hilfe. Das Mitleid und die Humanität mögen in ihre Rechte treten, da die Eisenschlünde verstummt sind! — Es bildeten sich in Nord und Süd Kassen zu Nutz und Frommen der geprüften Stadt. Berlin ist den übrigen deutschen Städten würdig vorangegangen, und Gemeinden wie Privatpersonen schickten sich an, diesem glänzenden Beispiele zu folgen.

Alfred Stern.

Heimlichi Heimet.

Am Schwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg sei nicht mehr „welsch" zur Stund',
Da wurde mir so wohl, so frei,
So spaßhaft und doch ernst dabei!
„Jez simmer ditsch" — für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Mir war wie einer jungen Braut,
Bald lacht' ich heimlich und bald laut.
In deiner Waffen stolzer Zier,
Mein Volk! mein Volk! wie dank ich dir?
„Des Glick isch doppelt! Heidebritsch!"
Wir werden deutsch „un bliwe ditsch!"

Das deutsch wir werden, das ist gut;
Daß „ditsch" mer sin, noch wohler thut.
Was Deutschland ist und hat und kann,
Weiß ich, wie manch' ein andrer Mann,
Und freut solch Vaterland schon sehr,
„Heimlichi Heimet" freut noch mehr.

Karl Candidus.

Das Münster in Straßburg im Jahre 1870.

Von F. L.

Ich stand wieder vor dem Münster, dem gewaltigsten, unwiderleglich sprechenden Zeugen, daß Straßburg eine deutsche Stadt war und ist trotz der Jahre der Fremde, in denen sie uns entrissen war und ihre Heimatzugehörigkeit zu uns fast vergessen hat. Denn nur deutsche Kunst und deutscher Geist können solch ein Wunderwerk geschaffen, solch einen fast gigantischen und doch wieder so harmonisch gegliederten Tempel gebaut, solch einen kühnen Turm den lichten Höhen des Himmels zugeführt haben.

Nur zwei deutsche Dome können neben dem Straßburger zur Sprache kommen: der zu Köln und Freiburg. Allein ersterer ist unvollendet von der alten Zeit überkommen; erst die jüngste Gegenwart hat nun das verlassene Bauerbe angetreten; letzterer ist zwar der einzig vollendete, allein er ist ein kleines, ganz bescheidenes Kirchlein neben den riesigen Verhältnissen des Straßburger Münsters. Erdrückend steht dieses in und gegenüber seinen Umgebungen; man möchte diese weg oder doch in weiterem Kreise darum gezogen wünschen. Es steht freier, auf viel größerem Platze als fast alle mir bekannten großen Kirchen, allein doch findet man diesen klein und beengt.

Welche Erinnerungen, welchen Aufwand an Mühe und Arbeit, an Menschenkunst und Kraft schließt solch ein Bau ein! Zwei Jahrhunderte haben an diesem gearbeitet, immer wieder andere Meister, andere Hände und doch ein einheitliches Gepräge, Ein Werk, Ein Sinn und Eine Treue in der Ausführung des Grundplanes, wie ihn „Erwin von Steinbachs“ genialer Geist festgestellt.

Finden wir es an jedem der großen Dome schwer, so ist es uns hier fast unmöglich gemacht, so in den ersten Stunden des Eindrucks des Ganzen, geschweige der unzählbaren Menge köstlicher Einzelheiten Herr zu werden. Tage müßte man eigentlich zubringen, um die reiche und schöne, tiefsinnige Bilderwelt, die, wie tausend Steinblumen hervorschießend, die drei großen Portale schmückt, zu verstehen, nicht nur im einzelnen, sondern schon nur in ihrem Zusammenhange zu fassen. An

diesem Wunderbau ist nichts Gewöhnliches, Unbedeutendes. In plastischer, vollendeter Schönheit tritt einem jeder Gedanke, jede Ausführung entgegen.

Am südlichen Portale namentlich finden wir das in höchster Vollendung. Sein ganzer Bilderschmuck ist von Sabinens, Meister Erwins genialer Tochter, kunstgerechter Hand. Die Bilder aus dem Leben der heiligen Jungfrau, ihr Tod, Begräbnis, Auferstehung und Krönung, sind von einer tiefen, ausdrucksvollen Symbolik; ebenso die beiden allegorischen Figuren des den eigenen gebrochenen Blitz in den Händen tragenden Gesetzes und des das Kreuz haltenden Evangeliums, und was diesen sonst noch zur Seite steht, wie sie lebensvoller nach gleichen Vorbildern Italiens Pinsel an Farbe nicht geschaffen haben.

Es muß ein wunderbar begabtes Wesen gewesen sein, diese Sabine Erwin, würdig, fortzuführen, was der Vater großartig angelegt hatte und unvollendet zurücklassen mußte. Ihr Bild, das spätere Kunst in die Nähe ihrer Meisterwerke gestellt hat, hat, glaube ich, richtig ihr Wesen wiedergegeben: eine edle, ernste Gestalt, den Hauch des Genius, der auch das Widerstrebende sich unterzwingt, auf der hohen Stirne. Der Hammer ruht in ihrer Hand; ob sie ihn in nächtiger Stunde dräuend geschwungen, als der Brand die Umgebungen ihres Münsters rötete, die glühenden Kugeln ihre geliebten Bilder umflogen?

Sie dürfen nicht zürnen, die Geister Erwins und Sabinens: im deutschen Lager draußen vor der umschanzten Stadt war genug Trauer um den hohen Bau, der wie mahnend an das Ende der grimmen Fehde, wie bittend um Schonung Tag für Tag, Nacht für Nacht zum Heimatlande und dessen Söhnen, die gegen Straßburg gezogen waren, hinüberschaute. Und wenn noch mehr der Ruinen um ihn her hätten hingelegt werden müssen, das Münster wäre bewahrt geblieben, soweit es in der Macht der Belagerer stand.

Aber freilich alle Kugeln hatten diese auch nicht in der Gewalt, und so sind leider doch der Beschädigungen mehr, als ich anfänglich geglaubt. Wie die Kreuzblume oben auf dem Turme gewankt hat, so ist manch schönes Steinstück, manche kunstvolle Figur von Turm und Kirche herabgestürzt; das Dach ist ausgebrannt und in die alten Glasmalereien der hohen Fenster sind manche, ja viele Lücken geschlagen. Aber doch geben diese noch ihr mystisches Halbdunkel dem weiten Innern, das in seiner großartigen, wunderbaren Einfachheit auch so überwältigend ans Herz greift und es für die Gedanken des Ewigen

weitet. Keine eitle Gold- und Silberpracht, nur der reiche Schmuck der steinernen Blätter und Blüten an den hohen Säulen, die schlank und stark emporstreben. Selbst die Altäre sind nicht allzureich verziert, auch die Kanzel trägt nur ihr kostbares Steingewand.

Außer der ziemlich beschädigten Orgel ist da alles unversehrt; auch die berühmte astronomische Uhr geht ungestört ihren Gang und zeigt die Tage und der Sterne Lauf.

Der Aufgang zur Plattform und zur Spitze des Turmes, wo in den vier an den Hauptstamm desselben wie angeflogenen Türmchen die lüftigen Wendeltreppen zur durchsichtigen Laterne führen, ist zur Zeit untersagt.

Der Blick von dort jetzt auf Straßburg, auf die Stadt der Ruinen, mußte wunderbar ergreifend sein. Ich mußte wie andere, darauf verzichten. Die Dämmerung wob schon ihre Schleier durch die hohen Hallen, als ich vom Münster schied. Die Vesper ging gerade zu Ende; die weißgekleideten Chorherren verließen ihre Stühle im Chor, die Lichter verloschen am Hochaltar, die Thüren schlossen sich für heute. Auf den Stufen draußen, gerade zu den Füßen Sabinens, saßen Weiber und Kinder, bettelnd, obdachlos; drüben auf dem „kaiserlichen Palast“ wehte die rot-weiße Lazaretfahne. Das Münster von Straßburg schaut noch auf viel Elend nieder.

Bei der Belagerung von Paris.



Erstürmung der „Bayern-Schanze“.

Von Eduard *Meier*, damaligem Korporal im k. b. 14. Infanterie-Regiment.

Am 19. September hatten wir beim Beginne des Gefechts einen sehr schweren Stand gegen die stark befestigten, ausgezeichneten Positionen der Franzosen. Trotz heftigen Mitrailleusen-Feuers ging es aber stets mit Hurra vorwärts.

Die starken Schanzen bei Plessis-Piquet wurden von uns mit Sturm genommen, die Franzosen aus allen ihren Stellungen geworfen; unaufhaltsam drangen wir vor.

Über Hals und Kopf konzentrierten die Gegner sich rückwärts. Der berühmte französische Elan war ins Gegenteil umgeschlagen; es war lustig anzusehen, wie sie die Höhen hinunterliefen.

Auch aus dem neuerbauten Fort bei *Moulin* warfen wir sie hinaus. Mein Bataillon war das *erste*, welches dort eindrang; ich und vier Mann erstiegen zuerst auf einer Sturmleiter diese Schanze, welche dann vom Kronprinzen, „unserem Fritz“ — den Bayern zur Ehre — die „*Bayern-Schanze*“ getauft wurde.

Drei Mann und ich erhielten das Eiserne Kreuz, das wir mit Stolz tragen, *dafür*, daß wir allen voran die Schanze erstiegen und mit Hurra-Rufen eindrangen, gefolgt von unseren anderen Kameraden.

Die Franzosen entwichen eilends; als wir eingedrungen waren, standen unmittelbar vor uns sechs Kanonen.

Wir nahmen hierbei eine kleine Rothose gefangen, einen kühnen Kerl, der wehrte sich wie der Teufel; in einem Augenblick, wo ich nicht Obacht gab, sprang er von rückwärts auf mich zu, warf mich zu Boden und schlug mit den Fäusten wütend auf mich ein; die Waffen hatten wir ihm vorher abgenommen. Endlich kam ich wieder auf die Füße — ein Stoß mit dem Bajonett, noch ein wuterfüllter Blick von ihm — und über ihn hinweg ging es wieder vorwärts. — Es war ein tapferer Soldat, der hier für sein Vaterland den Tod fand.

Nirgends, nicht bei Weißenburg, Wörth und Sedan, war das Granaten-Feuer so heftig, knatterten die Mitrailleusen so stark als hier in dem Gefecht am 19. September. Es ist ein bedeutender Unterschied in offener Feldschlacht zu stehen und gegen — Schanzen zu stürmen, zumal die Franzosen sodann ganz verzweifelte Anstrengungen machten, die von uns gewonnenen Positionen wieder zurück zu erobern; es half ihnen aber nichts, trotzdem wir nur Feldgeschütze hatten, welche gegen die Mauern der Forts und gegen die Erdwerke der Schanzen nicht viel ausrichteten — Belagerungsgeschütze hatten wir damals noch keine bei uns.

Es ist wie ein Wunder, daß wir trotz des furchtbaren Geschoßhagels doch nicht so viele Verluste hatten.

Nobles Quartier.

Von Heinrich von Selbitz.

Palaiseau, südlich von Paris, hatte die Ehre, seit dem 28. September unser Regiment beherbergen zu dürfen.

Das I. Bayerische Armeekorps diente dazu, für die Cernierungstruppen der Südseite des belagerten Paris eine Reserve zu bilden.

Mit Erstaunen und mit Grauen sahen die wenigen zurückgebliebenen Einheimischen, wie wir, während die Forts vor Paris ihr Feuer auf die deutsche Cernierungs-Linie spieen und der Donner der Geschütze hallte, ganz ruhig auf den Feldern bei Palaiseau exerzierten und Handgriffe „Hoch's G'wehr! 1. — 2. — 3.“ u. s. w. übten, als wären wir daheim in unseren bayerischen Garnisonen.

Dabei kam es vor, daß wir während dieser — die Disziplin fördernden Beschäftigung — plötzlich alarmiert wurden, da die Pariser Besatzung einen Ausfall gegen unsere Seite hin machte, der jedoch abgeschlagen wurde.

Am 2. Oktober wurde mir wieder einmal der sehr angenehme Auftrag, in südlicher Richtung von Palaiseau und weiter — ein wenig zu requirieren.

Es waren mehrere Züge Infanterie und ein Zug Kavallerie zu diesem Kommando befehligt.

Die Gegend, welche wir zu durchstreifen hatten, war nicht ganz geheuer, Franctireurs schwärmten dort herum und hatten erst kürzlich in Ablis einen Zug Chevaulegers aufgehoben und teilweise niedergemacht.

Wir hatten Praxis im Requirieren erlangt; die deutsche Sentimentalität, sich durch Bitten und Thränen von der Wegnahme der Lebensmittel abhalten zu lassen, hatten wir abgestreift.

„Ein rauhes Handwerk ist der Krieg!"

Die letzte Kuh einer Witwe wurde fortgenommen, denn es war Mangel an Schlachtvieh, und der Soldat im Feindesland will leben, essen und trinken.

So kamen wir auch in der Gegend von Bonnelles in das Schloß des Herzogs von Uzès.

Am Gitterthor des Parkeinganges kam uns der Haushofmeister des Herzogs, ein würdiger alter Herr mit schneeweißem Haar, in eleganter Kleidung, den Cylinder in der Hand, entgegen und bat uns, da wir dort Quartier nehmen wollten, daß die Offiziere sich im Schlosse einquartieren möchten, während die Mannschaften in den Dienerschaftswohnungen, sowie in der Gärtnerei untergebracht würden, wenn es so genehm wäre.

Mr. le duc, sein erlauchter Herr, so erzählte er uns, sei mit Madame la duchesse nach England übergesiedelt — vor der deutschen Invasion; den Ausdruck „geflüchtet" vermied der treue Diener.

Das Chateau befinde sich in vollkommen eingerichtetem Zustand, wie Monseigneur es verlassen hätte; die Dienerschaft sei teilweise zurückgeblieben und stünde zu unseren Befehlen; der Chef de cuisine würde uns zu Ehren seine ganze Kunst entfalten.

Wir überzeugten uns, daß die Mannschaften ganz vorzügliche Quartiere hatten; ihre Verpflegung wurde ihnen aus der herzoglichen Küche geliefert.

Wir ersuchten nur den Haushofmeister, daß unsere Diener mit uns im Schlosse untergebracht würden.

Das Schloß war ein großer stattlicher Bau im Renaissancestil, umgeben von einem großen herrlichen Park, in welchem Damwild gehegt wurde.

Schon die gärtnerischen Anlagen vor dem Schlosse mit prachtvollen Teppichbeeten zeugten von dem Reichtum des Besitzers, eines „grand seigneur" aus altem Geschlecht.

Als wir das Schloß betraten, erstaunten wir über den Prunk und Luxus, der uns umgab.

Im säulengeschmückten Vestibule hielt ein eisengepanzerter Ritter auf gewappnetem Pferde gleichsam Ehrenwacht in diesem Feudal-Schlosse.

Die Rüstung war prachtvoll mit Gold eingelegt und sicher ein Erzeugnis der Waffenschmiedekunst aus dem 16. Jahrhundert.

Eine marmorne Doppeltreppe führte in den ersten Stock empor; auf den Treppenabsätzen standen vergoldete Kandelaber; die Stufen waren mit kostbaren Läufern belegt; an den Wänden hingen Waffen aller Art.

Der Haushofmeister machte den Führer; er öffnete die fürstlich eingerichteten Zimmer und ein staunendes „Ah!“ tönte von unser aller Lippen.

Solche Pracht, solchen Reichtum, solch blendenden Luxus, der jedoch von dem feinsten Geschmacke zeugte, hatte ich in meinem Leben wohl vorher noch nie geschaut.

„Wählen sich die Herren diejenigen Zimmer aus, welche Ihnen am besten gefallen“, sprach einladend der Hüter dieser Herrlichkeiten.

Bei unserem Kommando, das aus fünf Offizieren bestand, war ich der diensttälteste und fungierte daher als „Detachements-Kommandant“.

Mir stand daher das Recht der ersten Auswahl zu. Bei meiner Bescheidenheit wählte ich mir, selbstverständlich, die nobelsten Appartements — die Wohnung der Herzogin.

Ich nahm zwei Zimmer davon für mich in Beschlag; das Wohnzimmer und das Boudoir der erlauchten Dame. Wie könnte ich die prächtigen Räume schildern, die jetzt mir zur Verfügung standen?

Die Möbel mit Seidenbrokat überzogen; an den Wänden derselbe Stoff anstatt Tapeten; im Schlafzimmer grüne Seide, das Bett mit einem Prunkvorhang umgeben; der Toilettentisch komplett garniert mit allen möglichen Parfüms, Seifen, Ölen und Puders, dazu ein Wasch-Service vom feinsten Porzellan mit dem Wappen der Herzoge von Uzès. Deckenhohe Spiegel in reichsten Goldrahmen, Fauteuils, Divans, Sofas von auserlesener Schönheit standen umher. Der Damen-Schreibtisch war vollständig eingerichtet mit goldenem Schreibzeug, hochleleganten Federn, in Achat geschnittenen Petschaften mit dem herzoglichem Wappen, einem großen U und darüber die Krone eines Herzogs; einer hochfeinen Schreibgarnitur. (Die „Übersiedelung“ war offenbar

„etwas plötzlich“ vor sich gegangen.) Briefpapier und Briefumschläge mit dem in Gold gehaltenen Monogramm der Herzogin und dem Goldaufdruck: „Château Bonnelles“ lagen darauf.

Es dauerte geraume Zeit, bis ich all die Kostbarkeiten besichtigt hatte, die mich umgaben; ich kam mir vor wie ein Märchenprinz, der plötzlich — nach langen Irrfahrten, wieder im Schlosse seines königlichen Vaters erwacht und staunend all die Pracht betrachtet.

Der Haushofmeister weidete sich sichtlich an unserem unverhohlenen Erstaunen, und wir mußten ihm recht geben, daß in solche fürstliche Räume unsere Soldaten doch wohl kaum gepaßt hätten.

Ich machte es mir bequem, benützte beim Waschen all die schönen Sachen, das duftende, wohlriechende Zeug, und sah in diesen Prunkgemächern erst jetzt, wie abgetragen und mitgenommen meine Uniform aussah.

Für den ersten Hunger hatte der Haushofmeister uns kalten Braten, Butter, Käse und Wein durch die herzoglichen Diener servieren lassen.

Das Diner fand nachmittags 5 Uhr im großen Speisesaale des Schlosses statt.

Vorher besichtigten wir auch die Parterregemächer des Schlosses, welche meistens Repräsentationszwecken dienten; so auch ein Audienzzimmer, in welchem der Herzog seine Diener und Pächter bei feierlichen Anlässen zu empfangen pflegte.

Das Diner und die dabei herrschende Pracht an Servis und goldenen und silbernen Gefäßen und Bestecken muß ich zu beschreiben mir versagen.

Die aufwartenden Diener waren in Gala-Livree; der Haushofmeister stand am Kredenztische und dirigierte nur durch Augenwinke die Ordnung beim Servieren. Man sah an dem Verhalten der Dienerschaft, daß man sich in einem wahrhaft feinen, noblen Hause befand; geräuschlos huschten sie umher, wechselten ohne Geräusche die Teller, Bestecke, Gläser ꝛc. und übersahen keinen Augenblick ein leerstehendes Glas, sondern füllten sofort wieder aufs neue.

Wir speisten „wie bei Hofe“, herrlich und fein, und dazu gab es die erlesensten Weine und dann Champagner — die besten Marken, Veuve Cliquot ꝛc., und davon sehr viel!

Es war sehr spät geworden, bis wir die Tafel aufhoben und sehr heiter nach unsern Zimmern uns zum Schlafen verfügten.

Jedem Offizier ging einer der gallonierten Diener mit je zwei hochfeinen Armleuchtern vorauf und geleitete ihn zu seinen „Appartements“.

Welche Wonne war es dann, sich in diesem herrlichen Bette, mit Seide, Spitzen und Atlas ausgestattet, zu strecken und zu dehnen; ein solches Bett in solcher Umgebung sind sicherlich jederzeit dem — allernässesten Biwak vorzuziehen.

Auf dem Nachttische standen verschiedene Karaffen mit Liqueuren, Wein, Wasser und Zucker gefüllt; herrliche Trauben und sonstige Früchte standen zur Verfügung.

Ich entschlief bald, erwachte aber dann wieder, vom Durst gequält, und langte — eine Nachtlampe hing über meinem Bette, hinaus auf den Nachttisch, ergriff eine Karaffe und trank — plötzlich verlor ich das Bewußtsein — als ich wieder zu mir kam, stand mein lieber guter Kamerad Steinberger an meinem Bette und flößte mir Wasser ein. Er hatte mich in seinem Zimmer, das neben dem meinigen lag und dessen Thüre offen stand — auf einmal laut röcheln gehört — wie er mir erzählte — und mich sodann bewußtlos außerhalb des Bettes auf dem Boden liegend gefunden.

Ich hatte in meiner Schlaftrunkenheit, die noch durch den vorhergegangenen vielen Weingenuß vermehrt worden war, eine Karaffe mit — Absynth oder sonstigem starken Liqueur erfaßt und daraus einen herzhaften Schluck gethan, der mir sofort den Atem benahm und mich bewußtlos machte.

Nachdem ich eine halbe Flasche Wasser mit Hilfe meines treuen Freundes getrunken hatte, erholte ich mich wieder und schlief dann bis zum grauenden Morgen tief und fest, ohne beim Erwachen etwas Besonderes zu verspüren; nur der Kopf brummte und in den Ohren sauste es schändlich; dabei hatte ich großes Verlangen nach etwas — Sauerem, vielleicht einem marinierten Hering oder dergleichen.

„Dieses nennt man Katzenjammer!“

Mein treuer Diener, Sepp geheißen, war am Morgen in mein Schlafzimmer eingetreten, um meine Uniform und Stiefeln zum Reinigen zu holen.

Ich frug ihn, wie er geschlafen hätte?

„Schlecht, Herr Lieutenant, ganz schlecht!“ war seine Antwort.

„Warum denn, Sepp, hast du kein gutes Quartier gehabt?“

„Dös schon, Herr Lieutenant, aber mei Bett, dös war ganz von Seiden und da hat's immer g'rauscht, wenn ich mich nachts amal

rumdreht' hab! — Herr Lieutenant" — fährt er zutraulich fort — „dös schöne G'schloß mitsamt dem ganzen G'raffel drin, dös wenn wir halt mit naus nach Deutschland nehma kunnten, dös wär' schön!" —

Der Sepp macht sich recht gut; der würde gleich ganze Schlösser requirieren!

Ich bat mir vom Haushofmeister die Erlaubnis aus, einen Briefbogen nebst Couvert mit dem herzoglichen Monogramm mitnehmen zu dürfen.

Diesen benützte ich zu einem Feldpostbrief an meine liebe Mutter daheim und versetzte dadurch die gute alte Frau in einen großen — freudigen Schrecken.

Sie hatte gehört, daß unter Napoleon I. öfters verdiente Kriegsmänner zu Herzogen ernannt wurden und glaubte nun, als sie die herzogliche Krone auf dem Briefumschlage erblickte, auch ich — sei, wegen meiner hervorragenden Verdienste und wegen meiner ausgezeichneten Leitung des ganzen Feldzuges zum Herzoge erhoben worden; wie sie mir nach meiner Heimkehr als Verwundeter — scherzhaft mitteilte. O, diese Mütter sind doch recht — schlimm!

Nach einem opulenten Frühstücke verließen wir das Herzogsschloß, in welchem wir so fürstliche Aufnahme gefunden hatten.

Beim Abschied wollten wir dem Haushofmeister „— nicht für Sie, Mr. l'Administrateur, sondern für die Dienerschaft!" wie wir ausdrücklich betonten, ein sehr anständiges Trinkgeld einhändigen. Er lehnte es jedoch dankend ab, „denn Monseigneur le Duc zahlt seine Leute so, daß sie nicht notwendig haben, Trinkgelder anzunehmen!" Da waren wir abgeblitzt!

Mit Beute aller Art reich beladen, kehrten wir erst nach drei Tagen von unserem Requisitions-Kommando zu unseren Abteilungen noch Palaiseau zurück, wo man schon wegen unseres so langen Ausbleibens um uns besorgt geworden war und geglaubt hatte, wir wären von Franctireurs „abgeschnappt" worden.

Vor Paris.

Vom Dreijährig-Freiwilligen Leo Hegmann, des k. b. 9. Infanterie-Regiments.

Am 19. September, sehr frühzeitig, verließen wir Soil, um unseren Marsch gegen Paris fortzusetzen, welches an diesem Tage eingeschlossen werden sollte, und passierten in kurzer Zeit das berühmte Städtchen Longjumeau mit seinem „Gasthaus zum Postillon", auf welches wir aufmerksam gemacht wurden. Nach ungefähr anderthalb Stunden gelangten wir an die Bièvre vor Antony. Hier sammelte sich die Brigade. Doch nicht lange standen wir da, als in nicht allzu großer Entfernung plötzlich starkes Gewehrfeuer hörbar wurde. In demselben Augenblicke sprengte ein Adjutant — ich glaube, Freiherr v. Fechenbach — mit wuchtigem Satze über die Bièvre und meldete unserem Major, daß das dritte Bataillon des 9. Infanterieregiments das zweite Treffen und gegen Bourg-la-Reine vorzurücken habe.

Nach einer kleinen Weile wurde auf der Straße durch Pont Antony bis Croix de Bernis langsam vorgegangen. Ganz deutlich sahen wir jetzt auf einem Berge rechts vor uns die „rote Schanze" oder, wie sie die Preußen nannten, „die gelbe Tante" liegen, weshalb das Bataillon hinter den rechts von der Straße liegenden Gebäuden von Croix de Bernis Deckung suchte. Die Granaten, welche uns die Franzosen aus der roten Schanze sandten, flogen alle hinter uns in den Boden, ohne zu krepieren. Nicht lange blieben wir in dieser Stellung, dann ging es wieder vorwärts gegen Bourg-la-Reine. Doch kaum gelangten wir auf die Straße, als man uns derartig mit Granaten überschüttete, wie noch nie während des ganzen Feldzuges, alle einige Schritte hinter uns einschlagend. Die 12. Kompagnie, die in Marsal abkommandiert und glücklicherweise bis jetzt noch nicht beim Bataillon eingetroffen war, würde an diesem Tage sicher enorme Verluste erlitten haben, denn ich glaube, daß nahezu 50 Granaten unmittelbar hinter uns einschlugen, ehe wir den Park von Sceaux erreichten, und jedenfalls die 12. Kompagnie treffen mußten. Bald in dem Chausseegraben, bald hinter einem Alleebaum uns deckend, gelangten wir ohne Verluste bis Bourg-la-Reine und bogen hier links ab in den großen Park von Sceaux.

Vor uns war schon eine Abteilung, wenn ich mich recht erinnere, des 6. Jägerbataillons in den Park eingedrungen, und wir folgten derselben auf dem Fuße einen Reitweg entlang, der sich längs der Parkmauer hinzieht. Unaufhörlich schnurrten die Granaten, in die sich jetzt noch die Mitrailleusen mischten, über unsere Köpfe hinweg und richteten in dem herrlichen Parke mit seinen schönen Bäumen und Statuetten einen ungeheuren Schaden an. Doch wir blieben verschont, und das war die Hauptsache.

Unter fortwährendem Granatenfeuer erreichten wir das Ende des Parkes, von welchem man durch eine kleine Thüre auf die Straße, welche von Sceaux nach Chatenay zieht, gelangt, und welche passiert werden mußte.

Jenseits der Straße, ungefähr 150 Schritte von der Thüre entfernt, lag ein größeres Anwesen, hinter welchem das Bataillon, jedoch unter sehr schwierigen Umständen, wieder sammelte, denn eine französische Batterie hielt auf ganz kurze Entfernung eine vor uns liegende Anhöhe besetzt und schleuderte massenhaft Granaten auf den zwischen Park und Gehöft gelegenen Platz.

In Trupps zu vier bis fünf Mann wurde der Park verlassen, um im Laufschritt das schützende Gebäude zu erreichen, wobei es sogar an komischen Szenen nicht fehlte. So oft ein Trupp glücklich drüben angekommen war, wurden die nachfolgenden mit Lachen empfangen, wenn sich einer vor der über ihn hinwegsausenden Granate duckte oder gar der Länge nach, alle „Viere" ausgestreckt, hinfallen ließ.

Als ich mit mehreren anderen daran kam, diesen nicht sehr angenehmen Sprung zu wagen, dachte ich: Auslachen? Nein, das giebt's nicht! und, einen Augenblick mich an der Thüre orientierend, sprang ich ohne Bückling und ohne die über meinen Kopf pfeifende Granate zu beachten, über die unheimliche Stelle. Kaum glücklich drüben angekommen, gab's wieder ein Gelächter, in das nun auch ich einstimmte. Es galt dem Feldwebel, der gleich hinter mir dreinkam und sich vor der über seinem Haupte hinwegbrummenden Granate bedeutend verneigte und ein vor ihm stehendes, armdickes Bäumchen fest umschlungen hielt. Doch auch er kam, ohne Schaden genommen zu haben — drüben an.

Nach und nach hatte sich das Bataillon ohne Verluste hinter dem Gebäude gesammelt und, nachdem nunmehr auch bayerische Artillerie ins Treffen kam, machten sich die Franzosen aus dem Staube. An diesem Tage wurden wir nicht weiter belästigt, auch wurde unsererseits kein Schuß abgegeben.

Bald darauf marschierten wir nach dem nahen Sceaux, in welchem wir nach dem Eisenbahndamm zu Bereitschaftsstellung einnahmen. Hier unterhielt eine Abteilung des 5. Regiments, längs des Dammes in Position stehend, ein lebhaftes Feuer gegen feindliche Infanterie, und wir kamen gerade noch recht, um zu sehen, wie letztere in eiliger Flucht gegen Paris zueilte. Bis nachts zehn Uhr hatten wir am Ende des Städtchens an einem Seitenwege gegen die Weinberge strenge Bereitschaft. Da sich jedoch bis zu dieser Zeit nichts Verdächtiges regte, so durften wir in ein etwas rückwärts gelegenes Haus und abwechselnd, die Hälfte mußte immer wachen, der Ruhe pflegen.

Am 20. September vormittags kam die 12. Kompagnie wieder bei uns an. Sämtliche Offiziere waren beritten, sogar der Feldwebel und Listenführer saßen hoch zu Roß, und sogleich betitelte ein Witzbold den Marsch der Kompagnie als „zwölfter Kompagnie Distanzritt von Marsal nach Paris“.

Die 9. und 10. Kompagnie wurde an diesem Tage nach L'Hay kommandiert, um gegen die rote Schanze vorzugehen, welche aber inzwischen von den Franzosen verlassen und von preußischen Truppen besetzt worden war. Diese konnten aber die Schanze wegen des rückwärts gelegenen Forts Bicètre nur bis zum 30. September halten, von wo an dieselbe wieder von den Franzosen besetzt wurde.

Gegen abend kamen wir nach Pont Antony in Kantonnements und blieben da bis zum 23. früh, wo wir die Vorposten in Bagneux zu beziehen hatten. In einem großen, mit einer Mauer umgebenen Garten außerhalb des Ortes nahm unsere Kompagnie hinter Schußscharten Stellung, um den Feind zu beobachten, der an diesem Tage aber nichts Ernstliches unternahm, als höchstens von Zeit zu Zeit eine Granate herüberzuschicken, die aber alle über unsere Köpfe hinwegflogen. Von diesem Garten aus und insbesondere vom Gartenhäuschen, wo ein Avisoposten stand, hatte man eine entzückende Aussicht auf Paris, sowie auf die Forts Bicètre, Vanves und Montrouge, welch' letzteres auf zirka 1000 bis 1200 Schritte vor uns lag. Zwischen dem Fort Montrouge und unserer Stellung befanden sich Kartoffelfelder mit massenhaften unterirdischen Steinbrüchen, welche die Franzosen benutzten, um sich unbemerkt in die Nähe unserer Stellung zu schleichen. Auch an diesem Tage waren drei feindliche Infanteristen bis auf 200 Schritte herangekommen und wurden erst bemerkt, als sie von einem Steinhaufen zum andern springen wollten. Ein neben mir stehender Korporal legte schon an, um dieselben für ihre

Kühnheit büßen zu lassen, als ihm der Hauptmann das Schießen ernstlich untersagte, jedenfalls, weil sonst unsere Stellung verraten gewesen wäre.

Am 24. September, bei Tagesanbruch, wurden wir abgelöst und gelangten ohne Zwischenfall in unsere Quartiere nach Pont Antony. Letzteres, ungefähr 6 km von Paris entfernt, war von dem bedeutenderen Antony durch die Eisenbahnlinie getrennt.

Beide Städtchen waren von den Einwohnern verlassen, wie überhaupt alle Orte um Paris während der Belagerung. Wir richteten uns deshalb, so gut es eben gehen wollte, ein. Hier weilten wir bis zum 28. September, an welchem Tage wir in Bourg=la=Reine in Bereitschaft kamen, um am nächsten Tage früh wieder in Bagneux die äußersten, nun schon bekannten Vorposten zu beziehen. Auch heute verlief es bei uns ganz ruhig, während die Franzosen bei dem Fabrikgebäude auf der Straße gegen Bourg=la=Reine ein starkes Gewehrfeuer unterhielten. Nur einmal, als wir gerade menagierten, — wir kochten damals noch auf Vorposten ab — fuhr eine Granate brummend über unsere Köpfe und krepierte 20 Schritte weiter oben, ohne jemand zu treffen.

An diesem Tage war es auch, als unser „Türkelhauptmann", dessen ich eingangs erwähnte, und der wegen seiner guten Witze bei den Offizieren sich manches erlauben durfte, dem Oberlieutenant seine Abreise von Paris mit den Worten ankündigte:

„Herr Oberlieutenant, gehen Sie mit? Morgen reise ich von hier ab."

„So?" sagte der Offizier, „warum?"

„Ach was", fuhr Kettemann fort, „Paris habe ich gesehen, hinein komme ich doch nicht, Gockel (Hahnen) giebt's hier nicht mehr, also gehe ich nach Haus; denn was habe ich sonst noch hier zu thun?" lachte und ging davon.

Auch wir lachten alle. Doch er hatte recht. Als wir am nächsten Morgen von Vorposten abkamen, meldete er sich zum Arzt und kam wirklich nach Deutschland; er wußte es wohl, warum, der Schlauberger.

In der Nacht war es in Paris sehr unruhig, was von Bagneux aus sehr gut zu beobachten war. Auch mit elektrischem Licht erfreute uns das Fort Montrouge, indem es das ganze vorliegende Terrain einigemal hell beleuchtete.

Am 30. September früh löste uns ein Bataillon des 11. Regiments ab, und wir machten uns auf den Heimweg über Fontenay aux Roses, den Park von Sceaux nach Croix de Bernis. Kaum hier angelangt,

vernahm man starkes Gewehrfeuer, weshalb das Bataillon auf dem Sammelplatz der Brigade längere Zeit in Bereitschaft bleiben mußte. Die Franzosen machten einen Ausfall gegen L'Hay, wurden aber vom 6. preußischen Korps mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Gegen mittag durften wir in unsere Quartiere nach Antony einrücken. Nur noch einmal, am 2. Oktober, kamen wir nach Bagneux, dann wurden wir wieder in die Brigade eingeteilt und bezogen mit derselben nur noch die Vorposten in Bourg-la-Reine.

Es war am 5. Oktober morgens, als ich mit mehreren Kameraden am oberen Ende des Städtchens in einem herrschaftlichen Garten nach Wein suchte. An einer frisch umgrabenen Stelle arbeiteten wir wie Feinde, schaufelten und schaufelten, bis endlich in der Tiefe von einem Meter ein Faß von zirka zwei Hektoliter zum Vorschein kam. Bald war dasselbe frei gemacht und zu unserer größten Freude kam noch ein zweites in Sicht. Schon stand das erste zum Anzapfen bereit, das zweite wollten wir eben aus seiner lehmigen Hülle befreien, als auf einmal das bekannte Signal „Pack' dein Bündele, pack' dein Sack" unten in Antony gegeben wurde.

„O weh!" riefen ich und meine Begleiter zugleich aus, kratzten hinter den Ohren und liefen, so schnell uns die Füße zu tragen vermochten, unseren Quartieren zu. Da! auch diese Bescherung noch. Das Bataillon war schon abmarschiert. Aber wohin? frug sich jeder. Im Laufschritt eilten wir nach Pont Antony hinunter, wo wir erfuhren, daß das Bataillon rückwärts marschiert sei. Nach fünf Minuten waren wir außerhalb des Ortes auf der Straße gegen Longjumeau, wo wir unsere Leute, die Gewehre in Pyramiden zusammengesetzt, antrafen. Wir meldeten uns zur Stelle und kamen ohne Rüffel davon, nur wurde uns bemerkt, künftig nicht so weit von den Quartieren wegzugehen. Kurze Zeit darauf erschien Se. Exc. General v. Hartmann und ritt die Front ab. Wir erfuhren nun, daß der große Generalstab heute durch Antony komme, um nach Versailles zu gehen. Stunden auf Stunden verrannen, immer mehr plagte uns Hunger und Durst. „Ach, und die zwei Faß Wein! Hätten wir sie nur da, dann könne es dauern, so lange es wolle", sagte einer meiner Kameraden.

Endlich nach langem, langem Warten sahen wir die Fähnchen bayerischer Ulanen, welche uns die Ankunft des großen Königs verkündeten. Gleich darauf fuhren der König und der Kronprinz, dann Bismarck und Moltke mit Gefolge in mehreren Wagen langsam vorüber,

von jeder Kompagnie mit einem kräftigen Hurra begrüßt. Nachdem der letzte Wagen an uns vorüber, rückten wir auch wieder ein. Im Quartier angekommen, wurde abgeworfen und mit Sturmschritt ging's hinauf in den Garten. In Gedanken schlürften wir schon das edle Naß. Doch welcher Schreck fuhr uns in die Beine, als wir, oben angekommen, kein Faß mehr sahen.

Ja, fort war der Wein und unsere Arbeit umsonst. Als wir nun zurückgingen, um einigermaßen den Magen zu befriedigen, sahen wir in den Räumen, in denen der Bataillonsquartiermeister hauste, die zwei Faß Wein. Das Rätsel war uns gelöst. Während unserer Abwesenheit hatte er die zwei Faß wegschaffen lassen. Nur einen Feldbecher voll erhielten wir davon, was uns einigermaßen befriedigte.

Alle drei Tage kamen wir abwechselnd auf erste Vorposten und Bereitschaft. Vorposten und Bereitschaft unterscheiden sich dadurch, daß die ersten Vorposten unmittelbar vor dem Feinde, während die Bereitschaft erst in die dritter Linie zu stehen kommt.

Die ersten Vorposten standen auf unserer Seite etwa 200 Schritte vor Bourg-la-Reine, die zweiten Vorposten, auch zweite Linie genannt, war längs der Ortslisiere und auch in dem gegen die Bièvre zu gelegenen Kirchhof postiert, während die Bereitschaft in Bourg-la-Reine selbst ihre Position hatte.

Die letztere lag in Kompagnien oder Zügen in einzelnen Häusern (Bereitschaftshäusern) unmittelbar an den bei einem etwaigen Ausfall angewiesenen Plätzen.

Orte, Gebäude und Gegenstände erhalten oft durch irgend ein Vorkommnis Beinamen und neue Benennungen. Dies war auch in Bourg-la-Reine der Fall.

Wir waren in einem großen, zu der vis-à-vis der Apotheke gelegenen Wirschaft gehörigen Lokal untergebracht, da fuhr mit einem Male eine Granate unterhalb der Decke durch die Wand herein und zur entgegengesetzten Seite hinaus, ohne daß von den 100 Leuten, die dicht bei einander lagen, jemand beschädigt wurde. Von dieser Zeit hieß dieses Lokal „Der Granatensaal“.

Einmal, als wir in dem zwischen Saal und Hauptgebäude gelegenen Hof Feuer machten, um Kaffee zu kochen, schnurrte es verdächtig, und mit fürchterlichem Gepolter fiel ein Teil des Kamins auf die Straße. Die Franzosen hatten jedenfalls den Rauch aufsteigen sehen und uns eine herübergesandt, welche, den oben erwähnten Kamin einreißend, in

die gegenüber befindliche Apotheke fuhr, da ein Stück eines Balkens herausriß und dann auf die Straße zurückfiel, ohne zu krepieren. Ein später vorübergehender Genieoffizier maß das Geschoß, welches die respektable Höhe von 21 Zoll besaß. Ein Granatenhaus gab's auch noch, nämlich am Ende des Städtchens. Dasselbe war anfangs mit einem Zuge besetzt, später aber verlassen und die Leute wurden in einem Nebengebäude untergebracht, weil das Haus fortwährend von der gelben Tante mit Granaten beworfen wurde und schließlich nur einem Trümmerhaufen glich.

Verhältnismäßig sicherer war man auf den ersten Vorposten. Granaten konnten uns hier gar nichts anhaben, die wegen der Nähe sämtlich über unsere Köpfe hinwegflogen und vor den Chassepotkugeln war man durch Mauern und Schützengräben gedeckt. Nur durfte man den Kopf nicht allzuweit erheben, denn die Franzosen schossen gerne, sehr gerne, wenn auch viel umsonst.

Die ersten Vorposten der 7. Brigade standen, wie schon gesagt, 200 Schritte außerhalb Bourg-la-Reine und zirka 700 Schritte von der feindlichen Stellung entfernt. Die erste und zweite Vorpostenkette war von je zwei Kompagnien besetzt gehalten, während im Orte selbst ein Bataillon lag. Das ganze Städtchen war in eine kleine Festung umgewandelt. Alle Gartenmauern waren durchbrochen, ein Kolonnenweg rechts und links angelegt, welcher die Verbindung mit vorn herstellte; überall befanden sich Schießscharten, und waren die Mauern hoch, so waren noch Gerüste angebracht, damit über dieselben hinweg auch schon in dritter Linie gefeuert werden konnte. Die Straßen waren durch Barrikaden und tiefe Gräben abgesperrt und den Franzosen wäre es sicherlich schlecht gegangen, hätten sie einen Ausfall nach dieser Seite versucht.

So standen wir uns auf 700 Schritte gegenüber, beiderseits durch Posten einander beobachtend, damit keine Überrumpelung stattfinden konnte. Nun, wir hatten keinen Grund dazu, und die Franzosen thaten es auch nicht, wofür ich ihnen heute noch danke. Der Vorpostendienst war ein ganz regelmäßiger; alle zwölf Tage kamen wir auf die ersten, alle sechs Tage auf die zweiten Vorposten und auf Bereitschaft ebenfalls alle sechs Tage, folglich hatten wir innerhalb zwölf Tagen fünf Tage Dienst und sieben Tage frei.

Die Kantonnementsverhältnisse waren nicht schön zu nennen. Denn anstatt wie die 8. Brigade ein ständiges Quartier zu haben, mußten

wir von einem Ort zum andern ziehen, was sich ebenso regelmäßig vollzog, wie der Vorpostendienst. Denn einmal kamen wir nach Croix oder Harras de Bernis, dann nach Pont oder Antony. Auch in Chatenay, wo General v. Hartmann in einem reizenden Schlößchen wohnte, bezogen wir einigemal Quartier.

Von den übrigen Kantonnementsorten war der beste und schönste Antony. Hier war das Divisionskommando, die Feldpost, die Feldbäckerei, das Lazaret und das Proviantamt. Hier erhielt man die Briefe aus der Heimat und die meisten wurden auch hier geschrieben, weshalb dieser Ort nebst Bourg-la-Reine bei jedem Soldaten der 7. Brigade in bester Erinnerung stehen wird.

Das kleine Harras de Bernis war uns das unliebste von unseren Standquartieren. Nur etwa $1^1/_2$ km von Bourg-la-Reine entfernt war man da dem Granatfeuer zu sehr ausgesetzt, auch lagen wir so enge beisammen wie die Heringe.

Mit noch fünf Mann bewohnte ich da ein Gartenhäuschen, welches um so mehr bei mir in gutem Andenken steht, als ich hier mit meinen Freunden Weihnachten feierte. Die Verpflegung vor Paris ließ sehr viel zu wünschen übrig; hauptsächlich fehlten in der ersten Zeit der Belagerung Brot und Salz, auch Fleisch mangelte öfter, wogegen Wein im Überfluß vorhanden war. Später, nachdem die Eisenbahn näher heranging, wurden wir mit dem Nötigsten versehen. In dieser Hungerzeit waren Kartoffeln, welche auf den Äckern gegraben werden konnten, unsere einzige Nahrung. Auch Obst gab es sehr viel.

Als die Kartoffeln zu Ende, bestand unsere Nahrung hauptsächlich aus Kaffee und hie und da aus einer Erbswurstsuppe. Zwar wurde später Hammelfleisch in reichlichem Maße verabreicht, allein bald bekam ich es so satt, daß bis heute keines mehr über meine Lippen gekommen.

Es gab zwar auch einen Marketender, welcher Brot, Wein, Wurst, Zigarren und allerlei andere Gegenstände feil hatte, allein diese Blutsauger übernahmen die Soldaten ganz kolossal, und ich kaufte deshalb bei denselben nur in ganz dringenden Fällen; so kostete z. B. ein ungefähr drei Pfund schwerer Brotstollen einen harten Thaler.

Mit Freuden begrüßten wir deswegen die französischen Bauersleute, welche, aus der Gegend von Longjumeau kommend, Ende November in Pont Antony einen Markt mit Lebensmitteln eröffneten. Wir zahlten zwar immer noch hohe Preise, aber sicherlich zweidrittel weniger als bei unseren Marketendern.

Eines Tages, ich glaube, es war der 20. Oktober, als der Vorpostendienst anfing, langweilig und wegen der eingetretenen naßkalten Witterung recht empfindlich zu werden, wurden 60 Mann meiner Kompagnie, worunter auch ich, zu einem Transport nach Nogent sur Marne, welches ungefähr 25 Stunden von Paris rückwärts liegt, kommandiert. Bis hierher und nicht weiter reichte zu dieser Zeit die Eisenbahn, da die Franzosen den zwei Stunden von Nogent gegen Paris gelegenen Tunnel gesprengt hatten.

Doch wurde schon um dieselbe Zeit mit dem Bau einer Notbahn um den Berg herum begonnen, welche Strecke ich sechs bis sieben Monate später einmal befahren habe.

Unsere Kolonne, zu der wir kommandiert waren, bestand aus 60 französischen Wagen, jeder mit einem Schimmel bespannt und geleitet von ebenso vielen französischen Bauern. Auf jedem Wagen nahm ein Soldat Platz; außerdem waren noch eine Anzahl Leichtverwundete, die nach Deutschland gingen, auf den Wägen placiert. Die Führung übernahm ein Landwehrlieutenant und ein Quartiermeister.

Wir fuhren am 20. Oktober früh in Antony ab und langten am 23. abends über Villeneuve St. Georges und Brie bei strömendem Regen in Nogent an, wo wir außerhalb des Ortes Biwak bezogen, wahrlich, nichts Angenehmes um diese Jahreszeit und bei ewigem Regenwetter. Die armen Bauern dauerten mich, da die blauen Kittel oder Blousen wenig Schutz gegen Regen und Kälte boten. Als man ihnen mitteilte, daß sie biwakieren müßten, da schrieen sie laut auf: „O! Mon dieu, Bivouac! Grand Malheur!“

Wir machten zwar gemeinschaftlich ein großes Feuer an, allein wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, die dem Feuer zugekehrte Seite schmorte sozusagen, während die entgegengesetzte Seite fror. So hielt ich es ungefähr bis 11 Uhr aus. Da kam mir der Gedanke, in dem nahen Orte irgendwie Unterkunft zu finden. Allein ich machte schlimme Erfahrungen, und gelobte mir's feierlich, einmal und nicht wieder mich von der Abteilung zu trennen.

In Nogent waren kolossale Vorräte aufgespeichert. Tabak, Zigarren, Speck, Hafer, kurz und gut, alle möglichen Lebensmittel und Fourage lagen in den Bahnhofsräumen bunt durcheinander. Daß wir nicht leer ausgingen, braucht wohl keiner Erörterung.

Endlich am 25. Oktober abends fuhren wir, die Wägen schwer beladen, aus Nogent sur Marne und langten am 29. Oktober über

Coulommiers und Villeneuve sur Seine in Versailles an, wo wir unsere mitgebrachten Sachen im großen Hauptmagazin ablieferten.

Waren schon in Nogent über Nacht ein Teil der Bauern, ihre Gefährte im Stich lassend, durchgebrannt, so hatten wir bei unserer Ankunft in Versailles von den 60 Fuhrleuten kaum noch 20, weshalb immer der betreffende Soldat, dem der Wagen anvertraut war, selbst fahren mußte. In die nämliche Lage kam auch ich. Mein Bauer war, als wir noch zwei Tagreisen von Versailles entfernt waren, eines Morgens verschwunden, was mich ein wenig in Aufregung versetzte, weil ich vor Pferden einen heillosen Respekt hatte und vor dem französischen Hengst erst recht. Ich bat den Zugführer, einen Soldaten zu bestimmen, der das Pferd zu füttern habe, welcher Bitte von seiten des liebenswürdigen Offiziers auch stattgegeben wurde, jedoch mit der Bemerkung, daß ich fahren müsse, was keine besondere Anstrengung erforderte.

So hielt ich nun als bayerischer Soldat mit französischem Hengst und Wagen meinen Einzug in dem berühmten Versailles.

Versailles! Wer hörte nicht schon von dieser herrlichen Stadt mit ihren Palästen und Schlössern und insbesondere jenem von Ludwig XIV. erbauten mit seiner prachtvollen Gemäldegalerie und seinen herrlichen Wasserwerken. Jetzt war das Schloß in ein großes Lazaret umgeschaffen.

Es war morgens 9 Uhr, als die Kolonne in der Stadt ankam. Nachdem die Sachen abgeliefert, wurden die Wägen am Schloßplatz aufgefahren. Die Wägen durften teilweise verlassen werden, nur ein Teil der Mannschaft blieb zum Schutz derselben zurück. Hier erfuhren wir die Kapitulation von Metz, eine Nachricht, die mit besonderer Freude aufgenommen wurde. Abends war zu Ehren derselben ein großer Zapfenstreich, ausgeführt von den Musikkapellen des Gardekorps. Es mögen wohl mehrere Hundert Spielleute gewesen sein, und nie sah ich ein derartiges militärisches Schauspiel. Unter massenhafter Beteiligung der französischen Bevölkerung bewegte sich der Zug vom Schloßplatze zum Palais des Königs, um demselben eine Ovation darzubringen. Der Heldengreis war schon mit seinem Gefolge auf dem Balkon versammelt, als die Truppen ankamen, und sofort brauste ein tausendstimmiges Hurra durch die Luft, in das auch ich als stiller Teilnehmer nach Herzenslust einstimmte.

Hierauf wurde von einem Adjutanten die Kapitulation von Metz verkündet, welche ebenfalls mit einem Hurra begrüßt wurde, und alsbald trat die Musik ihren Rückmarsch an.

Auch für mich war es nun Zeit zum Aufbruch, denn um 9 Uhr mußte alles zur Abfahrt bereit sein. Ich trat in eine nahegelegene Wirtschaft, um mich etwas zu restaurieren, eilte sodann zurück zu den Wägen. Ich kam noch frühzeitig genug an, denn der Führer ließ noch auf sich warten. Gegen 10 Uhr verließen wir Versailles, um noch eine zweistündige Fahrt nach einem Hofe bei Igny zu machen, wo alsdann wie in der vorhergehenden Nacht Quartier genommen wurde. Nachdem am nächsten Morgen die Wagenkolonne bei Igny übergeben war, traten wir den Rückweg zu Fuß nach Chatenay an, wo wir nach zehntägiger Abwesenheit wieder bei der Kompagnie ankamen, von den Kameraden aufs herzlichste empfangen.

So waren wir also wieder da vor Paris, den eintönigen Vorpostendienst von neuem beginnend, der jetzt wegen der eingetretenen Kälte immer schlimmer wurde. 24 Stunden im Winter mit Sack und Pack bei eisiger Kälte auf Vorposten, dazu gehört eine Riesennatur. Doch ich überstand auch dieses, wenn mich auch manchmal fror, daß mir das Herz im Leibe „wackelte".

Zu Hunger und Kälte gesellte sich noch ein anderer unliebsamer Gast; unzählige, sechsbeinige Gesellen hielten ihren Einzug in die Quartiere. Es war aber auch nicht zu verwundern, denn durch das ewige Hin- und Herziehen, bald nach Croix, bald nach Harras de Vernis, heute in Pont Antony, morgen in Antony, wurden die Quartiere nicht so rein gehalten, als es in ständigen Quartieren der Fall ist, außerdem mangelte es an Stroh, so daß unsere Lager eher einem Dünger- als einem Strohhaufen glichen. Was Wunder! wenn es Ungeziefer in Masse gab.

Mit Grausen denke ich zurück an jene Zeit. Eines Tages, als ich mit umgehängtem Mantel mein schmutziges Quartier in Antony verließ, um zum Kompagniebefehl zu gehen, rief ein mir nachfolgender Kamerad:

„Schüttele doch deinen Mantel ab, er hängt dick voll L . . . ."

„Was", gab ich erschrocken zurück, „das kann nicht sein, das giebt's nicht bei mir."

„Nur langsam", sagte er, „du bist doch auch kein Stiefkind. Ich habe solche schon über 14 Tage."

Ja, es war wirklich so. Mantel und auch meine übrigen Kleider waren bis zum nächsten Tage dicht mit diesen Unholden besetzt. Ich hatte sie jedenfalls in meinem letzten Lokal aufgelesen. Meine nächste

Sorge war es, daß ich nach Hause schrieb, mir umgehend ein Päckchen Insektenpulver zu senden.

„Vor Paris nichts Neues“, meldete mehr als einmal der Telegraph in die Heimat. Ja, vor Paris nichts Neues! das sagten auch wir. Heute Vorpostendienst, morgen im Quartier, dann wieder Bereitschaft und so fort; wir hofften von einem Tag zum andern, daß nun bald die Kapitulation erfolgen werde. Allein vergebens; weshalb das Leben vor Paris nicht nur langweiliger, sondern auch immer schlimmer wurde. Zu den vorerwähnten Plagen trat jetzt noch der Holzmangel. In Bourg-la-Reine hatten wir ein mächtiges Holzlager entdeckt; doch was ist das für so viele. Das Holz ging auch zu Ende, und wir mußten uns deshalb nach neuen Holzquellen umsehen.

Die Not macht erfinderisch, sagt ein altes Sprichwort. Wir hatten unser Quartier in einem großen Hause am südlichen Ende von Antony aufgeschlagen. Der Gefreite Sam sah lange zum Fenster hinaus und hielt seine Blicke stets auf eine gegenüberliegende Schmiede gerichtet. Endlich drehte er sich um und rief freudig: „Wir bekommen Holz genug, wenn wir die Schmiede abbrechen“.

Der Plan gefiel allgemein und einige Minuten später legten zwanzig kräftige Männer Hand ans Werk und nach einer halben Stunde war von der Schmiede nichts übrig als ein Schutthaufen.

Jene zwei Tage froren wir nicht, im Gegenteil, wie wohl fühlten wir uns in dem behaglich durchwärmten Zimmer. Am nächsten Tage — den 21. November — verließen wir, diesmal sehr ungern, unser Quartier, um die äußersten Vorposten zu beziehen, was nicht mehr am Morgen, sondern schon längere Zeit des Abends geschah.

Die Stellung war an diesem Tage folgende. Der erste Zug war auf Feldwache, der zweite und Schützenzug hielt die Schützenlöcher und der dritte Zug das Bièvre-Piket besetzt.

Dies war ein großer Holzstoß, welcher über der Bièvre auf einigen Stangen ruhte. Es war eine naßkalte Nacht, und dies machte das Vorpostenstehen recht empfindlich. Deshalb war die freie Mannschaft in dem vor Kälte schützenden, bombenfesten Raum der Feldwache untergebracht. Gegen 1 Uhr nachts mag es gewesen sein, als vom Holzstoße her Gewehrfeuer laut wurde, in welches sich auch die Schützenkette mischte. Die Feldwache nahm sogleich an den bestimmten Plätzen Stellung, und jetzt sah man auch das Feuer auf feindlicher Seite in ziemlich ausgedehnter Linie im Bièvregrund aufblitzen. Von der Feld-

wache wurde sofort Salvenfeuer gegeben. Nach einer kleinen Weile brachte der Gefreite Grimm die Meldung, daß der dritte Zug sich zurückgezogen habe, weil die Franzosen in bedenklicher Anzahl in der Nähe des Holzstoßes plötzlich aufgetaucht seien. —

Der Kompagnie-Chef ordnete sofort an, daß die Schützenlöcher nicht zu verlassen, sondern zu halten seien, was auch, nachdem die 9. Kompagnie, welche die zweite Linie unmittelbar hinter uns besetzt hielt, ihr Feuer auf den Feind richtete, vollständig gelang. Die Franzosen, schon ziemlich nahe unserer Stellung, wichen bald zurück und nach Verlauf einer Stunde war wieder alles in tiefster Ruhe.

Merkwürdigerweise verlor meine Kompagnie in jener Nacht nicht einen einzigen Mann, während die 9. Kompagnie, die doch in zweiter Linie stand, ihren Chef, Hauptmann Macher, der tödlich, und einen Sergenten, der leicht verwundet wurde, zu ihren Verlusten zählte. Dies war das einzige Mal, daß wir auf Vorposten angegriffen wurden, mit Ausnahme der Granaten, welche uns die Franzosen ja immer in reichlicher Anzahl herüberschickten.

Am nächsten Morgen kam Oberst v. Heeg, der Vorpostenkommandant war, und wollte einmal sehen, ob man nicht bei hellem Tage den Holzstoß besetzen könne. Derselbe war nämlich seit heute Nacht, wo er verlassen wurde, nicht wieder besetzt worden. Aber kaum verließ er den schützenden Garten, als die Franzosen ein mörderisches Gewehrfeuer auf denselben eröffneten, so daß er, wohl oder übel, wollte er nicht erschossen sein, hinter dem Erdhügel Deckung suchen mußte, und daher kommt das bei der ganzen 7. Brigade bekannte Wort:

„Schafft mir die Wallbüchs bei".

Vor der Wallbüchs, ja, da hatten die Franzosen Respekt, und auch den Obersten befreite sie aus seiner nicht sehr angenehmen Lage.

In der darauffolgenden Nacht wurde von unseren Pionieren aus den Schützenlöchern ein regelmäßiger Laufgraben von der Feldwache bis zur Bièvre gezogen, welcher einige bombenfeste Räume erhielt und nach rückwärts mit der zweiten Linie in Verbindung stand. Von dieser Zeit an war der Vorpostendienst auf dieser Seite, den Verhältnissen entsprechend, ganz bequem, denn wir konnten im Laufgraben ohne Bücklinge zu machen, umhergehen. Später machten wir in den Gräben sogar Feuer an, was an und für sich ganz ungefährlich war, da uns die Franzosen in dieser gedeckten Stellung nicht beikommen konnten. Ende Dezember war es mit dem Holzstoßpiket ganz aus, nachdem die Fran-

zosen so gefällig waren, durch Stauung der Bièvre das ganze Thal unter Wasser zu setzen, weshalb diese Stellung aufgegeben werden mußte.

In den letzten Tagen des November beschossen die Südforts unsere Stellungen in einer furchtbaren Weise und zwar regelmäßig in der Nacht, oft drei bis vier Stunden lang. Wahrscheinlich wollten sie den Standort der Belagerungsgeschütze kennen lernen oder der Loirearmee einen dringenden Notruf geben. Aber es war umsonst. Der eiserne Gürtel schloß sich mit jedem Tage fester um Paris.

Es war vom 27. auf den 28. November, als mein Zug zur Deckung der Zwölfpfünder-Batterie in Sceaux den Bahnhof von Bourg-la-Reine besetzt hielt und die „gelbe Tante" sowie das Fort Montrouge ihr Feuer gegen Sceaux richteten. Nie werde ich diese Nacht vergessen. Vier Stunden lang, von 10 bis 2 Uhr, schleuderten dieselben ihre Granaten herüber. Alle flogen rechts und links und über uns vorbei, vielleicht kaum 20 Schritte vom Gebäude entfernt einschlagend. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß die Geschosse unseren Aufenthaltsort erreichen würden. Auch diese Nacht ging, ohne daß wir Schaden genommen, vorüber. Mit Bangen sahen wir dem Anbruch des Tages entgegen, da wir annehmen mußten, daß die Franzosen ihr Feuer fortsetzten. Allein sie thaten's nicht, und das war uns am liebsten. Dessenungeachtet aber waren wir alle froh, als mit dem Abend die Ablösung kam.

Als wir am selbigen Abend nach Pont Antony kamen, waren Ersatzleute eingetroffen, unter ihnen meine beiden Freunde Kettemann und Schäfer. Doch wurde mir noch eine andere Freude zu teil. Ein Päckchen aus der Heimat von der lieben Mutter war angekommen.

Ich war vollständig überrascht, als ich dasselbe öffnete. Da kam zum Vorschein ein zirka zwei Pfund schwerer geräucherter Schwartenmagen, ein Brotstollen, zwei Paar Socken, eine Pfeife mit Tabak und schließlich noch eine Düte mit Insektenpulver.

Es war also wieder für eine Zeit lang gesorgt und insbesondere that das Insektenpulver seine guten Dienste. Seit jenem Tag bin ich den Ungerufenen ordentlich auf den Leib gerückt und hatte für die Folge ziemlich Ruhe vor diesen unliebsamen Gästen.

Am nächsten Morgen, den 29. November, früh 5 Uhr, wurde unerwartet schnell Generalmarsch geschlagen und nach dem Alarmplatz hinter Croix de Bernis marschiert. Unterwegs schon hörten wir das Brummen der „gelben Tante".

Die Franzosen machten an jenem Morgen einen Ausfall gegen L'Hay, und wir mußten als Reserve in Bereitschaft sein. Der Feind schien mit starker Macht den Ausfall probieren zu wollen, dem bedeutenden Gewehrfeuer nach zu schließen. Dasselbe bot für uns bei der noch herrschenden Dunkelheit einen imposanten Anblick.

Doch kaum graute der Tag, so wurden auch wir mit Granaten beworfen, die aber alle zu kurz gingen, weshalb ich mir getraute, einen Landsmann bei der 9. Kompagnie aufzusuchen. Derselbe offerierte mir eine Zigarre, welche ich bei einem gerade gegenüber haltenden und eine Pfeife schmauchenden Artilleristen in Brand bringen wollte. Kaum hielt ich die Zigarre in die brennende Pfeife, als ein furchtbarer Schlag ertönte. Eine Granate hatte die Mauer einige Schritte neben uns durchgeschlagen und flog mitten in die 9. Kompagnie. Wir beide standen kreidebleich, vollständig mit Mörtel beworfen da, ohne jedoch Schaden genommen zu haben. Anders sah es dagegen bei der 9. Kompagnie aus. Ein Toter und neun Verwundete waren die Beute des verhängnisvollen Schusses.

Sie kannten also jetzt unsere Stellung. Das Bataillon änderte deshalb seinen Standort und eilte an den links von uns liegenden Eisenbahndamm, der auch ohne Verluste erreicht wurde.

Granate auf Granate sandten sie jetzt auf den Platz, wo wir standen. Später schickten sie auch welche in den vor uns liegenden Park, vermutend, daß wir unsere Stellung dorthin verlegt hätten, weshalb sie uns weiteren Schaden nicht zufügten.

So war ich also wieder einmal einer großen Gefahr, wie schon so vielen anderen, glücklich entgangen. Doch halt! wo blieb meine Zigarre? Ja, wo blieb sie? Das ist eine Frage, die ich heute noch nicht beantworten kann, nur soviel weiß ich, daß sie meinerseits nicht geraucht wurde. Nun, das schadete ja auch nichts.

Endlich gegen 11 Uhr war der Ausfall vom 6. preußischen Korps zurückgeschlagen, nachdem auch die Zwölfpfünder-Batterie in Sceaux ihre Geschosse in die Flanke des Feindes geworfen hatte. Wir durften hierauf wieder in Pont Antony einrücken. Jedesmal, wenn ein größerer Ausfall blutig zurückgeworfen, hoffte man auf baldige Kapitulation, und so war es auch beim heutigen. Allein die Hoffnung war vergebens, denn noch dauerte es volle zwei Monate, ehe die Weltstadt besiegt zu unseren Füßen lag.

Schließlich gewöhnt man sich an alles, und so wußten auch wir später nichts mehr anders und suchten, sofern wir dienstfrei waren —

hie und da wurde auch wegen der Ersatztruppen exerziert — uns so-viel wie möglich die Langeweile zu vertreiben. Um 9 Uhr wurde regelmäßig, wenn wir nicht auf Vorposten standen, der Kompagniebefehl durch den Feldwebel abgehalten. Mit Freuden hörten wir da die neuesten Siegesnachrichten oder die Kapitulation irgend einer Festung. Alsdann war die Mannschaft sich selbst überlassen. Da wurde nun alles mögliche getrieben, Holz gesucht, Lichter gegossen (Wachs und Formen lieferte uns reichlich die Wachsfabrik in Bourg-la-Reine), Karten gespielt, Briefe geschrieben, auch hie und da ein Marketender besucht, oder man hielt auch Umschau nach seinen Landsleuten. Auch nach Weinquellen wurde noch fleißig gesucht, trotzdem sie immer spärlicher flossen. Kein Plätzchen blieb ununtersucht, die Keller und insbesondere die neben den Häusern liegenden Gärten wurden einer sorgfältigen Prüfung unterzogen.

Es gab Leute, die sich hiezu vollständig eingeschult und ganz besondere Spürnasen hatten. Zu den letzteren gehörte auch der schon von Hergersweiler her bekannte Pionier.

Mit einem mehr als meterlangen, fingerdicken Eisenstab untersuchte er ganze Gärten und zwar sehr oft mit Erfolg; sogar auf Vorposten durfte sein Instrument nicht fehlen. Einmal, als die Kompagnie auf Feldwache rechts war, benutzte „unser Langer" auch die Gelegenheit, mit seinem Spieß im Garten zu sondieren. Nur mit dem Gedanken an Wein beschäftigt, kam er zu weit von der schützenden Mauer hinweg bis in die Mitte des Gartens, und schon rief ihm der Kompagnie-Chef zu: „Haas, geben Sie Obacht", als auch schon eine Chassepotkugel im nächsten Moment über seinen Kopf wegsauste. Auf Händen und Füßen kriechend, suchte er unter allgemeinem Gelächter der Kompagnie so schnell als möglich die Mauer zu erreichen, wo er mit einem Verweis von seiten des Hauptmanns empfangen wurde. „Ach, Herr Hauptmann", sagte er thränenden Auges, „nur noch so viel" — und dabei machte er ein Zeichen am Finger in der Länge von 2 cm — „hätte es gefehlt, und die Kugel war im Kopf." Allgemeines Gelächter begleitete diese Worte. Ja, so geht's. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Kurze Zeit nach dem eben Geschilderten wurde unser allverehrter Kompagnie-Chef zum Stabshauptmann befördert, und übernahm die Führung der Kompagnie Herr Oberlieutenant Pöhlmann. Mit Thränen in den Augen nahm der brave Führer von seiner ihm lieb gewordenen Kompagnie Abschied, dem rechten Flügelmann für alle übrigen die Hand

reichend. Vielen wurden hierbei die Augen naß, welche nur ungern ihren Chef scheiden sahen. Ja, das muß man sagen, Herr Hauptmann Winneberger war ein seelenguter Mann, der jederzeit ein aufrichtiges, väterliches Herz für seine Soldaten hatte. Ihm verdankten wir manche Erleichterung, sowohl auf Märschen als auch vor Paris, deshalb steht er auch heute noch bei mir in bestem Andenken.

In der Behandlungsweise trat durch Übernahme der Kompagnie durch Oberlieutenant Pöhlmann nicht die geringste Änderung ein, denn auch er war ein ebenso humaner wie gerechter Offizier.

Auch der beiden Lieutenants Nothaas und Thaler sei hier ehrend gedacht. Dieselben waren gleichfalls sehr freundliche Herren, und nie hörte man bei einem Befehl, daß dieser oder jener wegen diesem oder jenem gemeldet oder gar bestraft worden sei. Das gab's einfach nicht bei der 11. Kompagnie, weshalb sich diese Offiziere, dessen bin ich fest überzeugt, ein bleibendes Denkmal bei allen ihren damaligen Untergebenen gesetzt haben. Ich weiß heute noch recht gut, wie die anderen Kompagnien exerzieren mußten, während wir frei hatten und der Ruhe pflegen durften. Daher mag es auch gekommen sein, daß wir verhältnismäßig sehr wenig Kranke vor Paris bekamen.

Nun kommen wir wieder zurück zu unserem Vorpostenleben, welches jetzt im Dezember weitaus unangenehmer wurde. Zuerst Schneefall, dann eine recht große Kälte machte insbesondere die äußersten Vorposten sehr unangenehm, weshalb das Eintreffen von Pelzmänteln, Kapuzen, neuen Stiefeln mit herzlicher Freude begrüßt wurde.

Auch die Liebesgaben flossen jetzt reichlicher, nachdem die Bahn jeden Tag näher an Paris heranreichte. Da gab's wollene Hemden, Unterhosen, Socken, wollene Tücher 2c. 2c.; wir konnten uns schon mehr gegen die Kälte schützen. So ging auch der Dezember ohne besondere Beunruhigung vorüber. Die Weihnachtstage verlebte ich, wie schon erwähnt, in dem Gartenhäuschen in Harras de Bernis. Jeden Tag erwarteten wir jetzt die Beschießung, aber immer blieb sie noch aus, und schon wollten wir ernstlich daran zweifeln, als wir am 4. Januar abends die ersten Vorposten in der Gipsmühle („Gifthütte", wie sie unsere Leute nannten), und mein Zug das Piket am Eisenbahneinschnitt bezogen. Am 5. Januar früh, wie gewöhnlich, nahmen wir Bereitschaftsstellung hinter der Straßenböschung, was jedesmal bei Tagesanbruch geschah, um den Feind, wenn er es wagen sollte, auszubrechen gehörig in Empfang nehmen zu können.

Nach und nach verzog der Nebel und eine herrliche, wenn auch kalte Januarsonne kam zum Vorschein. Doch blieb wieder alles ruhig, und ein neben mir Stehender sagte ärgerlich: „Heute wird wieder nichts aus der Beschießung trotz des hellen Wetters!" Da — auf einmal krachte es hinter uns und eine Granate flog pfeifend über unsere Köpfe gegen die sogenannte Steinschanze, die zwischen dem großen Aquädukt der Wasserleitung und der Straße Paris-Orleans gleich bei der Vorpostenkette lag. Diese kleine Schanze war mit Feldgeschützen armiert und beschoß hauptsächlich die Straße und Bourg-la-Reine und stand bei den Soldaten in keinem guten Rufe, weshalb wir uns freuten, daß die Zwölfpfünder-Batterie in Sceaux sich zuerst mit dieser Kreatur beschäftigte.

Ich legte meinen Helm beiseite und lugte vorsichtig über die Böschung, um das Resultat der Beschießung zu beobachten.

Bumm — Bumm — hörten wir wieder hinter uns, und in demselben Augenblicke flog das Geschoß in eine Schußscharte der kaum 700 Schritte vor uns gelegenen Schanze. In Zeit von einer halben Stunde war dieses kleine Bollwerk zum Schweigen gebracht und nach einer weiteren Stunde glich es nur noch einem Schutthaufen und war dieser Platz besorgt und aufgehoben. Jetzt fing auch die preußische Artillerie an, die „gelbe Tante" zu bombardieren, und auch die Mörserbatterie in Bagneux mischte sich bald ein und schleuderte ihre Bomben nach Montrouge und Vanves.

„So ist's recht", jubelten wir alle, „jetzt werden sie bald zahm." Schuß auf Schuß krachte, von den Franzosen pünktlichst erwidert. Trotz der strengen Kälte blieben wir doch meistens im Freien, um das Schauspiel anzusehen; auch waren wir jetzt viel sicherer auf Vorposten wie früher, nachdem nunmehr die Artillerie gegenseitig abrechnete. Nur das Auf- und Abziehen der Vorposten war bedeutend gefährlicher, da die Franzosen die ganze Gegend mit Bomben und Granaten bewarfen. Doch kann ich mich nicht erinnern, daß das Bataillon auch nur einen einzigen Mann hierbei verloren hätte.

Am 7. Januar, als wir die Vorposten besetzt hielten, ging im Fort Montrouge eine Kaserne in Flammen auf. Da vergaßen wir alle Gefahren und gingen auf die Straße, um das Feuer besser sehen zu können.

Unsere Artillerie schoß vortrefflich, das muß man sagen. Die Forts Montrouge und Vanves wurden in kurzer Zeit lahm gelegt und mußten ihr Feuer einstellen. Nur die „gelbe Tante" hielt bis zuletzt

aus, doch wurde ihr Feuer immer schwächer. Noch eines Tages im Januar sei ehrend erwähnt, des 18. Januar, an welchem uns in St. Antony die Kaiserproklamation bekannt gegeben wurde, zu welcher vom Bataillon ein Offizier mit Fahne und Begleitung kommandiert war. An jenem Abend vereinigten wir uns beim Marketender und ließen die Gläser erklingen mit einem Hoch dem deutschen Kaiser und dem deutschen Vaterlande.

Am 25. Januar bezogen wir zum letztenmale die äußersten Vorposten in der Gipsmühle und am 27. die letzte Bereitschaftsstellung im Granatensaal zu Bourg-la-Reine.

Als wir am 26. abends von Pont Antony nach Bourg-la-Reine marschierten, wurde die Beschießung noch mit außerordentlicher Heftigkeit fortgesetzt; doch waren wir noch nicht lange auf unserem Posten im Granatensaal, als das Feuer gänzlich verstummte und gegen Mitternacht traf dann die Meldung ein, daß Waffenruhe eingetreten sei. Mit ungeheurem Jubel begrüßten wir diese frohe Nachricht. Vergessen waren all die vielen Entbehrungen, Gefahren und Strapazen, denen wir ausgesetzt waren.

Paris ist unser! riefen alle wie aus einem Munde, nun wird's hoffentlich auch bald Frieden.

Am nächsten Morgen gingen wir zum erstenmal auf der breiten Straße von Bourg-la-Reine umher bis zum Granatenhaus, um die Franzosen zu sehen, die sich schon vereinzelt bis zur Gipsmühle wagten und um Lebensmittel anhielten.

Im Laufe des Tages kam jedoch der Befehl, daß allenfallsige Überläufer, bewaffnet oder unbewaffnet, zurückgewiesen werden sollen.

So munter und fidel wie am Abend des 27. Januar sind wir noch nicht von Vorposten heimgekehrt, und gleich, nachdem wir Bourg-la-Reine im Rücken hatten, sangen wir nach langer Zeit wieder einmal die „Wacht am Rhein", in welches schöne Lied jeder mit Begeisterung einstimmte.

Am nächsten Mittag, den 28. Januar, wurde ich zur Divisionswacht kommandiert, auf welcher ich volle zwei Tage, bis zum 30., ohne abgelöst zu werden, bleiben mußte. Gegen Morgen des 29. Januars kam der dienstliche Befehl zur Besetzung der Forts Montrouge und Vanves durch das zweite bayerische Armeekorps.

Die 4. Division marschierte auf der Pariser-Orleanser Straße vor und nahm außerhalb Bourg-la-Reine Stellung. Ich ärgerte mich

entsetzlich, auf der Wache herumbummeln zu müssen, während meine Kameraden zur Besetzung der Forts vorrücken durften.

Ich traf meine Kompagnie, nachdem ich am 30. Januar mittags abgelöst worden, in Bourg=la=Reine, welches uns mit dem 6. Jäger=bataillon als Standquartier angewiesen worden war.

Am 1. Februar nahmen wir Vorpostenstellung bei Arcueil längs der Demarkationslinie, unweit der Wälle von Paris.

Dieser Vorpostendienst war jetzt ein durchaus friedlicher. Während die Franzosen gemütlich auf den Wällen herumspazierten und ihre Sieger betrachteten, besahen wir uns die Umgegend oder die Verwüstungen, die unsere Artillerie angerichtet hatte.

Fünfmal traf uns in der Zeit vom 1. Februar bis zum 7. März dieser ganz angenehme Vorpostendienst. In unseren Standquartieren in Bourg=la=Reine richteten wir uns so behaglich als möglich ein. Mit noch 3 Mann, worunter Geiersbach, bewohnte ich ein Zimmer in der gegenüber der Apotheke gelegenen Wirtschaft.

Auf dem Speicher des Hauses fand ich eine Bettstelle, die sofort ins Zimmer verbracht und aufgeschlagen wurde. Dieselbe teilte ich mit dem Gefreiten und seit der Belagerung hatte ich noch keine so saubere, wenn auch harte Lagerstätte. Zu unserer größten Freude fanden wir eines Tages einen leicht zugemauerten Kamin mit geschnittenem Holz, außerdem befanden sich in demselben sehr feine Kochgeschirre, die uns gute Dienste leisteten. Die Verpflegung wurde seit der Kapitulation immer besser, sogar Sauerkraut, ein Leckerbissen für uns in dieser Zeit, faßten wir einigemale, und statt des vielen Schaffleisches bekamen wir öfter Pökelfleisch, das zwar recht sauer, aber immerhin besser war als ersteres. Brot erhielten wir jetzt auch regelmäßig und Wein gab's wieder mehr, nachdem noch manche vergrabene Flasche ans Tageslicht befördert worden war.

Hie und da kamen auch die Hausbesitzer von Paris heraus, um ihre Anwesen zu besichtigen. So erfreut nun die einen waren, ihr Haus unversehrt zu finden, um so mehr lamentierten die andern, bei denen das Gegenteil zu sehen war.

Zu den letzteren gehörte auch der Apotheker und der Besitzer des Granatenhauses.

Auch der Eigentümer des von uns bewohnten Hauses kam eines Tages mit seiner Frau und hielt Umschau. Ich stand gerade unter der Thüre, als sie ankamen und sich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit

als Hausbesitzer vorstellten. Als die Frau ihr Kochgeschirr beim Feuer stehen sah, wo gerade Geiersbach als Koch beschäftigt war, machte sie große Augen. Allein ich gab ihr zu verstehen, daß es uns nicht einfallen würde, eines der schweren kupfernen Gefäße nach Deutschland zu schleppen. Dies mochte der Frau doch einleuchten, denn sie lächelte und gab sich zufrieden. Beide gingen hierauf in den Garten, und weil wir denselben nicht folgen wollten, so stellten wir uns auf die Lauer, als der Mann mit einer Hacke aus dem Gartenhäuschen kam und alsbald unter einem Rosenstock zu graben anfing. Es kam bald eine Kassette zum Vorschein, die er geschwind in dem großen Korb seiner Frau verschwinden ließ. Er mochte über diesen Fund sehr befriedigt sein; denn als beide hierauf den Garten verließen und mir am Thore begegneten, gaben sie mir freundlich die Hand und gingen schmunzelnd gegen Paris. Waren die Leute froh mit ihrer Kassette, so waren wir noch vergnügter ob der vielen Flaschen Wein, die der Garten barg und zu welchen uns der Mann, ohne es zu ahnen, den Weg gezeigt hatte.

Am 6. Februar war Brigadeinspektion durch Generalmajor v. Wissel, und am 8. Februar eine solche der Division durch Generallieutenant Graf v. Bothmer, welche zur Zufriedenheit ausfielen.

Auch wurde jetzt wieder, wenn auch nur kurze Zeit, regelmäßig exerziert, Propretätsparaden abgehalten, sowie einige Reisemärsche unternommen, damit wir uns nach und nach wieder an das Marschieren gewöhnten.

Meine freie Zeit benutzte ich wieder zu Exkursionen in der Umgebung, und galt mein erster Besuch der „gelben Tante“ und dem Fort Bicètre. Beide Befestigungen sind verhältnismäßig bedeutend gelinder davon gekommen als Montrouge, trotzdem sie auch und insbesondere die Schanze kolossal zugerichtet waren. Gleich hinter dem Fort ist die bekannte Steige von Villejuif, wo man eine herrliche Aussicht auf Paris genießen kann, und sie bildete deshalb einen Anziehungspunkt für viele unserer Soldaten.

Hier lief die Demarkationslinie wohl am nächsten bei Paris unmittelbar an der Enceinte.

Auch dem Fort Montrouge machte ich einige Besuche, um die Verwüstungen anzusehen, die hier die Mörserbatterie von Bagneux angerichtet hatte. An verschiedenen Stellen waren bedeutende Breschen geschossen und hauptsächlich waren die Kasernen stark demoliert.

Eine derselben war ein vollständiger Trümmerhaufen, während die andere nur zu Hälfte und zwar gegen Bagneux zusammengeschossen war. Auf der letzteren war ein Observationshäuschen, auf welchem unser Landwehrlieutenant Thaler als Aufsichtsoffizier kommandiert war.

Eines Tages, als ich einen Auftrag für den Herrn Lieutenant hatte, führte mich derselbe auf das Observationshäuschen und gestattete mir einen Blick durch den daselbst aufgestellten Tubus in das nahe Paris.

Mit Hilfe dieses Instrumentes konnte man das Leben und Treiben in den Straßen und Boulevards, sowie die Soldaten in den Kasernen beobachten. Dies war alles, was ich außer dem Häusermeer von Paris gesehen habe, denn es ging mir wie Moses, „sehen sollst du es, aber nicht hineinkommen".

Als am 1. März die hierzu kommandierten Truppen in Paris einzogen, hatten auch wir noch Hoffnung, denn Propretätsparaden wurden gehalten mit der Bemerkung, am 3. März kommen wir daran, allein noch am nämlichen Tage zahlten die Franzosen die erste Rate der Kriegsentschädigung und aus war es mit dem Einzug in Paris. Heute noch, wenn ich daran denke, kann ich einen kleinen Ärger nicht unterdrücken.

Die Demarkationslinie war auch öfter der Gegenstand des Besuches unserer Soldaten, hier standen ganze Haufen Pariser, jung und alt, reich und arm, alle darauf passend, ob ihnen nicht von mildthätiger Hand ein Stück Brot oder Erbswurst verabreicht werde, und so ging auch ich einmal an derselben zwischen Montrouge und Vanves entlang, um mir die Pariser etwas näher anzusehen.

Da hörte ich auf einmal mitten aus einem Haufen Leute die Worte: „Auch ein bayerisch Kind!" Ich blieb sofort stehen, und gleich darauf kam eine feingekleidete Dame auf mich zu, welche ich nun fragte: Sind Sie eine Deutsche? Jawohl, gab sie mir zur Antwort, ich bin aus Landshut.

Auf meine weitere Frage, warum sie nicht ausgewiesen worden sei, bekam ich die Antwort, daß sie schon über 25 Jahre in Paris verheiratet und ihr Mann im Ministerium angestellt sei, weshalb ihre Ausweisung nicht erfolgt wäre.

Ein Stück Erbswurst, das ich bei mir trug, bot ich der Frau hierauf an, welches sie auch mit größtem Danke annahm und über die Zubereitung Auskunft erbat. An Geld fehlt es mir nicht, sagte sie

weiter, ich will Ihnen die Wurst gerne zahlen, was ich aber natürlich nicht annahm und mich empfahl, um meinen Heimweg anzutreten.

Noch einmal versammelte sich die Division auf den Feldern vor Bourg-la-Reine zu einem Festgottesdienst, an welchem unsere Kompagnie jedoch keinen Anteil nehmen konnte, weil wir an jenem Tage in Arcueil Vorpostendienste zu verrichten hatten.

Am 7. März wurde das Fort Montrouge unserseits wieder an die Franzosen übergeben, doch blieben Vorposten ausgestellt und zwar bei der Gipsmühle, die bis zum Abmarsche am 10. März besetzt blieb.

Ein Franzose über den französischen Krieg.

Von Hauptmann a. D. K.

Francisque Sarcey ist der einzige, der es wagte, den Parisern den Spiegel vors Gesicht zu halten.

Sarcey beginnt sein Tagebuch mit dem 19. Juli, mit der Kriegserklärung. Sarcey meint, als der Handschuh einmal gefallen, habe sich das ganze Volk ohne weitere Reflexion dem kriegerischen Humor hingegeben, der den Grundton im Charakter jedes guten Franzosen bildet.

In den ersten Tagen des August kaufte alles die Karten von Deutschland und bezeichnete mit Nadeln und Fähnchen die Stellung der französischen Korps. Aber die Korps rückten nicht weiter; die guten Epiciers hatten ihre Nadeln schon lange in Deutschland aufgesteckt, und die Korps wollten nicht folgen. Man amüsierte sich allerdings über den kleinen Lulu, der in Saarbrücken die Kugeln aufgelesen, aber warum rückte man denn nicht in Deutschland ein?

Da endlich kam die Nachricht von einem großem Siege. Sarcey gesteht, er habe nie eine so wahnsinnige Freude erlebt und werde sie nie wieder erleben wie an jenem Tage. Die Sängerin Madame Gueymard mußte aus dem Wagen steigen und auf offenem Platze die „Marseillaise“ singen.

Einige Stunden später verbreitete sich die Nachricht, es sei alles nicht wahr. Von dem größten Entzücken schlug alles zur tiefsten Wut um. „Das Volk hätte die Minister erwürgt, wenn es sie in seinen Händen gehabt hätte.“ An diesem Tage, sagt Sarcey, zeigte sich der

Charakter der Pariser Bevölkerung; blind leichtgläubig, ohne Urteil und Überlegung, immer nur der Laune folgend, wie ein Schiff ohne Steuer auf hochbewegtem Meer. Paris hatte eine Stunde illuminiert, um sich danach der Verzweiflung zu überlassen.

Spichern, Weißenburg, Wörth, — der Feind war im Lande.

Zum erstenmale erhob sich vor den Augen der Pariser das Gespenst einer Belagerung der Hauptstadt. Paris in Verteidigungszustand setzen und die Deutschen hinausjagen, das war der erste Gedanke. Aber wer sollte für die Pariser arbeiten, „wer die Straßen fegen, wer die Stiefel machen, wer die Kleider nähen, wer die Börsengeschäfte besorgen, wenn man die Deutschen fortjagte? Sie waren ja gute, mäßige und fleißige Leute, die uns bereicherten, indem sie ihre Geschäfte betrieben", wie M. Chevalier schrieb.

Man vergaß die Sache wieder und ebenso unterblieben die Verteidigungsmaßregeln; denn die Journalisten bewiesen in hundert Artikeln, daß Paris nur von 1500000 Mann eingeschlossen werden könne, daß Paris nur durch Sturm zu nehmen sei, und für diesen Fall waren ja die Pariser da. Der Gedanke einer Belagerung von Paris war so absurd, daß niemand weiter davon sprach.

Als der erste Schrecken überwunden, faßte Paris mit seiner natürlichen Elastizität wieder neue Hoffnung. Ollivier ward abgesetzt, Palikao kam ans Ruder. Er hatte gesehen, daß die Fanfaronnaden der gefallenen Regierung nichts mehr galten; er befolgte also das entgegengesetzte System und unterdrückte alle Nachrichten über die militärischen Operationen. Täglich am Schlusse einer Sitzung nahm er einen Minister beiseite und raunte ihm zu: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, man würde heute abends illuminieren!" Dabei legte er den Finger auf den Mund. Der Intime erzählte dasselbe seinen Intimen: „Ich darf nichts sagen, aber alles steht gut!" So erzählte einer dem anderen, und nahm man einen General ins Gebet, so antwortete er: „Ich kann nicht mehr und nicht lauter sprechen; denn ich habe seit zwanzig Jahren eine Kugel in der Brust, die mir das lange Sprechen versagt!" Und das Publikum rief mit Ekstase: „Welch ein Mann! Er hat seit dreißig Jahren eine Kugel in der Brust!"

Die Journale waren natürlicher geschwätziger. Sie erhielten mit tausenderlei phantastischen Schilderungen die Pariser in Atem und ließen an einem einzigen Tage 20000 Preußen in einen Steinbruch fallen und elend darin umkommen. Die Pariser zählten alle die Preußen, die

schon getötet sein mußten, und das Heer des Xerxes selbst konnte kein so entsetzliches Blutbad erlitten haben wie sie.

Paris lebte von den abenteuerlichsten Erzählungen, und doch gab es einzelne Stimmen, die böse Nachrichten dazwischen warfen. Es hatte sich die Mitteilung verbreitet, daß Bazaine in Metz eingeschlossen sei. Unglaublich nach all den glänzenden Berichten! Man sendete Regimenter über Regimenter an Mac Mahon, der in Chalons lag und eben eine neue Armee bildete. Aber diese erregte kein Vertrauen, weil sie größtenteils aus Mobilen bestand, die singend oder betrunken in Fiakern, auf Karren oder in Unordnung zu Fuß aus Paris hinausgezogen waren, und deren Marsch mehr einem Maskenscherz als einer Truppenbewegung geglichen.

Inzwischen drang der Feind immer weiter ins Land. Eine Stadt nach der anderen ergab sich einem halben Dutzend durch das Thor hereinsprengender Ulanen; die Festungen waren lahm gelegt, die Deutschen bereits in der Champagne. In vierzehn Tagen konnten sie schon vor Paris sein? Zum zweitenmale dachte Paris an seine Verteidigung, aber ohne Eile. Auf was wartete man, auf was verließ man sich? Auf irgend etwas Unvorhergesehenes, auf irgend ein Wunder, auf irgend etwas!

Und dieses Etwas kam. Mac Mahon sollte nach Norden vorgerückt sein und Bazaine die Hand gereicht haben, um ihn zu entsetzen. Man erzählte, Thiers habe sich vor Palikao auf die Knie geworfen und ihn gebeten, diese Ordre zurückzunehmen. Die Bevölkerung indes war glücklich; denn die Gefahr entfernte sich dadurch von Paris. Man zählte mit Stolz die Regimenter unter Mac Mahons Befehl, mindestens 180000 Mann, die Blüte der Armee!

Da, eines Samstags, als man sich in Paris schon zwei Tage lang nach Neuigkeiten fragte, kam die Nachricht von einem großen Ereignis. Man sprach anfangs von einer großen Schlacht bei Sedan, in der das Glück sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite geneigt. Was aber war der Ausgang? Man wußte es nicht und wartete mit Fieberangst. Auf den Boulevards stürmte man die Zeitungskiosks; alles schrie durcheinander, alles war in halbem Wahnsinn.

Sarcey erzählt: wie er in das Bureau des „Gaulois“ ging und die Thür desselben sorgfältig verschlossen fand, war große Bestürzung auf allen Gesichtern. Man zeigte ihm ein Journal, das einer der eben von Brüssel gekommenen Reporter in seiner Tasche mitgebracht — die Kapi-

tulation von Sedan, schon 36 Stunden alt, und niemand wußte davon ein Sterbenswort in Paris! Der Chefredakteur ging mit diesem Journal in der Hand zum Polizeipräfekten. Der letztere ließ den Kopf hängen. Die Nachricht war nur allzu wahr. Niemand wagte es, sie der Bevölkerung mitzuteilen, und doch war am nächsten Morgen, am 4. September, die Republik proklamiert.

An diesem Morgen erfuhr Paris die Komposition des neuen Gouvernements, das die schwere Mission übernommen hatte, Frankreich zu retten. Nur zwei oder drei Namen konnten der Bourgeosie Vertrauen einflößen. Man schätzte Jules Favre als einen Ehrenmann und großen Redner, aber man glaubte ihn nicht fähig, eine so schwierige Situation zu beherrschen. Gambetta kannte man als jung, thätig und klug aus einem halben Dutzend Reden und wußte, daß er in den unruhigen Vorstädten einen großen Anhang gewonnen; aber er war populär, und das erklärt in Frankreich seinen Erfolg. Trochu achtete man nicht seiner militärischen Fähigkeiten wegen, sondern weil er den Mut gehabt hatte, unter dem Kaiserreich ein Buch zu schreiben, in welchem er die Fehler der Militärorganisation darlegte. Die Ereignisse von 1870 gaben ihm also eine immense Popularität. Leider schrieb er zu viel und schwatzte noch mehr; man nannte ihn den militärischen Ollivier.

Man begann jetzt, an die Verproviantierung von Paris zu denken. Clément Duvernois, der Exminister des Handels, übernahm diese Aufgabe und begann sie mit folgender Dummheit. Kohlen mußte man haben. Er gab also einem Geschäftsmann Ordre, die Kohlen zu kaufen. „Wie viel?“ fragte dieser. — Duvernois nannte ein Quantum. — „Aber so viel verbraucht ja Paris in einem Tage!“ rief der Lieferant. — „Gut, so schaffen Sie so viel wie nötig!“ Jetzt kamen auch die Herden von Ochsen, Schweinen und Hämmeln anmarschiert, die auf den Feldern zusammengetrieben wurden. Kälte und Mangel an Pflege begannen alsbald unter ihnen zu wüten; mit jedem Tage verringerte sich ihre Zahl.

Indes das Gouvernement war fieberhaft thätig, immer neuen Proviant herbeizuschaffen. Berge von Gemüse, von Tonnen, Kisten und Kasten wurden aufgetürmt, alle öffentlichen Gebäude wurden mit ihnen angefüllt; sogar das neue Opernhaus, dieser glänzende, nur äußerlich erst vollendete Marmorbau, ward als Magazin, als Küche und Kaserne benützt.

Dann ging es an das Befestigen der Wälle und Forts, die man in Paris immer nur als Spielzeug betrachtete. Jeder Pariser wußte

mit einem Male, was eine Bastion, eine Courtine, eine Lünette sei; jeder sprach wie ein alter Artillerist von der Enceinte mit ihren 94 Bastionen. Die Befestigungen waren vor etwa 30 Jahren angelegt worden, als man von den heutigen weittragenden Geschützen noch nichts kannte; es waren also bei ihrer Anlage einige Punkte vergessen, wie Chatillon, welche im Süden die Forts Vanves, Issy und Montrouge beherrschen; im Nordwesten war die in einem langen Bogen auf sich selbst zurückkehrende Seine den Genieoffizieren früher als natürlicher Schutz erschienen, und zwischen dem Mont-Valérien und St. Ouen hatten sie eine große Lücke ohne Verteidigung gelassen. Jetzt verlangten die Ingenieure 18 Monate, um ein Fort auf Chatillon zu erbauen, und man hatte doch kaum 14 Tage Zeit! Und die hinausgesendeten Arbeiter schienen auch keine Lust und keine Eile zu haben; die Proklamation der Republik nahm ihnen jeden Sinn für die Arbeit, und so ging diese ihren Schlendrian.

Das Gouvernement forderte alle bouches inutiles auf, Paris zu verlassen. Demnach zogen viele Wohlhabende mit Weib und Kindern ab; die anderen sagten: Wir müssen bleiben, wir müssen hier sein. „Ich werde zwar den Preußen nicht viel schaden können“, hieß es, „denn ich habe nie ein Gewehr in der Hand gehabt; aber ich muß hier sein!“

Emile de Girardin schnürte sein Bündel und drückte seinem Freunde die Hand, der ihn zum Bahnhofe begleitete. „Mut, mein Freund!“ rief der edle Emile mit Thränen in den Augen; „es gehört viel Mut dazu, Paris in einem solchen Augenblicke zu verlassen!“

Die Klubs begannen ihr Unwesen. Aber mit Reden läßt sich kein Feind zurückschlagen, und Soldaten hatte man nicht. Mac Mahon war vernichtet, Bazaine blockiert, diese 325 000 Mann, welche die ganze in Frankreich disponible Armee gebildet. Jetzt sind sie alle in Deutschland, die Unglücklichen, wo also Soldaten hernehmen? Vinoy hatte durch einen glücklichen Rückzug ein Armeekorps nach Paris gebracht, das dem Elende bei Sedan entwischt war; aber auf diese Soldaten konnte wenig gebaut werden, denn sie waren demoralisiert durch den Anblick des jammervollen Schauspieles bei Sedan; sie hatten ebensowenig Vertrauen in ihre Offiziere, wie in ihre Waffen. „Es lohnt nicht der Mühe, einen Versuch zu machen“, riefen sie, „denn diese Leute sind stärker als wir!“

Von allen Seiten zogen Flüchtlinge von Sedan nach Paris hinein, die der Kapitulation entgangen waren und feig die Beine unter den

Arm genommen hatten. Sie trugen durch ihre Reden am meisten dazu bei, die Demoralisation zu vergrößern.

„Der Franzose", sagt Sarcey selbst, „muß durch den Erfolg getragen werden; denn sein Mut liegt mehr in dem Elan, als in seinem Widerstande; das Unglück knickt ihn und jagt ihn zur Flucht." Diese Leute hatten Schlag auf Schlag mit einer Rapidität, die in der Geschichte nicht ihresgleichen findet, die entsetzlichsten Niederlagen erlitten; sie hatten 100 Stunden nach Paris zurückgelegt, die Preußen stets auf ihren Fersen; wie viel Courage konnten sie also noch im Leibe haben! Man hatte ihnen während der ganzen Campagne die Worte der „Times" wiederholt: „Ihr seid Löwen, von Eseln geführt!"

Bei der Cernierung von Paris.

Von Hauptmann a. D. F.

Als wir am 25. September aus Arpajon, südlich von Paris, über Longjumeau zur Schließung des Gürtels nach mehrtägigem Aufenthalt in gutem Quartier abmarschierten, äußerte ein Einjährig-Freiwilliger in Hörweite eines Korporals: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber;" das war dem Unteroffizier denn doch zu viel, und er korrigierte ihn: „Arpajon hat's g'heißen! Sie Einjähriger".

Beim Verlassen desselben Ortes meinten die Quartiergeber aber: „Sie werden nach Paris hineinkommen", aber „on fera tout faire sauter", und dann wäre es aus mit uns; allerdings mußte dort noch manch' lieber Kamerad bleiben.

Aus derselben Stadt ging noch der etwa zehnjährige Junge meiner Hausleute über eine Stunde weit mit mir und blieb erst nach wiederholter Mahnung zurück; auch er wird uns hassen wie die übrigen, und jeder aus Furcht vor dem andern. Einige Wochen später mußte gegen dieselben Leute vom 4. Jäger-Bataillon mit äußerster Strenge verfahren werden; wer die Schuld trug, weiß ich nicht.

Der Diener des sel. Obersten von Heeg bestellte ebendort für seinen Herrn warmes Wasser: „Madame de l'eau hoaß pour la colonel tfft tout de suite" und patscht dabei in die Hand; denn weiter reichte seine Kenntnis der französischen Sprache leider nicht.



Bei Orleans.

I.



Im Kampf und Sieg.

Von A. S., Premierlieutenant a. D.

I.

Eigentliches Leben kam erst in die Abteilung, als am 6. Oktober das I. Armeekorps den Marschbefehl gegen die Loire-Armee bekam. Der Marsch mit einer großen Abteilung durch neue Gegenden hat manches den Neuling Packende. Das 2. Bataillon, dem unsere Kompagnie angehörte, bekam meist ein mittelgroßes Dorf als Kantonnement, es gab daher schon ziemlich enge Quartiere, und die Notwendigkeit des selbständigen Schutzes, den die Abteilung den Schlafenden gewähren mußte, machte sich schon geltend durch die jetzt immer häufiger an die Kompagnie herantretenden Kommandierungen auf Ortswache. Der Weg führte an vielen Weinbergen vorüber, und die Traubenkur, wenngleich nicht vom Arzte vorgeschrieben, wurde von hoch und nieder emsig und gewissenhaft durchgeführt. Die erste Spur vom Feinde trafen wir am 10. Oktober bei Artenay, wo auf einem Gehöfte einige Wagen voll toter Franzosen und deutscher Reiter standen, ein grausenerregender Anblick für den, der derartiges zum erstenmale sieht. Wir ahnten nicht, wie bald sich unser Auge und Herz an dergleichen Szenen gewöhnen sollte. Am nächsten Morgen, dem 11. Oktober, wurden schon nach einer oder zwei Stunden nach dem Aufbruche die rechts und links von uns marschierenden Heersäulen sichtbar, Adjutanten ritten ab und zu und drängten zur Eile, die Offiziere hielten eifrig auf Einhaltung der für die Kolonnen abgesteckten Wege. Bald rasselte auch die Batterie an uns vorüber, die Infanterie marschierte in Zügen auf, und ehe wir's uns so recht bewußt waren, was eigentlich im Werke war, hatten wir in einem Weinberge Posto gefaßt und durch verirrte Kugeln schon einige Mann verloren, bevor wir nur den Feind zu Gesicht bekamen. Später bekam das Bataillon den Befehl, den Eisenbahndamm nördlich von der Stadt, deren Kathedrale man schon herüberschauen sah, zu besetzen. Kaum war das geschehen,

als ein mörderisches Schnellfeuer von der feindlichen, hinter Schützengräben liegenden Infanterie eröffnet wurde, welches das Bataillon schließlich zum Zurückgehen veranlaßte. Aber auch dieses kostete nicht wenige Opfer. Lieutenant St. von unserem Bataillon wurde hierbei durch die Schulter geschossen; ihn faßte ich unter dem Arm und brachte ihn durch den unter den einschlagenden Chassepotkugeln prasselnden Weinberg in eine Sandgrube, wo dem Verwundeten der erste Verband angelegt wurde. In dem durchschnittenen Gelände war ein Umblick recht erschwert. Erst im Laufe des Nachmittages wurde von den Unsern die Bahnlinie gewonnen, erst gegen abend drangen die ersten Abteilungen unter lebhaftem Feuer des Gegners, an welchem angeblich auch einzelne der Zivilbevölkerung sich beteiligt hatten, in die Vorstadt St. Jean ein. Es wurde schon dunkel, als wir auf der Place du Martroi ankamen; mit Einbruch der Finsternis wurden der Dastehenden und Wartenden immer weniger. Bald bemerkte ich, wie gar mancher sich aus den nächsten Häusern Bettstücke oder Kopfkissen holte, um sich das Lager auf den harten Steinen etwas bequemer zu machen. Erst in der Frühe konnte Ordnung geschaffen und eine richtige Quartierverteilung vorgenommen werden. Ich bekam zum Hauswirt einen sehr freundlichen Mann, der nach französischer Weise die Küche selbst besorgte. Er machte sich anheischig, mir einen Lapin zu bereiten, der sich von einem gebratenen Hahn im Geschmack nicht unterscheiden solle. Und er hielt auch Wort. Am Nachmittag des 12. Oktober wurde ich kommandiert, bei der Ablieferung der Feuerwaffen mitzuwirken. Es wurden an diesem Tage eine Zahl von großen Kisten mit noch ungebrauchten Chassepotgewehren, welche in den Zeughäusern und auf dem Bahnhof erbeutet worden waren, auf Wagen geladen und von den Deutschen in Sicherheit gebracht. Außerdem aber wurde einer Bekanntmachung zufolge, welche den Privatpersonen die Ablieferung der Schußwaffen bei hoher Strafe gebot, eine Unzahl von Jagdgewehren, Scheibenbüchsen, ja von Zimmerstutzen, aber auch von alten Militärgewehren, den sogenannten Tabatièreflinten, in dem Hofe des Korpsstabes abgegeben. Diejenigen Waffen, deren Eigentümern die Mairie ein glaubhaftes Zeugnis über die Notwendigkeit ihres Gebrauches ausstellen konnte, sowie derjenigen, deren Persönlichkeit einen Mißbrauch der Waffe auszuschließen schien, wurden gegen Revers den Eigentümern zurückgegeben, die übrigen aber, mehrere klafterhohe Haufen, wurden erst vom Büchsenmacher sorgfältig untersucht und allenfalls entladen, dann aber mit einem kräftigen Schlag gegen einen starken Stein

des Kolbens entledigt, ein zweiter Schlag über einen scharfkantigen Amboß machte den Schaft unbrauchbar, ein dritter mit einem gewichtigen Hammer zertrümmerte unfehlbar das Schloß. Von der Stadt sah ich nur ein paar Straßen, den Platz, auf der die Reiterstatue der Pucelle, der Jungfrau von Orleans steht — durch ihren Geburtsort Remy waren wir seiner Zeit marschiert, wo eine Gedenktafel am Haus angebracht ist — und die herrliche Kathedrale, deren Türme aber nicht ausgebaut sind, wie die der Notredame in Paris. Auf dem Bahnhofe in Orleans lagen die Verwundeten, viele Franzosen, viele Bayern. Hier reichte ich zum letztenmale dem Sergenten Keppel, einem braven Manne, die Hand; ihm hatte eine Granate den linken Oberarm glatt weggeschnitten; Lieutenant d. L. Niepeiller, der in der Garnison alles aufgeboten hatte, vor den Feind zu kommen, erlag schon am 12. abends einer Wunde durch die Brust, die er am 11. erhalten. Schon nach einigen Tagen aber mußten wir Orleans verlassen und wurden in Ingré einquartiert. Ich wohnte dort bei einem Landarzt V., der zwei Söhne auf einem Collège in Paris hatte. Beide Knaben waren wütende Preußenfresser, was sie aber nicht hinderte, mit dem Bayern Freundschaft zu machen. Wir lasen etwas in lateinischen und griechischen Schriftstellern, und die ungewöhnte Aussprache beider Idiome durch den französischen Mund machte mir viel Spaß. Ihre Bücher waren sehr bequem eingerichtet, rechts stand der lateinische oder griechische Text, links die wörtliche französische Übersetzung. Doch diese Idylle dauerte nur ein paar Tage. Plötzlich bekamen wir Marschbefehl nach Ecrouves, einem Dorfe ebensoweit östlich von Orleans, als Ingré westlich liegt. Es hieß, General von der Tann wolle die Schwäche seines Armeekorps durch fortwährende Bewegung desselben verdecken. In Ecrouves wurde ich zu der stolzen Charge eines Vize-Korporals befördert; derselbe trug keine Auszeichnung am Kragen, aber ein baumwollenes Portepee und weiße Handschuhe — wenn er welche hatte. Im Felde sah es mit diesem Artikel selbst bei Offizieren ziemlich windig aus. Nach ein paar Tagen kam die Kompagnie wieder nach Ingré. Diesmal war mein Quartier und von jetzt an auch ferner beim Feldwebel (Forthuber hieß er), und ich fuhr nicht schlecht dabei. Nun wurde ich mit einer Aufgabe betraut, welche zu meiner bisherigen zivilstaatsdienerlichen und militärischen Thätigkeit nur eine ganz entfernte Beziehung hatte, nämlich mit der Aufsicht über ein halbes Dutzend Windmühlen. Aus dem Bataillon wurden die gelernten Müller ausgelesen und mir als Gehilfen zugewiesen. Zwar waren es lauter Wassermüller,

aber mit Hilfe des zurückgebliebenen französischen Mühlbesitzers oder auch mit dem Mühlknappen ließ sich mit einigem guten Willen die Aufgabe schon lösen. Alle zwei Tage mußte ein bestimmtes Quantum schwarzes und weißes Mehl abgeliefert werden. Ein und der andere von den Franzosen brannte durch, einer versuchte allerhand Manöver, um das Mühlwerk zu beschädigen, damit das lästige Mahlen auf Kommando ein Ende nehmen solle. Am zufriedensten waren wir mit dem Windmüller von Ingré, der, jung verheiratet, wie er war, gegen das Versprechen, daß er jeden abend nach Hause gehen dürfe, pünktlich sich wieder einstellte und fleißig arbeitete.

Ohne Störung durch den Feind gingen indes diese Tage nicht hin. Ein paarmal wurden die Ortswachen durch feindliche Patrouillen belästigt. Es war wohl mehr als Zufall, daß gerade immer kurz vor derartigen Vorstößen die Glocken auf dem Kirchturm geläutet worden waren. Daher wurde in den letzten Tagen unserer Anwesenheit das Läuten verhindert, trotz des lebhaften Protestes des Curé und des ihm sekundierenden Maire. In dieser Zeit mußte ich drei Mann nach Orleans bringen und im Hôtel des orphelins abliefern, welche infolge der Vernachlässigung ihrer Hautpflege an Krätze litten. Von diesen drei Mann kam keiner wieder zur Abteilung: am 9. November abends gewannen ja die Franzosen Orleans wieder. Am 7. November bekam unser 3. Bataillon Befehl, bei einer Rekognoszierung mit gemischten Waffen gegen den Wald Marchénoir mitzuwirken. Man hörte am Nachmittag das Gewehrfeuer in Ingré ganz gut, und die, welche behaupteten, es komme näher, hatten, wie der Erfolg lehrte, recht. Nie werde ich den niederschlagenden Eindruck vergessen, den das bei der Rekognoszierung hart mitgenommene Bataillon in der Waldlichtung auf uns machte. Man sah jedem einzelnen den Ärger über den Mißerfolg an. Am Abend des 8. — ich hatte inzwischen die Windmüllerei abgegeben und war zum Brigadeunteroffizier vorgerückt, d. h. ich hatte den Befehl für das Bataillon beim Brigadestab zu holen, wo es besonders bei der Schnelligkeit, mit der der oft sehr spät herausgegebene Befehl geschrieben werden mußte, auf eine richtige und verständige Schreibung der fremden Ortsnamen ankam — begegnete mir schon „der kleine Tann“, wie der Soldat den Brigadier zum Unterschied von seinem älteren Bruder, dem Korpskommandanten, nannte, und hieß mich mit meinem „Haritsch“ d. h. dem zweirädrigen Bauernkarren hinter der Brigade dreinfahren, die er eben aus Orleans gegen Coulmiers heranführte. In der Frühe

bekamen wir den — sehr kurzen — Befehl, mir ließ der Herr General noch eine Tasse Kaffee reichen, als ich wegging. Sein Wohlwollen hatte ich, wie ich glaube, durch den Eifer erworben, mit welchem ich bei meinen Kameraden die richtige Schreibung der Ortsnamen kontrollierte und, wo nötig, verbesserte, so daß bei der Vorlesung vor dem Adjutanten die Namen wirklich stimmten. Das Bataillon fand ich schon im Parke von Coulmiers, draußen wechselten die Vorposten vereinzelte Schüsse. Im Parke war ein Wintergarten mit einem tiefem, kellerartigen Raum, wie es scheint zum Ueberwintern der empfindlichsten Pflanzen. In diesen Raum wurden von den Bewohnern des Schlosses Bettstücke aller Art hinabgeschafft. Während ich vorüberkam, fragte ich, warum sie das thäten, unsere Leute würden ihnen gewiß keine Betten fortschleppen oder unbrauchbar machen. „Von euch“, war die Antwort, „fürchten wir auch nichts, aber heute werden unsere Landsleute siegen, und vor diesen verstecken wir unsere Betten.“ Übrigens mußten diese Betten, wie ich später hörte, als im Schloß Verbandplatz und Spital errichtet worden, noch am Vormittag wieder hervorgeholt werden. Wie wenig die Franzosen ihren eigenen Leuten trauen, das zeigten uns auch ihre Biwaks, denen wir in der Folge begegneten. Dieselben waren stets eine gute Viertelstunde vor den nächstgelegenen Ortschaften, ein Umstand, der auch auf die Gesundheit der Mannschaften nachteilig wirken mußte. Die Kompagnie stand im Park in Aufnahmsstellung, als ich in derselben einrückte. Den Platz mußte sie aber mehrmals wechseln, da das eröffnete Geschützfeuer mehrmals in der Mannschaft Verluste herbeiführte. So wurde fast in unmittelbarer Nähe von mir am linken Flügel — ich stand immer am linken Flügel — von einer Granate drei Mann zerrissen, der Tornisterinhalt des ersten der Getroffenen wurde in der Luft umhergestreut. Im Verlaufe des Gefechtes wurden auch wir an den Waldsaum vorgezogen, wo das Feuer auf den vorsichtig sich heranschleichenden Gegner zu richten war. Doch es war nicht viel zu wollen, da der Gegner in der Front uns festhielt, rechts und links aber immer mehr überflügelte. Besonders gut schoß die feindliche Artillerie, welche auch mit Shrapnels „arbeitete“. Das 13. Regiment verlor an diesem Tage von den beteiligten Bataillonen, dem 2. und 3., 14 Tote und 60 Verwundete; verwundet wurden 5 Offiziere, welche nebst einem weiteren Offizier und 55 Mann in Gefangenschaft gerieten. Gegen abend konnte man deutlich sehen, daß der Tag verloren war. Als das Regiment, das sich völlig verschossen hatte, aus dem Parke zurückgezogen werden müßte, rückte ein Bataillon des 12. in d e

verlassene Stellung vor, um den Rückzug zu decken. Der Rückzug selbst vollzog sich, von dem Feinde nur schwach belästigt, wie auf dem Exerzierplatz. Freilich waren die aufmarschierten Züge nicht mehr groß, aber fest schritten Sie über die Ackerfurchen querfeldein. Rechts von uns stand in zwei langen Linien unsere Kavallerie, vielleicht durch ihre drohende Reserve mehr wirkend, als wenn sie eingehauen hätte. Die Artillerie hielt den Ausgang des Dorfes unter Feuer und hemmte die nachdrängenden Feinde. Als sie aber um die Ecke herum in gedrängten Haufen zum Dorfe herausquollen, da luden unsere Artilleristen Kartätschen, und nach ein paar Schüssen lachten sie einander an vor Vergnügen; am Eingang ins Dorf lag eine dunkle, bewegungslose Masse, die Lust zum Nachdringen war dem Feinde vergangen. —

Der Marsch von Coulmiers nach Toury hat sich wohl jedem Beteiligten wie mit ehernen Lettern ins Gedächtnis gegraben. Am Morgen war der Boden leicht gefroren gewesen, gegen abend fiel Regen, der sich in der Nacht in wässrigen Schnee verwandelte. Die Gedanken der Dahinmarschierenden waren trübe: jeder hatte das Gefühl, welch niederschlagenden Eindruck zu Hause und bei den befreundeten Truppen diese Schlappe hervorbringen, und wie infolge desselben dem Feinde der Kamm schwellen und auch die Landbevölkerung schwierig werden müsse. Auf der andern Seite mußte sich ein jeder sagen, es sei ein Ding der reinen Unmöglichkeit gewesen, gegen die Kräfte, die der Feind am Abend zeigte und entwickelte, sich zu halten, und jeder mußte dem genialen und entschlossenen Führer Bewunderung zollen, der mit seinem Häuflein das Feld zu behaupten verstand, bis die Sonne sank. Der Marsch selbst war anstrengend, der Boden war weich geworden, das Wetter naßkalt und windig, der Magen war leer. Denn zum Abkochen war niemand gekommen; trotz der letzten Luftwurst, die ich gegessen, wurde mir's auf dem Wege schwindlig, und ich wäre zusammengebrochen, wenn mich nicht ein braver Kamerad, Korporal Albrecht, mit fortgeschleppt hätte. Nachts um 3 Uhr kamen wir nach Artenay, früh morgens um 4 Uhr wurden Patronen gefaßt und weiter ging's, rückwärts, Paris zu, bis wir gegen nachmittag die Spitzen der Armee des Großherzogs von Mecklenburg auf unserem Wege antrafen, unweit Toury.

Es folgt nun eine Zeit, in welcher unser Bataillon vom Regiment abgetrennt und zuerst der 6., dann das 3. Bataillon der 4. preußischen Kavalleriedivision unterstellt wurde. Die Märsche, welche das 1. und 2. Bataillon mit der 6. Kavalleriedivision machten, waren mitunter sehr

anstrengend, einmal aber wurde die Infanterie auf Wagen gesetzt und gefahren, was sehr lustig war; einmal wurden bloß die Tornister aufgeladen. So bewegten wir uns um Chartres herum, halfen den Kürassieren und Husaren redlich im Kampfe gegen die vorgeschobenen Streifkorps, sowie gegen die Mobilgarden. Es war das ein bewegtes Treiben: die mannigfaltigsten Vorkomnisse drängten sich. Auch an heiteren Szenen fehlte es nicht. In Chateaudun, durch welches wir zogen, sahen und hörten die Metzger unseres Bataillons noch ein vergessenes oder übersehenes Schweinlein. Flugs war dasselbe auf ihrem Wagen untergebracht, vermetzelt und verwurstet, und abends gab's im Quartier delikate Leber-, Blut- und Bratwürste, die uns wie ein Gruß aus der Heimat anmuteten. Ein andermal saßen wir in einem Bauernhaus am hochauflodernden Kaminfeuer, der Besitzer selbst war verschwunden. Kalt war's auch, so daß das Holz nicht gespart wurde. Plötzlich aber senkte sich's wie ein Theatervorhang in dem schwarzen Kamin herunter, eine ganze Garnitur Rauchwürste und Schinken kam langsam herab und wurde sofort als willkommene Beute verspeist. In einem andern Hofe fanden wir in dem gemauerten Boden große runde Steine mit eisernen Ringen. Sie waren aber zu schwer, auch mehrere Mann konnten sie mit der Stange nicht wegheben. Da entdeckten wir die oben in der Decke eingelassenen, dazu gehörigen Rollen, von denen freilich der vorsichtige Besitzer die Ketten, welche darüber gelaufen waren, entfernt hatte. Da wurden neue durchgezogen und dann dem Keller ein Besuch abgestattet, der wirklich recht trinkbaren Wein enthielt. Auch hier hatten die Einwohner meist die Ungeschicklichkeit begangen, beim Anrücken der Deutschen ihre Behausungen zu verlassen; dieselben wurden nun nicht bloß von den einquartierten Soldaten nach Eß- und Trinkwaren durchstöbert, sondern es wurde auch vor- und nachher von freundlichen und gefälligen Nachbarn in Sicherheit gebracht, was sie finden konnten. Daß aber alle Verluste auf die Rechnung der bösen Deutschen gesetzt wurden, versteht sich von selbst. In einzelnen der Städtchen und Flecken, welche erst nach hartnäckigem Gefecht genommen wurden, erhob die Kavalleriedivision strenge Kontributionen. So in Montmirail, St. Calais: vor beiden Orten mußte die fliegende Artillerie in Aktion treten. In St. Calais kamen wir in ein Quartier just am Mittag, der Ofen dampfte und in der Ofenröhre brodelte es; mit vielem Behagen zogen wir die Speisen aus dem Ofen und ließen es uns schmecken. Doch mangelte auch die ernste Seite des Lebens nicht. Bei Dingy wurde abends die Abteilung

angeschossen, und da es schon dunkelte, zog man es vor, in den nächsten Ortschaften die Nacht zuzubringen. Doch ging vor dem Feinde kein Trommelzeichen, der Tambour, welcher in der Frühe zum Abmarsch wecken sollte, vergaß unser etwas abseits gelegenes Gehöft. Als ich früh aufwachte und hinausging, wurden schon im Stall die Geschäfte besorgt und auf meine Frage nach dem Bataillon, von dem ich nichts mehr hörte, hieß es, das sei schon vor einer guten halben Stunde abmarschiert. Nun weckte ich in Eile die andern, der mit-einquartierte Korporal Gruber übernahm die Führung, einen Bewohner nahmen wir auf meinen Rat als Geisel in die Mitte, damit er uns nicht in falscher Richtung zum Feinde hinüberführe, und so erreichten wir glücklich vormittags noch unsere Abteilung. Ich werde aber nicht die gespannte Aufmerksamkeit und die ängstliche Erregung vergessen, mit der wir auf jedes Geräusch lauschten. Neben uns in einem Hohlweg knarrte Artillerie: wir schlichen uns an und hörten zu unserer Freude daß es Landsleute waren, denn zum Sehen war es noch nicht hell genug. An der Spitze der 6. preußischen Kavalleriedivision stand damals General von Schmidt, der die Husarenuniform trug. Dieser Mann, mehrfach verwundet, so daß er „erst immer vom Feldscherer zusammengeschmiert und verpflastert werden mußte, ehe er zu Pferd stieg“, wie die Preußen sagten, hat seine Aufgabe, das zwischen Orleans und Paris liegende Gelände vom Feinde zu säubern, mit der größten Energie und Raschheit durchgeführt. Freilich waren auch die Anforderungen, welche er an die Leistungsfähigkeit der ihm untergebenen Truppen stellte, nicht gering. Es war stete Marschbereitschaft, die Reiterei wechselte mit dem Vorpostendienst, so daß die beigegebene Infanterie nur die Ortswachen zu stellen hatte. Doch durfte sich nachts niemand ausziehen, sondern jeder mußte in den Kleidern bleiben und die Stiefeln anbehalten. Unter diesen Umständen litt natürlich auch die Sauberkeit der Erscheinung bei den Soldaten ganz erheblich und auch vom Putzen der Monturstücke und Waffen war nicht viel die Rede. So machte einmal der General, als er neben einem Dreizehner herritt, dessen Gewehrlauf auch von außen rot und rostig war, in aller Ruhe Vorstellungen, er solle doch mit ein wenig Putzen nachhelfen, damit das Gewehr gebrauchsfähig bleibe. Der Soldat, ein Holzknecht aus dem bayerischen Wald, der auch die Auszeichnung des Divisionskommandanten nicht kannte, maß ihn mit einem schiefen Seitenblick und erwiderte ihm brummig: „Geh, Husar, was verstehst du von einem Gewehr!“ Der General hat über diese

kurzangebundene Antwort weidlich gelacht, den frechen Kerl aber nicht bestrafen lassen. Ich war in dieser Zeit wieder zum Befehlholen kommandiert, wo es auch wieder dieselbe Arbeit gab und dieselbe Genauigkeit galt, wie vorher bei der Brigade. So hatte ich bald auch da einen Stein im Brett, und eines schönen Tages schenkte mir der General einen Puterhahn. Den brachte ich nun ins Quartier und ersuchte die Frau, mir ihn zu braten. Doch der Mann ließ sich das nicht nehmen und drehte den Hahn die halbe Nacht in dem Blechgestell — ich habe aber auch selten einen saftigeren Braten mit meinen Kameraden geteilt, als damals. Einmal freilich zog ich mir das Mißfallen des Generals zu. Mit einem Auftrag hatte sich bei ihm Prinz Arnulf, Königliche Hoheit, in der Uniform eines Lieutenants des Leibregiments gemeldet. Als der General ihm zum Abschied bis an das Ende des Ganges das Geleite gegeben hatte, drehte er sich kurz um — er mochte, wie es so geht, bei der Vorstellung den Namen nicht genau verstanden haben, — und fragte mich, was das für ein bayerischer Prinz gewesen sei. Als ich erklärte, ihn nicht zu kennen, da ich nie in München in Garnison gewesen sei, versetzte er mit strengem Blick: „die Prinzen eures Königshauses müßtet ihr doch alle kennen!“ Und damit war diese Sache abgethan. — Von einem Rasttage will ich noch erzählen: es war der 17. in Azay. An diesem Tage kam niemand von uns zum Abkochen, es wurde drei- oder viermal alamiert, man rückte auf den Sammelplatz, marschierte dem Feinde, der die Ortswachen aus sicherer Stellung fort und fort belästigte, entgegen, der aber war nicht zu fassen; man rückte dann wieder ein und wollte sich's bequem machen, da ging nach einer Stunde der Tanz von neuem an. Die Husaren waren mit ihren Karabinern im Feuergefecht sehr gut zu brauchen und plänkelten mit geschickter Benutzung des Geländes. Endlich war auch dieser Zug, der im großen Bogen von Chartres heran südlich bis nieder an die Loire unweit Tours geführt hatte, zu Ende. Gegen Schluß des November trat das Bataillon wieder in den Verband des Regiments, mit dem es den erneuten Bewegungen gegen Orleans sich eingliederte. Hier bekamen wir auch endlich wieder frische Ersatztruppen, deren Ankunft wegen des allzuhäufig den einzelnen treffenden Wach- und Patrouillendienstes uns sehr erwünscht war.

Ein Vorkommnis will ich noch erwähnen, welches leicht hätte schlimm ausfallen können. Es war am Tage Mondoubleau nach längerer Gegenwehr genommen worden, die Mobilgarden zogen ab und wir

nahmen Besitz von dem Städtchen. In einem der Häuser fanden sich mächtige Weinvorräte, denen auch tüchtig zugesprochen wurde. Auch die blauen Husaren nahmen an dem Abend teil, und einer von den Unteroffizieren besichtigte den kleinen Revolver, welchen ich mir seit dem Kommando zum Befehlholen zugelegt hatte und gab mir zu dem gleichen Zwecke den seinigen. Ich beachtete nicht, daß er geladen war, plötzlich krachte ein Schuß, und die Kugel flog einem der aufwartenden Gefreiten glücklich zwischen Brust und Arm durch, ohne ihn zu berühren. Vom Bataillonskommandeur erschien sofort eine Ordonnanz mit der Anfrage, was vorgegangen sei, und damit war die Sache abgethan: aber die Tafel hoben wir doch sogleich auf. Die Quartiere waren, soweit die Bewohner wohlhabend waren, in dieser Zeit des Umherziehens gut, manche z. B. bei dem Herzog von Montmorency, sogar sehr gut. Am ärgsten war Chateaudun mitgenommen worden: dort hatte sich Frau und Kinder eines liebenswürdigen Quartierwirts aufgehalten, der mich zweimal in Corbeil sehr freundlich und angenehm beherbergte. Jahrelang bewahrte ich von ihm eine Karte auf, in der er prophezeite: „binnen drei Jahren werde Bayern unter dem preußischen Joche seufzen!“ Wenn der Mann wüßte, wie wohl uns in unserer bayerischen Haut ist! —

Die Quartiere jedoch, welche wir von jetzt an bekamen, waren sehr mangelhaft; das Massenquartier trat häufig auf, meist in einem Stadel oder einer Scheune, gut, wenn diese mit Heu und Stroh gefüllt war, aber wegen des Feuers gefährlich. Schon am 10. Oktober bei Artenay war eine solche Schlafstelle, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit, in Feuer aufgegangen, zum Glück aber erst am Morgen, nachdem die Truppe ihre Nachtruhe in der Ferme gehalten hatte. Auch das Biwak kam vor, anfangs Dezember keine Annehmlichkeit. Mir hatte der November etwas gebracht, nämlich das Militärverdienstkreuz für den 11. Oktober, am 1. Dezember früh erfuhr ich meine Beförderung zum Junker. Die Equipierung geschah ganz feldmäßig, indem die Achselwulsten aus dem Kommißrock herausgeschnitten wurden und mir der Säbel eines gefallenen Kameraden, des Lieutenants Brust, einstweilen überlassen wurde, bis ich mir selbst einen aus der Heimat beschaffen konnte. Die Post hat in jenen Zeiten wirklich Außerordentliches geleistet, Suppen-, Chokolade- und Zigarrenbriefe oder -Paketchen, sowie Zeitungen und Briefe kamen mit ziemlicher Regelmäßigkeit und ohne allzugroße Verspätung in die Hände der Adressaten. Wenn dagegen wieder militärische Operationen eintraten, so verzögerte sich die Ankunft aller Sendungen.

Am 1. Dezember nachmittags wurden wir alarmiert und rückten eine kurze Strecke vor Loigny hinaus gegen Villepion, wo wir unsere Artillerie in vollster Thätigkeit vorfanden. Der Wind wehte stark von uns her nach dem Gefechtsfelde hin, man sah im Schein der uns gegenüber untergehenden Sonne das Feuer der Geschütze, wie man auch die Geschosse schwarz von dem Abendhimmel sich abhebend, schnell wie ein Gedanke und in kurzem Bogen herüber- und hinüberfliegen sah: den Donner der Kanonen aber hörten wir erst, als wir an die Batterie selbst herangekommen waren. Dieses Abendgefecht wurde bald abgebrochen und den Truppen Massenquartier in Loigny angewiesen; an ein Ausziehen der Kleider und Stiefel konnte schon seit Wochen nicht mehr gedacht werden. In aller Frühe wurde wieder aufgestellt und abmarschiert, an den Wachtfeuern, die im Orte unterhalten wurden, kochte man ab, so gut es gehen wollte, da man heute voraussichtlich nicht mehr dazu kommen würde. Die Zugführer mußten ihre Mannschaften anhalten, daß jeder unter dem Tornisterdeckel ein paar Scheiter Holz mitnahm für ein Postenfeuer oder vielmehr Wärmfeuer, solange die Abteilung in Reserve war. (Fortsetzung folgt.)

Les officiers en avant!

Skizze von O. Elster.

Unsere Rekognoszierung erstreckte sich bis über den Wald vor Orleans hinaus, der sich in einem breiten Gürtel nordöstlich der alten Königsstadt vorlagert und den Einblick in die Bewegungen der französischen Armee vollständig hinderte. Der gefahrvollste Teil des Krieges für die deutsche Armee war angebrochen. General von der Tann mit seinen tapferen Bayern hatte sich vor der Übermacht der französischen Heere zurückziehen müssen, und es erhielt den Anschein, als ob die Franzosen nunmehr mit aller Kraft auf Paris vorstoßen würden, um die Hauptstadt, das „heilige Paris", aus den eisernen Armen der deutschen Belagerungsarmee zu befreien. Von Westen und Süden marschierten die französischen Korps auf Orleans zu, um sich hier zu vereinigen und den Vorstoß zu unternehmen. Die deutsche Armeeleitung hatte diesem Vorstoß zuvörderst nur die Reste des bayerischen Korps von der Tann und die sogenannte Armeeabteilung unter dem Großherzog von Mecklen-

burg entgegenzusetzen. Metz hatte zwar kapituliert, aber die Divisionen der Armee des Prinzen Friedrich Karl waren noch nicht nah genug, um in den zu erwartenden Entscheidungskampf eingreifen zu können. Dabei befand man sich bei der deutschen Armeeleitung im unklaren über die Absichten, die Bewegungen und die Stärke des Feindes; deshalb wurden gewaltsame Rekognoszierungen auf Orleans zu angeordnet und auf einer dieser Rekognoszierung befand sich unsere Abteilung, ein Bataillon Infanterie, zwei Kompagnien Jäger, zwei Züge Dragoner und eine leichte Batterie. Der 'Kommandeur des Infanteriebataillons befehligte die Abteilung.

Der erste Schnee war gefallen. Weich und tief bedeckte er Felder und Wiesen und kleidete den Wald in ein schimmerndes Gewand, das aus dem feinsten, weißen Pelzwerk gemacht zu sein schien. Ein leichter weißlicher Dunst bedeckte den Himmel, in der Ferne sich zu schwerem, undurchsichtigem Nebel verdichtend. Die Pferde unserer Dragoner vermochten auf den glatten, verschneiten Wegen nur langsam vorwärts zu kommen; wichen sie von den Wegen ab, sanken sie oft bis an die Knie in den weichen, lockeren Schnee ein. Auch die Batterie durfte die festen Wege kaum verlassen, ohne in Gefahr zu kommen, stecken zu bleiben. Wir Infanteristen und Jäger mußten die Hauptarbeit verrichten. Patrouillen wurden nach allen Seiten ausgesandt, welche jedoch die Weisung erhielten, sich nicht zu weit zu entfernen, damit die schwache Abteilung möglichst geschlossen blieb. Mit mehreren feindlichen Patrouillen waren Schüsse gewechselt worden, auf größeren Widerstand stießen wir nicht und ernsthaftere Gefechte fanden nicht statt.

Als wir den dichten, unübersichtlichen Wald hinter uns hatten, wurde Halt gemacht, um eine Übersicht über das vor uns liegende Gefilde zu erhalten, das in wellenförmigen Erhebungen gleich einem gewaltigen Schneemeer vor uns lag, aus dem die Dörfer und Weiler gleich Inseln hervorsahen. Etwa 2000 Schritt vor uns befand sich ein größeres Dorf, durch das sich die große Straße nach Orleans hindurchzog. Um zu erkunden, ob dieses Dorf vom Feinde besetzt war, wurden die Dragoner abgesandt, die hier in dem freien, vielfach durch Wege durchschnittenen Gelände besser am Platze waren, als in dem waldigen Terrain, welches wir soeben durchschritten hatten.

Unsere Batterie hielt auf einer Anhöhe neben der Straße. Die Infanterie, in Kompagniekolonnen, lagerte neben der Straße, jeden Augenblick bereit, den Feind in dem vor uns liegenden Dorf anzugreifen.

Auf der Anhöhe neben der Batterie hielt unser Kommandeur nebst seinem Adjutanten, dem Batteriechef und mehreren Ordonnanzreitern von den Dragonern. Aufmerksam beobachtete der Major, eine hagere, straffe Soldatengestalt, die auf dem kurzbeinigen, mageren Pferde dem edlen Ritter Don Quixote nicht unähnlich sah, die Ferne; der Adjutant machte ihn auf dieses und jenes aufmerksam, indem er hierhin und dorthin wies; der Batteriechef hielt ruhig neben dem Major, mit ernstem, prüfendem Blick auf das große Dorf in unserer Front spähend.

Es war den Soldaten gestattet worden, sich niederzulegen. Wir waren seit sechs Stunden unterwegs, und der Marsch durch den tiefen, weichen Schnee hatte uns ermüdet, so daß wir der Erlaubnis gerne nachkamen. Meine Kompagnie befand sich in der Arrieregarde und sollte zur Deckung der Batterie dienen. Wir konnten daher unseren Kommandeur aus nächster Nähe beobachten. Unser Hauptmann und unsere beiden Lieutenants sowie der Fähnrich standen vor der Kompagnie und unterhielten sich leise über unsere Lage.

Der Fähnrich, ein blutjunges Bürschchen von achtzehn Jahren, der erst vor einigen Tagen vom Ersatzbataillon zu dem mobilen Regiment gekommen war, war von dem größten Kampfeifer beseelt. Das eiserne Kreuz auf der Brust seiner älteren Kameraden erweckte seinen Neid und Ehrgeiz.

„Weshalb greifen wir das Dorf nicht sofort mit dem Bajonett an, Herr Hauptmann?“ fragte er keck. „Wir kämen dann eher zum Ziel.“

Der Hauptmann blickte ihn ernst an, während die beiden Lieutenants belustigt über die taktischen Kenntnisse des Fähnrichs lachten.

„Wir werden noch früh genug an den Feind kommen, Fähnrich“, entgegnete der Hauptmann. „Ich wünsche Ihnen dann, daß Sie den kecken Übermut behalten, der Sie jetzt zu beseelen scheint. Man opfert nicht nutzlos Menschenleben, Fähnrich, wenn man den Zweck des Unternehmens auf andere Weise erreichen kann.“

Etwas beschämt blickte der kecke Jüngling zu Boden. In diesem Augenblick knatterte es an dem Eingang des Dorfes prasselnd auf. Unsere Dragonerpatrouillen stutzten, ritten dann wieder vor, erhielten abermals heftiges Feuer und preschten nun in scharfem Galopp zurück. Nur auf den Flügeln suchten die Dragoner weiter vorzudringen und das Dorf zu umfassen.

Der Major ließ das Fernglas vom Auge sinken und wandte sich an den Adjutanten. „Wir müssen den Feind zwingen, sich zu entwickeln.

Die beiden Jägerkompagnien sollen in der Front vorgehen, die erste Füsilierkompagnie auf der rechten, die vierte Füsilierkompagnie auf der linken Flanke. Zweite und dritte Kompagnie bleiben in Reserve."

Der Adjutant flog davon.

„Herr Hauptmann", wandte sich der Major an den Batteriechef, „ich bitte, den Angriff der Infanterie zu unterstützen."

Der Batteriechef senkte den Säbel, dann sprengte er zu der Batterie zurück.

„Mit Granaten geladen!" hörten wir ihn mit ruhiger Stimme kommandieren. „Auf das Dorf vor unserer Front — zweitausend Schritt! — Zugweise feuern!"

Als sich die Kompagnien zum Angriff entwickelten, donnerte der erste Schuß durch die stille Winterluft, und sausend schlug die Granate in ein Gehöft am Eingang des Dorfes. Ein rasendes Schnellfeuer der Franzosen war die Antwort. Da wir gedeckt hinter der Anhöhe lagen, verursachte uns dieses Schnellfeuer keine Verluste. Aber die Dragoner preschten jetzt in schnellster Gangart zurück und sammelten sich seitwärts in sicherer Deckung. Die Schützenzüge der Kompagnien entwickelten sich und eilten von Deckung zu Deckung über das verschneite Gefilde auf das Dorf zu.

„Fähnrich, treten Sie mehr in Deckung", hörten wir die ernste Stimme unseres Hauptmanns.

Der Fähnrich aber hörte nicht, er stand auf der Kuppe der Anhöhe und blickte mit glänzendem Auge auf das Schauspiel des Gefechtes, das er zum erstenmal sah.

„Fähnrich von Werner", ertönte die Stimme des Hauptmanns lauter, „ich bitte, sich zu Ihrem Zuge zu begeben."

Der Fähnrich schaute sich erstaunt um, er stand allein auf der Anhöhe, hinter deren Kuppe wir lagen, der zweite Lieutenant winkte ihm hastig zu; wie aus einem Traume erwachend, atmete er tief auf, dann begab er sich langsam zu seinem Zuge.

Kaum hatte er den Platz auf der Anhöhe verlassen, als in unmittelbarer Nähe eine französische Granate einschlug, sich tief in den Boden wühlte und die Erde, Steine und Sprengstücke emporschleuderte. Hätte der Fähnrich noch eine Minute länger gezögert, den Platz zu verlassen, er wäre in Stücke zerrissen worden.

Wir blickten neugierig nach dem Fähnrich. Eine leichte Blässe hatte sich auf sein hübsches, jugendliches Gesicht gelagert, seine Hand

schien den Griff des Degens fester zu umkrampfen, sein Auge sah wie in ernster Frage und banger Erwartung auf den von der feindlichen Granate durchwühlten Boden.

Der Hauptmann sagte kein Wort. Er stand mit über der Brust verschränkten Armen in ruhiger Haltung vor der Kompagnie, nur um seine Lippen zuckte ein leichtes, ironisches Lächeln.

Wir sahen nichts mehr von dem Gefecht. Der Pulverdampf der feuernden Batterie neben uns verbarg uns jede Aussicht. Der Major und sein Adjutant waren von der Anhöhe verschwunden, sie begleiteten die in erster Linie angreifenden Truppen.

Vom Dorfe herüber erschallten Hurrarufe, knatterten Gewehrsalven und krachten Geschütze, in deren dumpfen Donner sich das eigentümliche Zischen, Surren und Heulen der Mitrailleusen mischte. Wir alle in den beiden zurückgebliebenen Kompagnien waren an diesen Kampfeslärm schon gewöhnt. Unsere Nerven waren gestählt in den fünf Monaten des gewaltigen Krieges, wir konnten schon aus den Tönen des Kampfesgetöses auf die verschiedenen Momente der Gefechtslage schließen. Nur unser junger Fähnrich hörte das tobende Konzert eines erbitterten Kampfes zum erstenmal. Wie in einem Traume befangen, stand er da, die großen, weitgeöffneten Augen schienen in das Leere zu starren, regungslos stützte er sich auf seinen Degen, den er zum erstenmal in wirklichem Kampf, in ernsthafter Schlacht gezogen.

Der Adjutant sprengte auf unseren Hauptmann zu und wechselte einige Worte mit ihm. Der Hauptmann senkte den Degen. Der Adjutant preschte davon.

„Der Schützenzug nach der rechten Flanke im Avancieren schwärmen!“ kommandierte der Hauptmann.

Der Fähnrich, welcher den Schützenzug führte, rührte sich nicht, er hatte das Kommando scheinbar nicht gehört, sein lauschendes Ohr war von dem Kampfesgetöse erfüllt.

Der Hauptmann runzelte die Stirn.

„Herr Fähnrich, wir sollen schwärmen“, flüsterte ich dem Fähnrich zu.

Der Fähnrich fuhr auf.

„Der Schützenzug nach der rechten Flanke schwärmen!“ schrie der Hauptmann nochmals im ärgerlichen Tone.

Der Fähnrich rief einige verwirrte Kommandos. Wir führten die Bewegung auch ohne seine Kommandos aus. Der Hauptmann befand sich schon an der Seite des Fähnrichs.

„Zum Teufel, Herr!“ rief er, „nehmen Sie Ihre Sinne zusammen. Wir befinden uns hier nicht auf dem Exerzierplatz. Sie sehen dort drüben den Waldrand. Der Feind dringt aus demselben vor, er möchte uns umgehen. Wir sollen den Feind in den Wald zurückwerfen. Jetzt können Sie Ihren Mut beweisen!“

Des Jünglings Antlitz überflammte eine heiße Glut, seine Augen blitzten auf. Er gewann seine Ruhe wieder und erteilte seine Befehle wieder, wie auf dem Exerzierplatz.

Wir kamen nicht weit mit unserem Schützenangriff. Der Feind drang in übermächtigen Scharen aus dem Walde hervor und drohte uns über den Haufen zu rennen, nur ein kräftiger Vorstoß konnte uns Luft machen. Die beiden anderen Züge unserer Kompagnie hingen sich an unsere Feuerlinie rechts und links an; die zweite Reservekompagnie folgte in dichter Kolonne. Unser Hauptmann, der das Feuergefecht bisher geleitet hatte, ließ plötzlich „Feuer vorbei!“ blasen. Die Pfeifen der Offiziere schrillten, die Unteroffiziere sprangen empor, aufmerksam nach den Zugführern spähend, die wiederum den Hauptmann nicht aus den Augen ließen. Dieser, der inzwischen wieder zu Pferde gestiegen war, sprengte durch die Schützenlinie vor die Front und reckte den Säbel empor. Vor der Mitte des Schützenzuges hielt er, gerade dem Fähnrich gegenüber, ihre Blicke schienen sich rasch fragend und Antwort gebend zu treffen. Des Fähnrichs Antlitz war ruhig, aber blaß wie der Schnee. Ein Lächeln zuckte über das Gesicht des Hauptmanns. Dann rief er mit schallender Stimme: „Die Herren Offiziere vor die Front! — Zur Attacke Gewehr rechts! — Tambours, schlagen!“

Im Nu sprangen die Offiziere und die meisten Unteroffiziere vor die Front. Die Tambour setzten mit dumpfen, immer rascheren Trommelschlägen ein, die Hörner gellten, wir rissen die Gewehre an die Seite und vorwärts stürmte die ganze Linie in Geschwindschritt auf den hinter Hecken und Gräben liegenden Feind, dessen Schnellfeuer uns entgegenknatterte.

„Fällt das Gewehr — marsch-marsch! — Hurra! Hurra! Hurra!“

Wir stürzten uns auf den Feind. Niemand sah mehr den Nebenmann, den Vordermann, niemand achtete mehr auf die Offiziere — nur der eine Gedanke beseelte uns, den allzu keck vorgedrungenen Feind in den Wald zurückwerfen. Uns allen aber voran eilte unser blutjunger Fähnrich. Er schien nur so dahinzufliegen, den Degen mit krampfhafter Faust umfassend. Der Hauptmann zu Pferde galoppierte an der Seite des Jüng-

lings; ich sah, wie der Hauptmann sich einmal zu dem Fähnrich niederbeugte, als wolle er ihn zurückhalten. Da krachte eine neue Salve in unmittelbarer Nähe und hüllte uns alle in eine Wolke von Rauch und Feuer ein. Wir sahen nichts mehr, wir hörten nichts mehr. In blinder Wut stürzten wir auf den Feind, ein kurzer, rasender Bajonettkampf! Ein Drängen, Schieben, Stoßen und Schlagen! Ein Schreien, Stöhnen, Ächzen! Hurra! Hurra! Ein Aneinanderklirren von Stahl und Eisen — dann ein lautes Gellen der Hörner — ein langer, dumpfer Trommelwirbel — ein tiefes Aufatmen — die Stellung war unser, in wilder Flucht stob der Feind dem Walde zu, verfolgt von dem Feuer der inzwischen nahe gekommenen zweiten Reservekompagnie, welche die eroberte Stellung besetzte.

Unsere Kompagnie sammelte sich hinter der gewonnenen Stellung.

„Die Zugführer melden!“ rief der Hauptmann.

Die beiden Lieutenants rangierten rasch ihre Züge und meldeten. Ich, als ältester Sergent des Schützenzuges, sah mich nach unserem Fähnrich um. Er war nicht zu erblicken. So übernahm ich denn die Meldung.

„Der Schützenzug mit zwanzig Rotten zur Stelle.“

„Wo ist der Fähnrich?“

„Er fehlt, Herr Hauptmann . . .“

Des Hauptmanns Auge verdüsterte sich. „Von jedem Zug eine Patrouille abschicken, die Verwundeten aufzusuchen.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Dicht vor der feindlichen Stellung fanden wir unseren Fähnrich. Er lag auf dem Gesicht, das Leben war entflohen, ein Geschoß hatte seine Stirn durchbohrt, im Vorwärtsstürmen war er zusammengebrochen wie der Hirsch, den des Jägers Blei im stolzen Sprunge ins Herz trifft.

Der Hauptmann sah ernst auf den Gefallenen nieder. „Armer, tapferer Junge“, flüsterte er.

Ein Dragoneroffizier jagte heran. „Die beiden Reservekompagnien sollen den Rückzug decken. Wir sind von großer Übermacht angegriffen.“

Der Hauptmann senkte den Degen.

„An die Gewehre. — Das Gewehr über! Ohne Tritt marsch!“

Weiter stampften wir durch den tiefen Schnee, die Verwundeten mit uns nehmend, aber die Toten blieben zurück und mit ihnen der arme tapfere Fähnrich, und eine Mutter mehr weinte um ihren Sohn.

Ein Quartier-Erlebnis.

Von Hauptmann a. D. G. St.

Zu Anfang Dezember 1870 war ich als Führer einer Fuhrpark-kolonne in La Ferté-sous-Jouarre per Bahn angekommen und sollte nach einem Rasttag, um den Zustand der ausparkierten Wagen und das Beschläg der Pferde zu revidieren, weil Glatteis eingetreten war, auf dem Landweg Orleans erreichen, um im dortigen Depot meine Ladung zu löschen.

Genannter Ort, ein so kleines aber propres Landstädtchen es auch sein mochte, war schon damals und ist noch heut allüberall bei uns bekannt; denn dort werden in bekannter Güte jene Mühlsteine fabriziert, die wir in den Auslagefenstern der Geschäfte solcher Artikel liegen sehen.

Frühmorgens waren wir angekommen; sofort nach Ausparkierung ordnete ich eingehendste Untersuchung der Deichseln, Räder und des Hufbeschlags an und dann erst nach Meldungserstattung über den Vollzug teilte ich die Quartierzettel aus, und nach Anordnungen für den Nachmittag war ich selbst der letzte, der seinem Quartier zuschritt. Dasselbe lag so ziemlich an einem Ende des Städtchens, während des Weges las ich auf dem Zettel: . . . sera logé chez Mr. Emile Gatellier, ingénieur civil des mines" u. s. w.

Mr. Gatellier, der Herr des Hauses und Besitzer der mir sofort ins Auge fallenden sehr bedeutenden Fabrikanlagen, empfing mich persönlich mit jener den höhern Ständen eigentümlichen gemessenen Artigkeit, welche so schön die Mitte hält zwischen aufdringlicher Höflichkeit und brutaler Unbeholfenheit. Herr Gatellier geleitete mich nach dem mir bestimmten Zimmer und empfahl sich; denn er hatte gehört, daß ich eine Nachtfahrt hinter mir hatte und glaubte mich recht erschöpft.

Um so größer war sein Erstaunen, als ich nach sofortigem Toilettewechsel zu offizieller Aufwartung herübergekommen war. Die Glieder der Familie, bemerkte Herr Gatellier, werde ich bei Tisch kennen lernen; dann nach einigen allgemeinen Höflichkeitsphrasen lud mich derselbe zur Besichtigung seines Etablissements ein — großartiger Müllereibetrieb und

Fabrikation der obenerwähnten Mahlsteine. Diese letztere interessierte mich in der That als etwas mir ganz Neues, wie die Arbeiter, alte Praktiker, die Augen gegen abspringende Steinsplitter durch große Brillen geschützt, ruhig und gleichmäßig ihre Steine behauten, just als ob kein Krieg wäre.

Angesichts dieses emsigen Getriebes und ungestörten Betriebes konnte ich nicht umhin, meinem freundlichen Führer und Quartiergeber eben hierüber meine Verwunderung auszudrücken; heiße es ja doch auch „inter arma silet industria“?

Herr Gatellier lächelte fein, sehr fein, während er mir erklärte: seitdem Ihre Heere zwischen uns und Paris stehen, habe ich keinen Grund, die Fabrik stillstehen und meine Leute spazieren gehen zu lassen, und zufrieden lächelnd schloß er: . . . et cela va fort bien, comme vous voyez!

Und ob ich sah! und ob ich den so fein lächelnden Herrn Gatellier verstanden habe, der in obigen Worten nichts anderes sagen wollte, als daß er froh sei, ihr eigenes Heer los zu sein; denn unsere Durchmärsche und das Nachschieben von totem und lebendem Material vollzögen sich ja in solcher Ordnung, daß man es nur jeweils merke, wenn der Turnus Einquartierung bringe.

Auf unserm Rundgang wieder an Herrn Gatelliers „Kontorche“, sagt der Pfälzer, angelangt, dankte ich für dessen gütige Führung; dann begab ich mich auf mein Zimmer, um mein Kommando-Tagebuch nach-nachzutragen. Für ein Uhr war der Tisch angesagt.

Wenige Minuten vor Beginn begab ich mich in die Wohnräume der Familie. Herr Gatellier präsentierte mich seiner Frau und seinen bejahrten Eltern — die letzteren die echten Repräsentanten jenes ancien régime, von welchem selbst dort nur noch wenig, bei uns aber gar nichts mehr zu verspüren ist. Die alte Dame zeigte hier schon und erst dann bei Tisch jene würdevolle Grazie, daß man sie sich unwillkürlich in Reifrock und Toupet hineindachte; ebenso gab sich Monsieur Gatellier père, welcher wie sein Sohn in feinstem Schwarz bei Tische saß. Nicht etwa mir zu Ehren; aber wenn man mit einem gewissen Recht sagt: der Kulturmensch zeige sich in seinem wahren Licht bei Tisch, dann — hätten w i r allerdings noch ein bißchen weit hin. Ich will ja nicht die verschiedenen Usancen bei Tisch inter parietes berühren — wer aber Augen hat, damit zu sehen, thue es einmal im Hotel ersten Ranges.

Als wir Erwachsenen bereits bei Tisch saßen, traten erst Herrn

Gatelliers Kinder ein, welche mich jetzt gleich höchst artig begrüßten und sich sodann am Mahl beteiligten, nicht aber — in unpassender Art an der Unterhaltung.

Merkwürdig: bei uns gilt es nicht als besonders zart, während des Essens viel zu reden; dem Franzosen muß gerade das „Tischgespräch“ das Mahl würzen — und er kommt trotz vielen Redens doch zu seinem Deputat. So hatte man mich denn auch bei meinem Eintreten in gütigster Weise sofort in die Unterhaltung gezogen; alle fragten, aber alle warteten dann auch, bis ich nach dieser oder der andern Seite die erschöpfende Antwort gegeben hatte. Und dabei fühlte man sich gar bald so heimisch, als läge man schon tagelang hier einquartiert.

In seinen hochinteressanten „Erinnerungen“ erzählt uns der kaiserlich russische Generallieutnant von Blaramberg von einer in Persien geübten löblichen Sitte in der dortigen „Gesellschaft“, wonach man bei Besuchen zunächst die Frage an einander stellt: befindet sich Ihr Gehirn heut in gutem Stand? Und erst wenn die Antworten zu gegenseitiger Befriedigung ausgefallen sind, tritt man in die Unterhaltung. Der praktische Perser scheint also selbst in der Unterhaltung nicht gern leeres Stroh dreschen zu wollen und würde auf die Mitteilung von momentan etwas anormalem Gehirnzustand (wir nennen es aus Nächstenliebe kumulativ „Kopfweh“) sich empfehlen oder dem andern ganz harmlos bedeuten: „für heut geh wieder hin, wo du gewesen bist!“

Wenn aber diese zwar eigenartige aber gar nicht unpraktische einleitende Frage bei uns in Übung stände: ich glaube — und die geehrten Leser mit mir? — daß dann in unserer „nervösen Zeit“ manche, oft als grundgescheid geltenden Menschen nach gewissenhafter Beantwortung gar nie mehr in ein interessantes Gespräch gezogen werden würden. — Nach dieser kulturhistorischen Abschweifung kehre ich aus Persien über Deutschland zur Familie Gatellier bei Paris zurück.

So selbstverständlich ich die rücksichtsvolle Art des Herrn Gatellier fils finden mußte, welcher den Hauptanteil an der Unterhaltung seinen Eltern überließ, welche beide gleich lebhaft, Papa sogar anziehend und belehrend zu plaudern wußten, fiel es mir doch auf, daß die junge Frau des Hauses gar nicht zu mir sprach. Ich hatte es öfter getroffen, daß die französische Frau, wenn sie nach ihren Begriffen „patriotisch“ ist, dann zur Ultra-Chauvinistin wird; das nahm ich auch hier an, und schon sehr bald fand ich diese meine Annahme bestätigt.

Im Verlauf erging an mich die Frage, wohin ich meine geladenen Gegenstände abzuliefern hätte; ich erwiderte, daß ich von morgen früh ab möglichst schnell Orleans zu erreichen trachte, wo man meine Ankunft ungeduldig erwarte. Ich werde, um Fußnoten zu vermeiden, das sich nun entwickelnde Gespräch in deutscher Sprache geben, obwohl ich versichern kann, daß dasselbe damals auch meinerseits sehr gewandt geführt wurde.

„„Nach Orleans wollen Sie?““ nahm hier die junge Frau zum erstenmal das Wort, das sie mit einem so unsagbar spöttischen Lächeln begleitete, ohne indes mich dabei anzusehen, daß ich schnell gefaßt nicht einmal den Blick nach der Fragestellerin richtete, sondern ruhig fortfuhr, wie ich froh sein werde, morgen früh die ansteigende Straße bei dem herrschenden Glatteis ohne Unfall bald hinter mir zu haben. Mein Ignorieren reizte Madame Gatellier erst recht und sich auf ihre Eigenschaft als Weib und unsere Courtoisie stützend, welche sie ja mit Recht auch bei mir voraussetzen zu dürfen glaubte, fiel sie mir wieder in die Rede:

„„Orleans, Herr Baron, haben jetzt wir! ja, man wird darüber hinausgehen, und Sie werden vielleicht schon übermorgen Ihren fliehenden Truppen begegnen oder gar bereits den verfolgenden Franzosen in die Arme fahren.““

Das hatte die hübsche Frau so rasch hervorgesprudelt und mit solch apodiktischer Gewißheit, als käme sie aus Aurelles de Palladines' Hauptquartier — aber nein! Dann hätte sie es doch besser gewußt, wie die Kriegslage war.

Nachdem Madame Gatelliers Behauptung auch von anderer Seite keinen Widerspruch erfuhr, mußte ich auch jetzt wieder annehmen, daß man allgemein von jenem glücklichen Wahn einer Wendung im Kriegsglück befangen sei. Daher richtete ich wieder meine Antwort an die Anwesenden insgesamt, indem ich erklärte, schon unterwegs Zeitungen erhascht zu haben, welche die am 4. Dezember erfolgte Wiedereinnahme von Orleans melden, und daß affichierte Telegramme an Straßenecken diese frohe Botschaft unsern Feldtruppen kundgeben, zu denen nur selten oder gar nie Zeitungen gelangen.“

Damit glaubte ich diese meine „Emser-Affaire“ abgethan; wollte auch sofort zu einem ganz unmilitärischen Gespräch übergehen, als Madame Gatellier, die sich wie ein Boxel in Orleans verbissen zu haben schien, wieder begann:

„Das ist lächerlich, was Sie uns da erzählen! Ihre Zeitungen lügen eben jetzt, wie früher die unsrigen gelogen haben; Ihre Nation glaubt an fingierte Siege, wie es zu Beginn dieses Krieges die unsere gethan hat!“

Noch glaubte ich, mit Scherzworten diese fast kränkenden Angriffe umgehen und allenfallsige weitere abwehren zu können, als ich entgegnete:

„Zugestanden, Madame! mag man über die Wahrheitsliebe der Presse aller Länder denken wie immer, aber im gegenwärtigen Augenblick wahr zu sein, ist den Zeitungen wahrlich nicht als Verdienst anzurechnen, weder den Ihrigen noch den unsern. Was man sieht, streitet uns doch keine Druckerschwärze ab? Jene Affichen, von denen ich sprach, sind zudem in französischen Druckereien hergestellt, von höchster Stelle unterzeichnet, und welcher Offizier gäbe sich zur Ausstellung gefälschter Urkunden her?“

„Weiber wollt ihr überzeugen? — Logik gilt bei keiner Frau!“ Das sollte ich nun gründlich erfahren; denn Madame Gatellier gab noch lange nicht klein bei.

„Was wollen Sie, was sollen Ihre „Affichen“ beweisen?“ fragte recht impertinent spöttisch Madame Gatellier zurück. „Gerade diese jüngst veröffentlichten beweisen, daß man auch Ihren Soldaten die Wahrheit nicht mitteilen darf. Im Hinblick auf Ihre bisherigen thatsächlichen Erfolge stellt diese Vorsicht den „Elan“ der deutschen Truppen in ein noch viel bedenklicheres Licht . . .“

Nun war aber meine himmlische Geduld erschöpft. Verlegenheit kenne ich nicht; meine Nachgiebigkeit, welche ich durch Ausweichen gezeigt hatte, ward nicht anerkannt; gegen Grobwerden, was jetzt am Platz gewesen wäre, schützte mich meine Wohlerzogenheit und Madame Gatellier ihre Eigenschaft als Frau und Herrin des Hauses. Aber ganz ungerupft sie wegkommen zu lassen, dazu konnte ich mich bei aller Achtung vor den Frauen doch nicht entschließen; Nachgiebigkeit ist nur bis zu einem bestimmten Punkt am Platz, und selbst wenn ich Ehemann wäre — damals war ich ohnehin noch viel zu jung — sollte doch niemand, auch die eigene Gattin nicht, von mir sagen können: „geht auf Kommando und frißt aus der Hand“.

Ich richtete mich also in meinem Stuhl gerade, legte Messer und Gabel weg und begann: „Madame! unsere Armee könnte zwar durch die fast sechs Monate währenden andauernd günstigen Erfolge fast als

verwöhnt hingestellt werden; indes bürgt ihre weltbekannte Disziplin zur Genüge, daß selbst eine für uns verlorne bedeutende Schlacht doch nie einen solchen Rückschlag ausüben könnte, den man sogar durch Verheimlichungen und Lügenberichte zu parieren bestrebt sein müßte; und zu solchen Windbeuteleien geben sich deutsche Obergenerale gar nie her!“

Bei diesen letzten mit besonderer Betonung gesprochenen Worten hatte ich den Stuhl mit dem Fuß zurückgeschoben und nach artiger Verbeugung schritt ich aus dem Speisezimmer. Von meinem Diener ließ ich mir Säbel und Mantel reichen und bedeutete ihm, den Koffer zu einem Umzug provisorisch zu packen; dann ging ich — nicht in den Gasthof, denn ich hatte mich doch sehr geärgert — sondern zur Schmiede, woselbst die Pferde geschärft und Radreifen repariert wurden und als es mich zu frieren begann, schritt ich der Mairie zu, um mir ein anderes Nachtquartier zu erbitten.

Dort angekommen, war ich sehr überrascht, auf Herrn Gatellier zu stoßen, der in ganz richtiger Voraussetzung meiner Absicht mir den Weg abgewonnen hatte und, mir beide Hände hinreichend, mich ob jenes mir gewordenen Affronts in seinem und im Namen seiner Eltern um Entschuldigung bat. Den beabsichtigten Wohnungswechsel würde er gewiß nicht aufhalten, wenn es nicht wegen seiner Dienerschaft wäre; das Odium hafte ja doch auf der Familie, und nur darum bäte er mich herzlichst, von einem Umzug abzustehen.

Als ich das ohne Klausel Herrn Gatellier zugesagt hatte, stellte er mir in Aussicht, daß auf ihrer aller Wunsch seine Gattin mir Abbitte leisten werde. Dies bat nun ich meinerseits Herrn Gatellier inständigst, unterlassen zu wollen; von einer Dame wolle ich eine Abbitte nicht verlangen. Ich bedeutete nun Herrn Gatellier, daß mich der Dienst rufe; daß ich aber am Abend zu seiner Verfügung sein werde.

Die Unterhaltung nach dem Abendtisch, in welcher des Vorkommnisses mit keinem Worte mehr gedacht wurde, war sehr animiert und noch herzlicher; der Störenfried, Madame Gatellier, glänzte durch Abwesenheit. Sie hatte „disponible“ Migräne!

„Noblesse oblige.“

Von Alfred Freiherrn von Horix.

Lui, il se couche sur paille
Et ne m'en donne rien — la canaille!

Es war am Abend nach dem Gefecht bei Artenay. Wäre der Gegner auch nicht mit gewohnter Eile im Rückzug begriffen gewesen, so hätte doch die einfallende Dämmerung dem wogenden Kampf ein natürliches Ende oder, richtiger gesagt, ein Abbrechen bereitet, wie ja in der That am andern Tag derselbe, wieder aufgenommen, zum Treffen bei Orleans führte. Die Truppen, vom frühen Morgen auf den Beinen, machten sich mit dem Gedanken vertraut, unter Gottes freiem Himmel zu nächtigen, was im Monat Oktober selbst in Frankreichs milderem Klima eben nicht zu den Annehmlichkeiten zählt. Das sah man an maßgebender Stelle ebenfalls ein, und später wurden auch die im Feldkrieg denkbar engsten Quartiere in dem stellenweise halbbrennenden La Croix Briquet bezogen.

Zunächst aber galt es, das Nachtlager im Freien thunlichst erträglich zu machen, sowie auch die Anstalten zum verspäteten Mittagmahl zu beschleunigen.

Unmittelbar nach einem Gefecht und wie hier so spät am Abend löst sich auch in der diszipliniertesten Schar für die nächsten Augenblicke die Ordnung, und so sah man größere Trupps als nötig gewesen sich zerstreuen, um einige Halme Stroh zum Lager oder einige Holzstücke zur Feuerung zu erhaschen.

Gilt auch der alte Satz „Einer für alle — alle für einen“ für den richtigen Soldaten allzeit als Regel, so löste diesen im vorliegenden Fall die praktischere Lehre ab, daß jeder sich selbst der Nächste. Wer wollte nach vorhergegangenen für jeden gleichen Strapazen prätendieren, daß ein andrer für ihn sorge?

Also dachte sich auch der sonst ebenso bescheidene als gegen andere jederzeit rücksichtsvolle Kadett Graf A. und begab sich — so gut den jungen Krieger die müden Beine noch trugen — auch auf die Suche.

An den ersten Häusern des Dorfes begegneten demselben hochbepackte, ins Lager zurückkehrende Leute, welche schneller als der Kadett trotz seiner mit Erfolg absolvierten Humaniora jene Lebensweisheit erfaßt hatten, oder die eben — vom Durchschnittssoldaten gesprochen — „pfiffiger" waren.

Weitergehend gewahrte Kadett A. an der Thüre eines Häuschens angelehnt eine mächtige Strohgarbe. Ohne Besinnen sprang er hinzu, hatte mit beiden Händen das „Strohmandl" gepackt, unter den Arm genommen und wollte mit der leicht errungenen Beute heimtrollen.

Doch schon den zweiten Schritt ist der Kadett unfähig zu thun; das Strohbund hat plötzlich Bleischwere und „halt, Du Gauner!" klingt es ihm ins Ohr. Den Kopf erschrocken wendend, sieht Kadett A. sein teueres Gut von nerviger Faust festgehalten und hört gleichzeitig eine Flut von Schimpfreden über sich ergehen; an der Stimme und „Energie des Ausdrucks" erkannte er einen gefürchteten Sergenten des Regiments, und hinwiederum nahm der Gestrenge trotz herrschender Dunkelheit am Kragen des „Gauners" die Abzeichen des Unteroffiziers wahr, und „höflicher" fuhr er diesen an: „Sie Herrgottsakramentskorporal glauben wohl, ich hol' für Sie das Stroh? so strohdumm! jetzt geh'n S' zum Teufel, Sie Strohkopf!"

Eigentlich hätte nach dieser „Ansprache" der wie mit Wasser begossen dastehende Kadett Stroh genug gehabt, um darin zu verschwinden und für die Nacht warm zu liegen. Nun hatte aber die rauhe Faust des lange währenden Krieges den jungen „Grafen ohne Land" auch hart geschmiedet, und so fiel er dem polternden Vorgesetzten mit den Worten in die Rede: „Dann schenken Sie mir das halbe Bund, Herr Sergent; es ist genug für Sie und mich!" —

„Ja — Sie sind es?!" rief erstaunt der Sergent; „aber Herr Kadett" — dieses Prädikat mußte nach den bestehenden Vorschriften vom Feldwebel abwärts gegen Kadetten gebraucht werden — „jetzt kenn' ich Sie erst! aber — — ein Graf und einem Sergenten das Stroh wegnehmen . . .!" meinte der Sergent in väterlich-vorstellendem Ton.

„Hören Sie", gab der Kadett lachend zurück, „nach zwölfstündigem Marschieren und Schlachtenschlagen sind auch Grafen todmüde; hätte ich Sie bei dem Strohmandl getroffen, so würde ich um die Hälfte gebeten haben, wie ich es gerade gethan; und — Grafen haben schon andern Leuten ganz andere Sachen weggenommen als ein paar Stroh-

halme!“ Und die Gewährung seiner Bitte gar nicht abwartend, suchte er seine Kompagnie auf. — — — — —

Einige Monate später treffen wir die beiden in der heimatlichen Garnison wieder. Sergent H. war als leichtverwundet heimtransportiert worden und that als genesen Dienst beim Ersatzbataillon, dem Kadetten hatte die voraussichtliche Fortdauer des Krieges die ersehnte Beförderung zum Offizier im Regiment gebracht und dienstliche Gründe veranlaßten auch sein Einrücken beim Ersatz. —

Es ist zur Stunde der Befehlsausgabe. Lautlos horcht die Mannschaft, welch angenehme Abwechslung die nächsten 24 Stunden bringen sollen. Der Feldwebel verliest: „Dienst für morgen: Hauptwache Herr Lieutenant Graf A. — Dazu von der Kompagnie Sergent H.“ u. s. w.

Alles weitere, dessen es noch hübsch viel gewesen, war für Sergent H. nicht mehr da; ihn beschäftigte nur ein Gedanke: er und sein vermeintlicher Todfeind von La Croix Briquet für einen ganzen Tag auf Einer Wache —“ Der Lieutenant wird, muß sich bei seinem Anblick jener Begegnung erinnern und dann — „gute Nacht!“ Alle Bemühungen, den Dienst oder wenigstens die Wache zu tauschen, hatten keinen Erfolg; sich krank melden, dünkte dem gedienten Mann zu kindisch, und er kalkulierte, wenn der Wachdienst nach Vorschrift gethan werde, wofür er schon sorgen wolle, sei alle Rancune am Ende zu vermeiden.

Die Wache war bezogen — für Graf A. die erste Offizierswache. Nach altem Herkommen mußte dieser „Einstand“ gefeiert werden und zwar nicht so sehr mit den Herrn Kameraden als vorzugsweise durch Regalieren der unterhabenden Wachmannschaft. Diese überkommene Sitte dürfte übrigens heute nicht mit so manchen andern über Bord geworfenen zu den „veralteten“ gerechnet und von der jungen Generation belächelt werden. Graf A., ein etwas aufbrausender, oft jähzorniger Mensch, wußte dortmals wie heut, da er längst ausgeschieden, wie leicht es ist, sich die Leute zu gewinnen durch ein gelegentliches kordiales Wort oder eine kleine Gabe zu passender Zeit; wie dann die so streng und richtig urteilenden Leute nicht jedes harte Wort eines sonst beliebten Vorgesetzten auf die Goldwage legen, kurz — den Beschwerdeweg selbst abgraben und verlegen.

Graf A. klingelte nach dem Wachsergenten. Dem in sehr großer Befangenheit eintretenden Sergenten H. übergab derselbe ein Kistchen Zigarren zur Verteilung unter die Nichtchargierten; ferner möge er be-

sorgen, daß jeder Mann im Lauf des Nachmittags und zur Abendzeit je eine Maß Bier auf des Lieutenants Rechnung erhalte. Für die Unteroffiziere fügte er eine besondere Gabe an Geld und Zigarren bei und befahl über den geschehenen Vollzug alsbald Meldung.

Als Sergent H. zu deren Erstattung wieder eingetreten war, überreichte ihm der Offizier mit den Worten: „Hier, lieber H., das ist für Sie" eigens etwas.

„Da hielt es den bärtigen Krieger nicht", und thränenden Auges stammelte er: „Es scheint — der Herr Lieutenant — kennen mich nicht mehr — so ganz genau . . . .?" — „Doch, doch, mein Lieber; dienen wir ja schon drei Jahre neben einander im Regiment. Aber — jetzt frage ich — warum so gerührt wie Apfelmus? Merken Sie: wir sollen der Thränendrüse nicht mehr Wasser entlocken als zur Befeuchtung des Auges notwendig." — „Herr Lieutenant, ich bin — ich habe — ich war am 10. Oktober so grob", stieß Sergent H. rasch hervor.

Der Lieutenant lachte. „Gerade am 10. Oktober? ich bin mit allen andern der Ansicht, daß Derbheit auch an den andern 364 Tagen zu Ihren hervorstechenden Eigenschaften gehört. Doch genug des Geplänkels; ich will für Sie reden: Sie erinnern sich unseres Kampfes um das Strohmandl, aus welchem Sie als Sieger hervorgingen; Sie glaubten, daß ich — heute Ihr Vorgesetzter — Sie darum fortan quälen würde — und da haben Sie sich getäuscht. Das war es, was Sie drückte — nicht so?"

Der Sergent holte tief Atem und seine Rührung verbergend sagte er: „Herr Lieutenant! als ich vorhin der Mannschaft Bier und Zigarren verteilte, sagten unsere alten Leute — der Herr Lieutenant verzeihen schon? — „„Der Graf gab nobel als Kadett und als Offizier jetzt auch"". Ich sage: der Herr Lieutenant Graf A. denkt und handelt nobel, ein ganzer Offizier — so jung er ist."

„Wie sollte ich auch anders?" entgegnete ruhig Graf A.; „wahre Bildung lehrt, daß auch Seelenadel verpflichtet." Und dem Sergenten die Hand reichend setzte er lächelnd bei: „oder kürzer gesagt — Sie haben ja auch da drinnen von der Sprache profitiert — noblesse oblige."

Mein Verwundungstag.

Von Premierlieutenant a. D. J. St.

Die 4. Infanteriebrigade marschierte am 11. Oktober nach Gidy auf der alten Straße nach Chartres.

Um 9 Uhr waren wir bei Gidy konzentriert. Uns trennte ein großer Wald von Orleans, dessen Türme wir indessen bald sehen sollten.

Es war ein herrlicher Herbsttag.

Wir debouchierten aus dem Walde, nördlich von Saran, und griffen ins Gefecht ein. Wir waren froh, denn solang wir unthätig in Reserve standen, wurden wir durch die weittragenden Chassepots belästigt, ohne etwas dagegen unternehmen zu können.

Das Terrain war mit Weinkulturen bedeckt, was unserer Entwickelung sehr ungünstig war.

Endlich gelangten wir in freieres Gelände. Vor uns hatten wir den Bahndamm der damals noch nicht vollendeten Bahn nach Chartres. Dieser Bahndamm war von Franzosen dicht besetzt.

Wir marschierten unter Führung unseres Majors von S. — die Plänklerketten vor uns, tambour battant — gegen den Bahndamm, ohne zu feuern, da die Franzosen fortwährend mit Taschentüchern winkten, so daß es den Anschein hatte, als wollten sich dieselben ergeben!

Wir waren ziemlich nahe herangerückt — da plötzlich ertönten auf französischer Seite Kommandorufe und Signale, und in diesem Augenblicke werden wir mit einem solchen Schnellfeuer überschüttet, daß unser Bataillon, das vollkommen ungedeckt dem verheerenden Feuer schutzlos preisgegeben war, zurückwich, um eine rückwärtige Aufnahmestellung zu gewinnen. Wir waren unvorsichtig gewesen, den Franzosen zuzutrauen, daß sie eine solche perfide Kriegslist nicht anwenden würden, denn überall gilt im Kriege das Winken mit weißen Taschentüchern als ein Zeichen der beabsichtigten Ergebung.

Auf solche Weise getäuscht, von einem Kugelregen umgeben, im freien Felde stehend, während die Franzosen den Bahndamm als Deckung

benutzten, mußten wir weichen; Stehenbleiben hätte die Leute nutzlos geopfert; wir gingen zurück, um eine deckende Stellung aufzusuchen: da verspüre ich auf einmal einen heftigen Schlag, einen brennenden Schmerz; eine Chassepotkugel drang in meinem Rücken unter dem linken Schulterblatt hindurch und fand ihren Ausgang am rechten Oberarm.

Gott hatte mich ersichtlich meiner lieben, guten alten Mutter erhalten, denn weder ein Knochen, noch die Lunge waren verletzt, abgesehen davon, daß bei diesem Schusse die Möglichkeit einer Verletzung der Axillaris und damit ein rasches Verbluten nahe lag.

Ich hatte das Gefühl, als stoße mich jemand mit einem eisenbeschlagenen, stumpfen Stock mit furchtbarer Gewalt nieder. Ich fiel zu Boden, raffte mich wieder empor und glaubte anfangs, ich sei bloß an der Schulter verwundet; aber bald rieselte mir das Blut aus dem rechten Ärmel und machte mir klar, daß die Kugel meinen Körper durchdrungen haben müsse.

Trotz des enormen Blutverlustes schleppte ich mich, unterstützt von meinem jetzigen Freunde, dem damaligen Unteroffizier Schleußinger, (nunmehr Alumneumsdirektor und Gymnasialprofessor in Ansbach) und meinem treuen Diener, Soldat Schmalz unter dem Prasseln der einschlagenden Kugeln in die Weinpflanzungen, wo ich zuerst von letzterem mit einer blauen Franzosen-Leibbinde, die am Boden lag, den Arm fest zuschnüren ließ. Meine Befürchtung nämlich, daß die Axillaris verletzt sei, bestand noch fort, trotz der Versicherung Schleußingers, daß eine Schlagader ganz anders spritze, was er von seiner Universitätszeit her kenne. Eine Beruhigung darüber, daß kein Knochen verletzt sei, erhielt ich aus dem Umstand, daß ich mit der rechten Hand aus der Hosentasche mein Verbandzeug holen konnte.

Auf dem Wege zum Verbandplatze begegnete ich unserem allverehrten Obersten, Grafen Ysenburg, der mir vom Pferde herab die Hand reichte und dazu freundliche, tröstende Worte sprach.

Ich war über und über mit Blut bedeckt. Endlich kam ich an den Verbandplatz, wo ich auf eine Tragbahre gelegt und in ein Bauernhaus verbracht wurde. Die Thüre des Hauses war verschlossen. Ich wurde daher durchs Fenster ins Zimmer verbracht und hier erst erhielt ich statt des Notverbandes, welchen mir mit einem dreieckigen Tuche bereits in den Weingärten der Bataillonsarzt Dr. Vierzigmann angelegt hatte, einen regelrechten Verband mit der neunelligen Binde. Kaum war ich hier untergebracht, besuchten mich zu meinem freudigen

Erstaunen zwei Hauptleute meines Bataillons, welche gleichfalls außer Gefecht gesetzt worden waren, und deren Oberlieutenants nunmehr ihre Kompagnieen führten.

Gegen abend wurde ich auf einem sogenannten „Harritsch", einem zweirädrigen Karren mit einem Pferde in der Gabeldeichsel, mit einem gleichfalls verwundeten Soldaten nach dem benachbarten, in ein Hospital verwandelten Schloß Montjoie gefahren.

Auf dem Wege dorthin begegnete uns eine Eskadron Chevaulegers. Ich hörte eine Stimme fragen: „Wer liegt in dem Wagen?" Auf die Antwort: „Ein Offizier vom 13. Infanterieregiment!" sprang der Fragende vom Pferde, schwang sich auf den Wagen, stieß dabei in seiner Hast an den vor Schmerz laut aufschreienden, verwundeten Soldaten und erkannte in mir, zum Tode erschrocken — seinen Bruder; ich lag an der Brust meines Bruders Ludwig.

Ich beschrieb ihm meine Wunde und tröstete ihn: „Das ist Soldatenlos!" Wir mußten uns trennen; er versprach, sich bald wieder nach mir umzusehen. Dann schieden wir.

Im Schlosse angelangt fand ich viele Leidensgefährten, auch solche, die noch in derselben Nacht oder am nächsten Tage starben; darunter Hauptmann Görz, Premierlieutenant Manz.

Ich wurde auf eine Matratze am Boden gelegt. Durch den großen Blutverlust war ich sehr geschwächt, so sehr, daß ich zum Trinken den Kopf nicht erheben konnte, sondern einer Stütze, einer helfenden, mitleidigen Hand bedurfte.

Merkwürdigerweise war das Fieber sehr gering, so daß ich guten Mutes und mit stolzem Bewußtsein in die Zukunft blickte.

Am nächsten Tage hieß es, die Schwerverwundeten kämen nach Orleans. Auch ich gehörte zu diesen.

So kam ich denn mit einem Verwundetentransport nach Orleans und harrte, in meinem Mantel gehüllt, am Bahnhofe, in einem Lehnstuhl sitzend, ohne irgend welche Erfrischung zu haben, der weiteren Dinge.

Da frugen mich zwei verschleierte, in Trauer gekleidete Damen: „Ob ich nicht einen verwundeten Offizier wüßte, der bei ihnen Quartier nehmen möchte."

„Meine Damen! Sie haben bereits gefunden, was Sie suchen — ich selbst bin ein verwundeter Offizier." Wollen Sie mich aufnehmen?" fragte ich. „O, sehr gerne, Monsieur!" war die freundliche Antwort. —

„Wenn es mein Chefarzt erlaubt, würde ich gerne mit Ihnen ziehen!“ — „O, den werden wir um die Erlaubnis bitten!“ versetzten die beiden Samariterinnen; sie erhielten diese Erlaubnis, und so kam ich denn abends zu der Familie Legroux, wohnhaft im Café Chartres am Place Martroi in Orleans. Auf dem Wege dorthin — ich hatte während des ganzen Tages nichts genossen — bat ich einen Franzosen, mir doch etwas warme Suppe zu geben. Der gutherzige Mann brachte mir sofort eine Schüssel voll; als ich zögerte, zuzulangen, und fragte, ob dieselbe auch nichts Schädliches enthalte, da wurde der gute Mann — und mit Recht — tief gekränkt und beleidigt durch mein Mißtrauen, und ich hatte viele Mühe, ihn mit guten Worten wieder zu versöhnen.

Als ich nun bei der Familie Legroux untergebracht war, begannen sich die Folgen meiner Verwundung recht fühlbar zu machen, mein Nervensystem war gänzlich erschüttert.

Ich hatte jetzt viel zu leiden.

Bruder Ludwig, der mit seiner Eskadron südlich von Orleans lag, besuchte mich öfter; auch Pfarrer Groß, der für mich einen Brief an meine gute Mutter schrieb, den ich nur mühsam unterschreiben konnte. Auch viele Kameraden besuchten mich, die vorahnend mich beneideten und mir zum Abschiede sagten: „Du hast es überstanden; uns steht es noch bevor!“

Manchen davon deckt jetzt die Erde bei Orleans. Im Hause der Familie Legroux erholte ich mich rasch. Die Pflege war eine höchst sorgsame, und wenn kein Arzt zu mir kam, so verband mich die Tochter des Hauses, die damals vielleicht 24 Jahre zählen mochte.

Auch ein französischer Arzt fand sich bei mir ein und schrieb meinen Namen auf, wahrscheinlich, damit bei der Wiedereinnahme der Stadt durch französische Truppen die verwundeten deutschen Offiziere kriegsgefangen würden.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Orleans wurde ich mit anderen Verwundeten unter Führung meines Jugendfreundes, des jetzigen Stabsarztes Dr. Weber auf der Bahn in Waggons, denen statt der Lokomotive Pferde vorgespannt waren, aus Orleans evacuiert.

Ich machte vorher noch eine Rundfahrt in der Stadt, besah mir den Dom und die sonstigen Sehenswürdigkeiten.

Unter warmen Dankesbezeugungen nahm ich Abschied von der mildherzigen, edlen Familie Legroux, welche mich, den verwundeten Feind ihres Vaterlandes, liebreich gepflegt hatte. Ihr Andenken bewahre ich

in treuem, dankbarem Herzen. Ein Bild des Fräuleins ist in meinem Album. Ihr Name sei gesegnet!

Wir machten drei Etappen.

Die erste Nacht blieb ich in Toury; die zweite in Etampes; die dritte in Ablon.

Es war am 26. Oktober, als ich in diesem kleinen Ort an der Seine ankam. Ich hatte noch keine Ahnung, daß wenige Stunden von diesem Orte entfernt, am 18. Oktober, mein zweiter teurer Bruder Anton in dem Gefechte bei Chatillon und Bagneux schwer verwundet wurde und infolge seiner Wunden zu Massy seine Heldenseele ausgehaucht hatte.

Arme, arme Mutter! Was mußte dein treues Herz für Leiden ertragen. Ein Sohn den Heldentod fürs Vaterland gestorben, der andere schwer verwundet, und der dritte, damals im Felde stehend, stündlich den Gefahren des Krieges, den Schrecken des Todes ausgesetzt!

Armer, teurer Bruder! Ruhe sanft, du tapferer Held — in fremder Erde!

Von Ablon wurde ich am nächsten Tage nach Villeneuve-St. George in das dortige Lazaret verbracht; von hier ging es über Brunois, Coulommiers nach Lagny. Hier bestieg ich, stets von meinem treuen Diener Schmalz begleitet, den Eisenbahnzug, der mich über Nancy, Karlsruhe und Augsburg in die Heimat nach München brachte.

Am nächsten Tage lag ich in den Armen meiner innigstgeliebten Mutter, an dem treuen Mutterherzen, und nun war ich geborgen in sicherer Hut, und meine Wunden heilten rasch, so daß ich im April 1871 wieder nach Frankreich zurückkehren konnte.

Das Mütterchen von St. Remy.

Einsam an der Straße und verlassen
Liegt das traute Dörfchen St. Remy;
Ach! der Häuser wüste Trümmermassen,
Von des Krieges Furie künden sie.
Hin und wieder huschen scheue Katzen
Durch die Spalten der Ruinen fort,
Und des Kirchhofs Trauerweiden schwatzen
Von der alten Zeit ein klagend Wort.

Aus des Feindes Lager hergesendet
Schlagen da und dort Granaten ein,
Und auf diese Jammerstätte senket
Hoch vom Himmel sich der Mondenschein.
Nicht mehr wird das heimatliche Feuer
Den zufriedenen Bewohnern glüh'n;
Furchtbar zahlten sie die blut'ge Steuer,
Weinend mußten sie von dannen zieh'n.

Totenstille rings. Die preuß'schen Wachen
Lagern sinnend in dem öden Ort;
Spärlich fließt die Rede*), und zum Lachen
Bot sich keinem noch das rechte Wort.
Doch ein plötzlich Ende nahm die Stille,
Und ein Staunen ging von Mann zu Mann:
Mühsam schleppte und in dürft'ger Hülle
Sich ein greises Mütterchen heran.

Gutes Mütterchen! so ganz alleine
Weilst du noch in diesem Trümmermeer?
Treibt's dich nicht aus diesem Totenhaine
Und der Masse Kugeln um dich her? . . . .
Und dann reichten sie in güt'ger Weise
Ihres Brotes einen Teil ihr dar;
Dankend nahm das Mütterchen und leise
Sprach es also zu der Kriegerschar:

Hier in diesem Haus ward ich geboren,
Lebte hier in Glück und in Gefahr,
Hier hab ich gewonnen und verloren,
Was mir je auf Erden teuer war;

---

*) Der Verfasser scheint seinen Juvenal zu kennen. D. R.

Es entzückten mich der Kindheit Spiele
Dort auf jenem grünen Wiesenplan;
Hier durchlebt' ich alle die Gefühle,
Die ein Menschenherz bewegen kann.

Vater, Mutter senkt' ich hier zur Erde,
Folgte hier dem Gatten zum Altar,
Hier erwuchs am heimatlichen Herde
Blühend mir der Kinder frohe Schar. —
Ach! dem Gatten hab ich das Geleite
Längst gegeben zu dem letzten Schlaf — — —
Fort im Kriege sind die Söhne beide —
Niemand sagt mir, welch Geschick sie traf! —

Unser liebes Dörfchen sank in Trümmer,
Und der Wind fährt eisig drüber hin . . .
Ach! der Friede, den es barg, kehrt nimmer,
Nimmermehr — das Glück ist uns dahin!
Alles Glück ist mir in nichts zerflossen,
Einsam weil' ich hier noch und allein;
Hier hab' ich geduldet und genossen —
Und so will ich hier begraben sein — — —

Also sprach sie. Schweigen herrscht im Kreise —
Knisternd flackert nur das Feuer auf —
Und die ernsten Männer reichen leise
Und bewegten Sinns die Hand ihr drauf. —
Und sie bauten aus Stroh die Hütte,
Daß sie Sturm und Kälte biete Trutz,
Und sie pflegten sie in ihrer Mitte,
Gaben ihr den eignen Rock zum Schutz.

Tag auf Tag verging. Der Krieger Sorgen
Linderten der Greisin harte Not;
Und so fand man sie an einem Morgen
Wie im Traume lächelnd — kalt und tot
Lag sie da, gefaltet ihre Hände,
Und ein sanfter Tod erlöste sie . . . . . .
Seiner Heimat treu bis an das Ende
Blieb das Mütterchen von St. Remy.* —

*) Der Verfasser dieses tief empfundenen Gedichtes dürfte sicher in den Reihen der tapferen Division Kummer zu suchen sein. Um das Dorf St. Remy (n. von Woippy) selbst war in den Tagen vom 2. mit 7. Oktober hart gekämpft worden. Dieses sowie die Dichtungen „Ein einsames Grab", „An die Grrande Nation" sowie das von optimistischer Resignation zeugende „Hier war es wirklich schön!" verdanken wir der gütigen Mitteilung eines ehemaligen Soldaten des k. b. 13. Inf.-Rgts., W. Pelikan, welcher dieselben schon am 17. Dezember 1870 auf Wache in Marolles (bei Arpajon) in sein Notizbuch eingetragen hatte. D. R.

Einnahme von Orleans am 11. Oktober 1870.

Von A. v. H.

„Einsam bin ich nicht alleine“

Am frühen Morgen waren wir aus dem brennenden La Croix Briquet gezogen, und schon bald kündete uns nicht allzu ferner Geschützdonner eine Aktion an, um die wir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wie gestern bei Artenay herumkommen sollten. Und sieh' da rasselten auch schon die Batterien unserer Brigade vor, die Bedienung bereits in den über die Uniform gestreiften blauen Hemden.

Gefallen haben mir diese Arbeitsblusen nie, am wenigsten an den Gefallenen; und doch muß ich mir sagen, daß sie zur Schonung der Uniform unbedingt notwendig waren, da diese sonst vom Pulverrauch in kurzer Zeit vollständig geschwärzt und von den entweichenden Gasen beschädigt würde. So rasten die Blaukittel an uns vorbei und bald hörte man sie vorne „arbeiten“. Unser Bataillon verließ die Straße und trat in einen Tannenwald, innerhalb dessen jenseitiger Lisière gehalten und gerastet ward — warum? da es doch schon so nahe knallte?

Diese mich heute noch ebenso sehr interessierende Frage war berechtigt; denn schon sah man den Ordonnanzoffizier Graf M. längs des Waldes einhersprengen, und als er unser ansichtig wurde, rief der sonst vornehm-ruhige Offizier etwas gereizt:

„Herr Major, Ihr Bataillon suche ich schon lange! Der Herr General befiehlt, daß Sie sofort ins Gefecht eingreifen!“ — Da er alsbald Kommandorufe hörte, ritt der heute Vielbeschäftigte davon.

Major von W. ließ die Flügelkompagnie vorrücken und eine weitere Kompagnie als Unterstützung folgen. Nach einiger Zeit kam der Ordonnanzoffizier wieder und heischte Eingreifen des ganzen Bataillons; nun rückte endlich unsere Kompagnie auch vor. Trotz des lebhaften Feuers freute ich mich doch, als wir die Direktion gegen ein Rebengelände nahmen; hatte ich schon im September so köstliche reife Trauben gegessen, so mußten sie ja im eigentlichen „Weinmonat“

noch vorzüglicher sein — wähnte ich. Aber es war nicht so; jenes waren Spaliertrauben gewesen, in geschützten Gärten gezogen; hier war es Traubenkultur im Freien, auf einem Boden mit kaum wahrnehmbarer Neigung, also nicht einmal die bekannten „Rebenhügel“, und alle Beeren fühlten sich noch hart an und sahen sehr grün her. Als man uns dann etwas lebhafter durch die Rebenpflanzung jagte, war es mir wenigstens nicht leid, denn wer liegt gern vor sauren Trauben?

Nun machte man die unangenehme Wahrnehmung, daß unsere Artillerie das uns vorliegende Dorf irrtümlich noch unter Feuer hielt; der Gegner war gewichen, aber wir konnten nicht hinein! Da forderte mich ein Sergent auf, mit ihm zum Ortspfarrer zu gehen, daß uns dieser den Turm zugänglich mache, um von dort mittelst weißer Fahne unsere Artillerie aufmerksam zu machen. Das Wort Gottes vom Lande war bald gefunden. Eigentümlich, aber Thatsache, daß die geistlichen Herren, gleich als ob sie sich gefeit glaubten, sich selten versteckt hielten; ja, sie sahen sogar etwas! Und wie richtig diese Herren beobachteten, dafür verweise ich auf die hochinteressante „Fröschweiler Chronik“ und die „bataille de Beaumont“ — Bücher, deren Inhalt zum Teil wertvoller, mindestens aber interessanter ist als jene Novellen zu den Gefechtsrelationen des xten Bataillons von hiezu ganz Unberufenen. Wer über „Bewegungen“ sich verbreiten will, muß außerhalb stehen; dann hat er einen Überblick und richtigen Blick, selbst wenn er Laie und Pfarrer ist. Wer aber „im Haufen steht“ und doch berichten will, bemühe sich, nur das zu schildern, was ihn zunächst betraf; das gestalte er dann anziehend, interessant und überzeugend; der Relationsstil aber wirkt langweilend.

Ich übernahm es also, den Curé für unsere Absicht zu interessieren, indem ich ihm auch das Warum erklärte, und als er vernommen, daß nun plus d'obus tomberont dans les rues — beeilte er sich, den Turmschlüssel zu holen, wobei er sich zum Trost wiederholte „plus d'obus!“ Ich war ehrlich genug, ihm keine Illusionen zu bereiten, als ich ihm bemerkte: „c'est-à-dire: de notre côté! probablement ce sera l'ennemi qui jetera plus tard ses projectils pour nous faire réculer . . . .“

Da unterbrach mich der Streiter Gottes und in sichtbar überzeugtem Ton, nicht um sich selbst etwas vorzumachen, sagte er mit abwehrender Gebärde:

„Je n'y pense pas, moi; ils sont en fuite et ils ne reviendront plus! . . .

Während der Sergent zur Ausführung seiner Absicht nach oben geeilt war, trachtete ich nun, zur Kompagnie zurückzukehren, nachdem ich dem furchtlosen Pfarrherrn, anbindend an seine ausgesprochene Vermutung, noch ein „nous ne demandons pas mieux!" lachenden Mundes zugerufen hatte.

Bald war ich wieder an Ort und Stelle; aber ich sah in lauter unbekannte Gesichter, ich hörte schwäbische statt fränkische Laute — das sind doch rote Krägen? was soll das!? Ich stand eben jetzt in den Reihen des 3. Regiments aus Augsburg im Schwabenland, dessen Krägen nicht karmesin, sondern scharlachrot, dessen Knöpfe gelb statt weiß waren. Nirgends entdeckte ich einen Träger der eigenen Uniform; ich bemerke gleich hier, daß ich für die Dauer des Gefechtes bis zur Dämmerung auch nicht mehr zu den eigenen Leuten stieß, was ja bei der eingangs geschilderten verzettelten Disposition erklärlich sein wird.

Meine Situation war mir nicht einerlei; ich konnte doch nicht auf eigene Faust so dahinziehen. Ich sah mich nun nach irgend einem Offizier um, wer es auch sein möge — ich fand nur tote des 3. Regiments. Endlich bemerkte ich die Nähe eines solchen, weil ich bei den Leuten etwas mehr Ruhe und Ordnung wahrnahm.

„Wer befiehlt hier?" frug ich einen Unteroffizier, nach dem Offizier weisend.

Herr Lieutenant von R., lautete die Antwort. Nun ging ich direkt auf den Offizier zu, erzählte ihm mein Mißgeschick, bat ihn, mich einer Abteilung anschließen zu dürfen und nannte ihm meinen Namen, wodurch ich mich selbst für die Folge evident gehalten wissen wollte, wie es mir die Vorsicht gebot.

Nun zog ich mit jener fremden Kompagnie hin und her, je nachdem uns das Kriegsglück des Tages rechts oder links warf oder in ungleichen Zeiträumen ein Stückchen vorwärts brachte. Das währte in langweiligem Einerlei noch tief in den Nachmittag hinein; man hörte ja kaum auf das betäubende Schießen; es wirkte nur aufs Gehör ähnlich der im Gang plötzlich stillstehenden Mühle, wenn es momentan schwächer wurde oder gar verstummte. Es dämmerte bereits, als man auf einmal von den Flügeln Hurrageschrei hörte; ohne zu wissen, warum, rief man bei uns mit und schloß sich einer gleichzeitig beginnenden Vorwärtsbewegung an, die uns ein gutes Stück weiterbrachte.

Und nun sah ich mich plötzlich zwischen Häuserreihen, nach ihrer Höhe und Bauart wiesen sie auf die nahe Stadt — wir standen mit einbrechender Nacht in der Vorstadt von Orleans.

Hier sah ich mich wieder unter Leuten meines Regiments und unserer Brigade; das dritte Bataillon des 13. Regiments schickte sich eben an, mit vorgenommenen Spielleuten unter Marschschlagen in Sektionskolonnen vollends einzumarschieren, und diesem vereinzelten Truppenkörper schlossen wir Vereinzelte uns an in der frohen Erwartung, endlich auch unsere Bataillone wiederzufinden. Wir waren geraume Zeit in der ohne Beleuchtung (wer hätte auch heute die Kandelaber anzünden sollen?) uns endlos scheinenden Häuserzeile fortmarschiert, als wir von weitem die bekannte helltönende Stimme unseres Hauptmanns Kr. in Zwischenräumen uns locken hörten: „Versprengte Zehner, hierher!"

Hauptmann Kr. hatte seinen Standpunkt durch eine irgend woher geholte Handlaterne kenntlich gemacht, und nicht wenige Angehörige unserer drei Bataillone scharten sich um den kleinen beweglichen Offizier, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreute.

„Herr Hauptmann, wo finde ich mein Bataillon!?" drängten sich die Unteroffiziere an ihn heran. — „Wenn ich das wüßte, stände ich selbst nicht hier!" antwortete der joviale Herr. Wir aber waren froh, endlich unter der Hut eines Offiziers zu sein; man fühlte jetzt die eigene Sicherheit wieder wachsen; aber in solcher Lage, in der wir alle an jenem Nachmittag waren, lernt man erkennen, was ein Haufen ohne Anführer bedeutet, und was ein Anführer wert ist!

Hauptmann Kr. befahl uns, für diese Nacht in den allernächsten Häusern Quartier zu nehmen, bezeichnete uns seine Wohnung und versprach, uns am andern Tag baldmöglichst dem Regiment zuführen zu wollen. Sergent R., der sich auch hier eingefunden hatte, und ich begaben uns, müde wie wir waren, ins nächstbeste Haus, wir stiegen ins erste Stockwerk und läuteten an. Es ward uns sofort geöffnet, man lud uns ins Speisezimmer, wo die Familie so vergnügt beim allerdings etwas verspäteten Abendessen saß, just als ob gar nie in ihrer nächsten Nähe der nächtliche Kampf ausgetobt hätte, und räumte uns Plätze an der Tischrunde. Die Unterhaltung war eine belebte, das Essen sehr gut, und ich vergaß für eine Stunde ganz und gar, was denn alles heute vorgegangen war. Später wies man uns ein fast elegantes Zimmer mit zwei Betten zur Nachtruhe an, während nach uns gekom-

mene Obdach suchende Soldaten, denen man auch noch in liberalster Weise Speise und Trank gereicht hatte, sich im Korridor auf Matratzen lagern durften. Dank dieser Bewachung schliefen wir allerdings ruhiger, aber unsere Büchsen blieben über Nacht geladen.

Mit Tagesanbruch ward es so lebhaft, daß man nimmer ruhen konnte; mit Hilfe der Soldaten machten wir sorgfältigere Toilette, und ich hatte eben Säbel und Tasche umgehängt, als Sergent R. hereinstürzte: über uns hätten diese Nacht Franzosen kampiert, die müsse man abfangen, und ich möge als der Sprache mächtig die Kapitulationsverhandlungen leiten. Ohne lange weiter zu fragen, eilte ich aus dem Zimmer, schob die nach oben blickenden Leute beiseite und wollte die Stufen nach dem zweiten Stockwerk hinansteigen, als ich diese dicht besetzt sah von allerhand Franzosen, welche ihre Gewehre mir auf Entfernung entgegenstreckten. Ich sage: Franzosen; denn Soldaten waren sie weder ihrer Gewandung nach, noch weniger nach ihrem Gebahren.

„Vous vous voyez bloqués — vous étes à présent prisonniers, n'est-ce pas?“ rief ich dem Häuflein entgegen. — „Oui, monsieur! prisonniers de guerre!“ klang es mit Seufzern der Erleichterung zu mir herab, und während ich mir die Helden besehen wollte, hörte ich Sergent R. ängstlich mir zurufen:

„Aber H., Ihre Büchs'! wie können Sie ohne Büchs' so was thun!?“ Dabei hielt mir der Gute mein Schießgewehr entgegen, daß die Franzosen — Verrat fürchtend — scheu zurückwichen.

„Ich danke Ihnen!“ rief ich zurück — „jetzt brauche ich das Gewehr nimmer!“

Es war allerdings etwas unüberlegt von mir, ohne Gewehr, nur mit Säbel, vor die Kerle zu treten; aber ich hatte das gar nicht bedacht, und wir haben gesehen, daß es auch ohne die „Büchs'“ gegangen war. Während nun Sergent R. unsern Fang zum Abliefern etwas ordnete, stieg ich weiter nach oben, um zu sehen, wo die Leute genächtigt hatten. Halbwegs begegnete mir ein Herr, denn ich für einen Hauseinwohner hielt und höflich grüßte; er dankte ebenso und während er hinunterstieg, trat ich in den offenstehenden Raum, aus welchem jener soeben getreten war, und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich daselbst am Boden die komplette Gewandung eines französischen Offiziers liegen sah! Blitzschnell eilte ich zurück, um R. über die Entdeckung zu berichten; zweifellos war der, der mir begegnete,

der Besitzer jener Uniformstücke. R., ein netter, lebhafter Mann, meinte ärgerlichen Tones, wir hätten gerade noch einen Offizier gebraucht, um mit unseren Leuten Staat machen zu können, und dann hätte es „ganz sicher etwas getragen“, wobei er an die linke Brustseite schlug; so aber sei es, um aus der Haut zu fahren!*)

Lassen Sie uns froh sein, lieber R., tröstete ich ihn, daß wir heute noch so wohlbehalten darinstecken, und der französische Offizier hatte wohl eher Grund, aus seiner bunten Haut zu fahren. — Dann schickten wir uns an, unsere Gefangenen abzuliefern, welche lange nicht die einzigen waren; in anderen Häusern war es ebenso gegangen.

Während wir Unteroffiziere dann in der Straße beisammenstanden, meinten einige, was man wohl bei unseren Kompagnien von uns denken müsse, daß wir uns so sinnlos verlaufen hatten, und wie man sich wohl genügend verantworten könne. Ich zerstreute all diese Bedenken im Hinweis auf die Örtlichkeit, welche wohl die Hauptschuld daran trug — Weingärten, Höfe, Häuser u. a. — und schloß dann: wer übrigens, wie wir alle, sich gestern noch um einen Anwärter auf unsern höchsten Orden, wie es unser Hauptmann Kr. ist**), scharen durfte, ist genügend legitimiert!

„Recht haben Sie!“ scholl es mir entgegen, und als später der tapfere Hauptmann uns, um zum Regiment zu gelangen, gar noch etwa 2 km rückwärts führen mußte, ward uns — und auch mir — noch viel leichter ums Herz!

Dann rückten wir stolz und enggeschlossen in die Stadt der Jungfrau ein, um — später noch einmal hinauskomplimentiert zu werden.

Beim Einmarsch in Orleans.

Von einem Lieutenant des 10. Infanterie-Regiments.

Orleans war genommen!

Spät am Abend waren wir dort eingedrungen; es war dunkel in den Straßen, keine Laternen brannten.

---

*) Sergent R. hat für den 11. Oktober die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten — auch ohne jenen echappierten Offizier.

**) Hauptmann Kr. hatte sich für Sedan den Militär-Max-Josef-Orden verdient und während unseres nunmehrigen längeren Aufenthaltes in Orleans wurden die hiefür erforderlichen Maßnahmen in die Wege geleitet und festgestellt.

Aus den von den Franzosen besetzten Häusern fielen immer noch Schüsse; diese Häuser mußten mit stürmender Hand genommen werden.

Wir rückten durch die Faubourg Bannier ein; von anderen Seiten her drangen die Preußen und die bayerischen Regimenter vor.

Die aufblitzenden Schüsse waren die einzige Beleuchtung, in welcher man Freund und Feind im Dunkel erkennen konnte.

Jetzt waren wir in der Rue Bannier angelangt. Die Franzosen leisteten noch immer Widerstand. Bei dem umfassenden Angriff, der von unserer Seite stattfand, wurden sie immer mehr eingeengt; sie wichen immer rascher zurück, sie wendeten sich zum eiligen Rückzug und mit schallendem Hurra stürmten wir ihnen nach. Sie zogen sich eilends durch die Stadt zurück und suchten über die Loirebrücke zu entkommen, was ihnen auch teilweise gelang.

So waren wir denn endlich im festen Besitz der Stadt. Von allen Seiten marschierten die Truppen heran und sammelten sich auf der Place Martroi, einem großen, von hohen Häusern umgebenen Viereck.

In der Mitte des Platzes ragt das eherne Standbild der Jungfrau von Orleans empor. Jeanne d'Arc, diese „Retterin Frankreichs", sitzt hoch zu Roß, nach Männerart, und senkt ihr Schwert wie salutierend — nunmehr vor uns, den deutschen Eroberern!

Wachtfeuer wurden angezündet und im Feuerscheine, bald hoch aufleuchtend, bald wieder gedämpft glühend, stand da droben das kolossale Pferd mit seiner heldenmütigen Reiterin wie ein Phantom, gespenstig, geisterhaft. Unten herrschte reges Leben und Treiben; Kommandoworte ertönten, Trommel- und Hornsignale erschallten, Reiter sprengten über den Platz; Geschütze und Wägen rasselten über das Pflaster.

Verwundete wurden vorüber getragen; dort wurden gefangene Franzosen aller Waffengattungen in Trupps vorbeigeführt. Trotzig, mit verhaltenem Grimm, schauten sie um sich; überall erblickten sie ihre Besieger. Drohend hob ein französischer Soldat die geballte Faust empor nach dem Standbilde der Jungfrau, und wilde Verwünschungen drangen über seine Lippen.

Das erzgegossene Heldenweib da droben hörte nichts von den Schmähungen, die sich über sie ergossen, sie sah nicht die Immortellenkränze, am Fuße des Denkmals niedergelegt, auf dem die Worte standen: „O, sainte vierge, sauve la France" — stumm, unbeweglich saß sie auf ihrem Schlachtroß, ihre Augen blickten weit, weit hinaus in die Ferne, ihr Schwert hielt sie gesenkt, wie zum Gruß — nach wie vor —

und die Gefangenen zogen weiter, Haß, Groll und Bitterkeit im Herzen, „denn keine Retterin erschien".

„Zum Gebet!" erschallt das Kommando. Die preußischen Musiken stimmen den Choral an: „Nun danket alle Gott!" und feierlich ziehen die Klänge über den weiten Platz und über die betenden Soldaten.

Das Dank- und Loblied ist zu Ende; da ertönt zuerst leise, dann stärker anschwellend von den bayerischen Musikkapellen das Militärgebet, von Ett komponiert. Ein erhebendes, feierlich ernstes Musikstück, das jedesmal die Herzen zur Andacht stimmt und zu Gott erhebt; gedämpft wirbeln die Trommeln dazwischen, und lautlos stehen die Krieger da, das Haupt gesenkt, in Demut vor dem Herrn aller Welt.

Leise, allmählich verklingt die Musik — eine kleine Pause des Schweigens. — „Herstellt Euch!" tönt das Kommando, und mit einem Male intonieren sämtliche Musikkorps — die preußischen und bayerischen vereinigt — die Wacht am Rhein; mit voller Macht braust die gewaltige Melodie über den Platz dahin, und jubelnd fallen all die deutschen Soldaten ein mit dem Gesang: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall!" — Niemals in meinem Leben, weder vorher noch nachher, habe ich dieses deutsche Lied mit solchem Feuer und solcher Begeisterung wieder singen hören und — mitgesungen, wie dazumal auf der Place Martroi am 11. Oktober 1870 in Orleans bei dunkler Nacht! Und wir gingen hinüber zu den preußischen Kameraden, und die kamen herüber zu, uns und wir schüttelten uns die Hände, als wären wir alte, gute Bekannte und Freunde — und wir sahen uns doch heute zum erstenmale im Leben — aber der gemeinsame Kampf, der gemeinsame Sieg hatte uns vereint, wir waren Schwertgenossen, Waffenbrüder geworden.

Ein requiriertes Dejeuner.

Von einem siebener Jäger.

Wir hatten uns nach Orleans „hineingerauft!"

„Als wir sind nach Orleangs kumma,
Haben wir die Stadt eing'numma!
Da giebt's Bier und guten Wein,
Da quartieren wir uns ein!"

sangen unsere Jäger fröhlich und wohlgemut.

Mit dem Einquartieren war es aber vorderhand nichts; wir mußten in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober auf dem „Boulevard du chemin de fer“ biwakieren und lagen auf der bloßen Erde, wie schon so manchesmal während des Krieges.

Wein hatten wir allerdings am Abend noch requiriert, mit dem „manger“ sah es aber recht schlimm aus; wir hatten an Eßwaren nichts gefunden als einige Büchsen Sardinen, die jedoch den Hunger nur mäßig stillten, und wir hatten ordentlichen Hunger, weil wir am Kampftage selbstverständlich nicht zum Kochen und Essen gekommen waren.

Am Morgen des 12. Oktober erhob ich mich von meiner ungemütlichen Lagerstätte, hungrig zum Umfallen. Mein Bataillonskommandeur gab mir die Erlaubnis, mich vom Biwakplatz ein wenig entfernen zu dürfen, um mich nach Lebensmitteln umzusehen.

Nur wenige Schritte von unserem Lagerorte befand sich das Hotel St. Aignan, das jedoch wie alle anderen Häuser fest verschlossen war.

„Wer klopfet, dem wird aufgethan!“ dachte ich mir und klopfte etwas energisch mit dem Säbel und mit den Füßen an die Thüre. Es blieb alles still im Hause; es schien ganz ausgestorben. „Beharrlichkeit führt zum Ziele!“ — erneuertes und etwas kräftigeres Klopfen meinerseits; ein braver Jäger half mit dem Gewehrkolben meine Bitte um Einlaß unterstützen.

Da endlich — öffnete sich ein kleiner Spalt in der Thüre, ein Kopf schaut heraus, und der Besitzer desselben fragt unwirsch: „Was wollen Sie denn, mein Herr!“

Ohne Antwort wird die Thüre von mir zurückgedrückt, ich trete ein und gleichzeitig mit mir — mehrere Kameraden, die gleichfalls der Hunger hergetrieben hatte. „Zu essen wollen wir haben, sei es, was es wolle; nur schnell etwas zu essen!“ Der „Garçon“ — ein Kellner — weigert sich; er habe nichts, „pas du tout — rien du tout!“ Derlei „Sprüche“ kannten wir schon zur Genüge, darum kümmerten wir uns gar nichts; wir redeten dem Manne weiter freundlich und eindringlich zu und siehe — „Zureden hilft!“ Bald brachte er kalten Braten, Käse, Brot und Wein herbei; nun, wie wir einhauten! Es war fraglich, wer von uns die beste Klinge schlage.

„Ah, guten Morgen, meine Herren! Die Bayern sind immer vorne dran! Im Kampfe und — beim „Einhauen!“ Darf ich mithalten? Ich falle um vor Hunger!“ Es war ein preußischer Hauptmann, der uns also begrüßte. Selbstverständlich luden wir unseren

„Waffenbruder“ freundlichst ein; eine kurze Vorstellung gegenseitig, und dann — schmauste der Kapitän fröhlich mit uns und — er leistete etwas ganz Anständiges, das muß ich anerkennen! Der schlug doch die beste Klinge, und auch beim Trinken war er uns beinahe — „über“.

„Und sie aßen und tranken und wurden alle satt!“ Nun war es aber an der Zeit, mich wieder zu meinem Bataillon zurückzubegeben; zu lange durfte ich doch nicht ferne bleiben. Ich wickelte daher etwas Fleisch, Brot, Käse — kurz, was noch vorhanden war, fein säuberlich für meinen Major ein, nahm noch zwei Flaschen Wein und rief: „Garçon! Zahlen!“

„Was, was haben Sie gesagt, Herr Kamerad?“ fragt mich ganz erstaunt der preußische Kapitän; „Sie wollen zahlen?“ „Nun, natürlich, was wir hier genossen haben, müssen wir doch auch zahlen!“ erwidere ich.

„Verehrtester! Die Stadt Orleans hat nach Kriegsrecht jetzt, nachdem wir sie besetzt haben, die Verpflichtung, die feindlichen Truppen zu bequartieren und zu verpflegen; hat die Stadt diese ihre Verpflichtung bis jetzt erfüllt? Nein — wir bekamen bis jetzt noch keinen Bissen zu essen, noch auch einen Tropfen zu trinken; es ist unser Recht, darum werden wir hier nicht bezahlen, sondern ich stelle einen „Bon“ aus, den die Stadt Orleans, beziehungsweise die Mairie einlösen wird. Garçon, was macht das ganze Dejeuner für sämtliche Herrn?“ Der Kellner rechnet und rechnet und bringt endlich eine ganz anständige Summe zusammen. „Verdammt teuer; hat der Kerl uns über die Ohren gehauen! 88 Franken 75 Centimes! — aber das schadet nichts! Garçon! Also 88 Franken 75 Centimes! bon! und hier haben Sie einen „Bon“, den Sie auf der Mairie einlösen können!“ und mit kräftigen Schriftzügen setzt er unter die Rechnung seinen Namen, Charge und Regiment mit dem Vermerk „Requiriert!“ und händigt dieses Schriftstück dem verblüfft dreinschauenden Kellner aus.

Dann aber übergiebt er dem Kellner ein sehr anständiges Trinkgeld, „pour service!“ und wir folgen seinem Beispiel.

„Meine Herren! Es war mir sehr angenehm, Sie kennen gelernt zu haben! Hoffe noch öfters hier im Hotel mit Ihnen zusammen zu treffen!“ mit diesen Worten empfiehlt sich unser Kapitän unter freundlichem Händedruck von uns. — Zu mir gewendet aber spricht er mit väterlich mahnendem Tone: „Und Sie, mein Bester, gewöhnen Sie sich doch — jetzt im Feindesland, die häßliche Gewohnheit des Zahlens ab! Die Franzosen haben den Krieg gewollt, darum müssen sie jetzt

auch die Folgen desselben tragen. Sie müssen jetzt die deutsche Armee füttern; wenn's umgekehrt gegangen wäre, und die Franzosen hätten gesiegt, müßten wir jetzt sie in Deutschland auch ernähren, und die würden noch ganz andere Ansprüche erheben als wir; also, bessern Sie sich, lieber Kamerad; C'est la guerre!" und damit schritt er zum Saale hinaus.

Mein Herr Bataillonskommandeur empfing mich etwas ungnädig, weil ich zu lange ausgeblieben war.

Der „Bescheid", den ich ihm jedoch mitgebracht hatte, besänftigte sein ohnehin gutes Gemüt wieder vollständig, und mit wohlwollendem Lächeln trank er auf das Wohl seines „Lebensretters", wie er mich scherzend nannte.

Gegen mittag wurden wir einquartiert.

Als ich mein Quartier, Rue Bannier Nr. 40, betrat und soeben die üblichen Redensarten loslegen wollte, begrüßte mich mein Hausherr mit den Worten: „O, ich kenne Sie schon, Monsieur!" Erstaunt, daß mein Ruhm bereits auch in Orleans erschollen sei, frage ich: „Woher?" O, Monsieur, Sie haben gestern abend Wein requiriert und haben mir das letzte Fäßchen Wein aus dem Keller geholt, ich habe keinen Tropfen mehr; Sie müssen jetzt schon Wasser trinken!"

„Au weh! Jetzt war's gefehlt!" Warum hatte ich aber auch gerade in diesem Hause das letzte Faß Wein aus dem Keller nehmen lassen! Das geschah mir jetzt ganz recht! Ach, ich habe doch überall Pech!

Doch unser Herrgott — verläßt keinen Deutschen! — Wasser habe ich trotzdem doch in Orleans keines getrunken!

Der Francttreur.

Eklig ist der Franctireur,
Schweift in der Voges' umher,
Schießt aus Busch und Strauch heraus,
Wenn man nah kommt — reißt er aus.
Kommt man in village hinein,
Stellt er sich ganz harmlos ein,
Grüßt mit Zipfelmütz' in Hand,
Thut geduckt und larmoyant;
Franctireuse macht 'nen Knix —
Taugen thun sie beide nix!

Ein ungebetener Gast.

Von einem damaligen Reservelieutenant des k. b. 12. Infanterieregiments.

Wir hatten nach der Einnahme von Orleans die Nacht vom 11. zum 12. Oktober auf einem Boulevard der Stadt biwakiert.

Am 12. mittags wurde ich auf Wache am Bahnhof in Orleans mit meinem Zuge zum Schutze der Verwundeten kommandiert.

Unter der Einsteighalle, auf dem Perron, in den Wartsälen, in den Bureaus, überall lagen die Verwundeten, Hunderte an der Zahl, umher.

Es war ein schrecklicher, herzergreifender Anblick, hier diese Menge der entsetzlichsten Verwundungen zu sehen! Die Ärzte, an ihrer Spitze Generalstabsarzt Dr. von Nußbaum, walteten hier ihres schmerzlichen und doch so notwendigen Amtes. Hier, auf dem Perron, überall wurde gesägt, geschnitten, amputiert und die abgenommenen Gliedmaßen, Arme und Beine, lagen in Haufen in einer Bahnwärterhütte, um von hier nach dem Friedhofe geschafft und dort beerdigt zu werden.

Heute noch, nach fast 25 Jahren, wenn ich jener schrecklichen Szenen gedenke, die dort mein Auge geschaut, zieht es mir wie ein kalter Schauder durch den ganzen Körper, und meine Seele ist von Grauen und Trauer erfüllt.

Unser Wachlokal hatte ich in einem dem Bahnhofe gegenüberliegenden Kaffeehaus etabliert und von hier aus die Posten ausgestellt, welche alle Zugänge zu bewachen und jede Störung und Beunruhigung von den Verwundeten ferne zu halten hatten.

Lange, lange 24 Stunden verbrachte ich hier, umgeben von allen Schrecken und Leiden des Krieges und des Todes. Immer mehr häufte sich die Anzahl der ihren Wunden erlegenen Offiziere und Soldaten.

Froh und erleichtert atmete ich auf, als ich am 13. Oktober mittags von einem anderen Kameraden von einer so traurig-schreckensvollen Wache abgelöst wurde.

Nun hieß es für die Mannschaften meines Zuges und für mich selbst Quartier suchen.

In dem meinem Regimente angewiesenen Rayon der Stadt war jedes Haus gestopft voll Soldaten; nirgends war mehr eine Unterkunft.

Jedoch „es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall“, heißt es im Sprichwort, und so fanden denn meine Leute, der eine hier, der andere dort, bei seinen Kameraden noch einen Unterschlupf; „wir rucken halt a bisserl z'amm“, meinten die guten Burschen, „es geht alles, wenn man nur will“, und so hatte ich denn endlich alle Leute meiner Abteilung glücklich unter Dach und Fach.

Nur für mich und meinen treuen Diener, Alois Wolf geheißen, wollte sich kein Plätzchen finden, wo wir unser Haupt zur Ruhe legen konnten.

Obdachlos standen wir auf der Straße und schauten zu den Häusern empor, aus welchen überall deutsche Soldaten hervorlugten.

„Kein Zimmer in Eurem Hause mehr frei?“ rief ich da und dort hinauf: „Gar nichts mehr, Herr Lieutenant, wir liegen aufeinander wie die Hering'!“ war die Antwort.

Aus vielen Häusern wehten weiße Fahnen mit dem roten Kreuz im Felde als Zeichen, daß hier Verwundete untergebracht seien; die durften also, nach der Genfer Konvention, nicht mit Einquartierung belegt werden und waren für uns unzugänglich.

Endlich — des Umhersuchens müde, betrete ich, kurz entschlossen, ein kleines Haus, öffne, ohne lange anzuklopfen, eine Zimmerthüre und trete ein.

Ein alter Herr schaut mich, halb erschrocken, halb unwillig wegen meines unzeremoniellen Eintrittes an und fragt: „Was ist gefällig, Monsieur?“

„Haben Sie Einquartierung?“ fragte ich dagegen.

„Nein, Monsieur! Ich habe keine; kann aber auch keine Einquartierung brauchen, denn ich habe nur diese zwei Zimmer, mein Wohn- und hier mein Schlafzimmer, und die habe ich für mich selbst nötig!“

„Ach, das trifft sich ja ganz vorzüglich; da teilen wir uns eben in die beiden Zimmer gemeinsam, denn ich habe gar kein Zimmer, während Sie noch deren zwei haben.“

„Aber, das ist ja ganz unmöglich, Monsieur, ich habe auch nur ein Bett, und —

„Und in diesem einen Bett werde ich schlafen!“

„Oh, grand ciel! Das ist absolut unmöglich, wo soll denn dann ich schlafen, wenn Sie mein Bett occupieren?“

„Ja, das weiß ich allerdings nicht, wo Sie schlafen werden, aber das weiß ich bestimmt, daß ich heute in diesem Bette hier schlafen

werde; mein Diener wird sich hier im Wohnzimmer aufs Sofa legen und —"

„Aber, Monsieur, dann bleibt ja für mich nur der Fauteuil übrig!" jammert der alte Herr.

„Leider wird sich dies nicht ändern lassen; ich und mein Diener sind sehr müde, wir bedürfen einer bequemen Ruhestätte", und damit begann ich, es mir auch bereits bequem zu machen.

Es waren zwei große, schön eingerichtete Zimmer, die ich mit Beschlag belegt hatte, und das prachtvolle, breite Bett schien ordentlich mich einzuladen, es zu benützen.

„Aber, Monsieur, fängt mein Quartierherr wieder aufs neue an, „ich habe auch nichts zu essen und zu trinken für Sie und ihre Ordonnanz, denn ich lasse mir das Essen selbst aus dem Gasthause holen, ich bin Garçon."

„Prächtig — ganz vorzüglich! Da, mein sehr verehrter Herr lassen Sie eben dann drei Portionen aus dem Gasthause holen, dann haben wir alle drei zu essen, und — bitte, etwas viel Wein — lassen Sie auch mitholen."

Und es geschah also, wie ich angeordnet hatte.

Mein alter Monsieur ließ Essen und Wein holen, dann legte ich mich bald in das einzige Bett, denn ich war müde und schläfrig, weil ich schon mehrere Nächte fast gar nicht geschlafen hatte.

Mein Alois lag auf dem Sofa im Wohnzimmer und schnarchte wie eine Baßgeige.

Der Quartierbesitzer saß die Nacht über in dem Fauteuil im Wohnzimmer und beschäftigte sich damit, das Feuer im Kamin zu unterhalten, denn die Nächte waren schon ziemlich kühl und ihn fror.

Am Morgen wünschte ich ihm freundlich: „Wünsche wohl geruht zu haben!" Er machte aber dabei ein so trauriges und betrübtes Gesicht, daß er mich dauerte.

„Mon lieutenant!" fragt er mich, „wie lange werden Sie denn hier in Orleans bleiben?"

„Nun, ich denke wohl so einige Monate, ein halbes Jahr, vielleicht noch länger!"

„Was, o du großer Gott — ein halbes Jahr und vielleicht noch länger!" wiederholt er entsetzt, „und da soll ich ein halbes Jahr und vielleicht noch länger alle Nächte hier auf dem Fauteuil sitzen und das Feuer schüren!"

Und mich jammerte sein, darum sprach ich zu ihm:

„Monsieur, Sie sind hier in Orleans besser bekannt als wie ich; darum wird es Ihnen leichter sein, ein Quartier für mich zu finden, als mir; also suchen Sie für mich ein anständiges Zimmer und wenn Sie es gefunden haben, ziehe ich sofort aus, denn — auch für mich ist es peinlich, Sie Ihrer gewohnten Ruhestätte berauben zu müssen!"

„Bon! Mon lieutenant, ich werde suchen gehen!"

Nach einiger Zeit kehrt er zurück und flüstert mir geheimnisvoll zu: „Ich habe ein sehr schönes Zimmer für Sie gefunden; aber verraten Sie mich nicht!"

Ich sicherte ihm die vollste Verschwiegenheit zu.

„Monsieur, gleich hier um die Ecke, in der Rue Jeanne d'Arc Nr. 24, ist ein Zimmer frei. Der Hausbesitzer hat zwar eine Fahne mit dem roten Kreuz herausgehängt, er hat aber keine Verwundeten im Hause!"

„Ah, sehr gut! Dem Mann kann geholfen werden!"

Ich begab mich in das bezeichnete Haus, von welchem die Konventionsflagge wehte.

Der Besitzer kam mir sogleich entgegen. „Monsieur, Sie verletzen die Genfer Konvention, haben Sie die Fahne mit dem roten Kreuze nicht bemerkt!"

„Wohl — aber wo sind denn die Verwundeten, die Sie in Ihrem Hause aufgenommen haben? Zeigen Sie mir doch dieselben, ich möchte sie sehen!" forderte ich strenge.

„Oh, Monsieur, ich habe allerdings — noch keine Verwundeten im Hause, aber ich erwarte dieselben noch!"

„So — also Sie haben noch keine Verwundeten im Hause! Dann nehmen Sie sofort die Flagge herunter, und ich und mein Diener werden hier bei Ihnen Quartier nehmen!"

Er versuchte noch allerlei Einwendungen zu machen; ich blieb jedoch fest auf meinem Rechte bestehen, und so verließ ich denn die Wohnung bei meinem alten Junggesellen und logierte mich bei Monsieur Duval in der Rue Jeanne d'Arc Nr. 24 ein, wo ich zwei sehr hübsch möblierte Zimmer allein zu meiner Verfügung hatte.

Wir waren beide froh mit dem Tausche — der alte Herr, der nun wieder in seinem Bette schlafen konnte und ich — der ungebetene Gast.

Ein Thränenthal.

Im Westen blutet eine große Wunde,
Und sterbend neigt der Tag sein müdes Haupt, —
Die Kriegstrompete schweigt im Thalesgrunde,
Der Donner, der die Höhen rings umschnaubt,
Er ist verstummt! — es ruhen Wald und Feld,
Als schlief' im Frieden ein die schöne Welt.

Ja Frieden ist's im stillen Thalesbette! —
Im Gottesacker kann's nicht stiller sein,
In Asche liegt der Bürger traute Stätte,
Und seine Ernte holt der Tod herein, —
Den Blumenkelch, den sonst der Abend stillt
Mit Tau, — hat dieser Tag mit Blut gefüllt.

Wie furchtbar still! — nur einer Glocke Läuten
Vom Kirchhof drüben klagt noch himmelan, —
Zum letzten Stündchen mag ihr Lied bereiten
Wohl manchen Sterbenden auf stillem Plan,
Dieweil es seinem Kameraden klingt,
Den man da drüben schon zu Grabe bringt.

Wie furchtbar still! — nur tausendfaches Stöhnen
Durchbebt die Nacht! — ein Lied voll Weh und Schmerz,
Wohl mancher Vater sucht nach seinen Söhnen,
Wohl mancher Mutter bricht das treue Herz!
Und unter Leichen sucht die Braut ihr Glück,
Doch was ihr bleibt, — ist ein gebrochner Blick!

Wie furchtbar still! — im bleichen Mondenlichte
Der greise Held des Jünglings Leiche deckt.
O diese stillen, blassen Angesichte
Kein Donner mehr aus ihrem Schlummer weckt,
Kein Hurra, auch kein jubelnd Siegeslied,
Nach diesem Frieden ist es ewig Fried'.

O Jammerthal! — den Himmel seh' ich schauen,
Von Grau umwölkt, auf all das Weh herab, —
Der Menschenfrühling seiner Friedensauen,
Er ist verwandelt in ein großes Grab,
Und nieder eine Sternenthräne fällt,
Als weinte Gott um seine schöne Welt.

S. Bäumler.

In fremder Erde.

Von Heinrich von Selbitz.

Am Ruheplatz der Toten,
Da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten
Bei Kreuz und Leichenstein.
— — — — — — — —

— — — Der Friedhof von Orleans! Le cimetière St. Eustache. Nicht still und verlassen lag er da in schweigender Ruhe, sondern geschäftiges Treiben herrschte dortselbst; waren doch deutsche Soldaten beschäftigt, die Gräber ihrer gefallenen Offiziere und Kameraden zu schmücken — zum Allerseelentage.

Der 11. Oktober, die Einnahme von Orleans, hatte viel Blut gekostet! Draußen in den Weinbergen vor Orleans waren so viele tapfere Krieger gefallen, dort lagen sie auch begraben, und nur, die in Orleans, — in der Stadt selbst — den Heldentot fanden oder an ihren Verwundungen starben, sie ruhten hier in fremder — geweihter Erde!

„Wie sie so sanft ruh'n, die Toten!"

Unter den roh aufgeworfenen Erdhügeln schlummern die Helden, die für das Vaterland — den schönsten Tod! — gestorben waren. Die großen Erdschollen, welche die Toten deckten, schmückte kein Kreuz, kein Kranz zeugte von liebendem Gedenken; in hastiger Eile werden die Gräber ausgehoben, um die Toten zu begraben; es sind noch viele — viele zur Ruhe zu betten, denn der Schnitter Tod hat reiche — reiche Ernte gehalten, — darum Eile! Es ist keine Zeit, die Gräber zu pflegen, zu schmücken!

Schnell, hastig wird gearbeitet, die große Grube wird gefüllt mit Leichen — zehn, noch mehr! — ohne Sarg — das entstellte Gesicht vielleicht von mitleidiger Kameradenhand mit einem Tuch bedeckt — liegen sie im Grabe und nun Erde aufgehäuft, so lange sie reicht und dann — weiter — ein neues Grab, um hinein zu legen die grausige Ernte des Todes! Und dabei krachen die Geschütze, denn der Kampf

um Orleans dauert fort, die Gewehre knallen, siegreiches „Hurra!“ ertönt, der Feind weicht! Orleans ist unser! Ihr seid nicht umsonst gefallen, Ihr toten Helden! Noch eine Salve dem weichenden Feinde nachgeschickt: es sei euch die letzte Ehrensalve, der letzte Kameraden-Gruß gebracht!

So war es am 11. Oktober 1870.

Doch jetzt, nachdem der Feind zurückgeschlagen, jetzt tritt das Herz in seine Rechte. Und heute — am Allerseelentag sind viele deutsche Soldaten an der Arbeit, die rohen Erdhügel zu ebnen; heller Sand wird darüber gestreut, Kreuze werden aufgerichtet mit dem Namen der Toten und am Kruzifix in der Mitte des Friedhofes spielt eine bayerische Regimentskapelle „getragene Weisen“, Trauermärsche.

Von den Cypressen im Friedhof werden Zweige entnommen und Kränze daraus geformt; Lorberbüsche, die hier im Freien wachsen, spenden ihr Laub zu Ehrenkränzen für die toten Helden.

Weißblaue Schleifen an einem Kranze künden an, daß hier ein Bayer ruht, das schwarz-weiß-rote Band daneben sagt uns, daß der Bayer zugleich ein guter Deutscher war; wieder andere Kränze sind nur mit schwarzem Flor umwunden. Mit Kränzen und Zweigen fast ganz zugedeckt liegen die Gräber da — ein traurig — wehmütiges Bild!

Grau ist der Himmel, der Nebel verdichtet sich zu kaltem, einförmigem Regen. Die Blätter von den Bäumen sinken leise zur Erde nieder; welke Blätter, tote Herzen! — schwer tropft der Regen in die Bäume, auf die Blätter, von Blatt zu Blatt, bis er endlich klatschend niederfällt auf die Gräber der Toten, es ist als ob — Thränen niederträufeln vom Himmel auf die Erde. Der Wind saust durch die hohen Cypressenbäume und zerreißt die Klänge der Musik, die dort vom Kruzifix herübertönen; klagend ziehen die Töne hin über die Ruhestätte der Toten; — ein Schlummerlied zum letzten, langen Schlafe.

Hier liegen sie so friedlich beisammen, die Toten, die sich im Leben heiß bekämpft; hier ein Deutscher, dort ein Franzose — Freund und Feind nebeneinander in der kalten nassen Erde; beide gestorben für ihr Vaterland!

Ohne Schmuck liegen die Gräber der Franzosen da; die „große Nation“ hat keine Zeit, die Hügel ihrer Tapferen zu schmücken, keine ordnende Hand hat ihre Gräber geebnet, die Erdschollen, roh aufgeschichtet, liegen sie da! Ohne Ruhm und Sieg gefallen — darum vergessen!

Ein Stückchen Baumzweig in den Hügel eingesteckt und oben gespalten bezeichnet auf einem Papierstreifen die Ruhestätte französischer Krieger! — „Un officier des chasseurs — un sergent du 34me — un capitaine des Zouaves“ — sonst nichts; das war alles! Kein Name, kein Segenswort! Ruhmlos gestorben, klanglos begraben — und sie hatten doch so tapfer, so heldenkühn gekämpft, die französischen Streiter, so todesmutig. Doch sie waren unterlegen, darum kein Grabesschmuck, kein Ehrengruß! Gestorben, begraben — vergessen! Das ist zum Sterben traurig!

An den Gräbern der bayerischen Helden hielt ein bayerischer Lieutenant die Ehrenwacht. Er war noch jung und dabei so frisch, so lebensfroh und so tapfer, denn das schönste Ehrenzeichen, das Eiserne Kreuz, schmückte seine Brust. Sein Auge blickte jetzt in tiefer Trauer wehmütig auf das Grab hernieder, an dem er stand; lag doch hier sein liebster, sein treuester Kamerad, mit dem er Leid und Freund daheim in der Garnison geteilt, mit dem er dann in diesem Kriege so oft im Kampfe gestanden, Schulter an Schulter, bei Weißenburg, bei Wörth, bei Beaumont und Sedan und zuletzt hier bei Orleans, und wie tapfer war sein Kamerad gewesen und so jung, so froh, so heiter — „ein herzlieber Gesell“ und jetzt — lag er hier unter diesem Hügel und schlief den Todesschlummer fern der Heimat, in fremder Erde — doch er ist nicht vergessen, „in Treuen denkt man sein!“

Die Regentropfen fallen nieder von den Bäumen und der Wind weht sie dem Lieutenant wohl in das Angesicht, denn er wischt sich — die Tropfen aus dem Auge fort. In tiefem Sinnen und Schweigen stand er an dem Grabe seines Freundes und las — zum wievielstenmale? — mechanisch die Inschrift auf dem schlichten schwarzen Holzkreuze:

Hier

ruht in Gott der Lieutenant

„Hier rüht“, hörte er plötzlich eine Damenstimme neben sich die deutsche Inschrift des Kreuzes in französischer Sprache buchstabieren — „en Gott — ah, un Prussien, méchant!“ setzte sie verächtlich hinzu und wandte sich ab.

Von den Musikklängen angelockt kamen — in tiefe Trauer gekleidet um la belle, pauvre France — heute doch die französischen Damen auch zum Friedhof, um die Gräber ihrer gefallenen Krieger zu schmücken. Sie trugen zu diesem Zwecke Blumen-Bouquets in den

Händen, von Spitzen-Manschetten umgeben, mehr geeignet zum Ballschmuck, denn zum Schmuck für Gräber, für die kalten, nassen Gräber!

Vom Grabe des deutschen Lieutenants — „des Prussien“ — hatte sich die Dame abgewendet und las nun auf den ungeschmückt daliegenden Gräbern die kleinen Papierstreifen, auf denen geschrieben stand, daß hier französische Krieger ruhten.

Sie war dicht verschleiert; eine hohe, königliche Figur zeichnete sie aus; sie mußte — soviel man unter dem Schleier entdecken konnte — noch jung sein, denn die eleganten, schmiegsamen Formen sind nur der Jugend eigen, der elastische Gang bekundete dies, und unter dem schwarzen Schleier stahl sich im Nacken eine volle dunkelbraune Locke hervor.

„Un capitaine des Zouaves“ las sie; sie kniete nieder an dem vergessenen Grabe, nahm eines der mitgebrachten Blumen-Bouquets, scharrte mit ihrer elegant behandschuhten Rechten ein wenig die Erde des Hügels auf und versenkte dann den Blumenschmuck in die entstandene Grube.

„Ruhe sanft, du Tapferer, der du für unser schönes, unglückliches Frankreich den Heldentod gestorben bist!“ sprach sie hierbei und zwar so laut, daß es der Lieutenant am Grabe dicht daneben hören mußte.

Schweigend nahm der deutsche Offizier einen Lorbeerkranz, mit Flor umschlungen, vom Grabe seines Freundes und legte ihn auf den Hügel des „capitaine des Zouaves“ mit den Worten: „Dem tapferen Feinde!“

Betroffen schaute die Dame empor, sie erhob sich, zögerte einen Moment, dann eilte sie auf den bayerischen Lieutenant zu:

„O Verzeihung, Monsieur, Verzeihung! Sie haben mich beschämt, ich war häßlich; Sie sind edel; Sie sind ein Tapferer, Sie ehren noch den toten Feind, aber ich — o, ich liebe mein schönes Vaterland so heiß, so innig, ich fühle sein Unglück so tief schmerzlich mit, und da vergaß ich, daß — o, verzeihen Sie mir, Monsieur, tausendmal, rief sie in fliegender Hast und schaute dabei den Offizier mit so bittenden, traurigen Augen an, daß ihm der Blick tief in die Seele drang. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und zeigte nun ein Antlitz so lieb, so schön, doppelt schön in ihrem Schmerze, in ihrer Reue, daß **der** kein Herz hätte haben müssen, der hier nicht verziehen hätte, und dem Blicke dieser schönen braunen Augen, die flehend auf ihn gerichtet waren, konnte der Lieutenant nicht widerstehen.

„Mademoiselle, Sie haben mich nicht um Verzeihung zu bitten. Es war die Liebe zu Ihrem schönen — unglücklichen Vaterlande, die Sie vergessen ließ, daß hier mein Kamerad auch für sein Vaterland gestorben ist und jetzt hier in fremder Erde schlummert."

„Wo ist Ihr Vaterland, Ihre Heimat?" fragte die schöne, junge Dame.

„In Deutschland, in Bayern!"

„O, das ist wohl da oben an der Nordsee", setzte sie mit sichtbarem Stolze auf ihre geographischen Kenntnisse hinzu — „wo es so kalt ist, immer Schnee und Eis und so große, weite, finstere Wälder giebt."

„Nun, ganz so nördlich liegt mein Vaterland doch nicht" — bemerkte lächelnd der Lieutenant — „so mild und schön wie Frankreich ist mein Bayern nicht, aber seine hohen, schönen Berge, seine dunklen Seen und seine großen, weiten Wälder mit ihrem Rauschen, ihrem Wehen — o das ist schön, so schön." Und sein Auge blickte weit, weit in die Ferne, als könnte er die teure Heimat sehen! —

„Und Sie lieben Ihr Vaterland auch, Monsieur?"

„Mademoiselle, der hier ruht, mein treuester Kamerad, er ist gestorben für unser Vaterland, das er so heiß geliebt, und auch ich" —

„O, nein, nein," unterbrach sie ihn — „nein, Sie dürfen nicht sterben, Sie müssen leben! Sie sind ja noch so jung, so" — hier stockte sie — „o, nein, Sie müssen leben für" —

„Für wen?" fragte der Lieutenant leise.

„O, für, für — Ihr Vaterland!" Sie hatte plötzlich inne gehalten, als wollte sie etwas anderes sagen als „Ihr Vaterland", sie errötete heftig, deckte die Hände vors Gesicht und wie in verhaltenem Schluchzen gingen ihre Atemzüge; doch nur eine Minute, dann nahm sie ihre Hände vom Gesicht, langsam schlug sie ihre Augen empor und heftete den Blick ruhig und mild auf den Lieutenant. Ihre Stimme klang jetzt anders; es war ein anderer Ton wie vorhin, als sie den deutschen Offizier gebeten hatte, „nicht zu sterben, sondern zu leben — für wen?"

„Monsieur, Sie haben das Grab eines französischen Tapferen bekränzt, erlauben Sie mir, daß auch ich eine Blume auf das Grab des deutschen Helden niederlege." Mit diesen Worten legte sie ein Bouquet auf das Grab des Lieutenants nieder. In aufwallender Bewegung streckte ihr der Lieutenant die beiden Hände entgegen: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein, aus vollem Herzen;" sie zögerte einen Augenblick, dann

legte sie ihre Rechte eine Sekunde lang hinein und sprach: „Also, Sie verzeihen der armen Angeline, nicht wahr, Monsieur?" schaute ihm nochmals tief und fest ins Auge, als ob sie sich sein Bild ganz einprägen wollte, zog den Schleier vor, nickte dem Lieutenant, der ihre Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen geführt hatte, nochmals freundlich zu und wandte sich zum Gehen; er folgte ihr nicht. Lange schaute der Lieutenant der feinen, graziösen Gestalt nach, bis sie unter den Cypressen und Bäumen verschwunden war.

Dann beugte er sich hernieder zum Grabe seines Freundes, hob das Bouquet, das die französische Dame hingelegt, empor, nahm eine weiße Rose daraus und verbarg sie auf seiner Brust zum Andenken an — den Allerseelentag.

Wenige Tage später — am 9. November bei Coulmiers lag draußen auf dem freien Felde — „auf grünem Plan" — ein bayerischer Lieutenant — mit durchschossener Brust — tot — fürs Vaterland gestorben.

Als sie ihn dort zu Grabe brachten, entfiel seiner geöffneten Uniform eine welke, rote Rose, von seinem Herzblut rot gefärbt; die legten sie ihm wieder auf das tote Herz und dann Erde darauf, immer höher, bis sich der Hügel wölbte.

Stille rings um! — Durch die Luft fliegen krächzend einige Raben.

Leise fallen die ersten Schneeflocken herab auf das einsame Grab. Darunter schläft der junge Lieutenant, die Todeswunde in dem Herzen, die welke Rose auf dem Herzen, die Rose, die er vom Grabe seines Freundes genommen.

Man sagt, die Toten holen sich die Blumen wieder, die man von einem Grabe geraubt, sie ziehen den Frevler zu sich hinab.

Schmucklos liegt das Grab da. Kein Kreuz, — kein Kranz, — keine Blume. —

Der deutsche Offizier liegt in fremder Erde, fern von seiner Heimat — im schönen Frankreich, in ihrem Vaterlande, das sie so heiß geliebt, die schöne, arme Angeline.

„Ob sie wohl kommen mag — am Allerseelentag?" — — — —

Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt,
Ist ja nicht tot, er ist nur fern! —
Tot nur
Ist, wer vergessen wird.
„Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde — im Vaterland."

Ein teures Angedenken.

Erinnerung eines Brandenburger Ulanen.

Nacherzählt von S. Steinberg.

Unser 2. Brandenburgisches Ulanen-Regiment Nr. 11 verließ am 27. August 1870 seine Garnison Wandsbeck zum Abmarsch nach Frankreich. Der Jubel, endlich an den Feind zu kommen, ertönte aus der Ulanen Brust mit derselben Herzlichkeit wie bei allen Angehörigen der nordischen Küstenwacht. Vorwärts zum Kampfplatz! Mächtig pochte das Herz gegen die Rippen, der erlösende Befehl beendete die wochenlange Qual. Ohne bemerkenswerte Vorkommnisse waren wir nach kurzer Belagerung von Metz, Toul und Soissons den frischen Spuren unserer siegreichen Kameraden bis zu dem umringten Schlupfwinkel Paris gefolgt. Auch der vierwöchentliche Aufenthalt im Dorfe Crosnes bei Villeneuve St. Georges, von wo aus wir den Einschließungsdienst im Außengürtel der Riesenstadt an der Seine versahen, bot keine besonderen Momente, obgleich der Anblick des herrlich gelegenen Häusermeeres eine Fülle der mannigfachsten Gedanken wachrief. Erst auf den anstrengenden Zick-Zack-Märschen nach Orleans, der durch eine von Franctireurbanden durchwühlte Gegend führte, sollten wir den bitteren Ernst des Krieges und zwar seinen häßlichsten Teil kennen lernen. Der ehrliche, offene Kampf auf freiem Felde blieb uns meistens versagt. Fortwährend auf Streifzügen gegen heimtückisches Gesindel — im Quartier ernstlich gefährdet von dem bestialischen Haß der Bewohner, das war während des regenreichen Monats November 1870 unser wenig beneidenswertes Los. In den stark coupierten Teilen der Perche und Beauce fiel mancher brave Soldat dem mordlustigen, hinterlistigen Schurken zum Opfer. Die geringste Vertrauensseligkeit wurde dem einzelnen Reiter verhängnisvoll. Hinter Hecken und Mauern, in Gräben und sonstigen Verstecken lagen die bewaffneten Blaukittel auf der Lauer. Ihre verruchte Taktik war meistens die, den deutschen Reiter am Eingange des Dorfes freundlich zu begrüßen, ihn durch ein anscheinend offenes Wesen in Sicherheit zu wiegen und bei der nächsten Gelegenheit kaltblütig

niederzuschießen. Ein unausgesetzter, höchst mühevoller Patrouillendienst war daher dringend geboten, umsomehr, als die immer kühner auftretenden Vorläufer der Gambettaschen Heeresmassen der verblendeten Bevölkerung einen gefahrdrohenden Stützpunkt gaben. Auf diesen täglichen Buschklepperzügen war mir das Glück stets günstig gewesen; — durchaus keine Ausnahme, wenn man sich im Besitz eines vorzüglichen Pferdes befindet, die französische Sprache ausreichend beherrscht, seine Augen und Ohren und natürlich auch die Waffe zur rechten Zeit benutzt, vor allem aber das bißchen Grütze im Schädel fleißig zu Rate zieht. Erfreut man sich außerdem noch der Gefreiten-Charge als Zeichen bewährter Zuverlässigkeit, dann ist die fortwährende Verwendung für diesen Dienst wohl genügend erklärt.

Von allen jenen oft recht abenteuerlichen Patrouillen ist mir die nachstehend geschilderte am deutlichsten in Erinnerung geblieben, weil sie meine Teilnahme am Feldzuge gebieterisch beendete und mir zugleich ein unaustilgbares Andenken verliehen hat. Unter den mannigfachsten Aufgaben, welche die 17. Division im Kriege 1870/71 zu erfüllen hatte, erscheint die der Novembertage am bemerkenswertesten, obwohl sie während dieser Zeit nicht ernstlich mit dem Feinde engagiert war. Der Ruhm jenes Abschnittes ist auf dem nicht minder glänzenden Blatte der Strapazen verzeichnet. Volle vier Wochen mußten wir in steter Fühlung mit dem Feind vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht angestrengt marschieren, und doch dem ernsten Kampfe ausweichen, ohne unsere numerische Schwäche zu verraten. Vergleicht man auf der Karte die jeweilige Stellung der beiden Heere, dann wird die Manövrierfähigkeit unserer sogenannten Kilometer-Division ersichtlich, aber auch ihre geistreiche Führung erkennbar. Den Durchbruch der Franzosen auf Paris verhindern — schlagen, sobald die Armee des Prinzen Friedrich Karl eingetroffen, so lautete die Moltkesche Parole. Es ist eine strategische Glanzleistung, mit welcher sich unsere Armee-Abteilung an der Front der erdrückenden Heeresmasse während 32 Tagen glücklich hindurch und vorüberschlängelte. Für uns einfache Akteure flossen die Tage ohne Abwechslung dahin. Märsche und Patrouillen wechselten mit mathematischer Regelmäßigkeit. Mit dem 29. November trat ein Ruhepunkt ein. Am Abend dieses Tages bezogen wir mit dem Mecklenburger Jägerbataillon Nr. 14 gemeinsames Quartier im Dorfe Bazoches les Hautes. Die angenehme Wärme des Kamins erhöhte meine behagliche Stimmung trotz der Gegenwart unserer mürrischen Hausbewohner.

Konnte ich doch nach langer Zeit wieder unter dem schützenden Dache bleiben, statt draußen in der unwirtlichen Finsternis herumzustreifen. Während wir schweigend in die knisternde Flamme blickten, verließ der Hausherr plötzlich das Zimmer und eilte die Treppe hinauf nach den oberen Räumen. Die Veranlassung dieses jähen Entschlusses war ein kleines durch die Zimmerdecke gesickertes Tröpfchen. Fluchend und schimpfend kehrte der ergrimmte Blaukittel zurück. Er hatte sehr rasch die Aufklärung erhalten. Sein im Stroh versteckt gehaltnes Faß Cognac war von den Jägern entdeckt und natürlich auch geöffnet. Da aber die findigen Kameraden bei dem andauernden Genuß des erwärmenden Getränks versäumt hatten, das Faß wieder ordnungsgemäß zu verschließen, so begann der Cognac tropfenweise seinen Weg zum Erdgeschoß. Daß der Franzose über diese Beförderungsart besonders erfreut gewesen wäre, kann ich eigentlich nicht sagen. Die Ausgänge des Dorfes waren von den Jägern besetzt, trotzdem stellten wir auf jedem Gehöft unsern eigenen Posten aus. Unsere Pferde standen während der ganzen Nacht unabgesattelt mit vollem Gepäck zum Aufsitzen bereit. Nachdem ich als Wachhabender der Kavallerie-Posten ausreichend für Brennholz gesorgt, legte ich mich gestiefelt und gespornt auf das einzige im Zimmer befindliche Bett nieder und schlief unter dem Schutz meiner sich stündlich ablösenden Kameraden bis zum frühen Morgen. Solche Wonne hatte ich seit Monaten nicht empfunden. Beim Beginn des neuen Tages, als unser Holzvorrat verbraucht war, bat ich einen Burschen von etwa 18 Jahren, der mit den sämtlichen Bewohnern während der Nacht am Kamin geblieben, um etwas Holz. Mit einer unerhörten Frechheit antwortete der würdige Sprößling: »nous n'avons pas de bois«, trotzdem im Hofe eine große Masse vorhanden war. Jungfrankreich erhielt sofort den schlagenden Beweis, daß solches Benehmen mein entschiedenes Mißfallen erregt habe. Nun aber griff die ganze siebenköpfige Gesellschaft zu den Waffen. Die holde Weiblichkeit, der Schärfe ihrer Fingernägel vertrauend, nahm die tête, während die mit Holzschuhen, Feuerzange und ähnlichen Dingen ausgerüstete Männerwelt als Gros mit Elan auf mich eindrangen. Wären mir die Kameraden nicht zu Hilfe gekommen, so hätte dieses hitzige Zimmergefecht nicht siegreich für mich geendet. Die offenkundige Widerspenstigkeit spiegelte die Stimmung der Bevölkerung wieder. Seitdem die Nähe der Loire-Armee unter Chancy wieder ihre sanguinische Zuversicht belebte, war der Verkehr mit den Einwohnern recht unleidlich. Kein Wunder, daß

der unter den Kriegsbeschwerden leidende deutsche Soldat auch seine Gemütlichkeit einbüßte. Sobald die häusliche Ruhe wieder notdürftig hergestellt war, bereitete ich für meine engere Kameraden-Familie den Morgenkaffee. Gegen 6 Uhr, der erwärmende Trank war kaum eingenommen, erhielten wir Befehl zum Absatteln. Von dieser ruheverheißenden Verfügung blieben sechs Mann, zu denen auch ich gehörte, ausgeschlossen. Wir waren zur Patrouille bestimmt. Sobald ich die Wachen aufgehoben und die Posten eingezogen, betrat ich den Stallraum. Mein braves Pferd sah mich mit den großen Augen so treuherzig an, als ob es fragen wollte: „Soll ich mein Sattelzeug nicht auch los werden?" Wie gerne, Edwine! Aber das kann nicht sein. Du weißt ja, wir haben Befehl. Dieser Gedanke drängte sich unwillkürlich auf meine Lippen. Zur Tröstung erhielt das Tier meinen letzten Apfel. Dann wurde es oberflächlich geputzt, ausreichend gefüttert und getränkt. Mir selbst gestattete ich am warmen Kamin noch den Genuß einer Pfeife. Aber merkwürdig genug, das Wohlgefühl und Behagen, welches das narkotische Kraut dem Raucher sonst bringt, blieb diesmal aus. Je eindrucksloser der blaue Dampf meiner Pfeife vorüberzog, desto sicherer wurden meine Gedanken auf eine Bahn gelenkt, die mir bislang vollständig fremd geblieben. Eine eigenartige, schwer zu bezeichnende Empfindung hatte sich meiner bemächtigt, ein unerklärliches Etwas tauchte vor meiner Seele auf, wovon ich mir keine klare Rechenschaft zu geben vermochte. Wie ein Traum zog die Erinnerung an Heimat und Elternhaus vorüber. So sehr ich mich auch bemühte, meine Gedanken auf einen Punkt zu sammeln, es war nicht möglich; eine rätselhafte Ahnung hielt mich im Bann. Lächelt nur überlegen, ihr Zweifler und scharfsinnigen Denker, beweist mir klar, daß es keine solchen übersinnlichen Einwirkungen giebt, ihr werdet mich, der unter dem Eindruck dieser seelischen Regung stand, niemals überzeugen. Fast täglich war ich auf Patrouille gezogen, ohne jenes Gefühl kennen zu lernen; so oft auch bislang der Ruf erschollen: „Freiwillige vor!" stets, das darf ich ohne Anmaßung sagen, hatte ich mich gemeldet — aber heute war mir so sonderbar zu Mute, als zöge ich zum letztenmale dem Feinde entgegen. Angenehmerweise riß mich die Pflicht aus meinem traumhaften Sinnen. Die Zeit zum Abreiten war gekommen. Noch einmal erhielt meine sentimentale Stimmung neue Nahrung. Mein treues, unverwüstliches Pferd wollte seinen Platz nicht verlassen. Es bedurfte erst einiger Anstrengung, bevor Edwine sich herausführen ließ; auch

dieses bislang niemals gezeigte Widerstreben erschien mir sonderbar. War es Ermüdung oder sonst eine Unpäßlichkeit, die meinem treuen Begleiter eine Abneigung gegen den Morgenritt einflößte? Oder giebt es für dieses Zusammentreffen von gleicher Empfindung zwischen Pferd und Reiter eine weitere Erklärung? Mit dem Augenblick, wo ich im Sattel saß und meine Kameraden am Ausgange des Dorfes erreichte, war jede Betrachtung verschwunden. Unser Patrouillenführer, Vizewachtmeister Arnemann gab den Befehl: „Röhmer und Karstens auf die Spitze vor!" In der üblichen Entfernung von 25 Schritt trabten wir rechts und links auf der Chausseegrabenkante unsern vier Kameraden flott vorauf. Der herrschende Nebel gestattete nur eine beschränkte Fernsicht. Knirschend zerbrach die dünne Eisdecke der Pfützen und Tümpel unter den Hufen unserer Pferde, den erfreulichen Beweis führend, daß endlich die lästige Regenzeit vorüber sei. Unser heutiger Auftrag schien keine besondere Schwierigkeit zu bieten. Wir sollten zunächst das Dorf Lumeau absuchen, von hier nach Poupry reiten und dann über Baigneaux zurück unser Quartier möglichst bis 9 Uhr erreichen, zu welcher Zeit die Schwadron ihren Tagesmarsch antreten würde. Nach etwa einer halben Stunde trafen wir vor Lumeau ein. Rechts vom Dorfe bemerkten wir eine feindliche Kürassier-Patrouille von 10—12 Mann. Erfreut, mit diesen Herren nähere Bekanntschaft schließen zu können, suchten wir in rascherem Tempo die uns noch trennende Strecke zurückzulegen. Unhöflicherweise wartete der Franzmann unsere Ankunft nicht ab, sondern zog mit möglichster Beschleunigung von dannen. Lumeau wurde abgesucht und dann der Marsch auf den linksführenden Weg nach Poupry angetreten. Ein uns begegnender Blaukittel gab auf meine Frage, ob die Straße nach Poupry führe, die bestätigende Antwort: »Oui monsieur, tout droit, — tout droit«. Trotz der bereitwilligen Auskunft machte der Mann einen recht unangenehmen Eindruck, in seinem verschmitzten Gesicht blitzte es schadenfroh auf, als ob er sagen wollte: „Reitet nur getrost vorwärts, ihr werdet bald etwas gewahr werden".

Pah — wer wird sich in solchen Augenblicken um die Gedanken eines Blaukittels kümmern, die ja alle keine Segenswünsche für uns hegten. Ohne Zwischenfall erreichten wir nach einem Trabe von 10 bis 12 Minuten die Lisiere eines Waldes, hinter welchem Poupry liegen sollte. Niedriges Gestrüpp und Buschwerk bildete eine terrassenförmige Umrahmung, durch welche man die tiefer stehenden größeren und dickstämmigen Bäume erkennen konnte. In unmittelbarer Nähe des Waldes

schien es mir, als ob hart am Chausseegraben hinter einem Stamm rechts eine menschliche Gestalt sich verbarg. Vorschriftsmäßig machte ich meinen etwas zurückgebliebenen Nebenmann auf diese Erscheinung aufmerksam. — Sobald ich zu der bezeichneten Stelle kam, sah ich mich nach rechts und links vorsichtig um, konnte aber nichts Verdächtiges bemerken. In diesem Moment wollen mir meine Kameraden, welche links vom Wege eine dünne Rauchwolke aufsteigen sahen, ihre Beobachtung zugerufen haben. Leider habe ich ihre Rufe nicht vernommen, sonst wäre ich wohl nie in die bedrängteste Lage meines Lebens geraten. Plötzlich erschollen aus kurzer Entfernung drei Schüsse. Die Kugeln sausten mir dicht an den Ohren vorüber. Ich hielt an und wandte mein Pferd; sobald es die halbe Wendung vollzogen, gewahrte ich drei bis vier Schritte links neben mir einen Franzosen, der im Begriff stand, sein Gewehr in Anschlag zu erheben. Was man in solchen kritischen Sekunden, wo der sichere Schuß im nächsten Moment erfolgen muß, fühlt und denkt? Nichts. Dazu fehlt es an Zeit. Instinktiv ließ ich meine Lanze in die Gabel der Zügelfaust fallen, griff mit der Rechten zurück und wollte den Stoß „mit beiden Händen vorwärts" nach dem Schützen führen. Im selben Augenblick krachte der Schuß — mein linker Arm schlug gekrümmt zusammen. Die Kugel hatte das Ellenbogengelenk durchschlagen. Den entfallenen Zügel mit der rechten Hand ergreifend, mußte ich vor allem dem zerschossenen Arm einen festen Ruhepunkt bieten und zugleich die Lanze krampfhaft festhalten. Trotz meiner geringen Wehrfähigkeit würde ich versucht haben, den nahen Gegner über den Haufen zu rennen, wären nicht im selben Moment einige Marinesoldaten, gefolgt von einer Schar schreiender Franctireure, welche hier eine Feldwache bildeten, vor mir aufgetaucht, die nun von drei Seiten auf mich feuerten. Bei der geringen Entfernung und der großen Zahl der abgegebenen Schüsse erschien es mir unmöglich, meinen immer kühner vordringenden Gegnern zu entrinnen. Deutlich fühlte ich den Schlag, mit welchem eine Kugel meine Epaulette zertrümmerte, eine andere das National meiner Czapka fortriß. Dieser wahrhaft verzweiflungsvolle Vorgang währte nur einige Sekunden, aber sie erschienen mir wie eine Ewigkeit. Es übersteigt leider mein Können, jene hoffnungslose Lage zu schildern. Noch heute, nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts, schlägt das Herz rascher, pocht es lebhaft in den Schläfen, wenn ich mir den kritischen Augenblick meines Lebens vergegenwärtige. Nur nicht lebend in die Hände dieser Kerle — mit diesem

Entschluß suchte ich die Straße zu gewinnen. Auch die letzte Hoffnung schien vernichtet. Sechs bis acht Mann, meine Absicht erkennend, besetzten unter fortwährendem Feuern die Chaussee, dann streckten sie, einen Knäuel bildend, ihre Bajonette aus, um mir den Rückweg abzuschneiden. Mein Pferd, durch das andauernde Schießen und das Pfeifen der Geschosse recht unruhig geworden, zitterte vor Erregung. Edwine, mein gutes, braves Pferd, jetzt gilt's! Mit diesem Gedanken drückte ich die Sporen tief in die Weichen des treuen Tieres. Hochaufbäumend schoß es in gewaltigen Sätzen vorwärts, den blinkenden Bajonetten entgegen. Sei es, daß die Gegner im entscheidenden Augenblick ihren Entschluß änderten oder den wuchtigen Anprall des stürmenden Pferdes fürchteten — ich kam glücklich durch die gefahrdrohende Kette. Ein salvenartiges Schnellfeuer gab mir das Geleite. Kaum dreißig Schritte von den eifrigen Schützen entfernt erhielt ich plötzlich einen zweiten Schuß. Die Kugel schlug mit einem fühlbaren Ruck von rückwärts durch die linke Körperseite. Diese heftige Erschütterung wurde später erklärlich, da die Kugel einer Meunier-Büchse größten Kalibers entstammte. Edwine, mein treuer Retter, blieb unaufhaltsam in schärfster Carriere, als ob er wisse, daß es sich um unser Leben handelte. Auf den Nacken des Tieres flach vorgebeugt liegend wollte ich noch einmal nach rückwärts schauen; als mir aber im gleichen Augenblick eine Kugel haarscharf am rechten Ohre vorbeisauste, war meine Wißbegierde voll befriedigt. Nun gab es für mich kein anderes Bestreben mehr, als möglichst rasch aus dem Bereich der verschwenderischen Schützen zu gelangen. In der Annahme, daß bei der bereits erreichten Entfernung von etwa 120 Schritten und bei der winzigen Treffsicherheit der Franzosen die Gefahr vorüber sei, wurde ich sehr bald getäuscht. Eine dritte Kugel durchschlug meine linke Achselhöhle, doch war der Schmerz im ersten Augenblick nicht erheblich fühlbar. Die wonnigliche Empfindung, meinen Gegnern zu entkommen, hielt jeden Schmerz, jede Erschlaffung gebieterisch nieder. Je weiter ich mich vom Feinde trennte, desto heftiger pochte das Herz gegen die Rippen. Ja, ja, Franzmann, deine Falle war schlau aufgestellt, aber so leicht fängt man keinen deutschen Ulanen! Allmählich meinen vorauseilenden Kameraden näherkommend, konnte ich erkennen, daß sie bei dem weittragenden Chassepots Gefahr liefen, von den mir geltenden Kugeln erreicht zu werden. Glücklich kamen wir aus dem Wald heraus bis zur Chaussee, nun so ziemlich außer Schußweite, obwohl zuletzt noch die Geschosse zwischen den Beinen der Pferde hindurch

auf der hartgefrornen Straße entlang stäubten. Meine erste Frage, ob einer meiner Kameraden „was gekriegt habe“, wurde von allen verneint. Meinen Zustand brauchte ich nicht weiter zu erklären, ein Blick auf meine zerfetzte Uniform gab jedem einen genügenden Aufschluß. Wir setzten jetzt rechts über den Chausseegraben und waren damit in Sicherheit. Nachdem mir ein Kamerad die Lanze abgenommen, ein anderer die Zügel meines Pferdes erfaßt hatte, ging es im kurzen Galopp quer übers Feld, Lumeau links lassend, Bazoches les Hautes zu. Das Blut rann fortwährend über die Schabracke am linken Vorderbein hinunter. Ich fühlte, wie ich mit jedem Augenblick matter und schlaffer wurde, weshalb wir uns noch mehr beeilten, das nahe Dorf zu erreichen. Am Eingange von Bazoches, wo unser Feldweg auf die Chaussee mündete, konnte ich das schnelle Reiten auf dem harten Untergrunde nicht mehr ertragen. Mir wurde drückend heiß — ein brennender Durst quälte mich entsetzlich. Im langsamen Weiterreiten wurde mir schwarz vor den Augen, ich fürchtete jeden Augenblick aus dem Sattel zu sinken. Ein vorauftrabender Kamerad benachrichtigte den Doktor vom Geschehenen. Wir erreichten Bazoches zu selben Zeit, als die Schwadron zum Abmarsch antrat. Sobald man mich vom Pferde gehoben und ins nächste Haus geführt, begann die ärztliche Untersuchung. Kopfschüttelnd betrachtete der Doktor die zahlreichen Wunden und begann dann gemütlich tröstend: „Alles nur Fleischschüsse, nur eine einzige Rippe getroffen. Viel Glück gehabt, alter Freund, können sich bei unserm Herrgott für den Nebel und bei den Franzosen für schlechtes Schießen bedanken.“ Nächst diesem Ausspruch erfreute mich die Mitteilung, daß mein braves Pferd vollständig unversehrt geblieben. Unser Vorgefühl beim Antritt der Patrouille hatte uns zwar nicht getäuscht, aber das Schicksal war doch recht gnädiglich mit uns verfahren. Sichtlich bewegt betrat unser Rittmeister von Marschalk das Zimmer und überreichte mir zunächst eine Tasse heißen Kaffee. Dann streckte er mir die Hand mit den teilnahmsvollen Worten entgegen: „Es thut mir sehr leid, lieber Röhmer, daß ich Sie verlieren muß, Sie haben sich immer sehr gut gemacht. Ich will sehen, daß ich Ihnen die wohlverdiente Auszeichnung verschaffe. Vorerst ernenne ich Sie hiermit zum Unteroffizier, wenn sie nach Wandsbeck kommen, dann melden Sie sich als solcher.“ Wie beseligend die ehrende Teilnahme des hochgeschätzten Mannes auf mich wirkte, kann ich nicht beschreiben, noch viel weniger meine Ergriffenheit beim Abschied schildern. Das Herz war mir so schwer bei der Gewiß-

heit, mein Regiment verlassen zu müssen, daß ich nur mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft die Thränen unterdrücken konnte. In Begleitung von drei Mann und einem Unteroffizier verließ ich in einer requirierten Halbchaise das Dorf. Die Stärke meines Geleits in einer schweren, entscheidungsnahen Zeit bewies eine Fürsorge des Rittmeisters, die nur der Eingeweihte ermessen kann. Meine innige Dankbarkeit gegen den verehrten Führer gebietet mir hier mitzuteilen, daß er auch bei der Verteilung der Eisernen Kreuze nachdrücklichst für mich eintrat und seine Zusage voll erfüllte. In den nächsten Ortschaften war keine geeignete Unterkunft zu finden. Unaufhaltsam ging es weiter. An Stelle der ermüdeten Pferde wurden frische eingestellt, die dem französischen Fuhrmann als Belohnung für sein gutes Fahren zugesichert wurden. Dank dieser Verheißung erreichten wir beim Eintritt der Dunkelheit Chartres, woselbst ich im Hotel de dieu Aufnahme fand. Hier verabschiedeten sich meine Waffenbrüder — ich war nun meinem Schicksal überlassen. Das Lazaret barg meistens französische Verwundete, die von seiten der französischen Pflegerinnen auffallend bevorzugt wurden, eine im Wesen des besiegten Volkes wohl liegende, aber höchst unhumane Parteinahme, die mir den dortigen Aufenthalt verleidete. — Nach vier Tagen begann meine Überführung nach Versailles. Eine entsetzliche 22stündige Fahrt im offenen, von Pferden gezogenen Einbahnfrachtwagen bei Schneegestöber, bitterer Kälte und mangelhafter Bekleidung. Wie geringfügig erscheinen die größten Strapazen bei der Truppe gegenüber diesen von Kälte, Hunger und Wundfieber erhöhten Qualen. Abends um 9 Uhr wurde in Rambouillet eine anständige Rast gehalten, bei welcher jeder Verwundete einen Teller Suppe und etwas Brot erhielt. Meine dringende Bitte um ärztliche Hilfe wurde von einem bayerischen Arzte bereitwilligst erfüllt. Der freundliche Herr meinte beim Verbinden meiner Wunde zustimmend: „Recht so, Ulan, daß Sie sich nicht vertrösten ließen, es war die höchste Zeit". Während der Nacht ging es im Schritt weiter. — Morgens 8 Uhr erreichte unser sonderbares Gefährte Versailles. In der Gemälde-Galerie des alten Schlosses fanden wir Aufnahme und eine ausgezeichnete Pflege jeder Art. Aber gehörig warm bin ich erst nach drei Tagen geworden, so sehr war ich vom Frost und Schmerz bis ins innere Mark erschüttert. Täglich erhielten wir die neuesten Nachrichten und den Besuch hochgestellter Persönlichkeiten, unter denen naturgemäß der Anblick unseres obersten Kriegsherrn König Wilhelms I. die höchste Aufmerksamkeit erweckte. Der siegreiche Held, dem jedes

Soldatenherz in grenzenloser Liebe entgegenschlug, beehrte mich mit seiner Anrede. In der bekannten leutseligen Weise stellte Seine Majestät die Fragen, was ich für ein Landsmann sei, welchem Regiment ich angehöre, und wo ich verwundet wäre. Nächstdem wünschte der König die Stärke der Patrouille zu erfahren und besonders, ob sonst noch ein Kamerad verwundet sei. Als ich die Frage verneinte, entgegnete der hohe Herr leise mit dem Kopfe nickend: „Dann hat man sich Sie wohl besonders ausgesucht". Mit diesen Worten, mir gute Besserung wünschend, wandte sich der unvergeßliche Führer an den nächstliegenden Verwundeten. Nach einem leider nur 14 Tage dauernden Aufenthalt mußte ich Versailles verlassen und erreichte nach mancherlei Beschwerden über Lagny, Epernay, Trier und Koblenz meine Garnison Wandsbeck. Bereitwilligst wurde mir der Aufenthalt im elterlichen Hause zu Bergedorf mit der Bedingung gestattet, mich alle acht Tage beim Regimentsarzt zu melden. Gegen Ende März als geheilt entlassen, trat ich gegen den Willen des Arztes bei der nach Perleberg verlegten Ersatz-Eskadron in Dienst. Hier habe ich das frohe Wiedersehen mit meinen aus Frankreich zurückgekehrten Kameraden begangen.

Diese nur flüchtig skizzierten Vorkommnisse beleben meine Erinnerung an den glorreichen Krieg 1870/71 mit ungetrübter Klarheit und Frische. Der stumme Zeuge meiner kritischen Berührung mit dem Feinde, die zerschossene Ulanka, die ich noch bis zum heutigen Tage sorgsam aufbewahre, ist mir zum teuren Angedenken geworden.

Meine erste Begegnung mit Heinrich von Selbitz.

Von Alfred Freiherrn von Horix.

Par nobile fratrum.

Am Nachmittag des 31. Oktober in Orleans brachten mir die „Augsburgerin" und das Verordnungsblatt die Kunde meiner Beförderung zum Unterlieutenant unter Versetzung zum 13. Regiment — beides de dato 11. Oktober. An jenem 11. Oktober hatte ich aber wahrlich keine Zeit, an Beförderung zu denken — er war ja ein Gefechts-

tag, die erste Einnahme von Orleans; und weil es an diesem Tag lebhaft herging und bis in die finstere Nacht dauerte, wäre es gar nicht unmöglich gewesen, daß ich ein „Posthumus-Offizier“ hätte werden können.

Die ersten, welche mir zu gratulieren kamen, waren die Unteroffiziere der Kompagnie; ich hatte ihnen nicht mehr und nicht weniger zu bieten, was nicht jeder derselben selbst gehabt hätte — ich konnte ihnen nur in Worten danken, und da ich ja in der Brigade blieb, war auch das Abschiednehmen ein mehr oberflächliches. Nur einer konnte sich gar nicht trennen, sondern drückte sich so auffällig um mich herum, daß ich endlich doch fragen mußte, was sein Begehr sei.

Stockend und unbeholfen meinte er: Der „Herr Lieutenant“ werde von nun ab doch mit den anderen Herren im „Hotel Saint-Aignan“ speisen; darum bäte er mich um meinen — silbernen Löffel.

Lächelnd entgegnete ich ihm, daß ich nicht stets und überall ein „Hotel Saint-Aignan“ antreffen werde und die Feldkesselsuppe dann auch nicht mit der hohlen Hand schöpfen könne — immerhin solle er den Löffel haben. Und ich entnahm dem Brotbeutel das Besteckfutteral und gab den Löffel hin — den Löffel, mit welchem ich neun Jahre die Suppe zum Mund geführt hatte, der noch meine Institutsnummer — 117 — trug! — Ich opferte den Silberlöffel meiner Freude ob der Beförderung und konnte ja in der Stadt einen anderen kaufen. — Daß man mir meine Ausrüstungsstücke, besonders die sehr gute Büchse, wegnahm, versteht sich von selbst — wer zuerst kam, nahm, was gut war, und was er wollte.

Das systematische „Ausplündern“ von Toten, Verwundeten im Feld oder wie in meinem Fall ist ja gerechtfertigt. Was hilft dem Gefallenen noch Hose und Stiefel, wenn der Überlebende nur noch Fetzen an sich hat? Man „tauscht einfach aus“; der Verwundete läßt gern den guten Helm, den guten Tornister seinem Kameraden ab. Der von mir erzählte Fall dieser Art ist gewiß nicht der einzige; ich hörte einen ähnlichen von einem Offizier erzählen aus dem Sommerfeldzug 1866, der hier, als weitaus origineller, Platz finden mag.

Ein Oberfeuerwerker (Feldwebel) tritt vor seinen ci-devant Untergebenen und liest ihm vor, daß er, der bisherige Unterkanonier, zum Unterlieutenant befördert sei. Dann die dicke Brieftasche zuklappend, fuhr er fort:

„Jetzt (sic!) bitt ich den Herrn Lieutenant gehorsamst um seine Gradlhosen!“*) —

Nun gehen wir wieder vier Jahre vor- und rückwärts nach Orleans.

Es war inzwischen die Stunde des nachmittägigen Bataillonsappells herangekommen. Mit dem Seitengewehr und — von dem Vorrecht der Offiziere Gebrauch machend — in der Schirmmütze begab ich mich nach unserem Alarmplatz, und auf dem Wege dahin begegnete mir nicht ein Angehöriger des Bataillons, zu dem die Nachricht meiner Beförderung nicht bereits gedrungen, der nicht in Worten oder, soweit es Soldaten waren, durch lächelnden Gruß mich beglückwünscht hätte. Mit sehr dankbaren Gefühlen und unsagbar schwerem Herzen verabschiedete ich mich von den Offizieren, welche ohne Ausnahme in der Garnison wie im Feld mir allzeit das gütigste Wohlwollen bekundet hatten. Major Frh. v. W. erließ mir das förmliche Abmelden, und nun stand ich da — hierher nicht mehr gehörend, beim neuen Regiment noch nicht eingeführt — eine zwar momentan unabhängige Person, aber mich sozusagen „vogelfrei“ fühlend. Unser vortrefflicher Adjutant gab mir zum sichtbaren Zeichen der neuen Würde einen französischen Säbel mit Koppel, den ich ihm seiner Zeit in Ingolstadt wieder zurückstellen sollte, und ein paar silberne „Lieutenantsstriche“ erhielt ich von anderer Seite. Dann ging ich in mein Quartier in der Rue de la Bretonnerie im Haus des Marquis X., in dessen aus den Eltern und zweien Töchtern bestehender Familie ich, wie so oft vorher, so auch diesen letzten Abend zubrachte.

Am anderen Tag ward ich durch meinen bisherigen Hauptmann noch dem Oberstlieutenant Grafen J. vorgestellt, welcher, zum 11. Regiment gehörig, in der Uniform eines Majors vom Leibregiment das 10. Regiment für dessen verwundeten Obersten Baron G. führte, also — die lebendige „Drei in Einer“. —

Der Stab meines nunmehrigen Regiments lag in Ormes, etwa 4 km entfernt, wohin ich alsbald an diesem Allerheiligentag hinauspilgerte. Ormes hatte ich während unseres langen Aufenthalts ohnehin als meine zweite Heimat betrachtet; denn, mir unbegreiflich, beherbergte das Dörfchen unseren Brigadestab, allwo ich allnächtlich den Befehl ab-

---

* Zum Stalldienst und Geschützreinigen u. a. führte nämlich die Mannschaft neben den schweren und lästigen Reithosen, sowie zur Schonung der Tuchhose überhaupt noch Hosen von ungebleichtem Drell (süddeutsch „Gradl“), welche — nach obigem, zu schließen — gerade im Feld ein vielbegehrter Artikel waren.

zuholen hatte, und nicht selten geschah es, daß ich dort übernachtete, wenn der Befehl erst nach Mitternacht ausgegeben worden war.

Angekommen, begab ich mich direkt in das Stabsquartier. Oberst Graf Y. empfing mich, wie man eben total unbekannte Gesichter zu empfangen pflegt, und befahl mir, unverweilt in die Friedensgarnison abzugehen — das Wie? sei ganz meine Sache — mich dort zu equipieren und zu sofortiger Umkehr bereit zu halten.

Das klang wenig erbaulich; erstens geht man nicht gerne zurück, und dann fühlt man sich wirklich so „vereinzelt", so unheimlich. Man sagt sich: beim Regiment kann dir möglicherweise nichts passieren — auf dem Rückmarsch, heut mit vielen, morgen mit wenigen, wird dir fast zweifellos etwas geschehen.

Der sich fühlbar machende Appetit — es war Mittagszeit — ließ mir keine Zeit, mich unnötig zu ärgern; Befehl ist Befehl. Ich suchte den Fahnenträger des im Orte kantonnierenden Bataillons auf, der mir befreundet war, und von dem ich annahm, daß auch er als „Herr Offizier" dastehen werde. Der war er nun zwar noch nicht, aber neidlos und kameradschaftlich lud er mich zu seinem Mittagmahl: herrliche Suppe, Rindsbraten und oberfränkische Kartoffelklöße, das heimatliche Nationalgericht unseres, d. h. meines neuen Regiments. An unserer Tafel hatten noch einige ehrenwerte Stabsschreiber — geheime Dienisteskanzleiräte nannten wir sie — ihren Platz. Die Suppe war eingenommen und schon brachten die Köche den duftenden Braten nebst einem Berg von Klößen — tatataraaa! tara — tara — tara — tara! ertönte das uns allen wohlbekannte Zeichen für die „Batterie Baumiller" durchs Dorf, dem sich alsbald das Trommelgerassel, welches die Infanterie auf den Sammelplatz rief, zugesellte. Keiner fragte, was es gäbe; jeder eilte dahin, wohin ihn seine Pflicht und Funktion rief.

„Und ich?" wandte ich mich an Freund E., den Fahnenjunker.

„Du . .? nun, Du wirst ruhig essen, was übrig bleibt" — es waren doch etliche Dutzend Klöße — „für uns beiseite stellen und dann gehst du hinüber auf die Ortswache, welche ja wegen der Bagage stehen bleibt, zum Lieutenant v. Selbitz; das ist ein sehr angenehmer Herr, der dich gut aufnehmen wird. Aber — jetzt heißt's für mich laufen — adieu!" und nun sprang E. hinaus zum Tempel fort nach jenem, der sein Heiligtum, die ihm anvertraute Fahne, barg.

Der Gedanke, nicht daher zu gehören, rein niemandem anzugehören, hatte mich jetzt so verbittert, daß auch ich nichts essen mochte; ich ging

vor die Hausthür, sah das fabelhaft schnell gesammelte Bataillon abmarschieren und ging nun schnurstracks, den „Herrn Kameraden von Selbitz" aufsuchen. Ich sah mich recht herzlich bewillkommt; dann erzählte ich ihm meine Mißgeschicke des heutigen Tages und endete mit der Klage, daß der Alarm die andern und mich ums Essen geprellt habe.

„Herr Kamerad", nahm Selbitz das Wort, „das Gehörte bedaure ich für Sie alle recht aufrichtig; helfen kann ich Ihnen aber nur in puncto Hunger und auch da nur mangelhaft; aber es ist doch besser als nichts. Hier" — und dabei präsentierte mir v. Selbitz eine abseits gestandene — kalte Leberwurst!

„Pardon, Herr Kamerad, daß ich mich vorhin unklar ausdrückte!" und nun erzählte ich von der guten Suppe, dem duftenden Braten und von den rohen oberfränkischen — — — — .

„Ich bin zwar nicht roh, aber auch Oberfranke!" unterbrach mich da Selbitz, mit dieser feinen Umschreibung zart andeutend, daß auch er diese Klöße „verzweifelt" gern esse.

„Nun, drüben steht noch alles dampfend auf dem Tisch — ich nehme ein paar Mann und hole es herüber!" Und draußen war ich. In wenig Sekunden stand der mehrpfündige Braten und die zahlreichen „rohen oberfränkischen" vor uns, denen alle Ehre unserseits geschah. Solch opulenten Mahles hatten sich da draußen die Offizierskorps nicht immer zu erfreuen; oft aßen die anderen gediegener. Selbitz, dem ich als Heinzelmännchen und die gebotenen Tafelgenüsse als „Märchen aus alter Zeit" erschienen, wurde nun warm im Magen und im Herzen, denn er gestand mir, daß er das „Zwölfeläuten" überhört habe, und jene Wurst — sie lag wieder abseits auf einem Fenstergesims — habe doch gar wenig Vertrauenerweckendes . . . .

Nun mußte ich doch lächeln, und Selbitz, der sich jetzt erinnerte, kurz vorher dieses verdächtige Produkt aus der Feldmetzgerei mir angeboten zu haben, wollte sich korrigieren; aber wie es ja gerade ganz gewandten Menschen dann oft zu gehen pflegt, so auch ihm: er kam noch tiefer hinein.

„Ja, ich hätte sie — die Wurst nämlich — schon längst hinausgeworfen, wenn irgend ein Hund . . . . . ."

Nun mußte ich aber hellauf lachen! Herr Kamerad, was oft in unseren vaterländischen Würsten war, das weiß nicht einmal unser Herrgott, der bei seinem Gerechtigkeitssinn ansonsten unsere Herren Metzgermeister schon mit irdenen — nein, mit irdischen — Strafen be-

legen müßte, statt daß sie zunehmen an Alter und Stärke des — Leibes. Übrigens, ich hätte Ihre mir angebotene Leberwurst — faute de mieux natürlich — nach vorherigem Kochen dennoch gegessen. Es war aber besser so!"

Selbitz war sichtlich froh, daß ich dem mal entendu die heitere Seite abgewonnen hatte, satt waren wir beide, und so rief er einen Mann der Wache herein und schenkte des Mahles Reste „seinen braven Kriegern", wie er sich auszudrücken pflegte.

Ich aber traute Augen und Ohren nicht; stumm sah ich auf dem abgeleerten Tisch herum. Sollte ich Einhalt thun, ihm bedeuten, daß der übrig gebliebene Teil dem Fahnenjunker und den verschiedenen Geheimschreibern gehöre? Daß ich so halb und halb mich für dessen Aufheben verbürgt hatte? Ich wagte doch nicht, den älteren Kameraden, den ersten, den ich im Regiment begegnete, und bei der ersten Begegnung gleich zweimal in Verlegenheit zu setzen. Sei's drum! dachte ich; denen da schmeckt es auch, und wer weiß, ob die andern heimkommen und wann . . . . .

Da schlug Trommelwirbel an unser Ohr — näher und näher.

„So, die sind schon zurück?" meinte Selbitz; „wahrscheinlich blinder Alarm — die beiderseitigen Vorposten etwas aneinander geraten gewesen — also bloß „kilometert". Die werden jetzt hungrig sein! Wer zuerst zu mir hereinkommt, soll die Wurst haben!" Dabei konnte Selbitz recht herzlich lachen.

Mir war gar nicht lächerlich zu Mut. Das Bataillon war auseinander gegangen, und Freund E. sah nach dem Fenster der Wache und winkte.

Uns in Höflichkeitsformen und Danksagungen gegenseitig überbietend trennten wir uns; Selbitz wünschte mir glückliche Heimkehr, ich ihm noch recht oft „rohe oberfränkische Kartoffelklöße".

Freund E.'s erste Frage galt dem Aufbewahrungsort ihres Mahles; Die Klöße, welche ja längst kalt und hart geworden sein mußten, sollten jetzt in Scheiben geschnitten und geröstet werden . . . .

„Lieber E.", begann ich zerknirscht", „ich bin zwar jetzt Offizier und Dein Vorgesetzter — wir beide wissen, was auf Insubordination im Feld steht — aber sag und mache, was Du willst . . . ." und nun erzählte ich ihm alles. — — — — —

„Sooo?" begann E., als ich geendet, „seinen „braven Kriegern" hat er — immer nobel! — geschenkt, was eure Boa-constrictor-Mägen

nimmer gefaßt haben? Deine Klinge kenne ich von Ingolstadt her ohnehin — aber, so will ich doch gleich, daß den „braven Kriegern" die Klöße ein achttägiges zunehmendes Zwicken verursachen! Ihr aber — der und du — ihr seid ein recht angenehmes Paar Herren!"

Als Spion erschossen.

Von Hauptmann v. N.

Vor der Kapitulation von Metz war die Festung Diedenhofen nur von einer dünnen Cernierungskette umschlossen.

Ernste Unternehmungen waren von deutscher Seite ganz unmöglich. Die einer Truppe aufgezwungene Unthätigkeit führt gewöhnlich zu dummen Streichen.

Fähnrich Andersen von den 4. pommerschen Ulanen war in Garsch bei dem dortigen Bürgermeister Bauer einquartiert.

Über die Diedenhofener Verhältnisse waren die Cernierungstruppen teils infolge des Verkehrs der Außenorte mit der Stadt, teils infolge mehrerer Scharmützel ganz genau unterrichtet.

Die Festungsthore wurden damals noch nicht verschlossen gehalten.

Andersen, des Französischen mächtig, bestimmte den Bürgermeister Bauer, mit ihm nach Diedenhofen zum Frühschoppen zu gehen und ihn als seinen Neffen auszugeben.

Unbehindert kamen beide in die Stadt und kehrten hier gleich unbehelligt in mehrere Wirtshäuser ein. Ihnen zufällig begegnende Schulkinder aus Garsch erkannten Andersen, trotz der ländlichen Tracht, die er angelegt hatte.

Er wie der Bürgermeister wurden verhaftet. Nach anfänglichem Leugnen gestand Andersen.

Obwohl es klargelegt wurde, daß es sich nicht um Spionage, sondern um einen aus jugendlichem Unbedacht und Übermut unternommenen Streich handelte, wurden beide zum Tode verurteilt.

Die Damen der Stadt hatten Edelmut genug, den Oberst Turnier als damaligen Kommandanten wiederholt um Gnade für das junge Blut zu bitten.

Andersen, alle Verantwortlichkeit auf sich nehmend, suchte den Bürgermeister Bauer, der bloß sein harmloser Begleiter gewesen war,

zu retten. Auch von deutscher Seite wurde der ernstlichste Versuch gemacht Begnadigung zu erwirken.

Alles vergeblich!

Am Frühmorgen des 29. Oktober, einige Stunden vor dem Eintreffen der Nachricht von der Kapitulation der Festung Metz, wurden die beiden Verurteilten in geschlossenem Wagen zum Glacis an der unteren Schleuse hinausgeführt und hier angesichts der ganzen Garnison erschossen. Mit einem Hoch auf sein Vaterland brach Andersen tödlich getroffen zusammen.

So mußte der lebensfrohe, hoffnungsvolle Jüngling seinen unüberlegten Streich mit dem Leben büßen.

Ein Familienvater, der Bürgermeister, mußte mit ihm in den Tod gehen.

Zwei Menschenleben, wegen einer jugendlichen Unbesonnenheit vernichtet!

Es mußte an den deutschen Siegern Rache genommen werden.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß in einer und der anderen der letzten Veröffentlichungen die Seitenfolge nicht genau beobachtet wurde. Er wird es sich indessen schon selbst aus der Eigenartigkeit dieses Sammelwerkes erklärt haben, wo eben mancher wertvolle Beitrag, den man doch nicht gerne missen möchte, zu spät kommt.

Der Herausgeber.

Vor Metz.

Ein Fähnrichsstreich.

Von v. T.

Am 24. Oktober zogen wir auf Vorposten.

Mir kam der Gedanke, einmal in eine französische Feldwacht zu blicken. Ich fragte unseren Kompagniechef, ob ich ins Vorterrain gehen dürfte, und erlangte die Erlaubnis.

Ich ging also lustig die Anhöhe hinab, kletterte über verschiedene Verhaue und gelangte auf den Eisenbahndamm, der an dieser Stelle die Grenze zwischen unserer und der feindlichen Stellung bildet.

Von da kam ich zu der äußersten Feldwache des 84. Regiments, Lessy gegenüber. Dort meldete ich mich beim Offizier, der die Feldwache kommandierte. Er fragte mich, wo ich hinwollte. „Nach Lessy." „Nach Lessy?" sagte er und fing an zu lachen. „Das Dorf ist ja voll Franzosen. Sehen Sie denn nicht den Verhau dort? dahinter liegen sie schon." „Nun, ich werde es riskieren, und wenn Sie es erlauben, statte ich Ihnen nachher Rapport ab." „Nun, wie Sie wollen; ich werde beobachten, wie weit Sie herankommen."

Ich kletterte alsbald über unseren letzten Verhau hinweg und stand nun auf der freien Chaussee, welche in gerader Richtung nach Lessy führt.

Bald konnte ich die Schießscharten in der Barrikade sehen, welche zwischen den Eingängen nach Lessy errichtet ist. Ich ging rasch vor und im nächsten Augenblicke schon stand ich auf der Barrikade und rief: „Bon jour, messieurs!"

Nun wünschte ich nur, du hättest die Gesichter gesehen; halb lachten sie, halb waren sie erstaunt, und keiner sprach ein Wort.

„Wie geht es Ihnen hier, meine Herren?" „O!" antwortete ein Elsässer, „sehr gut, aber haben Sie eine Zigarre?" „Ja, aber ich habe deren nur drei." Ich verteilte die drei Stück und fragte, ob nicht einer da wäre, der deutsch spräche.

Da meldete sich denn der Elsässer. Sein Nachbar stieß ihn an und sagte: „Frag' ihn doch, ob die Preußen noch Gefangene annehmen?"

„Nein", antwortete ich, „was sollen wir mit euch machen?" „Na, wir nehmen auch keine", sagte er mit ganz ernstem Gesicht; dann fügte er noch hinzu: „Nous schießen nicht, wenn ihr nicht schießen".

Plötzlich zerstob der Haufen, der sich um mich gesammelt hatte, mit dem Ruf: Voilà le capitaine!

Aus der halbzerfallenen Thür eines einigermaßen bewohnbaren Hauses trat ein Mann von ungefähr vierzig Jahren in eleganter Uniform. Ich grüßte als Offizier, und auch er nahm die Mütze so tief ab, wie man seinesgleichen zu grüßen pflegt. Seine Stimmung war aus seinen Zügen nicht zu erraten.

Er fragte mich zuerst, was ich hier wollte, und ich entgegnete ihm: „Ich denke, daß der jetzige Stand der beiderseitigen Verhältnisse es wohl gestattet, einen Besuch sich zu erlauben".

„So, mein Herr", antwortete er, „wir sind Feinde, so lange wir den Soldatenrock tragen; wenn wir ihn später ausziehen, kann es sein, daß wir vielleicht Freunde werden."

„Und Sie, mein Kapitän", entgegnete ich, „werden wissen, daß die Preußen die Feindseligkeiten der Franzosen zu beantworten verstanden."

„Im übrigen", sagte er, „müssen Sie wissen, daß von heute ab die Feindseligkeiten wieder begonnen haben."

Ich entgegnete, daß ich überhaupt keine Ahnung hätte, daß ein Waffenstillstand existiert habe, jedoch erfuhr ich nachträglich von dem Vorpostenkommandeur, daß während der vergangenen drei Tage die Franzosen keinen Schuß gethan hätten.

Ich unterhielt mich noch ein paar Augenblicke mit dem Kapitän über die Gefechte vom 18. Aug. und 1. Sept., empfahl mich dann und trat meinen Rückweg an. (Aus einem Briefe.)

Unser lieber Divisionsprediger.

Von Moritz von Berg.

„Es war einmal." — Gut, beginnen wir mit dieser Formel, mit der mein liebes altes Mütterchen in froher Kinderzeit ihre Märchenerzählungen einleitete. Leise wehte der Herbstwind damals in den Wipfeln der Bäume unseres alten Parkes, die Lampe war noch nicht

angezündet, hell schien der Mond in die großen Fenster des Zimmers meines Vaters hinein, in dem lieb Mütterlein in ihrem Lehnstuhl auf einer sogenannten Estrade am Fenster saß. Zu ihren Füßen aber auf den Stufen dieses Thrones da hockten mein kleiner Bruder und ich und sahen erwartungsvoll nach den Lippen, den zärtlichen Augen der Mutter auf, gespannt auf das, was sie uns aus ihrer Jugend, aus längst verklungener Zeit erzählen würde.

Es waren mit Vorliebe kleine Geschichten aus jener Zeit, in der sie im Hause ihrer Großeltern (die beiden Eltern waren ihr früh genug dahingestorben) verlebt hatte, aus jener Zeit, in der der böse, böse Napoleon in unseren deutschen Gauen als Herr gehaust und die Einwohner der Stadt durch seine Beamten bis aufs Blut hatte quälen lassen. O wie spitzten wir unsere Ohren, wie ballten sich die kleinen Fäuste in grimmer Wut, wenn wir hören mußten, mit welcher Willkür damals diese fremden Menschen gegen alle die guten Bürger in der Stadt verfahren waren, wie sie auch bei uns da draußen Geld und Geldeswert, das alte Familiensilber, manch wertvolles Kleinod, von den Vätern ererbt, hatten mitgehen lassen, nachdem sie unser liebes altes Haus vom Boden bis zu den Kellern hinab durchsucht und geplündert. Wie verwünschten wir da den fränkischen Eroberer, und welches Verlangen nach Vergeltung stieg in unseren Herzen auf, welche Hoffnung, daß dereinst einmal ein Tag kommen möchte, an dem wir, erwachsen, mit starker Hand dem Beleidiger und seinem Volke in das Gesicht schlagen könnten.

Mit fieberhafter Spannung pochten unsere Kinderherzen, wenn wir hörten, wie unsere alte Urahne kaum den Mißhandlungen der polnischen Lanciers entgangen sei, jener Elitetruppe des Korsen, von der Teile bei uns im Quartier gelegen hatten.

Über unsere Lippen stahl sich leise die Frage: „Wie habt ihr es nur ertragen, wie die Zeit aushalten können in diesen Drangsalen, die da täglich über euch kamen“.

„Meine lieben Kinder“, sagte dann unser „Mütterchen“, „es giebt etwas, das höher ist als die Mächte der Menschen, etwas, das über allen irdischen Gewalten steht, es ist das höchste Wesen, unser großer Gott dort oben. Er giebt jedem Menschen seinen Teil zu tragen, aber er setzt auch jedem Wesen auf Erden seine Grenze. Dann tönt plötzlich eine Stimme von oben herab, die ruft: „Bis hieher und nicht weiter“.

Daran haben wir in jener schweren Zeit stets gedacht, und die Zeit kam heran, in der dieses: „Bis hieher und nicht weiter“ auch vor den Ohren des frechen Parvenus und Eindringlings Napoleon erklang. Zerschmettert von deutschen Armeen lag er am Boden. Und dieser feste Glauben an unseren Gott, der hat uns damals alles ertragen lassen.

Zieht euch eine Lehre daraus, meine geliebten Kinder, für euer ganzes zukünftiges Leben“, so fuhr die liebe Mutter fort, „kein Sperling fällt von dem Dache ohne Gottes Willen, haltet fest an dem Glauben an ihn: „Gottvertrauen“ wird euch stets der beste Stab im Leben sein, auf ihn gestützt werdet ihre alle Drangsale des Schicksals überwinden können.“

So sprach unser liebes Mütterchen in unserer Kinderzeit, wie oft im Leben habe ich an ihre treuen Worte denken müssen, wie sind sie für den Soldaten erst der wahre Hort, ein fester, treuer Schild und Harnisch in den Gefahren des Krieges!

Also noch einmal will ich nun, gestützt auf diese Erinnerung aus meiner Kinderzeit beginnen: „Es war einmal“. Es war einmal — im letzten Kriege, da lag ich in einer der vielen sich aufeinander folgenden Biwaknächte vor Metz in meiner kleinen Strohhütte in der Nähe des Biwakfeuers. Das Wetter war uns schon seit Wochen ungünstig genug, es regnete fast Tag für Tag, und wenn man des Morgens aus seiner nassen Strohhütte hinaussah, dann war es ein trauriger Anblick, die armen Pferde bis an die Fesselgelenke im lehmigen Schmutz, Leute, Waffen und Sattelzeug von dem Regen durchwaschen zu sehen.

Auch in jener Nacht floß der Regen leise und unaufhörlich herab, die Flaggen an den Lanzenstangen hingen lautlos zur Erde nieder, nur manchmal erklang es aus den Stallgassen der Pferde fast wie ein lauter Seufzer; sollte das von einem der unglücklichen Tiere herrühren, das dort in seinem nassen Elend nicht mehr aus noch ein wußte? Um das große Feuer herum hatten die Ulanen sich ihr Lager gemacht, in die nassen Mäntel gewickelt lagen sie auf dem durchweichten Stroh umher und schliefen oder versuchten wenigstens zu ruhen nach den Strapazen des Tages von Noisseville, die groß genug gewesen waren.

Durch die Stille der Nacht drang das Schnarchen der einzelnen Ulanen, hie und da das gellende „Hi-Hi“ eines der Pferde, das sich grimmen Zornes der nahen Berührung des Nebenpferdes zu erwehren suchte.

Meine Augen floh der Schlaf, mochte es der Regen sein, gegen den die Hütte nicht dicht hielt, mochten die Schreckensbilder des Schlachtfeldes an dem Tage vorher daran schuld sein, die immer wieder vor meinem inneren Auge vorüberzogen, genug, ich konnte nicht schlafen. Immer wieder hatte ich mich von einer Seite auf die andere geworfen, schließlich aber den Schlaf aufgegeben; nun träumte ich wachen Auges in die Nacht hinein.

Wie mußte ich da wieder der Erzählungen gedenken aus meiner Kinderzeit, wie aber hatten sich die politischen Verhältnisse geändert seit dem! Jetzt waren wir die Sieger, jetzt standen unsere Lanciers, die deutschen „Ulanen“, in dem Franzosenland und ein anderer Napoleon, der Neffe des damaligen Wüterichs, der lag, von deutscher Kraft bewältigt, am Boden.

In meiner unmittelbaren Nähe, am Biwakfeuer, war es auch munterer geworden, der Morgen dämmerte im Osten leise herauf, es war kalt geworden, das mochte die Leute erweckt haben.

Dicht neben meiner Hütte hatten sich mehrere Ulanen zusammengethan, sie plauderten mit halblauter Stimme miteinander. Zuerst war es nur wie ein Gemurmel vor meinem Ohr, dann begann ich auf die Worte und den Sinn ihres Gespräches zu lauschen und hörte dann auch, wovon sie sprachen.

Da vernahm ich denn zu meinem Erstaunen, daß Glaubenssachen das Thema ihres Gespräches bildeten. Nun muß ich hier anführen, daß die Mannschaften, aus denen meine Eskadron bestand, recht verschieden waren. Den Grundstock bildeten Hannoveraner, brave Niedersachsen, nicht zu lebhaften Temperaments, aber gute Soldaten, die genau thaten, was sie sollten, vielleicht nicht gerade mehr, aber das gut, was sie thaten. Brave, zuverlässige Leute, auf die man sich verlassen konnte.

Sie waren natürlich protestantisch oder „evangelisch“, wie sie sich mit Vorliebe nannten, ohne natürlich eine Ahnung von der Bedeutung dieses Wortes zu haben. Aber streng protestantisch waren sie und hingen an ihren alten Satzungen, Kirchen- und Gesangbüchern in einer Weise, wie es eben der Hannoveraner thut, mit festem Sinn und großer Energie der Beharrlichkeit: Von use Religion da schall en annerer man von blieven“, sagten sie. Wie groß ihre Beharrlichkeit in solchen Sachen stets war, beweist die Zeit der 50er Jahre, wo in dem streng monarchischen Lande beinahe eine

Revolution ausbrochen wäre, nur weil die Regierung den Leuten anstatt ihres alten Gesangbuches ein neues aufdrängen wollte — „da schall man von blieven“. Und sie setzten es durch, sie behielten ihr altes Gesangbuch.

Während diese Protestanten also den Hauptbestandteil der Eskadron ausmachten, so waren dagegen die zu dem Feldzuge ausgehobenen Reserven meiner Schwadron sämtlich Rheinländer.

Es waren etwa 20—25, unter dem Krummstab aufgewachsen, flotte Bursche, die nach dem Satze lebten:

Freut euch des Lebens,
Da noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rosen,
Eh' sie verblüht.

Ich habe schon manches Loblied auf meine Rheinländer gesungen; es waren Soldaten, wie sie für den Krieg nie und nirgends besser zu finden sein möchten, findig, gewandt, schneidig bis zum letzten Blutstropfen und vor allen Dingen mit Humor im Herzen. Waren die Strapazen noch so schlimm, die Gefahren noch so groß, ihr Humor widerstand allem und jedem. Kannte ich sie bis dahin nur als vorzügliche, tapfere Reiter, „par excellence-Ulanen“, wie ich sagen möchte, so sollte ich sie heute noch von einem anderen Gesichtspunkte aus kennen lernen.

„Du Hannes“, erklang da eine Stimme ganz in meiner Nähe, als deren Besitzer ich den Reservisten Becker erkannte, „Du Hannes, das war aber heute ein ganz infamigtes Geknatter in der Schlacht, das muß ich sagen. Als wir zuerst da neben unserer Batterie standen, da flogen die Kugeln um uns herum wie die Schneeflocken.“

„Ja woll, Herrman“, antwortete der andere (Flebbe war es, ein im dritten Jahre dienender Hannoveraner), „awer kiek mal an, hebbe ick nu en Diener makt, wie du tau mick seggt hast dat letzemal, as wie von dat Scheiten snackten? Wer hat nu Recht beholen?“

„Nein, mein Sohn, Du hast recht behalten“, sagte Becker, „Du hast stramm und still gesessen, nicht wie der verdammte Schneider da, ja guk man her, Dich mein ich da drüben“, rief er, „Rogge, Du alter Handwerksbursche wer weiß woher? Du lagst gleich auf dem Halse Deines Pferdes, als die erste Granate kam, die doch hoch über uns hinwegflog.

„Du und der Trompeter, der da hinter unserem Herrn Rittmeister hielt, leichenblaß sich immer hinter dem zu decken suchte, Ihr beide habt mir heute gar nicht gefallen. — Nicht einmal da bekamt Ihr Courage, als der Trompeter runter mußte von seinem Fuchs und den Stert von dem Rittmeister seinen Braunen wieder in die Hülse stecken, aus der er sich frei gemacht, und wir alle lachten. Schämst Du Dich nicht, Du altes Waschweib Du? Und das will ein Ulan sein!"

„Ja nu, sei man stille, Becker, Du hast ja recht", antwortete Rogge, „aber ich kann einmal nichts dafür, ich hatte Furcht, eine so gräßliche Angst, daß ich es nicht sagen kann."

„Was, Angst hattest Du, Du Jammergesicht? Und Du willst ein deutscher Soldat sein? Siehst Du, das sind die Folgen von Deinem Unglauben, von dem Du neulich sprachst, das sind die Folgen von den hirnverbrannten Lehren Deiner Handwerkerpartei, mit denen Du Dich neulich äußertest; Sozialdemokratie oder welchen albernen Namen Du ihr gabst? Diese Gesellschaft, die ja wohl alles in der Welt auf den Kopf stellen und Gott und all die lieben Heiligen absetzen will.

Wenn Du wie ich ein gläubiger Katholik wärst, so würdest Du keine Angst haben, sondern würdest zu Deinen Heiligen und der Jungfrau Maria bitten, daß die Dich in ihren Schutz nehmen.

Sieh, hier habe ich ein Bild von der heiligen Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, damit ist mein Mütterlein zu der Kirche St. Apollinaris gepilgert und hat einen Bußgang für meine Rettung aus dem Kriege gemacht und es weihen lassen von unserem lieben gnädigen Paterle. Das Bild hat sie mir um den Hals gehängt, als ich Abschied von ihr nahm. An das Bild und den Schutz der Heiligen muß ich nun denken in jeder Gefahr. Wenn die Kugeln fliegen in der Schlacht, dann denke ich daran, ihm vertrau ich und mit ihm habe ich keine Angst, weiß ich doch, daß ich in höherem Schutze steh'."

„Mi ok recht, wat du da seggst", fiel Flebbe hier ein, „Du bist en Katholik, und wat du da von dinen Heiligen un de Jungfrau Maria snackst, da mot vor Dick sinen Sinn hebben, dat ist Dien Globen, un wenn Du daran glöwst, so is dat ok nix anneres, wie Vertrauen to usen leiven Gott, dat ut Dick sprickt. Ob Du noch Twischenträger brukst oder nich, Gottvertrauen, dat is de Hauptsak. Un teuf mal, dat is ok min Globe, ick mut denken und dat glöben, wat uns' leiv' Divisionsprediger uns neulich predigt hätt un an den schönen Spruch, den hei uns lehrt hat:

In unserer Kriegesnot
Traun wir allein auf Gott.
Er wird uns nicht verlassen,
Ob uns die Feind' schon hassen
Und stündlich quälen Tag und Nacht.
Sind auch der Feinde viel,
Hab'n sie ihr Maß und Ziel,
Wie weit sie sollen kommen.

Siehst Du woll, dat is ok min Globe; festes Gottvertrauen is et, dat en ordentlich guten Soldaten hebben mut. Hat hei dat nich, nu denn is hei eben so en nichtsnutzigen feigen Sakramenter wie de Rogge da, dat en oll tüchtigen Ulanen sick schämen mut.

Du aber, son Swerenöter wie hei nu is, Du vertreck mik noch en einzigmal din Gesicht, wenn de leiwe Mann uns sine gaude Rede hölt, denn slage ick Dick de ollen Knaken tausamen, datt Du nich mehr wedder upstahn kannst. Datt marke Dick un bekehre Dick."

Ich in meiner Hütte da hatte ein jedes Wort dieses Gespräches mit angehört, eine Thräne der Rührung über den festen Glauben und die kindliche Einfalt des braven Flebbe war mir in die Augen gestiegen.

„Bravo, mein alter Flebbe", konnte ich nicht umhin, ihm zuzurufen. Ich ging aus meiner Hütte heraus und lobte meine beiden braven Ulanen, die ein jeder auf seine Weise ihrem Gottvertrauen Ausdruck gegeben hatten. Den feigen Rogge mit seinem Unglauben und seinem Versuch, meine Ulanen irre zu machen, den nahm ich mir nachher in einer Ecke allein vor und geliebkost und gelobt habe ich ihn da grade nicht. Unserem Divisionsprediger Lauterzweig aber wollte ich bei dem nächsten Begegnen die einfache Geschichte erzählen; sie mußte ihm der beste Beweis dafür sein, daß sein Weg der richtige Weg sei, die einfachen Herzen der Menschen auf Gott zu richten, daß sie nicht verzagten in dem Vertrauen auf ihn.

Das war einmal so der richtige Mann an dem rechten Fleck, dieser unser lieber Divisionsprediger, und der Mann, der ihn auf seinem kleinen Pfarrsitz dahinten in Hinterpommern ausfindig und zu der Stelle eines Divisionspredigers für den Feldzug berufen hatte, das muß ein seltener Menschenkenner gewesen sein.

Man muß ihn gesehen haben, diesen Mann ohne Tadel, wie er in seiner schlichten Einfachheit hoch zu Roß daher geritten kam, wie er immer in der vordersten Linie den armen Verwundeten Zuspruch und göttlichen Trost brachte. Man mußte hören, wie er ohne Spur eines,

sonst so oft vorkommenden frömmelnden Wortschwalls, der den einfachen Menschen so unverständlich ist und sie öfter abstößt, als man glaubt, mit schlichten, natürlichen Worten den Glauben an Gott in ihrem Herzen wachrief. — Die Herzen der Leute aber schlugen ihm auch entgegen, wenn sie ihn sahen, wie er, nicht achtend der Mühsale und der Gefahr, bei der Kunde von einem Gefecht, oft allein aus weiter Entfernung, aus dem Quartier des Stabes der Division, in der Nacht durch unbekannte, von feindlichen Franctireurs besetzte Gegenden kam, um die armen Verwundeten zu trösten und durch seinen Zuspruch aufzurichten. Dann mußte man sich sagen: „Das ist fürwahr ein ganzer Mann“.

Immer noch sehe ihn vor mir, wie er, ein guter Reiter, auf seinem großen, braunen Pferde dahergesprengt kam, mit der barettähnlichen Mütze auf dem Haupt, den langen Stiefeln und dem talarartigen Rock. Wie da die kühnen, dunklen Augen blitzten, wenn er waffenlos durch das Land daher ritt, ein festes Gottvertrauen in seinem Herzen und das eiserne Kreuz am schwarzen Bande auf seiner Brust. — Wenn es dann hieß „der Divisionsprediger kommt“, dann streckten sich aller Hände ihm entgegen, und über die Züge der Todwunden ging es oft wie ein Lächeln der Verklärung, sie wußten, daß sie nun nicht ohne Trost und Stütze in die Hallen der himmlischen Walhalla, in das unbekannte Drüben einziehen würden. Wir waren, wie ich schon oben sagte, ein zum größten Teil protestantisches Regiment; ich habe meine lieben Rheinländer daher manchesmal bedauert, daß sie nicht so oft des Zuspruches ihres eigenen Divisionspredigers teilhaftig wurden. Der hatte wohl mehr bei den rein katholischen Regimentern zu thun, ich habe ihn nur selten bei uns zu sehen bekommen.

Da mußten denn meine Rheinländer mit der Hilfe unseres Pastors Lauterzweig sich bisweilen abfinden, denn der machte keinen Unterschied zwischen den einzelnen Glaubensbekenntnissen. Drum — „Heil dem braven Mann“. Lebt er noch, sei ihm ein inniger Gruß der Erinnerung geweiht. Katholiken und Protestanten, manchen Ulanen, der lange nicht mehr an Gott gedacht und das Beten beinah vergessen hatte, hat er zu Gott zurückgeführt und hat ihn das wichtigste für den Soldaten gelehrt:

„Auf Gott vertrauen“.

Flüchtige Bekanntschaft.

Von S. Steinberg.

Der Ernst des Krieges ist meistenteils vergessen; ich halte mich mehr an die heitere Seite. Nach der Rückkehr aus dem Feld erzählte ich auch oft von der Furchtbarkeit des Kampfes, gab es aber bald auf, weil es den Zuschauern nie genügte. Wenn nicht immer einige Tausend Tote auf dem Platze blieben, wir nicht bis an die Knöchel im Blut marschierten, dann war es nicht interessant oder gruselig genug. Nein, der Uneingeweihte hat keine Ahnung von einem Kriege, und deshalb zieht er jede Erzählung so gerne in Zweifel. Mir wollte z. B. niemand glauben, daß ich als einfacher Husar bei Eröffnung der Schlacht stets im Stabe des kommandierenden Generals war, und doch war die Sache sehr einfach. Mein Pferd, ein Ausbund von Starrsinn, fühlte so viel edles Blut in seinen Adern, nie einen Kollegen vor zu lassen. Es kümmerte sich verteufelt wenig um Trense, Kandare und einen besonders angefertigten Bügel, aber auch nicht um den chargierten Reiter. Es ging trotz aller Vorsicht mit mir durch. Im Anfange geriet ich dadurch in die unangenehmste Verlegenheit und zog mir manchen Verweis meiner Offiziere zu. Als aber jedem Reiter dasselbe Schicksal bereitet wurde, da blieb ich mit „Cervantes“ ungestört und entschuldigt für jede derartige Extravaganz. Cervantes hatte, wie gesagt, die sportsmännische Eigenschaft, niemanden aufkommen zu lassen, schon oft in der Garnison bewiesen, und wenn der Oberst oder Rittmeister in der bekannten Distanz voraufritt, so war ich in wenigen Minuten, ohne es zu wollen, stets in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft aufgetaucht. Jetzt im Felde machte ich gar keine Versuche, meinem lieben Pferde die Passion abzugewöhnen, im Gegenteil, ich freute mich, ebenso früh da vorne zu sein wie die höheren Offiziere. So oft der Stab in Sehweite kam, machte ich ihm oder vielmehr mein treuer Renner eine Visite. Der Empfang bestand dann regelmäßig in regelrechtem Fluchen oder in stereotypen Fragen: „Was wollen Sie eigentlich hier? scheren Sie sich schleunig weg!“ — abseiten eines Adjutanten. Im Anfange lief dann auch immer

eine Meldung bei der Eskadron, doch stets ohne Erfolg, ein. Der Gaul ist einmal ein Durchgänger und läßt sich vorläufig nicht ausrangieren, hatte der Rittmeister stets erklären müssen. Ich war dadurch zu einer eigenartigen Berühmtheit geworden und wußte schließlich in Gegenwart des Stabes ein so verblüfftes, überraschtes Mienenspiel anzulegen, daß ich dort stets lachend empfangen wurde.

So geschah es auch eines Tages. Während meine Eskadron noch ruhig hinter dem Walde Stellung behielt, eilte ich dem Stabe entgegen, als wäre dies eine ganz selbstverständliche Handlung. Dieses Mal war mir aber doch unheimlich zu Mute, denn ich hielt dicht beim kommandierenden General von Alvensleben. Zunächst sah er mich fragend an; als ich aber vor Beklemmung kein Wort hervorbringen konnte, erstattete ein Major die gewünschte Auskunft: „Excellenz, das ist der unglückliche Durchgeher von Rederns Brigade“. „Na, mein Sohn“, fragte lächelnd der General, „was bringst du uns denn?“ und dreist und gottesfürchtig antwortete ich: „Excellenz, ich wurde gebracht“. „Das ist eigentlich nicht viel, wir haben für dich hier keine Arbeit; doch siehst du dort auf jenem Hügel die Patrouille?“ „Zu Befehl, Excellenz.“ „Schön, dann versuche einmal, die Kerls zu vertreiben oder womöglich einen Mann zu fassen.“

War das eine Aufgabe! Das Herz hüpfte vor Freude, und ich glaube, statt der beiden Infanteristen hätte eine Brigade da halten können, ich wäre ebenso flott darauf gegangen. Cervantes griff unter meinen Liebkosungen weit aus: es währte nur einige Minuten, da pfiffen mir die Chassepotkugeln um die Ohren; aber wir ließen uns nicht beirren; in sausendem Galopp kam ich fast auf 50 Schritt heran. Der erste Franzose feuerte sein Gewehr ab; die Kugel streifte meine Schulter; bevor er aber zu einem neuen Schusse kam, hatte ihm meine Klinge ein passiveres Verhalten anempfohlen. Mein zweiter Gegner fand nun Veranlassung, in schleuniger Zurückgezogenheit über den Fall einmal nachzudenken; zwar feuerte auch er sein Gewehr ab, aber er muß die Preußen in den Wolken vermutet haben, denn nach dort nahm die Kugel ihren Lauf. Den flink Davoneilenden rückwärts herunterhauen, war nun eigentlich nicht meine Absicht, und wenn auch da vorne einige Reiter auftauchten, so fielen mir in diesem Augenblick die scherzhaft gemeinten Worte des Generals ein. Ha, wahrhaftig, den Kerl muß ich fassen! Cervantes fühlte die Sporen, und in einigen Sätzen schnitt ich dem Franzosen seitwärts den Weg ab. Er trippelte noch immer frisch

darauf los und schrie aus Leibeskräften: „Pardon, camarade!“ aber deshalb war ich nicht gekommen, und mit einem glücklichen Griff hatte ich auf einmal meinen Franzosen am Kragen, zog ihn mit heftigem Schwunge bis zur Brust auf mein Pferd, und mit den Schenkeln dirigierend, ging's nach der Richtung meiner alten Stellung. Der arme Kerl lief förmlich blau an, die Augen traten ihm so stark aus den Höhlen, daß ich Gefahr lief, ihn zu erdrosseln, außerdem kam Cervantes nur wenig von der Stelle; deshalb war es am geratensten, ihn herabgleiten zu lassen und an der Leine befestigt nebenher zu führen. Ich hielt daher die feierliche Anrede: „Camarade — nix perdu — nix échapper — ou mort — verstande vous?“ war aber nicht wenig überrascht, als ich die Antwort erhielt: „Brauchscht ma net anbinne, laaf net ham — bin as Straßburg — mei Mutter daitsch.“

„Na, mein Junge, dann sind wir ja Landsleute, das hättest Du mir nur gleich sagen sollen.“

„Hoascht ma jo koa Zeit gelasse.“

„Dann wäre es auch wohl zu spät gewesen — so, nun kommen wir gleich zum General. Sag' nur alles, was du weißt!“

„I waiß nix, hait wird's euch miserable gehen — der Mürat hat's gesakt, er will Fricasse vun de Prussiens mache.“

„Na, da müssen wir aber doch dabei sein!“

„Moacht nix, woas der Mürat sakt, ischt woahr.“

Diese Unterredung würde gewiß noch interessant geworden sein, wenn wir nicht in diesem Augenblick beim Stabe angelangt wäre. Der General reichte mir lächelnd die Hand mit den Worten:

„Brav, mein Sohn, das war ein schönes Stückchen — soll nicht vergessen werden — aber nun mach', daß du fortkommst! dort steht dein Regiment.“

Mit welchem Menschen hätte ich auf dieser Welt tauschen mögen, als ich meinem Rittmeister die Geschichte erzählen durfte? Die Auskunft, die der Gefangene gab, war wichtig und hatte auf die Einleitung des Kampfes keinen geringen Einfluß. Seit dieser Zeit war ich im Stabe ein gern gesehener Gast; doch als die mageren Haferrationen die Leidenschaft Cervantes' abkühlten, hörte das Vergnügen auf. Diesem Morgenritt habe ich meine jetzige Stellung zu verdanken. Und Cervantes, mein einstiger Liebling, steht noch heute in dankbarer Erinnerung bei mir.

Ulan Senftleben und sein kühner Sprung.

Von M. von Nesselröden.

I.

Es giebt im militärischen Leben oft Rätsel, strategische Nüsse, zu deren Knackung die Begabung des Frontoffiziers, „des Troupiers“, nicht ausreicht. O wie beneidet man da oft die hohe Intelligenz solch eines himbeerfarbenen Strategen, welcher, die Denkerstirn in ernste Falten gelegt, an einem vorbeigaloppiert.

Solch einen Herrn hätten wir bei der 3. Kavalleriedivision in der Zeit, als die Festung Metz gefallen war, zur Aufklärung nötig gehabt. Wir standen nämlich oft vor einem Rätsel.

Am 25. Oktober hatte die spröde Pucelle Metz sich ergeben. Wie lange hatten wir schon auf dieses Ende gewartet, sie hatte sich aber nach dem Verse:

Schon lang' hab ich geschmachtet,
Ohn' Hoffnung dich geliebt;
Die wird gar bald verachtet,
Die sich *zu früh* ergiebt.

rar zu machen gewußt und lange Monate hatte wir in patschnassem Elend vor ihren Mauern liegen müssen, ehe der Hunger sie weich machte, und sie uns endlich sich ergab.

Wir waren in den letzten Wochen der Belagerung eigentlich dort ganz unnütz gewesen. Unsere Infanterie hatte gegen die Festung eine vollständige Gegenbefestigung in der ersten Linie angelegt; hatten die in Metz ihre Steinmauern und breiten Gräben an ihren Forts, so waren hier nicht zu unterschätzende Erdwerke geschaffen worden, die mit ihren eingeschnittenen Geschützremplacements wahrhaftig nicht zu verachten waren.

Um ganz Metz herum ging diese Gegenbefestigung; über die Mosel hinüber setzte sie sich fort, hinter ihr lagen die Reserven in kompakten Massen in den nächstliegenden Dörfern, die Geschütze standen

an ihren Plätzen, die Distanzen waren sorgfältig abgemessen, oben auf dem Turm von St. Blaise saß Tag und Nacht an dem großen Fernrohr ein Generalstabsoffizier. Ihm konnte keine Bewegung innerhalb der Festung entgehen; beabsichtigte Monsieur Bazaine an einer Stelle etwa noch einmal einen Ausfall, so trat man ihm gerüstet entgegen.

Aber der dachte auch gar nicht mehr daran, der Zustand seiner Armee war, wie wir bestimmt wußten, nicht mehr zu Ausfällen geeignet, und der Sinn dafür war den Truppen verloren gegangen. Von einer Kavallerie der feindlichen Besatzung konnte erst recht keine Rede mehr sein, teils waren die Pferde durch den Mangel an Futter entkräftet, teils schon dem menschlichen Hunger geopfert.

Was hatte unsere Kavalleriedivision unter diesen Verhältnissen da während des Monats Oktober noch bei Metz zu suchen? Wäre sie nicht an anderer Stelle viel wichtiger gewesen? Das waren die Fragen, die sich wohl ein jeder denkende Offizier der Division in den Tagen, wo wir unsere Zeit mit Exerzieren und Viereckreiten auf den Seillewiesen hinbrachten, täglich vorlegte.

Wenn wir uns die Thätigkeit unserer Kavallerie in dem letzten Feldzuge vor Augen führen, so kommen wir zu dem Resultat, die W a f f e als solche hat ihre Schuldigkeit mit Auszeichnung gethan, sie hat die A u f g a b e n erfüllt, die ihr gestellt wurden; die A u f g a b e n jedoch hätten von einem größeren, weiteren Gesichtspunkt aufgefaßt, die Waffe hätte zu größeren Zwecken verwandt werden können.

Seit Mitte Oktober w u ß t e n wir z. B., daß im Norden Frankreichs, in der Nähe von Cambrai eine n e u e Armee, „d i e f r a n z ö s i s c h e N o r d a r m e e“, in der Organisation begriffen sei, die zum Entsatz von Paris bestimmt sein solle.

Wäre es da nicht die Aufgabe für eine Kavalleriedivision gewesen, diese Organisation im Keime zu ersticken, die auf Gambettas Ruf zu den Waffen eilenden Mannschaften nicht dahin gelangen, die Cadres nicht erstehen zu lassen? Wenn sie aber auch vielleicht nicht ganz d e n Zweck erreichte, da die kleinen Festungen dort oben immerhin einen Stützpunkt für die Organisation boten, so hätte sie doch jedenfalls bei Gewandtheit der Führung die ganze Entwickelung der Armee v e r z ö g e r n, Verwirrung, Unruhe und Einschüchterung in der Bevölkerung verbreiten können. Erleichtert wäre ihr diese Aufgabe noch durch den Umstand worden, daß der Feind dort oben bis auf einige sehr minderwertige

Dragonerschwadronen überhaupt keine Kavallerie zur Verfügung hatte. Überraschend auftreten, Vorgefundenes zerstören, feindliche Kassen und Depots wegnehmen, im Rücken des Feindes Verwirrung und Unsicherheit verbreiten und stärkerer feindlicher Infanterie ausweichend, kleinere zu werfen, das wären entzückende Aufgaben für eine schneidige Kavalleriedivision gewesen, die in ihren reitenden Batterien zumal eine Waffe besitzt, diesen Schrecken zu vermehren.

Waren uns in der Kriegsgeschichte nicht zur Lösung so wichtiger Aufgaben die herrlichsten Muster gegeben? Man denke nur an den General Sherman im nordamerikanischen Kriege, der mit einem Kavalleriekorps, das sich nicht entfernt dem unsrigen an die Seite stellen ließ, weit ausholend bis in den Rücken der Armee der Südstaaten gelangte, dort Verwirrung und Schrecken verbreitete und seiner Armee ihre Aufgabe, das schnelle Vordringen, außerordentlich erleichterte. Und das erreichte er mit Truppen, die, noch kaum Soldaten zu nennen, erst drei Monate vorher aus Farmern u. dgl. gebildet, keineswegs den Grad der militärischen Erziehung besaßen, wie sie stehende Heere gewährleisten.

Es war der Geist, das Genie des Führers, der sie mit fortriß, sie zu Thaten begeisterte, welche lange nicht genug in unseren militärischen Kreisen bekannt sind. Den General Sherman hinderten nicht Ströme von der Breite des Rheins, nicht hohe, zerklüftete Gebirge, sein Adlerflug ging darüber hinweg, dorthin, wo er sein Ziel sich gesteckt, und in herrlichster Weise hat er es erreicht. Ein Lorber dem tapferen Manne, dem Ideal eines Kavalleriefführers!

In einem zukünftigen Kriege werden unsere Kavalleriedivisionen in Shermanschem Sinne zu wirken suchen, davon bin ich fest überzeugt. Schon jetzt bemerken wir seit langer Zeit die Vorbereitungen hiezu, und es bedarf nur der Nennung des Namens „Graf Häseler“, so finden wir, daß die Bestrebungen alle dahin gehen, die Selbständigkeit der Kavalleriedivisionen zu erhöhen, sie zu ihren großen ruhmvollen Aufgaben fähig zu machen. Dahin gehen die Übungen im Überschreiten von Flüssen, dahin die Zerstörungen von Brücken &c., dahin die Übungen in dem Fußgefecht, genug, man kann fast bedauern, nicht ein Reiteroffizier der Jetztzeit und der Zukunft zu sein. Dann erst wird die Kavallerie wieder ihre wahre Bedeutung bekommen, während ihr Wert, namentlich als Schlachtenkavallerie infolge der neuen Schußwaffe von dem Fußvolk jetzt oft so arg in Zweifel gezogen wird.

Ob wir es noch erleben werden, wir Mitkämpfer des Jahres 1870? Zum Vorteil der Reiterscharen möchten wir es hoffen, dem Vaterlande aber mögen lieber lange Jahre des Friedens erhalten bleiben.

II.

Doch zurück zu uns und unseren damaligen Exerzierübungen auf den Seillewiesen.

Plötzlich fiel eines Nachmittags in sie wie eine Bombe der Befehl hinein, wir sollten noch am 25. über die Mosel gehen, die feindliche Kavallerie würde noch einen Versuch machen, sich der Kapitulation zu entziehen, sie wolle unsere Linien durchbrechen. Wer sich die Mär erdacht hatte, wer kann es wissen? Als wir die Pferdebestände nachher in Metz nach der Übergabe übernahmen, als wir die armen, halbverhungerten Kavalleriepferde sahen, da konnten wir nur lachen über die Phantasie des damaligen Berichterstatters, — die Pferde waren keiner Leistung, wie sie ein Durchbruch erfordert, mehr fähig, sie bedurften erst wochenlanger Pflege, um annähernd wieder auf die Höhe von Schlacht- und Kriegspferden zu kommen. Mein kleiner Berber, „le petit francais", den ich mir bei Metz kaufte, lieferte mir einen genügenden Beweis dafür; selbst die Mähnen und Schwanzhaare hatten sich die armen Bestien vor Hunger in dem letzten Akt vor der Übergabe abgefressen. Späterhin wurde der kleine Kerl aber desto schöner und hat mir nachher die besten Dienste geleistet.

Über die Mosel waren wir nun herüber, Metz ergab sich, wir aber lagen erst wieder noch acht Tage hübsch fest, als sollten wir uns erst ausruhen von diesem historischen Ereignis.

Faidherbe aber rüstete und rüstete indes da oben ungestört weiter.

Endlich hieß es denn wieder vorwärts. Nun, dachten wir, wird es losgehen. Auf nach Norden! I behüte, dazu hatten wir noch Zeit. Es war gerade wie bei einem Kinderkriegsspiel, erst muß der Gegner auch hübsch fertig sein, dann kann der Krieg beginnen.

Er war noch nicht fertig, da mußten wir uns erst noch anderweitig beschäftigen. Zwar bewegten wir uns langsam dem Norden zu, um aber ja nicht zu früh zu kommen, fanden sich kriegerische Zwecke für uns, und man wandte das Augenmerk auf die Franctireurs der Argonnen, die zu Paaren getrieben werden sollten. Über diese Treibjagd wird vielleicht noch an anderer Stelle berichtet werden.

So an 14 Tage hatten wir mit dieser ehrenvollen Aufgabe vertrödelt, hatten dabei nur kleine Märsche gemacht. Jetzt konnte unser Gegner fertig sein, endlich am 20. nahmen wir zum erstenmal Fühlung mit ihm. Aus der kleinen Festung Ham an der Somme wurden unsere Patrouillen zum erstenmal von Truppen der Nord-Armee beschossen.

Es war aber noch nicht ernstlich gemeint, einige Feldgeschütze von uns schickten als Gegengruß ein paar Granaten in die gering befestigte Stadt. Das war der Besatzung zu grob, die 1000 Mobilgarden zogen mit der Eisenbahn am Tage darauf ab, der Maire der Stadt überreichte die Schlüssel unserem Divisionskommandeur und lieferte uns damit die kleine Festung aus. Diese hatte einige Berühmtheit dadurch erhalten, daß hier Louis Napoleon damals nach seinem Landungsversuch gefangen saß und aus ihr in den Kleidern eines Dachdeckers auf den späteren Kaiserthron entfloh. Nach diesem Manne erhielt er den Beinamen Badinguet, mit dem er, als es ihm anfing schlecht zu gehen, von dem französischen Volke verspottet wurde.

Fand in Ham also am 20. unsere erste Berührung mit dem Feinde statt, so sollten in den nächsten Tagen doch schon innigere Beziehungen zwischen uns eintreten. Er war jetzt „tout prêt“, wie der Herr Fleury zu sagen pflegte, nun wollte er auch hübsch zeigen, was er in den von uns ihm gewährten Mußetagen gelernt hatte. — Wie oft haben wir in den folgenden Wintermonaten diese Muße bedauert, wie mancher brave Deutsche hat es mit seinem Leben büßen müssen, daß der Feind nicht zur rechten Zeit durch einen kühnen Vorstoß unserer Kavallerie in seiner Formation gestört worden war.

Am 23. hatten wir die feindliche Armee, bei dem Eintreffen unseres Regiments in Roye, dicht vor uns. Und nun folgte Gefecht auf Gefecht. Von allen Seiten kamen Teile unserer ersten Armee heranmarschiert, bis zu ihrem Aufmarsch aber hatte die Kavalleriedivision verstärkt durch ein Jägerbataillon die erste Linie zu halten und in kleinen Gefechten bei Quesnel und Mezières Standhaftigkeit zu zeigen. Endlich waren unsere ganzen Kräfte herangekommen, alles drängte einer Entscheidung entgegen.

Bald genug sollte sie kommen, am 27. November fand die Schlacht bei Villers Bretonneux statt, durch welche die Hauptstadt des Departements du Nord, Amiens, in unsere Hände fiel.

Doch nicht Kriegsgeschichte will ich hier erzählen, sondern nur eine Geschichte aus dem Kriege und zwar die von meinem tapfern

Ulan Senftleben und seinem kühnen Sprung. Das bisher Gesagte sollte nur dazu dienen, dem Leser klar zu machen, wie wir in die Gegend dort und im speziellen an die Somme kamen, an der Senftlebens Ulanensprung stattfand.

Wir waren am Morgen des 27. von Caix, unserem Nachtquartier, gegen Harbonnières aufgebrochen, Teile der Kavalleriedivision hatten den rechten Flügel des Vormarsches bis an die Somme zu sichern, meine Schwadron den äußersten Flügel bis Mericourt.

Was jenseits der Somme für feindliche Truppen standen, wie die Verbindung zwischen ihnen und der Festung Péronne gehandhabt wurde, davon hatten wir keine Ahnung, ich beschloß, die Situation mir zu nutzen zu machen, und sandte eine Patrouille über Cappy auf das andere Ufer. Sie sollte als Übergang dort eine Furt benutzen und aufklärend auf dem jenseitigen Ufer in unserer rechten Flanke bis möglichst in die Höhe von Corbie vorgehen. Bemerken muß ich, daß die Somme, ein Fluß von einer durchschnittlichen Breite von 40 Fuß, in den Wintermonaten für alle Waffen unpassierbar ist, seine Tiefe beträgt an vielen Stellen 8—10 Fuß, die Stromgeschwindigkeit ist sehr bedeutend und die Ufer steil und steinig, so daß von einem Durchreiten ꝛc. keine Rede sein kann. Mit Ausnahme der obigen Furt ist der Fluß nur auf einzelnen Brücken bei Corbie, Longeau und Amiens selbst zu passieren. An einigen Stellen treten die Höhenzüge bis dicht an den Strom heran, deren Hochplateaus an diesen Stellen in einem jähen Absturz enden, steile Felswände von oft 30 Fuß Höhe bildend.

Diese Felswände, vielfach zerklüftet und überhängend, geben der Gegend ein romantisches Äußere, da die Somme unter ihnen rauscht und dunkle Tannen ihren Gipfel umsäumen.

So viel von der Situation.

Zu der Patrouille hatte ich einen meiner gewandtesten Unteroffiziere, Herrn Osthoff, als Führer ausgesucht, einen von denen, die jeden Auftrag ausführen, welcher es auch sei, der seine Findigkeit und Umsicht schon so oft in den schwierigsten Lagen bewiesen hatte. Beigegeben waren ihm drei meiner besten Ulanen, drei rheinische Reservisten Namens Klissing, Damberg und Senftleben, schneidige Kerle auf den schnellsten, sichersten Pferden. Auf Reiter und Pferde konnte ich mich verlassen.

Ehe sie abritten, teilte ich ihnen den etwas kniffeligen Auftrag mit, sagte ihnen, welche Übergänge der Somme sie allein benutzen

könnten, um Meldungen zu überbringen, und entließ sie mit den Worten: „Na, Kinder, bringt gute Meldungen und laßt euch nicht — fangen“.

Und sie ritten ab. Wie immer bei Absendung einer schwierigen Patrouille rief der kleine Antepot, der Witzmacher der Schwadron, ihnen nach: „Nehmt doch den Kollak mit“. Das war nämlich ein früherer Einjähriger der Schwadron, der wegen mangelhafter Nerven und ob seiner Stellung im Zivilleben als Besitzer einer Drahtfabrik den Spitznamen „der Drahtzieher“ erhalten hatte. Ein schallendes Gelächter folgte dem Witz, Kollak verkroch sich beschämt hinter seinem Pferde. Senftleben aber schwang die Lanze, drehte sich noch einmal im Sattel um und rief: „Den Kerl können wir nicht gebrauchen“, stach seiner schönen Fuchsstute ein Paar Eisen, — da juxten sie hin.

III.

Ja, mein Alterchen, du guter, braver Senftleben, wo magst du heute sein? Fast 25 Jahre sind seit jenem Tage dahin gegangen, an dem du dich durch deine Kühnheit mit einem Ruhm bedecktest, der die lange Zeit überdauert hat, aber mir und den noch Lebenden aus jener Zeit unvergessen sein wird, so lange sie noch atmen unter dem goldenen Licht. Seit zehn Jahren, als ich aus dem Westen an die Grenze des deutschen Reiches nach Osten versetzt wurde, habe ich dich aus den Augen verloren. Lebst du noch, so sollen dir diese Zeilen eine Erinnerung sein, daß kühne Thaten die Zeit überdauern und unvergessen der Nachwelt übertragen werden. Zu dem Renommee der gefürchteten Ulanen in Frankreich haben deine und deinesgleichen kühne Streiche mit beitragen helfen, zu dem Ruhm, der von den Ulanen auf die anderen Gattungen der deutschen Reiter übertragen wurde. Wenn ich aber von dir hier erzählen will, so muß ich etwas weiter ausholen, um den Lesern dein Bild besser vor Augen führen zu können.

Senftleben hatte seine Dienstzeit ursprünglich bei den 7. Ulanen, einem Regiment seiner Heimatprovinz durchgemacht. Er war ein echter Rheinländer mit den typischen Eigenschaften, die einen solchen kennzeichnen. Leichtlebig, sprühenden Humors, zähen Körpers, drahtig und gewandt, schreckte er vor nichts zurück; unermüdlich in seinen Dienstverrichtungen, guter Pferdepfleger und Reiter, wußte er aus seinem Pferde herauszunehmen, was in ihm steckte; er war ein Vorbild der Schneidigkeit und Unerschrockenheit — der echte Ulan.

Wo aber Höhen sind, da giebt es auch Tiefen. Sein sonniges Heimatland mit seinen rebenumkränzten Höhen hatte in ihm von Jugend auf die Liebe zu dem Heimatgewächs eingepflanzt, er liebte den Wein und trank ihn gern, wo er ihn fand.

Aber Bacchus war es nicht allein, dem er huldigte, auch ein liebebedürftiges Herz war ihm von der Natur gegeben, und da dem lang-aufgeschossenen, eleganten Menschen mit den blitzenden Augen, der gebogenen Nase und dem flott aufgedrehten Schnurbart in dem schmalen Gesicht eigentlich niemand feind sein konnte, so erzählte man sich manches kecke Stückchen von ihm. Da war kein Fenster zu hoch, kein Graben zu breit auf dem Wege zu seinen Abenteuern, er kam hinauf und hinüber. War aber in seiner Garnison ein Tanzvergnügen, wozu er sich mit „ihr" verabredet hatte, da mußte er hin. Was war ihm die hemmende Eingeschlossenheit in der Kaserne, was die strengsten Dienstvorschriften? Er trotzte allem, und die unglaublichsten Geschichten seiner Verwegenheit hat mir sein früherer Schwadronschef, mit dem ich in der Kriegsdivision zusammenkam, von ihm erzählt. Aus alle dem erhellt, daß trotz aller militärischen Vorzüge seine Dienstzeit im Frieden damals nicht zu den exemplarischen Epochen seines Lebens gehört hatte, und als ich ihn zur Schwadron bekam, brachte er aus der früheren Dienstzeit ein Strafverzeichnis mit, dem noch ein mehrseitiger Anhang beigefügt war.

Da lagen aber nun mehrere Jahre dazwischen, und das ging so zu. Als er damals seine Dienstzeit beendet hatte und mit dem schlechten Entlassungszeugnis zu Haus, bei seinen Eltern, braven Weinbergbesitzern vom Mittelrhein, angekommen war, wurde er von diesen nicht gerade mit offenen Armen empfangen. Er konnte sich nicht gleich wieder in die Ordnung des elterlichen Hauses finden. Bald waren hieraus ernstliche Zwistigkeiten entstanden, und eines Tages hatte er sein kleines Erbteil vom Vater gefordert. Dieser, froh, ihn los zu werden, hatte ihm die paar hundert Gulden ausgezahlt, mit ihnen war der Sohn nach Amerika ausgewandert.

Was er die drei Jahre dort alles getrieben haben mochte, wer kann es wissen? Wie oft habe ich in langen Biwaknächten vor Metz, wenn ich in meiner Hütte in der Nähe des Biwakfeuers der Ulanen schlaflos lag, den Erzählungen seiner abenteuerlichen Fahrten und Streiche gelauscht! Dann saßen die Reiter um ihn herum, und, beleuchtet von den glimmenden Strahlen des flackernden Kienholzes, erzählte er den

lautlos Horchenden von seinen Streichen in den weiten Prairien des Westens.

Als Farmer hatte er begonnen, als Trapper war er den Indianern auf ihren Wildpfaden gefolgt, hatte hie und da auch wohl einmal als Pferdedieb den braunen Horden ihre wertvollsten Mustangs geraubt. Dort war er kaum dem Lynchen entgangen, einmal auch von den wütenden Wilden gemartert worden, immmer aber wieder wie die Katze auf die Beine gefallen, und durch die kühnsten Reiterstücke hatte er sich schließlich stets der Verfolgung zu entziehen gewußt. Was war er in dem fernen Lande nicht gewesen? Menageriewärter und Hausknecht, dann wieder Zureiter bei einem Stallmeister, Clown in einem Zirkus, immer aber auf die eine oder andere Weise mit dem Pferde, seinem Lieblingsgeschöpf, in Verbindung geblieben. Einmal viel verdienend, das nächstemal hungernd, war er trotzdem ehrlich geblieben (das Stehlen der Pferde, des Eigentums der braunen Gesellen rechnete er unter die erlaubten Vergnügungen des weißen Mannes), so war es weiter gegangen, bis er bei Beginn des Jahres 1870 endlich als Kutscher bei einem reichen Kaufmann in der City in New York zu einer lohnenden Stellung gelangt war.

Da war der Ruf zu den deutschen Fahnen erklungen, da die Aufforderung zum Kampf gegen den nationalen Erbfeind für alle Deutschen auch in das große Babel des Westens gedrungen.

Der alte Ulan war in Senftleben erwacht, die Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland, die nie in ihm erstorben war, hatte ihn nicht fern bleiben lassen: auf dem ersten Dampfer war er nach Europa gefahren und hatte sich als Reservist bei seinem alten Regiment gestellt.

Wie es nun damals kam, unser Regiment bekam auch Reservisten aus anderen Ulanenregimentern, es mochten auch praktische Gründe dabei mitsprechen, genug, unter den Reservisten, die ich zu der Schwadron vom Rheinland erhielt, war auch Freund Senftleben.

Als die Leute mir zuerst vorgestellt wurden, und ich das Nationale von ihnen las, da dachte ich bei Durchsicht der mit unzähligen fremdländischen Stempeln bedruckten Papiere Senftlebens: „Na, das ist auch eine eigentümliche Acquisition, die du an diesem Reiseonkel da gemacht hast.“

Und nun erst diese Physiognomie, wie er so dastand mit seinem braunen Gesicht, den mageren, nervigen Zügen, die wie bei einem alten Vollblutpferde nur Sehnen und Muskeln zeigten. Gekleidet in das weite Touristenkostüm des Yankee, mit dem langen Backenbart

ohne Schnurrbart, so ein Ulan war mir doch noch nicht vorgekommen, und mein Vertrauen auf seine Verwendbarkeit wurde doch recht gering. Als ich ihn mir aber dann allein vornahm und ihn fragte: „Nun, sagen Sie einmal, was für ein Vogel sind Sie denn eigentlich“, da strahlten begeistert seine Augen und stramm, in militärischer Haltung, vor mir stehend, erwiderte er: „Herr Rittmeister, ein Vogel, der nicht fern bleiben konnte dem deutschen Nest, der seine Flügel regen mußte, um herüber zu fliegen und mitzuhelfen an Deutschlands Ruhm, der in Amerika gestorben wäre, wenn er hätte hören müssen, wie hier die preußische Lanze gegen den Franzmann gesenkt, das deutsche Schwert dem fränkischen Beleidiger in das Gesicht geschlagen würde. Da nicht dabei zu sein, das hielt ich nicht aus. Und hier bin ich.“ Es lag ein eigentümlicher charme in dem Manne, als er diese Worte sprach, die deutsche Begeisterung leuchtete aus seinen Augen und der furor germanicus sprach aus seinen Worten. Wie mußte der erst losschlagen können, dem die, ganz Deutschland in unserem vielgeliebten Könige erwiesene Beleidigung weit da drüben das Blut schon in tiefster Aufregung zum Herzen getrieben hatte!

Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm die Hand entgegenstrecken und ihm sagen: „Nun gut, mein Sohn, wenn Ihre Thaten so sind, wie Ihre braven Worte, dann werde ich mich freuen, Sie zur Schwadron bekommen zu haben. Aber preußische Subordination bitte ich mir aus, versprechen Sie mir auch, durch gute Führung und Disziplin zu zeigen, daß Sie wieder die Ehre haben, ein deutscher Ulan zu sein.“

Mit festem Druck legte er seine braune Hand in die meine mit den Worten: „Vertrauen Sie mir, Herr Rittmeister, solch ein alter Ulan weiß, was er zu thun hat“. — Und ich habe ihm vertraut; durch sein altes, verjährtes Strafverzeichnis habe ich einen großen Strich gemacht, ein anderes Führungsattest fing für ihn an. Dieses neue enthielt nur Ruhm und Ehre und als Bestätigung darunter: das eiserne Kreuz.

Vom ersten Tage an war er der ordentlichste, pünktlichste Soldat der Schwadron. Schon in den Tagen der Mobilmachung konnte ich ich ihn durch erteiltes Lob auszeichnen. Wenn der Jubel des nationalen Gedankens andere, besonders einige seiner rheinischen Kollegen, manchmal zu kleinen Excessen bezüglich des allgemeinen Rausches veranlaßte, dann war er es, der sie zur Ordnung mahnte, er es, der ihren Jubel

in die Grenzen der Disziplin zurückführte. Was ihm aber von Anfang an meine volle Anerkennung verschaffte, wodurch er mein besonderer Liebling wurde, das war sein Reiten und die Behandlung seines Pferdes überhaupt. Ich hatte ihm eine Sennerstute, „Lefze“ mit Namen, gegeben, eines der schwierigsten, bösartigsten Pferde der Schwadron. Bei der Augmentation hatte ich sie als Ankaufspferd erhalten, bis dahin aber noch wenig Freude an ihr gehabt. Sie war, was man einen kitzlichen Racker nennt, schlug und biß im Gliede, klebte, bockte, genug, die schlechten Seiten ihrer vornehmen Abstammung (sie war beinahe Vollblut) hatten sie bisher als Frontpferd beinah unbrauchbar gemacht. Verschiedene gute Reiter hatte ich schon darauf gesetzt, aber alle hatten sie, wie man zu sagen pflegt, „gekniebelt“, und dadurch war die Sache immer schlimmer geworden. Da nun in der „Anmerkung“ von Senftslebens Nationale angeführt war, daß er ein „hervorragend guter Reiter“ sei, so hatte ich gedacht, „dem willst du die Lefze geben und einmal sehen, was er mit ihr machen kann“.

Ich hatte ihn bei der Pferdeverteilung sozusagen bei der Ambition genommen und ihm außerdem eine Belohnung versprochen, wenn er mir das Tier in vier Wochen vollständig rittig mache. In den Tagen der Mobilmachung hat ein Schwadronschef zu viel zu thun, sonst hätte ich mir das schöne, edle Pferd wahrscheinlich selbst vorgenommen; so war für mich keine Zeit dazu.

Senftlebens erste Bitte hinsichtlich der Stute war sehr sachgemäß, er hatte gebeten, ihm das Pferd in einen besonderen Stall seines Quartiers zu geben. Er wolle sie gern aus dem größeren Stall hinaus haben, wo sie mit vielen anderen Pferden zusammen stand, um sich mit ihr allein beschäftigen zu können. Ich hatte ihn gewähren lassen, ihm auch die Erlaubnis erteilt, in den ersten Tagen nicht in der Front, sondern allein zu reiten, und täglich hatte ich mich gefreut, wie die Stute unter seiner überlegten Behandlung ruhiger und ruhiger wurde. — Was er eigentlich mit ihr allein im Stalle machte, ich weiß es nicht, er hatte seinen bestimmten Kunstgriff, den er wohl nur heimlich anwandte.

Am dritten Tag sah ich mir einmal sein Satteln an. Hiebei war die Stute früher ganz verrückt gewesen, sie hatte stets viel Sattelzwang gehabt und sich dabei ganz ungebärdig gezeigt. Er schien sie nach der Bareymethode von Anfang an behandelt zu haben, hauchte ihr in die Nüstern ꝛc., genug, die Sache mit ihr verlief ganz glatt;

nach dem Satteln saß er sofort auf und ritt vom Hofe, die Stute rührte sich nicht.

Bei dem letzten Exerzieren bat er, in die Front eingestellt zu werden. Alles war gespannt darauf, wie die Sache verlaufen würde. Und wahrhaftig, die Stute blieb ruhig. Wenn sie früher gedrängelt wurde, hatte sie das ganze Glied auseinander gekeilt, nun ging sie wie ein Lamm; Senftleben war der reine Zauberkünstler, er hatte mit der Lefze sein Meisterstück gemacht.

Das Verladen in die Eisenbahn begann, wie ein Lamm folgte die Stute ihrem Reiter in den Wagen hinein und blieb ruhig während der ganzen Fahrt. Senftleben wich allerdings nicht von ihr, klopfte und streichelte sie, und das Pferd zeigte eine wahrhaft wunderbare Zuneigung zu seinem Reiter.

So war es geblieben während der ganzen Monate bei Metz; Senftleben hatte sein Pferd wie ein Kind gepflegt, es war fest und rund geworden und hatte sich seine sämtlichen Unarten abgewöhnt. Es war mir eine Freude gewesen, dem verständigen Reiter nach vier Wochen die versprochene Belohnung von 10 Thalern auszahlen zu können.

Blieb aber das Pferd verständig und gut, so blieb es nicht minder sein Reiter. Er war bald der Liebling der Schwadron geworden. Von einem an Tollkühnheit grenzenden Wagemut auf Patrouille, von unerschütterlicher Ruhe im Gefecht und dabei von einem wahrhaft herrlichen Humor, hatte er stets zur guten Haltung der Schwadron beigetragen. — Da mochten, wie bei Noisseville, die Kugeln wie Schneeflocken in die Schwadron hereinfallen, da konnten Granatstücke die Ulanen auseinanderspritzen, e i n treffender Witz Senftlebens, und alles lachte. Wenn aber der Soldat lachen kann, dann sind seine Nerven in Ordnung, d a n n k a n n m a n m i t d e n d e u t s c h e n U l a n e n d e n T e u f e l a u s d e r H ö l l e h e r a u s h o l e n.

So war er einer der besten meiner Schwadron, mein Liebling fast geworden, und als wir nun erst mit dem nordischen Gegner in nähere Berührung kamen, da erst hatte seine wahre Zeit begonnen. Schon Mitte November hatte ich ihn zum Gefreiten gemacht.

IV.

Und nun sah ich ihn am Morgen des 27. November mit der Patrouille des Unteroffiziers Osthoff dahin reiten. Wahrhaftig, vier Mann, wie sie bei keiner Schwadron der Welt besser zu finden sein konnten.

Hell leuchtete das Goldgelb der schönen Fuchsstute im Wintersonnenschein, und bald entschwand sie meinen wohlgefällig nachblickenden Augen.

Inzwischen war der Angriff auf das vom Feinde besetzte Viller Bretonneux von unserer Artillerie eröffnet worden und die Infanterie begann gegen das Dorf vorzugehen. Es war der Tag einer der wunderbarsten, den man sich denken konnte. Von einer einheitlichen Leitung der Schlacht war keine Rede, nur Einzelngefechte, aus der Initiative des einzelnen Führers hervorgegangen, fanden statt.

Die Stellung war von französischer Seite sehr stark besetzt, und wir konnten von unserer erhöhten Stellung bei La Motte deutlich sehen, wie der Angriff unserer Infanterie mehrfach abgeschlagen wurde. Einigemal fluteten die feindlichen Vorstöße so weit vor, daß wir das Ärgste für den Ausgang des Kampfes befürchteten.

Zu Anfang hatten wir geglaubt, des Feindes linker Flügel sollte umfaßt und er von der Somme abgedrückt werden, der Verlauf des Gefechtes schien diese Anfangsidee jedoch geändert zu haben, und die Massen unserer Regimenter nahmen die Direktion auf Cachy gegen den anderen feindlichen Flügel.

Für die Kavallerie schien an dem Tage wieder einmal keine Verwendung zu sein; das Terrain war ja nicht gerade besonders für sie geeignet, aber ich dächte, Gelegenheiten finden sich, wenn man sie nur finden will. Es ist aber damit so eine eigene Sache. Häufig habe ich gefunden, daß bei keiner Waffe die Nerven zur Verantwortung beim Einsatz der Truppe so gering waren, wie bei uns da oben im Norden. Und dabei hätte nirgends die Kavallerie mehr leisten können als gerade dort.

Wir waren auf unserem rechten Flügel im Laufe des Tages weiter vorgegangen, und ich stand gegen Mittag mit der Schwadron an einer Anhöhe östlich Le Hamel.

Wir konnten von dort das ganze Terrain wie aus einer Prosceniumsloge übersehen, und bei dem klaren Wintertage sahen wir auch das andere Sommeufer mit seinen teils zerklüfteten Rändern deutlich vor uns, ja über dasselbe hinaus bis fast nach Mericourt l'Abbé, eine Stunde von der Somme entfernt.

Von der Patrouille des Unteroffiziers Osthoff war bisher nur eine Meldung und zwar aus Bray gekommen, wonach sie nur in der Ferne, hinter Mericourt, feindliche Dragonerpatrouillen gesehen hätte,

die bisher passierten Dörfer seien von Infanterie **nicht** besetzt gewesen.

Es war, wie gesagt, Mittag geworden, da erhielten wir den Befehl, hinter unserer Infanterie vorbei auf den **linken** Flügel des Gefechts zu gehen und nur einen Zug in der rechten Flanke zu lassen. Ich stand auf der genannten Anhöhe, als ich den Befehl erhielt. In dem Augenblick rief mir mein neben mir haltender Trompeter „Küster" zu: „Herr Rittmeister, Herr Rittmeister, sehen Sie dort". Was sah ich? Klar lag das Hochplateau des anderen Ufers in der Richtung auf Sailly le Sec vor uns, auf ihm kamen in einer Entfernung von vielleicht 1000 Schritt in voller Carriere, deutlich erkennbar, drei Ulanen dahergejagt, hinter ihnen aber ein Zug feindlicher Dragoner. Diese mochten ungefähr noch 2—300 Schritt hinter jenen sein, einige Reiter vielleicht auch schon näher, allen aber weit voran die rote Lefze mit Senftleben. Es war unsere Patrouille, die sich da in größter Gefahr befand, gefangen genommen zu werden. Kein Übergang in der Nähe, der tiefe unpassierbare Fluß, der steile Absturz ließen keine Hoffnung zum Entkommen, meine tapferen Kerle waren rettungslos abgeschnitten.

Und nun dastehen und ihnen nicht helfen zu können, es war zum Verzweifeln.

Das schlimmste aber war, daß die Jagd auf der höchsten Fläche des Hochplateaus gerade auf einen steilen Absturz von ca. 30 Fuß losging, der in einer Klippe steil über der Somme hing. Ich ließ sofort einen Zug abschwenken, und direkt an das Ufer herangehen, um die Fliehenden aufzunehmen, befahl auch die Pistolen fertig zu machen, um auf die Verfolger zu schießen. Vielleicht ließen sich die durch den Knall der dummen Dinger abschrecken. Küster aber mußte blasen und blasen, um die Aufmerksamkeit meiner Leute da drüben auf uns zu lenken.

Ich hatte mein Taschentuch herausgenommen und winkte damit, um sie auf die Gefährlichkeit des Ufers aufmerksam zu machen. Das schien auch von zweien der Reiter verstanden zu werden, in sausender Carriere schwenkten sie ab, der eine links, der andere rechts ausweichend, verschwanden sie, dicht von den feindlichen Dragonern gefolgt, seitwärts der Klippe im Gehölz, das den Rand bedeckte.

Nur einer schien mein Signal **nicht** zu sehen, nur einer blieb in der angenommenen Richtung, es war Senftleben auf seinem Goldfuchs. Mochten die Feinde das Terrain kennen, mochten sie es besonders auf

das schöne Pferd abgesehen haben, mit Windesschnelle folgten ihm zwei Dragoner, während von denen dahinter einige Schüsse auf ihn abgegeben wurden.

All das Geschaute drängte sich in den Zeitraum von Sekunden zusammen — da auf einmal — ich werde den Moment nicht vergessen, erscheint Senftleben oben auf der Klippe und, ein lautes Hurra ausstoßend, die Lanze mit erhobenem Arm hoch in der Luft — schwingt er sich in gewaltigem Sprunge von der steilen Klippe hinab.

Mit Vor- und Hinterhand in gleicher Höhe, die Hinterbeine angezogen und die Vorderfüße weit von sich gestreckt, schwebte das Pferd hoch in der Luft, um dann in gewaltigem Schwung in der Mitte der Somme in den Strom aufzuschlagen und in ihm zu verschwinden.

Die Verfolger hatten in der wütenden Jagd wohl des Weges und des Abgrundes nicht gedacht, sie erschienen gleich hinter Senftleben auf der Höhe des Abgrundes; diesen dicht vor sich sehend, gelang es ihnen kaum, ihre Pferde zurückzureißen, das eine, sich hoch aufbäumend, überschlug sich, wohl infolge des gewaltigen Rucks, und seinen Reiter unter sich, wälzte es sich am Rande des Abgrundes.

Als ich den gewaltigen Sprung scheinbar gelingen, Roß und Reiter in das Wasser hinunterklatschen sah, da konnte ich den Jubelruf nicht unterdrücken, „Hurra, Hurra und nochmals Hurra“, und jauchzend stimmte die Schwadron mit in meinen Jubel ein. Jeder sagte sich, so etwas sieht man einmal im Leben und niemals wieder, solche Kühnheit zeigt nur ein deutscher Ulan.

Von den Pferden heruntergestiegen war der abgeschwenkte Zug, die Leute liefen mit mir dem steilen Ufer zu, zu sehen, was aus dem kühnen Springer und seinem Pferde geworden war.

Auch auf unserer Seite war das Ufer steil und mit Geröll bedeckt, von da unten an aber zeigte sich das Wasser tiefschwarz, ein Beweis, daß es dort von bedeutender Tiefe sein mußte.

Das allein hatte auch Senftleben gerettet, sonst hätte er bei geringerer Tiefe unzweifelhaft auf dem Grunde zerschellen müssen.

So aber sahen wir unseren tapferen Reiter scheinbar ganz munter in dem Wasser neben seinem Pferde herschwimmen. Ob er in dem letzten Moment, ehe er das Wasser berührte, oder erst in dem Wasser sich von seinem Fuchs geschwungen hatte, das wußte er nachher selbst nicht mehr zu sagen.

„Bravo Senftleben“, rief ich ihm zu, „das war prachtvoll aus-

geführt." „Danke, Herr Rittmeister", erwiderte er, „aber die Halunken sollten mich doch nicht kriegen." Und nun streckten sich aller Hände ihm entgegen, wir mußten ihn noch eine Strecke stromab geleiten, dann erst gelang es, ihn und seinen Fuchs auf das Ufer herauf zu ziehen. Senftleben war unverletzt, die Stute aber hatte doch etwas abbekommen, war es der Schlag auf das Wasser oder das eiskalte Element selbst, in das sie nach dem rasenden Lauf eingetaucht war, sie ging wie verschlagen. Auch hat sie sich nie wieder so recht erholt, sie wurde später kreuzlahm, und ich habe sie nach dem Feldzuge einem Freunde auf dem Lande gegeben, von dem sie bis zu ihrem Tode das Gnadenbrot erhielt.

Als wir unseren Senftleben herausgezogen hatten, kam auch Osthoff mit seinen Leuten glücklich an, sie hatten eine seichtere Stelle des Flusses zu finden gewußt und waren hinübergeschwommen.

Trotz ihrer Bitten, bei der Schwadron bleiben zu dürfen, schickte ich alle vier mit dem Lazaretgehilfen nach Harbonnières zurück, gab auch noch einige Ulanen zur Pflege der Pferde mit und instruierte den Medizinalrat, daß er sie sämtlich, die vier, in Betten packen und ihnen so viel heißen eau de vie-Punsch einfüllen sollte, bis sie in tüchtigen Schweiß gerieten. Damit hoffte ich, mir meine vier Hauptkerls gesund zu erhalten.

Im froher Stimmung über meine kühnen, braven Ulanen führte ich mit der Schwadron meinen Auftrag aus und ging nach dem anderen Flügel zum Regiment zurück.

Trotzdem wir alles andere vermutet hatten, erfuhren wir am späten Abend, daß die Schlacht gewonnen, durch eine kühne Umgehung unseres genialen Generals v. Goeben Amiens in unsere Hände gefallen sei. Wie's doch manchmal so anders kommt, als man vermutet hat.

Am Tage darauf bezog die Kavalleriedivision Quartiere wie im Frieden, wir kamen nach Amiens und Umgegend. Natürlich wieder ein strategischer Fehler.

Anstatt die Reiterregimenter auf die noch frische Fährte des angeschossenen Wildes zu setzen wie den Bluthund auf die des weidwunden Hirsches, bis er verendet, anstatt sie vorzutreiben auf seiner Spur, dem Feinde nicht Ruhe gönnend, ihm nach Kräften Abbruch zu thun und schließlich zu sehen, wo seine Reste blieben, da ließ man uns hinter der Infanterie in unseren Kantonnements auf der Bärenhaut liegen.

Der Feind entkam, nur um bald mit erneuten Kräften wieder auf dem Platze zu erscheinen.

Die Zukunft wird aus diesen Unterlassungssünden eine Lehre zu ziehen wissen.

In unserem Quartier fanden sich am Tage darauf meine forschen Patrouillenreiter mit „Harras Senftleben", dem kühnen Springer, munter und wohl, in bekannter Elastizität wieder ein, Sprung und Sturzbad hatte ihnen nichts anzuhaben vermocht.

Noch oft während des Feldzuges hatte ich Gelegenheit, Senftleben wegen seiner Courage und seiner Kühnheit zu loben. Er war und blieb einer meiner besten Ulanen.

Als ich in Amiens, am Tage nach dem Sprunge, von Senftlebens Entschlossenheit am Offizierstisch erzählte, da freute sich ein jeder der Kameraden über den kühnen Wagemut, es wurde eine Sammlung veranstaltet, die eine hübsche Summe ergab.

Von ihr habe ich nachher eine goldene Uhr gekauft, in der das Datum seines Riesensprunges eingraviert war. Mit dem eisernen Kreuze übergab ich dem braven Reiter die Uhr zum Andenken an den Tag, der ihm und dem Regiment Ehre machen wird für alle Zeit.

* * *

Im Jahre 1876 fuhr ich im Herbst den schönen Rhein herab, überall erklang der Gesang der Winzerinnen, und die Trauben glühten dunkelrot im Laub der Reben.

Bei Lorch legte der Dampfer einen Augenblick an. Da stand hinter der Barriere der Landungsbrücke ein großer, blonder Mann, dessen gesundes, rötliches Gesicht von einem wallenden blonden Barte umgeben war. An seiner Schulter lehnte ein schlankes, süßes Weib, ein wahres Kind des Rheinufers; blaue, zärtliche Augen schauten zu dem Manne auf, sie schmiegte sich an seine Seite, mit dem anderen Arm aber drückte sie einen kleinen, blonden, stämmigen Jungen an ihre Knie. — Ein Bild des schönsten Eheglückes. Wie eine Erleuchtung kam es über mich. „Das war mein Senftleben", doch die Schraube des Dampfers fing an sich zu drehen, das Schiff führte mich von dannen. „Senftleben hoch! —" rief ich ihm zu, mich weit über das Geländer des Schiffes lehnend. Ein Blick — ein freudiges Erkennen — er drückte sein Weib an sich, deutete auf mich. — „Hoch mein alter Rittmeister!" — Dann entschwand das schöne Paar und die Station Lorch meinen Blicken.


W
1870

Orleans.

II.

Heimat-Grüße!

Von Heinrich von Selbitz.

Wir lagen Mitte Oktober in Ormes bei Orleans im Quartier.

Ich hatte es schlecht getroffen; ein armer Schuster mit sechs lebendigen Kindern war mein Hausherr. Ich lag in dem, am wenigsten schmutzigen, Zimmer des Hauses, in der — so glaube ich — einzigen Bettstelle, welche der arme Mann sein eigen nannte.

Ich lag auf der Sprungfedern-Matratze, denn die wenigen Bettstücke, die die Bettstatt enthielt, hatte ich, — sagen wir — großmütig dem Eigentümer überlassen, da sie mir doch zu wenig reinlich erschienen.

Mein braver Diener, Sepp geheißen, hatte einen Bund Stroh auf die Matratze gelegt, einen frischgewaschenen Kopfkissen-Überzug mit Heu ausgestopft, das war mein Pfühl, mit meinen Mantel deckte ich mich zu, und so schlief ich ganz prächtig, denn „ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen“, und das hatte ich dazumal noch; denn ich hatte bereits viele Gedichte, aber noch keine Militär-Humoresken „verbrochen“! — Mit der Verpflegung sah es unter solchen Umständen bei meinem Fußbekleidungskünstler selbstverständlich ebenfalls mißlich aus; die Offiziere „faßten“ jenesmal, gleich der Mannschaft, ihre Rationen, Fleisch, Reis, Brot, Kaffee, Salz und dergleichen, und — die Schusterskinder hatten immerwährend Hunger, so daß für meinen Sepp und mich nicht viel übrig blieb; denn der gute Mensch teilte ebenfalls gern seine Menage mit den armen Leuten und freute sich herzlich, wenn es den ausgehungerten kleinen Franzosen so sehr gut schmeckte, denn Fleisch hatten dieselben wohl vorher nicht allzuviel genossen.

Hammelfleisch war dazumal die Losung! Hie und da einen schön gebratenen Hammelschlegel läßt man sich ja gefallen, aber alle Tage — alle Tage mouton und meistenteils gesotten, das ist kein Vergnügen!

Eine gute That findet schon hier, in diesem irdischen Jammerthale, meistens ihre Belohnung, wenn dieselbe auch manchmal nur in dem Bewußtsein, eine edle Handlung begangen zu haben, besteht.

Manchmal kommt jedoch auch diese Belohnung sichtbar zum Ausdruck. Bei einem Requisitions-Kommando verirrte sich ein Schweinlein zu uns, das im Triumph nach Hause gebracht und kunstgerecht von einem Metzger meiner Kompagnie vom Leben zum Tode befördert, gebrüht und ausgeweidet wurde.

Von diesem Glücksfalle ließ ich die Offiziere meines Bataillons pflichtschuldigst erfreuten Herzens in Kenntnis setzen und ersuchte sie, am Abend des nächsten Tages um die siebente Stunde ihre Diener zu mir entsenden zu wollen, um ihr Souper abholen zu lassen, da es mir bei den beschränkten Räumlichkeiten meiner Behausung nicht möglich wäre, die Herren zu mir einzuladen.

Und nun begann für mich eine Zeit der „aufreibendsten“ Arbeit, in des Wortes wörtlichster Bedeutung, denn ich hatte den Plan gefaßt, meine Kameraden mit einem „Gruße aus der Heimat“ zu überraschen und sie, wenigstens mit einem heimischen Mahle, zurückzuversetzen in das Vaterland, nach Bayern, in die oberfränkischen Lande.

„Schweinsbraten und rohe oberfränkische Kartoffelklöß!“ Du Inbegriff aller Wonne für ein oberfränkisches Herz, für einen oberfränkischen Magen!

„Haarige Knöpp!“ nennt der „Pfälzer“ diese Götterspeise — „Franzenklöß!“ nennt sie der Oberfranke, und dabei läuft ihm das Wasser im Munde zusammen, „Kleisterpapp! brrr!“ schüttelt sich der Altbayer, wenn er diese allerdings nicht gerade sehr einladend aussehenden Klöße erblickt — „da san mir Leberknödel lieber!“ und er hat von seinem Standpunkte aus auch recht, denn Leberknödel sind auch nicht schlecht — „aber über oberfränkische „Franzenklöße“ geht halt doch nichts“ — sagt der geborene „Sechs-Ämterer“, so, da in der Gegend von Hof und Naila herum, — und dazu einen recht fetten, „rösch gebratenen“ Schweinsbraten mit viel Brüh' und ein Sauerkraut dabei, das ist schon das Allerbeste auf dieser Welt!“ Nun, die „Geschmäcker“ sind bekanntlich verschieden!

„Zum Werke, das wir ernst bereiten“, bedurfte ich vor allem Kartoffel, denn hievon haben die Klöße wahrscheinlich ihren Namen. Die fanden sich denn auch in hinreichender Menge vor. Einige Soldaten halfen dieselben meinem Sepp schälen; wir beide mußten sie dann reiben,

ausdrücken, und dann präparierte ich höchst eigenhändig den Klößteig und stand, mit weißer Schürze angethan, als chef de cuisine am Herde, überwachte den Schweinsbraten, röstete „Semmelbröckele“ und formte hierauf die Klöße — so groß! — für jeden Herrn rechnete ich zwei, für den Sepp und mich — aber drei!

„Wohl, nun kann der Guß beginnen“ — das Wasser im Kessel sprudelte, vorsichtig wurden die Klöße in dasselbe versenkt und — „sie schwimmen! sie schwimmen!“ rufen Sepp und ich freudig aus, denn das ist der beste Beweis dafür, daß der Klößteig richtig zubereitet ist, daß sie nicht zu weich und nicht zu hart geraten sind!

Verwundert hatte die ganze Schusterfamilie unserem Treiben und Kochen zugeschaut. Als die Knödel formiert, abgezählt und bereit lagen, ins Wasser gelegt zu werden, fragte mich das Familienoberhaupt ganz erstaunt: „Und das da werden Sie essen, Monsieur?“ worauf ich ihm die Versicherung gab, daß diese Klöße eine der herrlichsten Lieblingsspeisen der Deutschen sei, und er werde sich überzeugen, daß er noch niemals in seinem Leben ein solches Göttermahl genossen habe.

Der Braten ist fertig! Gelungen, prachtvoll braun gebraten, die Schwarte kracht, so „rösch“ ist sie, und die Klöße! Zitternd tanzen sie auf der Oberfläche des Wassers herum, glänzend, glatt, durchsichtig ist ihr Äußeres, wahrlich ein Meisterstück der Kochkunst!

Ich und Sepp versuchen zur Probe einen Kloß! „Ah, excellent, wunderbar, gottvoll, himmlisch, die zergehen auf der Zunge!“ so lobten wir die Klöße und uns. „Monsieur — hier versuchen Sie auch einmal!“ wendete ich mich an den Schuster und schob ihm einen Teller mit einem halben Kloß hin; „nun, was sagen Sie dazu?“

Er steckte einen Brocken in den Mund, kaute darauf herum und — spuckte ihn wieder aus. „Oh, Monsieur, das kann ich nicht essen, je vais mourir! setzte er kläglich hinzu. „C'est bon pour les cochons!“ „Ach, was versteht denn so a Franzus von an guten rohen Kartoffelkloß!“ bemerkte der Sepp mit einem an Verachtung grenzenden Bedauern.

Meine Kameraden ließen durch ihre Diener zur festgesetzten Stunde die Klöße mit Schweinsbraten bei mir abholen! Ich erntete überall das höchste Lob; eine Skizze zu einem Denkmal für mich als „Klößekoch“ wurde entworfen, riesige Beiträge wurden gezeichnet; zur Ausführung ist es aber bis zum heutigen Tage noch nicht gekommen.

Mein Major war entzückt von diesem „Heimatgruße“, den ich ihm zukommen ließ, und unter herzlicher Danksagung sprach er: „Herr

Lieutenant, Ihre Gedichte sind schön, sehr schön — die Kartoffelklöße waren aber doch — noch besser!" — Ein solch haarsträubender Vergleich! Und da soll sich — ein Dichter nicht ärgern!

Humor im Lazaret.

Von S. Steinberg.

Der schwerste Typhuskranke unserer Anstalt, ein Gefreiter des pommerschen Füsilier-Regiments Nr. 34, war von den Ärzten aufgegeben. Die mütterliche Pflegerin sitzt stundenlang vor dem Bette, um die letzten Augenblicke des jungen Lebens durch kirchlichen Trost und Erzählungen vom Elternhause zu erleichtern. Auf dem bleichen Gesichte des Sterbenden schimmert ein Strahl seliger Empfindung — den Pforten des Himmels nahe und entrückt aller irdischen Qual scheint er den nahen Tod mit frommer Geduld zu erwarten.

Aus dem Gesangbuche liest die barmherzige Schwester tröstende Verse — jetzt haben sich seine Augen wieder geöffnet, sein Blick schweift mit einem Male unruhig durchs Zimmer, die Hände wollen die wollene Bettdecke unruhig fortdrängen, Schmerzen — vielleicht die des Todeskampfes — durchzucken den Körper — doch die weiche Stimme der barmherzigen Schwester beruhigt ihn wiederum. „Mein Sohn, fasse dich in Duldung und Ergebung — siehe: Er, der unser aller Geschick leitet, der, hoch über uns, jedem seinen Platz bestimmt, in dessen Hand unsere Zukunft liegt, Er wird alles zum Guten lenken, — denn groß ist seine unerforschliche Weisheit und stark sein väterliche Wille." Diese Worte haben bei allen Zuhörern, nur nicht bei unserem 34er, eine ergreifende Wirkung hervorgerufen; er scheint sie auch nicht ganz verstanden zu haben — ungläubig und verneinend bewegt er den Kopf, er lächelt und die — trotz des ernsten Momentes — einen Anflug von Humor verratenden Worte erschrecken besonders die glaubensfromme Schwester: „Er weeß ooch nich alles, — Er hat sich ooch mal geirrt".

Bewegt hat sich die Trösterin erhoben: „Mein Sohn, die Krankheit hält deine Sinne umfangen — Gott ist ein einziges, allwissendes Wesen".

„Och so, Sie haben von Jott jesprochen . . . . un ick dachte, Sie sprächen von Moltken!" giebt er leise zurück und fällt erschöpft in die Bettkissen.

Auf dem Schlachtfeld.

O breite dich, Novembernacht,
Als schwarzes Leichentuch aufs Feld der Schlacht
Und decke mit leisen Flügeln zu
Freund so als Feind zur ewigen Ruh!
Wirf deinen Tau, das himmlische Naß,
Freundlich herab aufs blutige Gras,
Freundlich herab in die Wunden all!
Laß sie gesunden, gesunden all!
O dunkle Nacht!

O leuchte, du lieber Abendstern,
Als Himmelskerze herab vom Herrn,
Erhellend durch deinen sanften Strahl
Hier unten das dunkle Todesthal!
Ein Licht der Hoffnung zum Scheiden gieb
Freund so als Feind: „Von Stich und Hieb,
Von Stoß und Schuß sollt genesen ihr,
Leben ja dort und verwesen hier!“
O Abendstern!

O singe vom Busch, du Vögelein,
Ein Lied den Helden ins Grab hinein,
Das Lied vom Trost in des Todes Leid,
Das alte Lied der Unsterblichkeit!
Singe die brechenden Augen zu
Freund so als Feind zur ewigen Ruh!
Sing' auch prophetisch vom fernen Tag,
Da sich die Welt nicht mehr schlachten mag!
O Vögelein!

Th. Reinhart.

Ein tapferer Kürassier.

Nacherzählt von Prlt. a. D. v. H.

Zur Rechten sah man wie zur Linken
Einen getroffenen Reiter heruntersinken.

Wenn man vermeint, mit den eigenen Erinnerungen an Thaten aus dem ewig denkwürdigen Krieg zu Ende zu sein und liest dann mit aufmerksamstem Interesse die Beiträge aus anderen Federn, so ziehen urplötzlich neue Erinnerungen analoger Fälle vor dem inneren Blick auf, und der Wunsch, auch diesen oder diese Braven in diesem Ehrenbuch namhaft gemacht zu wissen, läßt uns nochmals zu der bereits beiseite gelegten Feder greifen, noch eine Heldenthat zu den anderen zu reihen. Was ich im folgenden erzählen werde, habe ich aus unseres Helden in der Geschichte eigenem Mund; den Gefechtstag weiß ich zwar nicht, aber es war in dem Kriegsabschnitt „an der Loire"; und daß der Vorgang wahr ist, dafür bürgen noch viele lebende Augenzeugen und — die goldene Tapferkeitsmedaille auf meines Gewährsmannes breiter Brust.

In meiner Garnison J. lernte ich vor Jahren einen Baupalier Gierl kennen, einen bescheidenen Mann, den ich ab und zu im Caféhaus traf, und mit dem ich mich dort gern unterhielt. Vom Cafétier aufmerksam gemacht, daß Gierl die „goldene Medaille" besitze, lenkte ich einmal das Gespräch auf den Krieg, und ohne viele Umschweife bat ich Gierl um Mitteilung, für welche That er jene Dekoration erworben habe. Wenn ihm mein Interesse auch geschmeichelt haben sollte, ließ die natürliche harmlose Art, in der er mir erzählte, es doch nicht erkennen; was er für seine Auszeichnung geleistet hatte, betrachtete der schlichte Mann als fast selbstverständlich.

Gierl stand im k. b. 1. Kürassierregiment „Prinz Karl von Bayern". — Den „Kürassier" sah man dem stattlichen, breitschultrigen Mann immer noch an und er war zu jener Zeit unter den Ordonnanzreitern beim Stab der 1. (Kürassier-)Brigade. Am fraglichen Gefechtstag ward Gierl vom Brigadegeneral während der Aktion mit einem Auftrag nach einem Flügel entsendet; war es nun Zufall oder lag dem General daran, sich zu vergewissern, ob jener Auftrag auch ungehindert übermittelt

werde — genug, er verfolgte den Davonreitenden mit dem Glas. Gierl hatte sich unangefochten seiner Mission entledigt und begab sich sofort in minder scharfer Gangart zur Schonung des Pferdes auf seinen Dienstposten zurück, als er sich urplötzlich von drei feindlichen Reitern umringt sah, deren einer sich anschickte, den Karabiner auszuhaken und schußfertig zu machen. Gierl mochte nun einsehen, daß Flucht auf schnellem Roß von zweifelhafterem Erfolg begleitet sein würde, als wenn er sich energisch zur Wehr setze. Blitzschnell flog der Pallasch aus der Scheide, mit welchem er zunächst dem mit dem Karabiner Beschäftigten diesen aus der Hand schlug; da er hiebei auch dessen Pferd tüchtig getroffen hatte, das nun vor Schmerz scheute, war dieser Gegner beseitigt. Ohne Pause sauste Gierls Pallasch nach dem zunächst befindlichen zweiten feindlichen Reiter, welchen der kraftvoll geführte Hieb in den Hals traf. Während dessen hatte aber Gierl nun wirklich einen Fleischschuß in den Zügelarm vom dritten Gegner erhalten, der, als er den bayerischen Recken trotzdem noch kräftig zuhauen sah — davonritt. Gierl setzte seinen Weg fort — wie er mir sagte „um kein Tempo schneller als vorher" und ohne sich Zeit zu nehmen, nach der eigenen Wunde zu sehen, was ja im beengenden Eisenpanzer auch gar nicht ohne Hilfe möglich gewesen wäre.

Der Brigadegeneral ritt dem Näherkommenden entgegen und beglückwünschte ihn zu seiner Rettung und zur tapferen That, welche, wie eingangs erwähnt, gebührend belohnt wurde. — Ne Hercules quidem contra duos, mag ja richtig sein; aber auch: et contra tres — Hercules!

Verwundet und gefangen!

Von Friedrich Edel, ehemaligem Sergenten im k. b. 4. Jäger-Bataillon.

Am 9. November 1870, abends 4 Uhr, wurde ich im Gefecht bei Coulmiers am linken Fuß verwundet, durch einige meiner Kameraden auf den Verbandplatz in die Kirche nach Gemiers verbracht.

Dort traf ich schon ziemlich viele, und zum Teil sehr schwer Verwundete auf Stroh liegen; das gleiche Los wurde mir zuteil, obwohl

ich keine besonders schwere Verwundung hatte, doch fehlte es an Schmerzen nicht, denn mein linker Fußballen war durchschossen, und unter der kleinen Zehe hatte sich das verhängnisvolle Blei seinen Ausgang gesucht.

Ich lag nun ungefähr eine Stunde so auf meinem Lager, mir selbst und meinem Schicksal überlassen.

Die Ärzte und Blessiertenträger waren sehr beschäftigt und in Anspruch genommen, die Schwerverwundeten zu verbinden, um ihnen einigermaßen Linderung zu verschaffen. Es verging kein Augenblick, wo nicht wieder der eine auf einer Tragbahre, der andere auf einem Gewehr dahergetragen wurde, wieder andere, welche noch so viel Kraft hatten zum Gehen, wurden durch Kameraden geführt, einen sah ich, den man auf einem Schubkarren transportierte. Endlich kam ein Sergent (Blessiertenträgerführer) mit Namen Hofmann, schnitt mir meinen Socken, welcher mit einem Klumpen gestockten Bluts gefüllt war, vom Fuß, und legte mir in aller Eile einen Notverband an.

Es war ein Jammer, dieses alles anzusehen und anzuhören, dieses Jammern, Seufzen und Wehklagen von den vielen Verwundeten, denn es waren unser beinahe 70 Mann; die ganze Nacht hindurch war keinen Augenblick Ruhe, der eine seufzte um dieses, der andre um jenes, dem einen war sein Lager zu hart, denn die Kirche war mit Steinen gepflastert und so wenig Stroh vorhanden, daß die meisten auf den blanken Steinen liegen mußten, die meisten jedoch hörte man um Wasser rufen.

Ungefähr um 12 Uhr nachts hörte man eine ganz klägliche schwache Stimme am vorderen Ende der Kirche rufen: „Thut mir doch den Menschen fort, der liegt jetzt schon eine ganze Stunde tot neben mir“.

Dieser wurde nun geholt, aber welches Jammern ging wieder los, bis dieser Tote durch die ganze Kirche transportiert worden; einer wurde getreten, der andre wieder gestoßen, und so ging es die ganze Nacht hindurch, bis endlich dann der Tag anbrach und seinen Schein uns durch die matten Kirchenfenster spendete, obwohl neun dieser edlen Kämpfer dieses neue Tageslicht bis auf den heutigen Tag den Rücken kehrte.

Meine Feder ist zu schwach, diesen Jammer allen zu schildern, denn es war eine der schrecklichsten Nächte in meinem ganzen Leben.

Es war ungefähr 7 Uhr morgens, da kamen ganze Haufen von

Zivilpersonen und betrachteten uns, als wären wir zur Schau ausgestellt; einzelne hatten Mitleid, aber die meisten von ihnen waren sehr frech und spöttisch über unser Schicksal; es schmerzte uns zwar dieses ungezogene Benehmen von diesen Leuten, doch trösteten wir uns wieder, und hatten große Hoffnung, daß unsere Erlösungsstunde bald schlagen würde, denn wir glaubten und warteten jeden Augenblick, daß unsere Sanitätswägen kommen, und uns in ein Spital zu den Unsrigen bringen würden. Aber wie täuschten wir uns, statt daß unsere Leute kamen, um uns in Sicherheit zu bringen, trabte auf einmal ein Haufen französischer Kürassiere daher, nahmen uns unsre Waffen und Munition ab, und erklärten uns, daß wir gefangen seien.

Einer sah den andern an, keiner sprach ein Wort, denn die Überraschung war für uns zu groß; aber was wollten wir anfangen, wir mußten uns geduldig in unser Schicksal fügen; und jetzt erst sahen wir ein, daß wir von den Unsrigen verlassen waren.

Wir erfuhren dann durch einen Elsässer, der deutsch sprach, daß unsere Leute heute Nacht abmarschiert seien. Es rückte auch französische Infanterie nach, diese kam auch in die Kirche.

Es war am 10. November, die Witterung war sehr schlecht, denn es regnete, und hie und da zeigten sich Schneeflocken, folglich war es sehr kalt und durch diese vielen unangenehmen Besuche wurde es in der Kirche so kalt, daß uns die Glieder erstarrten.

Gegen 9 Uhr morgens wurde ich wieder verbunden, dann sahen sich hie und da Bekannte; einer erzählte dem andern von seinen Leiden. Es kam bereits der Nachmittag daher, und ein jeder von uns hätte einigermaßen einer Labung bedurft, denn zu bemerken habe ich noch, daß wir am 8. November nachts 11 Uhr von Orleans abmarschierten, um 4 Uhr nach Coulmiers kamen, den ganzen Tag im Feuer standen, wo keine Zeit war, daß einer sich nur um einen Trunk Wasser hätte kümmern können. Aber leider kam auch jetzt für keinen etwas, denn Lebensmittel waren nicht mehr vorhanden, auch nicht einmal ein Bissen Brot.

Besuch hatten wir den ganzen Tag hindurch, hie und da kam wieder ein Arzt, schnitt einigen aus verschiedenen Körperteilen eine Kugel, dann hörte man wieder ächzen und flehen und um Wasser rufen.

Und so kam endlich der Abend heran, ein Licht wurde angezündet, welches von dortigen Ortsgeistlichen besorgt wurde. Gegen 8 Uhr abends brachte man wieder sechs Verwundete, welche bei diesem schlechtem Wetter die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch auf freiem Felde lagen

und durch die kalte Witterung ganz erstarrt waren, in die Kirche. Zwei davon sind in einem Zeitraum von ein paar Stunden gestorben. Einem von diesen, Namens Schmitt, er war von meiner Kompagnie, war das linke Schienbein ganz zerschmettert; dieser erzählte mir, daß ihn zwei Bauern aufgefunden hätten, ihm seine Taschen und seinen Tornister durchsuchten und alles abnahmen, was er hatte; nur die Kleider am Leibe ließen sie ihm; doch dieses alles wollte er gerne verschmerzen, denn er hatte doch geglaubt, diese beiden würden sich seiner erbarmen, und ihn unter ein Dach bringen; mit aufgehobenen Händen hatte hat er sie gebeten, aber sie ließen sich nicht bewegen und ließen ihn in seinem jammervollen Zustand liegen, und so blieb er denn bei diesem schlechten Wetter bis abends spät liegen, bis ihn dann ein deutscher Arzt mit Hilfe zweier leichtverwundeter Soldaten in die Kirche brachte.

Die zweite Nacht verging wie die erste unter fortwährendem Jammern und Ächzen, und fünf von uns hauchten ihren letzten Seufzer aus.

Der Morgen graute, der Hunger quälte einen jeden. Auf einmal sagten einige, sie hätten noch etwas Kaffee; kaum hörte man dieses, so steigerte sich der Appetit noch mehr, denn ein jeder wollte schon davon haben. Wir hatten einen Blessiertenträger Namens Friedrich Speer von meinem Bataillon, diesen hatte ich aufgefordert, bei uns zu bleiben; dieser sammelte den kleinen Vorrat von Kaffee und kochte denselben im dortigen Pfarrhaus. Nach einer halben Stunde trat er wie ein Engel mit dem dampfenden Kaffee in die Kirche; ein jeder wollte zuerst haben, aber was war dieses für so viele? Das beste war, daß sich die wenigsten bewegen konnten, sonst wäre mein guter Speer zerrissen worden.

Einzelne erhielten doch einen Schluck von diesem etwas gefärbten warmen Wasser; doch hat er etwas gut gethan, denn es war wenigstens für einen Augenblick etwas, das den Körper erwärmte. Überhaupt haben sämtliche Verwundeten diesem Speer sehr viel zu verdanken, denn was in seinen Kräften stand, that er, zwei Nächte hindurch hat er ununterbrochen verbunden und gepflegt. Am 11. abends bekam jeder ein Stück Brot und der Hunger war etwas gestillt.

Am 12. bekamen wir mittags eine Tasse Fleischsuppe und Brot; oh wie köstlich! und alles war zufrieden. Wir warteten jeden Augenblick, daß wir weiter transportiert werden sollten, aber unser Abmarsch verzögerte sich. Bis zum 13. mittags kamen ungefähr 20 zweirädrige Wagen daher, welche uns nach Orleans bringen sollten, alles stand

bereit, aber immer zögerte man, uns aufzuladen; wir konnten dieses Zögern nicht begreifen.

Auf einmal war das Rätsel gelöst. Es kam eine ganze Kompagnie Mobilgarde daher und begleitete uns. Es wäre durchaus eine solche Begleitung nicht nötig gewesen, denn keiner von uns konnte gehen, wer von den Verwundeten laufen konnte, wurde tags vorher schon weiter befördert.

Wir wurden dann von einigen französischen Soldaten aus der mir ewig im Gedächtnis bleibenden Kirche auf die Wägen geschafft. Es dauerte ungefähr noch eine Stunde, dann ging der Marsch los.

Fast vier Stunden lang fuhren wir durch ein französisches Lager, die Witterung war sehr schlecht, denn es regnete ununterbrochen. Doch war es sehr interressant, ganze Dörfer von Zelten waren errichtet, und dieses buntfarbige Durcheinander dieser verschiedenen Waffengattungen stellte ein herrliches Bild dar. Man merkte auch an diesen Soldaten, daß sie eine besondere Freude hatten, daß sie diesen Platz wieder behaupten konnten, den sie einige Wochen zuvor in wilder Flucht verlassen mußten.

Abends 8 Uhr kamen wir nach Orleans, da war ein reges Thun und Treiben, alles, was laufen konnte, war bewaffnet. Wir wurden zum Bahnhof gebracht, und um 9 Uhr bewegte sich der Zug, und um 3 Uhr morgens kamen wir an unserem neuen Bestimmungsorte an. Wir wurden in eine alte Kaserne gebracht, welche während der Kriegszeit als Spital benützt wurde.

Es bekam ein jeder ein Bett, und ich schlief bis 8 Uhr morgens ganz sorgenlos. Als ich jedoch erwachte, war mir doch ganz anders zu Mute. Ich erkundigte mich nach dem Namen der Stadt, und man sagte mir, die Stadt hieße Bourges, 24 Stunden südlich von Orleans. Die Sache war hier an und für sich nicht so schlecht, die Soldaten, welche hier waren, waren größtenteils französische Sanitäts-Soldaten, welche in Sedan gefangen waren und dann entlassen wurden; sie erzählten von Sedan; einer von ihnen hatte eine bayerische Feldflasche und ein andrer hatte einen Raupenhelm, an dem derselbe eine kindische Freude hatte. Gegen 9 Uhr kamen zwei französische Ärzte, einer sprach deutsch; wir wurden von denselben sehr solid behandelt und verbunden. Abends gegen 4 Uhr kamen beide Ärzte wieder und legten wieder frische Verbände an, hinter ihnen kam ein französischer Kürassier, ein Infanterist und ein Zivilist; letzterer weinte ununterbrochen bei jeder Wunde,

die er sah. Als die Ärzte fort waren, sagte einer der Soldaten, ein Elsässer: „Wißt ihr auch, warum der Mann so weint? Dem habt ihr seinen Bruder erschossen bei Wörth, und dieser Kürassier hat ihm seinen Ring und seine Uhr gebracht, er ist aber euch nicht böse dieserwegen, er schickt euch ein großes Faß Wein, und wenn dieses zu Ende ist, bekommt ihr noch eins!"

Eine Stunde darauf kam wirklich ein Faß Wein, zirka 100 Liter, und ein jeder bekam fast seinen Feldbecher voll; so hatten wir fast drei Tage lang dieses Quantum bekommen, und hinreichend Essen bekamen wir zweimal des Tags.

Am 18. November morgens 9 Uhr ging es schon wieder weiter; wir kamen zur Bahn, und um 10 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung; wir fuhren bis nachts 11 Uhr.

Die Stationen weiß ich nicht mehr anzugeben.

Da wurde Halt gemacht; wir wurden verbunden, und dann mußten wir warten bis morgens 4 Uhr, sodann brauste der Zug dahin bis nachmittags 2 Uhr, da wurde wieder Halt gemacht, und ein jeder bekam eine Tasse leere Suppe, von Klosterfrauen gespendet.

An einem jeden Bahnhof war alles voll von Neugierigen, um uns ansehen und verspotten oder verhöhnen zu können; wir hatten 20 Mann Bedeckung bei uns, dieses war unser Trost. Einmal ließ sich einer beikommen, mit dem Stocke durch das Coupéfenster nach einem Verwundeten zu schlagen, jedoch so schnell wie dieser schlug, hatte auch der Gewehrkolben eines französischen Soldaten seine Schuldigkeit gethan, und es war gerade höchste Zeit, daß der Zug abging, denn dieser Pöbel ist schon laut geworden. Am 19. nachts 12 Uhr kamen wir nach Pau. Am Bahnhof waren Wägen bereit gestellt, welche uns an unseren neuen Bestimmungsort, in ein großes festes Gebäude „in die Prison" brachten. Ich betrachtete mich und meine Kameraden und dachte mir dabei: „bist du wirklich ein solcher Mensch, der hierher gehört?" Ganz verstimmt war ich, denn jetzt erst fühlte ich, in welchen Händen ich mich befand.

Unsere Bedeckungsmannschaft entfernte sich, und so waren wir umgeben von lauter Zuchtknechten, welche alle mit einander keine besondere Höflichkeit zeigten. Alle Keuchen, in denen die schwersten Verbrecher untergebracht waren, mit ihren massiven Thüren und kolossalen Riegeln und Schlössern standen offen und waren mit Stroh bestreut; in diese mußten wir hinein.

Ach, wie war es mir zu Mute, als ich die vier leeren Wände und die mit starken Eisenstangen vergitterten Fenster betrachtete, aber was wollte ich machen, ich mußte mich geduldig in mein Schicksal fügen und mich auf mein Strohlager hinwerfen, welches zudem noch sehr mangelhaft war.

Ich schlief die Nacht hindurch sehr wenig, denn erstens hatte ich an meinem Fuß furchtbare Schmerzen von der langen Reise, denn es waren beinahe 200 Stunden; zweitens dachte ich immer darüber nach, unter welchem Dache ich mich jetzt befinde.

Da verging einem bei solchen Gedanken der Schlaf und überhaupt alles, was zur Erholung meines Körpers nötig gewesen wäre. Ich hörte jede Stunde die Nacht hindurch vom Turme schlagen, und mit größter Sehnsucht erwartete ich den neuen Tag. Endlich nach langem Warten kam auch dieser und erhellte unsere Keuche, welche nur mit einem Fenster versehen war, so ziemlich.

Gegen 9 Uhr kamen viele Besuche, meistens Engländer, sie sprachen fast alle deutsch und gaben uns Trost; wir sollten nicht verzagen, sie wollten thun, was sie könnten. Einer dieser Besucher, ein holländischer Arzt, nahm gleich sieben der Schwerverwundeten zu sich in Behandlung. Mittags bekam ein jeder eine Tasse Suppe und ein Stück Brot.

Es war ein jammervoller Zustand, denn drei Tage hindurch waren Verwundete, Typhus- und Blatternkranke durcheinander gelegen, daher herrschte eine Unreinlichkeit, die nicht zu beschreiben ist, erst nach vier Tagen wurde es besser und alles teilweise geregelt.

Am 22. November kam eine englische Dame und nahm 20 Mann Verwundete zu sich. Vom selben Tag an kam jeden Tag eine Dame und brachte für die Schwerkranken Thee. Überhaupt haben wir diesen englischen Herrschaften, welche in Pau wohnten, viel zu verdanken, denn alles, was wir wünschten, wurde von ihnen hergeschafft.

Am 26. wurde unser Strohlager mit einem zwar mangelhaften, doch so ziemlich annehmbaren Bett vertauscht, und es wurde in unserer Residenz doch etwas behaglicher.

Am 28. kam ich aus meinem Quartier ebenfalls zu einer Engländerin Namens Storie. Ich war wie neugeboren, als ich in dieses Haus kam. Aber am ersten Abend schon, als ich dort war, hat sich die Roheit von einzelnen des französischen Volkes gezeigt, denn viele waren darüber erbittert, daß diese guten Leute, die Engländer, soviel an uns thaten. Es rottete sich deshalb abends gegen 8 Uhr

ein Haufen Gesindel zusammen, zogen singend und lärmend durch die Straßen, blieben namentlich vor unserem Hause stehen, fingen an aus Leibeskräften zu schreien und zu pfeifen, so lange sie konnten; so ging es einige Abende hindurch.

Die Frau Storie ging dann zum Gendarmeriekommandanten und zeigte es an, worauf am anderen Tage zwei Gendarmerieposten aufgestellt wurden; sodann wurde es ruhig. In dieser Ambulance ging es mir sehr gut. Wir waren 20 Verwundete, auf mehrere Zimmer verteilt, ein jedes Zimmer hatte, je nachdem, eine oder zwei Wärterinnen (englische Damen), welche uns mit größter Sorgfalt behandelten; auch hatten wir einen französischen Arzt Namens Haras, welcher ebenfalls sehr menschenfreundlich war.

Die Verpflegung war eine sehr gute, und was wir uns wünschten, wurde uns, wenn möglich, zuteil. Und so blieb ich denn bis zum 22. Februar, kam dann in die Kaserne; dort war zwar ein sehr reges Leben, denn es waren fast 700 Mann dortselbst, aber sonst ging es im allgemeinen sehr trocken her; die Menage war fast nicht zu genießen.

Endlich am 1. März 1871 schlug unsere Erlösungsstunde; alles war voll Jubel und Freude; um 9 Uhr bewegte sich ein hübscher Zug von allen Waffengattungen von der Kaserne zum Bahnhof mit zirka 30 Mann Bedeckungsmannschaft.

Sämtliche Engländer waren am Bahnhof und verabschiedeten sich von uns, und um 10 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, wir kamen über Bordeaux am 3. um $^1/_2$3 Uhr morgens nach Orleans, Corbeil, Nancy, Straßburg, Stuttgart, Augsburg, München und endlich am 9. früh $7^1/_2$ Uhr glücklich nach Landshut, wo ich, nun wieder in der Heimat, von meiner Wunde bald vollkommen genas.

Heute, nach fast 25 Jahren, denke ich jedoch noch immer an die Zeit, wo ich verwundet und gefangen war!

Oberst Graf Ysenburg bei Coulmiers.

Dem k. b. 13. Infanterie-Regiment „Kaiser Franz Joseph von Österreich" zum 25. Jahrestag in treuer Anhänglichkeit hochachtungsvollst gewidmet.

In all the trade of war no feat
Is nobler than a brave retreat.

Des Bayernheeres Ruhmeskranz
Auf jedem Blatt wohl nennt
Ein Siegen, woran Anteil hat
Das „Kaiser"-Regiment.
Und wem auf seiner Siegesbahn
Folgt es durchs Feuer durch?
Sein allverehrter Oberst ist's,
Graf Ludwig Ysenburg.

In Minderzahl bei Coulmiers stand
Der Bayern tapfre Schar,
Die mit gewohntem „Löwenmut"
Warf nieder Frankreichs Aar.
Der Kampf wogt heiß. Graf Ysenburg —
Sonst Milde in dem Blick —
Ruft streng und laut durchs Kampfgewühl:
Kein Braver weicht zurück!

Sie hören's all' und halten stand,
Ob Mann um Mann auch fällt;
So wirkt des tapferen Führers Wort,
Daß jeder kämpft als Held.
Ein leuchtend Beispiel sprengt entlang
Der Front durchs Feuer durch,
Der Oberst unterm Jubelschall:
Hoch! Vater Ysenburg!

Ihr habt, treu eurer Väter Weis',
Die gleich euch schlachterfahren,
Aufs Haupt verdient das Lorbeerreis,
Ein Held in weißen Haaren! —
Und mit dem höchsten Orden lohnt
Den Ritter sonder Furcht,
Sein König, der zu lohnen weiß —
Habt Dank, Graf Ysenburg! —

Nun ruht er in Encherion
Im Saal der alten Helden,
Mit Paladin am höchsten Thron
Des Herrschers aller Welten.
Und fragt man heut: wer führte dort
Von Sieg zu Sieg euch durch?
Nennt jeder Mann des Regiments
Mit Stolz Graf Ysenburg.

München, im Jubiläumsjahr 1895.

Alfred Freiherr von Horix.

Der Überfall von Donnemarie.

Von Adolf Zimmermann, ehemal. Korporal im 1. Großh. hess. Infanterie-(Leibgarde-) Regiment.

Um die Mittagsstunde des 10. November erreichten wir die alte ehrwürdige Bischofsstadt Troyes, vor welcher das Korps zusammengezogen wurde. Bald darauf sprengte Prinz Friedrich Karl von Preußen in seiner malerischen Husarenuniform, an der Spitze einer großen Zahl hoher Offiziere, unsere Reihen entlang, überall von begeisterten Hurrarufen empfangen. Dann betraten wir strammen Schrittes in musterhafter Ordnung unter den schmetternden Klängen der Regimentsmusik die Stadt, defilierten vor dem Prinzen und rückten in die bestimmten Quartiere. Ich traf es diesmal mit meinen Leuten auf eine ausgezeichnete Weise. Wir kamen in das Haus eines höheren katholischen Geistlichen, welcher samt einem anwesenden Kaplane uns in der liebenswürdigsten Weise aufnahm und verpflegte. Vergnügt in dem Gedanken, hier einige Ruhetage genießen zu können, sahen wir dem nächsten Morgen entgegen, der jedoch, wider alles Erwarten, den Befehl zum schleunigsten Weitermarsche brachte, da die französische Armee, welche sich an der Loire gebildet hatte, immer neuen Zuzug erhielt und den in der Gegend von Orleans stehenden deutschen Truppen gefährlich wurde und die Bayern nach tapferster Gegenwehr aus dieser Stadt bereits verdrängt hatte. So marschierte denn unser Korps in der größtmöglichen Beschleunigung nach der Loire.

Da aber eine dauernde Besetzung der wichtigen Stadt Troyes für notwendig erachtet wurde, erhielten zwei Offiziere, einige Unteroffiziere

und etwa 150 Mann, sämtlich unserer Brigade angehörend, den Befehl, als Besatzung zurückzubleiben. Es wurden zu diesem Kommando meistens solche Leute gewählt, welche durch die vielen Märsche fußkrank geworden waren. Auch ich wurde vom Kompagnieführer zum Bleiben bestimmt, da mir das Vorwärtskommen in letzter Zeit sauer geworden war. Aus diesem Grunde war ich auch sehr damit einverstanden und machte mich leicht mit dem Gedanken vertraut, einige Wochen hier zubringen zu müssen, wenn mir auch der Abschied von den Kameraden nicht leicht wurde, und eine Ahnung, als stünde uns Böses bevor, mich beschlich.

Nachdem die Truppen abmarschiert waren, bezogen wir die nötigen Wachen. Völlig ausgesöhnt mit dem Schicksalswechsel, setzte ich mich in der behaglich durchwärmten Wachtstube auf das Sofa, zündete eine treffliche Zigarre an und ließ die Gedanken in die Ferne schweifen, die zuletzt an meiner Kompagnie haften blieben, welche nun gewiß mit weniger Seelenruhe in dem kalten November die Landstraßen durchmaß. Am nächsten Tage ließ die Ablösung lange auf sich warten, und als sie endlich ankam, bemerkten wir zu unserem Erstaunen, daß preußische Landwehrleute unsere Stelle einnahmen. Mir ahnte sofort nichts Gutes, welches Gefühl, wie sich bald herausstellen sollte, durchaus gerechtfertigt war; denn als ich die Sehenswürdigkeiten der interessanten Stadt in Augenschein zu nehmen begann, teilte mir ein Offizier mit, daß wir durch einmarschierte Landwehr überflüssig geworden seien und morgen früh unseren bezüglichen Regimentern nachzurücken hätten.

Wer sich vorzustellen vermag, was es bedeutet, wenn fußkranke Leute durch eine von diesseitigen Truppen fast nicht besetzte, dagegen von fanatisiertem Bauernvolke bewohnte Gegend längere Zeit marschieren sollen, bis sie wieder mit ihrem Truppenteile sich vereinigen können, wird sich wohl leicht in unsere Gemütsstimmung versetzen.

Am andern Morgen, es war der 13. November, sammelten wir uns auf dem Marktplatze und vernahmen, daß ein Teil der Mannschaft und die beiden, zu dem Kommando gehörenden Offiziere durch Krankheit gezwungen waren, zurückzubleiben. Der Etappenkommandant betraute daher den ältesten Unteroffizier mit dem Befehle über uns und erteilte ihm einige Instruktionen, konnte ihm aber leider keine Karte mit auf den Weg geben. Auch von uns war niemand im Besitze einer solchen.

In der Stärke von etwa 120 Mann marschierten wir ab. Schon auf dem ersten Marsche mußte ich wahrnehmen, daß es ohne Offizier

nicht ganz leicht war, sich die notwendige Autorität zu verschaffen und zu erhalten, weshalb ich mir für meinen Teil, unterstützt von den übrigen Unteroffizieren, die größte Mühe gab, jede Spur von Unordnung fernzuhalten. Ich erhielt besonders von einem Unteroffizier kräftigen Beistand in meinen Bemühungen, welcher sich bald als ein alter Schulfreund von mir zu erkennen gab. Wir freuten uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen doppelt des schönen Zusammentreffens, ahnten aber in diesem Momente gewiß nicht, daß wenige Tage darauf der eine von uns an des andern Seite tödlich getroffen zusammensinken sollte. In dem heute erreichten Quartiere, St. Martin de Bossenay, wurde Rasttag gehalten. Ich fand in dem Ortspfarrer einen liebenswürdigen gemütvollen Herrn, mit dem ich lange eine anregende Unterhaltung führte. Trotzdem wäre ich viel lieber weiter marschiert, um möglichst bald mein Regiment wieder zu erreichen. Das nächste Quartier nahmen wir in Sourdun.

Es ging mir allgemach wie manchem von uns: die Thatsache, daß wir bisher ganz unangefochten unsere Märsche ausgeführt hatten, verscheuchte nach und nach die düsteren Besorgnisse, mit denen ich Troyes verlassen hatte. So quartierte ich mich heute mit meinem Burschen in ein sehr abgelegenes Schloß, das, von dem Eigentümer verlassen, nur von der Dienerschaft bewohnt wurde. Wir erhielten die vorzüglichste Verpflegung, doch gefiel es uns nicht, als des Abends eine größere Anzahl junger kräftiger Männer erschien, die lange heimlich zusammen sprachen und dabei wenig freundschaftliche Blicke uns zuwarfen. Indessen zogen wir ungehindert ab. Als wir jedoch wenige Minuten von Sourdun entfernt waren, wurde uns auf unserem Zuge die erste ausgeprägt feindselige Kundgebung dadurch zuteil, daß von dem Kirchturme auf uns gefeuert wurde. Der Schuß war nicht schlecht gezielt: hell und scharf pfiff die Kugel über unseren Köpfen hin und schlug wenige Schritte vor der Spitze der Kolonne in den Boden. Die uns durch diesen Schuß gewordene Warnung war von sehr heilsamer Wirkung, da sofort die Gewehre geladen wurden. Welches schreckliche Unglück hätte uns betroffen, wenn wir an dem folgenden, an und für sich schon unheilvollen traurigen Tage keine Kugel im Laufe gehabt hätten!

Da der Schuß vereinzelt geblieben war, und wir daher keine Ursache zu fernerem Aufenthalte hatten, marschierten wir weiter und langten nachmittags in dem netten freundlichen Städtchen Donnemarie an. Ich begab mich, von meinem Burschen begleitet, in eine mit fürstlicher Pracht ausgestattete und von einem entzückend schönen Parke umfriedete Villa,

woselbst wir kalt, aber mit größter Höflichkeit von dem Besitzer, einer hocharistokratischen Erscheinung, aufgenommen wurden.

Nachdem ich mich genügend erfrischt hatte, unternahm ich in dem Städtchen einen kleinen Rundgang, der leider wenig Gutes wahrnehmen ließ. Die Einwohnerschaft trug unverhohlen ihren grimmen Haß zur Schau, Drohungen gegen uns wurden von den verschiedensten Seiten laut, und schadenfroh betrachteten uns die immer größer werdenden Gruppen. Dazu kam, daß der offenbar wohlhabende Ort unseren Soldaten berauschende Getränke in überreichlicher Fülle bot, und diese verführerische Gelegenheit in einer Ausgiebigkeit von manchem benutzt wurde, die berechtigte Befürchtungen wachrufen mußte. Alles dieses zusammengenommen ließ mich dringend wünschen, daß der Abmarsch beschleunigt würde, was indessen nicht zu erreichen war. Da in dieser Angelegenheit nichts mehr zu thun war, ging ich resigniert nach dem Quartiere zurück. Bei der Abendtafel, zu der ich von dem Hausherrn gezogen wurde, hatte ich Gelegenheit, den Luxus und die Raffinerie einer hochfeinen französischen Küche kennen zu lernen, und hätte bei dem feurigen Burgunder sicher mein Unbehagen verloren, wenn an dem Tische nicht wiederholt Andeutungen und Bemerkungen gefallen wären, die nur geeignet sein konnten, mein Mißtrauen wach zu halten, ja zu verstärken. Mitternacht war längst vorüber, als ich mein Lager aufsuchte.

Es war für den 18. November, wie gewöhnlich, der Abmarsch auf die achte Morgenstunde festgesetzt worden, und fanden wir uns demgemäß pünktlich auf dem Sammelplatze ein, woselbst auch die für den Transport unseres Gepäckes bestellten Wagen sein sollten, doch war nichts von denselben zu sehen. Als unser Führer ankam und dem Weitermarsche nichts mehr im Wege stand, waren die Wagen immer noch nicht zur Stelle, wohl aber bildeten sich Gruppen von Blusenmännnern, die mit unerhörter Frechheit uns musterten und ihre boshaften Bemerkungen so offen austauschten, daß ich in hellen Zorn geriet und mit dem größten Teile der Mannschaft meine und der Unteroffiziere dringende Bitte um sofortigen Abmarsch umsomehr vereinigte, als es in meinen Augen durchaus unwesentlich war, den Tornister heute einmal zu tragen. Unsere Bemühungen bewirkten denn auch, daß wir endlich gegen halb 9 Uhr Donnemarie verließen, — in den Straßen von Kundgebungen begleitet, die ich nimmer vergessen werde.

Unser Führer marschierte mit der Spitze der Kolonne etwa 150 Schritte vor dem Haupttrupp.

Nach einer halben Stunde traten wir in den Wald ein und wurden nach wenigen Schritten von der linken Seite mit einer furchtbaren Salve begrüßt. Es folgte ein Moment grauenhafter Verwirrung. Auf der Chaussee, welche wir passierten, lagen die Toten und Verwundeten im Blute, unter ersteren mein Schulfreund, welcher an meiner Seite, in lebhaftem Gespräche mit mir begriffen, durch einen Schuß in das Herz lautlos zusammengebrochen war.

Längs des Weges zog sich ein breiter, ziemlich tiefer Graben, in welchen wir sofort sprangen und ein lebhaftes Schnellfeuer auf die hinterlistigen Feinde eröffneten, dessen gute Wirkung nicht ausblieb. Trotzdem war unsere Lage sehr kritisch: zwei Unteroffiziere waren kampfunfähig, und von einer Gefechtsleitung war von meinem Standorte aus wenig wahrzunehmen. Wir schossen uns über eine Stunde tüchtig mit der heimtückischen Rotte herum, und manchem wird es wie mir gegangen sein, der ich bald über keine Patrone mehr zu verfügen hatte. Gegen halb 11 Uhr zogen sich die Feinde zurück und überließen uns das Gefechtsfeld. Der Überfall wird jedem, der ihn miterlebte, für alle Zeiten eine trübe Erinnerung sein.

Nachdem das Gefecht gänzlich verstummt war, nahmen wir unsere armen Verwundeten mit und verließen den verhängnisvollen Wald. In einiger Entfernung sammelten wir uns an einem Gehöfte, dessen Eigentümer die Bestattung der Gefallenen übernahm.

Ein auf dem Hofe dienender Knecht, aus der Schweiz gebürtig, hatte die Freundlichkeit, uns bis zur nächsten Etappe zu begleiten, und ihm verdanken wir, daß wir auf dem nächsten Wege nachmittags in Monterau ankamen. Unser Führer meldete dem dortigen Kommandanten die Ankunft, lieferte die Verwundeten, welche wir auf zwei Wagen mitgeführt hatten, ab und erstattete über unser jüngstes Erlebnis seinen Bericht. Wie wir später vernahmen, soll alsbald ein aus den drei Waffen zusammengesetztes Detachement in die Gegend von Donnemaire zur Untersuchung gesandt worden sein.

Monterau war an jenem Tage stark mit Militär belegt, und mußte daher jeder sehen, wie er unterkam. Ich suchte mit meinem Burschen Einlaß in einen Bäckerladen; des Meisters Frau jedoch, eine bildhübsche Erscheinung, war über unser Eindringen so erbost, daß sie mir mit der geballten Faust in das Gesicht schlug und sodann den unliebsamsten Gebrauch von ihren zarten Fingernägeln machte. Es kostete viele Mühe, die Wütende beiseite zu schieben, bei welcher Gelegenheit sie fort-

während zu Thätlichkeiten schritt, die ich nicht mit gleicher Münze heimzahlen wollte, so empört ich auch über den Widerstand, zumal am heutigen Tage war.

In der Nacht wurde ich durch Töne aufgeweckt, die wie das Stöhnen eines gequälten Menschen klangen. Die Nerven waren durch die gestrigen Szenen überreizt, so daß ich aufsprang und die Ursache des Geräusches ergründen wollte. Für diesmal allerdings war die Erregung überflüssig, denn im Nebenzimmer stand der Bäcker paradiesisch kostümiert am glühenden Backofen und knetete Teig, welche Beschäftigung jenes Ächzen im Gefolge hatte. Der Anblick war mir neu und sehr unappetitlich.

Im Vereine mit einem Ersatztransporte aus der Heimat marschierten wir, unter dem Kommando eines Kavallerieoffiziers, am nächsten Morgen ab und waren froh, nunmehr eine Macht von etwa 300 Mann zu bilden, unter denen ich mehrere Bekannte begrüßte. Der heutige Marschtag führte uns durch den herrlichen Wald von Fontainebleau, dessen Beschaffenheit einen neuen feindlichen Angriff sehr möglich erscheinen ließ, da hinter den mächtigen Bäumen und zerklüfteten Felsen der passenden Verstecke so viele waren, daß wir auf alle Eventualitäten gefaßt sein mußten. Doch erreichten wir unangefochten die berühmte prachtvolle Stadt Fontainebleau, woselbst ich in einem Gasthofe angenehme Unterkunft fand. Ein Gang durch die Stadt war sehr lohnend, und bewundernd schaute ich das historische, entzückend schöne Schloß an, aus dessen Fenstern Napoleon Abschied von seinen getreuen Garden nahm.

Nach zwei weiteren Marschtagen erreichten wir unsere bezüglichen Truppenteile, und der Zug war zu Ende. Schmerzlich bewegt gedachten wir der traurigen Begebenheit, welcher brave tüchtige Männer zum Opfer fielen, die in heißer Feldschlacht todesmutig den einstürmenden Gefahren die Stirn geboten hatten und von der Sichel des Todes verschont geblieben waren, um unter den Kugeln von Meuchelmördern ihr junges Leben auszuhauchen!

Ein vergessener Posten.

Nacherzählt von A. v. H.

Nach der ersten Einnahme von Orleans wußte man sich alsbald zum Verkehr nach rückwärts und zur bequemeren Beischaffung der von der Heimat anlangenden Sendungen, deren Transport auf der Straße Zeit und Pferdematerial erfordert haben würde, den in der Richtung auf Paris laufenden Schienenstrang dienstbar zu machen. Solch ein Zug erinnerte mich lebhaft an den seinerzeitigen Betrieb der Nürnberg-Fürther Eisenbahn: hier waren es meist vier mit je einem Percheron bespannte Güterwagen. Das Wagenmaterial fand man im Bahnhof Orleans, aber ohne Lokomotiven, welche durch Herausnahme irgend eines Hauptteils unbrauchbar gemacht waren; auf den Stationen nordwärts war weder rollendes Material noch Personal, und das Inventar der Betriebsbureaus und Wartsäle war weggeholt oder verbrannt. Ich selbst erinnere mich, daß ich auf solch einer kalten Fahrt schon auf der zweiten Station aus einem Dienstlokal durch Mannschaften den Ofen herausnehmen und im Gepäckwagen aufstellen ließ; an Kohlen zu dessen Nahrung fehlte es nicht. Bei den ersten dieser Fahrten begab sich beim Passieren der jeweiligen Station ein Betriebsbeamter gefolgt von vier mit Obergewehr bewaffneten Geniesoldaten in den Ort, um mittels Affichierung einer vom kommandierenden General unterzeichneten Verordnung, in welcher bei strenger Ahndung die Zerstörung des Bahnkörpers verboten war, die Einwohner von der deutscherseits unternommenen Wiederaufnahme des Bahnbetriebes zu verständigen. Im Interesse des Dienstes war es jedoch gelegen, möglichst bald die kleinen Bahnhöfe unter verlässigeren Schutz zu stellen und das Oberkommando verfügte daher in denselben das Aufstellen je eines genügend starken Unteroffizierspostens.

Einen solchen an einer kleinen Station zwischen Orleans und Artenay gelegenen Station — der Name ist mir nicht gegenwärtig und sehr nebensächlich — befehligte Sergent Graf M. unseres 10. Regiments in der Stärke von einem Gefreiten und acht Mann. In einem ziemlich ausgeräumten Lokal des Bahngebäudes etablierte Graf M. Wohn- und Schlafraum; dann begab er sich ins Dorf zum Maire, ihm

seine Anwesenheit und vorläufiges Verbleiben zu notifizieren; ferner trug er ihm die Beischaffung von Bettutensilien auf und regelte gleichzeitig die Lieferung der Lebensmittel, um welche er täglich früh zwei Mann hereinsenden würde. Bei jener angenehm berührenden Gewandtheit, wie sie in Frankreich schon solchen Repräsentanten eigen ist, auf welche der Begriff „Bauern-Bürgermeister" keineswegs in ungünstigem Sinn angewendet und gedeutet werden darf, wickelte sich der geschäftliche Teil bald ab — um so schneller, als Graf M. zu den sehr wenigen Armeeangehörigen zählte, dessen Französisch thatsächlich eines à la Bismarck gewesen. — Der Dienst war angenehm und einfach: Begehen des Bahnkörpers und nachts außerdem noch Aufstellen eines patrouillierenden Perron-Postens; Graf M., der eine seltene Achtung und Respekt bei seinen Leuten genoß, hatte nach Regelung des Dienstganges seine Zeit für sich und verkehrte Dank seinen vorzüglichen Sprachkenntnissen oft und gern mit Ortsangehörigen.

So waren dem kleinen Kommando seine Tage einförmig aber in ungestörter Ruhe hingegangen, als in der Nacht vom 9. zum 10. November Graf M. vom Posten aus dem Schlafe geklopft wurde, der meldete, daß er in der Ruhe der Nacht seit längerer Zeit fernes Pferdegetrappel und Rollen von Rädern vernehme; der Ton lasse genau erkennen, daß es keine Fuhrkolonne aus Wagen bestehend sei, sondern es seien Geschütze. Gefragt, in welcher Richtung diese Bewegung, konnte der Posten allerdings keine Auskunft geben; Graf M. dachte auch nicht weiter darüber nach, sondern legte sich wieder zur Ruhe.

Am Morgen begaben sich wie gewöhnlich zwei Mann unter Führung des Gefreiten ins Dorf zum Fassen; sehr schnell und sichtlich aufgeregt kamen sie zurück mit der Meldung, daß man ihnen die Weiterlieferung verweigert habe, daß sie jetzt in lauter drohende Gesichter sehen mußten und in Variationen hatte man ihnen mit deutlicher Handbewegung als Begleitung „Prussiens kaput!" zugerufen. Nun begab sich Graf M. mit den Leuten persönlich ins Dorf. Hatte man auch noch soviel Artigkeit, gegen denselben nicht gerade unartig zu werden, so erklärte man ihm doch mit eisiger Kälte, daß im Lauf der Nacht die deutschen Truppen sich ohne Aufenthalt zurückgezogen hätten. Graf M. war ob dieser mit grausamer Klarheit gegebenen Auskunft sichtlich überrascht und erschrocken; dann aber bedeutete er dem Maire, er müsse jedenfalls den Befehl zum Abrücken von seinem Posten abwarten und ersuchte also, ihm wenigstens für heute noch die Lebensmittel zu liefern.

Diese Ruhe und Pflichttreue imponierten dem Maire und seiner Umgebung und, wohl wissend, daß das kleine Bahnhofkommando jetzt weit und breit die letzte feindliche Abteilung sei, entsprach er des Grafen Bitte. Indes unterließ er nicht, den letzteren aufmerksam zu machen, daß die französische Armee vielleicht schon in wenigen Stunden nachrücken werde; dann sei ihm Gefangennahme gewiß. — Graf M. meinte lächelnd, daß so eine Handvoll Leute sich ja schnell unter dem Schutz des Bahndammes in Sicherheit bringen könne, und er werde den richtigen Moment gewiß nicht übersehen. Der Maire empfand immer mehr Hochachtung vor solcher Sprache, welche „in jeder Faust eine Armee“ vermeinen ließ, und verlieh seiner Bewunderung Worte, indem er ganz ernst bemerkte: „vous avez chacun le courage d'un bataillon!“

Nun begab sich Graf M. mit den Leuten und den gefaßten Lebensmitteln ruhig wie sonst an den Bahnhof zurück. Dort erst traf er seine Vorkehrungen zu einer nötig werdenden Flucht: die Mannschaft mußte sofort die Tornister packen, und wie auf Feldwache mit umgehängter Rüstung durfte sie dann dem Geschäft des Kochens nachgehen, Graf M. stellte aber sofort zwei Posten mit verschiedener Front auf und unterhielt selbst unausgesetzte Verbindung zwischen denselben. Aber alles blieb ruhig, und als die Menage fertig war, konnte man sich ungestört zu Tische setzen.

Da, im Laufe der ersten Mittagsstunden, meldete der mit Beobachtung des Bahnkörpers betraute Posten, daß sich auf dem Geleise Wagen daherbewegten, auch zur Rechten des Dammes sehe er Menschen und Pferde. Graf M. beobachtet nun selbst durchs Glas und erkannte deutsche Uniformen aller Waffen; umgeben von seiner gesamten Mannschaft ließ er den Zug herankommen. Das Erstaunen der Ankommenden, hier noch eine Wache in friedlicher Arglosigkeit zu finden, war ersichtlich. Ohne Umschweife erzählte man Graf M., daß die Flüchtigen aus Lazareten in Orleans mit Aufbieten aller Kräfte geflohen seien, daß der Feind sehr bald da sein werde, und forderte den Grafen auf, alle Bedenken „wegen eigenmächtigen Abgehens vom Posten“ niederzuschlagen und sich anzuschließen. Graf M. sah ein, daß sein Einziehen im Trubel des Rückzuges vergessen worden sein müsse, und so gab er Befehl zum Antreten und übernahm die Beschützung der Verwundetenkolonne.

Spät abends in der Gegend von Artenay traf er auf bayerische Abteilungen, fragte sich auch schnell zu seinem Regiment und Bataillon durch, und während er die Mannschaft zu ihren resp. Kompagnien entließ,

begab sich Graf M. zur Meldungserstattung zu seinem Major. In dieselbe legte er aber doch einen solch vorwurfsvollen Ton und sah den Kommandanten so eigentümlich an, was dem seelenguten Major v. H. nicht entging; und seinem Sergenten die Hände reichend gab er die klassische Erklärung:

„Ach, bin ich froh, daß Sie doch wieder da sind, Graf M.! seh'n S', im Vorbeimarschieren hat schon einer auf Sie aufmerksam gemacht, daß man sie mitnehmen soll — aber ich hab g'sagt: der ist schon selber so gescheidt und drückt sich rechtzeitig — und sagen S' selber: ich hab recht gehabt!?"

„Ich danke für das schmeichelhafte Zutrauen", entgegnete sich verbeugend aber noch immer ärgerlichen Tones Graf M. — „wenn aber der Herr Major unrecht gehabt hätten, so wären ich und meine Leute jetzt tot und verwundet oder mindestens Gefangene!"

Entlassung der bayerischen Aufnahms-Feldspitäler IX und X aus Orleans.

Vom damaligen Regimentsarzt Dr. M . . .

Als in der Nacht vom 8. auf den 9. November das bayerische erste Armeekorps von der Tann die Stadt Orleans verließ, befanden sich daselbst noch die zu diesem Armeekorps gehörigen Aufnahms-Feldspitäler IX und X, welche im Verein mit mehreren Ärzten der Aufnahmsfeldspitäler II und VI noch eine Anzahl Internisten zu behandeln hatten.

Auch einige verwundete und erkrankte Offiziere, welche meist in Privatquartieren in der Stadt zerstreut lagen, wurden von verschiedenen Ärzten der genannten Spitäler behandelt.

Als am 9. November nachmittags die Nachricht von dem Rückzuge des Korps bekannt wurde, begaben sich die Ärzte rc. in ihre betreffenden Spitäler. An einen Abmarsch derselben konnte nicht mehr gedacht werden, da die drohende Haltung des sich mehr und mehr anhäufenden Volkes einem solchen sich entgegen gesetzt haben würde.

Was zunächst die nun folgenden Vorgänge betrifft, so erschienen noch an demselben Abend und in der Nacht zahlreich bewaffnete Haufen

Nationalgarden, Mobilgarden und Franctireurs, sowie einzelne Offiziere dieser Körper; sie nahmen eine Untersuchung der Wägen der Spitäler vor, legten die gefundenen, zur Ausrüstung des Spitals gehörenden Waffen ꝛc. unter Beschlag und nahmen aus den zum Transport des ärztlichen ꝛc. Personals dienenden Chaisen Gegenstände, meist Privateigentum der Ärzte, hinweg.

Am nächsten Morgen wurde von den genannten Truppenteilen die Pferde der Spitäler weggeführt. Ebenso wurde den Offizieren, Ärzten und Beamten der Spitäler die Säbel abgefordert mit der Bemerkung, daß dieses Vorgehen auch von deutscher Seite stattgefunden habe. Die gegen die Wegnahme der Pferde und Säbel eingelegten Proteste wurden nicht berücksichtigt.

Eine vollständige Abschließung war für die Ärzte nicht möglich, da die verwundeten Offiziere deren zum Verbande ꝛc. bedurften. Bei derartigen Besuchen waren die Betreffenden häufig Insulten, Verhöhnungen, Verspottungen ꝛc. des Volkes ausgesetzt, die sich sogar bis zum Angriff mit der Schießwaffe steigerten.

Als in der nächsten Zeit die reguläre Militärmacht Orleans in Besitz genommen hatte und eine Platz-Kommandantschaft eingerichtet worden war, wurden vor allem die Rekonvaleszenten, ferner die Leichtverwundeten und die Erkrankten — kurz alle nur irgend Transportablen mit den Gefangenen nach Pau in Südfrankreich mittelst Eisenbahn abgeführt.

Man hielt streng an dem Prinzipe fest, Verwundete und Erkrankte als Gefangene zu betrachten, und zwar nicht nur bei der Mannschaft, sondern auch bei den Offizieren, von welchen ebenfalls die zu transportierenden nach Pau gebracht wurden.

Nächstdem wurden die Spitäler, welche bis jetzt von den bayerischen Ärzten besorgt wurden, von französischen Ärzten besucht und die Ordination von denselben übernommen; die verwundeten und kranken Offiziere wurden von dem französischen Chefarzt genau notiert und die fernere Behandlung durch französische Ärzte eingeleitet.

Nachdem auf diese Weise für die Übernahme der bayerischen Kranken und Verwundeten durch französische Ärzte Sorge getroffen war, wurde den bayerischen Militärärzten von seiten des Platz-Kommandos durch den Platzoberst mitgeteilt, daß das weitere Verweilen des ärztlichen Personals der bayerischen Feldspitäler in Orleans unstatthaft sei und unter keiner Bedingung mehr zugegeben werden könne.

Zugleich wurde angekündigt, daß **sich sämtliche Ärzte** ebenfalls nach **Pau** zu begeben und hier zur Behandlung der Kranken zu verbleiben hätten. Die Offiziere, Beamten und das übrige Personal sollten einstweilen in Orleans bis zur weiteren Entschließung zurückbehalten werden. Es wurde zwar erklärt, daß die Ärzte in Pau nicht als Gefangene zu betrachten seien, für das Weiterkommen derselben von Pau aber nur geringe Hoffnung gemacht.

Da gegen diese Weisung sich von verschiedenen Seiten, namentlich auch von seiten des Erzbischofs von Orleans Einsprache erhob, so erfolgte unmittelbar vor Ausführung dieses Befehls, nach Pau zu gehen, **Gegenordre**, und es wurde der Befehl in der Weise modifiziert, daß **nur zwei bayerische** Militärärzte sich mit dem Transporte von Verwundeten und Kranken nach Pau zu begeben hätten. Zur Begleitung des Transportes wurden die Landwehrassistenzärzte Dr. Wilhelm Fischer und Dr. Max Buchner bestimmt.

Zugleich wurde die Weisung erteilt, nachmittags — 15. November — sich behufs Empfanges einer weiteren Ordre auf dem Bureau der Kommandantschaft einzufinden. Dort wurde die Eröffnung gemacht, daß von seiten des französischen kommandierenden Generals die Absicht bestehe, die Feldspitäler mit ihrem gesamten Personale und ihrem Materiale am nächsten Tage zu den deutschen Vorposten zu entlassen, und zwar mit der entsprechenden Sauvegarde, vorausgesetzt, daß an die Stelle der genommenen und nicht mehr zum Vorschein gekommenen Pferde der Spitäler andere von seiten der Mairie oder französischen Militärverwaltung zur Stelle geschafft werden könnten, und mit dem Vorbehalte, daß diese Pferde lediglich bis zu den äußersten deutschen Vorposten gebraucht werden dürften und hier andere von der deutschen Armee gestellt werden müßten.

Während der Beratung, die über diese Proposition gepflogen wurde, erschien ein Offizier des französischen Platzkommandos mit der Mitteilung, daß sich trotz aller Mühe nicht die erforderliche Zahl von Pferden für **eine**, geschweige denn für **beide** Ambulanzen finden ließe, und daß die vom General gemachte Proposition zurückgezogen werden müsse. Abgesehen auch davon, daß die Pferde in hinreichender Menge vorhanden gewesen wären, so würde doch der Marsch zu den deutschen Vorposten aus dem Grunde nicht wohl möglich gewesen sein, weil der kommandierende General der betreffenden Teile der Loire-Armee die Erklärung abgegeben hatte, unter keiner Bedingung ein Passieren der Vor-

posten von irgend jemand zugeben zu wollen, und daß in dieser Richtung die Bestimmungen des Generals in Orleans für ihn nicht maßgebend seien.

Noch an demselben Abend erfolgte von seiten des Kommandierenden in Orleans ein anderer Vorschlag zur Rückkehr zur Armee in der Weise, daß der Weg zu derselben mittelst Eisenbahn über Genf zurückgelegt werden sollte. Nachdem die Annahme dieser Proposition mittelst einer schriftlichen Erklärung von seiten der Feldspitäler effektuiert war, so wurde noch das gleichzeitige Fortbringen des Materials erörtert. Die Möglichkeit, dieses Material mitzunehmen, mußte wegen des absoluten Mangels an Eisenbahnwagen für einen derartigen Transport aufgegeben werden und konnte nur ein Teil des Instrumentariums, als des wertvollsten Bestandteiles, mitgenommen werden. Zugleich gelang es auch noch, und zwar beim Feldspital Nr. IX, unter den größten Schwierigkeiten den in 3155 fl. bestehenden Barvorrat der betreffenden Kassen zu retten. Für das zurückgebliebene Material wurde jede mögliche Schonung und Garantie von der Militärbehörde versprochen. Das Privateigentum vollständig mitzunehmen, wurde keinem Anstande unterzogen, ebenso gestattete man, die Säbel wieder anzulegen, jedoch fanden sich dieselben auf der Mairie, woselbst sie deponiert sein sollten, bis auf zwei nicht mehr vor.

Am 16. November um 1 Uhr wurde der Zug, mit welchem das Personal der Ambulanzen von Orleans abging, expediert, und zwar im Beisein des Platzobersten. Der Weg wurde über Tour, Bordeaux, Toulouse, Carcassone, Cette, Montpellier, Valence, Grenoble, Chambery, Genf, Romanshorn und Lindau genommen, woselbst man am 20. nachts 11 Uhr anlangte. Die Reise durch Frankreich war eine sehr unerquickliche, weil es das an den verschiedenenen Stationen in zahlreicher Menge versammelte Volk an Insulten und Verhöhnungen nicht fehlen ließ. Thätlichkeiten fielen jedoch nicht vor, was vorzüglich dem äußerst maßvollen, zurückhaltenden Benehmen unserer Soldaten zu verdanken ist.

Das Eiserne Kreuz.

Von A. v. Horix.

Pauper ubique jacet.
Horaz.

Es fehlen mir die Worte, um den Nimbus zu schildern, mit welchem für uns dieser Begriff umgeben war — Das Eiserne Kreuz. Wie wenige hatten vorher von dieser Kriegsauszeichnung je gehört; ich selbst erinnere mich nur, seiner Zeit in einem illustrierten Blatt die Abbildung der „letzten Parade der Ritter des Eisernen Kreuzes" gesehen zu haben, ohne damals den zugehörigen Bericht zu lesen. Mag man über besondere Auszeichnungen für Leistungen im Krieg denken wie immer — für den Kämpfer vom Gemeinen bis zum Offizier aller Grade bildet solch ein aller Welt sichtbares Zeichen außergewöhnlicher Thaten einen Sporn zur Pflichterfüllung im weitestgehenden Maß.

Nach den ersten Gefechten und Schlachten war jeder begierig, diese Auszeichnung an irgend einem glücklichen Träger zu Gesicht zu bekommen, und ich erinnere mich, wie sich in den Septembertagen in einem Quartier, das wir mit dem zur Brigade gehörenden Jägerbataillon teilten, die Nachricht verbreitete, daß ein Oberjäger (Feldwebel) das Eiserne Kreuz trage. Als das Jägerbataillon zum Appell antrat, ging ich wie viele andere eigens heran und nahm das wider Erwarten einfache Kreuz genauestens in Augenschein.

Die häufigen Engagements und der rühmliche Anteil unserer Truppen an denselben machte das Eiserne Kreuz in unseren Reihen schon häufiger, und gewiß war es nicht gelber Neid auf den jeweiligen glücklichen Inhaber, wenn man der oft zu Gesicht kommenden Dekoration fernerhin kein weiteres Augenmerk schenkte. Späterhin geschah auch die Verleihung nicht mehr an den Einzelnen, sondern die sich rasch folgenden Gefechte und die im Verhältnis stehende große Zahl zu Belohnender bedingte die Hinausgabe einer Menge von Kreuzen an die Korps zur Verteilung an die Truppenkörper, welche am besten in der Lage sind, die Würdigsten zu belohnen. Wer die Wahl hat, hat die Qual, und es war nicht immer leicht, hier nicht anzustoßen durch unabsichtliches und dort nicht zu verletzen durch bewußtes Übersehen.

An einem Rasttag in der Beauce umstanden zur Stunde der Befehlausgabe die Feldwebel des 1. Bataillons 11. Regiments ihren Adjutanten. Als die von oben herabgelangten Befehle in die Brieftafel diktiert und interne Bataillonsangelegenheiten erledigt waren, gab der Adjutant mit einem à propos! noch bekannt, daß von der letzten Ordensverteilung ein Eisernes Kreuz übrig geblieben sei; die Kompagnien möchten zum Frührapport Vorschläge machen, welche der Herr Major dann prüfen werde.

Auf die keine Antwort heischende stereotype Frage „sonst noch was?“ folgte alsbald die ebenso stereotype Entlassungsformel „'s ist gut, Feldwebels!“ und gefolgt von den Jour-Unteroffizieren stampften dieselben aus dem Zimmer.

Der bei der Befehlsausgabe ebenfalls anwesende Regimentstambour war zurückgeblieben, reckte seine nicht allzugroße Figur und strich in einiger Erregung, nicht mit der ihm sonst eigenen orientalischen Ruhe, den glänzend schwarzen Bart.

„Haben Sie noch etwas, K.?“ fragte in seiner wohlwollenden Weise Adjutant M. den Tambourmajor, der sich nochmals in die Höhe richtete und also anhub:

„Jawohl, Herr Adjutant! — — — Her Adjutant, es liegen dreiundzwanzig Dienstjahre hinter mir, innerhalb deren — von 49 und 59 abgesehen — zwei wirkliche Kriegsjahre, in denen ich als Regimentstambour dem Regiment voranmarschierte zu Ruhm und Sieg — wenigstens diesmal“, fügte er gleichsam sich verbessernd bei und fuhr fort: „Herr Adjutant! Es ist mir zwar nicht vergönnt als Gewehrtragender an den Gefechten teilzunehmen, doch bin ich auch in den ernstesten Momenten nicht vom Platz gewichen. Wenn wir nach nun drei Monaten heut oder morgen in die Garnison zurückkehren — ich an der Spitze des Regiments würde mich vor den Pflastersteinen schämen, müßte ich so ganz ohne alle Auszeichnung dahermarschieren, die ich mit demselben Bewußtsein treuer Pflichterfüllung tragen darf wie unsere Feldwebels. Herr Adjutant! ich bitt' gehorsamst, geben Sie **mir** das Kreuz!“

Adjutant M., der schon nach der Einleitung den Schluß und Zweck der Rede geahnt hatte, lieh ihr mit der ihm eigenen Herzensgüte das Ohr bis zu Ende und erwiderte mit seiner sonoren Stimme und mit mühsam bewahrtem Ernst: „K., Sie sollen das Kreuz haben“, nahm dasselbe vom Schreibtisch und händigte es dem Regimentstambour von kurzer Hand ein, wozu er als Kommandant des „Unterstabes“, zu welchem

die Musik und vieles andere zählte, berechtigt war. „Ich werde hernach dem Herrn Major davon Meldung machen, aber — und er drohte lächelnd mit dem Finger — weihen Sie das Kreuz nicht zu naß ein! Sie verstehen mich?“

K., der sofort bemüht war, die eroberte Dekoration ins Knopfloch seines Waffenrockes zu schlingen, unterbrach diese Thätigkeit, sah dem Adjutanten leuchtenden Auges ins Angesicht und vermaß sich mit Pathos der Versicherung: „Herr Adjutant, das sei ferne von mir“.*)

Adjutant M. schmunzelte; „tragen Sie das Kreuz lange in Gesundheit“ und weiter: „'s ist gut, K.“ Damit war die für K. so glückliche Privataudienz beendet, der jetzt seine eiserne Zier mit Würde und Fassung durch die Gassen des Kantonnements trug.

Regimentstambour K. war nicht nur bei den Unteroffizieren äußerst beliebt, sondern fast noch mehr bei seinen Tambours, die für ihn eine wahre Verehrung hatten, wie sie Kinder dem Vater zollen — sie waren ja auch fast noch Kinder, diese kleinen Tambours à la Kleber, die heute nur noch der Historie angehören. Sie verabredeten für den Abend eine Zusammenkunft ohne die Attribute ihrer „Schlagfertigkeit“, und Regimentstambour K. entsprach gern der Bitte, das ihm geltende Fest mit seiner Anwesenheit zu beehren.

Und wie umringten sie ihren Herrn und Meister und hingen an seinen Lippen, als er ihre Glückwünsche in — wie er schon gezeigt — gewandter Rede dankend erwiderte, wobei er u. a. einfließen ließ, er trage die Dekoration für sie, die sie durch ihr gutes Verhalten bislang den gleichen Anteil hätten. Diese Wendung mußte er einmal von einem General gehört haben, der einen sehr schönen glänzenden Stern auch „für seine brave Brigade tragen und hochhalten zu wollen“ versicherte — hatte ihm wahrscheinlich sehr imponiert.

Übrigens vergab er sich nichts; sagte, daß er einer weiteren ehrenden Einladung der Unteroffiziere folgen müsse, ermahnte die Jungen, Maß zu halten und zur Zeit ruhig in ihre Quartiere zu gehen.

Festlicher und lauter war der Empfang bei den Kameraden, welche die Musik bestellt und „über Zeit“ erbeten hatten, was im Hinblick auf den morgigen Rasttag genehmigt worden war.

Aus diesem letzteren Grunde waren auch die Offiziere länger beisammengeblieben, und es war nahe an Mitternacht, als Adjutant M.

*) Eigene Worte.

heimlenkte. In Gedanken versunken und des Weges nicht achtend, stieß er plötzlich an etwas Weiches und nahm wahr, daß das Marschhindernis etwas Lebendes sei, ein Mensch, denn er hörte deutlich summen: „fest — steht — und — treu . . . . .

„Wer liegt hier!?“ fragte Adjutant M. in die finstere Nacht hinein, sich bemühend, den Daliegenden zu erkennen.

„Der jüngste eiserne Kreuz-Ritter des Regiments!“ klang es zu ihm empor — es war der auf dem Heimweg begriffene Regimentstambour K.

Adjutant M. erfaßte die Situation und ging weiter, um K., der ihn nicht erkannt zu haben schien, nicht zu beschämen. Einen des Weges kommenden Unteroffizier beauftragte er, sich des armen Gefallenen anzunehmen, gegen den er selbst mit keinem Worte der nächtlichen Begegnung und des vergessenen Schwures: „Das sei ferne von mir!“ Erwähnung that.

Unter dem Totenkopf.*)

Skizze von O. Elster.

In dem Sammelwerk über die Thaten der deutschen Truppen in dem großen Kriege 1870/71, auf dessen ruhmreichen, blutgedüngten Schlachtfeldern die deutsche Kaiserkrone erblühte, unter dessen Wettern das deutsche Reich aufs neue in verjüngter Herrlichkeit erstand, sind die heldenmütigen Kämpfe aller deutschen Volksstämme verzeichnet, aller tapferen Regimenter aus Preußens, Sachsens, Bayerns, Württembergs Armee und der mit Preußen verknüpften Kontingente der kleineren Staaten. In diese Ruhmeshalle der deutschen Armee gehören auch die Thaten des kleinen braunschweigischen Truppenkorps hinein, das im Jahre 1870 noch immer unter dem Zeichen des Totenkopfes focht, unter dem es im Jahre 1809 von dem tapferen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls errichtet wurde, das im Jahre 1870 noch immer die historisch denkwürdige schwarze, schnurenbesetzte Uniform trug wie im Jahre 1809,

*) Ich will keine authentische Geschichte der Kämpfe des braunschweigischen Infanterie-Regiments schreiben, nur einige Episoden herausgreifen, wie sie in der Erinnerung der Mitkämpfer dieses Regiments fortleben. Der Verfasser.

dieselbe Uniform, unter der die tapferen Braunschweiger in Spanien, in Südfrankreich, in Sizilien Ruhm und Ehre erfochten, dieselbe Uniform, die sie in dem heißen Kampfe bei Quatrebras, in dem der Herzog Friedrich Wilhelm den Heldentod starb, und bei Waterloo trugen, wo an den Karrees der schwarzen, totenkopfgeschmückten Schar die Angriffe der Milhautschen Kürassiere und die letzten verzweifelten Gegenstöße der alten kaiserlichen Garde zerschellten. Dieselbe Uniform trugen die tapferen Braunschweiger im Kriege 1870, und dieselben zerfetzten blaugelben Fahnen flatterten über den braunschweigischen Bataillonen, die im Sturmwind von Quatrebras und Waterloo ihnen vorangeweht hatten. Die historische schwarze Uniform ist jetzt verschwunden, sie sank mit dem letzten Herzog von Braunschweig vor zehn Jahren in das Grab, aber zum ewigen Zeichen des Ruhmes jener kleinen Truppe befindet sich jetzt noch der Totenkopf und die Inschrift Peninsula auf dem Helm der Infanteristen und der Pelzmütze der Husaren.

„Chasseurs de la mort“ nannten die Franzosen unser Infanterie-Regiment, in dem sie wegen dessen absonderlicher Uniform, des schwarzen Schnürenrockes, des totenkopfgeschmückten Czakos eine besondere Truppe, zu besonderen Unternehmungen bestimmt, erblickten. Und zu einer besonderen Unternehmung wird das Regiment auch nach der Kapitulation der Festung Metz erlesen und von dieser Unternehmung will ich hier zuerst erzählen.

I.

In Chatillon.

Die 40. Infanterie-Brigade, zu der das braunschweigische Infanterie-Regiment gehörte, bildete mit einigen Dragoner-Schwadronen und zwei Batterien die linke Flügeldeckung der in breiter Front von der Mosel nach der Loire abmarschierenden Armee des Prinzen Friedrich Karl. In raschen Märschen die Vogesen durchziehend langte das Detachement Mitte November vor der Festung Langres an, dem Mittelpunkt aller Franctireur-Unternehmungen des Vogesendepartements. Hier geriet aber das Detachement bereits in die Wirkungszone der von Süden herandrängenden Massen der französischen Südarmee, welche, zumeist aus Franctireurs, Mobil- und Nationalgarden zusammengesetzt, auf die deutsche Etappenstraße drückte und ihrer Thatenlust in Überfällen einzelner Etappenposten Luft machte. Es war eine buntgemischte, phantastische Gesellschaft, welche sich unter dem Kommando des alten Garibaldi und seines Sohnes Menotti Garibaldi zusammengefunden

hatte. Im offenen Felde hielten sie den deutschen Truppen kaum stand, aber in nächtlichen Überfällen konnten sie sehr gefährlich werden, zumal die fanatisierte Bevölkerung mit ihnen fraternisierte und manchen Einzelposten der Deutschen auf verräterische Weise ihren Händen überlieferte. So war auch die Etappenstation in Chatillon sur Seine von den Garibaldianern überfallen. Eine Landwehrhusarenschwadron war nachts in ihren Quartieren überrascht und zum großen Teil niedergemacht worden; die übrigen Etappentruppen mußten Chatillon räumen. Das braunschweigische Regiment wurde abgesendet, um Chatillon wieder zu nehmen und die Stadt, deren Einwohnerschaft sich an dem Kampfe beteiligt hatte, zu strafen.

Es war ein trauriger Auftrag, den das Regiment zu erfüllen hatte, die Garibaldianer wurden durch einige leichte Gefechte aus der Stadt vertrieben, ein Bataillon bezog südlich der Stadt dem Feinde gegenüber Vorposten, die anderen beiden Bataillone wurden in die Stadt einquartiert, die eine hohe Kontribution zahlen mußte und einige Stunden der Plünderung der Truppen preisgegeben wurde. Wilde Szenen spielten sich auf den Straßen der unglücklichen Stadt ab. Die Soldaten waren durch den Verrat der Einwohner erbittert; in den Quartieren der Husaren fand man noch die Blutspuren der ermordeten Waffenbrüder, alle Anzeichen wiesen darauf hin, daß hier ein schändlicher Verrat geübt worden war. Die Einwohnerschaft hatte schwer dafür zu büßen. Magazine wurden geplündert, die großen Schaufenster zertrümmert, bald loderten hie und da die Flammen empor, kurz, die Stadt wurde als eine im Kampfe eroberte Festung betrachtet. Schrecken verbreitete sich in der ganzen Stadt, deren Einwohner zum Teil geflohen waren, zum Teil sich in tiefen Verstecken verborgen hielten. Gegen abend senkte sich Ruhe auf die unglückliche Stadt; von den Anhöhen ringsum erglänzten unsere Wachtfeuer, das Regiment befand sich im Alarmzustand, jeden Augenblick einen neuen Angriff des Feindes erwartend.

Lieutenant von R. hatte in einem kleinen Landhause der Vorstadt Quartier erhalten. Seine Kompagnie lag in den nächsten Häusern, die Vorstadt selbst war von dem Bataillon besetzt worden. Erst gegen Mitternacht hatte sich der junge Offizier zur Ruhe begeben, nachdem die Gefahr eines feindlichen Angriffs beseitigt erschien. Von den Einwohnern des Hauses sah er niemanden außer einer alten Dienerin, die ihm und seinem Burschen in mürrischer Weise das Quartier anwies.

Er erkundigte sich bei der Alten nach den übrigen Bewohnern des Hauses, erhielt aber keine Antwort. Ermüdet warf er sich in voller Kleidung auf das Bett, Säbel und Revolver auf den Stuhl vor seinem Bette. Der Bursche hatte sich ebenfalls zur Ruhe begeben; tiefe Stille herrscht in dem Hause, nur der Herbstwind raschelte in dem dürren Laube des Gartens.

Trotz seiner Ermüdung und der Ruhe ringsum konnte der junge Offizier keinen Schlaf finden. Die wilden Szenen des Tages, der Jammer der Einwohner, die prasselnden Flammen der brennenden Häuser, die Aufregung der Soldaten, die sich rächend durch die Straßen der Stadt ergossen, die Erwartung eines heißen Kampfes mit dem grausamen und keine Schonung kennenden Feinde — das alles hatte in des Offiziers Seele eine tiefe Aufregung hervorgerufen, die jetzt noch in der Stille der dunklen Herbstnacht lebhaft nachzitterte. Mit offenen Augen lag er da und starrte in die Finsternis hinaus. An blutigen Kriegsszenen war er gewöhnt, er hatte die großen Entscheidungskämpfe um Metz mit durchgekämpft, er hatte in vielen Ausfallsgefechten während der Belagerung von Metz gefochten, aber die Erbitterung eines zügellosen Volkskrieges, in dem jeder Einwohner als Feind betrachtet wurde, trat ihm erst hier in dem südlicheren Frankreich entgegen, wo die Bevölkerung zum bittersten Haß gegen die deutschen Soldaten aufgehetzt war.

Plötzlich war es ihm, als hörte er auf der Hausflur vor seiner Thür leise, schleichende Schritte und flüsternde Stimmen. Er richtete sich empor und lauschte angestrengt. Da schien eine Hand vorsichtig auf die Klinke der verschlossenen Thür zu fassen. Rasch sprang er empor, erfaßte den Säbel und schlich sich leise zur Thüre, da hörte er deutlich, wie eine weibliche Stimme in klagendem Tone flüsterte: „Thu es nicht, Eugen. Einen Feind im Schlafe zu überfallen, ist ehrlos. Thu es nicht, es könnte uns alle in das Verderben stürzen.“

Eine barsche Männerstimme erwiderte: „Laß mich zufrieden, Konstanze. Ich habe geschworen, jeden Feind Frankreichs aus der Welt zu schaffen. Ich werde meinen Schwur halten. Ein Dolchstoß — und es ist geschehen. Ehe die Preußen es erfahren, befinden wir uns in Sicherheit.“

Wieder faßte die Hand auf die Thürklinke.

Der junge Offizier umkrampfte fest den Griff seines Säbels. Rasch hatte er den Riegel der Thür zurückgeschoben, die Thür sprang auf, ein Angstschrei erscholl, eine dunkle Mannesgestalt prallte einige Schritte

zurück, dann stürzte sie sich mit erhobenen Arm auf den Offizier. Doch dieser sah sich vor, ein Hieb mit dem Säbel und der Feind brach aufstöhnend zu den Füßen des Deutschen zusammen. Mit lautem Aufschrei stürzte sich ein junges Weib über den Getroffenen, ihn mit den Armen krampfhaft umschlingend.

Lieutenant von R. machte Licht und wollte seinen Burschen rufen. Da richtete sich die Frau von dem Verwundeten empor, und der junge Offizier blickte in ein totenblasses, schönes, wenn auch angstverzehrtes Gesicht, das von tiefschwarzem Haar umwallt wurde und dessen dunkle Augen ihn in namenloser Angst anblickten.

„Pitié, monsieur!" jammerte die junge Frau, die Hände dem Deutschen entgegenstreckend. „Haben Sie Erbarmen mit uns — es ist mein Gatte, den Sie getötet haben — er wollte Sie töten — ja, aber ich hätte es nicht geduldet — nein, ich schwöre es, ich hätte es nicht geduldet! Haben Sie Mitleid mit uns — um der heiligen Jungfrau willen!"

Lieutenant von R. wurde durch die klagende Stimme des jungen Weibes, durch dessen jugendliche Schönheit, den angstvollen Ausdruck ihrer Augen, die flehend emporgestreckten Arme seltsam berührt und tief erschüttert.

„Ist jener Mann Ihr Gatte, Madame?" fragte er, auf den regungslos Daliegenden weisend.

„Oui, monsieur. Mein Gatte. Seit wenigen Monaten erst sind wir vermählt — da kam der schreckliche Krieg — mein Gatte ließ sich in die Liste der Franctireurs eintragen — o haben Sie Erbarmen, Herr! Haben Sie Erbarmen!"

„Wissen Sie, daß Ihr Gatte dem Tode verfallen ist!"

„Sie haben ihn schon getötet . . ."

Aber wenn auch der Säbelhieb den Franzosen schwer getroffen und eine tiefe Wunde über seine Stirn gezogen, so war er doch nicht tödlich gewesen. Der Verwundete erwachte aus seiner Betäubung, er richtete sich halb auf, sah den Offizier mit gezücktem Säbel vor sich stehen und sank wieder zusammen, indem er hastig und doch trotzig sprach: „Ich bin in Ihrer Macht — töten Sie mich!"

Wieder warf sich das junge Weib Lieutenant von R. zu Füßen, seine Knie umklammernd und um Mitleid, um Schonung flehend. In des Offiziers Herzen kämpften verschiedene Empfindungen miteinander: der Zorn über den feigen, hinterlistigen Überfall, das Mitleid mit dem

armen, schönen, jungen Weibe, und die Großmut, welche in dem überwundenen Gegner keinen Feind mehr sieht. Wenn er dem Verwundeten dem Kriegsgericht übergab, wurde er unzweifelhaft erschossen. Was hatte er aber von dem Tode des Unglücklichen, den sein Säbel schon genug getroffen, sodaß jener an dem ferneren Kampfe gegen die deutschen Truppen kaum noch teil nehmen konnte? Wie sollte er diese junge, klagende, jammernde Frau der Verzweiflung anheimgeben, indem er ihren Gatten dem gewissen Tode überlieferte? Er schrak vor dem Gedanken zurück, er atmete tief auf und, näher an die junge Frau herantretend, sprach er: „Bringen Sie Ihren Gatten in ein sicheres Versteck. Ich werde den Vorfall nicht anzeigen. Aber schwören Sie mir, daß Ihr Gatte sich nicht weiter an dem Kampf beteiligt . . .“

„O Dank — tausend Dank!“ rief die junge Frau, und ehe es der Offizier verhindern konnte hatte sie seine Hände ergriffen, die sie mit heißen Küssen bedeckte.

Lieutenant von R. entzog sich ihren leidenschaftlichen Dankesbezeigungen, indem er in sein Zimmer zurücktrat und die Thür hinter sich verschloß. Eine Zeitlang hörte er noch ein Hin und Her von Schritten, ein Flüstern, ein leises Stöhnen auf dem Hausflur — dann ward alles still und tiefe Ruhe herrschte wieder in dem Hause.

Der Offizier atmete tief auf. Hatte er recht gethan, den Verräter und Meuchelmörder der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen? Aber dann tauchte das schmerzverzerrte, blasse, schöne Antlitz der jungen Frau wieder vor seinen Augen auf und in sein Herz schlich sich ein Gefühl der Befriedigung, daß er seinen Zorn, seine Rache bezwungen hatte.

Der Tag graute, als das Signal zum Sammeln ertönte. Lieutenant von R. fuhr aus einem unruhigen Schlummer empor. Sein Bursche stand schon zum Abmarsch hergerichtet vor ihm und reichte ihm Mantel, Säbel und Czako. Wie ein wilder, wüster Traum erschienen ihm jetzt die Vorgänge der letzten Nacht. Er war fast geneigt, sie in der That nur für einen Traum seiner erhitzten Phantasie zu halten.

Auf der Straße sammelte sich seine Kompagnie. Rasch trat er aus seinem Zimmer und wollte das Haus verlassen, ohne sich nach den Bewohnern desselben noch einmal zu erkundigen, als aus dem Hintergrund der Hausflur eine weibliche Gestalt hervoreilte.

Es war Konstanze, die Frau von heute nacht.

„Ade, Madame“ — rief Lieutenant von R.

Aber die Frau ergriff seine Hände und preßte sie in innigem Dankgefühl an ihre vollen, warmen Lippen.

„Dank, nochmals tausend Dank", flüsterte sie, mit einem glücklichen Lächeln in den dunklen Augen zu ihm aufsehend.

Wie schön war sie! Eine Weile stand der Offizier im Anschauen des herrlichen, klassisch-schönen Antlitzes versunken da, ihre Blicke begegneten sich und senkten sich tief ineinander. Eine feine Röte stieg in ihren blassen Wangen empor, plötzlich trat sie dicht an den Offizier heran, legte den Arm um seinen Nacken, und er fühlte in warmem, innigem Kuß ihre zuckenden Lippen auf seinem Mund. Dann noch ein flüsterndes: „Merci — mille fois merci!" — und sie war in der Dämmerung der Hausflur verschwunden.

„Herr Lieutenant, die Kompagnie ist beisammen", meldete der noch einmal zurückkehrende Bursche.

Er atmete auf, zog den Mantel fester um sich und trat in den grauen, nebligen Herbstmorgen hinaus.

Die Trommeln wirbelten — noch einen Blick warf er nach den Fenstern des Hauses zurück, es schien ihm, als bewegte sich die Jalousie eines Fensters im oberen Stock . . . .

„Das Gewehr über! — Mit Sektionen rechts schwenkt . . . . ohne Tritt — marsch!"

Und hinaus ging es aus der totenstill daliegenden Stadt — hinaus zu neuen Kämpfen — zu neuen Schlachten. Aber das Bild des blassen, schönen Weibes begleitete den jungen Offizier, und noch oftmals im Traum fühlte er ihren heißen Kuß auf seinen Lippen.

Unhöfliche Leute.

Von Hauptmann a. D. Karl M.

Es war in den Novembertagen 1870. Ich war in Mouroux bei dem Maire dieser Ortschaft einquartiert.

Monsieur le maire war ein sehr feingebildeter Herr, der früher eine Staatsstelle bekleidet hatte und dann nach Mouroux, wo er ein hübsches Landgut besaß, übergesiedelt und durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Ortsoberhaupt erwählt worden war.

In Frankreich, wo der Maire eine viel bedeutendere Stellung einnimmt als bei uns in Deutschland die früheren Ortsschulzen, wird gewöhnlich nicht nur der reichste, sondern auch der — gescheidteste Mann zum Maire erhoben.

Monsieur le maire und seine liebenswürdige Gattin unterhielten sich mit mir in der freundlichsten Weise; wir saßen nach dem Souper am Abend im wohldurchwärmten, hellerleuchteten, elegant eingerichteten Speisezimmer in der angenehmsten Unterhaltung beisammen. Madame hatte erlaubt, das wir Männer rauchen durften; ich hatte dem Maire, der schon lange „abgebrannt“ war, eine von meinen wenigen Zigarren offeriert, die er sehr dankbar annahm, und so bliesen wir denn den Rauch hinaus und sahen den Ringeln nach, wie sie allmählich sich auflösten und verschwanden.

Es ist ein sehr angenehmes Gefühl, nach langem, beschwerlichem Marsche, bei naßkaltem Wetter, am Abend nach einem guten Souper so warm und wohlig zu sitzen, eine Zigarre zu rauchen und sich gemütlich zu unterhalten. Dieses Wohlbehagen empfand ich an jenem Abend in dem gastfreundlichen Hause bei dem französischen Bürgermeister.

Wir waren in lebhafter Unterhaltung begriffen, da auf einmal ruft Madame: „On frappe!“ und wirklich wurde draußen an der Hausthüre ziemlich stark geklopft.

Der Maire, der zu jenesmaligen Kriegszeiten immerwährend, sozusagen „en vedette“ war, erhob sich mit höflicher Entschuldigung gegen mich und schritt zur Zimmerthüre hinaus, um nach dem Begehren der Einlaßfordernden zu fragen.

Einige Minuten mochten seit seinem Weggange verflossen sein, da öffnet sich die Zimmerthür wieder und der Maire geht leise — ganz leise durchs Zimmer, erwidert auf meinen Anruf: „Nun, Monsieur le maire, was hat es zu so später Abendstunde noch gegeben?“ kein Wort, wirft mir dagegen einen wütenden Blick zu und verschwindet im nächsten Zimmer, wohl dem Schlafgemach des Ehepaares.

Ich blicke ganz betroffen auf die Frau Bürgermeisterin; auch diese kann sich das seltsame Benehmen ihres Mannes nicht erklären; wir sitzen einige Minuten in schweigender Verlegenheit da, der Maire kehrt nicht mehr zurück.

Madame wird unruhig, sie blickt immer nach der Schlafzimmerthüre, doch kein Gatte erscheint von dort her.

Endlich erhebt sie sich mit der Entschuldigung, daß sie nach ihrem

Manne sehen wolle, was ihm zugestoßen sei und begiebt sich gleichfalls ins Nebenzimmer.

Auf einmal höre ich da drinnen sehr laute lebhafte Worte, die ich jedoch nicht deutlich hören kann, und nur der öfter wiederholte Ruf: „Oh, ces barbares!“ dringt an mein Ohr.

Plötzlich stürzt die Frau Bürgermeisterin mit dem lauten, zornigen Ruf: „Oh, ces barbares, ces méchants!“ wieder ins Zimmer, so daß ich die vorher so ruhige, gemessene Frau fast nicht mehr zu erkennen vermag; sie hat die Hände geballt, und ihr Gesicht ist vor Zorn hochgerötet.

„Was ist es, Madame, das Sie so sehr erregt?“ fragte ich teilnehmend und erstaunt.

Und nun sprudelte es von ihren Lippen, so rasch, so schnell, wie nur eine Französin im Affekt sprechen kann: „Monsieur! Das ist unerhört! Ihre Leute, die Bavarois, das sind in Wirklichkeit — barbares — oh, ces méchants — diese Barbaren“ —

„Was ist es, Madame, was haben meine Leute verbrochen!“ unterbreche ich die aufgeregte Frau, jetzt selbst ganz erschrocken. —

„Sie haben gehört, es hat geklopft, mein Mann geht hinaus vor die Hausthüre, da stehen sechs von Ihren Leuten da, die sprechen kein Wort, sie nehmen meinen Gatten, setzen ihn auf die Haustreppe und — ohne sich zu entschuldigen — ziehen sie ihm die Stiefel von den Füßen, lassen ihn sitzen und gehen, ohne ein Wort zu sagen, davon — oh, diese Barbaren — und mein armer, braver Gatte, mon pauvre mari! ohne ein Wort!“ wiederholte sie nochmals indigniert.

Sie bricht in Thränen der Wut aus, und ich — mußte mich halten, daß ich nicht — laut zu lachen anfing, wenn ich mir die Situation ausmalte, in der sich Monsieur le maire auf der Treppe befunden haben mußte.

„Oh, ces barbares!“ und ich — bin überzeugt, daß unsere Soldaten die Stiefel des Maire gar nicht benützen konnten, denn dazu „lebten sie meistens auf einem viel zu großen Fuße!“

Ich sah den Maire an diesem Abend nimmer, am nächsten Morgen marschierten wir ab; wer weiß, wohin die Stiefel desselben gekommen sind — Mangel an Schuhzeug hatten wir dazumal alle!

„Wenn's nur raucht!"

Von H. B., damals Lieutenant im 13. Infanterie-Regiment.

„Aber, Sepp, was rauchst denn du heute wieder für ein Kraut? Das riecht ja ganz fürchterlich!"

„Entschuld'gen, Herr Lieutenant, aber ich hab' scho lang kan Tabak mehr und jetzt — rauch' ich halt — Kartoffelkraut!"

„Aber Sepp, schmeckt denn das gut?"

„Na, Herr Lieutenant, gut schmecken thut's net, aber dös macht nix — wenn's nur raucht!"

Dieses Zwiegespräch fand in den ersten Novembertagen 1870 zwischen einem bayerischen Lieutenant und seinem treuen Diener Joseph Hagelmeyer — kurzweg „Sepp" genannt — statt.

Ja, es war ein Jammer, denn es gab nichts mehr zu rauchen in Frankreich, und den Tabak, die Zigarre, entbehrt man — nächst dem Essen und Trinken — am meisten, wenn man sich einmal das Laster des Rauchens angewöhnt hat; ja oftmals hätte man lieber des Essens sich enthalten, wenn man nur etwas zum — Rauchen gehabt hätte. Der Sepp rauchte also Kartoffelkraut.

Nußblätter gab es keine mehr, die hatte der Herbststurm entführt, darum kam jetzt Kartoffelkraut an die Reihe.

Es war inzwischen Ende November geworden, Schnee war gefallen und auch das Kartoffelkraut war den Weg alles Krautes gegangen; betrübt suchten die Krieger überall nach etwas Rauchbarem, aber es war nichts mehr zu finden; jetzt rauchten sie „kalt".

Eines Tages kam der Sepp wieder mit brennender Pfeife im Munde daher, sonst hatte er sie „kalt" zwischen den Lippen hängen gehabt; der Sepp rauchte wieder, aber das roch wieder ganz entsetzlich.

„Pfui! Sepp, was ist denn das wieder, was du da rauchst, das ist ja nicht zum Aushalten, der Duft!"

„Herr Lieutenant — jetzt rauch' ich Kamillenthee!"

„Kamillenthee? ja, wie bist du denn zu dem gekommen?"

„Der Herr Bataillonsarzt hat im „Verbandwagen" revidiert und den Kamillenthee als ganz „verlegen" (unbrauchbar) erklärt und da hat mir mei Freund, der Blessiertenträger-Jakl, a ganz groß Paket voll g'schenkt!"

„Sepp, den Kamillenthee aber, den rauchst du gefälligst draußen — im Freien, da herinnen bringt er die Menschen um!“

Acht Tage mochten vergangen sein, und wieder rauchte der Sepp „kalt“; die Pfeife hatte er unangezündet zwischen die Lippen gesteckt.

Wir hatten schlechte Quartiere; nur „Dach und Fach“ war uns gewährt; meistens lagen wir auf Stroh auf dem Zimmerboden, wenn wir nicht gerade biwakieren mußten.

Heute war ich aber besser daran; ich hatte eine Bettstelle mit einer Seegrasmatratze als Lagerstätte angetroffen; das war schon ein Glücksfall!

Ich hatte mich am Nachmittag, nach dem Einrücken in die Quartiere, etwas aufs Bett gelegt und geruht.

Als ich am Abend zu Bette ging, kam mir die Matratze so dünn vor, so leer, während sie mir nachmittags schön gefüllt, fast schwellend erschienen war.

Ach, wenn man müde ist, grübelt man nicht lange über die Beschaffenheit des Bettes; einen Satz hinein und fünf Minuten drauf schläft man fest und tief.

Am nächsten Morgen kam Sepp mit brennender Pfeife ins Zimmer, um meine Kleider zu holen.

Sepp rauchte wieder — aber das roch schon ganz entsetzlich.

„Mach, daß du mit deinem Knöller hinauskommst, das ist ja zum Davonlaufen — was hast du denn heute wieder für ein schreckliches Kraut zum Rauchen?“

„Herr Lieutenant, ich war so frei und hab' mir ein paar Brotsäck' voll von Ihrer Seegrasmatratze genommen, und jetzt rauch' ich halt Seegras!“

„Naus! Auf der Stelle naus!“ schrie der Herr in höchster Wut — „ich erſticke!“ und der Sepp konzentrierte sich schleunigst rückwärts.

Also darum hatte ich so schlecht gelegen, darum war die Matratze so dünn geworden, weil der brave Diener sich ein paar Brotsäcke voll Seegras geholt hatte.

Auch dieses Surrogat ging zu Ende und dann kam „Kaffeesatz“ an die Reihe, der wieder getrocknet und in die Pfeife gestopft wurde.

„Kaffeesatz? Ja, ist denn der gut zum Rauchen?“

„Na, gut is er net, Herr Lieutenant, aber, das macht nix, wenn's — nur raucht!“

Schiffsbrückenbau.

Von dem damaligen Lieutenant Hinsching des k. b. Genieregiments.

Gemäß Befehl vom 20. November rekognoszierte ich den Loingkanal bei Moret, behufs Ermittelung von Bauschiffen und Nachen. Zu diesem Zweck begab ich mich am 21. November nach Moret und folgendes zeigte sich: Der Lauf des Loingkanals kommt südwestlich von Montargis und mündet nordöstlich nächst St. Mames in die Seine. Die Schleusen sind ausgedehnt, und eine befindet sich oberhalb der Chaussee von Montereau nach Moret, deren Entfernung bis zur nächsten 4 km beträgt. Diese ist jedoch gesprengt und zwei weitere Schleusen sind an diese anschließend in kurzen Entfernungen angebracht. Die letzte Schleuse des Kanals verbindet denselben mit dem Loingfluß. Im Loingfluß selbst befindet sich nächst der Einmündung in die Seine ein großes Stauwerk mit Schleuse. Von St. Mames aufwärts nächst Moret fanden sich viele Schiffe vor, welche zum Teil geladen und versenkt an einander verbunden sind, daß solche nur mit Mühe in so engem Raum herausgeschafft und an die Schleusen gebracht werden können. Nach erstatteter mündlicher Meldung an die königliche bayerische Feldeisenbahn-Direktion erhielt ich den Auftrag, schleunigst sechs mittlere Schiffe, acht Ankernachen, Seilwerk und Anker auszusuchen und an die Baustelle zu verbringen, wozu ich einen Unteroffizier und zwölf Mann der Etappengeniekompagnie erhielt und außerdem noch eine Anzahl von Zivilarbeitern aus St. Mames verwendete.

Die Ausführung dieser Arbeit stieß auf große Schwierigkeiten, indem alle Schiffe so ineinander verkettet, mit Seilen verspannt, einzelne noch durch umlaufende Seile über die Bordwände unter den Boden der Schiffe verankert waren, daß nur mit äußerster Kraftanstrengung der Soldaten die Lichtung und Aussuchung der bestimmten Schiffe ꝛc., sowie die Verbringung derselben an die Schleusen geschehen konnte. An diesem Tage stellten sich nämlich trotz der zugesagten Bezahlung wegen heftig anhaltendem Regen keine Zivilarbeiter.

Die Wasserverhältnisse des Kanals gestalteten sich sehr ungünstig zur Beförderung der Schiffe ꝛc. durch die Schleusen. Der Kanal liegt nämlich hinter der Schleuse bei dem Dorfe Excuelles bereits trocken und

die Stauung des Wassers wegen der an der Ausmündung des Kanals in den Loingfluß gesprengten ersten Schleuse sehr erschwert. Es mußten sohin alle Wassermassen zusammengehalten werden, um die Schiffe in den Loingfluß verbringen zu können. Wegen der geringen Entfernung der Schleusen von einander mußten die Schiffe auf zweimal geschleust und die Niveauverhältnisse des Wassers genau beobachtet werden. Aus diesem Grunde mußte die dritte Schleuse, damit kein Wasser zu Verlust ging, oberhalb der Schleusenthorrahmen noch zwei Fuß hoch mit Brettern verschalt werden, da die Höhenunterschiede, durch die gesprengte Schleuse veranlaßt, etwas über 1 Fuß betrugen. Die Öffnung der zwei Schleusen erforderte große Anstrengung. Durch die Sprengung der ersten Schleuse waren große Steine vor ihre Thore geworfen, und so viel Schlamm davor angeschwemmt worden, daß die Beseitigung dieser Hindernisse mit Baggerschaufeln, Haken und Stangen nur mit großer Mühe geschehen konnte, da an dieser Stelle die Tiefe des Kanals über 10 Fuß betrug. Die Herbeitreibung der Arbeiter, das Auffinden der Werkzeuge war sehr beschwerlich. Nach diesen Vorarbeiten konnten die Schiffe und Nachen geschleust werden, und wurden selbe den Loingfluß entlang in die Seine verbracht, über diese mit Anker gesprengt und der weitere Transport die Seine aufwärts nach St. Germain, durch zwei Schiffs- und vier Trainpferde bethätigt. Die Mannschaft wurde in Moret zwei Tage einquartiert. Die ganze Arbeitszeit betrug 3½ Tage und wurden täglich 20 Zivilarbeiter je per Tag um 3 Francs angestellt.

Mein Görg, ein Dickschädel.

Vom damaligen Sekondlieutenant S. v. H.

„Paris, Paris muß bayerisch wer'n!
Dös steht scho im Kalender!"

sangen die „blauen Teufel" — wie die Bayern in liebenswürdiger Weise von den Franzosen genannt wurden — übermütig und eroberungssüchtig — während sie fröhlich und wohlgemut durch die Ortschaften in der Umgebung von Orleans marschierten.

Paris — bayerisch, „wär gar net schlecht!" Leider hat sich diese Kalender-Prophezeiung nicht bewahrheitet, denn sonst schrieben wir heute

wahrscheinlich diese kleinen Erinnerungen nicht in einer feuchtfröhlichen kleinen Weinstadt am Maine, sondern in der königlich bayerischen Kreis-Hauptstadt Paris an der Seine.

„Je nun — es hat nicht sollen sein!" Lustig und fidel marschierten die Bayern unter General von der Tann wiederum gegen Orleans vor, das sie am 9. November aufgeben mußten. Es sind jetzt fast 25 Jahre her.

Nach dem Gefecht bei Coulmiers am 9. November 1870 — hatte sich das 1. bayerische Armeekorps „von der Tann" — „glorreich besiegt" aus Orleans zurückziehen müssen und sich bis nach Toury „rückwärts konzentriert". Hier vereinigte es sich mit der von Chartres herbeigeeilten 22. Infanterie-Division und der 4. Kavallerie-Division und rückte nunmehr unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg wieder gegen Orleans vor, denn diese Stadt wieder zu gewinnen galt es in erster Linie. Es wurden damals an die Truppen hinsichtlich der Marschleistung bedeutende Anforderungen gestellt und die Anstrengungen wurden noch erheblich vermehrt durch die stete Gefechtsbereitschaft, welche wegen der im ganzen Lande zerstreuten Franctireurbanden und infolge der feindlichen und verräterischen Gesinnung der Einwohner geboten war. Bekleidung und Ausrüstung der Mannschaften, besonders das Schuhwerk, befand sich in einem üblen Zustande. Ein Nachführen von Montierungsstücken war nicht durchführbar, weshalb man sich mit französischen Uniformstücken und den an Ort und Stelle von den „Pisangs" requirierten Bekleidungsgegenständen behelfen mußte. Hunderte von deutschen Soldaten waren trotz der herrschenden Kälte mit leinenen Beinkleidern angethan und marschierten in Holzschuhen. Auch die Verpflegung ließ in den seit Monaten hart mitgenommenen Landstrichen häufig bedeutend zu wünschen übrig, und selbst der Rotwein, „unser treuester Alliierter", begann zu mangeln und mußte sogar oft ganz entbehrt werden! Quel malheur!

Ja, das war ein malheur, aber nicht bloß für uns, sondern auch für die braven „citoyens", welche wir mit unserer Gegenwart beehrten. Wo man hinkam und freundliche Nachfrage hielt, hieß es: „nix du vin, rien du tout! — oh la guerre c'est un grand malheur pour vous — pour nous — pour tout le monde" und diese gewiß berechtigten Lamentationen rührten die „Prussiens" gar nicht einmal besonders, denn auf einmal sangen im Marschtakte die deutschen Krieger heiter und ausgelassen, wenn sie durch ein Dorf marschierten, nach schöner, alter Melodie — Text von einem unbekannten Dichter:

»Nix fromage — nix de viande
Nix du vin — rien du tout!
Und dann schreit die ganze Bande:
Grand malheur pour vous — pour nous!«

So sangen sie: „aber fragt mich nur nicht wie?" Und welche Aussprache des Französischen! Wir sind überzeugt, daß die braven Franzosen kaum ein Wort hiervon verstanden haben.

Sangen doch diese deutschen „Bier- und Weinvertilger" sogar den erhabenen Text der Marseillaise — infolge ihrer geringen Kenntnisse des Französischen — grundfalsch! Sie sangen statt des schönen Refrains: „F**o**rmez vos bataillons!" regelmäßig: „F**e**rmez vos pantalons!" Hélas! welche Beleidigung für die große Nation! Doch die biederen Söhne des bayerischen Waldes ahnten es nicht und sangen ruhig weiter.

Das 3. Bataillon des x. bayerischen Infanterie-Regiments wurde zur 4. Kavallerie-Division „Prinz Albrecht von Preußen Königliche Hoheit" beordert, und nun teilten wir mit dieser tapferen schneidigen Reiterschar mehrere Wochen lang all die frohen trüben Stunden, wie sie der Krieg mit sich bringt. Die Infanterie wurde, um der Reiterei folgen zu können, auf requirierten Wagen — Haritsch genannt — befördert.

Hatten die Reiter-Patrouillen ein Dorf rekognosziert und vom Feinde besetzt gefunden, hieß es: „Infanterie absitzen! Stürmen!" Die Leute stiegen von den Wagen, eilten vor, warfen gewöhnlich nach kurzem Feuergefecht die darin befindlichen Franctireurs — eigentlich Mobilgarden — hinaus aus „dem Neste", während die Reiter, welche inzwischen „das Nest" umritten hatten, die Zurückweichenden freundlichst aufnahmen und sie — vor lauter Freundschaft gleich ganz dabehielten und als Gefangene fortführten.

Allzu zähen Widerstand leisteten die von Monsieur Gambetta aufgerufenen, zusammengerafften Franctireurs nicht, sondern sie huldigten dem allerdings mehr vernünftigen als — soldatischen Grundsatze: „Wer flieht, kann wieder ins Gefecht; wer bleibt und fällt, kann dieses — necht". Sie knallten mit den verschiedensten Mustern von Gewehren wie wahnsinnig drauf los, schossen bedeutende Löcher in die Luft; wenn wir ihnen zu nahe auf den Pelz rückten, gingen sie „per", oder sie wurden von uns gefangen genommen. Es war für die Deutschen ein fröhliches, frisches Soldatenleben, wie es sich ein Kriegerherz nur wünschen kann! Kampf und Gefahr! Sieg und reicher Erfolg! Überfluß und

Mangel! Heute fix — morgen nix! Schlechte Biwaks — gute Quartiere! und so im täglichen Wechsel! Und dabei allzeit froher, kühner Mut, ein fröhlich Herz! — wenn nur der Krieg nicht gar so viel Elend, Not und Jammer mit sich brächte, daß einem manchmal das Herz recht wehmütig und traurig wurde.

Die französischen Einwohner — die friedlichen Bürger — konnten sicher sein, daß sie von deutscher Seite keinerlei Unbill zu erwarten hatten, so lange sie friedlich ihrem Berufe nachgingen. Leider verleitete ein falscher Patriotismus viele „citoyens", die Waffen zu ergreifen und — meuchlings, aus dem Hinterhalte, auf deutsche Patrouillen oder kleine Trupps zu feuern. Wurde dann der betreffende Ort durchsucht, so zeigte sich, daß kein uniformierter französischer Soldat sich dortselbst befand, sondern ganz harmlos „Pisangs" — von denen es hieß wie in einem Soldatenlied: „Da lag der Bauersmann in seinem Haus — Und raucht' sei Pfeif' Tabak zum Fenster 'naus".

Um nun diesen Meuchelmördern gleich gründlich das Handwerk zu legen, wurde mehreremale der Befehl gegeben, solch ein Dorf, aus welchem von Bürgern auf deutsche Truppen gefeuert worden war, — anzuzünden. Ein harter Auftrag! Doch der Befehl muß vollzogen werden.

Der Herr Major v. S. hatte als Detachements-Kommandant den Befehl erhalten, den Ort Bilou anzünden zu lassen. Er war ein schneidiger, tapferer Soldat und hatte doch dabei sein gutes deutsches Herz gewahrt. Er „schwäbelte" ein wenig stark. „Du liebes Göttle von Biberach! Es ischt das immer so a ohnheimliche G'schicht, so a paar Häusle anzünde zu lasse"; er wollte deswege „sein Gewisse salviere" und „om sich zu vergewissere", trat er nochmals an den Großherzog von Mecklenburg heran: „Königliche Hoheit, ich wollt' nur ganz gehorsamst noch a mol anfrage, ob's e totale Niederbrennung oder nur e moderierte Verwüschtung oder am End gar nur a leichte Anplünderung sei soll?" Der Großherzog überließ lächelnd die Ausführung des Befehls dem Ermessen des Herrn Majors, und wir können dem geneigten Leser mitteilen, daß keine totale Niederbrennung, keine „moderierte Verwüschtung", sondern nur eine „ganz leichte Anplünderung" stattfand. — „Es isch dös a fürchtig grausame G'schicht mit dem Kriegführe!"

Immer näher rückten wir wieder an Orleans heran. „Herr Rittmeister! Patrouille Nro. 3. Melde gehorsamst: Brou ist stark vom

Feinde besetzt, haben Feuer gekriegt!" mit dieser Meldung sprengt ein Gefreiter von den braunen Husaren an seinen Rittmeister v. F. heran, während die Kolonne sich auf der Landstraße dahinbewegte. „Es ist gut! Bayern!" rief der Rittmeister der 12. Kompagnie obengenannten bayerischen Infanterie-Regiments, welche seiner Schwadron zugeteilt war, zu. „Bayern! absteigen; stürmen! Thut eure Pflicht brav wie seither! Jungens, nur immer frisch ins Gefecht! Ihr wißt doch: zu einem ordentlichen Gefecht gehört erstens: ein gutes Gewissen, zweitens: ein kurzes Gebet und drittens: ein langer — Schnaps! und bei diesen Worten ließ er „eenen" hinter die Binde laufen, einen „Seelenachsenregulierungs-Schnaps", der nicht von schlechten Eltern und — von ganz bedeutender Länge war. — „Und nun mit Gott für König und Vaterland! Hurra!" Und mit Hurra wurde Brou gestürmt, genommen, die Feinde geworfen, zu Gefangenen gemacht und nach gewohnter Weise mit ihnen verfahren.

In Brou, im Quartier waren wir nun, aber mit der Verpflegung „sah's scheu aus"; selbst Görg, der treue Diener des Herrn Lieutenants von H. hatte fast schon alle Hoffnung aufgegeben, daß es ihm gelingen werde, für sich — und seinen Herrn wenigstens Wein aufzutreiben, denn überall hieß es „nix du vin, rien du tout!" Der Görg war — wir dürfen dies leider nicht verschweigen, ohne ihm im mindesten nahe treten zu wollen — dumm, ja polizeiwidrig dumm, aber das — Requirieren verstand er aus dem ff, das mußte man ihm lassen, und hatte er sich einmal etwas in seinen dicken Schädel hineingesetzt, dann ließ er nicht nach, bis er sein Ziel erreicht hatte; mochte unterdessen sein Herr, der Lieutenant, die Kleider selber putzen, er, der Görg, hatte eine höhere Mission und erst nach deren Erfüllung kehrte er zu seinem Herrn zurück, der inzwischen ganz verlassen war und infolge dessen seinen unzuverlässigen Diener in nicht immer liebenswürdiger Weise empfing.

Der Görg war überhaupt ein gelungener Kerl; er konnte sich absolut die Abzeichen der Chargierten nicht merken; bei den bayerischen ging es ja noch an, aber bei den preußischen Chargen-Abzeichen kannte er sich gar nimmer aus.

„Herrgott, is dös an alter Junker!" sagte er im Anfang des Krieges mit Erstaunen, wenn er einen höheren preußischen Offizier erblickte, der einen „nackten Kragen" hatte. Das heißt, wenn derselbe keine goldene oder silberne Borte am Kragen trug, denn das war damals das Rang-Abzeichen für bayerische Offiziere, während die Unteroffiziere wollene Borten als Rang-Unterschied am Kragen

trugen. Darum mochte er die Preußen beim Beginn des Feldzuges nicht recht leiden; vor einem hohen preußischen Offizier mit „nackten Kragen“ machte er nur ein „kleines“ Honneur, während er einen Feldwebel mit goldener Borte um Kragen und Aufschläge zum mindesten für einen Oberst hielt und demgemäß ein „Mordshonneur“ riß, wofür er hie und da „eine Nase“ erhielt.

Es mochte vielleicht im Anfang auch der Religions-Unterschied hierbei einen Anteil haben; aber im Kampfe gegen die Franzosen da war auch der Görg mit ihnen eins, da fragte er nicht nach der Konfession; lustig sang er mit:

Ob lutherisch, katholisch,
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch —
Und luthrisch sei' Sach!

Auch heute war der Görg „Vorstand einer freiwilligen Selbst-Verpflegungs-Kolonne und Ober-Requisitions-Maier“ — alles in höchsteigener Person; darum verhallte ungehört der Ruf des Lieutenants nach seinem treuen Burschen. Görg requirierte! und fand auch endlich doch noch in einem verlassenen Hause, wohlvermauert im Keller, ein Faß Wein, wovon er sich eine anständige Quantität an Ort und Stelle zu Gemüte führte — und dann auch seinem mit Recht erzürnten Herrn als Besänftigungsmittel eine Feldflasche voll zur Probe überbrachte.

Der Lieutenant verzieh unter solchen Umständen dem findigen Görg sein Ausbleiben, probierte den Wein und fand ihn gut und „nach mehr schmeckend“. Derohalben suchte Görg möglichst viele leere Flaschen aufzutreiben, was ihm unschwer gelang, und begab sich sodann mit einem Arm voll Flaschen zu seinem verschwiegenen Schatz in den Keller.

„He, Bayer! kann man denn hier Wein haben?“ rief dem braven Görg ein Preuße zu, der ihm mit den Flaschen auf der Straße begegnete. „Haben Sie welchen entdeckt?“ — „Jawohl, viel, geh' nur mit, du kriegst a an, mir ham alle zwa gnuag!“ — „Ja, aber mein lieber Bayer, sehen Sie denn nicht — ich muß mir schon erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich königlich preußischer Offizier von den Gardeulanen bin; Premierlieuteant Graf von B.... — dem Hauptquartier attachiert“, beendete der Graf die offizielle Vorstellung. Doch der Görg war noch nicht von der Kultur beleckt, stellte sich infolge dessen auch nicht vor, sondern sagte kalt: „Dös macht gar nix; wennst a a Preuß

bist, deswegen kriegst doch an Wein; so san wir Bayern schon; Brüderl, der Wein is fei; geh' nur mit, mir ham gnuag; geh' zu!"

Kopfschüttelnd eilte er weiter, als der „Preuß" sein freundliches Anerbieten kurz dankend abgelehnt hatte — so was war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Lachend erzählte am Abend Graf B.... im Kreise seiner deutschen Kameraden seine Begegnung mit dem rauhen Sohn des Waldes: „imponiert habe ich ihm mit meinem „Grafen" gar nicht, und „Brüderl" hat er mich auch noch genannt; aber bitte, bester Herr Kamerad von H..., lassen Sie es dem Kerl nicht etwa entgelten! er war wirklich gottvoll; „wennst auch ein Preußе bist", wiederholte er und suchte das heimatliche Idiom des Waldes nachzuahmen, was ihm jedoch nicht gelang. Wir können aber leider nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu bezeugen, daß der ohnehin auf Görg wegen seiner „Verlässigkeit" nicht besonders gut zu sprechende Lieutenant — dieser Perle von einem Diener — noch zu mitternächtlicher Stunde einen Ordonnanz-Marsch blies und dabei die Vermutung aussprach, daß es unmöglich sein würde, „ein größeres Kamel" als seinen vortrefflichen Görg aufzutreiben. Im übrigen war jedoch der Görg gesund und ein ganz — guter Kerl; aber auch ein tapferer schneidiger Soldat war er, das mußte man ihm lassen, „der fängt den Teufel auf freiem Feld mit bloßen Händen" — wie es im Sprichwort heißt; seinem Herrn war er anhänglich und treuergeben und wäre für ihn durchs Feuer gegangen; im Gefecht, im Feuer stand er mutig neben seinem Lieutenant und wenn es „Vorwärts" hieß, war der Görg stets voran!

Also nicht wenig Lichtseiten hatte er, mein Görg, ein Dickschädel aber war er doch.

Blind.

Von Heinrich von Selbitz.

Verwundet sein und im kalten Winter — notdürftig verbunden und bekleidet — auf einem zweirädrigen, schrecklich stoßenden Wagen auf harter ausgefahrener Straße halbe Tage lang transportiert zu werden, das ist hart; die wunden Glieder schmerzen doppelt; jeder Stoß wird zehnfach verspürt, und man sehnt sich nach dem Ende dieser Qual.

In Immobile bestiegen wir wieder unser Gefährte, den oben beschriebenen Karren, mit Hilfe unserer Diener; es saß bereits, ganz in Decken eingehüllt, eine Gestalt auf dem Wagen.

„Herr Lieutenant!“ fragt mein Diener, „soll ich Ihnen den Säbel hinaufreichen?“ — „Gieb ihn nur her; ich stecke ihn neben mich, hierher ins Stroh, „mein treues Schwert verlaß ich nicht!“

„Herr Lieutenant“, fängt auf einmal die in Decken eingehüllte Gestalt zu sprechen an, „entschuldigen; ich habe nicht gewußt, daß dieser Wagen für Offiziere bestimmt ist; man hat mich halt heraufgesetzt!“

„Wer sind Sie denn?“ fragte ich.

„Herr Lieutenant! ich bin Soldat vom 13. Infanterie-Regiment!“

„Also von meinem Regimente; was fehlt Ihnen?“

„Mir ham's die zwei Augen herausgeschossen — ich bin blind — mei Leben lang — blind!“ und er schlägt die Decke auseinander, und ich sah ein Gesicht, dessen obere Hälfte ganz in Binden eingehüllt war; es war noch ein junges, frisches Gesicht, soviel man trotz des Verbandes sehen konnte.

„Und wie kam es?“ fragte ich leise.

„Am 2. Dezember, bei Schloß Goury, hat mir eine Chassepotkugel mein rechtes Auge gestreift, durch das Nasenbein ist's dann gegangen und hat auch das linke mitgenommen und jetzt — bin ich blind — ach hätten's mich doch lieber gleich ganz totgeschossen, als so weiter leben müssen — blind — blind!“ und er stöhnte in furchtbarem Seelenschmerz laut auf und ein Klageton klang von seinen Lippen.

Ich drückte dem armen Soldaten teilnahmsvoll die Hand, und dann blickte ich hinauf zum Himmel, an welchem Schneewolken hingen, und ein heißes Dankgebet sandte ich empor zu Gott, der mich vor solchem — Unglück gnädig behütet hatte, und ich dachte nicht mehr an die eigenen Wunden und Schmerzen, die ich hatte.

„Das Augenlicht fürs Vaterland.“

Der Frühling naht, die Sonne scheint,
Die Erde lächelt Frieden,
Doch manches Aug' im stillen weint
Um den Geliebten, um den Freund,
Der in der Schlacht verschieden.

Der Lorbeer, die Cypresse sprießt
Empor am Grab der Helden,
Das Haar der Trauerweide fließt,
Ein Kranz von Immergrün umschließt
Die Namen, die zu melden.

Grün prangt der Hügel, bunt die Flur,
Als wäre nichts geschehen,
Mit ihrem Schleier deckt Natur
Des Todes, der Zerstörung Spur,
Die Zeit muß weiter gehen.

Sieh' dort das Frauenkäferlein
Zur Wiesenblume fliehen,
Ein Lustschloß dünkt sie ihm zu sein
Und jedes Blatt ein grüner Hain,
Durch den Kanäle ziehen.

Daneben steht ein schönes Kind,
Ein üppig blondes Mädchen,
Der Liebste ist ihr treu gesinnt,
Untrügliches Orakel sind
Margritens schmale Blättchen.

Auch seh' ich noch im weiten Feld
Den tiefen Forscher weilen,
Der sich gar hochgelehrt gefällt,
Der Pflanzen reiche Blumenwelt
In Klassen einzuteilen.

Doch sprecht, was will der blinde Mann,
Dort in dem Blütenhaine?
Er geht ja überall stockan,
Ein kleiner Hund läuft ihm voran,
Der führt ihn an der Leine.

Ein Lächeln schwebt um seinen Mund,
Das leuchtet statt der Augen,
Sein ganzer Ausdruck giebt mir kund,
Daß seine Seele kerngesund,
Zu etwas muß er taugen.

Er, der getaugt zum Riesenkampf,
So Deutschland neu geboren,
Dort hat er in des Ringens Krampf,
Im Kugelregen, Pulverdampf
Das Augenlicht verloren.

Und zu den Seinen heimgekehrt,
Wie fließen heiß die Thränen,
Das Wiederseh'n ist ihm verwehrt,
Und was sie sagen, es vermehrt
Nur seines Herzens Sehnen.

In ew'ger Nacht freudloser Pein
Muß er das Leben tragen,
Jetzt gilt es nochmal Held zu sein
Und fromm die Seele einzuweih'n
Im Dulden und Entsagen.

Oft lauscht er nun der Vögel Chor,
Der Wellen leisem Klingen,
Der Wind zählt ihm die Blättchen vor,
Es will der ganze Blumenflor
Ihm seine Düfte bringen.

Denn alle hat er gern geseh'n
Einst in beglückten Zeiten,
Jetzt müssen beim Vorübergeh'n
Sie ihm den Gruß entgegen weh'n,
Ihr Dasein anzudeuten.

Da fasset ihn der Wehmut Macht
Und stimmt in Moll die Leier,
Der ganze Schöpfung goldne Pracht,
In der Erinnerung erwacht
Sie doppelt schön und teuer.

Und was ihr nun von außen seh't
Das sieht er auch von innen,
Erloschen dem, was bald vergeht,
Will er für das, was fortbesteht,
Jetzt euer Ohr gewinnen.

Den Doppelhelden hat Natur
Zum Sänger sich erwählet,
Denn wer sie liest mit Augen nur,
Der kömmt ihr nimmer auf die Spur,
Das Herz allein beseelet!

Husaren-Streiche.

Vom damaligen Landwehr-Lieutenant L.

Mein Hauptmann war bei Binnas am 7. November gefallen; ich hatte die Ehre, die verwaiste Kompagnie zu führen.

Am 23. November, abends 7 Uhr, erhielt ich in Brou den Befehl, mit meiner Kompagnie nach Bilou zu marschieren und mich dort bei dem Kommandeur des 5. rheinischen Dragoner-Regiments zu melden, da mein Bataillon damals, zusammen mit preußischer Kavallerie, ein sogenanntes „Fliegendes Korps" bildete.

Es war schon ganz dunkel, nebelig und unfreundlich. Karten von dieser Gegend waren nur sehr wenige vorhanden und diese im Besitz der höheren Offiziere, der Bataillons-Kommandanten u. s. w.

Es schwärmten überall Franctireurs und Moblots umher, zu deren Auffindung und Vertreibung wir bestimmt waren.

Die Entfernung von Brou nach Bilou betrug zirka 2 Stunden. Ein Nachtmarsch in feindlicher, unbekannter Gegend, ohne Karte, ist sehr unangenehm.

Franzosen als Wegweiser mitzunehmen, war nicht ratsam, denn bei der fanatischen, den Franctireurs wohlgesinnten Bevölkerung hätte ein solcher Führer uns gerade erst recht dem Feinde in die Hände führen können; hätte ich dann den heimtückischen, verräterischen Menschen auch noch im letzten Momente niedergeschossen; was hätte mich dies dann genützt — feindliche Gefangenschaft, wenn nicht der Tod, unrühmlich, in den Hinterhalt gelockt, wäre das Los meiner Mannschaft und mein eigenes gewesen.

Ich zeichnete mir aus der Karte meines Bataillons-Kommandanten ein kleines Croquis von der von mir zurückzulegenden Marschstrecke ab, um mich doch wenigstens einigermaßen orientieren zu können, und nun — in Gottes Namen — „Kompagnie! Marsch!"

Mir waren zwei Husaren — sogenannte „Totenkopf-Husaren" — als Ordonanzen zugeteilt.

Es waren dies zwei frische, schneidige Jungen, immer heiter, zu Scherzen aufgelegt, kühn und wagemutig.

Es war ein eigentümlicher Kontrast. Die jungen, von Lebenslust und Lebensfreude leuchtenden, gebräunten Gesichter, die hell und lustig blitzenden Augen und darüber — auf dem schwarzen Kolpak, der Husaren-Kopfbedeckung — das ernste Zeichen der Vergänglichkeit unseres menschlichen Lebens, den Totenkopf mit den gekreuzten Totenbeinen, zu sehen!

Wir zogen auf der Landstraße dahin, die beiden Husaren als Vorhut voran; es war stockfinster, und kaum konnte man die etwas hellere, schmutzige Landstraße mit den Füßen suchen; die Straße teilte sich jetzt. Dort drüben, rechts von der Straße, sehe ich einen Lichtschein, dort müssen Häuser, dort muß ein Dorf sein. Ich lasse halten, um mich zu vergewissern, ob ich noch auf der rechten Straße nach Bilou bin, denn schon einigemale waren Wege seitwärts abgezweigt.

Beim Scheine meiner brennenden Zigarre lese in meinem Croquis den Namen der Ortschaft, welche, wenn wir auf dem richtigen Wege sind, rechts von der Straße, östlich, liegen muß.

„Heh, halloh, ihr Husaren! Reitet einmal dahinüber in jenen Ort und fragt, wie er heißt?" befehle ich den mir zugeteilten Reitern — „ich werde hier auf euch warten!" „Zu Befehl, Herr Lieutenant!" klingt es rasch und schneidig, und in flottem Tempo sprengen sie dahin.

Ich warte — im Dorfe höre ich Hunde anschlagen; es werden noch mehrere Lichter sichtbar — eine kleine Viertelstunde mag vergangen sein, da kehrten die beiden Husaren in scharfem Trabe zurück; der eine meldet: „Herr Lieutenant, Befehl vollzogen! Das Ort heißt Meaudry!" „Stimmt!" ist meine Entgegnung, „aber die Franzosen können auch einen falschen Ortsnamen euch angegeben haben?"

„Entschuldigen, Herr Lieutenant, das ist unmöglich; wir sind auf die Mairie geritten, und da habe ich mir vom Mairie hier auf dieses Papier den Stempel der Mairie aufdrücken lassen", und damit überreichte er mir ein Blatt Papier, auf welchem der Abdruck eines amtlichen Siegels ist; ich lese wieder bei Zigarrenlicht: „La Mairie de la commune de Meaudry", und in der Mitte ist der kaiserliche französische Adler eingraviert.

„Gut — sehr gut!" belobe ich die findigen Reiter. „Und" — so fährt der Patrouillenführer fort — „Herr Lieutenant, und damit ich ganz sicher gegangen bin, habe ich gleich — das ganze Siegel in natura mitgenommen. Hier ist es!" und er übergiebt mir das große, schwere, messingene Amtssiegel des Maire von Meaudry, mit hölzernem Griff.

Ungefährdet kamen wir in Bilou an, wo ich von dem Kommandeur der Dragoner in der liebenswürdigsten Weise empfangen wurde und wo meine Leute ganz gute Quartiere fanden.

Das Amtssiegel der Kommune Meaudry liegt heute noch vor mir auf meinem Schreibtisch und erinnert mich an jene große Zeit und an die findigen, schneidigen Husaren.

Oft habe ich mir aber doch schon Vorwürfe gemacht, daß ich dem braven Maire sein Amtssiegel wegnehmen ließ, denn der arme Standesbeamte konnte sicherlich während einer längeren Zeit keine legale Amtshandlung, keine Eheschließung und dergleichen mehr vornehmen, bis er wieder in den Besitz eines neuen Stempels gekommen war, was doch sicherlich sehr zu bedauern sein dürfte.

Pflichtgetreu.

Vom damaligen Husarenlieutenant v . . . . ky.

Es war am 24. November in La Pré St. Evrould, morgens 7 Uhr.

Wir Offiziere standen im Kreise um Seine Königliche Hoheit den Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen, dessen Kavallerie-Division damals unser Regiment zugeteilt war, versammelt und harrten auf den Befehl, den Vormarsch wieder anzutreten.

Seine Königliche Hoheit unterhielten Sich in freundlichster, liebenswürdigster Weise mit uns.

„Meine Herren! Ich habe Reiterpatrouillen zur Rekognoszierung entsendet; wenn dieselben zurückkehren, kann der Marsch beginnen!“ erklärte uns der Prinz.

Es mochte so eine halbe Stunde mit Warten vergangen sein, da sprengt vom Ortseingang ein Dragoner daher, zwei ledige Pferde am Zügel mit sich führend.

Als er in die Nähe des Prinzen gekommen war, sprang er gewandt vom Pferde und schritt auf die Königliche Hoheit, nunmehr die drei Pferde am Zaumzeug haltend, in strammer Haltung zu.

„Patrouille Nr. 1 zurück!“ meldete er mit lauter Stimme. „Königliche Hoheit, wir haben Feuer gekriegt in dem Orte Courcy — 3 km westlich von hier! Der Ort ist von Franctireurs besetzt.“

„Gut, mein Sohn! Und wo sind deine Kameraden?“ fragte der Prinz.

„Königliche Hoheit, die beiden armen Jungens sind vom Pferd geschossen worden; sie liegen tot auf der Straße von Courcy; ihre Pferde habe ich aber mit zurückgebracht!“ meldete der brave Reiter.

Mitleidig betrachtet der Prinz den kühnen Soldaten, welcher in schönster militärischer Haltung dasteht.

„Aber, du blutest ja auch, mein Sohn!“ ruft auf einmal der Prinz; aus einer Wunde an der linken Wange des Dragoner sickert helles, rotes Blut hervor.

„Königliche Hoheit, es ist nur ein Streifschuß; das hat nichts zu bedeuten!“ erwidert der tapfere Mann — „aber“ — so fährt er mit steigender Entrüstung fort „meine armen, guten Kameraden — die sind tot, und die feigen, erbärmlichen Hunde, die Franctireurs, haben aus dem Hinterhalt — mit Schroten auf uns geschossen, das hier ist auch ein Schrotschuß!“ und er wischt sich mit der Hand das rinnende Blut aus dem Gesichte fort.

„Lieber Versen!“ so wendet sich der Prinz an seinen Generalstabs-Offizier, den Major von Versen, „wir haben noch ein Eisernes Kreuz zur Verteilung zugewiesen; nicht wahr? Geben Sie mir Ihr Kreuz!“

Der Major schlingt aus seinem Überrock das eiserne Kreuz, das er im Knopfloch trug, heraus und überreicht diesen Orden dem Prinzen.

„Im Namen Seiner Majestät des Königs, unseres Allergnädigsten Kriegsherrn, übergebe ich dir hiermit das Eiserne Kreuz zur Belohnung für dein tapferes umsichtiges Verhalten!“ und mit diesen Worten befestigte er höchsteigenhändig dieses stolze Ehrenzeichen an der Brust des tapferen, glückstrahlenden Soldaten; er reicht ihm hierauf die Hand und hält sie lange umfaßt.

Sprachlos vor freudigem Glück blickt der einfache Soldat dem fürstlichen Herrn fest in das Auge, während helle Röte sein Gesicht überzieht.

Endlich kommt es bebend von seinen Lippen: „Danke unterthänigst für diese hohe Gnade, Königliche Hoheit!“

„Schon gut, mein Sohn!“ wehrt der Prinz weitere Dankesbezeigungen gütig lächelnd ab — „trage das Kreuz recht lange und in Ehren! Du hast deine Sache brav gemacht! Ich bin sehr zufrieden mit dir! Und nun — lasse dich verbinden, mein Sohn! Adieu, mein braver Dragoner!“ und mit freundlichem Kopfneigen ist der Soldat entlassen.

Dieser tritt aus dem Offizierskreise zurück, einige Schritte davon schwingt er sich mit einem Satze aufs Pferd und sprengt — mit lautem Jubelschrei davon.

Lächelnd schaut ihm der Prinz nach; „ein echter, deutscher Reitersmann!“ spricht er nochmals anerkennend. „Solche Thaten müssen auf der Stelle belohnt werden; lieber Versen, wir haben ja Ersatz für Ihr Kreuz und dieses schmückt auch eine tapfere Brust; berichten Sie von dieser meiner Verleihung des Ordens an den Dragoner sogleich an Seine Majestät.“

Hierauf wurde der Marsch angetreten; bald kamen wir an die Stelle, wo die beiden meuchlings erschossenen Dragoner lagen; Courcy war leer; die ganze Einwohnerschaft hatte sich geflüchtet.

Mit dem eisernen Kreuz auf der Brust ritt stolz der pflichttreue Dragoner an mir vorüber, und ich gratulierte ihm herzlich zu dieser Auszeichnung.

In französischer Gefangenschaft.

Aus dem Briefe eines ehemaligen hessischen Offiziers.

Orthez, 21. November 1870, Departement der Pyrenäen, westlich von Pau.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Abzug der Bayern von Orleans am 9. November sind alle zurückgebliebenen Kranken und Verwundeten vollständig abgeschlossen gewesen von der Außenwelt.

Am 15. war dem Dr. Strohmann angezeigt worden, daß er und alle Militärärzte, preußische wie bayerische, die in der Stadt sind, am nächsten Tage südwärts in der Richtung auf Pau abreisen sollten, und daß sie von irgend einer Zwischenstation nach Genf dirigiert würden. Es lag uns daran, mit ihm zu reisen, um solange als möglich seine Hilfe zu haben, und unser Hauswirt, den wir baten, diese Vergünstigung für uns auszuwirken, brachte uns befriedigende Zusicherung vom Kommandanten zurück.

Vom Doktor wußten wir, daß der Zug am 16. um 11 Uhr abgehen sollte; wir hatten einen Wagen bestellt und fuhren bald nach 10 Uhr aus dem Hause. Ein Polizist setzte sich zum Kutscher, man

fuhr uns aber nicht zur Bahn, sondern vor die Kommandantur, ließ uns nach einigem Warten mehrere Treppen hinaufsteigen und bedeutete uns, der Zug gehe erst um 12 oder 1/2 1 Uhr ab.

Aber aber auch diese Zeit verstrich, und man sagte uns endlich die Wahrheit: wir würden erst um 6 Uhr abreisen. Der Wagen, der noch vor dem Hause stand, wurde entlassen und unser Hauswirt, der sich wieder bei uns eingefunden, versprach nun, unser Gepäck in seinem Hause abladen zu lassen und dasselbe abends um 6 Uhr auf den Bahnhof zu schaffen.

Es war heiter, von 10 bis 6 Uhr warten zu müssen; von der Stubenthür standen 2 Mann mit Gewehr auf Posten.

Mein Diener Thal wurde mit militärischer Begleitung herunter geführt, um vor der Thüre etwas Brot und Butter für uns, das dort feil gehalten wurde, zu kaufen. Unsere Säbel hatten wir schon im Quartiere zurücklassen müssen.

In der Dunkelheit fuhren wir drei, Sander, Wessel (den wir mit uns nahmen, obgleich er noch sehr zu leiden hatte) und ich nebst einem bayerischen Lieutenant Haag auf den Bahnhof, auf dem Bock saß ein Gendarm.

Auf dem Bahnhof war großes Gedränge; viel Publikum und ein Transport von Kranken und Verwundeten aus den Spitälern und Ambulanzen von Orleans, die mit uns transportiert werden sollten. Man bewachte uns ängstlich und brachte uns endlich in ein Coupé II. Klasse. Unser Hauswirt zeigte sich aber so wenig als das Gepäck, und mit Mühne konnte ich den Thal wieder erlangen, den man in den Transport der Kranken untergesteckt hatte.

Zu uns ins Coupé setzte sich ein Nationalgardist und ein Gendarmerie-Brigadeur, beide mit Gewehr.

Wir fuhren über Blois nach Tours; in ersterer Stadt trat der Kommandeur eines Jägerbataillons an unsere Wagenthüre und reichte uns ein Glas Wein, was mir um so mehr in Erinnerung bleiben wird, weil dieser alte Offizier der einzige Mann war, der uns eine Wohlthat erwiesen hat.

Wir kamen spät in Tours an: auf dem Bahnhof war eine Unmasse von Posten aufgestellt, ob unsertwegen? Man kann es sich fast nicht denken, und doch ist kein anderer Grund aufzufinden. Man brachte uns nach einigem Hin- und Herführen in ein Ambulanzezimmer, wo einige frisch verbunden wurden, und gab uns etwas zu essen; barmherzige Schwestern hatten eine Küche etabliert.

Dann holte man uns wieder ab und schien den Versuch zu machen, für uns ein besseres Nachtquartier zu suchen.

Wir standen lange unter der Halle, und während dessen trat aus einer uns umstehenden Gruppe ein Mann, den ich Ursache hatte, für den Bahnhofvorstand zu halten, und redete mich deutsch an, wie wir nur einen so wahnwitzigen Krieg führen könnten und dergleichen mehr. Als ich ihm auf eine solche Redensart antwortete: „wenn der König befiehlt, folgt die Armee", schrie der Mensch sogar: „einen solchen König hätten wir sollen totschießen". Ich brach ab und ließ ihn stehen.

Danach wurde uns bedeutet, es sei kein besonderes Lokal für uns vorhanden.

Man führte uns in einen Wartesaal, in welchem sich die unglücklichen Kranken und Blessierten befanden, die in demselben Zug mit uns gekommen waren. Es waren meist Bayern, etwa 8 Preußen, im ganzen 121 Mann; die armen Leute waren teils Typhuskranke, teils litten sie noch an Fieber und Ruhr; man hatte sie in Orleans aus den Betten genommen und hier lagen sie dichtgedrängt auf dem Fußboden ohne Stroh, ihr Gepäck unter dem Kopfe.

Die armen Menschen sahen höchst elend aus, ertrugen aber ihre Leiden im stillen. Außer ihnen befanden sich in demselben Raume eine Menge Franctireurs, die hier Nachtquartier genommen hatten, und etwa 10 Mann Posten mit Gewehr. Es war schwer, hier ein Unterkommen zu finden, und ein Plätzchen auf einer Bank an der Wand und dann und wann ein kleiner Raum, um einige Schritte zu machen, war alles.

Es war eine schlechte Nacht, aber sie verging endlich auch, und am Morgen durften wir unter reichlicher Sicherheitswache in dem Buffet einen mäßigen Kaffee für einen unmäßigen Preis trinken. Den armen kranken Soldaten hat man auf der ganzen Reise von Orleans bis an die Pyrenäen nichts gereicht als einmal Brot.

Am Morgen des 17. fuhren wir weiter auf Bordeaux los; wir sahen hin und wieder eine hübsche Landschaft, doch teils ließ Müdigkeit, teils der Ekel vor der Neugier und Zudringlichkeit des Publikums uns wenig davon genießen. Unsere Bewachung war dieselbe, und da fast nie länger als wenige Minuten angehalten wurde, herrschte Not ums Aussteigen bei den vielen kranken Leuten.

In der Nacht kamen wir bei Bordeaux an; wir sahen große Reihen Laternen im Wasser sich spiegeln, und man sagte, es seien Quais. Der Zug wurde vielmals hin- und hergeschoben, blieb bald hier, bald

dort stehen, aber es durfte nicht umgestiegen werden. Der Gendarm kaufte für uns Wurst, Brot und Wein ein; es war die schlechteste Wurst, die ich je in meinem Leben gekostet, aber auch nicht gegessen habe.

Wir fuhren weiter in die Nacht hinein und hielten auf einer Station Dox mehrere Stunden, etwa von 3 bis 6 Uhr morgens. Ein äußerst schlechter Kaffee, die Tasse 4 Sgr. (1/2 Francs), war das einzige, was wir nahmen, und dann bei anbrechendem Tage ging's dem Bestimmungsorte entgegen. Ein Vergnügen war es aber für mich, als ich, mich umsehend, endlich einen schönen Blick auf einen Teil der Pyrenäen hatte, die wir bei hellem Wetter vom Hofe aus täglich sehen können.

In Orleans hatte man uns gesagt, wir kämen nach Pau, auf der Reise erfuhren wir erst, daß Orthez unser Bestimmungsort sei, während die Soldaten nach Pau weiter fuhren.

Ein Gendarm führte uns vom Bahnhofe nach dem Spital, in dem barmherzige Schwestern fungieren. Wir durchschritten einen großen Saal, in dem eine Anzahl Greise lagen und am Ofen hockten und kamen in ein Zimmer mit vier Betten, ohne Ofen, ein Fenster mit Eisenstäben — nach dem Graben — eine komplette Erkältungsanstalt. Wir dürfen das Hospital nicht verlassen und ist uns nur gestattet, Hof und Garten zu betreten, auch die Stadt nicht. Als Grund hierfür gab der Unterpräfekt an, wir dürften das Terrain nicht kennen lernen und zweitens, um uns vor dem gereizten Volke zu schützen; dabei liegt aber die obere Etage des Hospitals voll verwundeter Franzosen (die durch preußische Liberalität nach Hause geschickt sind), die jedenfalls als der gereizteste Teil des Volkes zu betrachten sind und uns auf jedem Schritt begegnen.

Die Schwestern im Hause meinen es ganz gut; die Kochkunst ist freilich eine ganz andere als zu Hause, aber es geht ebenso an.

Mit meinem und unser aller Befinden geht es gut. Es scheint, als ob man uns alles hier wolle bezahlen lassen; ich muß jedes Stückchen Wäsche bezahlen. Wo da das Geld herkommen soll? Ich habe ja keine Münze bei mir, um Geld zu machen! Ich bekomme von Preußen keins und von Frankreich keins und soll bezahlen.

Die Gegend hier ist bergig und schön; der Fluß schäumt durch ein prächtiges Felsenbett mit seinem klaren Wasser, die Pyrenäen sind weiß, aber das Klima hier ist sehr lind. Es ist noch kein Winter hier, viele Bäume haben ihr Laub noch und es ist vieles Grün noch zu sehen. Im Garten wachsen junge dicke Bohnen, die bald blühen müssen, herrlicher Wirsing, Artischocken; gestern aßen wir Blumenkohl. Viele Gebüsche

kommen schon im Freien fort, die ihre Blätter behalten; eine Art Lorbeer, myrtenähnliche Pflanzen und blühende Laurestinusbäumchen von 10 Fuß Höhe stehen in Hof und Garten, einzelne blühende Rosen findet man noch in den Büschen und auch schon die frischen Triebe.

Wenn es nicht zu weit, zu unsicher und zu teuer wäre, bäte ich um Übersendung von Kleidern, das Bißchen von Orleans ist auch ausgeblieben; ich habe nichts, als was ich auf dem Leibe habe, ein Paar Strümpfe, ein Hemd rc. Ich wünschte, daß die französischen Offiziere ebenso wie wir behandelt würden und bitte, das Nötige einzuleiten. — N.

„Gesehen auf der Unterpräfektur in Orthez.

Der Unterpräfekt: Louis Rauz.“

Bayerische Ulanen.

Von Major von F.

Der Feldzug im Jahre 1870 in Frankreich mag den verschiedenen Kammer-Heeres-Reformatoren doch in mancher Beziehung recht unbequem sein. So manches Argument, welches vermeintlich mit viel Scharfsinn zu Tage gefördert wurde, erweist sich jetzt im Gegenteil zu den unwiderleglichen Thatsachen, gelinde gesagt, als sonderbare Schwärmerei. Was hat man nicht alles von der hohen Vervollkommnung der Feuerwaffen rc. erzählt, um zu beweisen, daß die Kavallerie nur noch in sehr geringem Maß im Kriege zur Verwendung werde kommen können und deshalb umfassende Reduktionen in derselben beantragen zu dürfen geglaubt.

Ich bin in der Lage, über die Verwendung der Kavallerie während dieses Feldzuges einiges mitteilen zu können. Ich habe zwar nur die Thätigkeit eines kleinen Teiles der deutschen Reiterei, nämlich der bayerischen Ulanen-Brigade, näher ins Auge gefaßt, aber es genügt vollkommen, um von der Wichtigkeit der im Kriege dieser Waffe zufallenden Aufgabe einen richtigen Begriff zu empfangen, deren Lösung eine gute und zahlreiche Kavallerie erfordert.

Es ist bekannt, daß den deutschen Heeren stets große Kavalleriemassen einige Tagemärsche vorausschwärmten, einen undurchdringlichen Schleier bildend, der die kühnen strategischen Operationen unseres genialen

Führers Moltke dem Auge des Gegners verbarg und dadurch gewissermaßen zur notwendigen Vorbedingung der überraschenden großartigen Erfolge dieses Krieges ward. Dies trat insbesondere bei dem Flankenmarsche von Châlons gegen Sedan, welcher am 26. August begann, in augenfälligster Weise hervor.

Am 26. August stand die vierte preußische Kavalleriedivision in Châlons, die bayerische Ulanenbrigade in Suippes, die sechste preußische Kavalleriedivision in Souain; am 27. August rückte die vierte preußische Kavalleriedivision bis Souain, die bayerische Brigade bis Somepy und die sechste preußische Kavalleriedivision nach Monthois. Der Bogen, auf welchem an diesem Tage die Pikets dieser Kavalleriemassen verteilt waren, mag von Châlons bis an die Argonner eine Länge von etwa zwanzig Stunden betragen haben; auf die bayerische Brigade treffen hiervon acht Stunden.

Erwägt man hierbei, daß der Halbmesser des beschriebenen Bogens eine Länge bis zu acht Stunden hatte, so wird man es begreiflich finden, daß die Bewegungen des Gros der dritten Armee, welches teils westlich, teils östlich der Argonnen gegen Norden marschierte, dem Feinde verborgen bleiben mußten. Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Marschleistung eines der beiden bayerischen Ulanenregimenter nicht unerwähnt lassen. Ein Teil dieses Regimentes, welcher am 27. auf Vorposten war, hat in der Zeit vom 26. August abends bis 28. August nachts 12 Uhr, also in 53 Zeitstunden, 45 Wegstunden zurückgelegt; in diese Zeit fallen drei Nachtmärsche, welchen zwei weitere folgten. Die Marsch- und Gefechtsfähigkeit dieses Regimentes zeigte sich durch diese außerordentlichen Anstrengungen in keiner Weise beeinträchtigt.

Der Infanterie können derartige Dienstleistungen, wenn sie gefechtsfähig erhalten werden soll, ebenso wenig zugemutet werden wie der Sicherheits- und Kundschafterdienst überhaupt. Besonders letzterer ist äußerst anstrengend, und kann selbst von der Kavallerie nur dann in ersprießlicher Weise geleistet werden, wenn sie zahlreich genug ist, um den nötigen Wechsel eintreten lassen zu können.

Die bayerischen Ulanen waren von Marsal an bis Paris fast ununterbrochen teils als äußerste Vorhut, teils als Seitendeckung verwendet. An die Tagmärsche reihten sich stets Patrouillenritte von 10 bis zu 16 Stunden; dabei mußten die Eclaireurs an der Spitze der Patrouillen fortwährend darauf gefaßt sein, aus dem nächsten Hause, einer Gartenmauer, vom Waldsaume her, beschossen zu werden. Die

bayerischen Ulanen können darüber ihr Lied singen ebensogut wie die preußischen. (Die französischen Blätter, welche den Unterschied zwischen bayerischen und preußischen Ulanen nicht kennen, erwähnen stets nur Ulanen. So z. B. waren die Ulanen, deren Einrücken in Nogent, Nangis, Provins, Mormant, Melun gemeldet wird, bayerische.) Der Reiter ist gegenüber dem gedecktstehenden unsichtbaren Feind in den meisten Fällen geradezu wehrlos. Von den kleinen Vorpostengefechten seien nur jene von Nangis, Donnemarie, Melun, Etiolles, Draveil, Bourg la Reine, l'Hay erwähnt, bei welchen mehrmals die Geschütze der Brigade in Aktion treten mußten und wobei mancher wackere Ulan mit seinem Pferde das Leben verlor.

Unter dem Totenkopf.

Von O. Elster.

II.

Ein Nachtgefecht.

Eine finstere, schnee- und sturmerfüllte Dezembernacht! Seit den Tagen von Chatillon hatte sich die 40. Infanterie-Brigade und mit ihr das braunschweigische Regiment in unaufhörlichen scharfen Märschen der Gegend von Orleans genähert, war am Abend des 28. November auf dem Schlachtfelde von Beaune la Rolande eingetroffen und hatte sich hier mit dem X. Armeekorps wieder vereinigt. Der Vormarsch gegen Orleans wurde beschlossen; in breiter Front rückte das III., IX. Korps, die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg und die Bayern unter General von der Tann gegen den Wald von Orleans vor. Das X. Korps deckte die linke Flanke hinter dem III. Korps. An der Spitze marschierte die 20. Division, deren Avantgarde das braunschweigische Regiment bildete.

Am Nordende des Waldes von Orleans hatten das III. Korps bei Chilleurs, das IX. Korps bei Artenay und Chevilly die Franzosen in die Stadt zurückgeworfen und waren selbst in diesen Wald eingedrungen. Unaufhörlicher Kanonendonner begleitete den Weg des X. Korps, das auf den Wald in raschem Marsche zueilte. Bei Chilleurs, am Rande des Waldes, machte es gegen abend Halt. Die 19. Division

blieb dort, während die 20. Division in westlicher Richtung über Ronville auf Neuville aux Bois weiterrückte, das braunschweigische Regiment an der Spitze.

Dunkel und unheimlich türmte sich der Wald von Orleans zur Linken auf. Aus der Ferne tönten noch ab und an einzelne dumpfe Kanonenschläge. Mit Eintritt der Dunkelheit hörte das Feuer der Geschütze, welches von La Tour und Chevilly herüberschallte, auf, und eine tiefe, fast unheimliche Stille lagerte sich auf dem verschneiten Gefilde. Schwerfälligen Fluges strichen dichte Scharen von Raben nach dem Walde hinüber, gleich einer schwarzen Wolke. Auf die kahlen Bäume an der Straße ließen sich einzelne der Vögel nieder und starrten mit großen Glotzaugen auf die marschierenden Truppen, bei deren Annäherung mit heiserem Gekrächz davonfliegend. Der Schneesturm schlug den Marschierenden in das Gesicht, der Fuß versank bis über die Knöchel in den frischgefallenen Schnee, finstere Wolken bedeckten den Himmel, der gleich einem schwarzen Leichentuche über der im Winterschlaf erstarrten Erde hing.

„Halt! Gewehr ab!“

Aufatmend stand die Kolonne; die Lichter von Ronville leuchteten den ermüdenden Soldaten freundlich entgegen, man hoffte endlich in das Quartier zu kommen.

Da preschte eine Dragoner-Ordonnanz heran.

„Wo ist der Herr General?“

„Er befindet sich bei dem Gros der Avantgarde.“

Weiter jagte die Ordonnanz. In tiefem Schweigen standen die Kompagnien unter dem Gewehr, den Befehl zum Einrücken in die Quartiere erwartend. Da sprengte der General mit seinem Adjutanten heran.

„Das braunschweigische Regiment geht sofort nach Neuville aux Bois vor und sucht die dort befindlichen feindlichen Abteilungen zu vertreiben.“

„Das Gewehr über! — Ohne Tritt marsch!“

Und weiter stampften die Kolonnen auf der verschneiten Straße.

„Halt!“

Die dunklen Umrisse des Dorfes Neuville aux Bois stiegen kaum einige hundert Schritte entfernt aus der finsteren Nacht hervor. Kein Licht brannte in dem Dorfe, kein Laut war zu vernehmen. Ein finsteres, unheimliches Rätsel lag es da, dessen Lösung nur durch Blut und Tod gefunden werden konnte.

„Das 1. Bataillon greift den Ostausgang des Dorfes an, das Füsilier-Leibbataillon sucht sich dem Dorfe von Norden her zu nähern und in das Dorf einzudringen.“

Die Kompagnien zogen sich rechts und links der Straße auseinander, während das Leibbataillon nach der rechten Flanke abschwenkte. Der Schneesturm, die finstere Nacht machte eine Mitwirkung der Artillerie unmöglich, die braven Schwarzen mußten die blutige Arbeit allein verrichten. In raschem Anlauf sollte der Ostausgang des Dorfes genommen werden. Mit dem Bajonett gingen zwei Kompagnien gegen denselben vor. Mit lautem Hurra stürzten die Schwarzen auf den Gegner. Da prasselte ihnen plötzlich aus dem Dorfeingang ein rasendes Schnellfeuer von Infanterie und Artillerie entgegen und in dem Aufflammen der Schüsse sah man, daß der Eingang durch eine starke Barrikade geschlossen war.

Der Anlauf stockte. In Gräben und unter Hecken suchte man Schutz gegen das verheerende Feuer des Feindes, indem man selbst ein Feuergefecht gegen diesen eröffnete. Aber das Feuer blieb ohne Wirkung.

Der Führer der vordersten Kompagnie, Premierlieutenant S., überzeugte sich, daß nur ein Bajonettangriff zum Ziele führen konnte. Er prang aus der gedeckten Stellung auf und ermunterte die Leute zum erneuten Vorgehen. In dem Lärm des mächtigen Kampfes verhallten seine Worte. Man hörte nicht auf ihn, man sah nicht auf ihn, man sah nur hinüber zu dem finsteren Dorfeingange, der blitzartig erleuchtet wurde durch die aufflammenden Salven der Gewehre und Geschütze.

Premierlieutenant S. beugte sich zu dem ihm zunächststehenden Soldaten nieder.

„Vorwärts, Leute! — Mit dem Bajonett drauf los! So bekommen wir das Dorf nicht!“

Ein junger Bursch sprang empor, ein Kriegsfreiwilliger, der auf Avancement diente. In seinem Jünglingsgesicht glühte kriegerische Begeisterung. Er schwang das Gewehr hoch empor und sprang aus der Deckung auf das freie Feld.

„Unser Hauptmann soll leben — Vivat hoch!“ — rief er. „Marsch-marsch! — Nieder mit den Franzosen!“

Er stürmte an der Seite des Kompagniechefs vorwärts. Eine wilde Begeisterung ergriff die Soldaten, sie sprangen empor, sie schwangen die Waffen, mit stürmischem Hurra stürzten sie sich auf die Barrikade,

hinter der sich in diesem Augenblicke das Feuer zu verdoppeln schien. Die braven Braunschweiger drangen in die ersten Häuser des Dorfes ein, ein wildes, wütendes Handgemenge entspann sich, aber wenn sie sich auch in den Häusern festsetzten, die Dorfstraße vermochten sie nicht zu gewinnen, denn unaufhörlich prasselte Mitrailleusen- und Gewehrschnellfeuer die Straße entlang, jedes weitere Vordringen unmöglich machend.

Man hatte die Kräfte des Feindes unterschätzt. Man glaubte nur auf eine geringe Abteilung zu stoßen und sah jetzt, daß der Ort von starken Truppen-Abteilungen aller Waffen besetzt war. An eine völlige Eroberung des Ortes durch die beiden schwachen braunschweigischen Bataillone war nicht zu denken, der General ließ die Bataillone zurückgehen, die ersten Häuser und Gehöfte vor dem Dorfe jedoch besetzt haltend. Am anderen Morgen sollte der Angriff mit stärkeren Kräften erneuert werden.

Die Kompagnie, welche zunächst vorwärts gestürmt war, sammelte sich hinter einem in Trümmer liegenden Gehöft.

„Wo ist Premierlieutenant S.?" fragte der älteste Offizier.

Niemand vermochte Antwort zu geben. Auch viele Mannschaften fehlten. Lagen sie da draußen auf dem verschneiten und verwehten Felde? Hatten sie sich bei anderen Kompagnien eingefunden?

Eine düstere Stimmung lagerte über der Kompagnie. Patrouillen durfte man in der finsteren Nacht, so nahe dem Feinde, nicht aussenden, ohne fürchten zu müssen, daß sie dem Gegner in die Hände fielen. Feuer durfte auch nicht angezündet werden, um dem Feinde nicht den Standpunkt der Kompagnien zu verraten. So hüllte man sich denn, so gut es gehen wollte, in die Mäntel, suchte sich durch Umhergehen und Zusammenschlagen der Arme zu erwärmen und wach zu erhalten und blickte dem Morgengrauen des folgenden Tages mit ungeduldiger Erregung entgegen.

Was würde der Morgen bringen? Neue Kämpfe, neue Wunden, neues Blut!

Es war eine unheimliche Nacht, deren banger Eindruck noch vergrößert wurde durch das dumpfe, klirrende Geräusch, welches in dem Dorfe Neuville erschallte und auf Truppenbewegungen des Feindes schließen ließ. Vielleicht rückten frische Verstärkungen des Gegners ein, vielleicht plante der Feind einen Überfall der schwachen Abteilungen der Braunschweiger.

Endlich graute der Tag. Langsam kroch der gelbliche Schimmer des Tages über den Wald von Orleans an dem grauweißen Himmel empor und warf ein fahles Licht auf das verschneite Schlachtfeld. Zu beiden Seiten der Straße sah man die dunklen Körper der Gefallenen regungslos liegen. Die Raben und Krähen aus dem Walde waren auch wieder da, mit schwerem Flügelschlag strichen sie über das Leichenfeld, mit gierigem Auge nach den Toten spähend.

Und das vom Feinde besetzte Dorf?

Still und ruhig lag es da. Deutlich sah man jetzt die starken Barrikaden, welche alle Eingänge versperrten. Aber die Barrikaden waren von ihren Verteidigern verlassen, der Feind war während der Nacht auf Orleans abgezogen.

Von allen Seiten rückten die Braunschweiger jetzt in das Dorf ein. Über das Gefechtsfeld der Nacht ging der Marsch, auf dem der erste Anlauf stattgefunden. Da lagen sie steif und starr — die Gefallenen des nächtlichen Kampfes — in der krampfhaft geballten Hand noch die Waffe.

„Da liegt unser Premierlieutenant!“ rief ein Soldat.

„Und da unser Avantageur!“

Ein erschütternder Anblick bot sich den vordringenden Kriegern dar. Premierlieutenant S. lag auf dem Rücken, mit weit ausgestreckten Armen da, die verglasten, toten Augen, in denen noch die Begeisterung des Kampfes zu leuchten schien, zum Himmel gerichtet. Ein Geschoß hatte seine Stirne durchbohrt und ihn tödlich getroffen niedergestreckt. Aber an seiner Seite, das bleiche Haupt an seiner Brust geborgen, schmiegte sich, gleichsam Schutz suchend, der junge Avantageur, der Jüngling von kaum achtzehn Jahren. Langsam sickerte das Blut aus einer tiefen Brustwunde; er hatte den Mantel fest an sich gezogen, er schien sich, als er verwundet war, an die Seite seines Vorgesetzten niedergekauert zu haben, um Schutz gegen Wind und Wetter zu finden.

Der die Kompagnie führende Offizier beugte sich zu dem Jüngling nieder.

„Ist er tot, Doktor?“ fragte er den Assistenzart, der die Kompagnie begleitete.

„Da ist nichts mehr zu machen — er sowohl, wie der Premierlieutenant — ’s ist vorüber!“

„Armer, kleiner Kerl!“

Der Oberst ritt vorbei. Der Lieutenant meldete ihm den Tod des

Kompagniechefs und des Avantageurs. Ein Schatten flog über das ernste Antlitz des Obersten. „Legt sie beide in ein Grab", sprach er, „sie sind gemeinsam den Heldentod gestorben, so mögen sie auch gemeinsam im Grabe ruhen." — — —

Inkognito.

Von Heinrich von Selbitz.

Immerwährende Märsche, schlechte Quartiere, mangelhafte Verpflegung — das war in den Novembertagen 1870 meistenteils unser Los.

Wir waren müde und abgehetzt am 30. November nachmittags nach 'Orgères ins Quartier gekommen. Ein Bund Stroh auf dem Zimmerboden war meine Ruhestätte; das Diner bestand heute wieder aus Hammelfleisch und Reis, während wir gestern doch wenigstens einmal zur Abwechselung Reis und Hammelfleisch gehabt hatten.

Getränke? 1870er Pumpenheimer Auslese oder „Lauffacher", auch „Gänse-Wein" genannt.

„Geld allein macht nicht glücklich!" Das ist ein wahres Wort, denn was nützte es mich, daß ich so und soviele Thaler in der Tasche hatte, ich konnte mir doch dafür keinen Wein kaufen, weil es „im ganzen Nest kan Tropfen mehr giebt!" wie mir nach dem Diner mein treuer Diener Sepp gemeldet, welchen ich zum Einkauf von Wein in das Dorf geschickt hatte.

„Sepp! Nicht einmal um Geld, gegen Bezahlung hast du Wein auftreiben können?"

„Na, Herr Lieutenant, ich hätt' g'wiß dösmal zahlt, wenn ich an Wein kriegt hätt, ich hätt scho zahlt — nöt requiriert wie gewöhnlich — aber es giebt kan mehr!"

Das war fatal; „keinen Tropfen Wein im Becher mehr, und Wasser schmeckt so fad und leer!" summte ich für mich und entschloß mich, persönlich zum Weineinkaufen zu gehen, denn erstens war das Französische meines braven, teueren Sepp nicht so ganz korrekt, und zweitens imponiert ein „gemeiner Soldat" den französischen Einwohnern doch nicht so als wie ein Offizier, darum ging ich hinein ins Dorf; denn Wein mußte her um jeden Preis, „koste er, was er wolle; was liegt mir am Gelde".

Der Ort war gestopft voll von Mannschaften aller Waffengattungen, auf den Straßen wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen — nichts sah man als Häuser und Soldaten.

Endlich — da steht ja ein längst gesuchter französischer Citoyen auf der Straße, in seiner schön, sauber gewaschenen blauen Blouse, ditto Beinkleidern, die nicht deutsch, sondern französisch-nationale Zipfelhaube auf dem Kopfe, in unendlich großen Holzschuhen, selbstverständlich mit weitgespreizten Beinen, die beiden Hände in den Hosentaschen.

Ich stecke mein freundlichstes, liebenswürdigstes Gesicht auf, das zu stande bringe, ziehe einen „Thaléér“ aus der Geldbörse und nähere mich, so bewaffnet, dem Einwohner des von uns besiegten Landes.

Ich blicke ihm mit herzgewinnender Seelengüte in die Augen, werfe ihm einen fast zärtlichen, bewundernden Blick zu und — es hilft schon; der Brave schmunzelt, zieht die Hände aus den Taschen, klappt die Beine zusammen und nimmt eine fast militärische Haltung an.

„Aha! Der „Franzus“ will mir imponieren; er will mir zeigen, daß er auch dereinst unter dem französischen Kaiseradler gedient, daß er dieselbe stramme Haltung annehmen kann, wie ein „Prussien“.

„Ah, mon Brave! Sie haben gedient? Also ein alter Soldat?“ frage ich in französischer Sprache.

„Jawohl, Herr Lieutenant!“ ist die deutsch gegebene Antwort.

„Sie sprechen deutsch? Sind Sie ein Elsässer?“

„Na, Herr Lieutenant!“ erwiderte mein Citoyen.

„Sagen Sie einmal, mein Bester, wo kann man denn hier noch Wein bekommen? Ich will ihn gerne bezahlen! Sehen Sie, hier ist ein „Thaléér“, den zahle ich Ihnen für eine Flasche Wein, wenn ich sie bekomme!“

„War' mir auch recht, Herr Lieutenant, wann ich an Wein kriegen that“, erwiderte der Franzose.

„Zum Donnerwetter! Sie müssen doch hier bekannt sein? Nicht wahr, Sie sind doch von hier?“

„Na, Herr Lieutenant, ich bin net von hier, ich bin ja der Soldat Xaver Gegenfurtner von der 4. Kompagnie vom 13. bayerischen Regiment“, bringt schmunzelnd der vortreffliche Mann hervor.

„Was — was? Sie sind — der Gegenfurtner von der 4. Kompagnie — von meinem Regiment? Aber, zum Kuckuck, wie kommen Sie denn dann in diesem Anzug daher, in Blouse und Holzschuhen?“ frage ich auf das höchste erstaunt.

„Entschuldigen, Herr Lieutenant; mei Montur, die ist scho seit drei Wochen nimmer trocken worden; heut' ham mir an Rasttag und da hab' ich amal mein Rock und Hosen ordentlich putzt; die hängt in meinem Quartier am Ofen, und inzwischen hab' ich halt aweil meinem mousiö, wo ich einquartiert bin, sei Montur anzog'n und auch seine Holzschuh und die Zipfelhaub'n; da ham's mi freili net kennt, Herr Lieutenant!"

Gefecht bei Varize am 29. November 1870.

Von L. B., Landwehr-Lieutenant a. D., vormals im k. b. 10. Infanterie-Regiment.

Die unausgesetzten, mühevollen Märsche, welche das I. bayerische Armeekorps in den Novembertagen 1870 seit dem Rückzug aus Orleans auszuführen hatte, drückte die gute Stimmung (insbesonders der Fußtruppen) manchesmal bedeutend herab, zumal ein bestimmtes, klares militärisches Ziel, welches zu erreichen oder zu bekämpfen war, fehlte.

Fortwährende Beunruhigung durch Mobilgarden und Franctireurs erforderte angestrengten Vorposten- und Sicherungsdienst, aber erst am 21. November kamen wir bei Thiron-Gardais wieder einmal in ein eigentliches Treffen. Die folgenden Tage brachten keine Änderung in unserer bisher geübten Marschthätigkeit, nur schien mehr und mehr die Gewißheit zu kommen, daß die Richtung wieder auf Orleans war.

Das nun folgende und nachstehend beschriebene Gefecht bei Varize am 29. November ist für mich das denkwürdigste des ganzen Feldzuges. Wenngleich manche der elf vorausgegangenen oder späteren Schlachten, bei welchen ich mitzukämpfen das Glück hatte, blutiger und von größerer Tragweite für das Ganze war, so ist aber gerade dieses Avantgardengefecht für mich deshalb von Bedeutung, weil mir bei demselben eine selbständige Aufgabe durchzuführen Gelegenheit geboten, und dasselbe reich an Episoden war.

Die 2. bayerische Division hatte für diesen Tag Befehl, von Sallans bei Chateaudun auf der großen Straße über Varize in den Rayon Orgères, Loigny, Nonneville zu rücken.

Mein Bataillon (2., 10. Regiments) hatte die Vorhut zu geben, und mir wurde das Glück zu teil, Führer der äußersten Spitze zu werden.

In der Höhe von Arville angekommen, es war etwas nach 8 Uhr morgens, brachten die vor uns schwärmenden Eclaireurs des vierten Chevaulegerregiments die Nachricht, daß die vorliegenden Orte Civry ꝛc. vom Feinde besetzt seien. Das Bataillon entwickelte sich zum Gefechte, und ich erhielt speziellen Auftrag, mit meinem Zuge das links vorwärts der Hauptstraße liegende Gehölz zu durchsuchen und Verbindung mit den jenseits desselben marschierenden Abteilungen herzustellen. Unsere Plänkler kamen fast ungehindert in die Ortschaft Civry hinein, gerade noch vor den gegen diesen Ort anmarschierenden feindlichen Abteilungen.

Auch ich bemerkte an der Waldlisiere einige feindliche Soldaten, weshalb ich längs der Straße vorgehend mich denselben möglichst rasch näherte. In geeigneter Entfernung ließ ich, nachdem zuerst Meldung an den Bataillonskommandeur zurückergangen war, ein langsames Feuer eröffnen. Der erste Schuß, welcher unsererseits fiel, hätte mich beinahe das Leben gekostet. Der dicht neben, etwas hinter mir am Straßenrand liegende Soldat hatte die Laufmündung ungefähr in der Höhe meines Kopfes. Bei Beginn des Feuerns hatte er vergessen, den Gewehrpfropf abzunehmen, weshalb das Gewehr nahe der Mündung zerriß, und die Kugel mir hart am Ohr vorbei in nächster Nähe in den Ackerboden schlug. Acht Tage lang hatte ich in meinem linken Ohre ein Sausen, daß ich auf demselben fast nichts hörte. Nach Austausch einiger gegenseitiger Begrüßungen nach Kriegerart näherte ich mich den Franzosen immer mehr. Es scheint denselben aber mein Besuch nicht angenehm gewesen zu sein, denn ich kam in den Wald hinein und fand denselben verlassen. Vorsichtig durchstreifte ich die Waldparzelle in östlicher Richtung und kam an eine davorliegende Wiese.

Das Gefecht war inzwischen zu meiner Rechten in besten Gang gekommen, es waren ein paar Kompagnien im Feuer. Vor mir lag jenseits der Wiese der Park des Schlosses von Varize, welcher nach meinem Dafürhalten stark vom Feinde besetzt sein mußte.

Ich ging mit meinem Zuge über den freien Platz vor in der Erwartung, vom Parke her bald tüchtig beschossen zu werden; doch wider Erwarten kam ich vollständig unbehelligt bis zur Umfassungsmauer. Ein hölzernes Thor gestattete mir durch einige vorhandene Spalten Einblick in den Park, und ich sah, daß die obere Hälfte der Südseite stark von feindlicher Infanterie besetzt war, welche Schußscharten in die Mauer geschlagen hatte und auf unsere anrückenden Abteilungen schoß. Ich ging rechts um die Ecke herum und näherte mich längs der Mauer einem eisernen

Gitterthor, aus welchem jedoch ein starkes Feuer kam. Nachdem ich wieder bis an die Ecke zurückgegangen war, erschien von Ferne plötzlich feindliche Kavallerie in der Richtung direkt gegen uns. Eine Kavallerieattaque, das war schon lange mein Wunsch, und nun schien dieser in Erfüllung zu gehen. Schnell rief ich meine Mannschaft zu einem Klumpen zusammen, gab verschiedene Direktiven bezüglich des Feuers ꝛc. Meine Position war sehr günstig; unterhalb lag die Straße mit zwei Gräben, links die Parkmauer, weshalb ich einer Attaque getrost entgegensah. Immer bestimmter war es, daß wir das Angriffsobjekt waren, da plötzlich knallte rechts von uns ein Geschütz, und die erste Granate fiel vernichtend in die inzwischen auf ca. 1000 Schritt herangekommene feindliche Reiterschar. (Es waren vielleicht 80—100 Mann.) Eine zweite und dritte Granate folgen. Große Verwirrung und Verheerung hatten dieselben hervorgebracht, und so schnell wie die Reiter erschienen, waren sie auch wieder von der Bildfläche verschwunden.

Ich ging nun wieder zurück bis zum Holzthor an der Westseite der Mauer. Inzwischen waren auch einige Jäger unseres 7. Bataillons zu meinem Zuge gestoßen.

Es war mir klar, daß ein überraschendes Erscheinen im Rücken des Feindes nur von günstigem Einfluß auf den Gang des Gefechtes sein konnte. Doch wie konnte man ohne viel Aufsehen zu erregen in den Park hinein?

Zufällig war ein Pionier (älterer Ordnung) mit seiner Bandhacke bei uns. Die Axt wurde am Verschluß des Thores eingesetzt, die ganze Mannschaft drückte mit Gewalt gegen dasselbe, ein Ruck, und wir stunden, resp. fielen in den Park. Wie vorher befohlen, wurde im selben Momente aus den kräftigen bajuwarischen Kehlen ein schallendes Hurrageschrei intoniert, so daß die Franzosen sich verblüfft umdrehten und im ersten Moment uns starr entgegensahen. Doch lange dauerte es nicht und das feindliche Feuer wurde auf mein kleines Häuflein gerichtet, welches aber gedeckt hinter Baumstämmen dasselbe kräftigst erwiderte. Wir beschossen uns gegenseitig vielleicht 6—8 Minuten lang auf eine Entfernung von ca. 200 Schritten; mir schien dies aber eine Ewigkeit, da bei einem allenfallsigen Gegenstoß des Feindes, welcher uns wenigstens sechsfach überlegen war, ich wahrscheinlich den kürzern gezogen haben würde. Es stieg mir schon der Gedanke auf, ob ich nicht am Ende etwas voreilig gehandelt und doch zu kühn vorgegangen sei. Aber siehe, meine Rechnung war doch richtig; ich wußte ja, daß ich nicht außer Ver-

bindung war. Mein Eindringen in den Park war auch von meinem Bataillonskommandeur bemerkt worden und plötzlich stürmte durch das eiserne Gitterthor, vor welchem ich vorher zurückgewiesen wurde, unsere 5. Kompagnie herein und fast gleichzeitig erschien in meiner linken Flanke eine Kompagnie siebener Jäger. Von drei Seiten umfaßt, wurden die Franzosen an die Parkmauer gedrückt; doch mit Löwenmut verteidigten sie sich gegen uns, die wir jetzt in der Übermacht waren. Zum Schlusse waren wir vielleicht 40—50 Schritte von einander entfernt; wir riefen den Franzosen längst zu, sie sollten sich ergeben, ich hatte mir schon meinen Mann, einen hinter einem Baume stehenden französischen Offizier ausersehen, auf welchen ich losgehen wollte, wenn es zum Handgemenge kommen sollte, da besannen sie sich noch eines Besseren, schwangen Tücher, legte die Gewehre ab und ergaben sich. Schnurstracks ging ich nun doch auf erwähnten Offizier zu und nahm ihm seine Waffen ab. Der Revolver, welchen derselbe in der Hand hielt, war mir höchst willkommen, denn ich konnte während des ganzen Feldzuges noch nicht in den Besitz eines solchen kommen. Während unsererseits die Verluste verhältnismäßig gering waren, waren die der Franzosen nach der Sachlage sehr schwer. Leider verloren wir an diesem Tage auch unseren lieben guten Kameraden Oberlieutenant G. Holzner, und Landwehrlieutenant Gabler wurde schwer verwundet.

Ich erhielt nun den Auftrag, die Gefangenen zu sammeln und dem 12. Regimente zur Weiterbeförderung zu übergeben. Hier sei bemerkt, daß unsere Gegner eine von der Stadt Bordeaux gestellte und auf das vorzüglichste ausgerüstete Kompagnie war; sie nannten sich Tirailleurs de la Gironde, waren ca. 150 Mann stark und trugen eine schmucke dunkelgrüne Uniform; jeder einzelne Mann besaß außer einem Remingtongewehr noch einen guten Revolver. Ich sah sogleich, daß ich, einige Franctireurs in Blousen, welche sich angeschlossen hatten, ausgenommen, lauter intelligente Leute vor mir hatte. Es waren größtenteils Beamte, Forstleute, Studenten, Kaufleute 2c. Namentlich war mir die verhältnismäßig große Zahl von Offizieren, darunter auch solche der Linie, auffällig. Man kann sich denken, daß es diesen im Dienst ergrauten, die Brust mit Orden gezierten Männern schwer fiel, sich einem noch ganz jungen Lieutenant als Gefangene stellen zu müssen, und grimmige Blicke fielen auf mich, als ich den ganzen Trupp in zwei Glieder zusammenstellte und ordnete.

Um $^1/_2$12 Uhr war das Gefecht zu Ende, wir tranken in Er=

manglung von besserem auf der Straße noch ein paar Flaschen Limonade gazeuse, welche zufällig mein Bursche gerade vorher requiriert hatte, und der Marsch ging wieder weiter nach Orgères.

In dem bald darauf erschienenen Korpsbefehl wurde das Bataillon für das Verhalten in diesem Gefechte ganz besonders belobt.

Französische Berichte (Chanzy, II. Loirarmee) sagen hierüber, daß durch Verrat eine Abteilung girondischer Tirailleurs, bei welcher Leute aus den besten Familien von Bordeaux waren, nach verzweifelter Gegenwehr in Gefangenschaft geraten sei. In Wirklichkeit war es aber nicht Verrat, sondern Außerachtlassung der allernotwendigsten militärischen Sicherungsmaßregeln, welche uns zum Vorteil die Franzosen ins Verderben stürzte.

Ein Kriegserlebnis von 1870/71.

Von J. Schreyer.

Auf der Fahrt nach der Grenze Frankreichs, Ende Juli 1870, hielten die schwarzen Husaren — 2. Leibhusaren-Regiment Nr. 2 — in Leipzig eine kurze Rast. Bald nach der Abfahrt von dieser Station entdeckten sie unter einer Sitzbank einen etwa 14jährigen Burschen. Auf Befragen erzählte der Knabe, er heiße Hermann Wähner, sei der Sohn einer armen Witwe in Leipzig und habe noch viele Geschwister. Die Husaren wußten nicht, was sie mit dem Jungen anfangen sollten. Ihn zurückführen zu lassen oder selbst zurückzubringen, war bei den damaligen Verhältnissen nicht möglich, aussetzen wollten sie ihn auch nicht, da sie fürchteten, dem Burschen könne ein Unglück begegnen. Es blieb also nichts übrig, als ihn vorläufig mitzunehmen und eine passende Rückbeförderung abzuwarten. Der Knabe, über seine augenblickliche Lage beruhigt, zeigte sich als ein munterer, stets heiterer und anstelliger Bursche, der sich bald das Vertrauen seiner Beschützer erwarb und später der Liebling aller wurde. Der Lieutenant von Horn nahm sich des Knaben besonders an, und dieser vergalt den Schutz mit einer warmen, herzlichen Anhänglichkeit.

Auf den Märschen in Frankreich trabte Lulu, so war Hermann scherzweise genannt worden, zu Fuß munter neben dem Regimente her oder ihm nach. In Nancy entdeckten die Husaren ein passendes Pferdchen

für Lulu, gaben ihm Reitunterricht, und vermöge seiner natürlichen Anstelligkeit war der Knabe schon nach einigen Tagen imstande, das Regiment zu Pferde zu begleiten.

Im Vertrauen auf die Gutmütigkeit seines etwas bejahrten Gaules wagte er auch manchen schärferen Ritt. Bald war Lulu nicht nur bei dem Regiment, sondern auch in weiteren Kreisen bekannt und überall gern gesehen. Se. Kgl. Hoheit Prinz Albrecht von Preußen ließ ihm sogar während eines längeren Aufenthaltes in der Nähe von Chartres eine Uniform anfertigen. Lulu war darauf stolz wie ein König. Als das Regiment am 18. September 1870, Melun passierend, auf der Straße nach Orleans vorging, wurde die Vorhut in der Nähe von Courance, 8—9 km jenseits Melun, von Franctireurs aufgehalten. Lieutenant von Horn erhielt den Auftrag, mit seinem Zuge nach dem Dorfe Dannemois vorzugehen. Während dieser Zug vortrabte, hielt das Regiment. Viele Husaren stiegen von den Pferden, begaben sich in die zu beiden Seiten der Straße befindlichen Weinpflanzungen und labten sich an den prächtigen Trauben. Auch Lulu füllte sein Taschentuch mit köstlichen Trauben, um sie seinem geliebten Beschützer zu bringen. Rasch bestieg er wieder sein Pferdchen und sprengte seinem Herrn nach, den er eben in das Dorf einreiten sah. Seine gute Absicht erreichte der Knabe nicht. Er fand seinen teueren Herrn tödlich getroffen vom Pferde gesunken. Vermochte Lieutenant von Horn auch nicht mehr, sich an der Gabe seines Schützlings zu laben, die Anhänglichkeit und Treue desselben haben ihm sicherlich seinen Todeskampf erleichtert. Furchtlos hielt der mutige Knabe ganz allein im fremden Lande neben dem sterbenden Offizier. Die Uhr und das Portefeuille desselben hatte er in Sicherheit gebracht. Bald darauf erschien das Regiment und befreite Hermann aus seiner gefährlichen Lage. Zum Andenken an seinen Herrn erhielt er dessen Säbel und Reitstiefel, eine ihm willkommene Gabe.

Am 10. Oktober 1870 griff das erste bayerische Armeekorps in Verbindung mit der 22. Infanterie- und der 2. und 4. Kavallerie-Division die französische Loire-Armee an, welche in dem Walde zwischen Artenay und Orleans stand. Im Verlaufe des Gefechtes wurde die 4. Kavallerie-Division, zu welcher auch das 2. Leibhusaren-Regiment gehörte, gegen den Feind geschickt. Mit kräftigem Hurra, die Klingen hoch, brausten die Regimenter in fliegender Carriere über das Gefechtsfeld hin. Lulu hatte ebenfalls den Säbel gezogen und eilte, so schnell sein Pferdchen es vermochte, den Husaren nach, um an dem Kampfe teil

zu nehmen. Die Reiter hatten bereits ihre Aufgabe gelöst; die Feinde flohen, fanden aber an einigen Reserve-Bataillonen, welche hinter dem Damme der Eisenbahn erschienen, eine Deckung. Jetzt mußten die Reiter zurück. Blitzschnell, wie die schwarze Schar gekommen, verschwand sie wieder. Gerade in dem Augenblicke, als durch die Trompete das Zeichen zum Rückzuge gegeben wurde, langte Lulu an und mußte mit umkehren. Er war jetzt wieder der Letzte, aber keine der vielen Kugeln, die den Husaren nachgeschickt wurden, traf, und auch Lulu kam wohlbehalten, über das vortreffliche Schießen der Franzosen spottend, bei dem Regimente an.

So teilte der mutige Knabe alle Gefahren und Mühen des Regimentes, bis er am 2. Dezember 1870 in dem Gefechte von Orgères von einer Kugel getroffen vom Pferde sank und bald darauf verschied.

Unter dem Totenkopf.

Von O. Elster.

III.

Vendome!

Orleans war wieder im Besitz der Deutschen. Jetzt galt es, den von Süden und Westen herandrängenden Feind unter den Generalen Bourbaki und Chanzy zurückzudrängen. Nachdem jedoch Bourbaki mit seiner Armee sich immer mehr dem Südwesten Frankreichs zugewandt, konnte Prinz Friedrich Karl seine gesamte Streitmacht an der Loire dem von Blois, Vendome und Le Mans herandrängenden General Chanzy entgegenwerfen. Das X. Armeekorps befand sich dieses Mal in der vorderen Linie am linken Flügel, den rechten Flügel nahm die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg ein, das III. Korps das Zentrum, während das IX. Korps in zweiter Linie hinter dem linken Flügel folgte und die Bayern noch Orleans besetzt hielten. Die Avantgarde des X. Korps stellte wieder die 20. Division, das braunschweigische Regiment und die 10. Jäger.

Nach dem strengen Frost der letzten Tage war Tauwetter eingetreten und machte die Wege und Straßen fast ungangbar. Aber tapfer und unverdrossen kämpften sich die Kolonnen auf der Straße nach

Vendome vorwärts, dessen steile Anhöhen von der überstarken Macht der Feinde besetzt waren. General Chanzy schien hier an der Loire, gestützt auf Vendome, den Deutschen eine Entscheidungsschlacht liefern und die Niederlage von Orleans gut machen zu wollen. Prinz Friedrich Karl konnte nur die schwachen Bataillone des X. Korps dem Feinde entgegenwerfen, aber mit ungestümem Mut gingen die Bataillone der 20. Division, die zunächst auf den Feind stießen, gegen die Stellungen desselben vor. Stürmender Hand wurden von dem 1. Bataillon der Braunschweiger die Vororte Vendomes La Guignardière und Broche Poisson genommen, von dem 2. Bataillon St. Anne, von dem Leibbataillon (Füsiliere) Orgie. Aber die Anhöhen rings um Vendome waren von übermächtigen Kräften besetzt, die Braunschweiger vermochten nicht weiter vorzudringen; als die übrigen Bataillone und die Artillerie des X. Korps eintrafen, sank der Abend nieder und das Gefecht mußte abgebrochen werden.

In und bei Orgie bezog das braunschweigische Regiment Alarmquartiere, Vorposten gegen Vendome vorschickend; zu seiner Rechten bei St. Anne und Malignas lagerten die übrigen Truppen des X. Korps, an die sich weiter nach Norden die Vorposten des III. Armeekorps anschlossen.

Es war eine sternenhelle, nicht sehr kalte Winternacht. Ein leichter Frost war an Stelle des Tauwetters getreten und in dem Thale der Loire wogten weiße Nebelmassen gespenstisch auf und ab, aus dem die Nachtfeuer der Franzosen hier und da hervorleuchteten. Vendome, die alte Herzogsstadt an der Loire, wird im Süden von steil nach dem Fluß abfallenden Höhen umgeben, auf deren höchstem Punkt sich die Trümmer des alten Herzogsschlosses erheben. Weinberge, zwischen denen reizende Landhäuser, Villen und Gehöfte hervorlugen, bedecken die Abhänge und ziehen sich dicht bis an die Stadt heran. Im Norden und Westen treten die Anhöhen etwas weiter von der Stadt zurück. Auch hier bedecken freundliche Villen und Dörfer das Weinberge überragende Gelände, durch welche sich die große Straße nach Le Mans windet. Durch das Thal der Loire läuft die Eisenbahn von Paris nach Tours auf einem hohen Damm und überschreitet westlich Vendome die Loire. Den südlichen und nördlichen Teil der Stadt verbindet eine alte steinerne Brücke, die von den Franzosen stark besetzt war.

Die braunschweigischen Vorposten befanden sich nur einige hundert Meter von den französischen Vorposten. Deutlich konnte man während

der Nacht eine lebhafte Bewegung innerhalb der französischen Linien bemerken; Schleichpatrouillen, welche man gegen Vendome vorsandte, meldeten, daß der Feind scheinbar im Abzuge begriffen wäre. Mit ungeduldiger Spannung sah man dem Morgen entgegen, an dem man den Befehl zum weiteren Vorgehen erwartete. Man hoffte den Feind noch im Abziehen festhalten und ihm eine empfindliche Niederlage beibringen zu können.

Lieutenant v. St. befand sich auf Feldwache zunächst der großen Straße nach Vendome. Gegen Morgen war der junge Offizier in leichten Schlummer gesunken, als er durch das Knattern von Kleingewehrfeuer aufgeschreckt wurde. In der rechten Flanke, östlich der Stadt, wurde lebhaft gefeuert. Die dort stehenden Vorposten des III. Korps schienen angegriffen zu sein oder selbst gegen Vendome vorzugehen. In der Postenkette des X. Korps ward es lebendig. Patrouillen gingen hin und wieder, Adjutanten und Ordonnanzen sprengten zu den einzelnen Truppenteilen.

Der Adjutant des braunschweigischen Regiments preschte auf der Straße daher. Der Kommandeur des Avantgartenbataillons, Oberstlieutenant R., eilte ihm entgegen.

„Das Bataillon soll sofort gegen Vendome vorrücken, Herr Oberstlieutenant. Der Feind räumt die Stadt, wir sollen die Stadt besetzen und gegen etwaige Gegenstöße halten. Die beiden anderen Bataillone, die 10. Jäger und die übrige Division folgen.“

Der Oberstlieutenant gab die nötigen Befehle. Der Regimentsadjutant begrüßte den Feldwachkommandanten, Lieutenant v. St., mit dem er innig befreundet war.

„Wie geht's, lieber St.? Immer noch wohlauf?“

„Immer noch wohlauf“, entgegnete dieser lachend. „Nur sehnt man sich danach, einmal wieder in einem guten Bett der Ruhe pflegen zu können.“

„Wird noch kommen“, lachte der Regimentsadjutant. „Wie ich höre, sollen wir in Vendome einige Ruhetage haben.“

„Wär' schon nötig. Haben ja kaum einen heilen Fetzen am Leibe und an den Füßen.“

Das Kommando „an die Gewehre“ erschallte. Die beiden Freunde drückten sich mit einem „Auf Wiedersehen!“ die Hände, dann ritt der Adjutant zu dem Oberst zurück, während das Bataillon sich gegen Vendome in Marsch setzte.

Premierlieutenant v. B., der Kompagniechef des Lieutenants v. St., führte die Kompagnie selbst gegen die Stadt. v. B. war eine schneidige, rasche, energische Soldatennatur; er entstammte einer alten braunschweigischen Soldatenfamilie, seine Ahnen hatten schon seit hundert Jahren in braunschweigischen Diensten gestanden, ein Oberst v. B. war der treueste Freund und Waffengefährte des tapferen Heldenherzogs Friedrich Wilhelm, der bei Quatrebras fiel, gewesen.

Mit ermutigenden Worten feuerte er seine Leute zum rascheren Vorgehen an.

„Lieutenant v. St., Sie nehmen die Spitze“, rief er. „Suchen Sie die Brücke von Vendome zu besetzen, ehe sie in die Luft gesprengt wird. Vorwärts, Leute, heute gilt es!“

Auf seiner dunkelbraunen Stute sprengte er eine Strecke voraus, gefolgt auf dem zweiten Pferde von seinem Burschen, einem echten, kaltblütigen und tollkühnen Sohne der Harzberge.

Inzwischen verstärkte sich das Feuer auf der rechten Flanke. Die Vortruppen des III. Armeekorps waren in die Stadt eingedrungen und trieben die Franzosen in leichten Gefechten vor sich her.

Jetzt erreichte die braunschweigsche Avantgarde die Brücke. Einzelne Schüsse knatterten ihr entgegen; ein lauter Krach erfolgte, ein Teil der Brücke flog in die Luft. Mit Hurra stürmten die Schwarzen auf die Brücke zu, deren Verteidiger rasch das Weite suchten.

Die alte steinerne Brücke hatte den Sprengversuchen der Franzosen widerstanden. Nur ein Pfeiler war eingestürzt, sonst war sie noch gangbar. Im Laufschritt ging es über die Brücke und in die Stadt hinein, deren Straßen von fliehenden Franzosen, Truppenfahrzeugen und Pferden angefüllt waren. Aber nirgends leisteten die Franzosen ernsthaften Widerstand. Von allen Seiten drangen jetzt die deutschen Vortruppen in die Stadt, die sich binnen kurzem vollständig im Besitz der Deutschen befand. Aber die im Norden die Stadt umgebenden Anhöhen waren von einer starken Nachhut der Feinde besetzt. Am Eisenbahndamm, der sich quer durch das Thal zog, lagen die feindlichen Schützen, hinter denselben auf der Anhöhe von Les Tuileries standen mehrere französische Batterien, welche ein ununterbrochenes Feuer auf die Stadt unterhielten. Die Schützen am Eisenbahndamme und die Artillerie bei Les Tuileries sollten augenscheinlich den Rückzug der Hauptmacht decken, die sich auf der großen Straße nach Le Mans fortwälzte und bereits zum großen Teil in dem ausgedehnten Forêt de Vendome hinter Les Tuileries verschwunden war.

Das braunschweigische Regiment, die 10. Jäger und einzelne preußische Bataillone gingen gegen den Eisenbahndamm und Les Tuileries vor. Im hitzigen Gefecht wurden die Schützen am Eisenbahndamme geworfen, die sich nunmehr in den Weinbergen von Les Tuileries und dem Walde von Vendome festzusetzen suchten. Aber auch hier drängten die Braunschweiger und die 10. Jäger nach.

Von Les Tuileries feuerte noch immer die Batterie. Premierlieutenant v. B. erkannte mit raschem Blick, daß diese Batterie vertrieben werden mußte, sollte der Widerstand des Gegners vollständig gebrochen werden. Er plänkelte mit seiner Kompagnie gegen die Batterie, entsandte einen Zug seitwärts, um die Batterie mit lebhaftem Schützenfeuer zu überschütten. Da protzte die Batterie auf, um abzufahren.

„Sie darf uns nicht entgehen!" rief Premierlieutenant v. B. seinen Leuten zu. „Lieutenant v. St. mit ihrem Zuge in marsch-marsch auf die Batterie!"

Lieutenant v. St. sprang empor und schwang den Degen. Seine Leute stürzten ihm nach. Der Kompagniechef folgte mit den übrigen Mannschaften, ja selbst der brave Bursche des Kompagniechefs sprengte auf dem Handpferde seines Herrn in die Batterie hinein. Noch einmal raffte sich diese auf. Auf nächste Entfernung krachte eine Kartätschen- und Mitrailleusensalve in die anstürmende Kompagnie, dann wandte man sich zur Flucht. Aber schon waren die Schwarzen in der Batterie. Ein kurzes Handgemenge — die Batterie war im Besitz der Schwarzen. Doch da prasselte aus dem Walde von Vendome lebhaftes Schnellfeuer den Tapferen entgegen. Mehrere starke feindliche Abteilungen entwickelten sich gegen die braunschweigische Kompagnie, ihr die Geschütze wieder zu entreißen. Das zusammengeschmolzene Häuflein der Braunschweiger wäre von der Übermacht erdrückt worden, doch da — neuer Trommelwirbel und Hörnerklang. Die drei anderen Kompagnien der Braunschweiger eilten herbei, die 10. Jäger werfen sich den Franzosen entgegen, ein Bataillon des 17. Regiments griff in das Gefecht ein und die Batterie blieb in den Händen der tapferen Eroberer.

Das Gefecht war zu Ende, aufatmend im stolzen Bewußtsein des errungenen Erfolges standen die Sieger bei den eroberten Geschützen.

Der Regimentsadjutant sprengte herbei. Beglückwünschend drückte er Premierlieutenant v. B. die Hand.

„Wo ist Lieutenant v. St.?"

„Dort . . ."

Mit dem Rücken gegen die Lafette einer Mitrailleuse gelehnt, lag der junge Offizier mit geschlossenen Augen und totenblassem Antlitz da. Die Hand hielt noch den Säbel umkrampft, auf seinem Gesicht lag der Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Ist er tot?!“

„Nein, aber schwer verwundet . . . .“

Ein Arzt beugte sich über den Verwundeten und schlug den Mantel zurück. Eine blutige Masse war der Körper des Unglücklichen. Dicht vor der Batterie hatte ihn eine volle Mitrailleusenladung getroffen und seine Brust, seinen Leib zerfleischt.

„Ob er davon kommen wird?“

Der Arzt zuckte die Schultern.

„Er ist durchlöchert wie ein Sieb. — Hierher Leute, tragt ihn nach Vendome hinein.“ —

Lieutenant v. St. genas wieder von seiner schrecklichen Verwundung; aber die furchtbaren Schmerzen, welche er hatte erdulden müssen, hatten sein Nervensystem zerrüttet, nach einigen Jahren mußte man ihn einer Nervenheilanstalt übergeben, in der ihn nach kurzer Zeit der Tod von seinen Leiden erlöste.

Aber er ist nicht vergessen in den Herzen seiner Kameraden, der tapfere, lebensfrohe Lieutenant v. St., ebenso wie der Tag von Vendome unvergessen fortleben wird in der Erinnerung der braven Mitkämpfer, in dem Gedächtnis des ganzen tapferen braunschweigischen Regiments.

Eine Erinnerung an Orleans.

Von S. Steinberg.

Am 5. Dezember 1870, gegen 2 Uhr morgens — wenn ich diese Bezeichnung für eine rabenschwarze, eiskalte Winternacht wählen darf — rückte die 17. Division in Orleans ein. Nach langem, ungemütlichem Darniederliegen in den Straßen der Vorstadt, während die Verhandlungen mit dem Vertreter der Stadt zum Abschluß kamen und eine große Anzahl Versprengter der fliehenden Armee zu Gefangenen gemacht wurden, löste sich unser Füsilier-Bataillon auf, formierten sich die Kompagnien

in Korporalschaften und suchten, einer Weisung folgend, die angewiesenen und so sehnsüchtig erwarteten Quartiere auf. Mit Hilfe des unentbehrlichen Stückchen Lichts entdeckten wir nach langem Suchen eine Thür, auf welcher mit mächtigen Kreidezügen die erfreuliche Aufschrift prangte: Regiment 76, 12. Kompagnie, 14 Mann. Das paßte, wenngleich unsere Korporalschaft aus 18 Mann bestand, ganz prachtvoll. Der furchtbare Ernst des Krieges hatte uns die geringste Annehmlichkeit vergessen lassen. Wenigstens boten die Häuser der eben mit unserem Blute errungenen Stadt Schutz gegen Wind und Wetter, und wenn der Quartiergeber nur einigermaßen menschlich fühlte, nur ein Stückchen Brot freiwillig reichte, dann waren wir schon zufrieden. Das waren die „gefürchteten Barbaren“, welche wochenlang Hunger gelitten, von den fast übermenschlichen Anstrengungen und Strapazen erschöpft, als Sieger einzogen, und vor denen der große Teil der Bewohner geflüchtet war. Das Äußere unseres Quartieres machte einen recht verheißungsvollen Eindruck, wenigstens konnten die großen luxuriösen Schaufenster diese Ansicht vertreten. Unser Haus bildete die Ecke am Marktplatz gegenüber dem Standbild der gefeierten Nationalheldin Jeanne d'Arc. Imposante Kaufläden mit wertvollen Warenlagern, Magazine, in welchem kostbare Stoffe von immensem Werte aufgespeichert lagen, und die durch funkelnde Schmuckgegenstände bezeichneten Juwelierläden schlossen sich daran. Vor jedem dieser eleganten Läden stand ein Trupp Soldaten und begehrte dringend Einlaß. Die noch vor Minuten in tiefes Dunkel gehüllte imposante Häuserfront strahlte bald in hellem Lichterglanz. Vielen unserer Kameraden war es gelungen, die Wohnstuben ihrer Quartiere zu occupieren und in erster Reihe zu erleuchten. Ein Trupp nach dem andern verschwindet in den Häusern, nur wir befinden uns nach einer geraumen Weile ganz allein noch auf der Straße, eine Thatsache, welche die Ungemütlichkeit unserer Lage noch erhöht. Unsere energischen Kolbenstöße verhallen nutzlos. Alle einlaßbegehrenden Zeichen sind vergebens. Kein menschlicher Laut, kein Lichtstrahl läßt Bewohner unseres düsteren Hauses vermuten. Der eisig scharfe Wind fegt uns die gefrorenen Schneestückchen ins Gesicht. Erbittert und erschöpft stehen wir noch immer ratlos auf der Straße. Sporenklirrende Tritte wecken uns aus diesem apathischen Brüten. Nach wenigen Minuten steht unser verehrter Brigade-General v. Kottwitz vor uns. Der sorgsame Führer hat sofort unsere Lage erkannt. „Aber Kinder“, spricht er teilnahmsvoll, „seid Ihr noch nicht unter Dach und Fach? Eure Kameraden sind ja schon

längst im Quartier." „Auf all unser Klopfen und Rufen, Herr General, macht uns niemand auf." „So klopft noch einmal tüchtig an, und wenn die Bewohner wirklich fortgelaufen oder absichtlich den Eingang verwehren, dann hört unsere Rücksicht auf — schlagt die Fensterluken ein und dann pflegt der wohlverdienten Ruhe. Gute Nacht, Kinder!" „Gute Nacht, Excellenz!" schallte es dem energischen und, wenn es sein mußte, rücksichtslosen Manne nach. Im nächsten Augenblicke lag die prachtvolle Spiegelscheibe in tausend Stücken zu unsern Füßen und riß im Niederfallen einen großen Aufbau von herrlichen Südfrüchten, Chokolade, verschiedenen Delikatessen und Liqueurflaschen mit sich zu Boden. Über Marmeladen, Konfituren, Apfelsinen und zerbrochene Champagnerflaschen führte unser Weg durchs Fenster ins Innere. Unteroffizier Schneider reißt ein Paket der umherliegenden Paraffinkerzen auf, und bald haben wir genügend Beleuchtung, um uns zunächst orientieren zu können. In diesem Augenblick wird eine gegenüberliegende Thür geöffnet und im Rahmen derselben stehen zwei Damen, deren imponierender Eindruck jedes vorlaute Wort, jede Erklärung im Keime erstickt. Nie in meinem Leben habe ich soviel Seelenangst, soviel Kummer und Schmerz im Menschenantlitz ausgeprägt gesehen als in diesem Moment. Geisterbleich, tief in Schwarz gekleidet, blicken zwei majestätische Frauengestalten angsterfüllt, hilfeflehenden Blicks auf die ihrem Äußern nach verwilderten fremden Krieger. Wohl habe ich in mancher Schlacht, in dräuender Gefahr dem Tode in allen nervenerregenden Erscheinungen festen Mutes ins Auge geschaut, aber hier zwei lebenden Frauen gegenüber schien mir die Kehle zugeschnürt, war ich machtlos, auch nur ein Wort der Erklärung zu sagen oder sonst etwas zu beginnen. Der eben noch so laute Tumult war wie mit Zauberschlag verstummt, aller Augen hingen wie gebannt an unserm gespensterbleichen Gegenüber und jeder fühlte in der Tiefe des Herzens warmes, tiefempfundenes Mitleid. Trotz der Altersverschiedenheit der beiden Damen war die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter unverkennbar. Schmerzbeladen, aber mit zuversichtlicher Haltung blickte die ältere Dame auf die Szene. In ihrem offenen, sympathischen Antlitz war jene Gutmütigkeit ausgeprägt, die auf jeden Beschauer einen wohlthuenden, versöhnenden Eindruck hervorruft. Die jüngere, wohl zwanzig Jahre zählende Dame mußte heftig geweint haben, denn noch jetzt zitterten helle Thränen in den das seelenvolle dunkle Augenpaar verdeckenden Wimpern. Das feine Taschentuch fuhr alle Augenblicke in die Höhe, um uns die unaufhaltsam hervor-

stürzenden Thränen zu verbergen. So stand sie, leicht an die Schulter der Mutter sich lehnend, vor uns, ein Bild voll rührender Schönheit und Jugend.

„Gnädige Frau“, begann jetzt ein Kamerad in fließendem Französisch, „nehmen Sie vor allen Dingen die Versicherung entgegen, daß wir ehrliche deutsche Männer sind, denen Sitte und Anstand trotz des Krieges nicht fremd geworden. Hätten Sie uns Einlaß gewährt, so würden wir diesen außergewöhnlichen Weg gewiß nicht benutzt haben. Seien Sie indessen für Ihre Person, Familie und Eigentum vollständig beruhigt, nur weisen Sie uns ein Zimmer an und lassen Sie uns baldigst einen kräftigen Imbiß reichen. Wir sind hungrig, durstig und zum Umfallen müde.“ Ein dankbarer Blick der Mutter traf bei diesen beruhigenden Worten das leise errötete Antlitz der überraschten Tochter. Die im Hintergrund sichtbar werdende Dienstmagd empfing zunächst die Weisung: führe diese Herren in die Zimmer, sorge für ausgiebige Speisen und bleibe ihren weiteren Wünschen gewärtig. Dann wandte sie sich gegen die teilnahmsvoll dareinschauenden Soldaten: „Unser ganzes Haus, meine Herren, steht zu Ihrer Verfügung, für alles soll gesorgt werden; ich werde Betten und alles, was Sie wünschen, hinaufschaffen lassen. Nur flehe ich inständig“, fuhr sie mit plötzlich vibrierender Stimme fort, „betreten Sie das zweite Zimmer im ersten Stock nicht, mein Mann — geht — da — seiner Auflösung entgegen.“

Ihre Kraft war gebrochen. Mit gewaltsamer Anstrengung fuhr sie schluchzend fort: „Die furchtbare Aufregung der letzten Tage, der unausgesetzte Geschützdonner, das Lärmen und Schreien unserer fliehenden Soldaten, Ihr heftiges Klopfen haben sein Ende beschleunigt.“ Jetzt erst konnten wir die ganze Größe des unnennbaren Wehs der so hart geprüften Frau ermessen. Heiße Thränen rannen unaufhaltsam von den bleichen Wangen der geängstigten Gattin. Die fürchterliche Gewißheit, in der nächsten Sekunde den geliebten Mann zu verlieren, die vor ihr knieende Tochter als Waise in dieser hoffnungslosen Zeit zu wissen, hatte die Seele der gefolterten Mutter bis zur Verzweiflung erschüttert. Wie lindernder Balsam rannen die heißen Thränen unaufhaltsam zur Erde. Durch sie hatte eine gütige Vorsehung die erschreckendste Katastrophe abgewandt. Schmerzlich ergriffen verließen wir leise die erschütternde Szene. Unser eigenes Ungemach verschwand gegenüber diesem herben Schicksal. Unwillkürlich wurden die Gedanken an die ferne Heimat wachgerufen. Inniger Dank gegen Gott entstieg unserer bewegten Brust,

daß alle Schrecknisse, welche der Krieg herbeigeführt, dem teueren Vaterlande fern geblieben, der heimatliche Herd verschont ward von dem Leid, dessen unmittelbare Zeugen wir soeben gewesen.

Bald lagen Gewehr, Tornister und Helm in einer Ecke des eleganten Salons. Die Behaglichkeit einer lang entbehrten Wärme drang durch unsere halberstarrten Glieder. Philomene, die vielbeschäftigte Küchenmagd, präsentierte nach wenigen Minuten eine dampfende Bowle, deren kostbarer Inhalt nicht nur den trüben Eindruck des letzten Vorfalls verdrängte, sondern auch bald die überstandenen Strapazen vergessen ließ. Das sind die wechselvollen Gemütsbewegungen des Feldlebens. Freud und Leid, Scherz und Ernst jagen mit Windeseile durch die Seele der von Minute zu Minute neuen Eindrücken unterworfenen Soldaten. Allseitige Zustimmung fand die Aufforderung unsers Korporalschaftsführers: „Kameraden, laßt uns die Fensterläden erst wieder in Ordnung bringen, damit unsere unglückliche Wirtin wenigstens hierüber beruhigt wird. Während dieser Zeit wird die Küchenfee wohl etwas Kompaktes zum Einhauen aufgetischt haben.“ Bald hämmerten, sägten und zimmerten wir emsig darauf los und empfanden schon nach einer halben Stunden die Genugthuung, einen sicheren Verschluß hergestellt zu sehen, welcher die verführerischen Sachen vor unberufenen Händen genugsam schützte. Kaum war diese Arbeit unter meiner technischen Leitung beendet, als sich plötzlich eine Hand leise auf meine Schulter legte. Rasch mich umdrehend, konnte ich trotz des flackernden Kerzenlichtes Hortense, die schöne Tochter des Hauses, erkennen. Fahle Blässe bedeckte das interessante Gesicht; ihre schlanke, jungfräuliche Gestalt zitterte, und nur in dem großen tiefdunklen Augenpaar konnte ich die Aufklärung ihres nochmaligen Erscheinens erkennen, noch bevor sie Worte gefunden. „Verzeihung, mein Herr“, begann sie mit klangvoller, aber unsicherer Stimme, „ich bitte Sie im Namen meines sterbenden Vaters, kommen Sie zu ihm, er hat den sehnlichsten Wunsch, Ihnen zu danken.“

Wenngleich mir das Verlangen unbehaglich erschien, so zauderte ich doch keinen Moment, der rasch vorausgehenden Tochter zu folgen. Schon nach wenige Minuten stand ich am Bett des Kranken. Sein dankbarer, fast zärtlicher Blick verscheuchte auf Sekunden den trüben Eindruck eines Sterbenden. Die abgemagerte Hand lag zitternd in der meinen. „Ich danke Ihnen, mein Herr“, begann er mit schwacher Stimme. „Sie haben mir in letzter Stunde meines Lebens eine unsäg-

liche Freude bereitet. Ihr bewiesenes Mitgefühl thut mir wohl. O! ich weiß es, meine Frau hat mir alles erzählt. Welche unnütze Angst habe ich für Frau und Kind erlitten. Unter Ihrem Schutze weiß ich sie sicher, und welches elende Zerrbild hat man uns von den Deutschen entworfen." — — — Ein heftiger Hustenanfall unterbrach den dankbaren kranken Mann. Er fiel erschöpft zurück in die Arme der schluchzenden Frau. Ihre liebenden Trostesworte vermochten ihn auf wenige Minuten zu beruhigen, dann raffte er sich wieder empor und suchte seinen Gedankengang zu vollenden. Von Besorgnis diktierte, wahrhaftig kindliche Wünsche, deren Erfüllung außer meiner Kraft lagen, wurden mir vorgetragen. Ich versprach, alles zu erfüllen. „Wenn auch jeden Augenblick der Befehl zum Abmarsch erfolgen könnte", meinte ich auf den bittenden Blick der gefolterten Frau, „so dürfen sie doch vollkommen beruhigt sein, kein deutscher Soldat wird irgend jemand Ihrer Familie behelligen. Damit aber meine nachrückenden Kameraden sofort über die Situation Klarheit gewinnen, werde ich Ihrer Frau Gemahlin einen Schein einhändigen."

Dankerfüllt sank der Sterbende in die Kissen. Mit dem ersten Anzeichen des beginnenden Tages betrat ich das Zimmer meiner speisenden Kameraden. Trotz meiner großen Erschlaffung war es mir nicht möglich, die lang entbehrten Leckerbissen anzurühren. Der Gedanke an den im Nebenzimmer liegenden Sterbenden hatte meinen Hunger verscheucht. Noch einmal tritt das winterliche Gefilde, die blutige Walstatt, auf welcher das Schicksal von Orleans entschieden, viele viele Kameraden im Tode schlummern, vor meine Seele. Wer weiß wie bald uns ein gleiches Schicksal mit unsern ruhmreich eingezogenen Waffenbrüdern vereinigt. — — — Nach 24 Stunden wurde die Verfolgung des Feindes fortgesetzt. Leise verließen meine Kameraden das stille Haus. Mir war, als ob ich mich nicht trennen könne von den Leuten, ohne das allzugewisse Schicksal des Kranken zu erfahren. Aber keine Zeit war zu verlieren, die Trommel rief. Schon hatte ich den Vorplatz betreten, da öffnete sich leise die Thüre und Hortense reichte mir weinend die Hand zum Abschied. Bewegt hielt ich sie umschlossen. — — „Es ist vollbracht", hauchte es von ihren farblosen Lippen. „Mein lieber Vater weilt nicht mehr in unserer Mitte." Schluchzend bedeckt sie das engelgleiche Gesicht mit beiden Händen. Meine schwachen Trostesworte erweckten das trauernde Kind. Mit einer hastigen Bewegung drückte mir Hortense einen Gegenstand in die Hand. „O! weisen Sie es, bitte,

nicht zurück, es ist der Wunsch des Toten, daß ich Ihnen dieses Andenken einhändige.“ Eigentümlich ergriffen blickte ich unschlüssig in das schöne Gesicht der bewegten Tochter. „Es ist ein Erbstück der Familie“, fuhr sie flehend fort, „und möge Ihnen als Talismann Schutz gewähren gegen die Gefahren des unseligen Krieges.“ Auf der Straße rangierten sich die Kompagnien der neugestärkten Soldaten. Die heiter gestimmten Kameraden ahnten nicht, welch' bewegter Abschied, kaum zehn Schritte von ihnen, stattfand, welches aufrichtig empfundene Lebewohl hier gewechselt wurde. Der kurze Marsch auf dem rechten Ufer der Loire wurde plötzlich von dem unerwartet auftauchenden starken Feinde unterbrochen. Innerhalb weniger Minuten schlugen die Geschosse verheerend in unsere Reihen. Entschlossen warf sich die Avantgarde auf die gut gedeckten Franzosen. Wir folgten in einer Entfernung von 600 Schritt. Zahlreiche Tote und Verwundete bedeckten das Feld. Plötzlich erhielt ich einen sinnbetäubenden, schmerzhaften Schlag auf die Brust; erst allmählich konnte ich mich von der erklärlichen Bestürzung erholen und erkennen, welch eigentümlicher Zufall mich gegen die aus großer Entfernung abgegebene Kugel beschützt hatte, der Talisman Hortenses war durchlöchert — er hatte die letzte Kraft des tödlichen Bleis gebrochen.

Verwundet.

Von Heinrich von Selbitz.

Am 1. Dezember 1870 waren wir erst spät abends ins Gefecht gekommen; dieses Gefecht heißt „bei Villepion“; wir hatten Faverolles besetzen sollen, vermochten es jedoch nicht zu halten, da der Gegner bedeutende Streitkräfte uns gegenüberstellte; wir mußten uns mit Verlusten zurückziehen, und erst die Nacht machte dem ungleichen Kampfe ein Ende.

Nach dem Gefechte hatten wir insoferne Glück, als wir nicht wie andere Abteilungen — in der bitterkalten Nacht biwakieren mußten, sondern in Loigny enge Quartiere beziehen durften.

Und da saßen wir nun, vier Lieutenants, in einer Bauernstube um den Tisch herum und verzehrten in später Nachtstunde bei dem Scheine einer Kerze, die in einem Flaschenhals steckte, unser Diner. Dieses bestand

aus Hammelfleisch und Reis. Seit heute morgen 4 Uhr hatten wir keinen Bissen mehr zu essen bekommen, und wir vereinigten deshalb Lunch, Diner und Souper in einer Mahlzeit. Wir thaten auch dem lukullischen Mahle alle Ehre an und aßen mit „einer Geschwindigkeit von 0,54 in der Sekunde“, nur damit die Hammel-Bouillon nicht schon während des Essens erstarren möchte, denn geronnenes, erkaltetes Hammelfett ist noch — weniger schmackhaft als warmes. Das Tafelgeräte war keineswegs glänzend; der Deckel des Kochgeschirres diente als Terrine, und die Eßbestecke hatten wir mit den Dienern gemeinsam.

Das Diner war beendet; Zigarren wurden keine serviert, aus dem einfachen Grunde, weil schon seit „unfürdenklichen“ Zeiten Mangel an Zigarren herrschte; selbst die „Liebesgaben-“ oder „Vorposten-Zigarren“, — von welchen drei Züge genügten, um einen kräftigen Mann umzubringen — waren — Gott Lob und Dank — auch den Weg alles — Krautes gegangen; wir rauchten deshalb mehrstenteils „kalt“. Die „Bedienten“ richteten das Nachtlager her, indem sie aus der Scheune Stroh holten, auf der Diele ausbreiteten und die „Jakobi-Federn“ ordentlich aufschüttelten. Hier in dieser Ecke der Stube waren die „Schlaf-Appartemangs“ der Herren Offiziere, dort in jener Ecke befanden sich die Dienerschaftszimmer; alles schön gemütlich beieinander.

Trübselig saßen wir um den Tisch herum; die Unterhaltung war nicht sehr lebhaft; wir waren müde, recht müde geworden, und es machte sich allmählich eine Abspannung bei einem jeden geltend. Seit vier Monaten dauerte nun schon der Krieg; besonders während der letzten vier Wochen — seit dem Rückzuge aus Orleans am 9. November — waren wir kaum mehr aus den Kleidern herausgekommen; wir waren fast immerwährend auf den Beinen, kein Rasttag, — kein Ausruhen — mmer wieder Märsche, Gefechte und Strapazen bei sehr „minderer“ Verpflegung.

Wir waren nicht mutlos — nein, Gott bewahre! — aber müde und abgehetzt, und da der Soldat doch — mit Respekt zu sagen — eigentlich auch ein Mensch ist, und wenn er selbst die „stärkste Roßnatur“ besitzt — einmal „laßt er halt doch aus“ — einmal sagt die Natur: „bis hierher und nicht weiter!“ Doch — die Natur hat hier gar nichts zu sagen; wenn der Befehl zum Marschieren kommt, kriegt die Natur einen „schneidigen Jagd-Hieb“ mit einem „ordentlichen Schluck hinter die Binde“ und es geht schon wieder, weil es gehen muß; „aber fragt mich nur nicht wie?“

„Es ist jammerschade um den guten Meyer, es war ein braver Soldat, ein tüchtiger Offizier, ein lieber Kamerad", bemerkte einer der vier Lieutenants, „er fiel heute ganz nahe neben mir; er war durch den Kopf geschossen —"

„Ja, ein braver, ehrenhafter Kamerad. Der hat's überstanden, der braucht nicht mehr zu marschieren, zu hungern und zu frieren", erwidert ein anderer mit einem gewissen Neide.

„Und auch den Lieutenant Müller hat's heute „getroffen"; der thut mir gleichfalls von Herzen leid! — Einer nach dem andern! —"

„Bis auch wir dran kommen; denn das ist doch so sicher wie ein Rechenexempel — beim ganzen Bataillon sind jetzt noch 0 Major, 2 Hauptleute, 2 Oberlieutenants und 5 Unterlieutenants — voila tout! — die andern sind bereits „vergriffen" — tot oder verwundet! Also? —"

„— Nun, das kann kommen, wie's Gott will; wir thun unsere Pflicht, und wenn — nun in Gottes Namen! — dulce et decorum est — et cetera; werden wir totgeschossen, wird dies uns auch als Sterben angerechnet; mehr als einmal — giebt's nicht! Und jetzt, meine Herren, bitte ich, sich in Ihre Schlafkabinette zurückziehen zu wollen, denn sicher haben wir morgen wieder so „e kleins, g'mütlichs G'fechtle", und da heißt es Kräfte sammeln!" rief der „sanfte Heinrich", der älteste der Lieutenants, und sie thaten also; nur der edle „Don Franzesko" „konnte nicht umhin" und deklamierte noch in großartiger Pose — à la Rüthling — tief gefühlvoll und — falsch:

„Uech denke eunen langen Schlaf zu dhun,
Tenn tüser letzten Dage Qual war kroß!"

Der Lieutenant Heinerich zog mit Hilfe seines treuen Dieners Sepp die langen Reitstiefel aus und ohne weitere Toilette, in voller Uniform warf er sich in Morpheus' geöffnete, mit Stroh gepolsterte Arme und ging hinüber in das Land der Träume.

Im Traum', vom Himmel mir gesandt,
Bin ich daheim — im Vaterland;
Doch, ach des Traumes Glanz verblich,
Schau' ich am Morgen dann um mich;
Im fremden Land, im fremden Raum!
Ade! Fahr wohl, du schöner Traum!

Früh 5 Uhr tönte das „Regimentszeichen" durch die Dorfgassen von Loigny; der Generalmarsch folgte; „Pack dei Bündele, pack dein Sack" ist der Text hierzu. Das Frühstück ließen wir „cessieren", da

kein Kaffee „gefaßt“ werden konnte, weil — keiner vorhanden war; mit nüchternen Magen ging es hinein in den schneidend kalten Wintermorgen. — „Verdammt kalt heute!“ — „Abwarten! Wird uns heute noch sehr warm, ja sogar heiß werden!“ Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, wir marschierten eilig dahin, dem Kampfe entgegen, der später in der Kriegsgeschichte den Namen erhielt: „Die Schlacht bei Loigny-Pouprh“.

Der 2. Dezember! Ein für die französische Geschichte bemerkenswerter Tag, der auch für das erste bayerische Armeekorps ein ewig denkwürdiger werden sollte. Das dritte Bataillon des x-Infanterieregiments bestand noch aus drei Kompagnien à 120 Mann, die von zwei Hauptleuten und dem „sanften Heinerich“ geführt wurden. Diese Kriegerschar erhielt den Befehl, nach Schloß Goury abzurücken. Der Kampf war bereits eingeleitet.

Die deutschen und französischen Geschütze redeten schon ihre laute und eindringliche Sprache miteinander, Plänklerfeuer tönte aus der Ferne herüber; Batterien jagten in rasender Eile dahin; Reiterordonnanzen sprengten hin und her. Das Bataillon eilte in beschleunigtem Schritte gegen das Schloß Goury zu, da — plötzlich, bumm — tschtschpiffdjuh — saust eine Granate daher, auf das Bataillon gezielt. „Ein recht netter Morgengruß“; sehr tiefes, zeremonielles Verneigen von mehreren der Krieger begrüßt den „Zuckerhut“; er heult über die Köpfe hinweg und platzt etwa hundert Schritte hinter dem Bataillon auf dem hartgefrornen Boden; die Splitter fliegen nach allen Seiten — doch, gottlob, ohne Schaden zu thun. Noch mehrere Granaten folgen, doch platzen sie schon weiter hinter uns.

„Laufschritt! Marsch!“ und in beschleunigtem Tempo sucht das Bataillon sein Ziel, das Schloß zu erreichen, wo es im Schloßhofe Reservestellung nahm.

Das Schloß war bereits von einem Bataillon besetzt; dieses hatte das Gebäude zur Verteidigung eingerichtet; an die Fenster waren die Schützen verteilt, um den Gegner blutig zurückzuweisen, denn das Schloß war infolge seiner Lage der Schlüssel zu der Position, um welche heute gekämpft wurde mit todesmutiger Energie und Ausdauer. Wir standen in Reserve; es ist dies kein angenehmer Zustand. Dastehen, kämpfen hören und sehen und nicht mitthun dürfen und warten — warten müssen, bis endlich der Befehl zum Vorrücken kommt, das ist — langweilig und abspannend. Aber — vorndran am Feinde, mit ihm in Fühlung als Plänkler, drauflosgehen dürfen mit Hurra — das ist Leben, das ist

Aufregung; das ist wie bei einer Jagd — das knallt und pafft! Immer vorwärts! Aber hier in der Reserve warten müssen — das ist ein „schlechter Stand".

Mehrmals versuchten die Franzosen gegen das Schloß vorzugehen, immer aber wurden sie von den Verteidigern zurückgewiesen, ohne daß ein Eingreifen unsererseits notwendig wurde.

Wir standen also da und — warteten; die Feldflaschen kreisten herum, gute und schlechte Witze wurden „gerissen" und einer — ein „Knallprotz" — rauchte noch eine Zigarre. Alle standen andächtig um ihn herum und betrachteten dieses — Weltwunder — einen — jetzt, im Dezember, in der Nähe von Orleans — noch Zigarren rauchenden Lieutenant! Eine Zigarre gehörte dazumal zu den größten Seltenheiten. Für Lebensrettung im Gefechte übergab z. B. der Offizier seinem braven Lebensretter — dem Gefreiten — eine, sage und schreibe eine — allerdings die letzte — Zigarre und hielt dabei eine Ansprache an ihn, als habe er ihm soeben das Königreich Golkonda mit allen Rechten der Thronfolge, mit allen Einkünften und Reichtümern geschenkt, denn eine Zigarre war eben — unbezahlbar; „ein Königreich für eine Zigarre!"

Wir standen da und schauten dem Raucher zu, da — plötzlich sprengt ein Adjutant herein in den Schloßhof: „Drittes Bataillon im Laufschritt vorrücken; der Feind geht in großen Massen vor! Einen Gegenstoß machen!"

Also heraus aus dem Schloßhof, um die Mauerecke des Parkes herum — hinaus ins freie Feld!

Wie es dem harmlosen Wanderer ergeht, wenn er durch die Straßen der Stadt wandelt und — bei heftigen Winterstürmen — ihm plötzlich, aus einer Seitenstraße heraus, der Wind Regen und Schnee mit aller Macht ins Gesicht peitscht, so erging es uns, als wir die schützende Parkmauer verlassend, ins offene Terrain dem Feinde entgegenstürmten.

Ein „wahnsinniger" Kugelregen empfing uns; es war, als ob sämtliche Hagelschauer der gesamten Welt sich auf diesem Punkte ein — Rendezvous gegeben hätten; das pfiff, sauste und klatschte auf dem Boden, an der Mauer, in den Bäumen; die Granaten heulten, platzten, als ob ein Vulkan hier neu entstanden wäre und seine Feuergarben ausspeien würde. „Ich sag' Ihne, dös ischt e verdammt onangenehme Situation!" „Aber vorwärts! Da giebt's kein Zögern! Hurra!" und vorwärts geht's im Laufschritt auf jene Terrainerhöhung zu, hinter welcher die Franzosen sich gedeckt hatten, und von wo aus

sie ihr — orgelndes Feuer gegen uns unterhielten. — Klatsch! schlägt ein Geschoß auf einen Helm auf und der Träger desselben taumelt noch einen, zwei Schritte vorwärts, läßt das Gewehr fallen und — stürzt tot zusammen! Piff, tiwittpiff — sausen die Kugel an den Ohren vorbei, als sei ein Bienenschwarm losgekommen. „Autsch, autsch", schreit einer und langt nach seinem Knie — denn ein Schuß im Knie verursacht Höllenschmerzen! Die Tamboure schlagen, die Hornisten schmettern ihre Töne über das Feld! „Vorwärts! Hurra!" Die Franzosen feuern drauf los, was nur aus dem Chassepot herausgeht; es ist ein Höllenlärm, sinnverwirrend! Ha, da macht einer von unsern Soldaten einen Sprung in die Höhe, wirft die Arme in die Luft und bricht im Feuer zusammen; „der ist durchs Herz g'schossen!" Weiter! Da stürzt wieder einer! Vorwärts! Wer liegt — liegt! Vorwärts! Dort ist der Feind!

An der Spitze seiner Kompagnie stürmt der „sanfte Heinerich" auf die Franzosen zu; ihm folgen die braven tapferen Soldaten; kampfesmutig blitzen ihre Augen, und ihr „Hurra" schallt hin übers Feld wie „Sturmgebraus und Donnerhall". Die feindlichen Kugeln reißen Lücken in die Reihen der Tapfern, doch sie schließen sich zusammen, und unaufhaltsam stürmen sie vorwärts. „Hurra!" — Da — patsch — erhält der Lieutenant — einen Schlag auf die Schulter wie mit einem kräftigen Stock, so daß er einen Moment in die Knie sinkt — „Donner und Doria! Was war das? Ein Schlag! Wer hat mich geschlagen?" Er blickt um sich; da fühlt er erst, wie der linke Arm kraftlos herunterhängt und sieht, wie das Blut aus seinem Ärmel hervordringt und die weißen Handschuhe rot färbt.

„Aha geschossen! In die Schulter; jetzt brennt es ein wenig — thut nichts! Vorwärts, Hurra; die Franzosen weichen!" Mit diesen Worten eilt der Lieutenant wieder weiter, bis da vorne eine kleine Bodenerhebung seiner Kompagnie Deckung und Schutz gewährt; von wo aus sie den Feind erfolgreich beschießen kann.

Die Franzosen haben sich brav gehalten; allen Respekt! jetzt gehen sie zögernd zurück; ihre Flanke ist bedroht; der Rückzug wird schneller; größere Truppenmassen verfolgen sie; jetzt giebt es bei den Franzosen kein Halten mehr, sie wenden sich und nun geht es in vollem Laufe rückwärts, und sie thaten recht also, denn: „Der bessere Teil der Tapferkeit ist Vorsicht!" hat bekanntlich schon ein gewisser Shakespeare gesagt, der die Welt doch auch ziemlich genau kennen gelernt haben soll.

Nun noch eine Salve ihnen nachgeschickt und „Hurra — Viktoria!“

„Unser“ Herr Lieutenant war ein „Schlaumeyer“ — der war — trotz seiner Verwundung nicht zurückgegangen, sondern vorwärts weiter gestürmt, weil es — vorne, in der nächsten Nähe der Franzosen — am allersichersten war, da die Franzosen sehr bedeutend überschossen; in der Plänklerkette, 300 Schritte vom Feinde entfernt, hätte man „beinahe“ einen „Tertel“ oder „Tarock“ spielen können; — so wenig genierten uns die Kugeln, die alle über unsere Köpfe hoch dahinsausten.

Bis jetzt hatte unser Freund ausgehalten; er war nicht ausgetreten; aber jetzt mußte er sich ein wenig niedersetzen: So, da her; hier in dieser Bodenmulde fand er auch Schutz gegen die noch immer einschlagenden Geschosse; hier lag er nun; wie lange? er wußte es nicht, denn der Kampflärm, der um ihn getobt hatte, verzog sich scheinbar immer weiter; das Getöse ward immer schwächer — war es schon so spät? es begann bereits zu dunkeln — und wie schnell die Nacht kommt — es wird plötzlich so finster — was ist das? er kann gar nichts mehr sehen! — dunkle Nacht! — er ist auf einmal so müde; jetzt möchte er ein wenig ruhen — ruhen — schlafen — träumen.

„Aber, Herr Lieutenant, ja wos war denn etzt dös? Was mache denn Sie für G'schichten! ich bin ja ganz derschrocke, wie i g'hört hab', daß die Franzosen mein Herrn Lieutenant drauf g'schoss'n ham; aber gelt, Herr Lieutenant, g'fährli is net? gelt, da feit sie nix? — etzt san mir scho da; bleib'ns nur ganz ruhig, Herr Lieutenant, i trag Ihne scho naus; dös kann i scho — i.“ Es war der treue Sepp, der seinen Herrn hier bewußtlos aufgefunden hatte und der ihm nun in seiner Weise Trost und Mut zuzusprechen suchte; dabei liefen dem ehrlichen Burschen die hellen Thränen über das Gesicht; er wollte sich dies nicht anmerken lassen, darum suchte er zu lächeln, und das sah aus, wie wenn droben am Himmel die Sonne und die Wolken mit einander kämpfen, wer recht bekommt, und meistens — bricht doch die Sonne immer wieder siegreich durch; beim Sepp leuchtete das Glück, seinen Herrn lebend gefunden zu haben, aus den guten, braunen Augen. Nun schlug auch der Lieutenant die Augen auf und schaute wirr um sich; wo war er? was war mit ihm vorgegangen? wo war seine Kompagnie? Warum that ihm denn die Schulter so weh? Ah — vorhin der Schlag — der Schuß!

„Ach, du bist bei mir, Sepp!“ Allmählich kehrte das Bewußtsein zurück; er wollte sich erheben; es ging nicht, er war so matt, seine Glieder so schwer und der Kopf — der glühte und brannte und — „Durst! brennender, quälender Durst!“

„Da san mir scho da, Herr Lieutenant, da ham mir scho a Feldflaschen voll Wein — an guten — und da ham mir no a Stückerl Brot, viel is net — aber für'n Herrn Lieutenant langt's scho noch leicht.“

Der Lieutenant nahm dankbar einen Schluck aus der Feldflasche seines braven, biederen Sepp und drückt ihm warm die Hand. „Sepp, du bist doch ein guter, treuer Mensch!“ und der Sepp errötete bei diesem Lobe seines Herrn wie ein junges Mädchen, dem soeben die entscheidende Frage fürs Leben vorgelegt wird; so freudig überrascht, so glückselig und dabei doch so — „g'schamig“ und so schüchtern!

„No, probier'n mir's halt, Herr Lieutenant, ob's net a bisserl aufsteh'n könna und a bisserl marschier'n, nur bis dorthin bei dem Steinhaufen; da rast'n mir wieder; thun's Ihna nur fest auf mi drauflег'n, so an „Schneider“ g'spür i gar net; jesses, was hab' i jetzt wieder für a Dummheit g'macht! I hab' halt sag'n woll'n, so an leichten, spindigen Herrn“; — und auf seinen Diener gestützt, ging der Offizier langsam zurück gegen Schloß Goury, wo ein Verbandplatz eingerichtet war; aus einem Taschentuch hatte Sepp eine provisorische „Schlinge“ für den Arm geschaffen. Langsam, sehr langsam, schritt der Herr mit seinem Diener dahin; der Lieutenant war doch durch den Blutverlust bedeutend geschwächt. Der Feind hatte sich weit zurückgezogen; aber immer noch klangen einzelne Schüsse aus der Ferne her; hie und da schlug noch eine verlorene Kugel auf dem Boden auf.

Auf einmal setzte der Lieutenant sich ganz energisch, aber völlig unvermutet und ohne jede Sitzgelegenheit auf den Erdboden nieder, ohne daß sein treuer Sepp dies verhindern konnte. Eine der verlorenen Kugeln hatte den Lieutenant auf den Stiefelabsatz getroffen, ihm den Fuß vorgeschnellt und hierdurch dies außergewöhnlich schnelle Niedersitzen verursacht. Ein wenig stöhnend erhob sich der Offizier wieder von seinem kalten Sitze, denn der Fuß, der nur eine Prellung, aber keine Schußverletzung erhalten hatte, schmerzte ihn doch, und er fühlte ihn im Stiefel anschwellen.

Endlich war Schloß Goury — der Verbandplatz — erreicht. Ärztliche Hilfe, kameradschaftliche Teilnahme wurde dem Verwundeten entgegengebracht. Der ritterliche Oberst des Regiments, Graf Ysenburg

der Tapfersten einer, unser „Barba blanca" — sorgte selbst in liebenswürdigster, väterlicher Weise für die Unterkunft seines verwundeten Lieutenants. Bald war derselbe mit einem Notverband versehen und konnte nun nach rückwärts in ein Aufnahmespital transportiert werden. Der brave Sepp wich nicht von seiner Seite und that seinem Herrn alles, was er ihm nur an den Augen absehen konnte.

Die Beschreibung des Verbandplatzes im Schloß Goury werden die geneigten, verehrungswürdigen Leserinnen und Leser sich und mir schenken. Es ist ein entsetzlich trauriger Aufenthalt, zumal für den, der selbst verwundet ist. Jammer, Elend und — Schmerzen ohne Zahl sind hier auf diesem kleinen Raume zusammengehäuft. Und Blut! — Blut — überall Blut, an den Wänden, an den Möbeln, auf dem Boden Blut — rotes Menschenblut! Grauenvoll! Vorbei! —

Sehr schön, elegant und proper sah der „sanfte Heinerich" gerade nicht aus, nachdem er verbunden worden war. Der Ärmel der Uniform hatte aufgeschnitten werden müssen, um den Verband leichter anlegen und abnehmen zu können, der Ärmel des wollenen Hemdes, von Blut ganz durchtränkt, wurde abgeschnitten und weggeworfen, und der arme — Lieutenant besaß weiter — kein Hemd mehr, da damals, im Jahre 1870, die Offizierskoffer oft Monate lang nicht wieder in den Besitz der Offiziere kamen. So mußte er mit dem ärmellosen Hemde sich behelfen, bis ihm später in Versailles frische Wäsche verabreicht werden konnte. „Um stilles Mitleid wird gebeten!" mais c'est la guerre! — Salonfähig war er jetzt entschieden nicht. „Le pauvre garçon" wurde in eine Ambulanze nach Tilliais zurückgebracht, wo er, dank der Fürsorge eines freiwilligen „Pflegers", eines Herrn aus Augsburg, in dem von Verwundeten überfüllten Orte in einem kleinen Hause ein, wenn auch dürftiges, so doch vor Kälte schützendes Obdach fand.

In demselben Zimmer lagen bereits mehrere verwundete Soldaten, darunter ein siebener Jäger, ein blutjunger Mensch, der einen Schuß durch den Unterleib erhalten hatte und sich in unsäglichen Schmerzen auf seinem Strohlager hin und her warf. — Und der dort, das Gesicht ist in Decken eingehüllt? „Von welchem Regimente?" Er nannte dasjenige des Lieutenants. „Also ein Regimentskamerad, und was fehlt dir?" „Herr Lieutenant, mir ham's die zwa Augen rausg'schossen; ich bin blind — mein Leben lang!" Entsetzlich! O, unheilvoller, schrecklicher Krieg!

Es war eine lange, lange Nacht, die der Lieutenant hier mit dem

verwundeten, armen — blinden Soldaten zubrachte; eine Nacht, die er wohl nie vergessen wird. — Von Tilliais wurde er über Chârtres, Rambouillet nach Versailles zurückgebracht, wo er im französischen Königsschlosse — das als Lazaret eingerichtet war — Aufnahme fand.

In Versailles wurden die Verwundeten durch die Besuche des „Heldenkaisers Majestät“ — des Kronprinzen Friedrich und Sr. Kgl. Hoheit des jetzigen Prinz-Regenten Luitpold von Bayern ausgezeichnet; wahrlich eine Ehre und ein Glück, auf welches stolz zu sein sie alles Recht hatten.

Von der „Königsstadt“ wurden sie dann in die Heimat transportiert und „unser“ Lieutenant kam gerade am Weihnachtsabende nach Hause; er war jetzt wieder daheim, daheim! und hier wurde ihm die beste, sorgsamste Pflege zu teil, denn für ihn sorgte, wachte und — betete das treueste Herz, das wir Menschen auf dieser Erde haben, das allertreueste — das Mutterherz!

In solcher Pflege wurde er bald wieder geheilt — im April 1871 kehrte er wieder nach dem — schönen Frankreich zurück, und dort verlebte er mit der „Obdukations-Armee“ — wie unsere „Krieger aus dem bayerischen Walde“ immer zu sagen pflegten — ein paar „einzig schöne“ Jahre — herrlich und in Freuden, und wie die Kinder-Märchen immer schließen — und „wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er heute noch“.

Rekognoszierung der Eisenbahnlinie Montereau bis Nogent sur Seine.

Von Lieutenant Hinsching.

Zufolge Ordre der königlichen Eisenbahn-Exekutiv-Kommission waren alle von Montereau abführenden Bahnlinien zu rekognoszieren; demzufolge erhielt ich den Auftrag am 4. Dezember 1870, die Bahnlinie gegen Nogent s. S. zu rekognoszieren, wozu mir vier Mann der Etappen-Genie-Kompagnie als Arbeiter und drei Mann preußische Landwehr zur Deckung beigegeben wurden. Um 7 Uhr wurde die Rekognoszierung begonnen und der Weg auf einem kleinen Rollwagen zurückgelegt, welcher von vier Geniesoldaten mit Stangen geschoben wurde. Gegen Nogent s. S.

steigt die Bahn nahezu fortwährend; nur langsam konnten die Leute den Rollwagen vorwärts bringen, und heftiger kalter Ostwind verzögerte noch das Vorwärtskommen.

Von der gesprengten Brücke bei St. Germain bis über Chatenay hinaus besteht die eingleisige Bahnlinie aus breitbasigen, mit Schrauben an den Schwellen befestigten Schienen, die Stöße mit Laschenverbindungen, das weitere Geleise hat Schienenstühle mit Holzkeilen; die Bahnlinie selbst ist zum Teil tief in das Terrain eingeschnitten, mit vielen überhöhten, gewölbten Überfahrten versehen und war einigemal durch Herausnahme der Schienen auf drei bis vier Längen, Zerstörung der Wechsel und Kreuzungen in den Bahnhöfen unterbrochen.

Bei der Station Vimpeltes fällt der Bahnkörper bis zur Brücke des Volangybaches, von hier läuft die Bahn horizontal bis nach Les Ormes und liegt dieses Dorf hart am Walde. Hier war der Schienenstrang ebenfalls auf zwei Schienenlängen unterbrochen.

In Les Ormes wurden Erkundigungen eingezogen, ob die Strecke nach Nogent sicher sei, und ich erfuhr, benannter Ort sei von deutschen Truppen nicht besetzt, und die Bahnbediensteten rieten mir ab, die Rekognoszierung noch weiter auszudehnen.

So gewarnt, setzte ich die Fahrt mit doppelter Aufmerksamkeit fort, obwohl ich Befehl hatte, nur soweit vorzugehen, als es ohne Gefahr geschehen könne, glaubte ich hier demselben eine etwas weitere Ausdehnung geben zu dürfen und fuhr nach Flamboin weiter. In Flamboin zweigt eine eingleisige Bahn nach Provins und Nangis ab, und sind beide Städte als Hauptstapelplätze der Franctireurs bekannt.

Von Les Ormes bis einige Kilometer über Flamboin hinaus, Herme zu, fällt und steigt die Bahn auf größere Entfernungen, und war der Schienenstrang durch Aufreißen der Schienen einigemal unterbrochen; Durchlässe, Brücken und Überfahrten zeigten auf der ganzen Strecke keine Anlagen von Minenkammern.

Vorräte an Schienen, Schienenstühlen, Laschenverbindungen, Kreuzungen, Teile zu Wechsel und Schwellen finden sich in den Bahnhöfen zu Chatenay und Les Ormes vor.

Der Telegraph ist unterbrochen und die Apparate im Bahnhof zu Chatenay, Les Ormes und Flamboin zerschlagen.

In Flamboin rieten der Expeditor und sehr respektabel aussehende Männer ganz entschieden ab, weiter zu fahren, Mobilgarden und Franctireurs hielten die ganze nahe Gegend besetzt. Die Bahnstrecke

bis Nogent s. S. sei höchstens noch an einer oder zwei Stellen durch Aufreißen der Schienen unterbrochen, und bei Nogent selbst sei die Seinebrücke total gesprengt.

Dieser Aussage jedoch nicht trauend, da noch bis Nogent s. S. einige größere Beschädigungen vorliegen könnten, befahl ich zur Wahrheitsergründung dem herbeigekommenen Maire, daß er und einige angesehene Männer mitgehen müßten; darauf verbürgten sie sich mit Anbietung ihres ganzen Vermögens die volle Wahrheit gesagt zu haben.

Diese Aussagen stimmten mit den schon früher eingezogenen Nachrichten zusammen, und so schienen sie mir genügend. Zwei Uhr war es bereits geworden, und nun wurde rasch der Rückweg angetreten.

Der Wind im Rücken half kräftig, um vom Platze zu kommen, und rasch kam das Kommando im Walde bei Les Ormes an. In der Nähe dieses Ortes nun wurde eine große Volksmenge wahrgenommen, die sich nahe am Bahnkörper postiert hatte und von denen viele Steine aufrafften. Je näher wir kamen, desto mehr erkannte ich den Ernst der Situation; zirka 2—300 Personen waren längs des Bahnkörpers im Walde verteilt. Der Wagen konnte nur langsam vom Platze gebracht werden, trotz Schieben und Wind, denn der Volkshaufe hatte die Schienen mit Sand bestreut. Da ließ ich die Mannschaft sich auf den Wagen stellen und sich schußbereit halten und nur von zwei Mann den Rollwagen vorwärtsschieben. So näherte man sich den Leuten, und erst als sie sahen, daß wir auf alles gefaßt, zogen sie sich unter Schreien und Schimpfen etwas zurück und begleiteten das Kommando, bis der Wald passiert war. Von da an waren die Schienen bis zur Station Chatenay rein und unversehrt, hingegen nach dieser Station war das Geleise wieder mit Sand bestreut und sogar Schwellen quer darüber gelegt.

Wenn auch die Steigung beim Hinweg lästig war, so kam beim Heimweg das langandauernde Gefäll zu statten, und rasch ließ man Station nach Station hinter sich. Abends gegen 6 Uhr wurde die Brücke bei St. Germain erreicht, und noch vor 7 Uhr traf das Kommando von dieser Rekognoszierung in Montereau ein.

Bei merklich ungünstigen Verhältnissen wurden während zwölf Stunden 50 km zurückgelegt.

Vermißt.

Von Karl Pfister, damals Artillerie=Reserve=Offizier.

Wir lagen in dem Orte St. Ay, an der Loire abwärts, bei Orleans. Freilich wären wir lieber in der schönen Stadt geblieben, die zur Zeit der erstmaligen Einnahme noch reichlich mit allem versorgt war und städtische Genüsse mancher Art bot — allerdings nicht ohne das dazu nötige Kleingeld, indem alles „Gekaufte" auch bezahlt werden mußte — was sonst nicht immer der Fall war. — Wir nahmen übrigens den Vormarsch nicht so tragisch, da wir seit unserem Weggange von der Pariser Cernierungsarmee ein tägliches Wanderleben führten und es schon gewöhnt waren, mit unserer leichten Batterie stets auf vorgeschobenen Posten zu sein. In St. Ay befanden wir uns ausnahmsweise längere Zeit in „Kantonnement", hatten uns bestens eingewöhnt und standen mit den Einwohnern auf verhältnismäßig gutem Fuße. Weniger mit denjenigen der näheren und weiteren Nachbarorte gegen die Stadt Meung, in denen wir nur als „Requisitions=Kommando" erschienen, um unsern täglichen Bedarf an Lebensmitteln und besonders an Fourage einzuheimsen. Bezahlung gab es dabei keine, und es fehlte deshalb nicht an verschiedenen mehr und minder ernsthaften Szenen. Zur Beruhigung der unfreiwilligen „Lieferanten" habe ich auf Wunsch „Bons" für so und so viel Sack Haber und anderes Getreide rc. ausgestellt. Mit welchen Gefühlen sie später die Mairie wohl eingelöst haben mag?

Unser Requisitionskommando, bestehend aus einem Leiterwagen oder einem der landesüblichen zweiräderigen Karren und vier bis sechs mit Chassepotgewehren bewaffneten Kanonieren, marschierte jeden Morgen unter Führung eines Unteroffiziers ab, um je nach dem Ergebnisse des Streifzuges abends oder erst nachts mit mehr oder weniger beladenem Wagen heimzukehren. Anfänglich ging die Sache ganz gut, als aber die Vorräte zu schwinden begannen und es soweit kam, daß wir in den Ställen das Futter vor dem fressenden Vieh aus den Barren streichen und einsacken mußten — da wurde es allmählich ungemütlicher. Nicht viel später war auch kein Vieh mehr vorhanden. „C'est la guerre" und „nix comprend" mußten dann unsere schließlichen Entgegnungen sein,

um den endlosen Remonstrationen und dem Jammern zu entgehen. — Durch das Vordringen der neuen feindlichen Armee von Tours wurde die Gegend unsicherer und der 9. November (Coulmiers) machte unserem Kantonnement und den Requisitionen ein Ende. Kurz vorher traf ich in St. Ay zu meiner großen Freude meinen lieben Korpsbruder W., einen lebhaften, schneidigen und humorvollen Rheinpfälzer, welcher als Landwehrlieutenant im 12. Infanterieregiment stand. In einem kleinen Cafëhause (wie es selbst unbedeutende französische Orte meist aufzuweisen hatten) konnten wir eine kurze Stunde beisammen sein, und versuchten sogar auf einem vorhandenen Billard zur Erinnerung an manche in München auf diese Weise zugebrachte Stunde ein kleines Spiel. Die Bälle haben wir jedoch nicht gezählt, weil uns hauptsächlich der Austausch von Erlebnissen und Vermutungen für die kommenden Zeiten in Anspruch nahm. Hierbei fiel mir an W. eine gewisse Weltverachtung und ein ungewohnter Mißmut auf. Er bemerkte u. a. mit bitterem Lachen, daß er aus einem Schlosse einige hübsche kleine Ölgemälde, um sie vor dem sichern Untergange zu retten, mit herumschleppe, während wir doch alle und er samt den Bildern kaum je wieder die Heimat sehen würden! Ich gab mich solch trüben Gedanken weniger hin und suchte W. vor unserer Trennung vergebens aufzuheitern. — Es kam der Tag von Coulmiers, mit ihm jene fast vierwöchentlichen Kreuz- und Querzüge und der Winterfeldzug mit all seinen Leiden. Unsere Batterie hatte am obigen Tage bis zur Dunkelheit im schärfsten Artilleriefeuer stand gehalten und dann in größter Ruhe und Ordnung den Rückzug angetreten. Da uns der Feind nicht sofort verfolgte, wurde nach kurzem Marsche Halt gemacht und auf weichem, nassem Felde bei Schnee und Regen biwakiert. Vorher vernahmen wir noch — in Reih und Glied aufgestellt — mit stolzem Bewußtsein unserer artilleristischen Leistungen eine feierliche Ansprache unseres Hauptmanns, kurz dahin lautend: „Kanoniere! Wir hatten kein Glück heute, doch habt ihr euch brav gehalten, und bin ich zufrieden, haltet euch ferner so.“ Jeder wußte, daß dieses Lob verdient sein mußte, und habe ich jene Ansprache und deren Wirkung noch heute nach bald 25 Jahren noch deutlich im Gedächtnisse. Desgleichen wie unser Hauptmann während des Gefechtes bei heftigstem Artilleriekampfe in der Batterie auf- und abging und mit kräftigen Worten „nur ruhig, ruhig, wie auf dem Exerzierplatze“ zwischen den eigenen Geschützdonner und die platzenden feindlichen Granaten hineinrief. Die ganze Batterie arbeitete aber auch

wie beim Exerzieren mit regelmäßigstem Zielen und Richten! — Nach schlechter Ruhe, die wir zum Schutze gegen Regen und wässerigen Schnee hauptsächlich unter den Geschützprotzen und Munitionswägen suchten, ging es um Mitternacht weiter. Mich hatten nach kurzem Schlummer auf dem nassen Boden schon längst einige mit perfider Sicherheit gerade ins Genick träufelnde Wassertropfen geweckt und mit diesem Vorgeschmack einer schlimmen Zeit begann unsere tagtäglichen Schachzügen gleichende Wanderung mit vielen ruhelosen Nächten, bei Schneegestöber in denkbar unfreundlichster Stimmung. — Beim Rückmarsche von Coulmiers traf ich wieder mit Lieutenant W. zusammen, und eine kurze Weile konnten wir, ich mein müdes Pferd am Zügel führend, zusammen marschieren. „Nun ist Orleans verloren“, war seine sofortige bittere Bemerkung und sein früherer Humor, soweit man in dieser Situation überhaupt von einem solchen reden konnte, schien noch nicht wiedergekehrt zu sein. Seine Befürchtung, die ich wieder nicht teilte, ging allerdings leider bald in Erfüllung, Orleans mußte bekanntlich geräumt und später durch harte Kämpfe zum zweitenmale erobert werden. Mit dem 1. Dezember begannen hiezu nach mühseligen Märschen und Entbehrungen bei steter Fühlung mit dem mehrfach überlegenen Feinde und häufigen Rencontres mit den Franctireurs die blutigen Kämpfe auf hartgefrorenen Feldern mit dürftiger Kleidung und mangelhafter Verpflegung bei strenger Winterkälte! Besonders die Fußtruppen hatten wegen Mangels an Schuhwerk ungeheuer zu leiden. Ich sah, wie ein Einwohner auf der Straße angehalten wurde, seine guten Schuhe auszuziehen und gegen die total zerrissenen des betreffenden Soldaten zu vertauschen, und noch ist mir das Bild eines Infanteristen, dem die blanken Zehen zu den Stiefeln heraushingen und der mit Tornister, altem Helm und Gewehr schwer bepackt im Schnee dahinwatend sehnsüchtige Blicke auf die Sitze unserer Geschütze warf, noch gut im Gedächtnisse. Trotz strengen Verbotes, übten wir in solchen Fällen doch manchmal Barmherzigkeit, indem wir ganz Marschunfähige wenigstens vorübergehend auf Geschütze und Munitionswägen sitzen ließen oder wenigstens den Tornister aufluden. Ein Zurückbleiben wäre in vielen Fällen sicherer Tod gewesen. Freilich konnten wir auf diese Weise nur wenigen helfen, und zur Schonung unserer schwachen Bespannung mußte ja die eigene Mannschaft zeitweise zu Fuße marschieren. Die Truppen jener Zeit boten überhaupt ein eigenartiges Bild. Mit Kapuzen (von Turkos und Zuaven) die über den Helm gezogen waren, mit Zipfel-

mützen unter dem Helme, mit umgehängten wollenen Decken, die Steigbügel mit Stroh oder Zeug umwickelt, die Kanoniere mit Chassepot-Gewehren (quer über den Rücken hängend), mancher Infanterist mit französischen Waffen (Yatagans), auch mit Zivilhosen und im allgemeinen sehr defekten Uniformen und mageren Pferden — so präsentierte sich damals das siegreiche Heer! — Ich selbst war mit einem grauen Kapuzenmäntelchen ausgerüstet, wie es die Lipowskischen Freischaren, die „Franctireurs de Paris“ trugen. Am 29. November wurden ein Teil derselben in dem von ihnen besetzten und verteidigten Dorfe Varize fast völlig aufgerieben, und in diesem Orte, wo Tote und Schwerwundete in ergreifender Gruppierung an der Kirchhofmauer lehnten, habe ich jene Kapuze aufgelesen. Sie war noch voll Blut, und ihr Besitzer mag schlecht weggekommen sein. Nach vollzogener Reinigung wurde sie mir ein geradezu wertvolles und förmlich liebgewordenes Kleidungsstück. Zu Hause hat sie anderen noch zu mancher Fastnachts-Maskerade Dienste leisten müssen. So ändern sich Zeiten und Verhältnisse! Auf dem Leinwandfutter war eingeschrieben: Van de Casteel, Henry, 2. Kompagnie, und den Gefallenen und Gefangenen nach zu urteilen, schienen viele feine Leute jenem Korps anzugehören. Leider besitze ich nur mehr dieses Stück Futter, die Kapuze selbst haben inzwischen die Motten gefressen. Das ist früher oder später der Weg alles Irdischen und der seinerzeitige Inhaber ist wohl längst vorausgegangen. Beneidet wurde jeder, der im glücklichen Besitze eines der oben genannten Schutzmittel war, auch wurde deren Benützung wohl bei allen Abteilungen geduldet. Hauptsache war nur noch die Erhaltung, Propretät spielte keine Rolle mehr. —

Es kamen die Dezemberschlachten, mit ihnen vor allem der heiße Tag am 2. jenen Monats (Loigny), wo unsere Batterie in einer gefährlichen Position gegen ganz nahe Plänklerlinien während ungefähr einer halben Stunde — soviel ich mich erinnere — 20 Mann und über 30 Pferde verlor! Die Protzen konnten nicht mehr zu den Geschützen vorfahren, und diese mußten zurückgeschoben und gezogen werden, als die anstürmenden feindlichen Schützen durch rasendes Feuern glücklich abgewiesen waren. Die ihre wohlbekannte Batterie im Auge habenden Jäger und Infanteristen unserer hartbedrängten 3. Brigade halfen Granaten beischleppen und feuerten — meist liegend — durch die Batterie, so daß wir diesem allzugroßen Eifer schließlich wehren mußten. Sie ließen es dann auch am rechtzeitigen Vordringen nicht fehlen, als wir einigermaßen „Bahn frei“ gemacht hatten. Mit der Dämmerung wurde es

still, eine kalte, helle Nacht folgte, nachdem die Franzosen noch zum Schlusse ihre Kugelspritzensalven wirken ließen, deren abscheuliches Gerassel nicht ohne moralischen Eindruck blieb. Sonst machten sie bei der Dunkelheit nicht mehr viel Schaden. Einige Zeit brachten wir noch auf dem im magischen Doppellichte des Mondes und brennender Gehöfte liegenden Schlachtfelde zu. Ein gefallenes, noch warmes Pferd bot einen willkommenen Ruhesitz. Im schärfsten Kontraste zum Tageslärme trat dann unheimliche Grabesstille ein. Noch nicht aufgefundene Schwerverwundete gingen dem sichern Erfrierungstode entgegen. Ein versprengter französischer Infanterist, ein etwas deutsch sprechender Elsässer, suchte bei uns Schutz. Wir hatten Spaß an unserem „Gefangenen" und haben ihn bis zum nächsten Treffen (4. Dezember bei Patay) bestmöglich verpflegt. — Es folgte der 8. Dezember (Beaugency), wo wir bei völliger Dunkelheit schließlich unsere letzten Geschosse (Brandgranaten) dem zähen Feinde schicken mußten. Die völlig ausgegangene Munition wurde schleunigst ergänzt, da die Franzosen nur schrittweise zurückgingen, und wir am nächsten Tage wieder in scharfem Feuer stehen mußten. Schlimmer war allerdings der 8., wo uns französische Batterien in ungewohnter Weise scharf und sicher aufs Korn nahmen und uns förmlich mit einem Granathagel überschütteten, so daß an diesem Tage die geringe Meinung, die wir bisher von der französischen Artillerie hatten, bedeutend erschüttert wurde. Meist hat uns ja nur die Infanterie mit ihren Chassepots ernstlich zugesetzt, und unsere Verluste durch Artilleriegeschosse waren verhältnismäßig gering. Am 10. Dezember, dem dritten Kampftag in ununterbrochener Reihe, trennten wir uns endlich von der französischen Loire-Armee, nachdem wir zum Abschied noch eine vom Feinde besetzte Ferme in Brand geschossen. Das I. bayerische Armeekorps marschierte in äußerst decimierter Verfassung nach Orleans zurück. Wir hatten z. B. fast alle Fahrzeuge nur noch mit zwei, höchstens vier Pferden bespannt. Die Reservelafette war mit Geschirr- und Sattelzeug getöteter Pferde, soweit man dasselbe in den Gefechten mitnehmen konnte, beladen. Mehrere Geschütze waren infolge ausgesprungener Kanten am Verschlusse und gänzlich verbleiter Rohre unbrauchbar geworden. Die Einwohner zeigten mit Fingern auf uns. So langsam marschierend bemerkte ich gelegentlich nicht weit von uns wieder das 12. Infanterie-Regiment mit seinen orangegelben Aufschlägen und Krägen auftauchen. Ist Lieutenant W. nicht in der Nähe? — war mein sofortiger Ruf hinüber. „Der ist verwundet", „nein, der ist tot, ich habe ihn am 2. Dezember

selbst fallen gesehen" — waren die nacheinander von verschiedenen Seiten kommenden Antworten. Ich konnte nicht weiter fragen und weiß nicht, wer dieselben gab. Trüben Sinnes machte ich mir Gedanken darüber, ob es Ahnungen giebt, W. mußte wirklich solche gehabt haben. Er war der vierte der aus engerem Freundeskreise Gefallenen und mir der nächststehendste davon. — Im Treppenhause der kgl. technischen Hochschule in München ist an einer der den gefallenen Polytechnikern gewidmeten Tafel zu lesen:

Ferdinand Winstel aus Hayna
Studierender der Ingenieur-Abteilung,
gefallen in einem Treffen gegen die Loirearmee
vom 1. bis 4. Dezember 1870.

Er ist der einzige unter den neun verzeichneten, von denen der Todestag nicht genau bekannt war. — Ihm zur Erinnerung sind diese Zeilen geschrieben.

München, im Dezember 1894.

Der Sturm auf Chambord.

Von Wilhelm Weber, Anno 1870/71 Sekondelieutenant im 4. großh. hess. Infanterie-Regiment (jetzt Nr. 118).

Nach der zweiten Einnahme von Orleans am 4. Dezember 1870 erhielt das IX. Armeekorps den Auftrag, auf dem linken Loire-Ufer vorzugehen und bald thunlichst Blois zu erreichen. Am 9. Dezember übernahm die 50. Infanterie-Brigade (3. und 4. großh. hess. Infanterie-Regiment) die Avantgarde des Korps, und gelangte über Muides bis St. Dié, aus welchem Ort der entgegentretende Feind bald vertrieben und verfolgt wurde. Bei diesem Vorrücken erhielten wir aus dem an unserer linken Flanke sich hinziehenden Park von Chambord Feuer, und deshalb wurde unser 2. Bataillon (Major Bechstatt) vom kommandierenden General von Manstein beauftragt, Park und Schloß Chambord zu besetzen. In Ausführung dieses Befehls trat das Bataillon, nur drei schwache Kompagnien stark (eine Kompagnie war abkommandiert), um $3^1/_2$ Uhr den Marsch nach dem Park an. Nachdem das Parkthor trotz des lebhaften Feuers der Franzosen gewaltsam geöffnet war, wurde

die 6. Kompagnie auf dem Hauptwege nach dem inmitten des Parkes gelegenen Schlosse, einem gewaltigen Baue mit zahlreichen Türmen und Türmchen, vorgeschickt, um sich womöglich in dessen Besitz zu setzen. Die Kompagnie drang bis in die Nähe des Schlosses vor, ließ jedoch zurückmelden, daß dieses stark besetzt und Verstärkung nötig sei. Major Bechstatt erteilte nun der 8. Kompagnie (Hauptmann Kattrein) den Befehl, das Schloß im Verein mit der 6. Kompagnie anzugreifen. Letztere war bis an eine zum Schlosse führende Brücke vorgerückt und hatte mit dem Feinde Unterhandlungen wegen Übergabe des Schlosses eingeleitet; die Antwort war ein heftiges Feuer der Franzosen. In diesem Moment kommt Hauptmann Kattrein mit seinen beiden Zügen (Lieutenant Neßling und ich) — der dritte Zug war zur Besetzung eines Pavillons zurückgelassen worden — im ganzen also 3 Offiziere mit 50 Mann und 1 Tambour an; unser kühner Hauptmann, rasch erwägend, daß die Dunkelheit (es war inzwischen 5 Uhr geworden) die Schwäche seiner Abteilung verberge, beschließt im Vertrauen auf die Entschlossenheit seiner Untergebenen, den sofortigen Angriff auf das Schloß. Ohne einen Schuß zu thun, stürmte die kleine Schar, ihren Offizieren folgend, über die Brücke, wo soeben zwei Geschütze abgeprotzt hatten, deren Bedienungsmannschaften mit dem Bajonett vertrieben wurden, mit lautem Hurra gegen das Schloß vor, in welches sich die fliehenden Franzosen nunmehr zurückzogen. Eine kleine Abteilung besetzte das hintere Schloßthor und nunmehr wurden im Schloßhofe 1 Mobilgarden-Oberst, 2 Stabsoffiziere, 8 Subalternoffiziere und über 200 Mann zu Gefangenen gemacht, während der übrige Teil der Besatzung — über 3000 Mann, wie später konstatiert wurde — in regelloser Flucht durch den Wald nach dem nächsten Orte Bracieux sich zurückzog. Die Nacht vom 9. zum 10. Dezember wird allen Teilnehmern an dem Sturm auf das Schloß Chambord ewig unvergeßlich bleiben. Der Mond beleuchtete hell das prächtige Schloß, vor derselben standen die eroberten 5 Geschütze, 12 Munitionswagen und 60 erbeutete Pferde, während die gefangenen Mannschaften im Pferdestall, die Offiziere in einem Zimmer des Schlosses untergebracht und streng bewacht wurden.

Die Ehren des Tages gebühren vor allem unserm unvergeßlichen Hauptmann Kattrein, der ebenso wie Lieutenant Neßling bereits verstorben ist; ersterer erhielt für seine kühne That das Eiserne Kreuz I. Klasse, während von den Offizieren und Mannschaften, die nur ihre Pflicht thaten, Lieutenant Neßling mit dem großh. hess. Militär-Verdienst-

kreuz und später mit dem russischen Stanislausorden, ich dagegen nebst 6 Unteroffizieren und 8 Soldaten der 8. Kompagnie mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse dekoriert wurden.

Gerechte Strafe.

Von Major a. D. Carl v. B.

Im Lauf des Gefechtes am 10. Dezember waren Gefangene gemacht worden und bis zu ihrer Weiterschaffung nach hinten blieben sie unter Aufsicht. Die 1. Kompagnie des k. b. 13. Infanterie-Regiments, Oberlieutenant Frhr. v. E., ein überaus gütiger und milder Offizier, obwohl der Landessprache wenig mächtig, benahm sich gegen die Franzosen freundlich und wohlwollend und um so größer war daher sein Erstaunen, als er bei einer plötzlichen Drehung in den Lauf eines Gewehres sah, welches einer der Gefangenen auf ihn angelegt hatte und im Augenblick wirklich abfeuerte. Oberlieutenant v. E. ward zwar nicht getroffen, aber noch stand er vor Schrecken sprachlos und noch völlig unfähig, einzuschreiten, als Gefreiter Schießl, der von allen sich zuerst gefaßt zu haben schien, seinem Offizier zurief:

„Herr Oberlieutenant! Das hat der Kerl nicht umsonst gethan!"

Mit diesen Worten spießt der kleine, aber sehr gewandte, kräftige Gefreite den sich dessen nicht versehenden Franzosen mit dem Bajonette an das Scheunenthor, vor welchem letzterer gerade stand, gleichwie man bei uns des öfteren Fledermäuse an solche genagelt sieht. Als Schießl das damalige dreikantige Bajonett, welches noch etwa einen Zoll in die Bretterwand gedrungen war, aus dieser zurückgezogen hatte, drückte er nun gleichzeitig sein geladenes Gewehr ab, so daß der Gespießte leblos vor dem Bajonett zur Erde fiel. —

Wer je später in der Garnison den Rächer eines versuchten Meuchelmordes ruhig und harmlos auf seinen Bierwagen thronen sah — Schießl hatte nämlich den schweren Beruf eines Bierführers — hätte ihm nie und nimmer solches zugetraut; indes verriet sein Adlerauge seltene Energie.

Belohntes Zartgefühl.

Humoristische Episode aus dem Kriege 1870/71 von S. Steinberg.

Schon im gewöhnlichen Leben bedeutet der zwar sehr prosaische, aber höchst segensreiche Abschluß, mit welchem der sorgsam gepflegte Borstenträger seine Umwandelung in frische Wurst und leckeren Schinken vollzieht, ein hervorragendes Familienfest. Mit welcher Freude aber ein ähnliches Ereignis inmitten des rauhen Krieges von den glücklichen Besitzern begrüßt wird, das wollen die nachfolgenden Zeilen wahrheitsgetreu zu schildern versuchen. Wir bitten aber den geneigten Leser zunächst, auf die Verfertigung frischer Wurst oder ähnlicher Kostbarkeiten in dieser Darstellung verzichten zu wollen und sich mit einem „feldmäßigen" Schweinebraten zu begnügen.

Es war in den mühevollen, aufreibenden Dezembertagen des denkwürdigen Jahres 1870. Unsere 17. Division, durch Kampf, Entbehrung und Strapazen merklich gelichtet, fristete in den ärmlichen von Feind und Freund vollständig ausgesogenen Ortschaften des Marche noir ein kärgliches Dasein. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend währte der Verzweiflungskampf gegen die erdrückende Übermacht. Die Leiden der in zerfetzten Stiefeln und zerrissener Bekleidung frierend marschierenden Krieger wurden durch den drückenden Hunger fast unerträglich. Seit zwölf Tagen hatte die eigentliche Verpflegung vollständig aufgehört; Mannschaft und Offiziere waren notgedrungen auf das zufällige Erhaschen eines eßbaren Gegenstandes angewiesen. Es gab nur schwer verdauliche „blaue Bohnen" und „kalte Eisenstücke", die der Feind mit einer recht unbehaglichen Freigebigkeit herübersandte. Diesen unerquicklichen Zustand suchte man militärischerseits nach Möglichkeit zu beseitigen. Ein Brigadebefehl gab die Ermächtigung, jeden Zivilisten von seinem brauchbaren Fußzeug und Bekleidungsstück zu befreien. Diese Fürsorge ließ einen schwunghaften und trotz der Härte höchst ergötzlichen Tauschhandel erblühen. Das Regiment übertrug die Verpflegung den einzelnen Kompagnien. Das hieß in freier Übersetzung: „Such' dir was, dann hast du was". Am deutlichsten aber gab der Kommandeur des 2. Bataillons, 76. Regiment, Major von Gayl, seine Teilnahme mit den

unvergeßlichen Worten kund: „Hier wird also überhaupt alles Eßbare geschlachtet, was einen Hals hat“.

Volle Anerkennung dieser liebenswürdigen Fürsorge! Wenn wir nur irgend ein Geschöpf hätten auftreiben können, das im Besitz jenes vorschriftsmäßigen Merkmals gewesen. Die Ställe waren wüst und leer, ihre einstigen Bewohner wie fortgeblasen. Kein Huhn, keine Ente, nicht das kleinste Federvieh ließ sich blicken. Nur hie und da im Stroh unterm Dache oder tief im Keller verborgen einige halberfrorene Kartoffeln und dreiviertels verfaulte Äpfel. Wer könnte nun wohl den Jubel der vier Kameraden beschreiben, die als Fourierstab der 8. Kompagnie ein seitwärts gelegenes Gehöft betraten, aus welchem den hochentwickelten Spürnasen schon nach oberflächlichem Durchsuchen leise, dumpfverhaltene Laute entgegentönten, wie sie nur dem geborsteten Vierfüßler in den Minuten der höchsten Behaglichkeit eigen sind. Welch entzückende Gewißheit! Mag der gewöhnliche Sprachgebrauch jene unbeholfenen Naturlaute mit „grunzen“ bezeichnen — den hungernden Musketieren wurden sie zum volltönenden, harmonischen Einklang. Ein namenlos erquickendes Gefühl durchströmte die Herzen und Gaumen der glücklichen Entdecker. Unwillkürlich gleitet die Zunge schnalzend über die trockenen Lippen, in den Augen blitzt es freudig auf im Vorgenuß des lang entbehrten Leckerbissens! Aber keine Miene verrät dem über die Kriegsnot klagenden Hofbesitzer, daß sein sorgsam bewahrtes Geheimnis breits entdeckt sei. Der Führer der Kolonne, Unteroffizier Berteaux, ein vorzüglicher Feldsoldat und zugleich der schlaueste Fourier des ganzen Bataillons, hörte mit himmlischer Geduld das allbekannte Klagelied des jammernden Franzosen bis zum Schlusse an, und erst als dieser mit den heiligsten Schwüren bekräftigt, daß ihm deutsche und französische Soldaten alles genommen, nicht das geringste Eßbare in seiner Behausung vorhanden sei, tröstet der humorvolle Unteroffizier seine Leute in dem urwüchsigen Dialekt der Wasserkante: „De Hallunke lügt! Hier sünd noch keen dütsche Suldoten wesen, sünst harr dat Swien gewiß dat Quieken verleert“.

Noch einmal wiederholte der gelassene Führer seine dringende Aufforderung, irgend eine Speise gegen volle Bezahlung zu verabfolgen. Mit tiefer Betrübnis schüttelt der verstockte Besitzer sein Haupt. Er beschwört thränenschweren Auges: „Nichts, nichts sei ihm geblieben“. Inmitten dieser Beteuerung dringen jene sinnberückende Töne mit verstärkter Klarheit an das Ohr der Soldaten. Zitternd hat der Franzmann die verständnisinnigen Blicke der Deutschen verfolgt, sein schuldbewußtes

Gewissen belastet sich sogar noch mit der höchst ungalanten Täuschung: „Oh messieurs! Je vous implore. Ne passez pas par cette chambre. Ma femme malade s'y trouve". Bei dieser mehr als naiven Auskunft können die durchtriebenen Krieger ihre Heiterkeit kaum noch verbergen. „Nicht lachen, Kinners", meint Berteaux warnend, „et wunnert mi gor nich, wenn de Döskopp dat Swien in Bett versteckt het, un wi söllt nu gleuben, et wör sien Olsch. Junge, Junge, wat'n Bur. Also nu man los. Du, Bartels, fohrst mit den Wogen von Hoff. Jasper und Freise bringt den Krom in Ornung; ober ja sinnig — nich to glubsch." — „Ik weet Bescheb, Herr Unneroffizier", versichert Freise beruhigend, „et geiht am besten dör't Finster." — „Mientwegen! Denn gleuvt de Paukoken am Enn noch, dat Swien wär utflogen. De Hauptsok is, ji komt von de annere Sieb wedder hier her."

Mit strammer Wendung, als ob es sich um eine militärische Aufgabe handle, trennen sich die berühmten Schlaumeier von ihrem raffinierten Chef. Sie haben seine Generalidee begriffen. In wenigen Minuten ist Berteaux mit seinem aufatmenden Wirt in dem gegenüber befindlichen Wohnzimmer allein. Aus der im üblichen Feldfranzösisch mit plattdeutscher Ergänzung und lebhaftem Gebärdenspiel geführten Unterhaltung hat der schlaue Hofbesitzer die Gewißheit gewonnen, daß die überlisteten Prussiens ihr Glück bei dem nächsten Nachbar versuchen wollen.

Wohl wäre es bei dem bestimmten Befehl des Bataillons und der zwingenden Notlage ein einwandfreier Kriegsgebrauch gewesen, das hungerstillende Kleinod einfach fortzuführen. Aber dazu war der Fourier viel zu zartfühlend. Er konnte es in seiner plötzlichen Freude nicht über sich gewinnen, das rauheste Verfahren zu beobachten. Gemahnte doch die liebende Sorgfalt, welche der Franzmann seinem Hausschatz erwies, an die eigene, ach so fern liegende Jugendzeit des Unteroffiziers, da er mit den lieben, kleinen Ferkelchen in der elterlichen Besitzung ein harmloses Spiel getrieben. Freilich, der Franzose mußte sich von seinem sorgsam gehüteten Liebling trennen, das war unabwendbar — aber es sollte so schonungsvoll wie möglich, am liebsten in der Betäubung geschehen. Wahres Gemüt läßt sich ja selbst im Kriege nicht verleugnen.

Laute Rufe und heller Peitschenknall verkündete die Rückkehr des Kommandos. Vorschriftsmäßig hält der Wagen auf dem Hofplatz. Gefolgt von dem neugierigen Hauswirt nimmt Berteaux die militärische

Meldung würdevoll entgegen. „N' scheunen Haschen, Herr Unteroffizier, wenigstens hunnertsöbentig Pund. Et güng so, as ik dacht harr.“

Anerkennend legt der Unteroffizier seine Rechte an den Helm. Dann schallt es im ernsten Dienstton von seinen Lippen: „Ober et het jo gor nich schreet?“ „Wat'n Wunner! Hein harr jem dat ganze Bettkissen in't Mul stecken. Söllt wi hier slachten?“ „Na, gewiß. Dat Vergneugen mut de Jochen doch davon hebben.“ Eilfertig springt die Besatzung vom Wagen. Freise, der berufkundige Schlachter, beginnt sein lang unterbrochenes Handwerk mit einer Gewandtheit und Sicherheit, die jeden großstädtischen Fleischermeister entzückt haben würde. Auch der Franzose verfolgt dieses kunstgerechte Verfahren mit sichtlicher Teilnahme und unverkennbarer Bewunderung, er ergreift sogar bereitwilligst das linke Hinterbein des Schweines, das ihm der beaufsichtigende Unteroffizier mit der liebenswürdigen Aufforderung in die Hand drückt: „Sil vous plaît monsieur, holt fast“. Dank dieser wahrhaft rührenden Dienstleistung schreitet das fesselnde Werk seiner Vollendung rasch entgegen. Man braucht nur noch die lästigen Borsten zu entfernen und der fettschimmernde Bissen ist fertig zum Braten.

Gewöhnliche Feldsoldaten schälen dieser Tiergattung die schützende Schwarte mit allem Zubehör einfach vom Leibe. Solche speckvergeudende Dilettantenarbeit verschmäht der geübte Fachmann, er will mit sengender Feuersglut eine glatte Fläche erreichen. Je klarer dieses Streben hervortritt, desto nachdenklicher wird der schweigsame Hofbesitzer. Plötzlich läßt er sogar das ihm anvertraute Hinterbein fahren und macht den indiskreten Versuch, die volle Rückseite des erlegten Speckträgers in allernächster Nähe zu betrachten. Diese sonderbare Wißbegierde bleibt aber bei dem unabweisbaren Befehl des leitenden Fouriers unbefriedigt. „Monsieur, donnez moi du paille, wi môt nu gau brûler.“

Wie geistesgestört stiert der Angeredete auf die angedeutete Partie, sie fesselt ihn mit magischer Gewalt, aber er gehorcht mechanisch und kehrt schon nach wenigen Augenblicken mit dem gewünschten Brennstoff zurück. Rasch werden nun die angefertigten Strohwische in Brand gesetzt und damit die borstenreiche Gewandung des zum Schwarzwild verwandelten Schlachtopfers bearbeitet. Auch der Franzose erhält natürlich einen flammenden Strohwisch, und obgleich er mit dessen Handhabung nicht sonderlich vertraut scheint, giebt er sich doch die erdenklichste Mühe, das deutscherseits in ihn gesetzte Vertrauen nach besten Kräften zu rechtfertigen. Er brennt mit einem wahrhaften Feuereifer auf die verführerisch duftende

Fettdecke los, bis der üppig wuchernde Borstenwald spurlos verschwunden ist. Zum Danke für diese opferwillige Leistung behändigt der aufmerksame Unteroffizier dem fleißigen Helfer die Ohren und Vorderläufe des nunmehr genügend vorbereiteten Bratopfers mit einer zwerchfellerschütternden „plattdeutschen" Ansprache, deren Wiederholung wir aus Rücksicht gegen die fränkische Intelligenz lieber unterdrücken wollen. Wenngleich der eigenartig Beschenkte dem fremdländischen Wortlaute dieser oratorischen Leistung nicht folgen kann, so empfindet er doch als höflicher Mann das Bedürfnis, seinen tiefgefühlten Dank zu sagen. Schon will er mit einer Erwiderung beginnen, als er plötzlich auf dem äußersten Ende des Schweinsrückens ein Zeichen bemerkt, das seinem immer reger gewordenen Argwohn einen festen Anhaltspunkt zu bieten scheint. „Oh mon dieu, mon dieu, mon dieu" tönt es klagend von den Lippen des beängstigten, nach Luft schnappenden Franzosen — gewaltsam preßt er beide Hände gegen die schweißtriefende Stirne, als ob er sich erst von seinem wachenden Zustande überzeugen müsse.

Welch fürchterliches Trugbild hat der Dämon vor seinen Augen hingezaubert. Wie wäre es sonst denkbar, daß dieses fremde Schwein das gleiche Muttermal trägt wie sein teures Borstentierchen, das er so sorgsam im Kämmerlein verborgen hält? O gewiß! Das ist ein tückisches Spiel der entfesselten Phantasie. So grausam kann das Schicksal doch nicht sein, daß er seinen eigenen, mühevoll großgezogenen Liebling selbst zubereitet haben sollte für die deutschen Barbaren? Wenn aber jenes unheilvolle Zeichen dennoch? — Mit einem tigerartigen Sprunge stürzt der Gefolterte ins Haus — er lechzt nach Gewißheit. — Während dieser Zwischenheit verlassen nun die jubelnden Schlachtgenossen mit ihrer zwiefach köstlichen Beute sans adieu den Schauplatz ihrer genialen Thätigkeit.

Unter der energischen Zügelführung des Kutschers greifen die Pferde tüchtig aus; ein minutenlanger flotter Trab bringt die modernen Schnapphähne aus dem Gesichtskreis der denkwürdigen Stätte, wo deutscher Feldhumor über gallische TrugList glänzend triumphierte. Während nun das Gespann in verlangsamten Tempo der deutschen Linie zustrebt, giebt der glückliche Fourier seine Erzählung über den fetten Bissen zum besten. Diese bestrickende Unterhaltung wird plötzlich von dem rückwärtssitzenden Musketier mit dem Zuruf unterbrochen: „De Franzos kummt!" „Du drömst woll an hellichten Dag", versetzt Berteaux lachend, „so dumm kann he doch nich sien." „Doch, Herr Unteroffizier", bekräftigt der

Meldende lebhaft. „Kiken Se mol, wat he loppt.“ Voll Verwunderung blickt der Zweifler auf den unglaublichen Vorgang, dann ruft er kopfschüttelnd: „Warraftig, de Kerl kummt. Sowat heff ich noch nich erlevt. Na, Bartels, hol an, he loppt sik jo ganz ut de Pust.“

Schweißtriefend kommt der Franzose auf zerrissenen Strümpfen heran, seine schwerfälligen Holzschuhe trägt er in den Händen, um den Füßen die größtmögliche Geschwindigkeit bei der Jagd nach dem Schweine zu verleihen. Im Wesen des keuchenden Blaukittels hat sich eine jähe Umwandlung vollzogen. Die liebenswürdige Höflichkeit, welche er seinen Gästen im Hause erwiesen, ist hier auf freiem Felde spurlos verschwunden. Nicht einmal die einfachste Umgangsform wird beobachtet. Schreck, Sorge, auch wohl die körperliche Überanstrengung verleiten den Ergrimmten sogar zu einer langatmigen, höchst verletzenden Ehrenkränkung. Wütend verlangt er die sofortige Herausgabe des im deutschen Gewahrsam befindlichen Kriegsschatzes.

Bei dieser erstaunlichen Keckheit ist die Lachlust der Soldaten nicht mehr zu bannen; je ungezwungener sie sich zeigt, desto wütender wird natürlich der Franzose. Sein letzter Ausfall richtete sich gegen den am schwersten belasteten Schlachter, den dieser mit der treffenden Gegenanklage beantwortet: „Du büst jou ganz gefährlichen Spitzbor, Muschü, du hest uns jo s'il vous plaît wat vorlogen. Unse cochon is jo gor nich din femme.“ Bei der dem Missethäter schließlich aufdämmernden Gewißheit, daß die Deutschen nichts herausgeben, was sie einmal besitzen, versucht es der schlaue Rechner auf handelspolitischem Wege, er stellt eine unerhörte Geldforderung mit dem drohenden Hinweis, nicht einen Schritt zu weichen, bis er seine Bezahlung erhalten habe. „De sall he hebben“, gebietet zustimmend der gutmütige Kommandeur, „dat kann he von Rechtswegen verlangen.“ Mit militärischer Gewissenhaftigkeit erfolgt jetzt der endgültige Ausgleich, dessen Einzelheiten wir Feldsoldaten gewiß nicht anzugeben brauchen; auch der uneingeweihte Leser dürfte das wirksamste „Zahlmittel“ im Kriege leicht erraten.

Unter dem augenscheinlichen Eindruck des Mißbehagens zieht der Franzmann schleunigst von dannen; kaum aber glaubt er seine Rückzugslinie ausreichend gesichert, da beobachtet der würdige Sohn Frankreichs das höchst seltsame, an die früheste Kindheit gemahnende Gebahren, seine Nase mit Hilfe der ausgespreizten Finger figürlich zu verlängern. Mit dieser einen Sturm des Beifalls hevorrufenden Andeutung glaubt der fernstehende Akteur seine Empfindung noch nicht genügend illustriert

zu haben. Er streckt seine Zunge so zuvorkommend gegen die Zuschauer aus, wie es der fürsorglichste Hausarzt nicht ausgiebiger verlangen kann. „Heb ick mi glik dacht", ruft verständnisinnig der Fourierchef, „he hett nich genog kregen. Na, Kinners, hier is grod Water und Holt. Nu wöllt wi koken. Freise, snied den Schinken af."

In wenigen Minuten sind die Vorbereitungen beendet. Unter dem mitgeführten, eisernen Kochtopf, der in Friedenszeit als Waschkessel gedient, lodert eine mächtige Flamme. Jubelnd umtanzen die hungrigen Krieger ihren verheißungsvollen Braten. Jedes aufsprudelnde Wasserbläschen, das den Beginn der ersehnten Erweichung verkündet, wird aufmerksam verfolgt. Mit urkomischer Wichtigkeit versenkt jetzt der Oberkoch eine Handvoll Salz in den Topf, als ausreichenden Ersatz für alle sonstigen gaumenkitzelnden Gewürze. Damit ist der feierliche Akt der Zubereitung beendet. Unausgesetzt wird die Flamme genährt. Sehr bald zeigen sich die wohlthätigen Folgen dieser erzwungenen Erhitzung. Einzelne, die Augen der Kochbeflissenen entzückende Fettperlen tauchen schon auf der Oberfläche empor, immer verlockender vermehren sich die duftenden Anzeichen, daß bald der große Augenblick zum Schmause gekommen ist. Nur mit vieler Mühe sind die gezückten Messer von dem brodelnden Braten fern zu halten. Heldenmütig versenken einige Näscher ihre Brotstücke haltenden Finger in die siedende Fettdecke. Der hierdurch erzielte Genuß entschädigt reichlich für alle Schmerzen. Mit fieberhafter Ungeduld wird die Vollendung erwartet. Der amtlich prüfende Küchenmeister hält nur noch eine kurze Frist für erforderlich. Die wenigen Minuten werden den Harrenden zur Ewigkeit.

Endlich, endlich, erschallt das mit Hurra begrüßte Erlösungswort: Der Braten ist fertig; es kann los gehen. Jubelnd gehen die Gäste zu Tische, richtiger gesagt, sie lassen sich einfach auf den flachen Erdboden nieder. Soeben beginnt der Tafeloberst das erste zolldicke Stück gravitätisch abzusäbeln, ein Schauspiel, bei welchem den sämtlichen Tischgenossen das Wasser im Munde zusammen läuft, da, gesegnete Mahlzeit! da verkündet der elektrisierende Knall der Chassepots die Aufhebung der Tafel. Fast schon den Happen im Munde müssen die bitter Enttäuschten den Abmarsch antreten. Das ist das Los des Kriegers. Nicht auf die nächste Minute darf er rechnen. Der hungerstillende Bissen in der Hand hat keinen Wert, erst wenn der Magen den Empfang bestätigt, wird er zum Eigentum. Mit wahrer Leichenbittermiene sucht die gestörte Tischgesellschaft dem beginnenden Treffen auszuweichen, die

immer näher einschlagenden Geschosse lassen eine rasche Gangart der Pferde erwünscht erscheinen. Aber dem widersetzt sich energisch der besonnene Unteroffizier. Er hält ja den den Braten bergenden Kochtopf fürsorglich auf dem Schoß, um zu verhüten, daß die kostbare Fettbrühe nicht zwecklos verspritzt wird.

Im langsamen Schritt zieht das Gefährt dahin. Jede Unebenheit des Feldwegs macht sich recht deutlich auf dem dunkelfarbigen Beinkleide des Topfträgers bemerkbar. Jeder neue Ruck vervollständigt diese fetterstarrte, höchst bedenkliche Zeichnung. Wohl niemals, so lange die preußische Armee besteht, sah man auf einem königlichen Uniformstück solchen Speckreichtum.

Heller Hufschlag weckt die betrübten Krieger aus ihrem tiefen Sinnen. Im gestreckten Galopp nahmen zwei Reiter, in denen das scharfe Soldatenauge sogleich den Brigade-General von Kottwitz mit seinem Adjutanten Lieutenant von Manstein erkennt. Mit begreiflicher Hast sucht der Unteroffizier seine wertvolle Habe auf den Boden des Wagens niederzusetzen. Ob dabei auch die ganze Brühe verloren geht, ist ja höchst gleichgültig. Die militärische Pflicht kennt nun einmal keine Rücksicht. —

Aber noch bevor der erschreckte Fourierchef seine Absicht ausführen kann, hält der General schon vor dem Gespann. In diesem überaus kritischen Augenblick beginnt Berteaux seine vorschriftsmäßige Meldung abzustatten, hält aber dabei so krampfhaft seinen Kochtopf umschlungen, daß der General, von der Macht des urkomischen Anblicks überwältigt, laut auflachen muß. Nach den ersten gewaltsam hervorgebrachten Worten des Unteroffiziers, „Fourier der 8. Kompagnie 76. Regiments, unterbricht der allbeliebte General die Meldung: „Lassen Sie nur, Unteroffizier. Ich sehe schon! Aber sagen Sie mal, was haben Sie da eigentlich im Topfe? Das Zeug riecht ja ordentlich verführerisch?“ „Einen frischgekochten Schweinebraten, Herr General.“ „Ist ja wohl nicht möglich“, entgegnet höchst erstaunt der Brigade-Kommandeur, sich wohlgefällig im Sattel schaukelnd, „hier in der Wüste einen Schweinebraten? Lassen sie doch mal schmecken.“

Bei diesem kameradschaftlichen Verlangen gelangt Berteaux wieder in den Besitz seiner vollen Gelassenheit, eiligst schneidet er ein mächtiges Stück vom Braten und legt es nach Feldzugsart ohne weitere Umstände in die ihm entgegengestreckte, behandschuhte Rechte des Generals. „Wahrhaftig“, beginnt der erfreute Empfänger schon nach kurzer Probe,

„regelrechter Schweinebraten. Brillant. Manstein, kosten Sie doch mal.“ Auch der Adjutant erhält sofort eine tüchtige Ration und verzehrt sie mit demselben Wohlbehagen wie sein entzückter Chef. Im Weiterreiten dankt der General seinem Gastgeber für die seltene Erquickung und giebt dann die freundliche Weisung: „Na, Kinder, nun macht aber, daß ihr zu eurem Bataillon kommt. Wenn die Franzosen den Braten riechen, dann seid ihr ihn bald los.“ Nach halbstündigem Trabe erreicht der Fourier seine Kompagnie. Die scherzhafte Befürchtung des Generals, daß der duftende Schinken den Gegner zum Angriff begeistern könne, geht im eigenen Lager in Erfüllung. Die hungrigen Musketiere haben die kostbare Beute ihres findigen Kompagnie-Ernährers sofort gerochen. Wie gierige Wölfe umlagern sie den Wagen. Die Besatzung kann sich des Ansturms nicht erwehren. Vierzig, fünfzig Hände greifen mechanisch nach dem Bissen. Je nach Rang und Freundschaft der Belagerer tönt es dem völlig überrumpelten Fourier stürmisch entgegen: „Herr Unteroffizier! Verteaux! Wilhelm!“ In jede ausgebreitete Hand fliegt wohlwollend ein Stückchen Braten. Nach minutenlanger, anstrengender Verteilung ist der bemerkenswerteste aller Schweinebraten bis auf die Knochen spurlos verschwunden.

Wehmutsvoll betrachten die Fourierschützen das Vernichtungswerk ihrer Kameraden. Die schöne Hoffnung ist vernichtet — der Braten hat seine unmittelbare Bestimmung verfehlt. Am schmerzlichsten scheint hiervon der Schlächter Freise berührt. „Dat kummt bloß von den quiesigen Franzosen“, ruft er ergrimmt. „De verdreihte Schinner het uns dat nicht gunnt.“ Auch die beiden realistischen Gesinnungsgenossen Bartels und Jasper bekräftigen diese unbeirrbare Feldsoldaten-Ansicht mit einer zweifelhaften Lobrede auf den einstigen Besitzer des fettspendenden Borstentieres. Lachend beginnt der humorvolle Verteaux die erste Strophe des beliebten Soldatenliedes: „So geht es hier im Kriege, wenn man vor dem Feinde steht“. Aber keine Stimme fällt ein, der Schmerz sitzt zu tief. Erst die verlockende Erklärung des scharfsinnigen Unteroffiziers verscheucht die Sorge von der Stirne der Betrübten. „Ji sünd grod wie de lütten Kinner. Het denn de leve Gott nich fein inricht, dat dat Swien twe Schinken het? Ja, nu sparrt ji dat Mul up! Freise! Ran an Speck. Her mit den annern Schinken.“ Mit lautem Jubel und neu erstarkter Hoffnung geht es an die Zubereitung des Reservebratens.

Treu bis in den Tod!

Aus dem Kriegstagebuch des Major a. D. Christoph Fischer, früher Hauptmann im k. b. 12. Infanterie-Regiment.

Vom 2. Dezember 1870, Schlacht bei Bazoches les Hautes, ist mir ein besonders rührendes Beispiel von Treue bis in den Tod in Erinnerung.

Nachdem das 2. Bataillon, 12. Infanterie-Regiments, nach dem Vorstoße gegen Loigny zum Halten gezwungen war, begann der zahlreiche Gegner ein furchtbares Feuer gegen unsere in eine dichte Plänklerkette aufgelöste Mannschaft. — Ruhig und besonnen erwiderten unsere Leute, mit den noch wenigen vorhandenen Patronen haushaltend, das gegnerische Feuer, viele wackere Kameraden fielen tot oder verwundet.

Ich kniete unmittelbar hinter meiner 7. Kompagnie — ein kurzer Schmerzensschrei erregte meine Aufmerksamkeit — einige Schritte vor mir lag ein Soldat meiner Kompagnie auf dem Rücken, ich eilte hin und sah denselben blassen Angesichts mit halb gebrochenen Augen aus der Herzgegend stark bluten. Ich fragte mit Bedauern, ob er wohl starke Schmerzen spüre? In diesem Moment erkannte er mich, seine Augen wurden heller, und er nickte bejahend, dann suchte er sich etwas aufzurichten, was ihm schwer gelang.

„Herr Hauptmann! Werden wir heute siegen?“ war die leise Frage an mich.

„Ja, lieber Freund! Heute muß der Franzose zurück!“ antwortete ich.

„Nun, dann sterbe ich gerne!“ flüsterte der Brave — legte sich auf die andere Seite — und war tot!

Leider konnte ich während der Schlacht den Namen dieses Wackeren nicht erfragen.

Major von Maier und Hauptmann Pflaum wurden tödlich verwundet — ich mußte die Bataillonsführung in diesem Momente übernehmen — und meine Aufmerksamkeit nach verschiedenen Seiten richten. Doch blieb mir der Trost, daß ich dem Braven richtig geantwortet hatte — denn wir siegten — die Franzosen mußten zurück.

In Kampf und Sieg.

Von A. S., Premierlieutenant a. D.

II.

Blutrot ging die Sonne des 2. Dezember auf und fand uns schon in der uns zugewiesenen Stellung: der Morgen war frostig, so daß jeder die Umsicht des Führers pries, der wenigstens für ein bißchen Wärme gesorgt hatte. Bald kam Bewegung in die Heerhaufen, auch wir rückten vor und besetzten Beauvilliers in der Höhe von Schloß Goury. Kaum hatten wir uns in demselben zur Verteidigung eingerichtet, indem unter Leitung des Lieutenant H. mit der Deichsel einiger dort stehengebliebener Ökonomiewagen in der richtigen Höhe Schießscharten durch die Mauer des Ökonomiehofes sowie die Gartenmauer gestoßen wurden und auf vorgefundenen Fässern aufgelegte Bretter den nun postierten Schützen ein freies Schußfeld boten, als der Feind in langen Linien mit großer Entschlossenheit zum Angriff vorging. Zum guten Glück konnte uns sein Infanteriefeuer in der vorzüglichen Deckung nicht viel anhaben; dagegen wurde unsere Aufstellung nachher von der feindlichen Artillerie aufs Korn genommen. Nun gab's bald schwere Verluste, da nicht nur die Sprengstücke der Granaten, sondern auch die zertrümmerten Steine den Dahinterstehenden gefährlich wurden. Es wurde daher die Anmarschlinie des Feindes energisch unter Feuer genommen, damit derselbe durch eine rückgängige Bewegung unseren Leuten Gelegenheit gebe, in eine Erdfalte vor dem Gehöfte vorzurücken, welche eine günstigere Aufstellung und ein weiteres Schußfeld gewährte. Der Vorstoß gelang, die Infanterie nistete sich hinter dieser Bodenschwellung ein und richtete aufs neue ein verheerendes Feuer auf die nunmehr ebenfalls im Liegen schießenden Feinde. Aber die Linien des Gegners verstärkten und verlängerten sich durch Nachschieben von Verstärkungen zusehends: wir konnten den Augenblick berechnen, wo wir uns nicht mehr halten konnten. Die Gebäude hinter uns waren als Verbandplatz benutzt, rechts und links vor uns wurde auch das Feuer schwächer, ein sicheres Zeichen, daß man bereits die Patronen sparen mußte. Da kam Hilfe. Links vor uns rückte um 3 Uhr nachmittags ein neues Korps vor, stramm und gerichtet, wie auf

dem Exerzierplatz, unwiderstehlich schon durch diese Entschiedenheit. Es waren die hanseatischen Regimenter der 17. Division. Diese wackere Truppe, welcher im Rathaussaal von Bremen ein würdiges Denkmal gesetzt ist in dem großen Ölbilde, das die Schlacht von Loigny darstellt, entflammte auch den Mut der Unsern aufs neue und riß sie mit fort. Der Feind stutzt und beginnt zu weichen, mit lautem Hurra dringen nun die Deutschen auf der ganzen Linie vor, die Batterien rasseln in schnellster Gangart heran und protzen an geeigneten Punkten ab, um den Grundbaß im Getöse der Schlacht, im Geknatter des Plänklerfeuers und im Rollen der Infanteriesalven zu übernehmen. Tote und Verwundete in großer Anzahl bedeckten das Feld, eine Abteilung Gefangener wurde von Teilen unserer Brigade in Sicherheit gebracht. Am Abend waren wir wieder in dem zur Hälfte in Brand geschossenen Loigny. Das brennende Dorf bot einen furchtbar prächtigen Anblick, einen zwar tröstlichen, aber doch unsagbar traurigen Eindruck machten die auf dem eisig kalten Schlachtfeld herumirrenden Lichter der Lazaretgehilfen, welche die Verwundeten aufsuchten und in die Ambulanzen schafften. Vor dem Dorfe war ein mächtiges Wachtfeuer angezündet, das flackernd weit hinaus diese Stätte des Jammers mit seinem unsicheren Lichte beleuchtete. Auch im Dorfe gab's Verwundete und Tote, meist französische Artilleristen. Mein Bedienter beklagte ebenfalls einen Verlust: der muntere, hellfarbige Esel, der ihm seit einigen Tagen mein Gepäck getragen, lag von einem Granatsplitter getroffen, tot im Stalle unseres früheren Quartiers. So blieb ihm nichts übrig, als es wieder so zu machen wie die andern und meine Sachen wieder „eigenhändig zu tragen“.

Beim Regiment blieben am 2. Dezember 2 Offiziere 20 Mann tot, 3 Offiziere und 94 Mann waren verwundet, 13 Mann vermißt.

Der Bericht von diesem Tage würde eine Lücke haben, wenn nicht der heldenhaften Figur unseres allverehrten damaligen Obersten, des Grafen von Ysenburg gedacht würde. An diesem Tage ließ sich, ebenso wie bei Coulmiers, seine Kaltblütigkeit, Umsicht und unermüdliche Thätigkeit ganz besonders bewundern. Überall, wo eine Stockung zu überwinden, eine Unordnung zu beseitigen, ein Vorstoß zu machen oder eine Stellung zu behaupten war, erschien er persönlich und ermunterte, befestigte, warnte seine Dreizehner, von denen jeder für den ritterlichen Greis durchs Feuer gegangen wäre. Noch heute sehe ich ihn regungslos im Kugelregen stehen und seine Befehle geben, dann wieder eine Abteilung in eine bessere Deckung vorbeordern oder andere, die sich etwas

zu sehr zu decken schienen, in eine wirksamere Stellung vorziehen. Unvergeßlich ist mir die Freude, welche er abends ein paar Infanteristen durch die Anweisung machte, sie sollten sich nicht weiter bemühen, mit ihren unzureichenden Werkzeugen eine verschlossene und verrammelte Thüre zu öffnen, sondern ihre Hauptwaffe, das Gewehr gebrauchen. Ein Schuß ins Schloß — und die Thüre stand sperrweit offen. Sein leutseliger Sinn umfaßte den Offizier wie den Gemeinen mit gleichem Wohlwollen. Sein Andenken wird bei jedem in Ehren stehen, der das Glück hatte, sein Untergebener zu sein.

Am 3. Dezember kam unsere Abteilung nicht ins Feuer, machte aber die Bewegung gegen Orleans mit; am 4. wurden wir, nachdem wir in Bricy zwei Stunden im feindlichen Granatenfeuer ausgehalten, erst gegen den Schluß verwendet. Unser Anmarsch vollzog sich hinter einer bedeutenden Bodenanschwellung, so daß wir von dem bereits tobenden Kampf nur die dumpfen Schläge der Geschütze hörten. Dagegen bemerkte man deutlich in der Luft im Scheine der Sonne etwas wie das Blinken von Fischen, das aber nur einen Augenblick sichtbar war und schnell wie ein Gedanke wieder verschwand. Es war das, wie die Kameraden schon bei Sedan beobachtet hatten, das Blitzen der Granaten auf ihrer hoch über der Erde hinführenden Bahn. Auf der Höhe winkte eine Windmühle, die mir aus der Zeit unseres ersten Aufenthalts vor Orleans wohl bekannt war. Hinter dem Gebäude blieb die Abteilung geraume Zeit in Aufnahmsstellung, so daß wir Muße hatten, den großartigen Anblick, der sich uns bot, genau in uns aufzunehmen. Wie auf dem Übungsfeld dehnten sich in dem Gelände vor uns die durch den Rauch der Schützenlinien bezeichneten Plänklerketten unserer Leute, dahinter auf beherrschenden Punkten die Batterien, alles in fieberhafter Thätigkeit. Auch die Aufstellung des gegenüberstehenden Feindes konnte man ohne Glas deutlich verfolgen, Schützenketten im Feuer, dahinter die geschlossenen Abteilungen und Reserven. Zäh hielt der Feind seine Stellung fest und nur ganz allmählich wich er langsam zurück: wir wurden gegen den rechten Flügel hin vorgezogen, um auch noch ins Gefecht einzugreifen, und verloren so unseren schönen Beobachtungspunkt. Die Gegend wurde uns bekannt, drüben grüßte die Kathedrale von Orleans herüber, in die Stadt selbst aber kamen wir diesmal nicht hinein, sondern mußten uns, wie Moses vor dem Lande der Verheißung, mit dem Anschauen aus der Ferne begnügen.

Zum erstenmale nach dem 9. November, also fast nach vier Wochen,

ertönte am Abend nicht jenes entsetzliche: „Niemand zieht sich aus!“ Das Ausziehen war nun leicht: Die Unterkleider erleichterten einem die Arbeit, da sie fast in Stücken vom Leibe fielen. Die Abteilungen boten damals überhaupt einen absonderlichen Anblick, und man begreift, welchen Schmerz es einem militärisch geschulten Auge machte, die seltsamen Kleidungsstücke zu sehen, mit welchen damals in das ewige Einerlei der Uniform Abwechslung gebracht wurde. Graublaue Turkomäntel und hechtgraue Decken der Moblots, die im Anfang sich nur schüchtern in den letzten Gliedern und bei den Schließenden hinter der Front mehr versteckt als gezeigt hatten, wurden nun in Menge ungescheut getragen. In die braunen Decken, welche wir den Partisans du Gers abgejagt hatten, schnitten unsere Soldaten eine Öffnung, steckten Kopf und Hals durch und hatten so Überrock und Regenschirm in einem Stück, wie die Jagdmäntel bei uns im Gebirge. Der Aufzug war wirklich mehr als bunt, und nur Gewehr und Raupenhelm erinnerten noch an den militärischen Charakter der vermummten Gestalten. Mehr als einmal machte unser trefflicher Bataillonskommandeur seinem Unmute Luft, er schäme sich ganz, da seine Kompagnien aussähen nicht wie Soldaten, sondern wie Zigeuner oder Räuber. Übrigens sahen andere Abteilungen auch nicht anders aus, da alle von der Ansicht auszugehen schienen, es sei besser, ordonnanzwidrig auszusehen als zu frieren. Die Verpflegung war in dieser Gegend, in welcher auch französische Armeen seit Monaten standen, ziemlich erschwert: in vielen Quartieren hörte man von den Quartierträgern, daß sie auch gar nichts hätten und so schien es auch, wenigstens uns. Wie sich die meist arme Bevölkerung durchschlug, blieb für uns ein Rätsel. Wie 14 Tage vorher in Courtalin, so wurde auch hier ein Laden mit Wollenhemden, Strümpfen und Unterbeinkleidern von den Soldaten eifrig besucht, bis man auf die unentgeltliche Abgabe aller dieser Bekleidungsstücke gegen einen Gutschein verfiel. Diese Gutscheine wurden einige Jahre nachher erst von der französischen Regierung eingelöst, nachdem noch einmal auf dem Dienstwege die Echtheit der Unterschriften erhoben war.

Die Ruhe, welche sich mancher nunmehr in und um Orleans versprach, sollte nur zwei Tage währen. Entfernter Kanonendonner am Abend des 6. mahnte daran, wieviel noch immer zu thun war, die zum zweitenmale eroberte Stadt auch festzuhalten. Der 7. fand uns denn auch wieder auf dem Vormarsche gegen Tours zu. Dort saß ja damals (wie man vermutete) noch der allmächtige Gambetta, dem

es aber doch schon am 5. ängstlich wurde, so daß er sich weiter zurückmachte bis nach Bordeaux. Gefechte gab's am Nachmittag und am Abend. Ernstlicher wurde der Widerstand am 8. bei Beaugency, wo sich die Franzosen mit starken Infanteriemassen in den Weinbergen festgesetzt und in den Dörfern, die sie als Stützpunkte ihrer Stellung benützten, gründlich zur Verteidigung eingerichtet hatten. Lange konnten wir keine Fortschritte machen, erst als die Artillerie Brandgranaten in die Gehöfte warf, kam Bewegung in den Feind. Doch wurde an diesem Tage nicht viel Terrain gewonnen. Besonders lästig fiel an diesem Tage das ununterbrochene dichte Infanteriefeuer des Feindes. Wir verloren an diesem Tage viele Offiziere und Mannschaften. Da der Feind im Liegen schoß, so schlugen die Geschosse meist in der Nähe des Bodens ein und verursachten Verwundungen der Beine und des Unterleibes. So bekam der obenerwähnte Lieutenant aus Nürnberg, der erst seit zwei Tagen wieder eingerückt war, weil er im Arm zwei Schüsse gehabt hatte, gleich wieder einen ins Bein, desgleichen der Oberlieutenant und der andere Junker, so daß ich die Kompagnie führte, bis auch mich ein Prellschuß ins Bein zum Verlassen der Gefechtslinie zwang. Der Bataillonskommandeur stand in einer Vertiefung und wurde von einer rikoschettierenden Kugel vorn am Helmzeichen getroffen und zu Boden geschleudert, doch war er gleich wieder in der Höhe, um seinen Posten einzunehmen. Wie uns von zu Hause geschrieben wurde, gaben verschiedene französische Preßstimmen den Landesverteidigern den Rat, nur fleißig nach den meist mit Gummiregenmänteln bekleideten Offizieren zu zielen. Die meisten der in diesen letzten Tagen getroffenen Offiziere waren auch mit diesen — nebenbei gesagt — unpraktischen glänzenden Überzügen bekleidet. Ein Regenmantel, den ich am Tage zuvor erstanden, aber nicht angezogen hatte, ging mir bei diesem Gefechte verloren.

Im Lazaretwagen traf ich mit dem soeben erwähnten Lieutenant aus Nürnberg zusammen, in Orleans bekam ich ein gutes Quartier bei einem biederen Weinhändler am Loireufer. Er räumte mir ein schön eingerichtetes Zimmer ein mit der Aussicht auf den Loirequai, auch Bücher gab's, allerdings mehr für den Geschmack einer Dame, wie denn der Hauswirt auch nur durch den Ausbruch des Krieges gehindert war, seine Verlobte heimzuführen. Es waren noch ein halbes Dutzend preußischer Offiziere, lauter Leichtverwundete, im Hause. Alle Tage kam ein Militärarzt, dessen Person aber häufig wechselte, mit einem Lazaretgehilfen, sah nach den Patienten und erneuerte die Verbände. Mein Bein war bald

ganz dunkelblau, fast schwarz geworden, so daß der Arzt bedenkliche Mienen machte. Indessen wurde Geschwulst und Suggillation durch die unermüdliche Pflege meines Bedienten, der mich bald aufgefunden hatte, doch nach und nach überwunden, so daß ich nach etwa 14 Tagen mit Hilfe eines Kehrbesens, der als Krücke diente, mich wieder bewegen konnte. So rückte Weihnachten heran; es war bitterkalt geworden, die französischen Heizvorrichtungen lassen bei einigermaßen niedriger Temperatur viel zu wünschen übrig; vorn am Kamin möchte man verbraten, die Rückseite friert, und im Zimmer wird gar nie eine behagliche Wärme hergestellt, da der kalte Luftstrom stets von außen sich erneuert und dem Kamine wieder zustrebt. Die Loire war mit einer Eisdecke überzogen; täglich wurden am Loirequai Pferde geschlachtet, um deren Abfälle sich die arme Bevölkerung stritt. So bunt wir nach Waffengattungen, Vaterland und Bekenntnis zusammengewürfelt waren, beschlossen wir doch, ein deutsches Weihnachtsfest am Ufer der Loire zu begehen. Zwei unserer Diener wurden ausgeschickt, einen Tannenbaum zu holen, einige der Verwundeten, die schon mobiler waren, besorgten die nötigen Einkäufe in der Stadt, da ein jeder der Teilnehmer beschenkt werden sollte. Das Dienstmädchen unseres Hauswirts hatte bei Sedan ihren Bruder verloren: für sie brachte das Christkind ein schwarzes Ausgehkleid. Auch der Hausherr selbst war zur Feier geladen und machte große Augen, als die Lichter angezündet wurden und für ihn ein Kistchen Zigarren, aus Berlin bezogen, unter dem Weihnachtsbaume lag. Zum Danke ließ er seine besten Weine auffahren, und als wir gar anfingen, zu singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ und „In einem kühlen Grunde“ und dergleichen Lieder, welche allen Beteiligten geläufig waren, da gingen ihm vor Rührung die Augen über, und er versuchte diese „chansons religieux“ mitzubrummen. Schließlich holte er sich seine „pipe anglaise“, wie er eine lange kölnische Thonpfeife nannte. So blieben wir lange beieinander.

Am 30. Dezember wurde ich evakuiert: der Hauswirt gab mir noch zwei Flaschen weißen Bordeaux sucré, wie er ihn nannte, mit, und so bestieg ich den Zug. Mein Ziel war Etampes, wo unsere Abteilung lag. Der Weg führte am Schlachtfelde entlang, wo unter der Schneedecke noch eine endlose Menge von Trümmern und Toten stak, welche beim erstmaligen Räumen des Schlachtfeldes nicht hatten beseitigt werden können. Es war ein schauerlicher Anblick. In Etampes blieben wir noch ein paar Tage; mein Bein hatte sich soweit gebessert, daß ich als revierkrank kleinere Ausgänge machen konnte, aber jede Marschanstrengung

vermeiden mußte. Erst am 6. Januar konnte ich wieder Dienst machen, wenigstens den Belagerungsdienst, der ja wenig Bewegung verlangt. Wir wurden nun gegen Paris verwendet und bekamen in Anbetracht der starken Verluste, welche das Armeekorps trotz wiederholter Nachschübe erlitten hatte, eine verhältnismäßig recht ruhige Ecke, die Halbinsel St. Maur zwischen Seine und Marne, wo die Gewässer den Gegner an einem erfolgreichen Ausfall hinderten.

Die Quartiere, die wir von jetzt an vor Paris im Bereiche der feindlichen Vorstöße bezogen, waren ganz eigenartig. Die Bewohner waren alle fort, hier war der Soldat Herr.

Es sah auch danach aus. In den Quartieren fanden sich Sammlungen von Möbeln vor, die oft ganz unglaublich zusammenwirkten. Ein Küchenstuhl, eine Gartenbank und Polstersessel, mitten im Zimmer ein breites französisches Bett, daneben auf dem Boden eine Matratze und in der Ecke eine Schütt Stroh — kurz alles konnte man vereinigt sehen. Am schlimmsten stand es mit dem Heizmaterial. Alles Unnötige oder auch nur einigermaßen Entbehrliche wanderte in den Kamin, auch die schönen, wertvollen alten Zitronen- und Orangenbäume aus dem Wintergarten wie der Bretterzaun und die Holzstecken der Weinberge. Zuletzt rissen auch die Soldaten die Häuser ein und schürten mit Dachsparren und Holzwerk. Neu war die Regelmäßigkeit der Verpflegung: während wir bisher das gefaßte Fleisch nicht an dem ersten Tage, an dem wir's kochten, essen konnten, sondern erst am nächsten Tage kalt aßen, kehrte nun Erbswurstsuppe und Hammelfleisch mit einer schreckenerregenden Gleichförmigkeit Tag für Tag wieder. Die Wachlokale für die Feldwachen wiesen eine Unreinlichkeit auf, die kaum zu beschreiben ist. Die Ablösungen fanden am späten Abend statt, damit der Feind sie nicht stören konnte, die Posten wurden in aller Stille schon bei Einbruch der Dunkelheit aufgeführt; daher war keine Gelegenheit, das Lagerstroh zu erneuern, obwohl man gerade frisches Stroh am meisten vermißte. Die vom Wachtposten eingerückten Mannschaften brachten Lehm und Schnee an ihren Stiefeln und Kleidern mit, was ebenfalls nicht zur Verbesserung der Unterlage beitrug. Unsere Soldaten mußten sich auf dem Posten ganz ruhig halten, da der Feind sehr empfindlich war und auf jede Ruhestörung mit einigen Flintenschüssen reagierte. Nur das Husten war frei, das übrigens nach der Behauptung der Unsern der Feind besser konnte als sie, was sich aus seiner minderwertigen Bekleidung erklärte. Die Stiefel wenigstens, welche wir einmal einer Abteilung

Mobilgarden in ihren Tornistern abnahmen, hielten trotz ihres neuen und eleganten Aussehens keine vierzehn Tage den Marsch durch den Schnee und auf aufgeweichtem und wieder hartgefrorenem Boden aus. So waren auch ihre Mäntel dünner als die unsrigen. Im ganzen war dieses Leben in der Nähe des Feindes nicht angenehm, aufreibend und doch wieder langweilig. Es wurde daher als eine nicht unwillkommene Abwechslung betrachtet, als unsere Kompagnie auch ein paarmal nachts zur Schanzarbeit kommandiert wurde. Genietruppen hatten mit breiten weißen Bändern die Linie bezeichnet, welche ausgehoben werden sollte; es durfte kein Wort gesprochen, kein Feuer angemacht, keine Zigarre geraucht werden, nur halblaut gaben die Offiziere ihre Befehle. Ebenso geräuschlos, wie man gekommen war, verzog sich auch wieder mit Tagesgrauen die schattenhafte Schar, und nur das täglich wachsende Erdwerk am Mont Mesly zeugte von unserer nächtlichen Betriebsamkeit. Den Weinberg oder das Feld, dem wir eine so gründliche Umarbeitung zu teil werden ließen, hat wohl späterhin der Besitzer mit großen Kosten durch Entfernung der Schanze wieder für seinen ursprünglichen Zweck brauchbar machen lassen müssen.

Gemütlicher war es schon im Replis, wo man allerdings im Alarmhause sich aufhalten mußte, sonst aber wenig oder nichts zu thun hatte. Wirklich gemütlich aber war es erst in der hintersten Linie, wo man auch sich wieder als eine Art von Mensch fühlen und pflegen konnte. In Limeil und Boissy St. Leger gab's Zeiten, wo man sogar Morgenspaziergänge wagte, ohne jeden Moment das Alarmsignal gewärtigen zu müssen. Die Bedienten fanden Muße, den Tisch etwas zu variieren und wetteiferten miteinander in der Kunst, langentbehrte Leckerbissen auf die Tafel zu schaffen. Die Kompagnieoffiziere wohnten meist zusammen in einem und demselben Haus, und es fehlte daher auch nicht an Unterhaltung. Der Dienst nahm den einzelnen nur wenig in Anspruch. Zu Mittag oder Abend gab's dann Überraschungen: Lammfleisch auf eine neue, unerhörte Art zubereitet, so fremdartig, daß es die Herren stehen ließen, während es den Dienern trefflich mundete, oder Feldhasen, anstatt mit Essig mit Rotwein gekocht, aber so gründlich, daß das Skelett, welches beim Anrichten zu Tage kam, jedem Präpariertisch Ehre gemacht hätte, während das Fleisch fast völlig sich verkocht hatte. Da wurden auch Apfelküchlein bereitet, eine gefährliche Übung der Kochkunst, da das heiße Schmalz mehr als einmal brennend wurde und so Kamin und Haus bedrohte. Doch auch diese Zeit ging vorüber. Während des

eigentlichen Bombardements waren von Charenton aus zu wiederholtenmalen unsere Replis von den großen Granaten, den „Zuckerhüten", getroffen worden, ja sogar noch darüber hinaus reichte das Feuer der großen Festungsgeschütze. Das Bataillon hatte irgendwo einen hübschen Hotelomnibus vorgefunden, der dann von den Offizieren benutzt wurde, wenn sie zum Fassen kommandiert waren. Die Mannschaften mit den Vorräten fuhren dann hinterdrein, so gut es auf den damals doch schon ziemlich stark mitgenommenen, wenngleich ursprünglich sehr guten Chausseen gehen wollte. Denn schon zwanzig Stunden vor Paris verbreitert sich jede Straße zu einer geradezu erstaunlich geräumigen, gepflasterten Fahrbahn. Doch rumpelte unser Omnibus auf dem holperigen Pflaster gehörig. Als ich nun etwa zehn Tage vor der Übergabe vom Fassen heimfuhr, wunderte ich mich, warum bei meinem Einbiegen ins Dorf schon die beiden Kompagniekameraden und auch der neue Herr Hauptmann mir entgegenkamen und mir gratulierten. Auf meine verwunderte Frage, was denn los sei, versetzten sie, sie gratulierten mir, weil ich ums Haar nicht mehr Lieutenant geworden sei: drei Zuckerhüte habe das sonst so schläfrige Fort Charenton unserm Rumpelkasten nachgeschickt und der letzte sei fast unmittelbar hinter unserem Bataillonswagen geplatzt, so nahe seien sie uns gewesen. Im Wagen hatte man nichts gehört, aber die Mannschaften hinter mir waren noch ganz bleich. Nun gab's am andern Tag das, weswegen man sich gerne zum Fassen kommandieren ließ, nämlich für die Offiziere der Kompagnie eine vollständige Ochsenzunge. Gleichzeitig mit meiner Beförderung zum Offizier war ich für den 8. Dezember mit der silbernen Militärverdienstmedaille dekoriert, und beides gab Anlaß zu einem solennen Abend. Die letzten Tage des Januar führten uns wieder in die erste Linie; auf der uns wohlbekannten Feldwache Carrefour-Pompadour mit ihrem pompösen Titel prangte immer noch das gleiche feuchte Stroh und derselbe gichtbrüchige Lehnsessel für den Wachtkommandanten. Doch hatten wir nun auch den Vorzug, als die Beschießung, welche in den letzten Nächten ein großartiges Schauspiel bot, zu Ende ging, als die Vordersten in die Vorstadt Charenton einzurücken.

In den ersten Tagen nach der Übergabe der Forts strömte die Bevölkerung in Massen heraus und machte von der Erlaubnis Gebrauch, an gewissen Stellen den Truppenkordon durchschreiten zu dürfen. Es fehlte in der Stadt und in den Vorstädten anfangs sehr an Lebensmitteln, so daß mancher Quartierträger gerne von seinen einquartierten Soldaten

Brot und Fleisch annahm. Mir war aber ein prächtiges Stück roher Schinken von Hause zugekommen, mit dem ich bei meiner Quartierwirtin, einer feinen älteren Dame mit ihrer Schwester, große Ehre einlegte, nachdem sie sich anfänglich etwas gesperrt hatten. Dafür gingen sie mir auch an die Hand, ein paar Schlittschuhe aufzutreiben, mit denen ich auf dem See im Bois de Vincennes dieses lange nicht mehr geübte Vergnügen genoß. Einige Tage später mußten wir die Redoute Faisandrie, dann die Redoute Gravelle beziehen, wo die französische Befestigungsart sich bequem studieren ließ. Im Fort Charenton wurden die Geschütze, soweit sie nicht weggeführt wurden, mit Dynamit gesprengt, wobei ein paar bayerische Artilleristen ihren Tod fanden. Dieser tragische Tod nach Ausstehung so vieler Mühsale und Überwindung so großer Gefahren wurde von dem Geistlichen bei der ersten Grabrede, die wir nach langer Zeit hörten, ganz besonders betont. Die abgesprengten Stücke der Geschütze fielen in den Festungsgraben, wo sie der Käufer holen mußte.

Für die Kaiserproklamation am 18. Januar hatte das Regiment schon Marschbefehl, indes wurde dann eine andere Abteilung nach Versailles kommandiert: unser Bataillon war vertreten durch seinen trefflichen Kommandeur, Major Frhr. von Schönhueb, einen Hauptmann und einen Feldwebel. Seinen Offizieren hat der tapfere beliebte Chef mitgebracht, was er nur für sie in den Läden und auf dem Markte einkaufen und mitschleppen konnte.

Es dauerte nicht lange, so kamen die deutschen Kriegsgefangenen in langen Zügen aus der Stadt heraus, alle Waffengattungen der verschiedenen Kontingente marschierten brüderlich nebeneinander in den buntesten Uniformen, deren Farben freilich nicht mehr so frisch waren als im Anfang. Bald danach kamen auch die im Feldkriege gefangen genommenen Mannschaften und Offiziere, fast alle bisher in den Festungen Südfrankreichs, die unseren besonders in Montpellier gefangen gehalten. Die meisten waren verwundet mitsamt ihrem Aufnahmsspital in die Hände des Feindes gefallen. Da war nun die Freude des Wiedersehens groß, die gegenseitigen Erzählungen des inzwischen Erlebten wollten kein Ende nehmen. Mancher freilich kehrte nicht wieder. Die Behandlung, welche den Wiedergekehrten zu teil geworden war, war beeinträchtigt gewesen durch den blinden, fanatischen Haß des niederen Volkes, der das Tragen der Uniform unmöglich machte und es nur den sich sehr gut der französischen Sprache Bedienenden rätlich erscheinen ließ, die

schützenden Festungsmauern zu verlassen und sich etwa in die Stadt zu begeben.

Die Witterung wurde im Frühjahr recht angenehm, der Schluß des Februar war schon so warm, daß man die Leute auf dem Felde, soweit sie schon wieder heimgekommen waren, in Hemdärmeln arbeiten sah. Für uns waren das schöne Zeiten: der Dienst nahm nicht viel Zeit in Anspruch, wenn auch wieder streng nach dem Reglement exerziert und nachmittags allerhand sogenannter kleiner Dienst geübt wurde. Auch die Unregelmäßigkeiten im Anzug wurden nach und nach ausgemerzt, man sah wieder Handschuhe, sogar bei Unteroffizieren. Wir waren auf dem besten Wege, wieder „Soldaten" zu werden. Dabei erholten wir uns aber doch recht gründlich. Diejenigen Anstrengungen, welche die Kraft des Leibes am meisten verzehren, sind die Märsche und schlaflosen Nächte. Bei großen Märschen bemerkte man nicht selten, daß nach der Ankunft im Quartier von den Mannschaften nicht mehr abgekocht wurde, worauf sie doch sonst so großen Wert legten, sondern ohne etwas zu genießen streckten sie sich eiligst hin, um zu schlafen. Die kleinen Abteilungen, welche sich selbst durch Ortswachen schützen und für diesen Sicherheitsgürtel eine ziemliche Zahl von Leuten in fast nur einen oder zwei Tage überspringendem Wechsel immer und immer wieder anstrengen mußten, die machten die Truppe mürbe. Marschieren und schlafen, wieder marschieren und auf Ortswache ziehen, am nächsten Tage aber wieder marschieren und schlafen — das ermüdet schließlich auch die zähesten Naturen, wenn es sich ohne Rasttage längere Zeit hindurch wiederholt. Da sah man auch ganz kräftig scheinende Gestalten nach und nach ins Siechtum verfallen oder nach einer übermäßigen Anstrengung auch plötzlich zusammenbrechen. Von alledem waren wir nun befreit und mit unserem Lose vollständig zufrieden. Nach einer schönen Zeit, die wir auf der Halbinsel Saint Maur zugebracht, wo man an den Ufern der Marne und Seine schöne Spaziergänge und auf den leichten, eleganten Booten herrliche Spazierfahrten unternehmen konnte, wurden wir weiter seineaufwärts nach Draveil verlegt. Dort nahmen wir drei Lieutenants der Kompagnie in einem köstlichen, nur mehr von dem Hausverwalter bewohnten Schloß Wohnung. Das in den Räumen des Erdgeschosses aufgeschlagen gewesene Typhusspital, vor dem uns der Haushofmeister so eindringlich warnte, vermochte uns nicht von unserem Entschluß abzubringen, da der erste Stock um so schöner war, nach dem reizenden Park hinausging und ja auch

den Ärzten zur Wohnung gedient hatte. Nun wurde etwas anderes ins Werk gesetzt, uns zu vertreiben. Unsere Bedienten wurden mehrfach von „Gespenstern“ erschreckt, die aber aufhörten, zu erscheinen, als dem Verwalter erklärt wurde, die „Gespenster“ sollten sich hüten, wieder zu erscheinen, da wir „grundsätzlich auf Gespenster schießen“. Als auch die versuchte Einschüchterung der Barbaren durch Gespenster fehl geschlagen hatte, wurde ein Neues probiert. Man zählte unseren Bedienten jeden Tag auf, wieviele aus dem Typhusspitale herausgestorben seien, und dies Mittel half schließlich. Ein Bedienter wurde krank und bekam den Typhus — er genas später — die anderen bekamen nun auch Angst, der meinige, Familienvater und Landwehrmann, lag mir solange in den Ohren, bis ich mich endlich ebenfalls zum Ausziehen entschloß. Ich bekam zwar nur ein bescheidenes bürgerliches Quartier, aber freundliche und zuvorkommende Gesichter vom Hausherrn und der Hausfrau. Daher war ich bald mit dem Wechsel versöhnt. Der Hausherr zeigte mir, wie man die ersten Spargeln sticht, und die Hausfrau nahm alle ihre Kochkunst zusammen, uns ein festliches Mahl zu bereiten, zu welchem ich die Ochsenzunge — die noch immer als Prämie des Fassens im Wechsel an die einzelnen kam — lieferte. Zu einem solchen Schmaus wurden dann immer die Kameraden geladen. Der Hausherr hatte einen kleinen Jagdhund, dem er Futterale über die Beine zog, damit ihm die Stoppeln nichts anhaben konnten.

Ich eile zum Schlusse der Schilderung persönlicher Erlebnisse. Unser Regiment war zur Occupation bestimmt worden, der Exerzierdienst begann wieder wie zu Hause und der täglich sich erneuernde Donner der Geschütze, welcher den Kampf der französischen Regierungstruppen mit der Kommune bezeichnete, ließ diese Vorsicht nicht als unnötig erscheinen. Als angenehme und großartige Unterbrechungen dieses einförmigen Dienstes erwähne ich die Kaiserparade am 7. März bei Villiers, wo man den Kaiser vor seiner glänzenden Suite umgeben sah, und der erste Kaisergeburtstag, den das bayerische Heer feiern durfte, der 22. März. Der alte Heldenkaiser imponierte auch den Franzosen, soweit ich nur mit den Quartierwirten darüber ins Gespräch kam. Wem, der da in Reih und Glied stand, hätte das Herz nicht höher geschlagen, als er den schönsten Traum der edelsten Patrioten verwirklicht sah, die Zeit erleben durfte, wo es wieder Kaiser und Reich gab, ein neues Deutschland erstand, achtunggebietend, auf festeren Grundlagen seine Macht stützend als je vorher. Im Mai wurde ich auf Requisition des

zuständigen Zivilministeriums auf sechs Wochen beurlaubt, da ich der wohlgemeinten Aufforderung, in der aktiven Armee zu verbleiben, welche mir von unserem Regimentskommandeur zugekommen war, doch lieber nicht nachkommen wollte: ich fuhr mit demselben Zuge bis nach Avricourt, welcher den Vertreter der französischen Nation nach Frankfurt führte. In Avricourt aber hieß es plötzlich: on à coupé le train. Jules Favre fuhr davon und der Militärzug blieb stehen — das war der letzte Streich, den die französische Nation mir spielte — bis zum andern Morgen, wo erst eine Hilfsmaschine kam. Zu Hause bewerkstelligte ich meinen Übertritt zur Landwehr und trat wieder in meine Zivilstelle ein, welche mir inzwischen offen gehalten worden war.

So bin ich denn mit Gottes Hilfe glücklicher als viele Tausende, gesund und wohlbehalten durch so manche Fährlichkeit und Not wieder heimgekehrt und erinnere mich gern und dankbar an die große Zeit, welche mir mitzuerleben vergönnt war, gedenke auch mit Wehmut der vielen guten Kameraden, welche seitdem zur großen Armee versammelt worden sind. Möge der liebe Gott unserem Vaterlande noch lange den Frieden erhalten, denn auch der glücklichste Krieg ist und bleibt für viele Tausende ein Unglück. Wird aber dem Deutschen wieder einmal die Waffe in die Hand gezwungen, so möge uns der liebe Gott auch wieder solche Führer bescheren, wie wir sie 1870—71 hatten, Heerführer wie von der Tann I und II, Bataillons-Kommandeure, wie der heldenhafte, unerschrockene Major Frhr. von Schönhueb, Regimentskommandeure wie der ritterlichste tapferste Dreizehner, Oberst Graf Ysenburg.

An Anfrag'.

A Bauer hat drei Bub'n im Feld,
Sie lassen gar nix hör'n,
Jetzt is er halt nach München 'nein
Zum Fragen in d' Kasern.

„Wie geht's mein Toni?" hat er g'fragt,
Den mag er halt vor allen,
Da schaugen's nach und sagen's ihm:
„Der is bei Wörth drin g'fallen".

„O mein Gott, mei'! — und unser Hans?"
„Der is mit siebez'g Mann
Bei Sedan g'fallen." — „Und der Sepp?"
„Der liegt bei Orleans!"

Der Alte sagt koa Wort und geht.
Er hebt sich an am Kasten,
Am Stuhl, am Thürg'schloß, an der Stieg'n —
Er muaß a weni rasten.

Drunt auf der Staffel vor'n Haus,
Da is er niederg'sessen,
Er halt sein Hut no' in der Hand;
Er hat auf all's vergessen.

Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei.
Der Vader sitzt no' allweil dort . . .
„Drei Buab'n und — alle drei!"

Karl Stieler.

Todes-Anzeige.

Teilnehmenden Verwandten und Freunden bringen wir auf diesem Wege die Trauerkunde, daß unser innigstgeliebter Sohn, Bruder, Schwager, Enkel und Neffe,

Herr Carl Mühlbaur

k. Lieutenant im 10. Infant.-Regiment „Prinz Ludwig“

Inhaber des Armeedenkzeichens 1866,

am 8. ds. in der Schlacht bei Beaugency seinen bei Weißenburg und Sedan gefallenen Brüdern in den Heldentod gefolgt ist.

Die Grabhügel der drei Brüder zeichnen nun den Siegeslauf der deutschen Armee von Weißenburg über Sedan an die Loire.

Der Allmächtige, welcher der Familie diese Bestimmung auferlegte, wird die drei Helden zu sich genommen haben, und uns die Kraft verleihen, ihren Verlust zu ertragen.

Ingolstadt, den 18. Dezember 1870.

Therese Mühlbaur,
geb. von Wenger,
kgl. Oberstengattin,
im Namen ihres im Felde stehenden Gatten,
der Geschwister und übrigen Verwandten.

So schreibt eine deutsche Mutter!

Erinnerungen an die Dezembertage des Jahres 1870.

Von einem alten Zehner.

So oft diese Tage wiederkehren, und ich sitze im warmen Zimmer zu Hause, erinnere ich mich unwillkürlich an die damals für uns so harten Tage und fühle das Bedürfnis, mich in Gedanken in diese Zeit zurückzuversetzen und hiervon zu erzählen.

Am 11. Dezember 1870 nachmittags sammelte sich die 4. Infanteriebrigade hinter Grand Chatre in Bereitschaftsstellung.

Unser seitheriger Brigadekommandeur, Herr Generalmajor Rudolf von der Tann, hatte seit 5. Dezember für den damaligen General Schumacher das Kommando der 2. Armeedivision übernommen, und der interimistische Kommandant der 4. Brigade war der Oberst Graf Ysenburg des 13. Infanterie-Regiments. Wir erfuhren damals, daß wir nicht wie die übrigen Brigaden des I. Armeekorps zur Erholung und Komplettierung nach Orleans kommen, sondern der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg, Königliche Hoheit, zu weiteren Operationen zugeteilt werden.

Diese Nachricht stimmte uns, offen gestanden, nicht sehr heiter, da wir doch auch, nach den Kämpfen vom 2., 4. 8. und 9. Dezember und den hiemit verbundenen Strapazen, sehr der Erholung bedurften. Das I. Armeekorps von der Tann hatte in diesen Tagen überhaupt sehr gelitten und hatte viele Verluste sowohl an Offizieren als an Mannschaften. Die 4. Infanteriebrigade hatte noch die meisten Offiziere in der Front und doch hatten z. B. wir Zehner am 11. Dezember nur mehr einen Stabsoffizier, drei Hauptleute, wovon einer tags vorher zu der Hauptmunitionskolonne abkommandiert war, und die andern zwei Hauptleute Bataillone führten. Das Bataillon hatte durchschnittlich sechs bis sieben Offiziere, darunter die Hälfte Landwehroffiziere; diese waren aus den ersten Einjährigfreiwilligen vom Jahre 1868; meist sehr brauchbare tüchtige Leute, worunter sogar mehrere Kompagnien führten. Trotzdem die Brigade am 8. Dezember abends nach dem Treffen bei Beaumont II und Villekchaumont noch Ersatzmannschaften, zehn bis zwölf Mann per Kompagnie, bekam, war der Stand, durch Verluste, durch Verwundung und Kran-

heit so vermindert, daß die Bataillone von vier Kompagnien auf zwei formiert werden mußten.

Die Nachricht von der Zuteilung zum Mecklenburgischen Korps nahm unser damaliger interimistischer Kommandeur, Herr Oberst Graf Ysenburg vom 13. Regiment, am leichtesten auf, er lachte darüber und meinte, jetzt sind unsere Hoffnungen auf ein gutes Quartier mit entsprechender Verpflegung in der schönen Stadt Orleans auch zu Wasser geworden, und wir müssen wieder, wie bisher, mit engen Quartieren oder Biwaks und Menage zufrieden sein.

Oberst Graf Ysenburg, von uns stets Vater Isegrim genannt, war wegen seines Wohlwollens und guten Humors bei seinen Untergebenen sehr beliebt und wegen seiner hervorragenden Tapferkeit und Rührigkeit vor dem Feinde von allen hochgeachtet. Man sah und hörte den wackeren Mann mit seinen weißen Bart- und Haupthaaren, meist einen Schimmel reitend, und seiner helltönenden Stimme, überall wo die Chassepots am heftigsten knallten.

Die Montur und Armatur der älteren Leute war schrecklich heruntergekommen und defekt. Manches Ausrüstungsstück, z. B. Tornister oder Feldflasche war schon durch ein solches nach französischem Muster (ein Beutestück) ersetzt. Die dünnen oder durchlöcherten Röcke und Mäntel wurden durch Umhängen von erbeuteten Zuaven-Krägen, wollene Decken oder Schäfermäntel verstärkt, um sich vor dem kalten Wind und Wetter besser zu schützen. Die Fußbekleidung war größtenteils ganz unbrauchbar und von vielen wurden Holzschuhe getragen. Auch trugen die Leute Schlipse um den Hals und Zipfelkappen unter den Helmen; kurz, unsere Truppen hatten in diesen Tagen ein ganz anderes, wenig militärisches Aussehen. Auch der Raupenhelm war meist kläglich anzusehen, die Raupe war fuchsig rot oder grünlich und neigte sich auf eine Seite und war überhaupt wacklig ꝛc.

Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg rügte auch in einem Tagesbefehl unser Aussehen und befahl, daß die Mannschaften ihre Wintertoilette wenigstens etwas regeln und gleichmäßig tragen müssen.

Infolge dessen mußten die schmutzigweißen Zipfelkappen verschwinden, die wollenen Decken wurden gleichmäßig gerollt getragen und auch die farbigen Schlipse abgeschafft. Die mecklenburgischen Truppenteile sahen schon besser aus, weil sie damals schon die Kompagniefuhrwerke hatten, welche entsprechende Vorräte mitführten, übrigens hatten sie auch Mangel an Fußbekleidung, weil das französische Schuhwerk den

deutschen Soldaten fast durchgehends zu klein war. Ich sah zu dieser Zeit auch einmal einen Mecklenburger auf Posten stehen, der Holzschuhe trug. Ich sagte zu ihm: „Ah, sind euch die Stiefel auch ausgegangen?“ er antwortete mir prompt: „Zu Befehl, bei uns sind die Stiewel och alle jeworden“.

Am 13., 14. und 15. Dezember hatten wir zwar kurze, aber doch beschwerliche Märsche auf schlechten, grundlosen Wegen größtenteils über verlassene französische Biwakplätze und Schlachtfelder der vorhergegangenen Tage.

Am 16. Dezember hatten wir vor Morée noch ein Treffen zu bestehen; unsere Verluste waren gering. Die Infanterie konnte sich auf den morastigen Feldern und Äckern nur schwer bewegen, die Artillerie konnte den Straßenkörper nicht verlassen. Wir besetzten abends noch Morée, das 3. Bataillon gab Vorposten vor Morée; die Nachrichten der Eclaireurs und Patrouillen ließen für den andern Tag einen Angriff vermuten; dieser erfolgte aber nicht; die Franzosen waren mit ihrem Gros unter dem Schutze ihrer starken Vorpostenabteilung abmarschiert. Am 17. nachmittags marschierten auch wir ab.

Bis 22. Dezember blieben wir noch bei den Mecklenburgern. An diesem Tage traf uns auf dem Marsche von Chateaudun weg der Befehl, umzukehren. Das ganze I. bayer. Korps wurde zurück nach Arpajon dirigiert, um sich dort zu komplettieren und in die Pariser Cernierungslinie einzurücken, statt des pommerischen Korps, welches durch uns abgelöst wurde und nach Süden rückte. Wir kamen des andern Tages nach Boisville, wo wir den Weihnachtsabend zubrachten.

Hier wurde ich vom Zahlmeister durch ein Kistchen Liebesgabenzigarren überrascht. Es waren im Orte nur der Bataillonsstab und eine Kompagnie untergebracht. Ich erteilte dem Bataillonsmetzger die Erlaubnis, ein Schwein zu schlachten, wofür ich dem Hausherrn einen Bon ausstellte. Bald darauf erschien der Hausherr wieder und beklagte sich über den Metzger, daß er ihm zwei Schweine schlachtete. Ich ließ den Metzger kommen und stellte ihn deshalb zur Rede. Er sagte: „Entschuldigens, Herr Hauptmann, des Ding is komisch zuganga; i wollt die Sau, ehe ich's abstich, mit an Schlegl damisch hauen, und da is mir die zweit Sau a noch dazwischen g'lauf'n 2c.“ „Schon gut“, sagte ich lachend, und stellte dem Hausherrn einen Bon für zwei Schweine aus, und er war zufrieden.

Am 27. Dezember nachmittags kamen wir in Arpajon an. Trotz-

dem, daß die Stadt und Umgegend überfüllt war, fanden wir doch ganz passable Quartiere. Das Leben gestaltete sich dort sehr bewegt und unterhaltend. Kameraden, die sich den ganzen Feldzug nie trafen, sahen sich hier wieder. Obwohl viele fehlten, die schon bereits in französischer Erde ruhten, regte sich bei den Überlebenden doch bald wieder der Humor des Feldsoldaten. Man erzählte sich gegenseitig seine Erlebnisse und Abenteuer. Auch die Mannschaften begrüßten sich gelegentlich des Appells 2c. oft mit viel Humor. Dies war insbesondere der Fall, als am letzten Dezember Ersatzmannschaften von Ingolstadt eintrafen. Es waren dies meist Leute, die schon mit ausmarschierten, aber unter der Zeit wegen Verwundung oder Krankheit nach Hause evakuiert wurden; sie waren sämtlich ganz neu unifomiert und adjustiert. So sagte z. B. einer auf echt Ingolstädter Manier: „Jeses! grüß di Gott, Lenzl! ham's di a wieder firag'fangt;" „Ja lebst du no, Jakl, ja Unkraut verdirbt net" 2c. Ein anderer: „Ah der Sepp is wieder da! aber schön ham's di anzog'n;" „Ja, Simerl, thät dir a not, du schaugst ja aus wie unser Vogelscheuch'n daheim" 2c.

Am Neujahrsabende gestaltete sich die Unterhaltung nicht sehr vergnügt. Man dachte damals doch wieder sehr ernst darüber nach, wie sich wohl das kommende Jahr für uns gestalten wird; Paris wollte nicht fallen. Im Süden brachte Gambetta stets wieder neue Truppenmassen auf die Beine 2c. Werden wir wohl die Heimat wiedersehen?

Nun wir kamen heim, aber erst nach zwei Jahren, da die 2. bayerische Armeedivision zur Occupationsarmee bestimmt wurde. Wir hatten in den folgenden zwei Jahren viel Dienst und Scherereien mit dem großen Präsenzstand und den hohen Bezügen der Mannschaften; allein wir hatten auch viele finanzielle Vorteile; jedoch die Franzosen sorgten schon dafür, daß unser Geld möglichst im Lande blieb. Sie ließen uns auch stets empfinden, daß wir ihre Feinde sind, so daß schließlich doch jeder froh war, Frankreich den Rücken zu kehren und zu Muttern heimgehen zu können.

Unter Franctireurs.

Ernste und heitere Erinnerungen eines Kolonnenführers.

Von Alfred Freiherrn von Horix.

Eklig ist der Franctireur,
Kriecht in Busch und Strauch umher.

So ehrend es für den Soldaten — ob Offizier oder Gemeinen — stets sein muß, sich infolge seiner Verlässigkeit, Energie und Ausrichtsamkeit mit einem Spezialauftrag betraut zu sehen, so wird doch jeder, welcher hierin eigene Erfahrungen gemacht hat, zugeben, wie er sich abseits der großen Masse, wenigstens anfangs, verlassen vorkam und sich sozusagen unheimlich fühlte. Er hat Verantwortung, ihn trifft die Sorge für Beschaffung von Portion und Ration — Dinge, um die er sich bei seinem Truppenteil, wenn sie ihm nicht direkt oblagen, verteufelt wenig kümmerte. Requisition — das spricht sich so leicht und ist doch so unendlich schwer. Noch höre ich einen vom Requirieren mit fast leeren Händen resp. Wagen zurückgekehrten Offizier seinen sehr kleinlauten Bericht an den Major mit den bekannten Worten schließen: „... aber, wo nichts ist ...“ — „da muß halt was hin!“ ergänzte in weniger belehrendem als polterndem Ton der Gestrenge. Ja, die Not lehrt in Kriegszeiten nicht nur gutwillig (?) geben, sondern sie lehrt auch den Humansten sehr schnell böswillig nehmen!

Am 15. Dezember 1870 in Orleans erhielt ich vom Generalstabschef des I. Armeekorps einen ausführlichen Marschvorweis, welcher besagte, daß ich 33 leer zurückkehrende bayerische zweispännige Landfuhrwerke an das Feldproviantamt in Juvisy zu eskortieren habe, um von dort Lebensmittel nach dem Süden zu fahren, so lange es noch notwendig sein werde. Nach geschehener Ablieferung müsse ich mich aber selbst nach Weisung der Generaletappeninspektion in Corbeil verhalten, bei der ich im Vorüberfahren anklopfen solle. Mündlich gab mir Oberst von Heinleth*) den sehr angezeigten und dankenswerten Rat: ich möge unsere Paysans auf dem naiven Glauben lassen, es gehe nun heimwärts; sonst möchte der eine oder andere unter Verzicht auf Pferde und Wagen davongehen; dann könne ich und meine Leute selbst die Zügel führen.

*) Se. Excellenz Generallieutenant von Heinleth.

Am Parkplatz auf den großen Boulevards erwarteten mich die Fuhrleute und mein Begleitkommando. Wie grinsten die ersteren, als ich für die sechste Morgenstunde des folgenden Tages die Abfahrt befahl! Sie sehnten sich nach den heimatlichen Gefilden, wo Malz und Hopfen wächst. Meinen Soldaten teilte ich mich aber „vertraulich“ mit, welche natürlich sich jetzt schon der binnen wenig Tagen bitter enttäuschten Bauerngesichter freuten und daher, soweit es der Anstand zuließ, noch herzlich lächelten. Was sich wohl die umstehenden Blousenmänner von dieser erheiternd wirkenden Befehlausgabe gedacht haben?

Mein Kommando bestand aus zwölf vom Regiment ausgesuchten besten Leuten unter dem Unterbefehl des Sergenten Engelbrecht; heute noch denke ich ihrer mit Vergnügen und wahrer Achtung, die sich jederzeit und unter allen Verhältnissen als Ehrenmänner während meiner Kommandoführung gezeigt haben. Wo jenes Dutzend wohl immer zerstreut sein mag — ihnen allen meinen Gruß, wenn sie das Buch lesen sollten; dem braven Sergenten Engelbrecht aber, der mich so treulich unterstützte, heute noch Dank und Gruß nach Ansbach!

Spät abends am 18. Dezember langte ich in Essonnes, der am diesseitigen Seineufer gelegenen Vorstadt von Corbeil, an, und, froh, aus dem federlosen rüttelnden Wagen heraus zu sein, saß ich guten Mutes in meinem Quartier am Familientisch in bester Unterhaltung, als sporenklirrend ein sechs Schuh hoher Feldgendarm eintrat mit der Meldung, ich solle zum Stationskommandanten kommen. Da es dunkle Nacht und ich im Orte fremd war, bat ich die Respektsperson, zu warten, bis ich angekleidet wäre. Ich äußerte mein Erstaunen, daß hier Truppen liegen sollten und frug, wer denn hier „kommandiere“. — „Besatzung ist keine hier; aber der Herr Hauptmann H. von der Feldgendarmerie wohnt in dieser Vorstadt und betrachtet sich als Ortskommandanten; der Herr Hauptmann sah vorhin den Wagenpark auffahren und hat mich ausgeschickt, den Herrn Kolonnenführer zu suchen und zu holen“ — erklärte mir der gewandte Mann.

„Vous allez voir monsieur H.?“ forschte mein angenehmer Hauswirt, und, Bedauern im Ton ausdrückend, fuhr er fort: „ah, il a bien l'air d'un chicaneur — il est d'une grossièreté envers tous qui lui sont sujets . . . en un mot: il est plus gendarme qu'officier“, schloß der Franzose mit der ihnen eigentümlichen richtigen und verständnisvollen Urteilsabgabe. — „Au revoir!“ empfahl ich mich.

Mein Begleiter hatte von jener Personalbeschreibung seines Chefs

kein Wort verstanden; um so erstaunter war ich, als er mich in traulichem Gespräch höflich unterbrach: „Herr Lieutenant, der Herr Hauptmann werden Sie — sehr laut empfangen; es ist am besten, ihm gar nichts zu erwidern — dann dürfen Sie gleich wieder gehen . . .“

„Ich danke Ihnen, mein Lieber!“ entgegnete ich etwas beklommen; der Franzose hat mir übrigens ähnlich berichtet; „ich werde also desto ruhiger sein, um was der Herr Hauptmann zu lebhaft sein wird, und den Rüffel a conto des Krieges hinnehmen.“

Daß ich, in sinkender Nacht angekommen, dem Ortspascha nicht noch aufgewartet hatte, wozu gar kein Grund vorlag, stempelte Hauptmann H. zu einem Kardinalverbrechen, und thatsächlich bin ich nie vorher und nie wieder solchermaßen abgekanzelt worden als wie von jenem Gendarmenhauptmann. Das Ende dieser Audienz beschleunigte ich selbst insofern, als ich nicht ein einziges Wort sprach, weil ich nichts gefragt, aber desto mehr — geschimpft wurde.

Am andern Tag, 19. Dezember, meldete ich mich in Corbeil bei der Generaletappeninspektion, und wie wohlthuend stach der Empfang meiner Nullität seitens des Stabschefs Oberstlieutenant Grafen Verri*) ab, welcher gütig mit mir sprach, selbst den Befehl für mich schrieb — er liegt soeben vor mir — und mich gütig entließ. Ich hatte sonach an der Eisenbahnendstation Lagny-Thorigny neun erbeutete Marinegeschützrohre zu übernehmen, dieselben zu verladen und nach München zu begleiten.

Hier sollte auch ich lernen, mich persönlich um Details zu kümmern; meine allerdings sehr achtungsvollen Fragen: woher? von wem? wies Graf Verri mit feinem Lächeln zurück, also daß ich mir selbst die Antwort gab: das bleibt deinem Witz überlassen. Mein Gendarmeriehauptmann würde in solchem Fall — wenn ich überhaupt gewagt haben würde zu fragen — wie weiland Herzogin Hadwig zuerst nach der Stirn, dann nach der — Thür gewiesen haben.

Nun fuhr ich nach Juvisy, allwo ich meine langweilige Kolonne loszuwerden glaubte, um dann mit meinem kleinen Kommando vergnügter und flotter nach Lagny zu Fuß kilometern zu können. Einem höheren Verpflegsbeamten übergab ich die Pässe der Fuhrleute, und als derselbe gesprächsweise von mir erfahren, wohin ich wandere, bat er mich

*) Se. Excellenz General der Infanterie und Gardekapitän Graf Verri della Bosia.

recht sehr, die Fuhrkolonne nach Lagny mitzunehmen, woselbst große Mengen Lebensmittel der Abfuhr harrten. Ungern, aber dennoch sagte ich zu, und weil es erst Mittagszeit, ließ ich nach dem Füttern weiterfahren ins Nachtquartier.

Als ich hier abends meine Karte studierte, erinnerte ich mich beim Lesen des Ortsnamens Tournan, und daß bei dem dortselbst stationierten Landwehrbataillon Lieutenant B. meines früheren Regimentes als Adjutant stehe. Diesen, der mir allzeit ein sehr gewogener Vorgesetzter gewesen war, beschloß ich en passant zu besuchen. Eigentlich war es ein Abstecher in östlicher Richtung; darum wollte ich auch allein hinfahren, während ich die Kolonne unter Engelbrechts verlässiger Führung, welchem ich die bis nach Lagny zu passierenden Ortschaften aufschrieb, direkt an unser Endziel dirigierte.

Am andern Morgen überwachte ich erst die Abfahrt der Kolonne, dann ging es auf meinem gewohnten Wagen, welcher die rascheſten Pferde vorgespannt hatte, in gutem Trab nach Tournan. Lieutenant B. empfing mich gütig wie immer, erkundigte sich nach dem Befinden der glücklicheren Kameraden bei der Feldarmee und ließ erkennen, daß er selbst sich auf seinem verlorenen, ruhmlosen, aber sehr ruhelosen Posten sehr unglücklich fühle. Das Franctireurunwesen schieße täglich mehr ins Kraut und gebe der Mannschaft anregende Beschäftigung; so sehr ihn auch mein Kommen erfreut habe, mahne er doch, bei den sehr kurzen Tagen bald nach dem Essen, wozu B. mich eingeladen, weiterzufahren. Ich würde zwar vielen Patrouillen zu Fuß und zu Pferd begegnen müssen, aber der Weg sei weit, führe lange Zeit durch Wald, und Sie wissen schon, setzte er scherzend hinzu, wo Patrouille und Gendarmerie am nötigsten, hat sie der tückische Zufall eben — nicht da!

Der Tag war wie alle vorhergehenden sehr hell und klar, so daß man der plötzlich abnehmenden Tageshelle nicht achtete, und so geschah es, daß wir den Wald von Armainvilliers bei Dunkelheit erreichten und bei tiefer Finsternis passierten. Wir hatten zwei guten Schein werfende Laternen, doch bat ich den Wagenlenker, nur mäßigen Trab zu fahren; kämen wir in die Ebene und würde es kälter, dann wäre uns und den Pferden ein flottes Tempo angenehmer. Als endlich der Wald zu unserer Rechten aufhörte, bemerkte ich, daß eine gleich breite Straße in spitzestem Winkel abzweigte, so daß ein Zweifel, welcher Weg zu verfolgen sei, gerechtfertigt war. Wir näherten uns im Schritt der Gabelung, wo ich bei der französischen großen Ordnung im Straßenwesen — welche

uns sehr von nöten wäre! — eine Richtungstafel zu finden hoffte, wenn nicht etwa vorher ein Uniformierter oder Zivilist daherkäme.

Und richtig kam auch einer der letzteren Gattung, den ich, mich aus dem mit einer Blache gedeckten Wagen herausbeugend, höflich um den richtigen Weg frug. Tout droit! klang es kurz herüber und während der Mann mit der Hand die Richtung andeutete, bemerkte ich, daß derselbe ein Gewehr überhängen hatte, das sich silhouettenartig vom Himmel, dem Hintergrund, abhob. In solchen Zeitläufen gab aber ein Zivilist und ein Gewehr als Summa einen Franctireur; das übliche merci, monsieur! blieb mir jetzt in der Kehle stecken, und dem Kutscher raunte ich in befehlendem Ton zu: „ausgreifen lassen!!“ Ein leiser Strich mit der Peitsche über die Pferderücken, und die Tiere gingen los. „Warum?“ fragte mich ängstlich der Kutscher .... „Darum!“ wollte ich ihm halb ärgerlich, halb aus Beklommenheit — denn mir hatte die bewaffnete Erscheinung die Rede verschlagen — entgegnen. Nun aber erhielt er eine viel deutlichere Erklärung, als uns ein Geschoß pfeifend über die Köpfe fuhr, die Blache zweimal durchbohrend; diesem folgte ein zweites und drittes — alle zu hoch und von anderer Richtung her. Ich war ja überzeugt, daß der von mir Angesprochene nicht allein auf dem Pürschgang sein würde. Noch einmal fuhr der Kutscher mit der Peitsche sachte über seine Pferde hin, die nun in eine Gangart fielen, wie ich ihn diesen Zugpferden gar nicht zugetraut hätte; in der Dunkelheit konnte ich nur soviel wahrnehmen, daß sich die braven Tiere „ganz klein“ gemacht hatten — sie müssen wunderbar ausgegriffen haben. Man hatte uns noch einigemale in Nacht und Nebel nachgefeuert, ohne aber mehr zu treffen als eine Radspeiche. Die Gefahr hatte ja nur nach sehr wenigen Minuten gezählt, denn die guten Pferde entzogen uns derselben fast mit jeder Sekunde. Da wir nach meiner Schätzung vollständig in Sicherheit sein mußten — denn im freien Terrain stand ein nochmaliger Überfall kaum zu befürchten — ward allmählich die Gangart auf den gewöhnlichen Posttrab reduziert, damit die Pferde ohne Schaden zu nehmen abschwitzen konnten. Wir hatten noch nicht daran gedacht, unsere Gedanken auszutauschen; der Kutscher hatte den Pferden volle Aufmerksamkeit zu schenken, und ich wollte diese ohne Grund nicht stören. Unsere Gemüter, welche sich schon fast beruhigt hatten, wurden plötzlich aufs neue und höher erregt, als unser Wagen mit einem Ruck stehen blieb; scharf vorlugend sah ich jedes der Pferde von fester Hand gehalten und erwartete nun, daß im nächsten Augenblick ein Flintenlauf zu uns hereinsehen würde.

„Ruhig!“ tönte es uns deutsch entgegen; „hier ist an einem Fourgon mit Brot die Achse gebrochen — der Wagen sperrt nahezu die Straße, so daß wir Sie im Schritt vorüberlotsen müssen — fahren Sie an!“ Ein gewandter Trainunteroffizier war es, der uns solchermaßen belehrte, und dem ich dann unser Erlebnis mitteilte. Er war weniger über die Begegnung mit Franctireurs verwundert, als daß wir auf dem ganzen Weg keiner Patrouille begegnet waren. Dieser Bezirk wäre eben für die verfügbare Reiterei zu ausgedehnt, „sie können's bald nimmer derreit'n“, schloß er.

Nun trabten wir nach Passieren dieses Hindernisses die paar Kilometer nach Lagny hinein. Am Bahnhof fand ich meinen braven Engelbrecht, der dem Wagen seine Stelle anwies und mir mitteilte, daß ich für diese erste Nacht mit einem Quartier im Speisesaal des Gasthofes vorlieb nehmen müsse. Lagny war, wie ich früher sagte, Kopfstation; wenn auch die mit der Bahn Angekommenen ohne Verzug weitermarschierten, so trafen doch alle jene, welche mit dem Frühzug nach Deutschland wollten, im Lauf des vorhergehenden Tages ein und sicherten sich dann für die Nacht ein Zimmer. Ich war zu spät daran und mußte vorlieb nehmen. Engelbrecht trug ich auf, Kommando und Fuhrleute für früh acht Uhr zu bestellen, und dann suchte ich das Gasthaus auf. Hier war ich nicht der einzige Obdachlose im Asyl; Offiziere aller Waffen und aus aller Herren Ländern mit Krägen rot und gelb und blau — ich hatte sogar stahlgrünen Kragen — füllten das Lokal, und man war schnell eingeführt. Der höfliche Wirt bedeutete uns, daß wir Matratzen und Decken auf dem Fußboden bekommen werden, wenn sich die ortsanwesenden Gäste entfernt haben würden. Für uns müde „Zugereiste“ währte das nun furchtbar lang, und nicht einmal der sprudelnde Humor eines mitten im dichtesten Haufen sitzenden bayerischen Offiziers, der allein die Kosten der Unterhaltung zu bestreiten schien, konnte einen bannen.

„Ist denn das nicht — G . . . . . g?“ hörte ich da einen älteren Offizier fragen; „ja, was thut der da hinten? er ist bei dem Humor doch kaum verwundet? sein Regiment ist doch in Orleans?“

Nun erklärte uns ein Ortskundiger, daß G . . . . . g allhier das schwierige Amt eines Bahnhofetappeadjutanten mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit versehe, das ihm — aber nur ihm! — noch Zeit lasse, den maître de plaisir zu spielen. Und stellen Sie sich nur vor, meine Herrn: sogar da heraußen hat er sich wegen seiner tollen Streiche — einsperren lassen müssen! — Wie das zuging? G . . . . . g sah eines

Tages auf dem Perron einen höheren preußischen Offizier auf- und abgehen. Dem will ich mich aber gleich vorstellen — erklärte er seinen Begleitern; ging auf ersteren zu, und auf wenige Schritte Abstand nahm er den Säbel fest, hielt die Mütze mit der Rechten, schlug, ohne die Erde zu berühren, einen Salto und, wieder auf die Füße gekommen, sich tief verneigend, stellte er sich vor: „Oberlieutenant G . . . . . g, Turnfex erster Klasse!"

Das ging dem mehr erschrockenen als erstaunten preußischen Stabsoffizier doch über die Hutschnur; er machte Anzeige, und der Turner mußte einige Tage das Zimmer hüten — „wegen höchst unpassenden Benehmens". — Dieser Vortrag sagt viel und wenig, meinte ein alter Hauptmann — da hätte der gute „Gustl" *) eigentlich ewigen Arrest!

So erzählte unser Gewährsmann, und wer G . . . . . g kannte, zweifelt am Ende die Einzelheiten des Berichtes an, aber zuzutrauen war diesem deutschen Musset alles. G . . . . . g selbst ist heut tot; sonst möchte er uns attestieren, korrigieren oder — dementieren? Letzteres sicher nicht; denn er haschte nach Effekt und würde sich des originellen, ihm imputierten Streiches bei sich freuen; außerdem ist er ja tot und — die Lebenden haben recht! —

Also auch an diesem Abend hatte G . . . . . g geblasen, gepfiffen, gesungen, war gesprungen, so lange sich noch willige Zuhörer fanden, und Mitternacht war längst vorüber, als wir die müden Glieder aus der sitzenden in die liegende Stellung brachten. Unsere Diener hatten schon viel früher die klingendhart gefrorenen Stiefel mit fortgenommen, um sie sachgemäß behandeln zu können; die Lichter wurden ausgelöscht und im Lokal herrschte volle Ruhe.

Gegen Morgen — es mochte etwa fünf Uhr sein — ging die Saalthüre auf; wir hörten einen Säbel klirren, greller Lichtschein schreckte uns auf, und wir vernahmen des jederzeit alerten G . . . . . g Stimme, der uns anrief:

„Stehen Sie alle auf, meine Herren! Ihre Schlafstätte wird sofort weggeräumt — soeben ist Seine Königliche Hoheit Prinz Otto von Bayern aus Versailles gekommen und muß in diesem Lokal den Abgang des Zuges erwarten — wir können ihm nichts anderes bieten!" — Das war zwar sehr deutlich gesprochen, aber nicht für uns durch Übermüdung Schlaftrunkene, und wir kamen auch erst zu uns, als die Soldaten der

*) G . . . . . g hieß mit Taufnamen: August.

Bahnhofwache, welche zugleich mit eingetreten waren, uns die Matratzen oft mit wenig achtungsvoller Eilfertigkeit unter dem kaum aufgerichteten Leib weggezogen; außerdem that der durch die fast stets in Bewegung befindliche Thür hereinströmende, kalte, aber frische Luftzug das hauptsächlichste zu unserer Ermunterung.

„Wo sind unsere Stiefel?!" frug aufspringend der eine. — „Bei den Dienern", antwortete in trostlosem Ton ein anderer. — „Wo sind aber unsere Diener?!" klang es nochmals verzweiflungsvoll herüber. — „Das wissen die Götter!" nahm ich nun das Wort; „die armen Kerle werden halt auch irgendwo Unterschlupf für die kalte Nacht gesucht haben. Übrigens, meine Herren, fasse ich unsere Lage gar nicht so tragisch auf", fuhr ich fort; „ich denke, wir setzen uns etwas nach hinten konzentriert auf die Divans längs der Wand; dort erachte ich unsere Blößen für genügend gedeckt, und zu einer Audienz wird wohl keiner von uns befohlen werden."

Also geschah es; wir nahmen die Säbel um und saßen kaum enggereiht an der Wand, als die Thür abermals aufflog, und Prinz Otto, gefolgt von seinem Adjutanten und vom Etappenlöwen, den Speisesaal betrat, während wir uns gleichzeitig alle erhoben hatten.

„Guten Morgen!" dankte unserer ehrfurchtsvollen Begrüßung Prinz Otto unter leichter Verbeugung nach allen Seiten; „sind die Herren n o ch auf oder s ch o n auf? Wahrscheinlich meine Reisegefährten in die Heimat?" — Seine Königliche Hoheit waren im Begriff, das Weihnachtsfest zu Hause begehen zu wollen. Wieder war es der unverwüstliche G . . . . . g, der für uns antwortete und sich überhaupt angelegen sein ließ, den Prinzen zu unterhalten; ich erinnere mich, daß er zunächst von seinem bei Sedan gefallenen Bruder erzählte.

Prinz Otto hatte mit seinen Herren am großen runden Tisch inmitten des Saales sich niedergelassen; nun sanken auch wir wieder in unsere Kissen, und gern hätte ich fortgeduselt, wenn nicht Kameraden verschiedener Waffengattungen soviel zu fragen gehabt hätten um des Prinzen Verwandtschaftsgrad, Charge und Uniform. Um nach allen Seiten die gewünschte Auskunft zu geben, hatte ich weder Zeit, fortzuschlafen, noch auch gab ich acht, was am runden Tisch gesprochen wurde. Wie ich nun nachträglich hörte, hatte sich dortselbst die Unterhaltung im weiteren Verlauf auch dem Franctireurwesen zugewendet, und als Prinz Otto hierfür einiges Interesse zeigte, wurde ohne mein Zuthun meines Falles vom Vorabend erwähnt und ich als anwesend be-

zeichnet. Prinz Otto folgte der begleitenden Handbewegung mit dem Blick, und ich Nichtsahnender schrak empor, als ich vom runden Tisch her meinen Namen hörte, während ein energischer Wink — wahrscheinlich vom Herrn Adjutanten — mich zu beschleunigtem Nähertreten aufforderte. Also doch eine Audienz! und obendrein ich selbst? Sehergabe war mir nie — auch heute noch nicht — zu eigen! So schnell ich dies bei mir dachte, hatte ich den Säbel eingehakt und schritt tapfer auf den von mir abgewendet sitzenden Prinzen zu. Dadurch war ja schon viel gewonnen, und außerdem nahm ich mir vor, Höchstdenselben fest ins Aug zu nehmen, um mich einer Besichtigung meiner Person nach Möglichkeit zu entziehen.

Gerade aufgerichtet, mit enggeschlossenen Fersen stand ich jetzt vor Seiner Königlichen Hoheit, Höchstwelchem ich die hohe Ehre hatte, in gedrängter Kürze über mein nächtliches Rencontre berichten zu dürfen. Nun hatte ich im Eifer des Erzählens und in dem hierbei nochmaligen Durchleben der bestandenen Gefahr auf Beibehaltung meines Basiliskenblickes vergessen, als ich auf einmal bemerkte, daß des Prinzen Blick dennoch über meine Persönlichkeit geglitten war und jetzt — dem Zucken um die Mundwinkel nach zu schließen wohl schon einige Zeit — auf meiner Fußbekleidung ruhte, dunkelgrauen Wollsocken, zwar neu und gut, aber doch nur Strümpfen. — Nun war es um mich geschehen; ich brach meinen Bericht ab und rot bis über die Ohren stieß ich weniger selbstbewußten Tones hervor:

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden — wir haben alle noch keine Stiefel an . . .“

Mittelst eines gnädigen Kopfnickens entlassen, schlich ich ab — auf meinem Rückweg jedes Streichholz, jeden Zigarrenstummel fühlend, auf den ich trat. G . . . . . g gab auch jetzt die Erklärung, und durch die nachfolgende liebenswürdigen Worte des Bedauerns von seiten des Prinzen konnten wir alle im Ton die noch nachwirkende Heiterkeit bei Seiner Königlichen Hoheit heraushören, zu welcher ich durch meine unfreiwillige Beobachtung orientalischen Zeremoniells die Veranlassung gegeben hatte.

Mittlerweile füllte sich der Saal mit weiteren Offizieren, welche infolge Versetzung, Kommando, Krankheit und aus anderen Gründen den Eisenbahnzug zur Reise nach Deutschland benützen wollten. Da gab es nun manch heitere Szene zu beobachten, wenn solche neue Gäste, meist preußische Kameraden, bei ihrem Eintreten mit jenem charakteristischen

„'n Morjen!" allgemein grüßten, sich mehr oder minder selbstbewußt am runden Tisch niederließen, an welchem, wie ich gleich erklären werde, immer noch „Platz" war, und mit lauter Stimme nach Kaffee mit „Kornjack" oder „Kornjack" ohne riefen. Keiner kannte unsere Obersten-Abzeichen;*) er sah nur den jungen Offizier, der ja Prinz Otto nach den Lebensjahren wirklich war. Nun erhob sich regelmäßig und stets rechtzeitig der persönliche Adjutant mit den Worten: „Seine Königliche Hoheit Prinz Otto von Bayern . . . . ." Ebenso regelmäßig, als hätten sie sich in Nadeln gesetzt gehabt, schnellten da alte und junge Offiziere in die Höhe — die jüngeren, unter dem Vorwand, nach dem Gepäck oder den „Ferden" sehen zu müssen, entfernten sich bald und nahmen bei ihrer Rückkehr einen andern Platz ein; Generale und „ält're Herren vom Stabe" blieben natürlich sitzen; aber auch ihnen war leicht anzumerken, wenn ihnen die höfische Atmosphäre etwas Ungewohntes war.

Als ich später nach Ankunft meines Dieners gestiefelt war, begab ich mich auf den Parkplatz. So lang nun thatsächlich die Gesichter meiner Fuhrleute wurden, als ich ihnen ernsten aber warmen Tones mitteilte, daß das teure Vaterland sich ihrer bewährten Hilfeleistung zur völligen Unterwerfung des Feindes noch lange nicht entschlagen könne — ingleichen zogen sich die Mienen meiner Leute in die Breite; die vor Enttäuschung „dummen Gesichter" sahen auch gar zu dumm aus, und ich, der ich so gern und herzlich lachen kann, durfte es nicht, um mich nicht zu verraten.

Hier endete die Poesie meines Kommandos. Der Bahntransport vollzog sich unter preußischer Leitung stramm und zielbewußt — denn ich war ungeahnt schnell in München — aber herzlich langweilig, weil ohne Abwechslung.

In Appenweier empfing mich ein Erfrischungs-Komitee, als ich auf Befragen mitteilte, was ich geladen habe, mit Champagner; meine Mannschaft gewann sich die Achtung der badischen Herren, als sie gebeten hatten, den ihnen spendierten Markgräfler „langsamer" trinken, d. h. denselben mitnehmen zu dürfen, damit sie sich nicht betränken. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß man ihnen nun das dreifache Quantum für die Nachtfahrt mitgab.

In Stuttgart empfing mich der Etappenkommandant, ein alter Oberst, mit ausgesuchter Herzlichkeit; so sehr ich mich weigerte, mußte

*) Se. Königliche Hoheit Prinz Otto trug die Uniform des 5. Chevauleger-Regiments, dessen Inhaber Höchstderselbe damals gewesen.

ich doch zu seiner Rechten gehen, als ich demselben die Geschützrohre zeigte. Dann begleitete mich der Oberst persönlich ins Hotel Marquardt, indem er lächelnd meinte: im besten Hotel leben Sie immer am billigsten. In meiner Campagne-Uniform fühlte ich mich in diesem Vestibul doch etwas armselig, gar dann, als ein alter Herr in Frack und Cylinder mit einer Girandole mir über die ohnehin erleuchtete Treppe voranschritt.

Unser Magen kann nicht nur durch zu vielerlei, sondern ebenso durch zu einerlei Speise affiziert werden, und nachdem bisher „toujours mouton ou vache“ auf meiner Speisekarte gestanden, fühlte ich schon eine Indigestion beim Anblick jener im Hotel Marquardt. Ich nahm also als vorsichtiger Mensch nur Suppe und später Thee, dazu eine Flasche deutschen Weines. Als ich am andern Morgen vor dem Weggehen „den Kellner um die Rechnung bat, da schüttelt er den Wipfel“ und sagte: „Herr Marquardt nimmt während des Krieges nichts von deutschen Offizieren“. — Das war eben ein Hotelier von altem Schlag, „im großen Stil“; denn er wußte gewiß recht gut, daß uns Offizieren unsere Bezüge in den damaligen Tagen jede noch so hohe consommation in seinem Hotel erlaubt haben würden. Item: Den Vorteil hatte sein Oberkellner; denn wer wäre so schmutzig, das „pourboire compris“ vorauszusetzen?

Am Sylvesterabend hielt ich meinen Einzug in München — sang- und klanglos! Das war nicht erfrischend, das war sehr — ernüchternd! Denn wie war ich von vielen um meinen Einzug beneidet worden, die alle in naiver Einfalt wähnten, ich würde mit meinen Geschützrohren vor die k. Residenz ziehen, allwo sie auch wirklich angefahren wurden — ohne mich und meine Leute.

Später lagen sie in der Vorhalle des Nationalmuseums, und ging ich an ihnen vorbei — „an Tage von Vergangenen erweckt ihr die Erinnerung . . . . . .“

Ein Schmerzensgeld.

Von Unteroffizier Friedrich Sch.

Der Arbeitsmann Zander von Quedlinburg wurde im Oktober 1870 als Kolonnenfuhrmann angeworben. Bei der Übergabe der Stadt Orleans am 9. Dezember ds. J. war Zander mit seinem Gespann in die Stadt eingerückt.

Tags darauf wollte dieser nach seinen Pferden gehen, als ein Franzose sich ihm zugesellte und verschiedene Fragen an ihn richtete, welche indes nicht verstanden wurden.

Der Franzmann griff dem Preußen an die Brust, und als dieser sich zur Wehre setzte, bekam er einen Schuß in den Rücken, so daß er zur Erde fiel und der Meuchelmörder entwischte. Z. wurde nach dem Lazaret geschafft. Der Schuß war nicht tödlich, aber die Kugel steckte noch in der Brust.

Der Stadt Orleans wurde nun vom Prinzen Friedrich Karl eine Geldbuße von 150000 Francs auferlegt. Der Verwundete hatte an den Prinzen bereits in Frankreich ein Bittschreiben gerichtet, worin er diesem seine in Dürftigkeit lebende Familie, Frau und fünf Kinder, dringend empfahl, indem er meinte, daß für ihn vielleicht auch einige Brocken von den Strafgeldern, welche Orleans zahlen müßte, abfallen möchten. Der Prinz gewährte die Bitte des Supplikanten in einer Weise, wie es dieser wohl nicht erwartet hatte.

Der Prinz dekretierte sofort, daß dem Zander infolge seiner Verwundung 25000 Francs von den Strafgeldern ausgezahlt werden sollten. Diese Summe ist nach Quedlinburg an den Magistrat in preußischem Papiergelde, nämlich 6666 Thaler 20 Sgr., gesandt worden und der rc. Zander hat sie gegen Quittung dankbar in Empfang genommen. Gewiß ein ganz annehmbares Schmerzensgeld.

Eisenbahndienst.

Vom damaligen Lieutenant Hinsching.

Am 23. Dezember 1870 bekam ich den Befehl, ein Detachement der Feldeisenbahngeniekompagnie, dem zur Reparatur der gesprengten Brücke bei Souppes auf der Bahnlinie Moret—Montargis entsendeten Herrn Unterlieutenant Amberger über Nemours nach Souppes zuzuführen und von da laut eingetroffenem Telegramm des Herrn Direktors Gyßling die Bahn von letztbenanntem Orte aufwärts über Montargis nach Malesherbes mit dem Auftrage zu rekognoszieren, solange dieselbe fortzusetzen, bis er mit dem Herrn Unterlieutenant Ott der Feldeisenbahn-

geniekompagnie zusammentreffen würde, der von Corbeil aus gegen Malesherbes die Bahn zu rekognoszieren hatte.

Zu diesem Zwecke erhielt ich am 24. Dezember mittags vom obigen Detachement sechs Mann zum Schieben des Rollwagens und als Bedeckung.

Der 24. Dezember war ein eisig kalter Tag, heftiger Nordost schüttelte einem die Glieder, und beeilte man sich, Montargis zu erreichen. Die zweigeleisige Bahn läuft mit wenig Steigung und Gefäll bis Chalette, von wo aus sie eine größere Steigung bis zur Abzweigung der Bahnlinie nach Malesherbes fortläuft und hier bis zum Bahnhof von Montargis fällt. Das Geleise selbst war an mehreren Stellen durch Schienenaufreißen unterbrochen und außerdem waren auch hie und da die Laschenverbindungen gelöst und die Nägel herausgezogen.

Der Bahnhof Montargis befand sich in gutem Stande und das französische Betriebspersonal war anwesend. Der Wasserturm ist am Loing-Kanal, die Reserve nordöstlich vom Bahnhof auf einer Anhöhe im Walde, 40 Minuten entfernt, Maschinen vollkommen brauchbar.

Im Bahnhofe selbst sind vorhandene Schwellen, Schienen, Kreuzungsblöcke, Unterlagsplatten, Laschenverbindungen, Eisen und Nägel, zehn Stück Kippkarren stehen in nächster Nähe.

So wurde es doch abends 6 Uhr, bis das Quartier aufgesucht werden konnte.

Am 25., früh $^1/_2$7 Uhr, Weiterfahrt, Malesherbes zu; diese Strecke ist neuangelegt, eingeleisig und wechselt beständig Steigung mit Gefäll. Der Bahnhof Beaune la Rolande zeigte sehr die Spuren der letzten Kämpfe und war vollständig zur Feuerverteidigung eingerichtet. Wasserreserve mit Maschine ruinös, jedoch leicht herstellbar. Auf dieser Strecke fanden sich mehrfache Unterbrechungen vor und zwar durch Herausnahme von Schienen, Abgraben des Bahnkörpers am Walde nächst der Station Mignères und noch die Sprengung eines Durchlasses hinter der Abgrabung gegen die Station Lorcy-Corbeilles zu. Brücken und die weiteren Durchlässe zeigten keine Anlagen von Minenkammern.

Über Beaune la Rolande vorgehend traf ich mit Herrn Unterlieutenant Ott zusammen, und konnte er hierauf den Rückweg antreten. Der heftige eisige Wind mit Schneegestöber verzögerte sehr das Vorwärtskommen und erst abends 8 Uhr wurde Montargis, unbelästigt von Einwohnern der an der Route liegenden Ortschaften, erreicht. Die von Herrn Unterlieutenant Ott rekognoszierte Bahnlinie von Malesherbes nach Beaune la Rolande ist nächst der Station Puiseaux, die Damm-

aufschüttung beiderseits auf 6 m Länge und 5 m Tiefe abgegraben, ferner das Geleise an verschiedenen Stellen aufgerissen.

Wasserreservoir im Bahnhof von Malesherbes im guten Zustande, Wechsel, Ausweichgeleise 2c. in den Bahnhöfen zum Betriebe vollständig brauchbar; 50 Kippwägen stehen im Bahnhofe zu Puiseaux.

Die Herstellung der Bahnlinien zum Betriebe dürfte eine Zeitdauer von fünf Tagen erfordern.

Am 26. Dezember traf ich mittags in Souppes ein, erhielt hier weitere Befehle, um am 27. Dezember zu meinem Detachement nach Montereau zurückzukehren.

Mein bester Kamerad.

Reminiscenz von S. Steinberg.

Wie es sich so oft im Leben und namentlich beim Militär ereignet, fühlten Kamerad B. und ich uns gegenseitig so angezogen, daß sich sehr rasch eine enge Freundschaft bildete zwischen uns, und wir Leid und Freud wie Brüder durchlebten. Er war ein feiner, leicht bewegter Charakter; aus dem überschäumenden Kelch der Jugend sprudelte manch heitrer Übermut, manch verwegener Streich, der vom glühendsten Patriotismus getragen, die Gefahr förmlich herausforderte; ein angenehmes Äußere und liebenswürdiges Benehmen gegen jeden hatten ihn bald zum Liebling der Kompagnie gemacht. Schon in der ersten Schlacht bewies er eine so außergewöhnliche Tapferkeit, daß die Aufmerksamkeit des Generals auf ihn gelenkt und ihm das Eiserne Kreuz auf die hochklopfende Brust geheftet wurde. Aber nicht allein im Kampfe gegen den Feind Deutschlands hatte er um diese ehrende Auszeichnung gerungen, ein kleiner von den vielen erlebten Vorfällen verriet uns ein warmes, braves, für alles menschliche Leiden empfindliches Herz. In dem erbitterten Kampfe um den Besitz eines Dorfes waren die Bewohner des letzteren in die Keller der Häuser geflüchtet; dort suchten sie Schutz gegen die einschlagenden Geschosse der deutschen Artillerie. Erst nach verzweifelter Gegenwehr wurden die Franzosen gezwungen, die wichtige Position zu verlassen, blieben wir als Sieger auf der von unsäglichem Elend übersäten Stätte. Zahlreiche Verwundete, Deutsche und Franzosen

lagen ächzend zusammen, unter den Haufen von Toten jammerten Lebende nach Hilfe, und wenn auch die unverwundet gebliebenen Feinde und Freunde gemeinsam alles aufboten, wenigstens die Verwundeten aus den brennenden Trümmern zu retten, so waren die Hände doch zu schwach, die Kräfte zu unzureichend, das Erschütterndste, welches der Soldat erleben kann, verhüten zu können. Stundenlang waren diese braven Männer mit dieser harten Arbeit beschäftigt gewesen — jetzt war ihre Kraft erlahmt, gebrochen; unfähig, sich aufrecht zu halten, lagen sie todesmatt auf harter Erde. Da hörten wir markerschütternde Rufe aus einem qualmenden Keller — jeden Moment drohte das brennende Gehöft einzustürzen, den hilflosen Frauen und Kindern unter den brennenden Trümmern ein schreckliches Grab zu bereiten. — Einige beherzte Männer, an der Spitze mein treuer Kamerad, rafften sich auf, verschwanden in der dräuenden Gefahr und kehrten nach bangen Minuten mit ihrer kostbaren Beute zurück. Als die Signale zum Abmarsch erschallten, fehlte mein Freund. Eine bange Ahnung beschlich mich, und, dem Hauptmann Meldung machend, eilte ich nach der gefahrdrohenden Stelle, wo mein Kamerad verschwunden war. Kaum hatte ich den Hofplatz betreten, sah ich ihn auf der obersten Stufe der Kellertreppe stehen, sein dankbarer Blick war zum blauen Himmelszelt gerichtet — auf seinen nervigen Armen ruhte eine blasse, halb ohnmächtige junge Frau, die er dem sichern Tod entrissen hatte. Sorgsam setzte er das vom entsetzlichen Schmerz bewegte Weib zu Boden, aber sie hielt ihn krampfhaft umschlungen; in heller Verzweiflung warf sie sich vor ihm auf die Kniee und schrie unaufhörlich: Mon enfant! mon enfant!

Nochmals den Keller zu betreten, wäre Wahnsinn gewesen; knisternd und zischend verzehrten die Flammen den letzten Rest der Balken; die nachkommenden Kameraden wichen aus der Nähe; in jeder Sekunde mußte die Katastrophe eintreten. Da stürzt Kamerad B., die Zurufe seines Hauptmanns und aller Umstehenden nicht beachtend, nur dem warmfühlenden Herzen gehorchend, abermals in die vom Rauch fast vollständig angefüllte Kelleröffnung. Verloren! schallt es wie aus einem Munde. Wie festgebannt stehen wir auf dem Flecke; der Atem droht zu stocken; aller Blicke sind da auf die verhüllte Öffnung gerichtet, die arme Frau windet sich in unsäglicher Verzweiflung; da — da — allmächtiger Himmel, — bricht der Oberbau krachend zusammen! Ein schriller Aufschrei der gefolterten Frau zittert durch die Luft. Aber das Auge der Mutter sah schärfer als das der trauernden Männer,

blitzschnell hatte sie sich emporgerafft und stand vor der von dem Flammenschein halb erhellten Thür, beide Hände ausstreckend — eine vom Rauch geschwärzte Männergestalt dringt durch den Qualm — jetzt — jetzt steht sie, Luft schöpfend, auf der ersten Stufe, legt das gerettete Kind in die Arme der jauchzenden Mutter. . . . Ein freudiges Hurra begrüßt den hochherzigen Deutschen, verwundete und gefangene Franzosen umarmen den tapfern Retter, der, sich die Stirne trocknend, bescheiden in die Reihen tritt. Kaum haben wir die Szene wenige Minuten verlassen, da bersten die letzten Mauern, stürzt das Gebäude vollends zusammen.

So hat er zu verschiedenen Malen sein Leben für die Leiden fremder Leute — der Feinde seines Vaterlandes eingesetzt.

Die Festung Peronne.

Von Moritz von Berg.

I.

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen seit dem großen Kriege. 25 Jahre. O, wie kurz erscheint mir diese Zeit! Wenn das Viertel eines Jahrhunderts vor uns liegt, kommt es uns vor wie eine Strecke der Ewigkeit, und haben wir es durchlebt, wie kurz, wie kurz!

Nun habe ich mein Leben beinah bis zu seinem Ende vollendet, in einer Minute geht es noch einmal vor meinem Auge dahin. Da ziehen die einzelnen Episoden wie Schattenbilder einer laterna magica an meinem inneren Auge vorüber, bei manchen möcht ich „Halt“ rufen, um es näher zu betrachten und seine Geschichte der Jetztzeit erzählen.

Vor allem aber von dem, was jetzt vor 25 Jahren geschah, was der letzte Krieg uns brachte.

Kleine Skizzen sind es nur, aber sie schildern wirklich Erlebtes, sie schmiegen sich den großen politischen Ereignissen an und bilden die kleine Würze in der historischen Abrechnung des Riesenkampfes. Das furchtbare, welterschütternde Drama des Krieges, das der Jetztzeit lange fernbleiben möge, wird durch die kleinen Erinnerungen dem Leser näher gerückt, es sind kleine Züge, aber sie wirkten in dem Kampfe der Großen mit.

Als wir bei der 1. Armee zum erstenmal den Namen der kleinen Festung hörten, da war es auf dem Vormarsch gegen unseren tapferen

Gegner, den General Faidherbe, der da oben im Norden hinter der Festungslinie bei Cambray eine Armee, „die Nordarmee", zum Entsatze von Paris organisiert hatte. Wir hatten in den Argonnen ein Kesseltreiben auf Franctireurs abgehalten, hatten deren so viele abgefangen, als sich thörichterweise abfangen ließen, und befanden uns nun bei Amiens, der Heimatstadt des braven Peter. Bei Villers war bereits mit dem Feinde eine erste Abrechnung gehalten worden. Unsere Kavalleriedivision marschierte in mehreren Kolonnen, welche je eine Eskadron zur Aufklärung mit in das Vorterrain hinaus entsandt hatten, auf den Spuren des Feindes ihm nach. Von einer dieser Eskadrons wurde uns die folgende Geschichte erzählt:

Die Eskadron hatte den Auftrag, auf dem rechten Seineufer, von Hancourt aus gegen Bray zu rekognoszieren, um festzustellen, wie weit feindliche Streitkräfte wieder südlich vorgedrungen wären.

In dieser Vormarschlinie lag die vom Feinde besetzte Festung Peronne.

Dem Eskadronschef war dieselbe ein lästiges Hindernis. Um sie herummarschieren und sie unberücksichtigt lassen, das ging nicht an; jedenfalls mußte er zu konstatieren suchen, wie stark die Besatzung sei und wie eventuell dem kleinen stachligen Dinge am besten beizukommen wäre.

Diese kleinen Festungen haben der Armee bei dem Vormarsch immer viel Mühe und Unbequemlichkeiten gemacht, sie ohne Belagerungsgeschütz förmlich zu belagern, war eine Unmöglichkeit, da blieb dann immer nur die Cernierung übrig, und die absorbierte Kräfte. Sie erwies sich auch bisweilen viel langwieriger, als man ursprünglich geglaubt hatte.

Stetig aber mußte von ihnen angenommen werden, daß sie, wenn auch mit meistenteils nur kleiner Besatzung, doch nicht im Rücken unserer Operationen liegen bleiben und dort Unfug treiben durften. Andererseits aber dienten diese kleinen Festungen fast immer zur Deckung von Hauptstraßen und Eisenbahnlinien, und waren deshalb dem Nachschub unserer Truppen und dem ganzen Train, der einer Armee folgt, in höchstem Maße hinderlich.

Am schönsten war es daher, sie mit einem Handstreich zu nehmen, leider ist ein solcher aber nie geglückt, und die schönsten Einschüchterungsversuche, die auf die Kommandanten gemacht wurden, fanden nie Beachtung. Die französischen Festungsverteidiger waren stets sehr

liebenswürdig bei der Aufnahme solcher Parlamentäre, aber — glauben thaten sie ihnen nie.

Der Schwadronschef, Rittmeister v. X., welcher obige Rekognoszierungseskadron führte, dachte aber, wer weiß, dem einen mißglückt's, dem anderen glückt's, ich will es trotzdem versuchen.

Außerdem wollte er von dem Äußeren und womöglich Inneren der Festung soviel zu sehen bekommen wie irgend möglich, deshalb hatte er sich zu seiner Rekognoszierung einen Pionieroffizier mitgeben lassen, der sollte als Sachverständiger die Festung möglichst einsehen und auch ein hübsches Croquis dem Oberkommando mitbringen.

Eine Einsicht aber war in Peronne leicht genug zu erreichen, denn als Festung alten Stils durchaus nicht gegen moderne Belagerungsgeschütze und deren Treffähigkeit eingerichtet, war sie rings von dominierenden Höhen umgeben, von denen aus man die Linien der Werke wenigstens skizzieren konnte.

Als die Eskadron westlich Doingt, etwa 2000 m von der Festung, angekommen war, ließ der Rittmeister Halt machen, übergab seinem Premierlieutenant die Schwadron und machte sich zu seinem Coup fertig.

Er hätte hierzu ebensogut seinen Premierlieutenant verwenden können, ja eigentlich sachgemäßer, da er als Führer der Rekognoszierung zuerst den ihm gegebenen Auftrag ausführen mußte, aber — „selbst ist der Mann" dachte er, und die eventuelle Krone des Gelingens selbst aufsetzen zu können, erschien ihm auch nicht übel.

Außerdem sprach noch manches für ihn zu dieser Verwendung. Er hatte einen französisch klingenden Namen, war der Sprache des Feindes in seltener Weise kundig und nebenbei von bestechenden Umgangsformen, hübscher Erscheinung und großer Liebenswürdigkeit. — Wenn das alles nicht ziehen sollte, dann begriff er es nicht. — Wenn nur der Pionieroffizier nicht gewesen wäre!!

Und nun ging denn die Reise los. Ein gewandter Trompeter wurde ausgesucht, er erhielt eine Lanze in die Hand, an der ein großes weißes Bettuch, aus des nächsten Paysan Haus geholt, befestigt war und den Auftrag, abwechselnd das Regimentssignal zu blasen und seine Fahne zu schwenken; so ritten die Drei dahin. Der Trompeter zehn Schritt voran. Erst wußte der Rittmeister nicht recht, was er blasen lassen sollte, da es ein internationales Parlamentärsignal nicht giebt, da ließ er denn den Regimentsruf seiner Ulanen geben.

Wunderbarerweise erinnert die Melodie desselben an die: „Wenn

die Schwalben heimwärts ziehen", was eigentlich als ein böses Omen zu betrachten gewesen wäre.

Nun näherten sich die Drei den äußersten Festungswerken Peronnes. Der Trompeter hatte vielleicht mehr geschwenkt wie geblasen, auf einmal ging es: Piff — Paff — Piff — ein halbes Dutzend Kugeln umzischten die Reiter; keine traf, nur ein paar Kugeln waren durch das Bettuch gegangen. — Das ist nun eine kitzelige Situation für solch einen Parlamentär, er muß auf sich schießen lassen. Reißt er aus, dann denkt der Feind, der ist auf schlechtem Wege, und feuert erst recht hinter ihm her.

„Blasen Sie, Ermler, blasen Sie", rief der Rittmeister. Ja, das Blasen ist aber in der exponierten Stellung nichts Leichtes. Aber Ermler blies und blies, die Schwalben hatten bis dahin wohl selten in so schrecklicher Form ihren Flug begonnen, als sie in den Momenten jammernd aus dem Erz der Trompete herausklangen.

Aber — trotzdem, das Blasen half. Ein Offizier mit einem Hornisten trat hinter der Fläche des ersten Werkes hervor, und auf Ermlers erneutes Fahnenschwenken winkte er mit der Hand zum Näherkommen.

„Que voulez-vous?" „Colonel X. des ulans, parlamentaire, des négociations au commandant de la place."

Eine höfliche Verneigung des französischen Offiziers. Da muß ich Ihnen die Augen verbinden. Der Trompeter blieb bei der Wache zurück, dem Rittmeister und dem Offizier der Pioniere wurden mit einem weißen Tuch die Augen verbunden, und sie traten den Weg zum Kommandanten an. Auf die Frage der Franzosen, was der Pionieroffizier solle, erwiderte der Rittmeister, das sei sein Generalstabsoffizier und Adjutant.

Die Pferde waren gleichfalls bei der Wache zurückgeblieben, der Franzose bot dem Rittmeister den Arm und ein Korporal wurde zum Führen des Pionieroffiziers herangewinkt. Und nun setzten sie ihren Weg fort. Die schweren Festungsthore öffneten sich und fielen dröhnend hinter ihnen zusammen, endlos dünkte ihnen der Weg durch die Wälle, dessen Dunkel beängstigend auf die verbundenen Augen wirkte. Endlich waren sie hindurch, ein hellerer Schein drang durch die Tücher, diese fielen und die kühnen Eindringlinge sahen sich im Innern der Stadt.

Ich muß hier gleich noch bemerken, daß der Rittmeister seinem Premierlieutenant befohlen hatte, nach seiner Aufnahme in die Festung

mit der Eskadron so weit gegen diese vorzugehen, daß diese aus der Festung sichtbar würde.

Als Kapitän und Lieutenant nun ihre Augen wieder gebrauchen konnten, fanden sie sich mit ihrer Begleitung auf einer breiten Straße, welche in ziemlicher Steigung zu einem hochgelegenen Donjon, der Wohnung des Kommandanten, hinaufführte. — Bald waren sie auf der Straße von den Franzosen erkannt, und es sammelte sich schnell genug um sie der gewöhnliche Janhagel des Volkes. Ah! — des ulans, des ulans, des ulans infames tötet, steinigt sie, steinigt sie. — Nur die Energie des französischen Offiziers, der mit gezogenem Säbel die Hauptschreier bedrohte, schützte die beiden Preußen vor thätlichen Angriffen der Straßenjugend, die begleitete jedoch die kleine Kolonne bis zu der Thür der Kommandantur mit johlendem Schreien und wütenden Zurufen, welche die Wangen der beiden Preußen in Wut erglühen ließen. — Die Bestien des sogenannten schönen Geschlechts in reiffster Auflage zeigten sich wie bei allen französischen Straßenaufläufen hier wieder in ihrer schönsten Blüte. Sie streckten den Offizieren die Zungen aus, spieen auf die Erde vor ihnen, machten die widerlichsten Gestikulationen und hätten die Preußen mit ihren mageren, krallenartigen Fingern gern zerrissen, wenn nicht auf einen Wink des Franzosen eine des Weges marschierende Patrouille herangekommen und den Weg frei gemacht hätte.

Der Rittmeister mußte sich gestehen, Parlamentär zu sein sei doch eine eigentümliche Sache, namentlich aber auf so ungesicherter Basis, aus eigener Machtvollkommenheit. — Ein schneidiger Mann war er, sein Herz begann aber doch etwas schneller zu schlagen.

Ein Mann aber mit Sorgen ist wie ein Hahn ohne Schwanz, dachte er, ein gewisser Teufelshumor kam über ihn, und er sagte sich: wenn du einmal A gesagt, mußt du auch B sagen.

Sehr unangenehm war es für ihn, daß er und sein Begleiter ihre Säbel dem französischen Offizier ganz gegen allen Gebrauch hatten übergeben müssen, denn eventuell angegriffen zu werden, selbst aber waffenlos zu sein, ist für den deutschen Mann ein beunruhigender Gedanke. — Fall ich in dem Streite, dann will ich auf dem Wege zur Walhalla wenigstens eine Eskorte von mir zu Boden geschlagener, von meiner Faust getöteter Feinde haben. Diesen Wunsch hegt wohl jeder brave Soldat.

Doch der Donjon, von dessen Zinnenkrone man eine Rundschau auf die Festung haben mußte, war erreicht, die Thür schloß

sich hinter ihnen und trennte sie von der gierigen Meute, die ihnen fast auf den Absätzen gefolgt war.

Beide Offiziere wurden in das Vorzimmer der Wohnung des Kommandanten geführt und dem Colonel gemeldet.

Bald erschien dessen Adjutant und forderte den Rittmeister auf, näher zu treten, der Pionieroffizier hatte in dem Vorzimmer zu verbleiben.

In Begleitung des Souslieutenants trat er ein und sah sich dem Kommandanten gegenüber. — Jetzt gilt's — dachte er und machte dem Herren seine höflichste Verbeugung.

Es war ein älterer Mann mit kurz geschnittenem, weißem Haupthaar, weißem, spitzgedrehtem Schnurr- und ebensolchem napoleonischem Kinnbart, der da, die linke Hand auf seinen Schreibtisch gestützt, vor ihm stand. Ein paar scharfe schwarze Augen, die gebogene Nase und ein ausdrucksvoller Mund, verbunden mit einer breiten Narbe, die die braune Wange kreuzte, machten einen martialischen Eindruck. Es war so recht ein Mann, wie man ihn aus den vielen Bildern des französischen Malers David, pour toutes les gloires de France zu sehen gewohnt ist, ein Soldat, der auf den Schlachtfeldern Afrikas vielleicht in seiner Jugend gekämpft hatte und dem Hiebe eines Kabylen die Narbe in seinem Gesicht verdankte, ein alter Haudegen der Armee, wie sie die gloire des großen Napoleon dereinst gezeitigt hatte.

Eine einladende Handbewegung für den Rittmeister nach einem Stuhl gewendet, sie nahmen Platz, während der französische Offizier an der Thür stehen blieb, um Zeuge der Unterredung zu sein.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie, mon officier?" sagte der Colonel.

„Ich bin der preußische Colonel X. von dem xten Ulanen, Kommandeur der Avantgarde der 6. Division des preußischen Generals Robin. Die Division hat den Auftrag, die Festung Peronne zu belagern und führt zu diesem Zwecke ausreichendes Belagerungsgeschütz mit sich."

Hier machte der Rittmeister eine Pause in dem Glauben, der Kommandant würde auf diese Rede ihm mit irgend einer Äußerung in die Rede fallen.

Aber nichts davon geschah. Wie aus Marmor gemeißelt blieben die Züge da vor ihm, die scharfen Falkenaugen ruhten auf seinem Gesicht, als wollten sie ihm bis in das innerste Herz schauen, und keine Miene verzog sich bei den gesprochenen Worten.

Als X. noch immer wartete, sagte der Kommandant nur das fragende Wort: „Eh bien?“

Auf diese Aufforderung fuhr der Rittmeister fort:

„Mein Kommandant, wir haben genaue Kenntnis der Festung, wir kennen die Stärke der Besatzung, wissen, daß durch eine Belagerung und Beschießung unsägliches Unglück über die gefährdete Stadt gebracht werden würde. Von einem Entsatz seitens Ihrer Armee kann keine Rede mehr sein, da Ihr Ober-General, der tapfere General Faidherbe, infolge der Schlacht von Viller Bretonneux bis hinter Cambong zurückgeschlagen ist. Die Aussichten für Sie sind also hoffnungslos.“

Abermals machte er eine Pause und sah fragend zum französischen General herüber.

Doch wieder blieb dessen Gesicht unverändert, nur schien das Blut ihm bei den Worten des vor ihm sitzenden Feindes zu Kopf zu steigen, und die Stirn, die in ihrer Weiße grell gegen die dunkle Farbe der Wangen abstach, rötete sich leise.

Abermals erfolgten als einziges Zeichen des Verständnisses auf des Sprechers Worte nur: „Eh bien?“

Die Situation wurde etwas peinlich für den kühnen Rittmeister, der sich da in die Höhle des Löwen gewagt hatte. — Es wurde ihm unheimlich zu Mut bei dem Glanz der durchdringenden Augen da vor ihm, und er bereute es fast, sich in die Lage gebracht zu haben, dem Manne da vor ihm doch mancherlei wenigstens vorschwindeln zu müssen. Er hielt die Lage Peronnes ja allerdings für aussichtslos, da unsere Heeresleitung bereits weit über die Festung hinaus, infolge obiger Schlacht in den Besitz von Amiens gelangt war. Er wußte, daß wir die Sommelinie halten und nie wieder einbüßen würden, wenn Faidherbe auch noch so oft seine genialen Vorstöße versuchen möchte. Aber er hatte doch auch vielerlei Ausschmückendes berichtet, mancherlei wie z. B. die Geschichte von der Belagerungsartillerie angeführt, deren Verwendung doch vorläufig noch in weitem Felde war. Dann hatte er von einer Division des Generals Robin gesprochen, wo er doch wußte, daß das Einzige, was statt der Division hinter ihm folge, nur sein Regiment sei, dessen Kommandeur, im Offizierskreise mit dem Spitznamen „Rauhbein“ beehrt, von ihm in malitiöser Weise zum Divisionsgeneral Robin gestempelt war. Genug, alle seine, allerdings im Interesse der guten Sache, angeführten kleinen Eulenspiegeleien fielen ihm ein, ein gewisses Gefühl der Unsicherheit überkam ihn, und es wurde ihm

unter dem Blick der forschenden Augen auf das eh bien schwer genug, fortzufahren.

„Aus obigen Gründen, mon colonel, wollte ich Sie bei der genannten Hoffnungslosigkeit Ihrer Aussichten, bei der Unmöglichkeit eines Ersatzes, im Interesse der Menschlichkeit und der sonst unausbleiblichen Beschießung der Stadt, wobei so viele unschuldige Bürger, Frauen und Kinder getötet werden müßten, auffordern, sich zu ergeben und meinem General die Thore der Festung zu öffnen. In diesem Falle kann ich Ihnen im Namen meiner Heeresleitung einen Abzug der Besatzung mit allen militärischen Ehren versprechen."

Wieder eine Pause. Doch kein weiteres eh bien erfolgte. Der Kommandant sprang von seinem Sitze auf, stieß den Säbel klirrend auf die Fliesen des Fußbodens, und indem sich sein Gesicht blutrot färbte, schrie er den Rittmeister drohend an: „Ist das alles? Nun so sagen Sie Ihren Auftraggebern: J'y suis, j'y reste!"

Ein beifälliges Gemurmel ertönte bei den Worten von den Lippen eines an der Thür stehenden Lieutenants, und auch er stieß seinen Säbel auf die Erde und flüsterte: „Jamais".

„Aber, mon colonel", sagte der Rittmeister, der nun gleichfalls aufgesprungen war. „Wozu das unnütze Blutvergießen, weshalb die Belagerung, wo die Übergabe der Festung ja nur eine Frage der Zeit sein kann? Blicken Sie hinab aus diesem Fenster, Sie müssen bereits die Spitzen der Division im Anmarsch auf die Festung sehen. Sie werden abgeschnitten werden, Sie wissen nichts von den Niederlagen Ihrer Arme, Ihre Lage ist hoffnungslos."

Unwillkürlich war er dem Fenster näher getreten, um dem Colonel die Ulanenschwadron zur Begründung seiner Worte zu zeigen, der er den Befehl hinterlassen, sich in der Ferne zu zeigen. Zu seinem Schrecken hatte der Premierlieutenant jedoch die Sache anders aufgefaßt und war bis auf vielleicht 1000 m an die Wälle herangegangen und hatte fast auf freiem Felde die Schwadron dort absitzen lassen. Nur einige Vedetten zu Pferde waren diesseits aufgestellt. Auch der Kommandant hatte einen Blick hinuntergeworfen und schrie nun mehr als er sprach den Rittmeister an:

„Ich habe Ihnen gesagt: j'y suis, j'y reste. Sagen Sie das Ihren Auftraggebern. Und nun entfernen Sie sich, machen Sie, daß Sie zu den Ihren kommen. Sagen Sie Ihren Reitern aber, daß ich ihnen noch eine Viertelstunde Zeit gäbe, wenn sie dann noch im Schußbereich der Wälle wären, würden sie die Folgen zu tragen haben."

Damit machte er mit der Hand eine entlassende Bewegung und sagte zu dem Lieutenant: „Führen Sie den Offizier hinaus".

Als der Rittmeister sich eben verbeugte und empört über seinen, an der Standhaftigkeit des Kommandanten gescheiterten Coup, das Zimmer verlassen wollte, näherten sich eilige Schritte der Thür. Dieselbe öffnete sich, von draußen hörte man laute, heftige Stimmen und Rufe wie: „O ce traître, il est espion!" drangen in das Zimmer hinein. Der Kommandant riß die Thür auf, entsetzt taumelte der Rittmeister zurück. Unter Führung eines Lieutenants schleppten französische Soldaten seinen Pionieroffizier gefesselt in das Zimmer hinein. — „Was giebt es, Lieutenant", rief der Kommandant dem zu, „ist das die Auffassung des Völkerrechtes?"

„Mon colonel", erwiderte jener salutierend, „dieser Herr ist soeben auf der Balustrade des Turmes ertappt worden, als er in ein Notizbuch die Linien der Festungswerke zeichnete; er ist ein Spion."

„Diantre — le malheureux", rief der Kommandant. „Wo ist das Buch? Voilà", und es wurde ihm überreicht.

Glücklicherweise war die Zeichnung noch sehr unvollkommen, und trugen die ersten Umrisse mehr den Charakter einer landschaftlichen als militärischen Zeichnung. Der Offizier hatte mit dem Bilde des fernen Horizonts begonnen, und die Skizzierung des Vordergrundes war nur mit einigen Strichen angedeutet. Glücklicherweise war er bei den ersten Anfängen überrascht worden, sonst hätte die Situation für beide Landsleute das Äußerste befürchten lassen.

Schon so war sie schlimm genug.

Der Kommandant rief einen seiner Offiziere zu sich heran, erteilte ihm eine Instruktion, mit welcher jener das Zimmer verließ.

Einige Minuten darauf ging es: „Bum". Der Schuß eines der schweren Geschütze von den Wällen ließ die Fenster des Turmes erzittern.

„Sehen Sie, mein Herr preußischer Offizier, wie sie laufen." Mit diesen Worten wies der Kommandant mit der Hand durch das Fenster hinaus.

Das Geschoß war mitten in die abgesessene Eskadron hineingeschlagen und hatte die Pferde und Ulanen auseinandergespritzt. — Schnell gewannen die Reiter jedoch die teils entlaufenen Pferde wieder, saßen auf und eilig ging die Eskadron hinter ein Gebüsch in Deckung zurück.

„Das ist ein Bruch des Völkerrechts", rief der Rittmeister. — „Nein, mein Offizier", entgegnete ihm der Kommandant, „eher ist es als ein solcher zu betrachten, wenn Sie hier unter der weißen Flagge in eine

feindliche Festung dringen und, gestützt auf Ihre Unverletzlichkeit, Ihr Begleiter Gelegenheit nimmt, sich der Bewachung zu entziehen, um sich Kenntnis von den inneren Linien der Festung zu verschaffen. Da hören die Berechtigungen des Parlamentärs auf — Sie sind mein Gefangener und werden bis zum Friedensschluß gefangen bleiben. Freuen Sie sich, daß ich Sie nicht vor ein Kriegsgericht stelle, dann würde es Ihnen schlecht ergehen."

Das war das Ende des so schön geplanten Coups. Beide Offiziere blieben gefangen. Der kühne Rittmeister hatte gehofft, für die Schlüssel der Festung doch mindestens den Orden Pour le Mérite zu erlangen, nun mußte er in die Gefangenschaft ziehen, und der Pionieroffizier zog mit.

Als die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, kamen beide zurück. Sie hatten auf einer kleinen Festung bei Marseille gefangen gesessen; beide konnten nur anerkennen, daß ihre Behandlung seitens des feindlichen Militärs stets eine wohlwollende und standesgemäße gewesen sei, seien sie jedoch mit dem Volke selbst, bei Transporten von einer Festung in die andere z. B. zusammengekommen, da hätten sie stets die ärgsten Beleidigungen ertragen müssen, und nur die militärische Eskorte habe sie oft vor dem Zerrissenwerden geschützt.

* * *

Das war unsere erste Nachricht von der Festung, damals hörten wir zum erstenmal den Namen Peronne.

Unsere Bekanntschaft wurde mit der Zeit eine intimere. Ihr braver Kommandant aber blieb seinem Ausspruch: „j'y suis — j'y reste" getreu, er fiel bei der Beschießung im Januar 1871 auf den Wällen seiner Festung und erlebte nicht den Schmerz der schließlichen Übergabe.

Bis dahin wurde aber noch mancher Schuß zwischen uns gewechselt, und noch lange lag die stachlige kleine Festung als Hindernis auf unserem Wege.

Kriegs-Quartiere.

Von M. Leiter, Reservist im k. b. Infant.-Leib-Regiment.

Erwarten und befürchten Sie keine Beschreibung von dem hochwichtigen militärwissenschaftlichen Kapitel „Verpflegung im Kriege“; denn trotzdem im Verlaufe einer solchen Vorführung Tausende von Eisenbahnzügen und Fuhrwerken an Ihrem geistigen Auge vorbeiziehen würden, beladen mit Brot und Mehl, Vieh und Konserven, ja auch mit Schnaps und Wein, würde der Vortrag für den Nichtfachmann doch etwas nüchtern und trocken erscheinen. Nein, ich will Ihnen auch nicht ausrechnen, wieviel Eiweiß- und Stickstoffgehalt der Soldat in seiner Nahrung bekommen muß oder wie viel Bündel Stroh der Mann zu beanspruchen hat, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil keine dieser Vorschriften Anno 1870/71 erfüllt wurde, nachdem tausenderlei Umstände nur zu bereitwillig einen Strich durch die schönsten Friedensrechnungen machen. Ich will auch nicht die manchmal auftauchenden, meist nicht gerechtfertigten Beschwerden über die Organisation des Verpflegswesens im Feldzug 1870/71 unterstützen, nachdem die Intendanzen und Kolonnen geleistet haben, was nur irgend möglich war, und an Pflichttreue nicht hinter anderen Heeresabteilungen zurückgestanden sind; aber es war eben Krieg und kein Manöverspiel, das wir führten. Ich will Ihnen lediglich Erfahrungen mitteilen, welche ich durch eigene Erlebnisse im Kreise der Mannschaft gemacht habe. Den Offizieren ist es nur wenig besser gegangen und insbesondere die schlechtesten Tage erfreuten sich auch ihrer vollsten Teilnahme. Um in medias res zu kommen, möchte ich nach gut deutschem Brauche meinen Vortrag in Abteilungen und Kapitel teilen und zwar Kapitel I: Beschaffung der Quartiere und Verpflegung. Abt. 1. Reglementmäßige Lieferung. Abt. 2. Freihändiger Ankauf. Abt. 3. Requisition. Abt. 4. Requisition à 5 Sous. Abt. 5. Gewaltsame Beschaffung. Kapitel II: Beschaffenheit der Quartiere und Verpflegung. Abt. 1: Agreable oder angenehm. Abt. 2. Acceptabel, annehmbar. Abt. 3. Passabel, erträglich. Abt. 4. Miserabel und impardonabel, elend und unverzeihlich. Abt. 5. Lamentabel und deplorabel, jämmerlich und beweinenswert. Die Abteilungen sind heute recht kurz, waren aber für uns oft recht lang und inhaltsreich.

Zu Kapitel I: Beschaffung der Quartiere und der Verpflegung, bemerke ich, daß die Beschaffung der Quartiere furchtbar einfach war. Entweder gab es eben Quartiere oder — es gab keine. Im letzteren Falle führte man das willig folgende Bataillon auf ein Stück Ackerfeld, kommandierte: „Halt!“ „In Pyramiden 's Gewehr“, und die Quartierfrage war für diese Nacht gelöst. Nach Stroh getraute man sich schon nach den ersten Biwaks gar nicht mehr zu fragen, das wenige vorhandene hatte andere Bestimmung. Nach Wörth und Sedan tauchte da und dort ein französisches Zelt in den Biwaks auf, diese Zelte verschwanden aber sehr bald, der Mann zog es vor, sich lieber einmal anregnen zu lassen, als das schwere Zeug zu schleppen, zudem zum Aufpacken meist keine Zeit blieb. Diese Freiquartiere unterschieden sich von einander nur durch etwas mehr oder weniger nassen Staub. Dem Teint und dem Wohlbefinden waren die meist recht feuchten Biwaks der Jahre 1870/71 entschieden nicht zuträglich! Leider gingen eben solche Freiquartiere oft nicht ohne kleinere und größere Erinnerungen vorüber. Kleinere waren Zahn-, Hals-, Kopf- und Leibweh, Reißen ꝛc., größere und anhaltendere Erinnerungen tragen wir heute noch in unseren Knochen!

Günstiger gestaltete sich die Frage, wenn ein Dörflein sich als Herberge bot. Man glaubt gar nicht, wie viele Soldaten in eine Scheune gehen, und im Winter freuen sie sich dieser Fülle, weil die animalische Wärme sich wohlthuend geltend macht. Ställe und Städel, Schuppen und Remisen sind beliebte Errungenschaften, besonders bei schlechtem Wetter, das uns Anno 1870 ziemlich treu blieb. Selbst die Anwendung des Hausrechtes konnte in solchen Fällen beobachtet werden. Sah ich doch vier Infanteristen eifrig beschäftigt, vier Ulanen bei den Füßen aus einem Schweinestall zu ziehen, den letztere in augenblicklicher Abwesenheit der mit erstem Recht begabten Hausherren meuchlings occupiert hatten. Das allerdings ganz greuliche Hundewetter möge diesen Mangel an opferwilliger Kameradschaft entschuldigen. In besseren Fällen notierte der vielumworbene und vielgelästerte Quartiermacher auf ein Bauernhaus sechs bis zehn ungebetene Gäste, die sich dann meist in der Küche breit machten. Selbst in großen Städten unterschieden sich die Mannschaftsquartiere nicht viel von denjenigen in kleineren Orten, da eine zu starke Verzettelung der Mannschaft nicht immer ratsam war, den Leuten durch die städtischen Behörden vielfach von den Bewohnern verlassene Häuser angewiesen wurden und auch vielfach eine dem Soldaten

etwas übertrieben erscheinende Rücksichtnahme auf die Bequemlichkeit und Zufriedenheit der feindlichen Einwohnerschaft geübt wurde. Ein nobles, aber von den Franzosen für den nächsten Feldzug nicht beabsichtigtes Benehmen! Nun, die Mannschaften kümmerten sich nicht viel darum und wurden nicht verzärtelt. Die Aufnahme der ungebetenen Gäste in den besseren französischen Quartieren war von seiten der Bewohner anfangs meist ernst, doch höflich, später machte sich die Neugierde der Franzosen als freundlicher Annäherungsfaktor geltend, insbesondere sprachkundigen Leuten gegenüber. Die Bauern legten sehr oft widerliche Freundlichkeit und Zudringlichkeit an den Tag. Am freiesten ließen die Frauen ihrem Mißvergnügen Spielraum, Jungfrauen sahen wir auf unseren Kriegszügen wenige, schöne schon gar nicht. Erst vor Paris wurden hierin manchmal süße, aber auch bittere Erfahrungen gemacht. Die Einräumung der Quartiere geschah meist freiwillig. Im gegenteiligen Falle wurde nach altem Herkommen der Gewehrkolben als Hausschlüssel und der Rücken als Sturmbock benützt, wobei freilich manches Thürschloß in Trümmer ging.

Ich gehe nun auf die Beschaffung der Verpflegung über und zwar Abteilung 1: Reglementmäßige Lieferung. Diese geschah durch die Quartiermeister resp. die Verpflegsabteilungen. Die Portionen waren im Reglement wohl berechnet, doch dürfte es dem gewiegtesten Pfadfinder in den schwierigsten Friedensrechnungen nicht gelingen, aus einem gänzlich abgetriebenen lebensmüden Kühlein die reglementmäßigen Portionen für ein Bataillon oft für zwei Tage herauszudividieren. Noch weniger gelang es dem Quartiermeister, die gebührenden Portionen an Kaffee, Reis und Brot zu verteilen, wenn eben — nichts da war. Zur Ergänzung des sog. eisernen Bestandes, welchen der Soldat für zwei Tage im Tornister haben sollte, ist es an der Loire nicht gekommen, und man munkelt, daß nur vor Paris einige glückliche Truppenteile beständig im Besitz dieses Bestandes waren. Meist ging es mit dieser Verpflegung von der Hand in den Mund, Überschuß gab's nicht. Die Beschaffenheit der Waren litt oft unter der Ängstlichkeit, mit welcher sich die Quartiermeister an ihre Vorschriften klammerten. Der unsere hatte die Güte, das gute Brot aufzusparen, unten in den Wagen zu legen und das schlechte abzugeben, bis bei der Nässe natürlich am nächsten Tag auch das gute Brot verdorben war. Er war ganz Reglement, und für die genaue Beobachtung aller Vorschriften sind ihm viele Segenswünsche seiner Pfleglinge gewidmet worden, deren oft

nur einer genügt hätte, ihn im Falle der Erhörung auf ewig der himmlischen Glückseligkeit zu berauben — wenn Gott Soldatenflüche nicht so milde ansähe. Hier möchte ich auch noch die Liebesgaben erwähnen und den Vorschlag machen, einen Verein zur Untersuchung solcher Liebesgaben nach Name, Stand und Wohnort zu gründen, es wäre dies ein segensreiches Werk. Jeder Liebesgabe sollte der Name des Spenders und der Name des liefernden Geschäftsmannes beigedruckt sein; denn so gut es die Spender gemeint haben, so schauderhafte Spitzbuben befanden sich manchmal unter den Lieferanten. Die Qualität der Zigarren will ich nicht einmal als das Ärgste anführen, die schlechtesten fanden noch Liebhaber; aber die mit Anilin gefärbte Flanellwäsche, Hemden, in Dimensionen für Kinder rc. rc. verschaffte den Liebesgaben bald in den vordersten Reihen der Kämpfer einen ominösen Charakter, der den patriotischen Opfern und Absichten der Spender gewiß nicht entsprach.

Ich komme nun zu Abteilung 2: Freihändiger Ankauf. Diese Art der Beschaffung wurde — ich rede immer von der Mannschaft — nach den sporadischen Zahlungen der Löhnung gerne angewandt, im Grunde genommen aber doch recht selten und meist nur an größeren Orten. Auch war sie nie von langer Dauer, da insbesondere die Beschaffung flüssiger Nahrung den Barbestand der dem Mann zum Ankauf zur Verfügung stehenden Mittel bald erschöpfte, und die gewaltsame Beschaffung der Geldmittel sowohl dem Charakter des deutschen Soldaten ferne lag als auch mit einigen vorsorglichen Paragraphen des Kriegsrechtes in bedenklichem Widerspruch stand. Das Kapitel „Contribution en gros“ gehört nicht hierher. Bemerkenswert ist nur die einmütige Neigung der französischen und auch der später auftauchenden deutschen Verkäufer, den militärischen Käufern möglichsten Schund um doppelten und dreifachen Preis anzuhängen, was insbesondere bei den Lieferungen aus der Heimat nach Paris zu schmerzlichen Lücken in dem kleinen Beutelein Veranlassung gab. Den Anfang dieser Art von Patriotismus erlebten wir schon bei Beginn des Feldzuges auf dem Biwakfelde vor einer bayerisch-pfälzischen Festung. Trotz verschiedener Meinungsdifferenzen verliefen aber die Verhandlungen meist beiderseitig zufriedenstellend, insbesondere den Franzosen gegenüber, wenn man die Zeichensprache mit nur etwas Radebrechen unterstützen konnte. Bald lernten auch die weniger Intelligenten, der Not gehorchend, die französische Benennung der Hauptbedarfsartikel: „pain, viande, de l'eau, fromage“ rc. Auch die Franzosen waren gelehrig und übersetzten bald:

„Brutt, Winn, Gäß“, leider oft mit dem Beisatz „nix“, insbesondere bei einigen nachfolgenden Beschaffungsarten. Das Wort „Zündhölzl“ brachten sie nicht zu stande. „Cognak“ und „Winn“ auch „manger“ bildeten die beiderseitig bestverstandenen Begriffe. Das schöne Wort „Bier“ verschwand bald aus dem bayerischen Lexikon. Manche Franzosen aber gaben lieber Kleinigkeiten umsonst her, als daß sie eine der damals noch üblichen greulichen deutschen Münzsorten angenommen oder ein größeres Geldstück oder gar eine schmutzige Thaler- oder Guldennote gewechselt hätten. Manche Schlaumeier wußten dies wohl zu benützen.

Weniger glatt verliefen schon die Verhandlungen über Abteilung 3: Requisition mit und ohne „Bons“. Diese leider sehr oft angewandten Formen erregten schon höchliches Mißvergnügen der hiervon betroffenen Franzosen. Gemildert wurde diese Art durch freundliche Aufforderung an Maire oder Hofbesitzer, einen Teil der Vorräte lieber freiwillig herzugeben, als sich dieselben gewaltsam nehmen zu lassen und obendrein Kontribution wegen Widerspenstigkeit zahlen zu müssen. Die Tonart dieser Aufforderung steigerte sich oft bis zu bedenklicher Höhe in „Dur“, bis sie sich nach gegenseitiger Verständigung wieder auf „Moll“ abminderte. Der Charakter eines „Geschäftes“ wurde meist markiert durch die Ausstellung von Bestätigungsscheinen, sog. „Bons“, über die Lieferungen. Außer dem moralischen Wert dürfte der praktische Wert dieser Bons nicht hoch anzuschlagen sein, wenn nicht der oft klassische Inhalt dieser Schriftstücke letzteren den Charakter von sammelnswerten Autographen verliehen hätte. Z. B.

bayrisch: Der Spitzbube N. N. hat uns 10 Flaschen Schwefelsäure geliefert, wofür ihn 25 Teufel
in Sa. 35 Stunden
in der Luft beuteln sollen;

— — — —

preußisch: Der Pisang N. N., ein sechsfacher Schmierfatzke, verdient 25 Gute auf den hinteren Ausgang seiner Franzosenseele;

und so fort.

Die Art dieser Requisition vermittelst Bons geschah en gros et en détail. Der Quartiermeister beteiligte sich hiebei ebenso wie der Abteilungsführer und der gemeine Soldat. Letzterer liebte auch innig die Abteilung 4: Requisition „à 5 Sous“. Diese Requisition ist beinahe etwas bedenklich, wenn sie auch im einzelnen Fall keine großen und

wertvollen Objekte betrifft. Es wird nämlich gegenüber dem Eigentümer tiefes Geheimnis über die Anleihe bei seinem Nahrungsmittelbestande gewahrt, wenn nicht am Ende Geschrei, Gegrunze oder auch das schwer zu verbergende Federkleid der unglücklichen Opfer dem Besitzer von dem drohenden Unheil Nachricht giebt. Leider meist zu spät. Wenn auch manchmal der angerufene „Chef" Miene zum Einschreiten machte, so war der Übelthäter unter der gleich uniformierten Schar mit den gleich unschuldigen Mienen meist nicht zu entdecken, zudem die allgemeine Situation meist das Zudrücken eines oder auch beider Augen des „Chefs" rechtfertigte. Außerdem verfehlten die Attentäter nie, einen Respektsanteil an den Bedienten des „Chefs" abzutreten, und ich sah oft denselben Chef, der uns zur Wahrung der Ehre des deutschen Heeres vor dem höhnisch grinsenden Franzosen ordentlich gezankt hatte ob des Raubes, später ganz vergnügt an einem ganz verdächtigen Hühnchen knabbern. In späteren Monaten des Feldzuges verstanden sich die in diesen tragikomischen Szenen handelnden deutschen Personen sehr gut, besonders an der Loire. Es handelte sich ja nur um Lebensmittel und Wäsche. Diese Requisitionsart à 5 Sous (Einkauf mit 5 Fingern) erforderte eine gute Portion Mut, Schlauheit und Findigkeit, Raschheit im Zugriff, Kletterkunst, auch Erfahrung in Schlosserei und Mechanik, so daß die im Verdachte stehenden Missethäter bei ihren Vorgesetzten um so weniger schlecht angeschrieben waren, als sie diese Fertigkeiten auch im Dienste zur Geltung brachten. Freilich war im Falle der Not auch eine Nachbartruppe nicht sicher. Unser Vizekorporal brachte am Tage vor der Schlacht von Sedan ein „herrenloses" Stierlein zur Stelle, nach welchem der Stab einer bayerischen Brigade unter finsteren Drohungen lange suchte. Als endlich die Wahrheit annähernd entdeckt war, ruhte das Stierlein längst selig in 300 bayerischen Verdauungsorganen. Die Haut war Verräterin, aber der Thäter fiel leider in der Schlacht und entzog sich so der Vergeltung für die That, die nach dem Siege wohl nicht in der angedrohten Weise gerochen worden wäre.

Abteilung 5: Gewaltsame Beschaffung. Diese trat ein mangels Zeit zu langen Verhandlungen und infolge Weigerung der Bewohner, das Nötige freiwillig herzugeben. Es ist dies ein trauriges Kapitel, und wir hatten Gelegenheit, es seinem ganzen Inhalt nach zu studieren. In die Umgegend von Pithiviers waren Ende September bis Anfang Oktober die Bataillone des Leibregiments und die Eskadronen der preußischen Kavalleriedivision Prinz Albrecht Vater vorgeschoben worden, 50 km von

der deutschen Hauptmacht entfernt allein in einem weiten Landstrich. 15 000 französische Mobilgarden standen aber im nahen Wald von Orleans! Die Einschließungslinie von Paris mußte mit Lebensmitteln versorgt werden. Die Bahnlinie nach Lagny war noch nicht fertig, es galt insbesondere, alles erreichbare Vieh zu fassen. Ein Kommando von 30—40 Soldaten auf Wagen, begleitet von einigen Husaren oder Ulanen, kam unverhofft ins ahnungslose Dörflein getrabt; ein paar Kavallerieposten an das entgegengesetzte Ende des Dorfes und der Beutezug beginnt! Bald blöken Schafe und brüllen Rinder auf der Dorfstraße, sich scheu und ängstlich vor den Fremden zusammendrängend. Die jammernden, wehklagenden Landleute werden weggewiesen und in den Häusern spielen sich ergreifende Szenen ab. Hier bittet ein armes Weiblein händeringend um Belassung der letzten resp. einzigen Kuh, und manchmal gelingt es ihr, das Herz eines Soldaten zu rühren. Vergebens, ein anderer, härterer kommt und sagt: „Unsere Leute hungern vor Paris, her damit! C'est la guerre." Dort fällt ein Junge einem zierlichen Rind, seinem Liebling, im Trennungsschmerz um den Hals, und die Brust des Kleinen hebt sich vor krampfhaftem Schluchzen. Ein Bauer, dem ohne weiteres 30 Stück herrliches Vieh im Werte von mindestens 10 000 Franken aus dem Stalle getrieben wurden, steht mit irrem Blick mitten im geleerten Stall. Seine Fäuste zucken nach der Waffe, doch seine ohnmächtige Wut ist sprachlos. Dann setzt sich der Transport in Bewegung, da die Kavallerieposten das Anrücken feindlicher Abteilungen aus dem nahen Walde melden. Wir trieben aus dem Dorfe z. B. 167 Stück Rindvieh und 560 Schafe fort. Heulend und schreiend laufen Frauen und Kinder noch eine Strecke nach, bis sie endlich das Vergebliche ihres Flehens einsehen. Da kracht aus dem letzten Hausgarten hinter einem Holzstoß hervor ein Schuß! Ein Infanterist sinkt zusammen, den Rücken mit gehacktem Blei zerschossen, und wütend stürzen die Kameraden auf den Meuchler, der ruhig sein Ende erwartet; er achtet gar nicht mehr der Verzweiflung seiner Frau, der Weherufe seiner Kinder! Wer begreift seine That nicht? Wem blutet da nicht das Herz? Uns hat es auch geblutet und lieber die gefährlichsten Kämpfe gegen feindliche Übermacht, als solch ein leider unter Umständen höchst notwendiger Auftrag. Wer diese Szenen gesehen hat, wer gesehen hat, wie die begreifliche Wut der Landbewohner wenn möglich mit einer unserer Patrouillen umgegangen ist, und wie auf solche Racheakte wieder das Niederbrennen der Häuser &c. antwortete, der kann schwer begreifen, daß das Dankgefühl gegen diejenigen

schwindet, welche unsere geliebte Heimat durch ihre Siege vor solchen Schrecken bewahrt haben. Hätten die Franzosen milder gehandelt? Wenn wir an die unbändige Revanchelust der Nachkommen der Mordbrenner von Heidelberg, Speyer 2c. denken, so sind hieran gelinde Zweifel erlaubt. Der sehr einnehmende Charakter der meisten französischen Machthaber ändert hieran gewiß nichts.

Verlassen wir dies aufregende Kapitel, es ist en gros nicht oft an uns herangetreten und wenden wir uns der Abteilung II zu: Beschaffenheit der Verpflegung. Wir wollen zur Erholung mit der schönsten Abteilung beginnen: Agreable oder sogar incomparable, angenehm resp. unvergleichlich. Vier bis fünf Stunden Marsch, schönes Wetter, Wein in der Feldflasche, ein schönes freundliches Städtchen in Sicht. Schon von weitem winkt der Quartiermacher; ein gutes Zeichen! Die Tambours schlagen ein, die Musik folgt mit feschem Marsch, und bald empfängt ein freundlicher Wirt die beiden müden Kameraden. Tornister und Gewehre werden sachte in einen Winkel der Küche gestellt und vom Hausherrn dann eigenhändig unter Bewunderung des Gewichtes in ein Kämmerlein getragen, aus welchen zwei Betten den beiden lieblich entgegenlachen. Dann erscheint man nach kurzer Toilette im Familienzimmer. Manchmal putzt man sogar die Knöpfe und mit dem Kalkverputz der Zimmerwand brevi manu auch die weißen Unteroffiziersborten. Aus dem Spiegel schaut trotz kräftigen Waschens ein arg braunes, struppiges, etwas schmales, aber doch kreuzfideles Gesicht. Am Mittagstisch erwartete die Familie die Gäste und der pot au feu spendet seine köstliche Suppe, auf deutsch „Julienne“ geheißen. Es erscheint pikant gebratenes Rindfleisch mit Karotten und pommes de terre frites, weiter ein Hammelskotelettchen. Die beiden essen wacker, und Monsieur macht Madame auf die eifrige Anerkennung ihrer Kochkunst aufmerksam. Trotzdem sich den kauenden Backen meist nur ein „bon! bon!“ entringen kann, verfehlt der Sprachverständige der beiden nicht, dem Hausherrn ein gern entgegengenommenes und von Landsleuten sogar erwartetes Kompliment über den vom Hausherrn eigenhändig bereiteten „Salade“ zu sagen. So viel Politesse macht das Ehepaar staunen — und das sollen Barbaren sein, wie der Curé erzählte! Ein prächtiger fromage de Brie schließt das Mahl, welches selbstverständlich von diversen Libationen und artigen „à vot' santé“ in trefflichem Landwein begleitet war. Dann folgt ein Täßchen Kaffee mit Kognak und ein prächtiges Plauderstündchen. Der eine von ihnen ist nicht sprach-

kundig, dafür läßt er den kleinen Erbfeind, einen drallen Buben, auf den Knien reiten und schutzt ihn in die Höhe, bis ihm die besorgten Blicke Madames Einhalt gebieten. Und dann das Bett, die Kron' und Zier vom ganzen Quartier! Es war eben zu agreable! Zum Begriff incomparable fehlen noch seidene Plumeaus, ein Salon mit Decken- und Wandgemälden à la Watteau, Seidentapeten, Rokokomöbel, auf die man sich nicht zu setzen traut, Silbergeschirr und ein Dutzend Gerichte mehr als beim Bourgeois. Dann noch Champagner, Chateau Lafitte, Curaçao und Benedictine, ein beinahe englisch steifes, unnahbares Ehepaar und einige fade, noch steifere Kerls mit frechen Mienen als Bediente. Dies alles gab's für Soldaten nie, für Offiziere nur recht selten, denn die Bewohner der schönen Schlösser und Landhäuser waren ausgeflogen, und sie mögen von ihren spitzbübischen Bedienten auf unsere Rechnung ganz ausgiebig bestohlen worden sein.

Abteilung 2: Acceptable Quartiere werden in der Regel von sechs bis zehn Mann geteilt und fanden sich meist in bäuerlichen Anwesen. Zu der hier meist platzgreifenden reglementmäßigen Verpflegung trafen oft frische „zufällig gefundene" Eier und manchmal ein vom Nachbarhofe herübergeflogenes Hühnchen, welches ohne Passierschein getroffen und infolge dessen feindlich behandelt wurde ꝛc. Milch war selten zu haben, da die viel begehrten gehörnten Buttertiere aus wohl erwogenen Gründen für uns möglichst unsichtbar blieben. Hiebei konnte bequem abgekocht werden, da die französischen Kamine für unsere Feldkessel wie gemacht erschienen. Den auch hier eingebürgerten pot au feu benützte man seiner zweifelhaften Reinlichkeit halber meist nicht. Das schlechteste Getränk, den Nachwein oder Cidre (Apfelwein) gab's in der Champagne pouilleuse, der staubigen und lausigen Champagne, in der der Champagner nicht wächst, sondern nur alle Quadratfuß vier Halme schlechten Getreides, und in welcher Gegend die Häuser der Fenstersteuer halber nach der Straße meist nur ein Fenster haben. Als Nachtquartier winkte meist der Heustadel oder die wegen ihres Steinpflasters etwas weniger beliebte Küche. Nach Bauernbetten trug man meist keine Sehnsucht, auch aus wohlerwogenen Gründen! Sehr acceptable Quartiere bot Orleans, teils infolge der Zuthunlichkeit der männlichen und auch ein klein wenig der weiblichen Bevölkerung; dann auch wegen der trefflichen Verpflegung durch die Intendanz. Letztere sorgte so ausgiebig, daß 9000 Bayern in Orleans 12 000 Portionen an den meisten Tagen sich genehmigt haben sollen.

Abteilung 3: Passable Quartiere. Im Laufe der Kriegszeit nennt der Soldat ein Quartier passabel, welches jeder Zivilist ohne Zweifel mit dem Prädikat „Miserabel“ in die nächste Abteilung verweisen würde. Die als Unterkunft benützten Räume sind meist leer oder nur von einem alten Weib bewacht, Stroh und Heu ist längst ausfouragiert, die Möbel schon meist dem Kamin tributär geworden, kurz — trostlose Leere herrscht im weiten Raum. Die Verpflegung konnte des raschen Marsches halber nicht rechtzeitig nachkommen und erst spät Abends teilt der Quartiermeister die mageren Glieder einiger nicht mehr ganz einwurfsfreier Hammel. Brot spärlich. Da sieht man einige Soldaten mit Indianerphysiognomien herumschleichen, verschwinden und nach Beratschlagung mit einigen gleichgesinnten und gleichbegabten Mohikanern wieder auftauchen. Und richtig hat die Nase einer dieser Rothäute bald die Pforte zu einem bäuerlichen Keller entdeckt, welche der ahnungsvolle Besitzer mit wunderbarer Schläue unberechtigten Augen verborgen zu haben glaubte. Einige Hiebe mit dem jetzt so verachteten, schweren Infanteriesäbel entfernten die Maske, das Eisen wird zwischen Thür und Thürstock placiert, ein sanfter Zwang, ein Ruck, und siehe, aus dem Dunkel schimmern herrliche Schätze. Ein Kamerad reicht mit anmutsvollen Worten einige Laib Brot, einen Käslaib, einen Topf mit Schmalz, etliche Eier aus dem Keller und verkündet die Gegenwart eines Mehlsacks und o Wonne — eines vielversprechenden Fäßleins! Mit großer Gerechtigkeit wird nun die Verteilung des gehobenen Schatzes vorgenommen, auch hier der Offiziersbediente reichlich bedacht, und nachdem die unbedingt nötigen Vorbedingungen zum heimatlichen „Schmarrn“ erfüllt sind, beginnt eine mächtige Fabrikation dieser mit Recht so beliebten bayerischen Speise. Was macht's, daß Zucker und Salz fehlt, was macht's, daß man sich aufs kalte Küchenpflaster oder die blanke Diele in kurzem Schlummer strecken muß. Nach Ansicht aller Beteiligten war das Quartier doch „passabel“.

Die Abteilung „Miserabel“ läßt in ihrer Bezeichnung bereits Böses ahnen, und in der That sehen wir unsere Truppen schon obdachlos. Ein Ackerfeld ist als Schlafstelle angewiesen, glücklicherweise hat der Himmel ein Einsehen und die Aussicht auf Nachtquartier bei Mutter Grün ist dem Soldaten gar nicht so schrecklich, wenn das Bett nicht naß ist. Leider läßt schon die Wahl des Biwaks auf weitere Störungen schließen, es sind eben viele andere Truppenteile in der Nähe, die Gegend ist ausfouragiert, die Verpflegung kommt infolge der Ver-

stopfung der Wege durch nachmarschierende Truppen zu spät, das Fleisch hat etwas Hautgout und das Brot ist noch nicht ausgebacken, alle Requisitionskunst des einzelnen ist der großen Konkurrenz halber vergeblich; wohl dem, der noch ein Stück pulvergeschwärztes Fleisch von gestern im Brotsack hat, kurz, die Situation ist miserabel. Hier ißt man schon in Kuhfett geröstetes Mehl ohne Salz als Schmarren. Salzmangel war überhaupt eine häufige Plage. Aber nicht allein im Biwak kann die Qualität „miserabel" erfahren werden. Nein, auch bei voller reglementmäßiger, ja reichlicher Verpflegung in leidlichen Ortsquartieren und behäbiger Ruhe träufelte das Urteil „miserabel" von den Lippen der Mannschaft und auch der Offiziere. Das war vor Paris. Wir standen nach an der Loire reichlich erfüllter Pflicht vor Paris, in letzter Linie, um beschäftigungslos den Schluß des Dramas abzuwarten. Vorbei war's mit Freischützenleben und Requisition. Erst flossen noch einige Portionen Rindfleisch, dann aber begann infolge der Rinderpest die Herrschaft des Hammels. Anfangs erträglich, dann aber kam immer Hammel. Hammelskotelett, Hammelsschlegel, gebratener, gesottener Hammel, Hammelsherz und Hammelsnieren, alles in Hammelsfett zubereitet und o Schmerz — Hammels-Suppe. Alle Tage Hammel, drei Wochen lauter Hammel. Mir graut heute noch, wenn ich das Wort Hammel auf einer Speisekarte lese, und nur meine Pflicht als Erzähler läßt mich das Wort in den Mund nehmen. Denken Sie recht lebhaft an eine Hammelssuppe ohne Salz, und Sie werden meine Gefühle teilen, denken Sie dann an die Hammelsfettaugen und an das Stück Hammelsfleisch im Kessel, so wird sich gleich uns ein herzliches „Pfui Teufel" von Ihren Lippen ringen. Das war wohl miserabel! Dann kam zur Abwechslung Speck mit Schnaps. Denken Sie sich dicken, oft grünlich unterwachsenen Speck für ein oberbayrisches Regiment, und Sie werden begreifen, daß diese preußische Nationalspeise mit manchem Kernfluch auf die Straße flog, und während preußische Husaren, welche von der Abneigung der Bayern gegen ihren Liebling hörten, von weit herritten, ihn gegen Wein einzutauschen, verhungerten wir schier vor den größten Stücken dieses schweinernen Leckerbissens. Was half's, daß der Hauptmann Öl und Essig kaufte und uns zum Suchen von Wiesensalat auf die Weide trieb? Auch die Erbswurst, anfangs beinahe beliebt, fing an Speckbröcklein mitzuführen, welche nicht nach Ambrosia dufteten und greulich schmeckten; selbst diese Suppe verdarb hiedurch. Die Leute wurden vielfach krank, bis endlich wie rettende Engel dicke rote Konservenbüchsen mit heimatlichem Gulasch 2c.

diese Miserabilität mit Erfolg bekämpften. Die Quartiere waren von da ab passabel, wenn man die Millionen regsamer Mitbewohner geduldig in Kauf nahm, welche wir als Spezialität des Aufenthalt vor Paris nunmehr zur Genüge kennen lernten.

Nun sollte man glauben, daß wir die übelsten Zufälligkeiten gestreift hätten, doch bleibt uns noch die interessante Abteilung 5: Lamentabel oder jämmerlich und Deplorabel, beweinenswert, als Schlußkapitel. Diese Abteilung ist geeignet, den intensivsten Soldatenhumor zu verscheuchen und die robusteste Natur umzubringen. Es regnet seit acht Tagen unaufhaltsam. Die Straßen schwimmen, das Wasser quatscht in den Schuhen und entweicht bei jedem Schritt in Kaskaden aus dem defekten Schuhwerk, der Mantel hält die Nässe nicht mehr ab, der bayrische Helmkamm patriotischen Andenkens ist um ein Pfund schwerer, das Gewehr zeigt braune und grüne Flecken, selbst die Papierpatronen werden feucht und zweifelhaft. Dazu Gewaltmärsche, die erst gegen Abend enden. Da führt man das Bataillon rechts von der Straße hinaus, und die Gewehr-Pyramiden stehen bald zolltief im Schmutz, in welche Urform der Wies- oder Ackerboden bald durch Tausende von Kommißtritten verwandelt ist. Wohl schafft der Säbel eine Unterlage von Strauchwerk, Baumzweigen, Prügeln ꝛc., um sich doch über, sagen wir gleich — Dreck zu halten; doch was soll dies viel helfen. Nebenan ist ein Kartoffelfeld, die Leute graben aus dem Schmutz die kaum reifen Kartoffel und suchen das letzte Restchen Kaffee im Brotbeutel oder Tornister zusammen. Das Stückchen Fleisch kommt doch, das Brot aber ist naß und schimmelig — ungenießbar. Woher nun Wasser zum Kochen? Die wenigen Brunnen entfernter Ortschaften sind für Verwundete ꝛc. reserviert. Da graben schon die Pioniere oberhalb des Bataillons lange Gräben und hier läuft in kurzer Zeit Regenwasser zusammen; aber welche Brühe! Mit dem Feldkessel wird es geschöpft, trotz aller Vorsicht gelangt natürlich eine ziemliche Quantität Schmutz hinein. Das Stückchen Fleisch bedeckt sich beim Sieden mit Sand und die Zähne knirschen bei jedem Biß ob dieses seltenen Suppengewürzes. Wer schwache Nerven hat, hält diese Kauerei nicht lange aus, er schluckt lieber. Der Bataillonsarzt aber ist in den nächsten Tagen genötigt, mit Zuhilfenahme von Opium und sonstigen scheußlichen Tropfen wahre Schlachten gegen die Bazillenheere in den Leibern seiner Patienten auszufechten, manch mal aber ist seine Kriegskunst vergeblich; er nennt diese Widerspenstigkeit dann Typhus Ruhr ꝛc. und giebt dem unglücklichen Herbergsvater

dieser zählebigen Bazillen ein Zettelchen mit, welches für manchen braven Mann, dem Blei und Eisen nichts anhaben konnten, die Anwartschaft auf den Totenschein in sich trug. Im Biwak bei Digny trat unser Divisionär unter seine Infanteristen und sagte ihnen: „Gern gäb' ich euch Brot, aber ich hab' selbst keins!" Und dabei lief dem alten Helden das Regenwasser über die grauen Locken. In solchen Fällen teilt die Mannschaft mit dem Offizier und umgekehrt das letzte Stückchen Brot und das letzte Restchen Kaffee! Ja, ja, die eiserne Portion wäre schon recht! Dann aber macht sich die Müdigkeit des langen Marsches doch geltend. Der Mann streckt sich auf die nassen Zweige, mancher hat sich ein Schutzdach nach dem Winde zu konstruiert und liegt anfangs leidlich unter dem deckenden Mantel. Die Jugend, die Abspannung machen ihr Recht geltend, und man schläft trotz allem. Der Regen träufelt unaufhaltsam hernieder, der Wind wirft die Schutzwand auf den Schläfer, der merkt's gar nicht. Die Schwere des Körpers drückt die Zweigunterlage in den Schmutz hinein und bald liegt der Mann mit einer Körperhälfte in einem lehmigen Brei, bis ihn das Signal zum Aufstehen weckt. Der Mann erhebt sich aus dem Gewirre, die rechte Seite des Körpers, auf welcher er lag, ist feuchtwarm, die linke eiskalt. Das feuchte, kalte Gewand kommt mit der Haut des Körpers in Berührung, ein Schauder nach dem andern durchzittert den Leib, — brr, mich friert heute noch, wenn ich an die Gefühle denke, als ich den Helm, aus welchem das in der Nacht hineingelaufene Wasser herausgeschüttet werden mußte, wieder auf den Kopf setzte, eine greuliche Empfindung! Der Regen wäscht bald den Schmutz ab, der Marsch bringt etwas Wärme und Versöhnung des Körpers mit dem Gewande, die Marschkolonne dampft. Aber die bleichen, abgespannten Gesichter, die trüben Augen zeigen, daß diese Art von Verpflegung und Nachtruhe nicht ohne Spur vorübergegangen ist. Der Bataillonsarzt fertigt noch manche seiner ominösen Zettel aus! Nun, ein andermal geht's besser. Es ist auch besser gegangen, sonst wären wohl wenige leidlich gesund zurückgekommen.

Aus dem eben gesagten wird man die Überzeugung gewonnen haben, daß einzelne Arten der Unterkunft und Verpflegung wohl geeignet waren, den Keim bitterer Leiden, ja des frühen Todes selbst in eine kräftige Natur zu senken, und die Erfahrung lehrt, daß selten ein Kämpfer vom Jahre 1870/71, der den größten Teil des Feldzuges mitgemacht hat, ohne ein empfindliches Andenken weggekommen ist. Insbesondere unter den weniger bemittelten Leuten macht sich dies bemerklich, nachdem

diesen nicht die Mittel zu kostspieligen Arzneien, Bade- und Luftkuren zu Gebote stehen, um die erst jetzt heftiger auftretenden Nachwehen des Feldzuges zu bekämpfen. Nicht Eisen und Blei haben am heftigsten unter den Kämpfern von 1870/71 gewütet. Viel intensiver wirkten und wirken jetzt in erhöhtem Maße die riesigen Strapazen. Gingen doch im Verlaufe des Jahres 1870/71 zirka 300 000 Mann durch die Spitäler. Eine jetzt geführte Verlustliste würde recht betrübende Resultate feststellen, es sterben ungewöhnlich viele Leute in den besten Mannesjahren.

„Die neuesten Kundgebungen S. Maj. des Kaisers und des deutschen Reichstages werden den armen Veteranen große Freude bereiten und ihre Erfüllung manche Thräne trocknen."

Ein Kesseltreiben auf Franctireurs in den Argonnen.

Von M. von Nesselröden.

Nachgerade war uns die Geschichte mit dem ewigen Angeknalltwerden von den Franctireurs und Francvoleurs, wie wir sie nannten, doch etwas zu toll geworden, nun wollten wir einmal gründlich dagegen einschreiten. — Ein feigeres, erbärmlicheres Gesindel, wie sie es waren, konnte man sich kaum vorstellen. Sie waren schwer zu fassen, immer nur aus dem Hinterhalt schossen sie. Vorne war stets das dämliche Paysangesicht, hinten aber lagen oft ein bis zwei Flinten im Versteck, mit denen sie dann auf einzelne Reiter, Meldereiter der Patrouillen oder allein zurückgebliebene Reiter schossen. — Wie mancher brave Mann war der Gesellschaft schon zum Opfer gefallen. Das mußte endlich aufhören.

So leicht war die Sache aber nicht, und wir mußten erst Lehrgeld bezahlen, ehe wir hinter ihre Schliche kamen. Ein Kniff von den Kerls war z. B. der, daß sie oben auf den Windmühlen bei Tag und Nacht Posten aufgestellt hatten. Waren nun Truppen im Anmarsch, so mußten diese Posten bei Tage die Windmühlenflügel in Bewegung setzen, bei Nacht aber ein bestimmtes Laternenlicht da oben anzünden.

Auf dieses Zeichen hin verschwand der Franctireur-Charakter der Ortschaft vollständig, die Gewehre wurden versteckt und die dummen

Paysangesichter aufgesetzt; die jüngeren Männer des Dorfes zogen sich auch wohl schleunigst in die Wälder zurück.

Andere Zeichen auf den Windmühlen bekundeten dann wieder die vollständige Gefahrlosigkeit der Gegend, noch andere das Erscheinen einzelner Reiter, Patrouillen rc., genug, da oben bei den Winddingern war der reine Spionierdienst eingerichtet worden.

Wer von uns dachte zu Anfang auch gerade daran? Endlich führte ein Zufall einmal zu der Entdeckung. Ich marschierte mit der Schwadron nach Neulligny am Fuße der Argonnen, es war an dem Tage absolute Windstille, kein Lüftchen regte sich, und wenn auch bereits der 5. November, war es doch ein prachtvolles Wetter. — Wir mußten auf dem Marsche ein kleines halb im Busch gelegenes Dörfchen Namens Auxérville passieren. Als wir auf ungefähr 5000 Schritte an dasselbe herankamen, sahen wir plötzlich, wie die, gegen den Horizont sich deutlich abhebende Mühle ihre großen Flügel zu drehen anfing.

Wie gesagt, es war ein Zufall, als plötzlich einer von uns, ich glaube es war der Lieutenant v. L., der sich für technische Sachen interessierte, seine Augen auf diese Windmühle richtend, sagte: „Herr Rittmeister, sehen Sie nur einmal, da hinten drehen sich die Flügel der Mühle und es ist doch absolute Windstille. Ist das nicht merkwürdig?“ „Ja wirklich“, erwiderte ich. „Nun, die Sache wollen wir schnell herausbekommen.“ Ich ließ mir den Sergeanten Beiderkath, einen Litauer und höchst gewandten Menschen, kommen und beauftragte ihn, sich doch einmal möglichst durch die Büsche gedeckt diesem Phänomen von Windmühle zu nähern und den Wind festzustellen, der ihre Flügel bewege, er könne sich nach eigener Wahl drei Ulanen mitnehmen. Natürlich suchte er sich Herrn Hülsmann, Herrn von der Beg und Herrn Becker aus, drei gewitzte Rheinländer, die zu solchen Sachen besonders zu verwenden waren, keine Gefahr scheuten und nie etwa mit der Meldung zurückkamen „es ginge nicht“ oder, sie „können da nicht durch“. Die kommen durch, das wußte ich genau, und wenn auch die blauen Bohnen wie die Schneeflocken flogen.

Nun sie ritten ab. — Nach einer halben Stunde kamen sie zurück, zwischen sich an einer Fouragierleine aber hatten sie den dicken Windmüller, der auf der Mühle dieses Mal selbst den Avertissementsposten gespielt hatte. Ungesehen waren sie an die Mühle herangekommen, leise hatten sie die Mühlenleiter erklettert und den Müller mitten in seiner Thätigkeit, als er eben mittels eines Strickes die Windmühlenflügel

drehte, überrascht. Schleunigst war er von ihnen gebunden worden; was aber das überraschendste war, meine braven Ulanen hatten dabei das „Signalbuch“ erbeutet, das aufgeschlagen auf dem Tisch gelegen. Aus ihm ergab sich denn die ganze Geschichte. Da hätten wir allerdings schön die Dörfer nach Franctireurs absuchen können, jedesmal waren die Vögel vorher avertiert und ausgeflogen. — Nun, der dicke Müller wurde dann dem Divisionsauditeur überliefert und von ihm auf irgend eine Festung nach Deutschland geschickt — da hatte er dann weiter über seine Signale nachdenken können.

Mir wäre es lieber gewesen, Beiderkath hätte den feisten Herrn gleich an seinem eigenen Windmühlenflügel aufgehängt, denn mittelbar war er doch die Ursache zu mancher Anknallerei meiner braven Reiter gewesen.

Wir aber nahmen uns aus dieser Geschichte eine Lehre und besetzten in Zukunft immer schon im voraus, bei dem Anmarsch, die zeichengebenden Windmühlen und standen nur gut dabei.

Wenn wir nun auch manchen einzelnen der Franctireurs griffen, so entkamen die Rädelsführer wie alle Dunkelmänner, die sich stets in zweiter Linie zu halten pflegen, doch meist in die großen, zusammenhängenden Wälder der Argonnen. Wir begrüßten es deshalb mit Freuden, als unsere Kavalleriedivision den Auftrag erhielt, diese Wälder einmal abzutreiben und eine energische Streife auf die Franctireurbanden abzuhalten.

Der Division war hierzu ein Infanterieregiment, ein Jägerbataillon und einige Batterien zugeteilt und wir freuten uns besonders, mit den schneidigen 8. Jägern hier zusammen zu kommen. Es war das erstemal, daß uns eine gemeinschaftliche Aufgabe mit ihnen verband, mit diesen vorzüglichen grünen Jägern, unserem lieben Couleurbataillon, das bis Weihnachten nachher uns auf so manchem kriegerischen Tanz begleiten sollte. Ihre Bravour wird uns unvergessen sein.

Gleich unser erstes Rencontre ist mir in der Erinnerung geblieben. Als wir bei dem Rendezvous des Detachements eintrafen, da stand das Bataillon dicht am Wege; sowie die Jäger uns sahen, da erklang, zweistimmig von ihnen angestimmt, wie wenn ein Mann es riefe, der Ruf: „Guten — Morgen — Ulanen“. Von uns aber rief aus meiner Schwadron eine laute Stimme, ich glaube Gebbert war der Rufer: „Guten Morgen, couleur“. Wie es nun aber so kommt, wie Namen und Bezeichnungen entstehen, sie sind plötzlich da, kein Mensch

weiß woher, dieses „Guten Morgen, couleur", war die Parole einer treuen Waffenbrüderschaft, die uns vom Anfang bis zum Ende mit unseren lieben rheinischen Jägern verbunden hat.

Und nun begann dann das große Kesseltreiben, das dem Treiben unserer oft so bestialisch auftretenden Franctireurs in den Wäldern ein Ende machen sollte. — Unwillkürlich wurden wir dabei an ein Wolfstreiben erinnert, wie wir es früher so oft aus den Argonnen gehört hatten.

Bis zu dem Kamm des Gebirges wurde der westliche Abhang des ganzen Höhenzuges in lauter einzelne Abteilungen, Beschläge könnte man sie nennen, geteilt. Auf der Höhe des Kammes zieht sich eine lange Schneuse wohl die ganzen Höhen entlang. Diese wurde zuerst von unserer Infanterie besetzt, so daß nach rückwärts kein Entweichen möglich war. Von dieser Art von Grundlinie aus wurde der ganze östliche Abhang in „Treiben" eingeteilt. Nun fing unsere und die Arbeit der Jäger an. Vier Treiben wurden gemeinschaftlich in Angriff genommen. Von der Grundlinie da oben traten die vier Kompagnien Jäger zu derselben Zeit, in lange Tirailleurlinien aufgelöst, in die Treiben ein. Wir aber, wir Ulanen, standen in langen Postenketten an dem östlichen Ausgang der Wälder, am Ausgang eines jeden Treibens, wie die Schützen auf der Treibjagd und warteten, was da auf uns herauswechseln würde. — Unvergeßlich wird mir der erste Morgen sein. Das schöne Wetter der vergangenen Tage hatte einem orkanartigen Winde Platz gemacht, der weiße Schneemassen mit sich führte. Schon über Nacht war Schnee gefallen und die immergrünen Äste der großen Tannen waren bereits mit einer wie Silber funkelnden Schneeschicht bedeckt. Der Wind heulte in den großen Eichen- und Buchenwäldern, er bog die stolzen Häupter der Bäume, beraubte sie des letzten Herbstschmuckes, der braun und goldig gefärbten Blätter, und trieb diese in wirbelndem Tempo vor sich her. Die Ulanen mit der Lanze am Arm, die Pistole auf die Lende gesetzt, hielten in langer Vedettenchaine lautlos. Nur bisweilen erklang das laute Wiehern eines des Stehens unlustigen Pferdes oder das heisere Gekrächze eines Raben, der, aus seiner Ruhe aufgescheucht, hoch über die Wipfel der Bäume dahinzog. Sonst lautlose Stille ringsum.

Die Offiziere und Unteroffiziere ritten die langen Postenkette entlang, die Aufmerksamkeit der Ulanen wach erhaltend und ihnen einschärfend, auf das geringste Zeichen da vor ihnen im Walde zu lauschen

und Feuer zu geben, sowie sie etwas Ungewöhnliches bemerkten. So standen wir lautlos stundenlang.

Ich hatte mir ungefähr in der Mitte der Postenlinie meinen Standpunkt gewählt; eine wohl sechs Fuß im Durchmesser enthaltende große Eiche stand dort in der Lisiere des Waldes, der an dieser Stelle wie eine vorgestreckte Zunge weit in das freie Feld hinausragte. — Die uns wie lange Stunden vorkommenden Viertelstunden gingen dahin in fast atemloser Spannung; wir lauschten auf ein jedes Geräusch, das aus dem noch immer stillen Walde herausdrang.

Aber der Weg der Jäger war weit, er mochte wohl eine bis eineinhalb Meilen bis zu dem Kamme betragen, alle die vielen Schluchten mußten genau von den Treibern durchsucht werden.

Da — fiel in der Ferne ein Schuß.

Mit ihm erwachte das Leben des Waldes.

Es war doch eine eigentümliche Situation, in der wir uns befanden; wir wie die Jäger auf dem Anstande auf das Wild des Waldes. Nur daß in diesem Falle es „Menschenwild" war, auf das wir paßten, Menschenwild, das wir erlegen wollten.

Dazu aber kam der lästige Gedanke, daß dieses Menschenwild ein bis zur Verzweiflung gebrachter, voraussichtlich bewaffneter Feind sein würde, der aus dem Hinterhalte, ehe er aus dem Walde hervortrat, einen Schuß auf den Jäger, der da vor ihm stand, abgeben, sich dadurch den Ausgang erzwingen konnte.

Und wieder — ein Schuß aus der Ferne, dem mit kurzen Unterbrechungen noch einer, noch mehrere folgten. Ein lang dröhnendes, nachhaltendes Echo folgte einem jeden Schuß, sie klangen schon näher, die Treiber mochten vorgedrungen sein.

Lautlos, in atemloser Spannung stand ich da.

Da — plötzlich — krachte es in dem Gehölz des Waldes, dessen niedriges Tannengestrüpp in der Tiefe mir den Einblick verwehrte, knatternd flog es auseinander, und ein großer Wolf brach in mächtigen Sprüngen aus dem Walde hervor. Kaum sechs Schritt konnte er von mir entfernt sein; deutlich sah ich den dicken Kopf, schwarzgrau, der Hals mit starker brauner Mähne behangen, der Rücken schwarz. Welch ein Unterschied zwischen diesem echten Sohn der Wildnis und den armseligen Exemplaren der zoologischen Gärten!

Bei dem so plötzlichen Erscheinen der Bestie stieg mein Coriander hoch empor, mich aber übermannte die Jagdlust, schnell hob ich den

Revolver und schoß auf den Wolf. Erst jetzt mochte der mich gewahren, — nun ein zweiter Schuß, mit lautem Geheul bog er ab und auf die nächststehende Vedette zu, auch deren beide Reiter feuerten dem Tiere nach, aber natürlich vergeblich, in weiten Sätzen verschwand das in seiner Wildheit so imposante Tier in einer, in das Feld hinausführenden Schlucht. Und nun, als sei der Wolf die äußere Avantgarde gewesen, kam das andere Getier des Waldes.

Wieder fielen einige Schüsse.

Da gewannen wohl zehn bis fünfzehn Hasen in weiten Sprüngen das freie Feld, mit angelegten Löffeln kamen sie daher, dann, die Reiter plötzlich gewahrend, schlugen sie einen Haken und oft zwischen den Beinen der Pferde hindurch brachen sie durch deren Kette, und was hast du, was kannst du, dahin gingen sie. — Wenn die Lage nicht zu ernst gewesen, welche Gelegenheit hätte sich da zu einer Hetzjagd geboten!

Und immer größer wurde der Andrang, schüchterne Rehe kamen in graziösen Sprüngen daher, erst aus dem Gebüsch hervorlugend, dann wieder rückwärts brechend, hinein in das Gestrüpp, wieder vorgetrieben, ein Riesensprung über die Büsche der Lisiere — vorbei. Auch der Filou des Waldes, der rothaarige Meister Reineke, merkte die Gefahr hinter sich, vorsichtig lauschte der Spitzkopf mit den schlauen Lichtern hinter einer dicken Eiche hervor, dann sich drückend schlich er in den Begrenzungsgraben umher, einen Durchschlupf rekognoszierend. Dann — ein kühner Sprung — auch er verschwand. Der Schlaue mochte wohl schon längst gemerkt haben, daß nicht ihm, sondern anderem Wild unsere Streife galt.

Eine kurze Ruhe trat ein — da dumpfe Schläge bei der einen Vedette 100 Schritt von mir, ein Ringen, ein Durcheinander von Mensch und Tier — ein blaublusiger Mensch mit rotem Halstuch und Schlappmütze versuchte den beiden Ulanen zu entkommen.

Die Pferde hinter ihm her, niedergeworfen lag er am Boden, wimmernde, bittende, französische Laute, die bereit gehaltene Fouragierleine schlang sich um seine Arme — „der erste Gefangene!“

Und nun wurden es ihrer mehr, bald hier, bald da wiederholte sich die Szene, immer dasselbe Resultat. Elende, jämmerliche Kerle, nicht kühne, trotzige Freischärler, wie wir gedacht, waren es, die in der Stärke von 45 Mann schließlich zur Strecke gebracht wurden. Wahrscheinlich die Verführten, Dummen, die Rädelsführer, die Schlauen, hatten sich zur rechten Zeit zu retten gewußt, wie das ja fast immer geschieht. Als ich die Musterung der „Strecke“ vornahm und die in

zwei Gliedern aufmarschierten Jammerkerle mir ansah, da mußte ich mir sagen: „tant de bruit pour une omelette“, die Sorte da war nicht der Strapazen, der Anstrengungen wert, die wir ihretwegen an dem kalten Wintertage zu ertragen gehabt hatten.

Kaum des Strickes waren sie wert, diese verkommene Gesellschaft da, von der die französischen Zeitungen wagten, sie unserem Schillschen Korps, unseren Freischaren von 1812—13 an die Seite zu stellen, sie zu Helden zu stempeln! — Am liebsten hätte das Mitleid mit ihrer Jämmerlichkeit diese Elenden laufen lassen, und nur der Gedanke, daß doch auch unter ihnen einer oder der andere sei, der einen unserer Kameraden feig aus dem Hinterhalt erschossen hätte, hielt unsere Empörung wach.

„Guten Morgen, couleur.“ Unsere lieben Grünen traten aus dem Walde hervor; die Czakos schwenkend, die sie mit braunem Eichenlaub geschmückt hatten, riefen sie ihr frohes „Guten Morgen, Ulanen“ uns entgegen. Auch sie hatten noch zwölf Bassermannsche Gestalten gefesselt bei sich, auch ihre Entrüstung war groß über dieses Gesindel und lachend stimmten wir dem Hauptmann bei, der wütend rief: „Das war fürwahr der schlechteste Jagdtag seit zehn Jahren“.

Unser Streifzug an dem Tage war vollendet, das Resultat der übrigen Abteilungen ungefähr dem unseren gleich. Die Gesamtbande wurde noch abends an das Divisionskommando in Neufville abgeliefert. Nun, der Auditeur wird seine Freude an dem Volk gehabt haben! Ein direkter Indizienbeweis fehlte, keiner von ihnen war mit der Waffe in der Hand gefangen worden, ich glaube, man hat die ganze Gesellschaft später in der Festung Verdun ein paar Monat eingesperrt und dann laufen lassen. Wozu hätte man sie noch aufheben sollen? Ein komisches Nachspiel hatte die Sache. Am Tage darauf erhielt ich von meinem Divisionskommandeur einen launigen Brief. In ihm dankte er mir, daß ich ihm unter den Franctireurs auch seinen durchgebrannten Fourgonkutscher wieder eingefangen habe.

Der brave, etwas einfältige Mann hatte in dem Verdacht des Haferdiebstahls gestanden, war aus Furcht entlaufen, in die Wälder geraten und nun als französischer Franctireur mitgefangen worden.

Wie mag es dem Armen unter dem Gesindel da im Walde gegangen sein?!

* * *

Die Gegend hatten wir nun zwar vorübergehend gereinigt, aber der Franctireurschwindel war damit noch nicht vorbei. Immer von neuem kamen Meldungen über hinterlistige Anschläge und einzelne Meldereiter konnten kaum noch entsandt werden, es wurde auf sie einmal hier, einmal dort geschossen.

Da kam man bei dem Oberkommando auf einen neuen Gedanken. Ereignete sich in einer Gegend ein Attentat auf einen unserer Armee Angehörigen, so traf die Strafe die Ortschaft, welche jenem Vorfall am nächsten lag. Diese mußte dann eine Strafe event. Kaution zahlen, die in einzelnen Fällen bis zu 20000, ja 40000 Francs betrug. Man zog dadurch die Ortschaften gewissermaßen in die deutsche Interessensphäre hinein, machte sie zu persönlichen Gegnern der Franctireurbanden.

Mit der Zeit war es so weit gekommen, daß diese Banden keine schlimmeren Gegner hatten als die Städter, die Bauern selbst. — Man mußte es nur mit ansehen, wie diese Franctireurs hausten, wenn sie in größeren Mengen auftraten! Es war der reine Terrorismus, den sie den Besitzenden gegenüber ausübten.

Da wurde unter dem Deckmantel des Patriotismus geraubt und gestohlen, was sie nur irgendwie bekommen konnten, und wie manche Pendule, wie viele Flaschen aus den Weinkellern wurden nachher auf das Konto der deutschen „Räuber und Voleurs", wie die albernen Zeitungen uns nannten, gesetzt, die von ihren französischen Spitzbuben-Francvoleurs gestohlen worden waren.

Kein Wunder daher, daß die Ortschaften diese Banden vollständig satt hatten und sich gegen sie wehrten, wo sie nur konnten.

Und doch — wurde weiter franctiriert.

So auch hatten die Kerle am 7. November wieder in der Gegend von „Varennes" in den Wäldern auf unsere Patrouillen geschossen, wobei zwei unserer Leute geblieben waren.

Das forderte Rache. Die Stadt Varennes wurde zur Zahlung von 20000 Francs Strafe verurteilt.

Am 8. November früh erhielt ich den Befehl, diese Summe einzutreiben.

* * *

Derartige Exekutordienste waren im ganzen nicht gerade meine Passion, in diesem Falle jedoch bot mir die Sache eine angenehme Abwechselung in dem Abtreiben der Wälder. Morgens 8 Uhr brach ich mit der Eskadron nach dem beinahe drei Meilen entfernten Varennes auf.

Ein Eilmarsch brachte uns in der Zeit von $1^1/_2$ Stunden dahin. Ja, das war ein anderes Marschieren als in der Friedenszeit! Unsere Pferde strotzten infolge der meist doppelt requirierten Haferration an Kraft. Festes, dauerhaftes Muskelfleisch bedeckte ihre Lenden, nicht das schlappe Friedensfleisch, das dem Heu fast allein seinen Ursprung verdankt.

Da konnte man es erst merken, zu was ein preußischer Wallach fähig war.

Bald lag das im Schutz seiner Berge und Wälder so friedlich erscheinende Städtchen Varennes vor unseren Augen.

Ein Zug als Vortrupp ritt der Schwadron weit voraus, als wir uns auf einem hohen Chausseedamm den ersten Häusern näherten. — Da Schießen an der Tete. — Schnell galoppierte ich dem Avantgardezug nach.

Unser Anmarsch mochte verraten sein, ein aus vielleicht 50 Schreiern bestehender Volkshaufen hatte sich zusammengerottet. Doch mein Zugführer verstand keinen Spaß, ein langer, geschlossener Galopp, ein Chok, die Lanzen wurden als Prügel verwendet, rechts und links klopften sie auf die Köpfe der Schreier, wehklagend stürzten sich die Gamins in die Häuser hinein, der Eingang zur Stadt lag offen da.

Das erste bei einer solchen Maßregelung einer Stadt war stets die Gefangennahme des Maires.

Ein findiger, französisch sprechender Unteroffizier wurde mit einer Patrouille zu seiner Ergreifung ausgesandt. Bald erschien er mit dem Stadtoberhaupt, zwischen ihre Pferde hatten die Ulanen ihn genommen und kamen nun mit ihm an. Er war ein älterer, würdiger Herr; anfangs natürlich etwas erschreckt, gewann er bald seine Ruhe wieder und zeigte sich der Stellung würdig, zu der ihn seine Mitbürger erwählt hatten.

„Monsieur le maire“, redete ich ihn an, „ich habe den Befehl von der Stadt Varennes wegen der Ermordung zweier preußischer Soldaten, die durch Franctireurs am gestrigen Tage zwischen hier und Noyel, dicht vor den Thoren Ihrer Stadt stattgefunden hat, die Summe von 30000 Francs als Strafe zu erheben. Binnen zwei Stunden ist diese Summe in bar an mich gegen Quittung auf der Mairie zu zahlen. Das Geld wird in der Kasse der dritten Kavallerie-Division deponiert, tritt im Laufe des Feldzuges keine Wiederholung eines solchen Verbrechens in der Nähe ein, so wird der Stadt die Summe zurückgezahlt werden, anderenfalls verfällt dieselbe der preußischen Behörde.“

Ich kannte schon das Zetern und Bitten, das Feilschen und Handeln der Ortsvorstände in ähnlichen Fällen und hatte deshalb die Summe um ein Drittel erhöht, da konnte ich nachher generös nachgeben und doch den richtigen Betrag des Geldes später zur Abgabe bringen.

Wie ich gedacht, so geschah es. „O mon dieu, 30000 Francs nous n'avous pas du tout, du tout, c'est impossible.“ Mit diesen Worten begannen die Klagen. Flehend emporgehobene Hände, thränende Augen, der ganze phrasenreiche Wortschwall, alles Sachen, die dem Franzosen mehr als anderen Menschen stets zu Gebote stehen, wurden auch hier wieder an mich verschwendet. — Aber eben verschwendet. Lächelnd hörte ich ihm zu. — Als die Klagen aber gar kein Ende nehmen wollten, da wies ich auf den wohlhabenden Eindruck, den die Stadt machte, hin und sagte dem Maire: „Nun, wenn Neufville, die kleine Stadt, neulich 40000 Francs hat zahlen können, so wird Varennes, das halbmal größer ist, doch wohl imstande sein, 30000 Francs zu zahlen.“

Diese Worte erweckten die französische Eitelkeit. Genug, er begann die Möglichkeit der Zahlung einzuräumen, wollte den Magistrat zusammenberufen 2c. 2c., und als ich mich schließlich bereit erklärte, im Falle der Zahlung der Summe in einer Stunde, mich mit 20000 Francs begnügen zu wollen, und dem Maire klar machte, daß das Geld ja doch nur Kaution sei für ein gutes Verhalten der Stadt, da klärten sich seine Gesichtszüge und er versprach, das Seinige zu thun, um die Zahlung in der angegebenen Weise zu ermöglichen.

„O ces maudits franctireurs, ces scélérats“, begann er zu schimpfen; „was sollen wir noch thun gegen diese Unglücksmenschen?“ Mit diesen Worten trollte er sich und bat mich, in einer Stunde auf der Mairie zu erscheinen.

In der Mitte des Städtchens befand sich ein großer Marktplatz, ihn ließ ich absperren und rückte mit der Schwadron in die Mitte desselben, hier ließ ich absitzen; die Leute hatten bei den Pferden zu bleiben, so konnte ich abwarten, was weiter geschehen würde.

Patrouillen ritten die Straßen ab, fanden aber keine Gelegenheit weiter, einzuschreiten, die Stimmung der Bevölkerung schien sich beruhigt zu haben.

So erschien die Situation bei dem schönen Wetter des Tages auf diesem weiten, von freundlich ausschauenden Häusern umgebenen Platz inmitten der kleinen Stadt eine ganz gesicherte und friedliche, beinahe

wie wenn wir zu Hause, im lieben Deutschland, in einer Stadt ein rückten, um dort Quartiere zu beziehen. Nur mit dem Unterschiede, daß dort uns die freundlichen Wirte stets mit einem Frühstück entgegen zu treten pflegten.

Doch sollte diesem Zustande, um die Ähnlichkeit zu erhöhen, nicht auch hier abzuhelfen sein?

Pourquoi pas? Ich hatte mich dem Maire gegenüber in Bezug des Nachlassens der Forderung so anständig gezeigt. Sollte da nicht ein der Eskadron seitens der Stadt gegebenes Frühstück die Summe von 10000 Francs wert sein? Die Sache mußte durchgeführt, das Frühstück gewissermaßen als Agio gegeben werden.

Keine geeignetere Persönlichkeit fand sich zur Erreichung unserer Idee als — Gebbert, der so menschenkundige, in der Auswahl der Mittel so reichbegabte Leibkoch der Eskadron.

Er wurde vorgerufen, mit seiner Aufgabe bekannt gemacht, ihm die Ausführung ganz nach eigener Wahl überlassen und ihm nur eingeschärft, daß er die „Curés“ des Ortes, diese ihm gewöhnlich liebsten Proviantämter in einer Gemeinde, diesesmal verschonen möchte, es würden sich hier in dem wohlhabenden Orte wohl noch andere Hilfsquellen finden. Wozu die Geistlichkeit reizen, wenn es nicht nötig war.

Er verstand, listig erglänzten die blauen Augen, er wählte sich drei Ulanen als Begleiter aus, Herr Schwanz war natürlich einer von ihnen, und dahin gingen sie. Wunderbarerweise schlug er den Weg nach der Mairie, einem am anderen Ende des Platzes gelegenen großen Hause, ein.

Eine halbe Stunde war kaum vergangen, da näherte sich ein eigentümlicher Zug unserem Aufstellungsorte. Ein vierräderiger Leiterwagen, vor demselben gespannt sechs Männer in blauen Blusen und hängenden Zipfelmützen, unter denen ich zu meinem Erstaunen mehrere der ärgsten Schreier von vorhin erblickte, kam dahergefahren. Gebbert saß auf dem Wagen als Kutscher. Hinter ihm aber standen Körbe, gefüllt mit Schinken und Würsten, Butter und großen Weißbroten, und wieder andere Körbe mit Rotweinflaschen und dann auch solchen, aus denen Messer und Gabeln, ja sogar Teller und Servietten hervorsahen.

Und nun wurde abgeladen und ausgepackt. Es war völlig genügend für die ganze Schwadron, über 50 Weinflaschen, und Würste und Fleisch, daß ein jeder der Ulanen seinen Hunger stillen konnte.

„Aber Menschenkind", fragte ich Gebbert, „woher hast du denn in aller Welt das wieder so schnell herbekommen können?"

„Ja, Herr Rittmeister, ich bin gleich an die richtige Quelle gegangen, auf die Mairie; dort saßen die Väter der Stadt, wohl zehn würdige Herren, zusammen, die rechneten und zählten Geld und waren sehr geschäftig. Zu denen habe ich gesagt, der Herr Rittmeister wären schon sehr ungeduldig, die Herren hätten noch kein Frühstück für die Schwadron geschickt, und alle wären hungrig. Dabei habe ich denn etwas mit dem Säbel gerasselt, Schwanz hat seine bekannten wilden Augen gemacht, und Baumgart spielte mit seinem Revolver, und da war es denn auf einmal ganz wunderbar. Da lagen plötzlich drei Bons vor mir, einer gültig auf den Weinhändler da, und je einer gültig für einen Bäcker und Fleischer. Das Stadtsiegel war unter die Bons gedrückt und drei Unterschriften waren auch darauf. Da haben wir denn die Zettel genommen und sind zu den drei Stellen geeilt und — hier sind die Sachen."

„Als wir gerade die Körbe hertragen wollten", fuhr er fort, „da sah Schwanz auf einmal in der Menge der uns zuschauenden Franzosen ein paar Gesichter, die ihn heute früh bei dem Einmarsch geärgert, die am meisten geschrieen hätten. Da hat er sich die denn mit seiner Bärenkraft aus dem Haufen herausgegriffen und sie an den Wagen gespannt, vier andere fanden sich noch dazu, der Sechserzug war fertig. Er meinte, solch ein schuftiger Gamin dürfe nicht zusehen, wenn ein preußischer Ulan sich abquäle, und er hat sie auch ganz gut eingefahren, sie zogen famos."

Was sollte man zu diesem Polisson noch weiter sagen? Ich lobte Gebberts Pünktlichkeit und Findigkeit.

Dann wurde eine Verteilung der Frühstücksgaben vorgenommen, ein jeder Beritt empfing sein Quantum an Wein und Eßwaren. Und nun ging ein fröhliches Schmausen los, an dem auch wir Offiziere uns beteiligten.

Nach anderthalb Stunden lag die Kaution wohlgezählt, die 20000 Francs, vielfach in goldenen 20 Francsstücken auf der Mairie parat. Ich stellte dem Maire eine Quittung aus und requirierte einen Wagen zum Transport dieser Geldflotte, die wir sonst nicht hätten fortschaffen können.

Dann dankte ich dem Maire für seine Bemühungen und wir verließen die dem armen König Ludwig XVI. einst so verhängnisvolle

Stadt Varennes, in der er auf seiner Flucht von dem Pöbel gefangen genommen wurde, fröhlich und guten Humors, unsere Expedition war gut ausgefallen.

Die Ulanen aber sangen:

Wohl über die Mosel und über die Maas,
Durch das Elsaß und die Vogesen,
Ein Ritt von zehn Meilen, das ist ihm nur Spaß,
Sie führen langstielige Besen.
Wer sind sie, die blonden Gesellen? Sagt an:
„Der Schrecken von Frankreich: Der deutsche Ulan".

Er reitet durch Dörfer und Städte keck
Und klopft an des Rathauses Thore,
Heraus mit dem Gelde, mit Wurst und mit Speck,
Sonst nimmt man euch Herren beim Ohre.
Die bieten die Schlüssel der Städte ihm an,
Und er nimmt sie mit Lachen: „Der deutsche Ulan".

Drum frisch nur geritten in Frankreich hinein,
Zur Loire, zur Rhone, zum Meere,
Und zurück zum gesegneten deutschen Rhein
Als Sieger mit Wunden und Ehre.
Und fragt man: Wer hat das alles gethan?
„Der Schrecken von Frankreich: Der deutsche Ulan".

Ein kecker Husarenritt.

Von S. Steinberg.

Wer den bittern Ernst des Krieges aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, der weiß, daß Hunger und Durst, diese unausbleibliche Beigabe zu den Strapazen des Feldlebens, von deutschen Soldaten mit guter Laune ertragen werden. Wo aber der Humor im Kampfe mit den empfindsamen Entbehrungen unterliegt, da entscheidet allein die Erkenntnis, daß man sich dem Unvermeidlichen wohl oder übel fügen muß. Der andauernde Hunger thut freilich recht wehe, allein um ihn auf eigene Faust zu stillen, wird doch niemand ein ernstes Wagnis unternehmen. Ganz anders verhält es sich mit den kleinen „privaten" Bedürfnissen, an welchen der Soldat mit leidenschaftlicher Zähigkeit festhält.

Zwingt ihn nun die kriegerische Notwendigkeit zur Einstellung der süßen Gewohnheit, dann steigert sich sein Begehr danach immer mehr und reizt ihn zu den gefahrvollsten Unternehmen. Unter diesen kleinen, sehr schwer entbehrlichen Bedürfnissen spielt das Kräutchen Tabak die Hauptrolle. Die narkotischen Blätter in jeder Gestalt, vor allem Rauch- und Kautabak gewähren ein wunderbares Schutzmittel gegen Hunger und Durst, gegen alle Mühseligkeiten und Kriegsleiden. Selbst die heute noch im üblen Geruch stehende Liebesgabenzigarre von 1870/71 konnte die Rauchlust der deutschen Krieger nicht erschüttern. Ein glänzenderer Beweis für die Unerschrockenheit und Zähigkeit der leidenschaftlichen Raucher läßt sich nicht führen. Bei uns sogenannten „Fortschrittlern der Armee", die sich nicht erst mit langwierigen Belagerungen der Festungen beschäftigten, sondern frisch und fröhlich nach Husarenart ins Land hinein trabten, war die Sehnsucht nach der französischen Monopolzigarre ganz besonders rege. Zwar war sie nur klein und zierlich, aber immerhin geschmackvoll und pikant, genau so wie die jungen Jahrgänge der liebenswürdigen — — — aber bleiben wir lieber bei der zuverlässigen Pflanze, aus welcher die französische Tabaksverwaltung jene begehrlichen Dinger fertigt, um deren Erlangung wir Husaren oft den halben Pferdeschweif wagten. Im Sattel eines schnellfüßigen Pferdes läßt sich allerdings auch leicht ein kühnes Wagnis ausführen. Die nachfolgenden Zeilen wollen die wahrheitsgetreue Darstellung eines solchen zu schildern versuchen.

Zu einer Zeit, als unser schleswig-holsteinisches Husaren-Regiment Nr. 16 Rambouillet besetzt hielt und vollständig in Tabak und Zigarren abgebrannt war, ritten wir eines schönen Morgens auf der einsamen Landstraße dem Städtchen Eppernon entgegen. Das heißt zu gut deutsch: auf Rekognoszierung. — Genanntes Städtchen war feindlicherseits von zwei Kompagnien Mobilgarden besetzt, deren annähernd 1000 Mann starkes Gros eine halbe Stunde weiter rückwärts, an der Straße nach Dreux ein offenes Lager inne hatte. Die Art und Weise, wie diese aus allen Altersklassen schleunigst zusammengewürfelte Bürgertruppe ihre militärische Aufgabe zu lösen suchte, war für ausgediente Soldaten höchst ergötzlich. Es liegt uns wahrhaftig fern, die Thätigkeit dieser freiwilligen Vaterlandsverteidiger herabzusetzen, was sich aber diese „guten Leute" eigentlich unter „Kriegführung" gedacht haben, das mögen die Götter wissen. Eppernon, das Ziel unseres heutigen Rittes, war schon einmal von unserer Schwadron unter unserem unvergeßlichen Major v. Massonneau besetzt gewesen. Wir kannten somit das kleine Städtchen

mit seinen einfachen Straßenzügen so genau wie unsere Westentasche. In sorglos heiterer Stimmung ritten wir hinaus in die schmucklose, an unsere norddeutsche Heimat erinnernde Landschaft. Aus blauem, wolkenlosem Himmel strahlte der Sonnenglanz so verschwenderisch hernieder, als wolle er uns über die eintönige herbstliche Färbung der kahlen Felder hinwegtäuschen. — Das gewissenhafte Absuchen der vereinzelt liegenden Häuser und Gehöfte verlief überaus friedlich. Nicht einmal die treuen vierbeinigen Hauswächter unternahmen ihren pflichtschuldigen Versuch, die ländliche Ruhe zu stören. Die kleinen Kinder blickten so zutraulich und vergnügt auf die deutschen Reiter, als ob es nicht feindliche Husaren, sondern gute alte Bekannte seien, die gekommen, um mit ihnen zu scherzen. Mensch und Tiere, Feld und Flur, alles rings umher atmete tiefen Frieden. Nur wir fünf Husaren waren die Vertreter des grimmigen Krieges, in unseren Herzen wühlte die ungestillte Rache, wir lechzten nach Feindesblut? O! Gott bewahre, aber nach seinen Zigarren. War es nicht selbstverständlich, daß in dieser rauchbegierigen Stimmung ein teuflischer Plan zur Reife kam, dessen Gelingen einen herzerquickenden Doppelgenuß verhieß? Wer dachte noch an Gefahren, wenn es sich um eine Überraschung der Herrn Mobilgarden handelte, bei welcher möglicherweise einige der begehrenswerten Zigarren erbeutet werden konnten. Selbst unser verantwortungsvoller Gefreite willigte in das verlockende Unternehmen mit der drastischen, den niederdeutschen Gleichmut bezeichnenden Erklärung: „Se könnt mi jo gern dodscheeten, wenn ik bloß en paar Zigarren kreg". — Im Weiterreiten wurden alle Einzelheiten mit militärischer Gründlichkeit erwogen. Eppernon ist ein kleines, inmitten der fruchtbaren Ebene erbautes Ackerstädtchen, ohne jede Umrahmung und landschaftliches Gepräge. Am Eingange der Straße erheben sich zu beiden Seiten breite schmucklose Scheunen; dann folgen die zierlichen Wohnhäuser bis zum 1000 Schritt entfernten Mittelpunkt des Städtchens. Hier ist der Marktplatz mit der Mairie. In derselben Weise geht es in entgegengesetzter Richtung zum Thore hinaus. Außerdem zweigen noch ein par Straßen links und rechts ab, welche ebenfalls auf freies Feld führen. In einer dieser Nebenstraßen links vom Marktplatz war das staatliche Tabaksbureau errichtet. Durch frühere Patrouillen war festgestellt, daß sich das Wachtlokal der Mobilgarden in der unserer Seite zunächst liegenden Scheune befand. — Diese militärische Vorsicht war durchaus regelrecht. Die lästigen preußischen Husaren aus Rambouillet konnten eines schönen Tages ihren Besuch wiederholen. Wie wollten

sie dieselben aber dann zusammenpfeffern und heimsenden. Gewehre hatten sie doch genügend zur Hand und das bißchen Laden von hinten geht ja so leicht und schnell, das kann ja ein Kind. — Diese Wache mußte überrumpelt oder überlistet werden. — Solchen boshaften Gedanken im Herzen, ritten wir mit der Seelenruhe eines Kirchgängers dem Buen retiro unsere ahnungslosen Nachbarn entgegen. In gemessener Entfernung taucht das Städtchen vor uns auf, bald verkündet der leise Klang der Kirchenglocke die Mittagsstunde. Um nicht sofort bemerkt zu werden, reiten wir vorsichtig im Straßengraben. Alles ist still und lautlos. Tiefer Friede herrscht, soweit das Auge reicht. Das Wachkommando scheint verschwunden. Kein Posten, keine Wache, kein Mensch ist zu sehen. Vollständige Mittagsruhe in der Runde. — Der sogenannte Sommerweg führt bis ins Städtchen hinein. Dicht zusammenhaltend erreichten wir die Scheune. Das Wachtlokal ist geöffnet. Niemand ist drinnen. Nur die zusammengesetzten verlassenen Gewehre blinzeln uns so gemütlich an, als wollten sie sagen: „Nehmt uns mit, wir sind ja herrenlos". Fällt uns gar nicht ein, um ein halbes Dutzend schlecht geputzter Gewehre sind wir heute nicht gekommen. — Im scharfen Trabe geht's auf dem den Hufschlag dämpfenden Sommerweg an den alten Scheunen vorüber. Jetzt kommt eine Biegung der Straße. Der Sommerweg ist zu Ende, das Pflaster beginnt. Vorwärts die Straße hinauf! Vor uns liegt der Marktplatz. Wir kennen ihn als einen viereckigen, mit Sand bestreuten und mit kleinen Bäumen bepflanzten Platz, an welchem die gepflasterte Straße links vorbeiführt. Zwischen den Bäumen steht es gedrängt voll von buntfarbigen Uniformen. Der Hufschlag unserer Pferde hat die ahnungslosen Träger in dem Augenblick alarmiert, als sie mit dem Kochgeschirr in der Hand und der unzweideutigen Sehnsucht in den Augen zum Essenempfang bereit stehen. Sollen wir diese liebste aller Dienstverrichtungen ernstlich stören? Noch ist es Zeit für uns zur Umkehr! Warum nicht gar. Der Spaß ist zu köstlich. „Vorwärts! Vorwärts!" schallt es jauchzend aus allen Kehlen, „wi wöllt mal sehn, wat se kokt heft." — Hinein in den wie toll durcheinander wirbelnden Menschenknäuel mit fünf Pferden und schußbereitem Karabiner. Entsetzlich! — In wilder Verzweiflung drängen, stoßen und quetschen die bestürzten „Retter des Vaterlandes" zur Mairie hinein. Himmel! Dieser edle Wettstreit. Das Eingangsthor ist viel zu eng. Schreiend, schimpfend und fluchend schlagen sie sich im rasenden Getümmel mit dem Kochgeschirr um die Ohren. Jeder will zuerst den

schützenden Raum erreichen, das teure Ich in Sicherheit bringen. Immer näher kommt die gefürchtete Reiterschar, immer größer wird die Verzweiflung. Da . . . da . . . erschallt auch schon das Leibweh erzeugende Hurra — blitzen die Säbel zum Einhauen. Jetzt . . . Linksschwenkt! geht's an der Mairie vorbei. Linksschwenkt! In die kleine Nebenstraße hinein — bis zum Tabakladen. Halt! Abgesessen! Zwei Mann schwingen sich aus dem Sattel, stürmen ins Haus und kehren nach wenigen Sekunden mit den begehrenswerten Zigarren zurück. Aufgesessen! Trab! Und vorwärts geht's im eiligen Lauf die Straße hinüber — hinaus ins Freie. Bald sind wir in gleicher Höhe mit dem Wachlokal, das jetzt schlauerweise von dem beherzten Gegner besetzt ist. Wutentbrannt halten sie die Gewehre in Bereitschaft. — Den frechen Husaren wollen sie's schon heimzahlen. Sie müssen ja hier wieder vorüber. Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht. Jawohl, meine Herren! Das wäre jetzt euer größtes Vergnügen, deutsche Reiter aus sicherem Versteck heraus einfach niederknallen. Gesegnete Mahlzeit wünschen wir! Jetzt haben uns die Rächer erblickt. Zischend und heulend pfeifen uns ihre Geschosse verschwenderisch um die Ohren. — Jawohl, verehrte Mobilgarden, schießen ist leicht, aber sausende Reiter zu treffen, gar schwer. Das will erlernt sein. Eine Minute scharfen Galopp und wir sind kreuzfidel aus Schußweite. Warum nun noch so sehr eilen? Der Franzmann will ja nun Feuer zum Anstecken der Zigarren geben. Bald wirbelt uns der bestrickende Dampf der fränkischen Monopolerzeugnisse so erquickend und gemütlich um die Nase, als wäre es gar nicht ums Leben gegangen. — Mit einer unsäglichen Glückseligkeit betrachtet der führende Gefreite die duftende Beute, und von seinen Lippen tönt es im reizenden Gemisch von Ernst und Freude: „Dat is de scheunste Zigarre von der ganzen Welt — de will ik smöken, so lang ik lev". — Zwei Tage später wurde Eppernon von unserer Kavalleriebrigade, einer reitenden Batterie und zwei Kompagnien bayerischer Infanterie im ernsten Strauß genommen und gehalten. Noch spät in der Nacht haben wir mit unseren bayerischen Kameraden den Tabakladen gewissenhaft durchsucht, aber keine einzige Zigarre mehr gefunden. Dieses unerwartete Ergebnis entflammte einen bayerischen Unteroffizier zu dem drastischen Ausruf: „Sakramentnochamol . . . . . haben diese Spitzbuben „unsere" Zigarren g'schtohln".

Ein Tag in Passy.

Von Moritz von Berg.

Eine der angenehmsten Erinnerungen für mich aus kriegerischer Zeit ist der 8. Dezember 1870 in Passy.

Ich habe schon mancherlei, an verschiedenen Stellen, aus jener kalten Winterzeit erzählt, in der ich mit meiner Schwadron die Ehre hatte, gegen die Festung Abbeville Schleier zu bilden, damit unser Gros in Amiens in seiner Ruhe nicht gestört würde; von diesen an historischen Erinnerungen so interessanten Tagen aber erzählte ich noch nicht.

Wir wechselten in den Tagen fast täglich unsere Quartiere, teils um die Bevölkerung und infolge dessen den Feind, dessen Fäden doch trotz der Absperrung in die Dörfer hineinreichten, über unsere Stärke zu täuschen, teils um ihn in steter Unkenntnis über unseren Aufenthalt zu erhalten.

Was Verpflegung für Mann und Pferde anbelangt, standen wir uns auch nicht schlecht dabei, die Gegend war noch wenig ausrequiriert, und hatten wir es an einem Orte gut, so war es in dem nächsten vielleicht noch besser.

Das Angenehmste war, daß die Einwohner respektive die Besitzer der Güter und Schlösser in jener Gegend klugerweise nicht geflohen, sondern da geblieben waren. Infolge dessen fanden wir oft vollständig intakte, wohleingerichtete Haushaltungen vor, in denen wir gastfrei aufgenommen wurden. Bisweilen war es ja auch anders, desto mehr lernten wir aber die ersteren schätzen, und es ging uns nicht schlecht dabei.

Hatten wir viele Strapazen, nun, so war die Zeit der Ruhe dafür auch desto angenehmer.

Meine nettsten Erinnerungen aus jener Zeit sind mit einigen streng legitimistischen Familien verknüpft, die ich in der Gegend kennen lernte. Es waren teils Leute im vorgerückten Alter, die noch jene altfranzösische Erziehung durchgemacht hatten, welche einst fast sprichwörtlich in ihren Formen war, und dabei die Liebenswürdigkeit und die angenehme Konversation zeigten, die den französischen Esprit berühmt gemacht hat.

Andererseits standen uns die Menschen mit ihrer legitimistischen Anhänglichkeit an ihr altes Königshaus in ihren politischen Ansichten eigentlich viel näher als ihrer momentanen abenteuerlichen Regierung dort in Paris, vor allem aber näher als dem Throne des Parvenu Napoleon, den sie alle mit seinem ganzen Anhange geradezu haßten.

Wie oft habe ich von ihnen in jener Zeit den Wunsch aussprechen hören: „Wenn wir nun einmal unsere angestammten Könige nicht haben sollen, dann möge Ihr König uns einen Prinzen seines Hauses, peut-être le prince Frédéric-Charles, zum König geben. Unser Hauptverlangen ist ja nur die Autorität einer monarchischen Regierung mit einem kraftvollen Fürsten an der Spitze. — Nun, uns wäre die Erfüllung dieses Wunsches recht gewesen, nur der Prinz Friedrich Karl würde sich wohl ergebenst für diese Ehre bedankt haben.

Genug, die Menschen waren uns durchaus angenehm; dazu waren sie meist viel herumgekommen, hatten teils weite Reisen gemacht, teils waren sie als Legationssekretäre an deutschen Höfen bekannt geworden, kannten infolge dessen eine Menge von Menschen, und die Redensart von der im ganzen „so kleinen Welt" fand bei ihnen ihre Anwendung. Wie oft bildete dieses Kapitel mit ihnen einen unserer beliebtesten Gesprächsstoffe. Man speichert ja im Laufe der Jahre bei gutem Gedächtnis eine Menge von Namen und Geschichten auf, wenn man so in der Welt herumgekommen ist. Diese Gesellschaftsfäden verknüpfen sich miteinander, und gelangt man so dahin, daß wohin man kommt, es kaum einen Ort giebt, in dem man nicht die Beziehungen gemeinsamer Bekannter kultivieren kann. Ist einer hiezu nicht im stande, kann er nicht Gebrauch machen von diesem „Freimaurerzeichen" der guten Gesellschaft, dann kann man beinah sagen, er gehört nicht zu ihr. Und diese Gesellschaft fand ich fast in diesen vornehmen, alten Franzosen wieder.

Am besten hatte ich es, wie oben gesagt, am 8. Dezember in Passy getroffen. Schon am Tage vorher in Bovelles, wo ich bei einem liebenswürdigen Herrn des alten Regime, einem Monsieur du Bosne, nun sagen wir einmal, im Quartier gelegen hatte, war ich auf das liebenswürdige Haus in Passy aufmerksam gemacht worden. Monsieur du Bosne hatte mir mit schlauem Lächeln gesagt (sie hatten uns nämlich doch teilweise mit der Zeit dort erkannt und herausbekommen, daß die Besatzung immer nur die eine Schwadron sei), wenn wir einmal wieder in diese Gegend kämen, so möchte ich nicht versäumen, den Grafen von Passy aufzusuchen. Er hatte mir sogar ein paar freundliche Zeilen an

ihn mitgegeben. — Nun, am Tage darauf nahmen wir gleich die Gelegenheit wahr und zogen dort ein.

Es war ein vornehmer, alter Herrensitz, wie mir der Comte nachher erzählte, bereits 500 Jahre in dem Besitz seiner Familie, in den er durch eine Erbtochter eines Zweiges des großen Hauses Rohan gekommen sei. Vier große Türme flankierten das alte mächtige Schloß, zu dessen Eingangsthor eine große Auffahrt führte.

Kaum war ich in dem mir angewiesenen schönen Logierzimmer angekommen, als mir der Comte im schwarzen Gesellschaftsanzuge, geschmückt mit dem Ludwigskreuz, seinen Besuch machte. Es war ein vornehmer, alter Herr, Mitte der sechziger Jahre, bien conservé, tadellos angezogen von der hellen Halsbinde bis zu den spitzen Lackschuhen hinab. Er reichte mir freundlich die Hand, erwähnte bei der Begrüßung kein Wort von der kriegerischen Situation, sondern bat mich, mir es in seinem Hause wohl sein zu lassen, genug, begrüßte mich in so liebenswürdiger Weise, wie ich es in deutschen Landen kaum freundlicher hätte erwarten können. Er teilte mir mit, daß er Witwer sei, aber seine Schwester, die Duchesse de Crijon, bei ihm wohne, außerdem sein Sohn mit seiner Frau, einer gebornen Clermont-Tonnerre, zum Besuch im Schloß sich aufhalte.

Ich kann sagen, daß ich selten bei dem ersten Begegnen von einer Persönlichkeit so angeheimelt wurde, wie von diesem liebenswürdigen alten Herrn mit seinen grauen Haaren und dem grauen Backenbart, den er entgegengesetzt von der französischen Henri-quatre- oder Napoleonsweise ganz à l'anglais trug.

Nun hieß es denn, die Visite zu erwidern und den Damen meinen Besuch zu machen. Die Sache hatte etwas Lästiges für mich und meine zwei Offiziere, die ich mit aufs Schloß genommen hatte. Wie gern hätten wir uns möglichst fein gemacht. Eine Herzogin und außerdem noch eine schöne, junge Frau und dazu unser nachgerade schreckliches Kriegskostüm, die verschlissene Ulanka, die schweren Stiefel und der wilde Kriegsbart, das wollte uns gar nicht passen. Aber was half es; wir hatten nichts anderes und c'est la guerre. Wir ließen uns sorgfältig abbürsten, die Stiefel so glänzend wie möglich wichsen, das Haar wurde möglichst in eine salonmäßige Form gebracht, dann gingen wir zu den Damen hinunter.

Wir hatten uns nach Kräften fein gemacht, nur die umgeschnallte Tasche, aus der hinten der nie abgelegte Revolver heraussah, störte in etwas das Visitenkostüm.

* * *

Ein alter Kammerdiener im schwarzen Frack erbat im Vestibül unsere Namen und rief diese in den Salon hinein. Monsieur le Baron B., Monsieur de L., Monsieur de B. Wir traten nun in ein hohes, weites Gemach.

Alte Gobelins bedeckten die Wände, an denen einige Familienbilder an Schnüren hinabhingen, ein schwerer Brüsseler Teppich war über den ganzen Fußboden gebreitet, das gewohnte bric-à-brac auf den Tischen umher und vor dem Kamin eine Gruppe von sechs kleinen Sammtfauteuils mit einem länglichen Tisch in der Mitte. Der Comte kam uns entgegen und stellte uns seiner Schwester, der Herzogin, vor. Eine alte Dame von imposanter Figur, von einer Größe, die die Durchschnittsgröße der Damen überschritt, erhob sich ein wenig von ihrem Sitz vor dem glimmenden Kaminfeuer. Ihre Hände stützten sich dabei auf einen Stock mit silberner Krücke, sie reichte mir die Hand, auf die ich mich niederneigte, um sie zu küssen.

Die Dame hatte ein schmales, vornehmes Gesicht mit dunklen, fast schwarzen Augen, über denen sich ebenso dunkle Brauen wölbten. Ihr Haar aber war schneeweiß, zu einem hohen Chignon aufgetürmt, während an beiden Seiten des Gesichtes es zu runden Locken gedreht war. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck, als ob die Dame einst von besonderer Schönheit gewesen sei, die feine Nase, der kleine Mund, die dunklen Augen konnten noch jetzt für schön gelten, und der ganze Eindruck der etwa 65jährigen Frau war der einer gewinnenden Liebenswürdigkeit. Unser Gespräch wurde durch die Grüße und das Schreiben Monsieur du Bosnes eingeleitet, das ich der Duchesse übergab. Ich hatte nun schon seit Wochen vielfach in den Kreisen ihrer Bekannten in der Nähe gelebt, Beziehungen fanden sich, die, wie ich schon oben erwähnte, bis zu uns nach Deutschland reichten, genug, bald befanden wir uns in einer Causerie, die fast an unsere heimatlichen Verhältnisse erinnerte. Mit größtem Takt wurde auch von ihr eine jede Andeutung auf unser Verhältnis als Gegner des Landes vermieden, es war für uns eine wahre Freude, endlich einmal wieder ein Gespräch mit einer Dame des Salons führen zu können.

Und nun öffnete sich die schwere Portiere, der Sohn des Hauses mit der jungen Gräfin trat ein.

Monsieur du Bosne hatte mir bereits eine begeisterte Schilderung von der Schönheit der jungen Frau gemacht. Meine Erwartungen wurden bei ihrem Anblick noch weit übertroffen. Sie war eine echt französische

Schönheit, große, dunkle Augen sahen mir entgegen, feine Züge, ein Teint von der Weiße des Elfenbeines und doch rosigen Farben, ein kleiner, süßer Mund, genug, ein reizender Kopf, der auf dem schlanken, weißen Halse aus den üppigen Formen der Büste graziös hervorwuchs. Das schwarze Haar trug sie der Mode entgegen in einer breiten Flechte um die Stirn gelegt, was die Formen des kleinen, feinen Kopfes noch mehr hervorhob. Füge ich hinzu, daß die junge Frau uns ungezwungen die kleine Hand reichte, so wird man verstehen, daß ich von ihrem Anblick ganz bezaubert war. Sie war gekleidet in ein weißes Gewand von feinem Wollstoff, das in schlichten Falten an ihrer schlanken Figur herabfloß, und zierliche Füßchen kamen unter dem Saum desselben hervor, als sie an dem Kamin Platz nahm.

Ihr Gatte folgte ihr. Ich muß sagen, ein gewisses Vorurteil gegen alle jüngeren Herren Frankreichs auch aus dieser Gesellschaftsklasse hatte bis dahin von mir Besitz ergriffen. Alles, was ich bisher von ihnen gesehen, hatte mir einen blasierten, faden, verweichlichten und halb lebensmüden Eindruck gemacht. In dem jungen Grafen Passy fand ich eine sehr angenehme Ausnahme meiner bisherigen Beobachtungen. Er war ein frischer, impulsiver Mann, vielleicht von 30 Jahren, hochaufgeschossen, von schlanker, eleganter Figur, blondem Haar und Bart, der unter dem Kinn spitz zulief; seine blauen, großen Augen blickten frei in die Welt und hatten einen angenehmen, offenen, biederen Ausdruck. In seiner hellen, beinahe germanischen Erscheinung bot er zu seiner schönen, brünetten Frau einen in die Augen fallenden Gegensatz und unwillkürlich mußte man sich sagen: „Welch schönes, junges Paar!"

Auch er führte sich sehr liebenswürdig bei uns ein, und da ch er eine Zeitlang in Berlin der Gesandtschaft attachiert gewesen war, fanden sich auch mit ihm vielerlei Beziehungen und Anknüpfungspunkte, so daß uns die halbe Stunde bis zu dem Diner wie im Fluge verging.

Ich durfte die Herzogin zu Tisch führen und nahm an ihrer linken Seite in dem so schön dekorierten Speisesaal an dem großen Eßtisch Platz. Zu meiner Linken saß die junge Gräfin, und kann ich sagen, daß bei der angenehmen Konversation, die nun begann, ich kaum wußte, nach welcher Seite ich mich wenden sollte. Rechts die geistreiche Plauderei der Herzogin, links die reizende, anmutige, junge Frau, da war die Wahl schwer genug, und ich habe wohl selten ein angenehmeres, interessanteres, kleines Diner mitgemacht.

Nach französischer Sitte folgten uns die Damen nach Tisch in das

Zimmer des Grafen und nahmen mit uns in den kleinen um das Kamin herumgestellten Lehnstühlen Platz. Während uns der Graf eine Zigarre bot, verschmähten die Damen eine Zigarette nicht, und gar lieblich kräuselte sich der duftige, blaue Rauch von den rosigen Lippen der jungen Gräfin. Sie bot ein Bild der Grazie und Anmut, als sie so dasaß, die kleinen Füßchen auf das Gitter des Kamins gestellt, zwischendurch aus dem kleinen Mokkatäßchen den Kaffee schlürfend, der uns durch den alten Diener gereicht wurde.

Als wir so friedlich beisammen saßen, wer konnte da noch denken an Krieg und Kriegsgefahr? Es machte mir ordentlich einen eigentümlichen Eindruck, aus diesem Frieden des Salons Herrn von B. mit dem dienstlichen Auftrage der Posten- und Patrouillenrevision entsenden zu müssen. Aber was half es? Er mußte hinaus.

Und die Konversation ging weiter. Plötzlich fiel in sie das Rollen eines vorfahrenden Wagens hinein. „Ah, Monsieur du Bosne!“ mit diesem Ausruf begrüßte der Graf unseren lieben Bekannten vom vorigen Tage, der da plötzlich in unseren Kreis hineingeschneit kam. — „Voilà cher Baron, ich habe mich also nicht getäuscht, als ich Sie hier vermutete. Nun, wie gefällt es Ihnen hier“, flüsterte er mir zu, als er mir die Hand reichte. „O mehr als vorzüglich“, war meine leise gegebene Antwort, „das sind ja die reizendsten Menschen, die man sich denken kann, wie schwer wird es mir werden, von hier weiter zu ziehen!“

Er nahm in unserem Kreise Platz und unsere Unterhaltung ging weiter.

„Haben Sie schon von der Zeitungsnachricht gehört, lieber Graf, daß Napoleon sich zur Abreise von Wilhelmshöhe rüsten soll, und daß der roi Guillaume ihm die Reise nach England gestattet habe?“ „Schon jetzt“, erwiderte der Graf, „nach meinen Nachrichten halte ich das für sehr unwahrscheinlich.“

Es war das erstemal, daß der Name Napoleons in unserem Gespräch genannt wurde, und erwartungsvoll lauschte ich den Worten der so streng legitimistischen Gesellschaft, welche diesen Parvenu eigentlich gar nicht als ihren Fürsten anerkannt hatte, sondern bei ihren Reden von dem Könige immer unter diesem nur den Grafen von Chambord verstanden hatten. — Nun, wir hatten denn auch in den Stunden Gelegenheit, wieder mancherlei über Napoleon, Eugenie und das Leben des ganzen Hofes in Paris zu hören. „Eh bien, lieber du Bosne“, fiel die Herzogin ein, Sie kannten ja cet homme bereits zu einer Zeit, als er

noch nicht den Thron des heiligen Ludwig usurpiert hatte, bitte erzählen Sie uns doch einmal etwas aus jener Zeit, als Sie damals in Arenenberg waren, und wie Sie eigentlich dorthin gekommen sind."

„Sollte ich Ihnen, Madame, noch nie davon gesprochen haben? Ja, das war eine wunderbare Zeit für mich, und hätte ich damals nicht geahnt, daß der Mann einst l'empereur werden und unser schönes Frankreich so in das Elend bringen würde.

Nun, wenn Sie es wünschen, Madame la duchesse, will ich Ihnen aus dieser Zeit erzählen, und ich glaube", dabei verneigte er sich freundlich vor mir, „die Episode wird auch unsere jungen Feinde (oder darf ich sagen Freunde?) interessieren.

Aber, Frau Herzogin, wenn ich hier von meinen Erinnerungen spreche, so geschieht es nur in der Hoffnung, daß Sie, Madame, uns als Erwiderung auch einiges aus Ihren Erinnerungen erzählen werden, als Sie damals als dame de la cour bei der Königin Amalie, unserer letzten Königin, die schreckliche Zeit von 1848 mit erlebten." — Freundlich neigte die Herzogin das Haupt und sagte: „Sie wissen, wie traurig mich das macht, aber (mit dem Fächer auf uns zeigend) ich thue es gern, alles das ist so wenig bekannt, und ich als Augenzeugin habe den Sturz der Orleans ja miterlebt. Zuerst also Sie."

* * *

Und Monsieur du Bosne begann:

„Es ist nur eine kurze Zeit, welche ich damals in der Gegend von Arenenberg verlebte. Meine Mutter, wie Sie wissen, eine Gräfin Montmartin aus dem Elsaß, hatte sich damals, weil das Klima ihrer Gesundheit zuträglich war, in Ermatingen, dicht bei Arenenberg ein kleines Schlößchen erstanden, in dem sie im Verlauf der Sommermonate stets einige Wochen zuzubringen pflegte. Es war, glaube ich, so im Laufe des Jahres 1828 oder 1829, als ich den Prinzen Napoleon dort kennen lernte.

Seine Mutter, die dicke Königin Hortense, lebte damals in Arenenberg, mit ihr war meine Mutter bekannt geworden und, wie es denn so auf dem Lande zu gehen pflegt, meine Mutter hatte es nicht vermeiden können, daß sie auch öfters zu dem sogenannten Hofstaat der Königin in gewisse Beziehungen trat, ja diese auch bisweilen in unserem Hause weilte.

In dieser Zeit lernte ich auch die beiden Söhne Charles Louis und Louis Napoleon, besonders den ersteren, den nachherigen Kaiser,

kennen. Er kam damals öfters in unser Haus und war eine in der ganzen Gegend sehr bekannte Persönlichkeit.

„Er war auch beliebt in der dortigen Gegend, es mochte wohl auch der Ruhm des alten Napoleon sein, der dabei mitwirkte, und da man sagte, daß der Prinz sein Neffe war, so war die Sache erklärlich. So lernte ich denn auch den „vielgeliebten" Prinzen kennen; für mich war der geheimnisvolle, blasse, stille Mensch mit dem verschleierten Blick wie eine Sphinx, ein unheimliches Rätsel, und suchte ich mich möglichst von ihm zurückzuziehen. In seiner Begleitung befand sich damals ein bildschöner Maler Namens Cottrau. Welche Rolle der eigentlich im Schlosse zu Arenenberg spielte, ist zweifelhaft geblieben; damals war er der Konspirateur für die spätere Kaiserliche Majestät, er war es, der den Straßburger Putsch in Szene setzte, der so kläglich für Napoleon endete, daß man ihn in der Festung Ham gefangen setzte.

Von hier floh er bekanntlich in der Verkleidung eines Dachdeckers. Damals vermutete man sogar Cottrau unter dieser Maske, ob er es wirklich gewesen ist, wer kann es wissen? Jedenfalls war er ein bedeutender Mensch, dessen ganzes Bestreben dahin ging, die Napoleonslegende immer von neuem in das Gedächtnis des französischen Volkes zurückzurufen, den Namen Napoleon nicht vergessen zu lassen. Schon 1830 soll er Louis Napoleon veranlaßt haben, mit seinem Bruder an dem Aufstande in der Romagna teil zu nehmen, wobei bekanntlich dieser Bruder fiel. Er kannte seine Nation und lehrte seinen Schüler Napoleon, daß er der Menschen Phantasie stets beschäftigen müsse, um sein Ziel zu erreichen. — Als Napoleon es erreicht, Frankreichs Thron bestiegen hatte, wurde Cottrau von ihm irgendwo zum Präfekten gemacht. Aber man kennt ja die Dankbarkeit solcher Emporkömmlinge auf den Thronen! Ein faux pas für Cottrau fand sich, Napoleon ließ ihn fallen, der Lehrer war ihm unbequem geworden, der Macher hatte seine Schuldigkeit gethan — er konnte gehen. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht. Ich habe natürlich nie an die Jugendbekanntschaft mit dem Kaiser angeknüpft, wie er mir in der Jugend als rätselhafte, unheimliche Sphinx erschien, so ist er es auch für mich geblieben, eine Sphinx auf dem Kaiserthrone.

Das war mein Erlebnis aus der Jugendzeit."

„Nun aber bitte Ihre versprochene Erzählung. Sie würden mich und die anwesenden Herren gewiß besonders verpflichten, wenn Sie uns etwas aus Ihren Erlebnissen des Jahres 1848 schildern wollten, in dem das Königtum dieses unseres roi citoyen Louis

Philipp zu Ende ging. Man hat damals so wenig darüber gehört, bitte, erzählen Sie uns etwas davon."

* * *

„Nun, meine Herren, Sie wünschen es, so hören sie denn zu, auch du, meine liebe Gabriéle, kennst ja noch so wenig aus meinem Leben, auch dich wird das interessieren, worüber ich bisher noch so wenig geredet habe", sagte die Duchesse und legte liebkosend den Arm um die schöne Frau, sie zärtlich dabei an sich heranziehend.

„Wie vorhin du Bosne schon sagte, ward ich im Jahre 1843 dame de la cour bei der Königin Marie Amalie, der Frau unseres Königs Louis Philipp von Orleans.

Sie war die Tochter Ferdinands I., des Königs beider Sizilien, und mit dem Könige Philipp seit 1809 vermählt. Unser Vater, der Comte de Passy, war eine Zeit lang in sizilianischen Diensten gewesen, so war es gekommen, daß ich zu der Stellung einer Hofdame, späteren maréchale de la cour, bei der Königin gelangte.

Ich will die fünf Jahre übergehen, die ich in der Königin unmittelbarer Umgebung durchlebte, und nur von den Tagen erzählen, an denen die königliche Herrlichkeit zu Grunde ging, Louis Philipp als Flüchtling sein Land verlassen mußte.

Wie wenig dieser roi citoyen, wie er genannt wurde, durch sein Koquettieren mit dem Volke sich die Sympathien unseres Adels zu erwerben wußte, wissen wir alle; an dieser unglücklichen Neigung ist er denn auch zu Grunde gegangen. Er wußte es keinem recht zu machen, das undankbare Volk, dem er so viel von seiner königlichen Würde opferte, ließ ihn, immer mehr von ihm fordernd, schließlich fallen.

Es war am 29. Februar 1848 morgens. Die Revolution tobte in den Straßen von Paris, als das Frühstück in der Diana-Galerie für die königliche Familie serviert wurde. Die Mitglieder der Königsfamilie und ihre nächste Umgebung befanden sich in großer Aufregung und Angst, von weitem hörte man das dumpfe Geräusch der Gewehrsalven, und der Lärm der vor dem Schlosse befindlichen Truppen drang bis zu uns herein.

Die ganze königliche Familie befand sich in der Galerie um den König vereinigt. Zuerst Louis Philipp, der König selbst, damals bereits 75 Jahre alt, hatte er wenig Königliches in seinem Äußern, seine starke, etwas zum Embonpoint neigende Figur mit den dicken Backen, dem bartlosen Gesicht und einer gewissen Bonhomie in seinem Wesen glich

mehr einem braven Handwerksmeister, als dem Herrscher eines Reiches, wie unser Frankreich es ist. Entgegengesetzt seinen königlichen Vorfahren liebte er nichts weniger wie königlichen Prunk, hatte das ganze Zeremoniell mit all den verschiedenen Empfängen abgeschafft und sein Hauptvergnügen war es, wenn er mit seinem historischen roten Regenschirm auf den Straßen herumwandernd, für einen Bürger gehalten wurde. — Die Königin Amalie, meine hohe Herrin, damals auch bereits 66 Jahre alt, war in jeder Beziehung ein Gegensatz von ihrem Gemahl. Noch immer von wahrhaft majestätischer Erscheinung zeigte sie die Königin in jeder Bewegung. Schade, daß sie von zu schwachem, milden Charakter war, so konnte sie ihrem Gemahl nicht die Stütze sein, die sie bei anderer Artung wohl für ihn hätte abgeben können.

Viel eher hierzu geeignet war die Herzogin Helene, die Witwe des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Orleans, des Kronprinzen von Frankreich. Sie war die Tochter des Großherzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin und damals 34 Jahre alt, eine Fürstin, die ein anderes Schicksal verdient hätte, als ihr wurde. Von großer Energie und Willensstärke, hätte sie bei einem früheren Entschluß des Königs, abzudanken, eine bedeutende Rolle in der Geschichte spielen können. Sie wurde, als es leider zu spät war, vom Könige zur Regentin und Vormünderin ihres Sohnes, des Grafen Ludwig Philipp Albert von Paris, ernannt, konnte jedoch leider ihr Amt nicht antreten, da inzwischen das Volk die Familie Orleans für immer des Thrones verlustig erklärt hatte. Der Graf von Paris, zehn Jahre damals alt, dessen Erziehung in der Zeit mit mir übertragen war, zeigte von Jugend auf die Willensstärke seiner Mutter; er war ein aufgeweckter, lebhafter Knabe, mit dem ich später noch immer in Verbindung geblieben bin.

Sonst waren noch anwesend der Herzog von Chartres, der Bruder des Grafen von Paris, der Herzog von Nemours nebst seinen drei Söhnen, der Prinz von Joinville mit seiner schönen Frau, der Tochter des Kaisers von Brasilien, und der Prinz Henri, Herzog von Aumale, mit der Herzogin Karoline (die drei letzteren sind die Brüder des Königs, fügte die Duchesse mit einem Blick auf uns Fremde hinzu).

Der König Louis Philipp war an dem Morgen sichtlich erregt, hatte aber scheinbar noch keine Ahnung von der wirklichen Gefahr seiner Lage. Er, der unter einer Revolution aufgewachsen, durch die Revolution auf den Thron gelangt war, kannte die Schrecken einer solchen mit ihrer rapiden Geschwindigkeit trotzdem so wenig, daß er in dem Vertrauen

auf die Volkstümlichkeit seiner beiden neuernannten Minister Thiers und Barrot sich vollständig gesichert glaubte, trotzdem diese zwei Minister schon auf das jämmerlichste Fiasko gemacht hatten.

Man hatte am Frühstücktisch Platz genommen, als der Colonel Mercier, ein Offizier aus dem Generalstab, unerwartet eintrat. Er erst klärte den König über die ganze Gefahr der Lage auf. Das Volk hätte sich bereits des Stadthauses bemächtigt und würde jetzt bereits das Palais Royal genommen haben. Der Offizier fügte hinzu, der General Bedeau, der Kommandant der königlichen Truppen, hielte zwar noch den Concordienplatz besetzt, müsse aber dringend zur Flucht der königlichen Familie raten.

Es entstand auf diese Meldung hin eine im höchsten Grade aufgeregte Szene unter den Mitgliedern der königlichen Familie, es begann ein planloses Herumlaufen, Schreien und Toben in den königlichen Gemächern, wie es bisher bei der herrschenden Etikette ganz undenkbar gewesen wäre. Der Herzog von Aumale rief seinem königlichen Bruder zuerst das Wort zu „du mußt abdanken". Diesem Zuruf stellte sich die Prinzeß Helene entgegen. In wahrhaft majestätischer Haltung trat sie an den König heran und, die schöne Hand gegen den Herzog abwehrend erhebend, rief sie: „Jamais, c'était une infamie! Ziehen Sie die Uniform an, Majestät, setzen Sie sich an die Spitze Ihrer Truppen und begeistern Sie, Sire, die Massen durch Ihre Erscheinung, zeigen Sie sich als Held und König, fallen Sie aber in dem Kampfe, so sterben Sie für Ihre Ehre und Ihren Thron". Schöne, erhabene Worte, der stolzen mecklenburgischen Fürstentochter würdig. Wie verschieden waren sie von der Haltung der französischen Prinzen! Der alte, greise König aber war kein Held für diese Rolle. Zwar folgte er den Worten seiner Schwiegertochter, in der Generalsuniform mit dem großen Bande der Ehrenlegion bestieg er sein prächtig aufgezäumtes Pferd und ritt, gefolgt von seinem Bruder, dem Herzog von Nemours, auf den Concordienplatz. Als ihn aber dort die Nationalgarden anstatt mit dem Rufe „vive le roi" mit dem tosenden Geschrei „vive la réforme" empfingen, nahmen seine Züge einen tiefbekümmerten, hinfälligen Ausdruck an. Mit der angenommenen Haltung war es vorbei. Der Tumult wurde größer und größer und als nun die aufgeregten Nationalgarden näher zu ihm herandrängten und ihm „a bas le roi", „a bas le systeme" zuzurufen begannen, da wandte der König sich seufzend ab. Ohne zu seinen braven Linientruppen hinzureiten,

lenkte er, fast wie gebrochen im Sattel hängend, sein Pferd den Tuilerien zu. — Das war das Ende des Königreiches.

Bei seinem Eintritt in das Schloß wurde der König von einem großen Tumult empfangen, alle die Würdenträger des Thrones, die Mitglieder der königlichen Familie stürmten auf ihn ein, ein jeder schrie ihm einen anderen Rat, eine andere Maßregel zu, es war das Chaos, das dem Untergang eines führerlosen Schiffes vorauszugehen pflegt.

In diesen Tumult kam der Journalist Emile de Girardin hineingeeilt und rief, ein Plakat in der Hand haltend:

„Danken Sie ab, Sire, und verzichten Sie zu Gunsten Ihres Enkels auf den Thron unter der Regentschaft der Herzogin von Orleans, danken Sie ab, sonst ist es mit dem Königsthron für alle Zeit in Frankreich vorbei."

Noch schwankte der Greis, als aber der eigene Sohn, der neueingetretene Herzog von Montpensier, an ihn herantrat und in pietätloser Weise ihn am Arm zerrend gleichfalls sein „danken Sie sofort ab, Sire", da sank er wie gebrochen in die Arme der Königin, deren Arme ihn liebreich umschlangen und sagte: „Ich bin immer ein friedliebender Fürst gewesen: Gut! Ich danke ab."

Ein lauter Aufschrei der Königin: „O mon Louis, was willst du thun?" Sie warf die Arme um des Königs Hals, die Prinzeß von Orleans sank zu seinen Füßen nieder, umklammerte seine Beine und beschwor ihn, die Absicht aufzugeben. Auch mein kleiner Zögling, der Graf von Paris, stürzte in Thränen zu dem Großvater hin, noch nicht ahnend, daß dieser großväterliche Entschluß die Königskrone auf sein jugendliches Haupt setzen solle. Wir alle aber schluchzten, es war ein Bild tragischen Schmerzes.

Mitten in diese Jammerszene hinein fiel das Verlangen Girardins, der König solle seine Abdankung schriftlich geben, damit das Dokument dem Volke gezeigt werden könne; dabei legte er die bereits fertige Urkunde zurecht, rückte einen Stuhl zum Tisch und zwang dem Könige eine Feder in die Hand.

Langsam, mit lauter großen Buchstaben schrieb der König die verhängnisvollen Worte.

Inzwischen war das Gerücht dieses Schrittes aus dem Schlosse hinaus zu dem Oberbefehlshaber der treuen Linientruppen, dem General Bugeaud gedrungen, er konnte den Vorteil desselben nicht einsehen, da er nicht glaubte, das Gerücht würde der Revolution und ihrer Barrikaden

wegen in die Stadt dringen. Er drang in das Schloß und beschwor den König, von seinem Vorhaben abzustehen. Louis Philipp schwankte und wollte die Feder fortlegen. Abermals war es der eigene Sohn, der Herzog von Montpensier, der sie ihm fast gewaltsam in die Hand legte; da drang plötzlich ein anderer Offizier in das Schloß, und, einen Blick mit dem Herzog austauschend, schrie er: „Beeilen Sie sich, Sire, schon wird auf die Tuilerien geschossen".

Noch einmal erwachte da das Gefühl der Majestät in dem Könige, und empört über die ihn drängende Zumutung herrschte er den Offizier an: „Vergessen Sie nicht, mit wem Sie reden, man wird mir doch wohl Zeit lassen, ich kann's nicht schneller machen".

Endlich hatte er die Unterschrift vollzogen, langsam las es der König halblaut vor. Trotz der allgemeinen Erregung herrschte in diesem Augenblick eine fast lautlose Stille im Gemach, in das nur der Schall einzelner Schüsse von außen hineinfiel:

„Ich entsage dieser Krone, welche die Stimme der Nation mich zu tragen berufen hat, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große Aufgabe lösen, welche ihm heute zufällt.

Paris, den 24. Februar 1848. Louis Philippe."

Die Königin, außer sich vor Schmerz, rief händeringend aus: „Möge dein Enkel dir gleichen", und, zu den Umstehenden gewendet: „Sehen Sie, meine Herren, der König ist doch besser wie Sie alle".

Leider aber war dieser ganze Akt, diese ganze so schmerzliche Szene vollständig umsonst gewesen; als der Offizier die Urkunde dem General Girard da unten überbrachte — da war es längst zu spät. Ehe die Nachricht bekannt wurde, da war der Kordon des absperrenden Militärs von dem wutschnaubenden Pöbel durchbrochen worden, aux tuileries, aux tuileries — so erklang ein hundertfacher Schrei, die Truppen begannen auf das Schloß zurückzuweichen und besetzten das vor demselben befindliche große Gitter.

Nun war alles verloren, Flucht, schleunigste Flucht, das mußte jeder einsehen, war das einzige, letzte, um sich der Volkswut zu entziehen. Die Erinnerung an die Schreckenszeit der Revolution, an das Ende Ludwigs XVI. erwachte in den geängstigten Gemütern. Fort, fort aus Paris, wenn es noch möglich ist, das war der Ausruf eines jeden der wie außer sich durcheinander stürzenden Anwesenden.

In den Tuilerien war die Anarchie bereits ausgebrochen, alles

rannte wild durcheinander. Herren und Damen in seidenen und sammtenen Gewändern liefen umher, die Hofzeremonie mit ihrer Etikette war vergessen, alles stürzte, sich gegenseitig drängend und stoßend, in eiligster Hast die großen Treppen hinab, den königlichen Reisewagen entgegen, die aus den Ställen der Rue St. Thomas vorgefahren kamen.

In diesem Augenblick brachen die goldenen Gitter, ein Wutgeheul des Pöbels erschallte und ein Peletonfeuer wurde auf die Wagen eröffnet. Einzelne Pferde derselben stürzten, der Kutscher des königlichen Wagens fiel erschossen von seinem Bock herab, das Volk zwang die Kutscher, in die Remisen zurückzufahren.

Inzwischen hatte Louis Philipp Uniform und Degen abgelegt, die Königin hüllte ihn in einen einfachen braunen bürgerlichen Rock und setzte ihm einen Hut auf das greise Haupt.

„Meine Uhr, mein Portefeuille, wo ist mein Portefeuille?" rief der König; man reichte es ihm, während er noch ganz betrübt nach lauter Kleinigkeiten, die er mitnehmen wollte, im Zimmer herumsuchte.

Ich hatte meinen kleinen Zögling", so fuhr die Duchesse fort, „an mich herangezogen, um dem leise weinenden Knaben den Anblick dieser Trauerszene zu entziehen. Es machte mir der greise Mann dort, dessen Leben doch nur noch auf wenige Jahre berechnet war, einen zu entwürdigenden Eindruck. Dieser Mann, der soeben eine Krone aufgegeben hatte, der den Sturz seines ganzen königlichen Hauses vor sich sah, ihn da stehen zu sehen und das große Portefeuille an seine Brust drücken, das sein Vermögen in Dokumenten enthielt, das war so unköniglich, so unwürdig, daß in mir ein Ekel vor der Welt und ihrer Niedrigkeit, selbst auf den höchsten Stellen der Menschheit, entstand. Der Greis da hatte jetzt, während die Prinzessinnen laut weinten und jammerten, die hochherzige Prinzeß von Orleans aber am Fenster stehend, empörten Blickes auf die tigerartige Meute dort unten herabblickte, nur den einen Gedanken, fortzukommen, um sich und seine erbeuteten Millionen vor der Volkswut zu retten. Ein jämmerlich elender Ausgang dieser Regierung für alle Zeit. — Durch einen langen dunkeln Gang wurde der König mit uns in den nach hinten gelegenen Tuileriengarten geführt, zwei Kürassierschwadronen hielten dort zur Deckung der Flucht.

Von ihnen wurde unser Zug auf der Place de la Concorde geleitet, wo man einen Wagen zu finden hoffte. Teilweise war der Platz noch von den Truppen besetzt, aber das Volk war auch hier schon vorgedrungen. — Die Umgebung des Königs verkannte nicht die wachsende

Gefahr, das Volk flutete näher, wie leicht konnte eine Kugel den schwankenden Greis treffen! Vorwärts deshalb zu dem Obelisken, hier hielt ein elender, mit einem Pferde bespannter Fiaker. Der Ort war ominös genug, es war genau die Stelle, an der einst das Schaffot stand, der Kopf Louis' XVI. in den Sand rollte. Der König schauderte und eilte auf den elenden Wagen zu, er riß die Thüre desselben auf und fand ihn schon besetzt, die Prinzessin von Nemours hatte sich mit ihren Kindern hineingeworfen. „Wollt Ihr hinaus", so schrie der König in kindischer Angst und zerrte die wimmernden Frauen aus dem Wagen auf die Straße hinaus. Louis Philipp nahm mit Frau und Kindern in dem Wagen Platz. Ich schwang mich eiligst zu dem Kutscher auf den Bock. Vorwärts ging es. Da ertönte ein kreischendes Rufen aus dem Wagen heraus, der König schrie: „Halt! — Halt! — Mein Portefeuille, renvoyez mes papiers." Ein Herr Crémieux schob ihm die große Mappe, die kaum durch das Wagenfenster ging, nach. Befriedigt sank der König in seine Wagenecke zurück.

In einer halben Stunde waren wir, gedeckt von den treuen Kürassieren, in St. Cloud. Die übrigen Familienmitglieder folgten nach einigen Minuten in zwei ebenso elenden Fuhrwerken und kamen halb betäubt vor Entsetzen bei uns an; bei ihrer Abfahrt hatte der Pöbel einen Steinhagel auf ihre Wagen geschleudert.

Von dort ging die Flucht noch in der Nacht nach Dreux. Hier wollte Louis Philipp das weitere abwarten, noch immer glaubte er an das Fortbestehen seiner Dynastie, noch immer dachte er, daß seine Abdankung dem Enkel die Krone erhalten würde.

Der 26. Februar brachte ihm das Scheitern seiner Hoffnungen. Die tapfere Herzogin von Orleans hatte sich der Flucht nicht angeschlossen, sie hatte versucht, ihrem Sohne die Krone zu retten. Vergeblich, die Republik wurde proklamiert, eilige Fortsetzung der Flucht erschien dringend geboten. Auf verschiedenen Wegen erreichte der König und seine Familie die Küste der Normandie, um sich nach England einzuschiffen. Bei einem Comte Perthuis fand sie ein Asyl bis zur Abfahrt. Diese jedoch sollte noch verzögert werden, ein furchtbarer Orkan tobte noch drei Tage lang, die Überfahrt in einem kleinen Fahrzeuge erschien unmöglich.

Schließlich faßte der König den Entschluß, sich dreist nach Havre zu begeben und sich unter den Schutz Englands zu stellen.

Zwar wurde er von dem Volke bei seiner Einschiffung auf den

englischen Postdampfer erkannt, doch geschah kein Versuch, die unglücklichen Flüchtlinge aufzuhalten.

Am zweiten Tage landeten sie in New Haven, wo die Irrfahrten des greisen Paares ihr Ende fanden.

„Gott sei Dank, ich bin in Sicherheit", mit diesen Worten setzte der entthronte König der Franzosen seinen Fuß auf englischen Boden, unter dem Arme aber trug er die große Mappe mit seinen Millionen, die ihm wichtiger waren als sein aufgegebener Königsthron.

Drei Monate", so schloß die Duchesse ihre Erzählung, „habe ich noch bei dem Könige und seiner Familie in ihrem Exil ausgeharrt, dann bin ich hierher, in die Heimat, zurückgekehrt. Meine Sympathien für die Orleans, die nie groß waren, hatten durch die mitangesehenen Szenen sehr gelitten. Möge Gott uns in unserem Heinrich V., dem Grafen Chambord, dem letzten Bourbon, einen würdigeren Nachfolger dereinst schenken, als es dieser roi citoyen gewesen ist.

Mit der Herzogin von Orleans und mit deren Sohn dem Grafen von Paris, bin ich noch Jahre lang in Verbindung geblieben, schade, daß unserer tapferen königlichen Frau das Szepter der Regierung entrissen wurde, sie hätte es mit größerer Würde geführt als ihr königlicher Schwiegervater.

So, Messieurs, habe ich Ihnen meinem Versprechen gemäß, diesen miterlebten Akt der Geschichte erzählt. Viel Falsches ist seiner Zeit darüber in der Welt berichtet worden, suchen Sie die historischen Thatsachen zu vervollständigen, wenn Sie es einmal anders hören sollten. Eine der wenigen noch lebenden Augenzeugen hat Ihnen nach aufgezeichneten Daten davon erzählt; mir steht noch alles so vor Augen, als hätte ich es gestern erlebt. Ich glaube nicht, daß ein Orleans je wieder Frankreichs Thron besteigen wird, es ist eine kleinliche Familie."

* * *

Gespannt hatten wir den Worten der greisen Erzählerin gelauscht, es war uns, als hätten wir das Wehen des Engelsflügels der Weltgeschichte vernommen. Es war bereits spät geworden, die junge Gräfin mahnte zum Aufbruch, wir küßten den Damen die Hand und folgten dem Grafen, der uns in unsere Gemächer begleitete.

„Nicht wahr, ein interessantes Haus und ein interessanter Tag, meine Herren?" Das waren die Worte, mit denen ich meinen Offizieren gute Nacht sagte. „Schade, daß wir nicht morgen noch hier bleiben können."

Leider war es uns nicht vergönnt; noch in der Nacht kam eine Ordonnanz vom Stabe, die mir den Befehl brachte, am anderen Morgen mit der Schwadron nach Amiens zurückzukehren.

Vor unserem Aufbruch empfahlen wir uns dem liebenswürdigen Grafen und baten, unsere Grüße den Damen zu übermitteln. Leider haben wir die interessanten, vornehmen Leute während unseres Aufenthaltes im Norden nicht wiedergesehen.

Die Geschichte der Duchesse hatte ich mir noch an demselben Abend aufgezeichnet.

Dies ist sie.

Bei der Belagerung von Paris.

II.

„An Dusel."

Von B., ehemaligem 6er Jäger.

Sedan war längst vorüber und unser 6. bayerisches Jägerbataillon hatte auf dem Marsche nach Paris schon viele Tagemärsche hinter sich, als wir an die Seine bei Corbeil gelangten. Die Moblots hatten die steinerne Brücke zu sprengen versucht, hatten ihre Sache aber so schlecht gemacht, daß es unsern braven Pionieren eine Kleinigkeit gewesen war, dieselbe bald wieder in den Stand zu setzen. Mit klingendem Spiele marschierten wir durch Corbeil hindurch und hinüber in das benachbarte Essonnes, wo das Bataillon einquartiert wurde. Das Quartier war gut und nachdem innerhalb meiner Kochgesellschaft nach eingehender Beratung festgestellt worden war, daß es heute Zwiebelfleisch mit Jux — d. i. Kartoffelbrei — geben solle, richtete ich meinen äußeren Menschen etwas zusammen und beschloß, mir die Stadt Essonnes etwas anzusehen. — Es ist ein langgestrecktes „Heft", d. h. Gehöfte, und liegt an der Orleans—Pariser Landstraße, die Mitte des Ortes liegt im Kessel und südlich wie nördlich geht es bergan. Wandert man über den südlichen Berg, so führt die Straße über Fontainebleau — Fontanellblau hießen es unsere Leute — nach Orleans, über den nördlichen Berg geht es an Lonjumeau vorbei nach Paris. — Bei meinem jetzigen Spaziergang gelangte ich nicht so weit; denn als ich nach Verlassen des Quartiers auf der Straße mich südlich wendete, kam ich bald an ein Haus, das ein Schild mit den Worten „Epicerie, mercerie" aufwies und sonach einen Kaufmanns- oder Kramladen vorstellte. Die Thür des Ladens war halb offen und laute Worte tönten heraus, die mich bestimmten, anzuhalten und zuzusehen, was es da gäbe.

Ich schob die Thür noch etwas weiter auf und schaute in den tiefer gelegenen Ladenraum hinein. Vor dem Ladentisch stand ein mir wohlbekannter Jäger der 3. Kompagnie unseres Bataillons, der seines

großen roten Bartes halber der „rote Mayer" genannt wurde, ein sonst gutmütiger und braver Mensch, der aber jetzt fuchsteufelswild that, und hinter dem Ladentisch sprang ein kleiner schwarzer Franzose mit ängstlichen Gebärden herum. Beide schienen schon länger in Verhandlung miteinander zu stehen.

„So", hörte ich den Jäger sagen, „so, jetzt sag' ich dir's zum letztenmal, Franzos! A Salz möcht' ich, a Salz zum salzen!" und dabei machte mein braver Mayer mit den Fingern der ausgestreckten rechten Hand so deutlich als er vermochte die Bewegung des Salzstreuens.

„Oh mon dieu! je ne comprends pas, monsieur! Pas du tout, pas de comme ça!" tönt es vom Franzosen entgegen, und er mochte dieselben Worte wohl schon öfters gebraucht haben, denn:

„Wenn's d' jetzt nochmals kumsast und tütust, Franzos, nachher kriagst a Watsch'n, daß d' hinter dein Ladentischl vorkugelst!" erwiderte der brave Mayer; „i' weiß, daß d' a Salz hast, Franzos" — fuhr er fort — „und jetzt sag' i' dir's zum letztenmal: a Salz will i' — a Salz zum salzen!" und wieder begleitete die bezeichnete Handbewegung die fordernde Rede.

Als nun der Franzose seine vorherigen Beteuerungen wiederholte und ich's meinem rotbärtigen Kameraden wohl ansah, daß er jetzt bald zur That schreiten, d. h. dem Franzosen die angedrohte „Watsch'n" verabreichen werde, machte ich die Ladenthüre ganz auf und ging hinein, indem ich rief:

„Nun Mayer, was hast du denn mit dem Franzos?"

„Ja!" gab er Auskunft, „fixt es, der dumme Kerl hat a Salz, i' weiß's ganz g'wiß, und jetzt steh' i' bald a Viertelstund' da und verlang' immer a Salz zum salzen und glaubst, daß i's von dem derlangen könnt'? — Nix als tütuteln und kumsateln thut er, weißt, jetzt hab' i's aber satt, und wenn er's nöt gleich herthut, hau i' ihm a rechte 'runter!"

„No, sei nur gut!" beschwichtigte ich ihn und sagte zum Franzosen, der förmlich aufatmete und jetzt unserer Unterhaltung voll Interesse zuschaute: „Monsieur, ce brave voudrait du sel!"

„Mais oui! monsieur!" rief er auf, „avec beaucoup de plaisir! Bien des graces!" u. s. f., und dabei riß er eine große Papierdüte herab, verschwand halb unterm Ladentisch und kam gleich darauf mit der mit Salz gefüllten Düte wieder zum Vorschein, die er unserm Mayer mit den Worten: „Voici, monsieur!" graziös überreichte.

Der schaute sich das Gelieferte an, probierte es, indem er eine Prise davon in den Mund brachte, ob es auch wirklich Salz sei, und als die Probe zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, gab er diesem Gefühle auch Ausdruck mit den Worten: „Sixt's Franzos, daß d' Salz g'habt hast!" und mit dem Gruße: „bonschur, mussiö!" ging er hinaus.

Ich ihm nach und auf der Straße fragte ich: „Na, Mayer, zahlst du nöt?" „Ach gar!" erwiderte er; „weißt, dös Salz is a notwendig's Lebensmittel und da zahl' i' nix!" „So? Und wenn du sonst was von ei'm Franzosen brauchst, wann zahlst du nachher?" fragte ich, und: „Ja, weißt, wenn i' was brauch', nachher is notwendig und dann zahl' i' überhaupt nix!" belehrte mich der Gefragte.

„Aber Mayer", fuhr ich fort, „du solltest dir doch aufschreiben, was Salz auf französisch heißt, g'wiß hast du die andern Wörter auch aufg'schrieben!"

„Freilich", sagte er, und als ich ihn ersuchte, mir doch seine Aufschreibungen sehen zu lassen, fuhr er bereitwillig in seinen Brotsack und brachte ein arg abgegriffenes und ziemlich schmieriges Notizbüchlein heraus und reichte es mir hin. „Da schau's nur an, na wirst's gleich seh'n!" — Und als ich das Büchlein aufmachte, fand ich bald die treffenden Seiten. Da stand „dö la wiande" — das Fleisch; „dü wäng" — der Wein; „dü päng" — Brot; „tonnäh moa dü börr" . . .

So hatte er noch aufgeschrieben, was Milch, Käse, Suppe, Braten, Bettstatt hieß. Alle anderen Wörter fehlten in seinem Buche, ein deutliches Zeichen, wie wenig Ansprüche der Mann machte. Sein Fleiß gefiel mir.

„Nun, dann will ich dir doch auch 'neinschreiben, was Salz auf französisch heißt, warum hast jetzt grad das Wort Salz ausg'lassen?"

„Ja", tönte die Antwort, „wie soll mer denn glauben, daß a Franzos nöt wissen thut, was a Salz is?"

Ich nahm nun meinen Bleistift heraus und schrieb ganz schön und deutlich unter die andern Wörter du sel — das Salz, und belehrte noch meinen Kameraden, indem ich ihm sagte: „so, das spricht man ‚dü sel' und heißt das Salz".

„I' dank schön", sagte er, steckte sein Büchlein ein, und wir trennten uns.

Hättest ihm das Wort doch schreiben sollen wie man's spricht, dachte ich bei mir — ging aber auch meines Wegs weiter und kam gerade recht zum fertigen Essen wieder in mein Quartier.

Mehrere Wochen waren vergangen, als ich zufällig wieder vor Paris mit Mayer zusammentraf; denn im Feld draußen ist das Sich-treffen nicht so leicht wie in der Garnison. „Grüß Gott, Mayer!“ begrüßte ich ihn, „no, wie geht's dir denn!?“

„So“, sagte er, indem er mich so ein wenig von oben herab betrachtete, „so, du bist's! No, du wärst mir a der richtige Franzos! Jötzt hab i' scho' a paarmal ‚an Dusl‘ verlangt und kei' Mensch weiß, was dös is!“ — — —

* * *

In unserer Kompagnie hatten wir einen kleinen Schwarzkopf, einen braven und tüchtigen Jäger, der auch durch das gute Französisch, das er sprach, uns mancherlei Nutzen schaffte. Der hat vor Paris ein paar gute Aussprüche gethan, die wert sind, daß sie der Vergessenheit entzogen werden.

„Na, mit den Franzosen wird's noch alle Tage toller, nicht einmal auf Vorposten ist man seines Lebens sicher!“ klagte er dem ihn ablösenden Sekondejäger; und als eines Nachts alarmiert wurde, weil vor unserer Front sich ein großes Geschieße erhoben hatte, meinte er: „Das ist doch unbegreiflich von denen Franzosen, daß die nicht einmal bei der Nacht eine Ruh geben; wie leicht schießt man da einander ein Aug' aus.“

Französische Lügenberichte.

Mitgeteilt von Oberstlieutenant S.

Unter diesem Titel veröffentlichte das „Militär-Wochenblatt“ des Jahres 1870 eine Reihe von Nachrichten aus Pariser Tagesblättern und solchen der Departements, von Korrespondenzen französischer Bericht-erstatter an Zeitungen des Auslandes, Ballonbriefen aus der belagerten Hauptstadt u. s. w., welche zur Genüge zeigen, was alles den erregbaren und leichtgläubigen Franzosen aufgebunden werden konnte.

Einige dieser „Lügenberichte“ sind so merkwürdig, daß es sich wohl verlohnt, im 25. Gedächtnisjahre des großen Krieges sie in Erinnerung zu bringen.

So meldete der „Constitutionel“ am 21. August, daß auf dem

Marineministerium über England nachstehendes Telegramm eingelaufen sei: „Danzig bombardiert, die preußische Flotte genommen und besetzt. Beträchtliche Beute."

Als das Vordringen der Deutschen im Lande selbst sich auf die Dauer in Paris nicht mehr in Abrede steller ließ, begannen die Zeitungen das Publikum mit den ungeheuerlichen Verlusten des Gegners zu trösten.

So schrieb der „Camarade" vom 28. August: „Über die Verluste der deutschen Armee sind im Hauptquartier der II. Armee folgende authentische Daten eingetroffen: In den drei Tagen bei Metz wurden die nachstehend aufgeführten Regimenter beinahe aufgerieben. Es blieben übrig beim 7. Armeekorps vom 13. Infanterie-Regiment 1 Offizier, 18 Mann, vom 73. 3 Offiziere, 44 Mann, vom 27. 11 Offiziere, 8 Mann, vom 7. 2 Offiziere, 19 Mann, vom 15. 6 Offiziere, 12 Mann; beim 1. Armeekorps vom 10. Dragoner-Regiment 4 Offiziere, 18 Mann, vom 44. Infanterie-Regiment 11 Offiziere, 32 Mann, beim 10. Armeekorps vom 10. Infanterie-Regiment — 8 Mann." Der Berichterstatter fügte dieser Nachricht noch hinzu, daß von Preußen allein nach den bisherigen Verlusten rund 470000 Kinder zu versorgen seien!

Über die gefürchteten Ulanen erzählte das „Paris-Journal": Es giebt keine Ulanen-Regimenter. Die preußische Kavallerie umfaßt Kürassier-, Dragoner-, Husaren-Regimenter, keine Ulanen.

In den bisherigen Gefechten haben wir Angriffe von Kürassiers, Dragonern und Husaren, aber nicht von Ulanen erlebt. Was ist denn ein Ulan? So lange Preußen im Frieden lebt, sieht man keine Ulanen im Lande. Ist aber der Krieg erklärt, so strömen alsbald aus allen Himmelsgegenden pensionierte Kavallerie-Offiziere herbei, das heißt solche, die kein anderes Vermögen als ihre mäßige Pension besitzen. Sie melden sich zum Kommando von Reiterkorps, die sie auf eigene Kosten anwerben, ausrüsten und unterhalten.

Das sind die Ulanen! Der Ulan nimmt keinen Anteil an der Schlacht, gehorcht keinem General, fügt sich auch nicht in die Disziplin. Alle sind ohne Lebensberuf, ohne Unterhalt und haben ihre Sache auf nichts gestellt. Sofort nach Überschreitung der Grenze beginnt die Jagd.

Sie führen Krieg für ihre eigene Rechnung und behalten von rechtswegen, was Fortuna ihnen sendet. Die Ulanen sind mit einem Worte Korsaren zu Lande. Sie rauben bei uns, sie werden in ihrer Heimat rauben; Raub ist Bedingung ihrer Existenz. Deshalb löst man sie gleich nach Beendigung des Krieges auf.

Gelegentlich mag es unter ihnen einen Tapferen geben; im allgemeinen haben sie nichts als Räuberkühnheit."

Selbst als der Hunger sich in Paris recht fühlbar einstellte, konnten die Franzosen von ihren Rodomontaden nicht lassen.

In einem an eine belgische Zeitung gerichteten Ballonbriefe fand sich folgende Mitteilung über „eine der schrecklichsten und seltsamsten Episoden des großen Kampfes bei Paris am 2. Dezember":

„Ein preußisches Kavalleriekorps von 3500 bis 4000 Mann, aus Ulanen, Chasseurs und Lanciers zusammengesetzt, wurde gegen die Linien der französischen Infanterie vorgeworfen. Plötzlich wurden zwölf Mitrailleusen „demaskiert" und ließen eine solche Unzahl von Kugeln auf die Kavalleriemassen hageln, daß in wenigen Minuten sämtliche Reiter bis auf 200 bis 300, welche sich durch die Flucht retteten, niedergestreckt wurden. Alsdann stürzten sich nun Soldaten und Bürger auf die Wahlstatt und zerstückelten im Nu die gefallenen Pferde.

Diese Ausbeute allein hat genügt, die Stadt Paris mit frischem Fleisch bester Beschaffenheit auf mehr als eine Woche zu versehen."

Kriegsgefangen.

Ein Sohn der Wüste war's; der Franzmann rief
Zum Kampfe ihn an unsres Landes Grenzen;
Den Halbmond und ein silbern Amulett,
Ich sah's an seinem hagern Halse glänzen.

Die deutsche Faust, sie nahm gefangen ihn;
Ein tiefes Weh, es lag in seinen Zügen,
Schwer ging sein Odem, klopfend rang sein Herz,
Er mußte wohl im Todeskampfe liegen.

Ich stand an seinem Lager tief bewegt,
Sein Aug sah seltsam bittend nach dem meinen —
Die Sonne sank am fernen Horizont —
Er gab die Hand mir — und ich mußte weinen.

Nun rief er „Allah, Allah!" heftig aus,
Und faßte krampfhaft meine beiden Hände:
Tot sank er hin; es war sein letzt' Gebet —
Das war des armen Wüstensohnes Ende.

K. Friedrich.

König Wilhelm in Versailles.

Von Hauptmann a. D. Sch.

„Par ordre de l'autorité allemande les grandes eaux joueront aujourd'hui à une heure et demie", so lautete die kurze Botschaft, welche an einem Oktobervormittag im Jahre 1870 der öffentliche Ausrufer in der alten Königsstadt verkündete.

Ich folgte durch mehrere Straßen dem braven Ausrufer, welcher in so wirksamer Weise die Kunst Gutenbergs vergessen machte. Er trug eine Art städtische Uniform und hatte einen alten, schon etwas gebrechlichen Tambour zur Seite, eine Figur, unter der man sich etwa dasjenige vorstellen kann, was man daheim einen „Knickstiefel" nennt. Sein Kalbfell bearbeitete der Alte indes mit einer Energie, die über alles Lob erhaben war.

Er hatte vor den Preußen vielleicht schon bei Leipzig und Waterloo getrommelt und war in der Uebung.

An allen Straßenecken machte die wandelnde Zeitung Halt, und sobald der Trommelwirbel eine genügende Anzahl wißbegieriger Einwohner um den Ausrufer geschart hatte, erhob dieser seine Stimme, ein Organ, mit dem man bei der Oper sein Glück machen könnte, und rief: „Auf Befehl der deutschen Obrigkeit werden heute um halb 2 Uhr die großen Wasser springen!"

Die Hörer machten ganz zufriedene Gesichter; die Botschaft klang immer noch besser als etwa die Ankündigung neuer Truppenzüge.

Seit Beginn des Krieges waren die Wasser nicht gesprungen. Viele lachten und scherzten. „C'est pour le roi de Prusse", hieß es, „das müssen wir sehen."

In der That war um die festgesetzte Zeit eine ansehnliche Menge vor der Terrasse des Schlosses versammelt. Ein starker Nebel hatte vormittags über die Luft verfinstert, um Mittag brach das schönste Sonnenlicht durch und die springenden Wasser konnten sich in vollster Glorie präsentieren.

Der König war von sämtlichen, im Hauptquartier anwesenden Fürstlichkeiten, dem Kronprinzen, den Prinzen Karl und Adalbert, dem Prinzen Luitpold von Bayern, dem Herzog von Koburg u. a., vom

Grafen Bismarck, dem General von Moltke, allen Generalen, Adjutanten und Beamten des Hauptquartiers begleitet. Offiziere aller Grade und Soldaten schlossen sich der Suite an. Auch den Franzosen war es unbenommen, das Geleite zu geben, und sie thaten das im reichen Maße.

Der Zug bewegte sich zu Fuß durch den ganzen Park; die Führung hatte ein Herr in Zivil, welcher neben dem Könige einherschritt, wahrscheinlich der Gouverneur der Schlösser.

Die leutselige und ungezwungene Weise, in welcher sich der König unter der Menge bewegte, ohne Unterschied zwischen Freund und Feind, zwischen Deutschen und Franzosen, imponierte den letzteren in hohem Grade.

„Merkwürdig, man sieht keine Polizei", hörte man hie und da sagen. In der That, wenn Napoleon den Wasserkünsten die Ehre seines Besuches gewährte, so ging es anders her.

Ich erinnere mich eines solchen Besuches; es war im Jahre 1855, an einem der Tage des Glanzes, die das Kaisertum gehabt hat. Die Königin Viktoria war damals der Gast Louis Napoleons. Ihr zu Ehren sprangen in Versailles die Wasser und der Kaiser machte die Honneurs.

Das Publikum wurde in ehrerbietiger Entfernung gehalten, und die Fontänen sah man vor schwarzen Polizeidienern nicht.

Der Besieger Frankreichs trat einfacher auf. Er trug seinen dunkelgrauen Interimsrock, seine Feldmütze und kein Ordenszeichen. „C'est lui!" „Le voici!" „Voilà Guillaume!" „Quelle bonne mine!" „Quelle stature!" „Quel beau vieillard!" „Il est encore vert", so schwirrte es unabläſſig bei den Franzosen durcheinander.

Einige trieb die Neugierde bis auf die Baumäste, Frauen hoben ihre Kinder in die Höhe, um ihnen Guillaume zu zeigen.

Auf die Person des Königs scheint sich die Feindschaft der Franzosen nicht zu erstrecken und ebensowenig auf die des Kronprinzen, den jedermann in Versailles kennt.

Den König bezeichnen die Franzosen meist kurzweg mit „il". Er ist heute abend angekommen, er wohnt auf der Präfektur, haben Sie ihn schon gesehen? u. s. w. Nächst „il" kommt „Guillaume", dann „le roi", und am seltensten „le roi de Prusse".

Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß man hier schon viel häufiger das Wort „Allemand" anstatt den in Lothringen und der Champagne üblichen, den ganzen Franzosenhaß in sich schließenden Ausdruck „Prussien" anwendet.

Daß Bismarck und Moltke nächst dem Könige die am meisten An-

gestaunten waren, brauche ich nicht zu sagen. Der König endete seinen Gang an dem Bassin de Neptune, dem prächtigsten von allen, und bestieg mit dem Prinzen wieder den Wagen.

Die Haltung der Bewohner von Versailles mußte man im allgemeinen rühmend anerkennen. Sie fügten sich mit Würde in das Unmeidliche, hegten die aufrichtigsten Wünsche für die baldige Niederlage der Deutschen, suchten aber an dem einzelnen weder durch boshafte Kleinlichkeiten ihr Mütchen zu kühlen, wie die Landleute Lothringens und der Champagne, noch trugen sie, wie die Bewohner von Rheims und Nancy, jene ausgesuchte Höflichkeit zur Schau, welche darauf berechnet war, zu verletzen.

Der „Pour le Mérite“ für Unteroffiziere.

Von F. 62.

An einzelne Offiziere wurde auch 1870/71 der „Pour le Mérite-Orden verliehen. Es geschah dies in den seltenen Fällen, da das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse nicht mehr „auslangte“, d. h. schon erworben war.

Für Unteroffiziere stellten die ziemlich dünn gesäeten russischen Ordensdekorationen eine eigene Spezialauszeichnung dar.

Dann gab es aber doch auch eine wahre, d. h. rare Art von Pour le Mérite für Unteroffiziere, und zwar in Gestalt silberner Uhren, welche mit dem Bildnis des Allerhöchsten Kriegsherrn geschmückt waren. Letzterem hatte ein patriotischer Kaufmann eine Reihe solcher Uhren zur Verteilung an tapfere Krieger zur Verfügung gestellt. Auf jedes Armeekorps entfiel nicht mehr als ein Exemplar. Se. Majestät hatte bestimmt, daß jedes Korps einen durch eine hervorragende Waffenthat ausgezeichneten Unteroffizier in Vorschlag zu bringen habe. Le brave des braves unter einigen Tausend sollte die Uhr haben. An Rarität stand also diese Auszeichnung dem Pour le Mérite-Orden in nichts nach. Beim Schlesischen Korps wurde der neue Pour le Mérite in Uhrform dem Feldwebel unserer Kompagnie zuerkannt. Wofür? Das kann ich erzählen.

Henschel war im Frieden der älteste Sergent, der beste Schütze und Bajonettierer der Kompagnie gewesen. Die Mobilmachung hatte ihn

zum Feldwebel befördert — wie mich zum Kompagnieführer. Nur währte bei mir die Herrlichkeit nicht lange, nur die wenigen Tage, welche der Kompagniechef brauchte, seine Kompagnie beim Lehrbataillon aufzulösen und zur alten Garnison zu reisen. Für den Wunsch, in der für einen 21jährigen Lieutenant ephemeren Würde als Kompagnieführer eine rührige Thätigkeit zu entwickeln, fand sich seltsamerweise gar kein Feld. Niemals hat die Mittagsparole kürzere Zeit gedauert; nach einigen Minuten ging man schon wieder auseinander. Mit Staunen sah man die Mobilmachung wie am Schnürchen sich abwickeln. Doch es heißt ja „Kaum gedacht, wird der Lust ein End' gemacht". In Gestalt eines Telegrammes war ein Schicksalsschlag auf mich niedergesaust: ich war als der älteste meines Jahrganges nachträglich zur Landwehr geschmettert. Was nützte es, daß man zum Oberst stürmte und ihm erregt weiß Gott was für triftige Gründe vortrug, daß es ohne einen im Felde nicht gehen möchte. Die anderen Leidensgefährten sind auch schon dagewesen und haben dasselbe gesagt, das war der ganze magere Trost gewesen, der mir zu teil ward. Still und stumm, wie ausgestoßen, saß man im Kreise der glücklicheren Feldkameraden. Der Champagner schmeckte nicht mehr. 1866 war ein Lieutenant von seinem Kommando zum Kadettenkorps ins Feld zum Regiment desertiert, und das hatte ihm weder den Kragen gekostet, noch war er zurückgeschickt worden. Also warum nicht nach diesem Muster verfahren, wenn das Regiment ausrückt? Einfach zur nahen Grenze auskratzen, via Wien in die Schweiz reisen und sich von dort aus freundlich-ergebenst zum Regiment heranschlängeln. Über solchen Spezial-Feldzugsplänen grübelnd, saß ich eines Tages vor meinem Schreibtisch. Trochus „l'Armée Française en 1867" hatte ich beiseite geschoben, ich hatte das Werk bald nach seinem Erscheinen schon einmal durchstudiert. Daß das Studium nichts schadet, habe ich — nebenbei bemerkt — an mir noch im selbigen Jahre erfahren. Trochu spricht davon, daß der französische Soldat bei allem Elan wie kein anderer plötzlichem Stimmungswechsel unterworfen ist. Der Ruf: „nous sommes coupés! nous sommes trahis!" zumal bringt oft einen solchen Umschlag hervor und findet meist bald in dem verhängnisvollen „sauve qui peut!" sein Echo. Ich konstruierte mir hiernach den Zuruf: „Vous êtes coupés! A bas les armes!" und dann aber auch Gelegenheiten ihn loszulassen. Ein solcher Zuruf, natürlich aus nächster Nähe von seitwärts in der Dunkelheit, bringt auch einen beherzten Gegner zum Stutzen, und dieser Moment ist kostbar. Was nützte mir nun aber mein

Kriegsstudium, wenn ich zur Landwehr sollte? So trübe hinbrütend fiel mein Blick auf ein paar Würfel, die gelegentlich als Wachutensilien auf dem Donjon zur Kreierung einer „lustigen Sieben" gedient hatten. Ist denn gar keine Hoffnung, daß du noch mitkommst? Fragen wir die Würfel, sieben bedeutet: ja. Die Würfel rollen, richtig: sieben. Und kommst du auch gesund zurück? Der Würfel rollt: wieder sieben. Nun fehlt mir noch das Eiserne Kreuz, wie steht es damit? Zum drittenmal: sieben. Der Soldat darf ja ein bißchen abergläubisch sein, Napoleon war es auch. Es litt mich nicht länger daheim; kaum auf der Straße, erscholl vom Ringe her Militärmusik. Es war unsere Kapelle, welche die Fußartilleriekompagnien eingeholt hatte, die vom Schießplatz her in Eilmärschen zur Garnison in der Gebirgsfestung heimgekehrt waren. Ich wollte die Kameraden begrüßen. Da eilt mir schon Lieutenant N...., mein Altersgenosse im Regiment, entgegen mit dem Rufe: „Telegramm von der Brigade oder Division, du gehst mit. Gratuliere!" Punkt eins der Würfelprophezeiung war also glücklich in Erfüllung gegangen! Auch mit Punkt drei (zu Weihnachten) und Punkt zwei klappte es.

Der Befehl von oben, der mich ins Feld wies, wo doch Unglücksfälle aller Art, namentlich durch umherfliegendes Blei und Eisen, eigentlich an der Tagesordnung sind, ward gerade mein Heil. Lieutenant W. vom Jahrgang vor dem meinigen war bei der Landwehr belassen. Ihm, dem gediegenen Manne, hätte ich mich sicherlich bei der Landwehr, der übrigen bekannten Kameraden beraubt, noch enger als vordem angeschlossen und so aller Wahrscheinlichkeit nach dessen tragisches Schicksal geteilt.

In den ersten Septembertagen nämlich gelangte die Nachricht von der Katastrophe ans Regiment. Das Telegramm enthielt die Schlagworte: Wilhelmshafen — Bootfahrt — Torpedo. Es war der erste Verlust, der unser Offizierskorps traf. Die Nachricht machte einen eigenen, tiefen Eindruck. Ein Daheimgebliebener war einer mörderischen Kriegswaffe auf fröhlicher Wasserfahrt zum Opfer gefallen.

Mich trieb es, die soeben gehörte erlösende frohe Botschaft: „Du darfst mit!" stracks bei der Kompagnie bekannt zu geben. Selten habe ich eine überwältigendere Freude erlebt. Nur einmal noch, mehrere Monate später vor Paris, mußte ich mir, partout nüchtern, doch sagen: jetzt heißt es, sich nicht die kalte Überlegung rauben zu lassen. Auf den Ruf des Unteroffiziers Hausdorf: „Unser Lieutenant ist wieder da!" hatte mir, dem von einer verzweifelt riskierten Rekognoszierungs-Extra-

tour im Finstern glücklich Zurückgekehrten, mein im Schnellfeuer stehender Schützenzug ein schallendes Hurra dargebracht.

In einem für die offene Straße gar nicht mehr recht ziemlichen Sturmlauf eilte ich also zur Kaserne. Der Feldwebel teilte meine Freude, daß so neben dem Hauptmann doch wenigstens einer der alten Kompagnieoffiziere bei der Truppe verbliebe.

War ich glücklich, gleich mit ins Feld ziehen zu dürfen, so setzte mich das, was ich einige Tage darauf sah, in ein nichts weniger als angenehmes Erstaunen. Es sollten noch einige Mann an das Ersatzbataillon abgegeben werden. Auf die Aufforderung des Hauptmanns an die auf der „Käseschnitte" versammelte Kompagnie, wer sich nicht ganz gesund, den Strapazen nicht recht gewachsen fühlte, solle vortreten, stand mit einemmale ein ganzes Rudel vor der Front. Der Anblick wirkte ermutigend. Immer noch ein Nachzügler drängte sich in die lange Linie. Die Auswahl war leicht zu treffen. Von den übrigen flog einer nach dem andern mit Schimpf und Schande in die Front zurück, die Klugen drückten sich, ehe sie mit der Exekution an die Reihe kamen. Das war ein häßliches Bild gewesen, aber es muß gesagt sein: im Verlaufe des ganzen Feldzuges fand sich kein Pendant dazu.

Doch die Erinnerung daran, daß ich es damals schon, als Sergent Henschel den Feldwebeldegen anlegte, zum Quasi-Kompagnieführer gebracht habe, hat mich davon abgelenkt, von meinen Helden zu erzählen.

Feldwebel Henschel füllte seinen neuen Posten voll und ganz aus. Sein Platz auf den Märschen, wie der meinige als Führer des Schützenzuges, war an der Queue der Kompagnie.

Die Aufgabe, die Maroden vorwärts zu schergen, ist wirklich weder leicht noch angenehm. Gut, daß ich ihn den strammen alten Soldaten, den ich durch das damals neue Heilmittel: Restitutionsfluid von seinem Rheumatismus erlöst hatte, stets zur Seite wußte. Das Geschäft, welches wir betrieben, erheischt eigentlich eine Bulldoggennatur. Längere Zeit täglich betrieben, wirkt es verhärtend aufs Gemüt. Wer sich zum Umfallen noch erst ein Plätzchen im Schatten am Wege aussuchte, galt dem Feldwebel als evidenter Simulant. Die Schar der kleinen Sünder stellte das Kontingent für die Kantonnements-Wachen. Schließlich war man in der Marschdisziplin so weit, daß auch die, welche mit Erlaubnis austraten, eine Wache als Denkzettel aufnotiert bekamen. Auf der Quartierwache fanden sie sich mit den „rohen Obstessern" zusammen.

Nur in einer Sache wußte sich die Kompagniemutter ganz und gar nicht den Beifall des Chefs zu erwerben, das war die Aussprache der französischen Ortsnamen, die in den Befehlen vorkamen. Keine subtile Belehrung schlug an. Es ging nun einmal dem ehrlichen Sinne des Rotbartes gegen den Strich, z. B. Versailles anders zu sprechen, als es geschrieben dasteht. Die Großartigkeit und der Nimbus der Weltstadt vor uns ließ ihn absolut kalt. „Das große Dorf" benamste er schlechtweg Paris, dieses „Herz der Welt" Victor Hugos. Nichts in ganz Frankreich imponierte ihm oder gefiel ihm gar. Wir Offiziere hatten unser Vergnügen an seinen trockenen Bemerkungen und seinem unerschütterlichen Gleichmut. Ein richtiger Soldat, wie so ein Grognard der alten Garde.

Das Gefecht am 29. November um l'Hay war eigentlich schon zu Ende, wenigstens auf .der ganzen Front entschieden, als bei meinem Zuge am rechten Flügel der Hauptmann und mit ihm der Feldwebel erschien. Ich rapportierte die geringe Verlustziffer.

Die Frage, ob ich den Befehl zur Wiedernahme der vorderen Stellung am Damm rechtzeitig erhalten habe, mußte ich verneinen. Meine erste Meldung, so erfuhr ich jetzt, war prompt eingelangt. Sie besagte, daß die von einem Halbzug des anderen Regiments gestellte Feldwacht die vordere Dammstellung schon geräumt habe, und ich die zweite Stellung an der Mauer halte. In dieser Stellung hatte mich der sofort eben auf Grund meiner Meldung expedierte Befehl: um jeden Preis die vordere Dammstellung wieder zu nehmen — nicht mehr angetroffen. An Stelle einer zweiten Meldung hatte ich von dem wiedergenommenen Damme her eine Portion Gefangener geschickt. Bald darauf war übrigens auch von. dem in anderer Richtung vorgesendeten Zuge des Lieutenants P. ein Trupp Gefangener eingetroffen.

Die feindliche Feldbatterie, welche, seitdem es Tag geworden war, ein wohlgezieltes Schrapnellfeuer gegen die den rechten Flügel der Gesamtposition bildende Dammstellung lange unterhalten hatte, war z. Z. verstummt. Nur vereinzelte Chassepotschüsse gemahnen noch zur Vorsicht.

Das gegen die Hautes Bruyères und Villejuif hin sanft ansteigende Gelände gewährte freie Übersicht. Soviel zur allgemeinen Situation an unserem Flügel.

Ein an der jenseitigen Dammböschung liegender Verwundeter, ein Franzose, schrie fortgesetzt jämmerlich. Ich wollte ihm helfen, ihn herüberziehen hinter den schützenden Damm, aber kaum zeigte ich mich

drüben in ganzer Figurscheibe, als diese ganze Figurscheibe soviel Chassepots losgehen ließ, daß der Hauptmann mich zurückrief und meine vorzeitige Samariterei eine Thorheit nannte. Die „Nase" war mir immerhin lieber als ein Denkzettel gröberer Art von französischer Seite her. Man beobachtet aufmerksam, was drüben vorgeht. Soweit das Auge reichte, war nirgends ein aufrechtstehender Franzose zu erblicken. Von einer geschlossenen oder auch nur geordneten feindlichen Truppe war auch mit Krimstecher am ganzen Horizont nichts zu endecken. Das Gefecht lag ersichtlich in den letzten Zügen. Die Feldbatterie drüben war inzwischen nach Villejuif hin abgefahren. — Dafür gewahrt man schon Wagen mit dem Genfer Kreuz. Verdächtig weit werden sie vorgeführt, vermutlich, um die zwischen den Verwundeten verstreute große Zahl Unverwundeter zu decken. Die Zeit drängte. Ich erlaubte mir, den Hauptmann darauf aufmerksam zu machen, daß im Felde vor uns noch eine Menge Unverwundeter liegen müsse, jene Schar, die bei unserem Angriff sich vorher am Damme zusammengeballt hatte, und dann mit einem Male wie ein Schwarm Rebhühner auseinandergestoben war. Ich bat um die Erlaubnis, vorgehen zu dürfen, und erhielt sie, wenn auch ungern. Ich rief nur „Patrouille vor" und setzte über den Damm. Es war ein taktischer Fehler, den ich da beging. Richtig wäre es gewesen, meinen Zug vorerst zu sammeln, den einen Halbzug als Kette vorauszusenden, mit dem Auftrag, schnell Terrain zu gewinnen und jeden Widerstand niederzuschlagen, und den anderen Halbzug als zweite Schwarmlinie folgen zu lassen. Letzteren mit dem Auftrag, die Gefangenen zurückzuführen und auch allen Verwundeten die Gewehre abzunehmen. An letzteres gemahnte ich allerdings die mir folgenden Leute. Es war bekannt geworden, daß die Franzosen oft, wenn auch verwundet, noch dreingeschossen hatten, selbst in den Rücken von Abteilungen, die über sie hinweggegangen.

Nun hatte ich allerdings nicht geahnt, daß das Feld so unheimlich dicht mit Feinden übersät sei! Die Hatz beginnt.

Neben mir stürzt der Kompagnie-Theologe, aber zu seinem Glück, denn in dem Moment pfeift eine Kugel über ihn, über den vorn als Annäherungshindernis gespannten niedrigen Drahtzaun. Ein Franzose, anscheinend verwundet, hat sich in den Draht verwickelt und kann sich nicht erheben. Man hat keine Zeit, sich bei den Verwundeten aufzuhalten, ich für meine Person begnüge mich, ihnen die Gewehre aus der Hand zu nehmen und wegzuschleudern. Von den Leuten, die mir gefolgt sind, schleppen ein-

zelne schon schwere Bündel Gewehre zurück. Andere verschwinden mit einem aufgelesenen Gefangenen wieder hinter dem Damm, wieder andere, die später sich zum Vorgehen entschlossen, sind noch weit zurück. Doch in gleicher Höhe mit mir, weiter rechts, sehe ich Feldwebel Henschel ohne sich aufzuhalten, munter vorpürschen. Bravo! Er ist also auch dem Hauptmann nach vorn durchgegangen, er will seinen Teil haben am Gefecht.

Vor mir springt ein Franzose auf und sucht zu entkommen. Ich setze ihm nach mit vorgehaltenem Revolver. Mein wiederholter Zuruf: „Halt! ou je tire!" bewirkt endlich, daß er sich umdreht und mir das Gewehr, die Mündung nach unten, entgegenstreckt. Von der Höhe der Parkmauer zur Linken, hatten einige Kameraden der interessanten Hasenjagd zugesehen. Ich winke einen Füsilier heran, sich des Gefangenen anzunehmen und gehe weiter auf die Suche. Da fällt mir an der Ecke einer ganz frisch gepflanzten Miniatur-Schonung ein goldenes Käppi auf. Der Träger lag auf dem Bauch und spielte den Toten. Wie ich an ihn herantrete, bei ihm stehe, schaut er vorsichtig in die Höhe.

Überrascht war ich von der seltenen Schönheit der Gesichtszüge, dazu ein Teint, um den jede Dame ihn hätte beneiden können. Wirklich, ich war mitten im Gefecht drauf und daran, die Konversation mit einer Eloge einzuleiten. Quel bel homme! Doch begnügte ich auch zu fragen: „Vous êtes officier? Pas blessé?"

Ersteres wurde bejaht, letzteres verneint. Jetzt drängte ich mit der Aufforderung: „Alors, soulevez-vous!" Ich hatte bemerkt, daß Feldwebel Henschel mir die Tete abgewonnen. Mein schöner Held scheint es aber gar nicht eilig zu haben. Ich erleichtere es ihm, indem ich seinen Säbel, auf dem er lag, hervorziehe und vor seinen Augen mit dem Revolver herumfuchtelte. — Die Hand am Kolben. Zuleide wollte ich ihm gewiß nichts thun. Davon schützte ihn seine beauté, die also, wie sonst im Leben, auch im Gefecht etwas wert ist.

Jetzt nur fort! Dort drüben rechts beim Feldwebel Henschel sind Franzosen aufgetaucht, sind Schüsse gefallen, dort bedarf es schneller Hilfe, der Feldwebel ist allein. Meinem Offizier bedeutete ich, sich nach unserer Stellung zu in Marsch zu setzen, winkte einem Füsilier, ihn in Empfang zu nehmen, und eile spornstreichs den zweiten, den Franzosensäbel, unterm Arm, zum Feldwebel. Gleichzeitig trifft auch unser mutiger Kompagnie-Theologe bei ihm ein. Doch wir kommen beide zu spät. Was sich in wenigen Sekunden an der Stelle abgespielt hatte, war folgendes: den Feldwebel

allein sehend, waren drei unverwundete Franzosen aufgesprungen und gemeinsam auf ihn eingedrungen. Den nächsten hatte Henschel, als prämiierter Schütze, rite zusammengeschossen; dem zweiten, er als Bajonettiermeister, das Gewehr aus der Hand geschlagen und ihn niedergestochen. Den dritten hatte er — so ein altgedienter Unteroffizier versteht seine Waffe zu gebrauchen — mit dem Kolben zu Boden geschlagen. Die drei waren also im Nu abgethan. Doch nun hatte auch ihn sein Geschick erreicht. Ein Verwundeter hatte auf ihn angelegt und ihm die Wade durchschossen. Mich packte eine rachsüchtige Wut, als ich das erfuhr. Während der kriegsfreiwillige Theologe als edler Samariter sich mit unserem meuchlings angeschossenenem Feldwebel zu schaffen macht, suche ich den Frevler unter den umherliegenden Verwundeten zu entdecken, entschlossen, ihm ohne Erbarmen die Gurgel zu durchstechen. Aber zu dicht sind hier Franzosen gesät; einem nach dem anderen nehme ich das Gewehr aus der Hand und schleudere es weit weg. Besonders heiß war keiner der Läufe. Überall derselbe ängstlich verdutzte Gesichtsausdruck, und auf meine laute Frage, wer nach unserem Sergent-Major geschossen hat, war natürlich keiner so unbesonnen thöricht, sich zu melden, noch so wenig Kamerad und Franzose, um auf seinen Nebenmann zu deuten. Alles ringsum beteuerte seine Unschuld. Da entdecke ich noch einen Offizier in Zuavenuniform. Der war wirklich verwundet, er hätte nicht wie mein gefangener Offizier aufspringen und sich zur Wehr setzen können. Und doch nahm ich seinen Säbel an mich und steckte ihn neben den andern unter den Arm.

Das war ein Akt der Roheit, ich gestehe es offen. Ist er nicht zu entschuldigen, so doch vielleicht durch die Indignation gegen den Feind, der als Verwundeter, Hilfeflehender einen unehrlichen Kampf führt, und durch das plötzlich aufgeloderte Rachegefühl zu erklären. Und doch war ich derselbe, der sich vor kurzem erst in augenscheinliche Gefahr begeben, um einem verwundeten Feinde beizuspringen, sodaß mir mein Chef meinen Leichtsinn verwies.

Der kurze Rachezug in der nächsten Umgebung war also resultatlos verlaufen. Es war so besser. Ich hätte mich doch leicht irren können. Der Theologe hatte inzwischen den Feldwebel aufgerichtet, wir nahmen ihn stützend unter dem Arm und setzten uns langsam in Marsch. Ich hatte begonnen, unserem Verwundeten mein Bedauern und meine Anerkennung seiner kaltblütigen Tapferkeit und Waffengewandtheit auszudrücken — als der Theologe mich darauf aufmerksam macht, daß ich

französisch spreche. Ich hatte die Sprache beibehalten, deren ich mich noch soeben bedient hatte. Vor dem Damme nehmen Füsiliere den Verwundeten in Empfang, um ihn hinüberzutragen. Kaum hatte ich mich von der Gruppe entfernt, als mir eine Flintenkugel hart am Hinterkopf vorbeipfeift. Das hätte gerade noch gefehlt, jetzt, am Ende des Gefechts, nachdem alles vorüber, nachträglich noch ins Gras beißen zu müssen! So blieb ein ganz leichter Schmerz, der sich gelegentlich bei Witterungswechsel einstellt, der einzige kleine Denkzettel an den 29. November 1870.

In der Dammstellung finde ich Verstärkung vor. Es sind die langen Gesellen der ersten Kompagnie unseres Regiments. Beim ersten Alarm war das erste Bataillon von Fresnes aufgebrochen und hatte die nahezu 4 km betragende Entfernung bis zur Nordlisiere von l'Hay, trotz des heftigen feindlichen Granatfeuers, ohne irgend Verluste zu erleiden, zurückgelegt. Wenn der französische Bericht sagt, die gegen l'Hay anrückenden Reserven seien auf ihrem Anmarsch vernichtet worden, so war thatsächlich gerade das Entgegengesetzte der Fall gewesen.

Das Bataillon hatte sich in weit auseinander gezogenen Kompagniekolonnen, die Straßenzüge vermeidend, über das freie Feld vorbewegt und mit Gewandtheit dem Strichfeuer der feindlichen Positions-Artillerie auszuweichen gewußt. Die massenhaft in die Intervalle einschlagenden Granaten hatten bei dem aufgeweichten Boden keinen Schaden angerichtet.

Doch leider kam nirgends mehr ein Teil des Bataillons zum Schuß. Mein Hauptmann glaubte von dem mit Feuereifer in seine Kompagnie eindoublierenden Lieutenant B . . . . das Wort „Schnellfeuer" zu hören und machte ihn um Himmelswillen darauf aufmerksam, daß seine Füsiliere ja noch im Vorterrain herumturnen. Doch auf uns wollte Lieutenant B. es auch nicht gemünzt haben, er hatte nur seinen Flügelmann, der den verdächtig modern-kriegerischen Namen „Hellfeuer" führte, zu sich herangerufen. Meiner ansichtig werdend, rief mir mein Kamerad B. zu, ob ich schon wüßte, daß am linken Flügel mein Freund K . . . . gefallen sei. Vorbei, wie weggeweht, war es mit der Siegesfreude.

Den besten von uns hatte es getroffen! „Denn der Krieg verschlingt die besten" — wie wahr!

Beim Hauptmann traf ich meinen französischen Lieutenant wieder an. Sein Los als Gefangener hatte ihn ersichtlich sehr traurig gestimmt, man sah es ihm an, er hatte Thränen in den Augen. Er machte

einige Angaben über die Truppen, die uns gegenübergestanden hatten, und deren Kommandeure.

Neben dem elegant gekleideten Franzosen — kam er doch direkt aus Paris! — kamen wir uns wie echte Grasteufel vor, zumal wir nicht den Helm, sondern unsere zerdrückten Mützen trugen. Einen Schluck nahm der schmucke Lieutenant dankbar an, übriges lehnte er unter Hinweis auf seine gefüllte Ledertasche dankend ab. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß es mit den Lebensmitteln in Paris noch lange nicht so schlimm stand, wie wir es uns einbildeten und wünschten. Unseren Füsilieren kamen die mit Speck, Konserven rc. rc. straff vollgepfropften Brotbeutel der gefallenen Franzosen für ihre wenig glänzende Menage gar wohl zu statten. Sie schwärmten denn auch jetzt, da zur Einbringung der Verwundeten eine mehrstündige Waffenruhe schon vereinbart worden war, fleißig umher. Die verwundeten Franzosen im näheren Umkreis wurden sorgsam nach unserem Verbandplatz zurückgeschafft. Bei einem gefallenen höheren Offizier fand sich eine Brieftasche, welche interessante Notizen über die neue Ordre de bataille der Pariser Armee enthielt.

Meinen Burschen bekam ich jetzt wieder zu Gesicht und sagte ihm, es sei nicht schön von ihm, daß er nicht bei mir geblieben sei. Aber er war mit auf der Jagd gewesen und hatte sich allein einen Franzosen noch einmal solang wie er selbst gefangen. Bravo! Als er trotz der Länge seines Gefangenen kein Eisernes Kreuz dafür bekam, tröstete er sich als Philosoph mit der Erklärung, er könne sich selbst eines gießen. Er war nämlich seines Zeichens Eisengießer.

An der Razzia im Vorterrain hatten sich auch viele der zwischen den unsrigen verstreuten Füsiliere vom anderen Regiment beteiligt. Diese hatten ihre Gefangenen anderwärts abgeliefert. Was sich bei uns angesammelt hatte, wurde nun zusammengestellt. Es bildete sich ein stattlicher Zug auf Kriegsstärke. Der französische Lieutenant, dessen Namen ich später erfuhr, da dessen Träger überall, wo er vorbeikam, durch seine frappierende Schönheit auffiel, wurde ersucht, die nötigen Kommandos abzugeben — zum Abmarsch in die traurige Kriegsgefangenschaft, weit weg vom schönen Paris. Unwillkürlich mußte ich in diesem Augenblick an die Pariser Damen denken, denen ich ihren Adonis, der sich schon salviert glauben mochte, so schnöde entführt hatte.

Ich wandte mich meinem Quartier zu. Durch den Park, in dem es lag, trug man soeben die Leiche meines gefallenen Kameraden. Ich ließ einen Augenblick halten, einen ersten Abschied zu nehmen. Ein

heiterer Glanz von Siegesfreudigkeit schien über die Züge des Antlitzes gebreitet. Daß er als Held in des Wortes wahrster Bedeutung war gefallen, bewiesen allein seine Wunden. Seine Hände waren durchschnitten. Im letzten Moment hatte er in die ihm entgegenstarrenden Haubajonette hineingegriffen. Im Gesicht hatte er eine Stichwunde, mehrere Schüsse in der Brust.

„Bei einem Angriff müssen wir Offiziere, schon um die Mannschaft mit uns fortzureißen, unbedingt uns opfern, denn die Weinpflanzungen vor unserem Flügel gestatten dem Feinde, unbemerkt bis dicht heranzukommen" — so hatte der junge Mann, der ein Jahr vorher nicht nur als fertiger Offizier, sondern auch als fertiger Charakter aus dem Kadettenkorps ins Regiment gekommen war, mir einige Tage vorher in Fresnes seine Ansicht über einen ernsten Kampf um l'Hay speziell an seinem Flügel entwickelt. Er hatte Wort gehalten! Mit einem Ruck den Waffenrock an der hohen schlanken Figur zurechtziehend, den Säbel heraus, hatte er auf das Kommando seines Hauptmanns mit dem lauten Kampfruf „Auf sie!", seinem Zuge weit voraus, sich in den Feind gestürzt.

In einem Laufgraben vordringend hatten die Füsiliere ihren Lieutenant mit dem Säbel mächtig rechts und links dreinschlagen sehen, dann war er unter der Masse der Feinde verschwunden und über seiner Leiche fort begann der Kampf seiner Leute zu toben. Unweit davon befand sich der Kompagniechef S......, der für diesen Tag das Eiserne Kreuz I. Kl. erhielt, im dichtesten Gewühl. Die Sektion, die ihm am nächsten gefolgt war, wurde gänzlich ecrasiert. Einen wuchtigen Hieb mit dem Haubajonett hatte Hauptmann S. noch rechtzeitig pariert und dann seinen Gegner über den Haufen gestochen.

Hatte mein Freund K. — am Kriegerdenkmal in Warmbrunn im Riesengebirge findet man seinen Namen verzeichnet — sein nahes Ende geahnt? Vor einer Woche jedenfalls noch nicht, als wir beide einen heiteren Ausflug nach Versailles unternahmen und dort im Hotel des Reservoirs inmitten seines Stabes an der Generalstabstafel Moltke zu beobachten Gelegenheit fanden.

Am selben Morgen, an dem mir mein Kamerad klargelegt hatte, daß auf seinem Flügel die Offiziere sich aufopfern müßten auch der polnischen Mannschaft wegen, die des Beispiels bedarf, hatte er mir mit gleicher Gelassenheit einen Traum mitgeteilt. Er war im scharfen Gefecht und fiel zu Tode getroffen und dabei mit dem Gesicht in feuchten

kalten Lehm. Darüber sei er erwacht. Mein Frage, wie man den Gefallenen gefunden hatte, konnten die beiden Träger beantworten: mit dem Gesicht am Boden! Hatte der junge Held also doch wohl sein Ende geahnt?! Noch einmal sollte ich ihn wiedersehen. Es war zwei Tage darauf am Tage seiner Bestattung. Es war Frost, die Leiche stand im Freien, die Sonne war im Aufgehen und übergoß das Antlitz des Toten mit lebensvollen Farben. Noch lebhafter, ausgeprägter erschien mir jetzt der stolz-triumphierende Ausdruck in den erstarrten Zügen als vordem im Halbdunkel des Parkes.

Meine Siegesfreude war, wie gesagt, von dem Moment an, da ich erfahren, daß sie mir meinen besten Freund erschlagen hatten, verrauscht, verraucht, wie weggeblasen. Auch der Gedanke, daß ich nun wohl mit Sicherheit auf das ersehnte Eiserne Kreuz rechnen dürfe — in der That erschien es auch per Extrapost d. h. durch Korpsbefehl und Herr Oberst v. B . . . . . brachte mir es persönlich in meine niedere Behausung in Juvisy — der Gedanke hatte gerade jetzt gar sehr viel von seinem Glanze verloren.

Nach dem Patronenersatz wurde ich zum Chef beschieden, der seinen Rapport aufsetzte. Ich sollte Auskunft geben über den Gefechtsgang am rechten Flügel. Mitten in der Berichterstattung unterbricht mich mein Hauptmann mit der Bemerkung: „Aber Sie erzählen mir da ja einen Roman!“ Wohl fühlte ich mich einigermaßen verletzt, entgegnete jedoch nur, daß ich nicht in der Stimmung wäre, Romane zu verfassen.

Unser verwundeter Feldwebel war, als ich wieder nach ihm frug, schon längst unterwegs zum Hauptlazaret jenseits der Seine.

Abends erschien die fällige Ablösung und wir konnten heimwärts ziehen, d. h. in die zirka 12 km entfernten Ruhequartiere in Juvisy. Müde und abgespannt zogen wir in die Nacht hinein unseres Weges, diese öde, langweilige Straße, von der wir schon jeden Stein kannten. In unserer Hoffnung bei La Vieille Poste oder am Nordende von Juvisy — dort, wo der erste Napoleon, März 1814, die niederschmetternde Botschaft erhielt, daß Paris kapituliert habe — von unserer Regimentsmusik eingeholt zu werden, sahen wir uns getäuscht. Wir hatten geglaubt, eine solche Aufmerksamkeit verdient zu haben. Mißmutig ging man auseinander.

Es war an einem schönen Wintertage, als der Hauptmann die beiden Zugsführer, welche das Eiserne Kreuz erhalten hatten, aufforderte, ihn nach Villeneuve — St. George, jenseits der Seine ge-

legen, zu begleiten. Es galt, dem Feldwebel Henschel und dem Gefreiten Viehweger meines Zuges das Eiserne Kreuz zu überbringen und überdem den braven Henschel mit der Nachricht zu überraschen, daß ihm vom Allerhöchsten Kriegsherrn die für das Korps bestimmte Uhr zuerkannt sei. Speziell hatte ich noch das Vergnügen, im Chefarzt einen hochverehrten Verwandten wiederzusehen und von ihm Nachrichten aus der Heimat zu erhalten. Es ist schön, wenn man weiß, im Falle des Angeschossenwerdens in ebenso sorgsame wie operationsgewandte Hände zu kommen. Da ist es erlaubt, einigermaßen leichtsinnig zu sein. Das Lazaret war in einem prächtigen Schlosse mit hohen luftigen Zimmern mit riesengroßen Fenstern etabliert. Nur wenige Betten in jedem Saal waren belegt. An der feinen, graziösen Deckenmalerei konnten die Kranken ihre Gedanken spazieren führen. Das ist etwas wert. Wie es nicht an Licht und Luft fehlte, so ersichtlich auch sonst an nichts. Als guter Geist waltete in den weiten Räumen, wie als Châtelaine hierher verpflanzt, eine bayerische Freifrau, eine vornehme Erscheinung mit weißen Ringellocken. Seit wie langer Zeit stand man einmal wieder einer Dame gegenüber! Man fühlte, wie das Kriegsleben unbeholfen für solchen Verkehr macht.

Unser Feldwebel war weder im Deutschen noch im Polnischen ein Mann der Phrase gewesen. Das Eiserne Kreuz und unsere Glückwünsche zu baldiger Heilung nahm er mit ruhigem Dank entgegen. Das mußte ja so kommen. Dann gab es Fragen, wie dies und jenes bei der Kompagnie, der die gewohnte Mutter fehlte, sich gestaltet habe. Dazwischen wirft Henschel mit einemmal die Frage: „Wo bleibt denn die Uhr?" hin, ob wir sie nicht mitbrächten. Die Überraschung, an der wir uns ergötzen wollten, war zu Wasser geworden. Fuchswild frug der Hauptmann, wer uns die Freude verdorben und ausgeplaudert habe. Es war der Herr Geistliche Quasselbach gewesen. Wir waren wenig erbaut davon, daß derselbe die Mitteilungen weltlicher Auszeichnungen unter die geistlichen Tröstungen, noch dazu bei einem Genesenden, aufgenommen habe.

Jetzt mußte der Hauptmann ohne spannende Einleitungsworte mit der Uhr herausrücken. Aber ein ganz klein wenig schien der alte Soldat denn doch bewegt, als er nun seinen Pour le Mérite in der Hand hielt und lange kritisch betrachtete.

In der Friedensgarnison erst sahen wir uns wieder, aber auch nicht gleich am Einzugstag. Als Halbinvalide hatte der brave Henschel

Anstellung bei der hohen Polizei gefunden und trug nun anstatt der Feldwebeltasche Steuerzettel mit sich herum. Damals wurde es üblich, daß der alte Kampfgefährte nie mehr einen „Guten Tag" oder ein „Adieu" von mir zu hören bekam. Dafür lautete der Willkomm'- und Abschiedsgruß gleichermaßen: „Wie spät ist es?" und jener zieht bedächtig seine Uhr, die er, genau wie es für den „Pour le Mérite" vorgeschrieben ist, niemals ablegte. Als wir uns nach vielen Jahren wiedersahen, war der alte Gruß noch derselbe geblieben. Und wenn sich späterhin wieder einmal, wie ich hoffe und wünsche, unsere Lebenswege kreuzen sollten, dann wird sicher der altgewohnte ehrende Gruß noch immer derselbe sein: „Wie spät ist es? alter, tapferer Kriegskamerad".

Aus Versailles.

Aus einem Feld-Postbriefe vom Jahre 1870.

9. Dezember. Unerklärlich, auf was sie noch warten mögen! Die Nord-Armee ist geschlagen, Rouen besetzt und General v. Goeben soll von da gemeldet haben, er sei mit Proviant auf mehrere Monate versehen. Die Loire-Armee ist geschlagen und wird sich bis gegen die Garonne zurückziehen müssen. Von der West-Armee ist kaum noch eine Nachricht da, und die Vogesen-Armee kann eine Umschließung Lyons nicht mehr verhindern. Worauf also warten sie noch in Paris? General Trochu empfängt den zweiten Parlamentär, der ihm die Nachricht von dem Schicksal der stolzen Loire-Armee, auf der so viel Hoffnungen ruhten, mit der Bemerkung, er glaube an diese Mitteilung. General Trochu bewirtet den Parlamentär lukullisch, lehnt aber jede Unterhandlung ab, als der Parlamentär die Kapitulation der Hauptstadt berührt, und um Paris stehen also die Dinge nach den Niederlagen der Süd-Armee ganz genau ebenso, wie sie vor derselben gestanden. Die kleinen Vorteile, welche die Ausfalltruppen kürzlich im Osten des Belagerungskreises für einen kurzen Moment erfochten, haben die Pariser Truppen ohne Zweifel ermutigt, daß aber der Zweck dieses Ausfalls durch die Niederlage der Süd-Armee gänzlich verfehlt, daß ihre letzte Hoffnung damit zu Grunde gegangen, scheint nicht den geringsten Eindruck auf sie gemacht zu haben. Item, die Sachen stehen, wie sie vorher gestanden. Auch der Gedanke,

daß die deutschen Truppen durch den Winter, durch Frost, Schnee und Regen entkräftet werden könnten, der für die Pariser vielleicht manches Tröstliche enthielt, liegt jetzt wieder fern. Unsere Truppen sind nach den Niederlagen der Loire-Armee weiter südlich marschiert, Prinz Friedrich Karl auf dem einen, der Großherzog von Mecklenburg auf dem andern Ufer der Loire; an gastlichen Kantonnements kann es jetzt nicht fehlen, da man die seit Monaten schon ausgepreßten Gegenden hinter sich gelassen; vereinte Operationen zwischen Paris und den Feldarmeen sind unmöglich geworden, Gambettas Regierung ist auf der Flucht, und wie lange wird's dauern, so kann er seine Gesetze den Fischen im Atlantischen Ozean diktieren und seine Posten durch Delphine anstatt durch Luftballons expedieren. Als ich den Süden Frankreichs verließ, diesen schönen Süden, dessen Schnee uns durchweichte, dessen Kälte uns das Mark in den Gliedern schüttelte, war man allgemein der Überzeugung, daß Paris in den nächsten Tagen kapitulieren werde. Inzwischen ist man in Versailles der Ansicht, daß diese Kapitulation morgen und übermorgen, vielleicht auch zu Ostern geschehen könne, und wie man gestern hier vernahm, hatte auch der Großherzog von Mecklenburg auf seinem Vormarsch noch bei Beaugency ein Gefecht mit einem französischen Korps, das wahrscheinlich, etwas verspätet, den Truppen von Orleans zu Hilfe eilen wollte, und also sehr schlecht unterrichtet sein mochte, da es gerade den vordringenden Deutschen in die Arme lief. Ohne allen Zweifel ist man bei uns o b e n sehr gut unterrichtet von den Zuständen in Paris, im allgemeinen scheint man aber darüber sehr unklar zu sein. Verspeisen sie schon Ratten und Mäuse oder verzehren sie noch rechtschaffene Filets? Gewiß werden sie in dem einen Quartier noch ihren Braten haben, im anderen auf allerlei Hauswild angewiesen sein, denn unmöglich gleicht sich unter solchen Umständen die Nahrung zwischen den verschiedenen Vierteln eines solchen Riesenstadt aus. Schon vor acht Wochen erzählten uns die armen Leute, sie hätten nichts mehr zu essen; es werden das aber wohl dieselben sein, die auch in regulären Zeiten keine Speisekammer haben und auf das Diner au hazard angewiesen sind.

Genau dieselben Äußerungen höre ich heute, und die bisherige Haltung von Paris überzeugt mich, daß man wirklich die ungeheure, fast unglaubliche Aufgabe gelöst hat, eine Stadt von zwei Millionen auf Monate hinaus zu versorgen. Gegen unsere Erwartung, daß der Pöbel die noch Besitzenden gefährden werde, scheint derselbe eine patriotische Genugthuung darin zu finden, daß auch die Reichen ihren Tafelfreuden

entsagen. Man muß dieses letztere in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wissen und danach die Größe der Entsagung bemessen. Für den Pariser ist die Stunde des Diners die heiligste des ganzen Tages. Zwischen sechs und acht Uhr abends rollt kaum ein Wagen über die Boulevards; nur die Omnibusse müssen ihren Kurs innehalten. Sobald der Pariser seine Serviette sich über den Schoß legt oder sie sich in die Weste steckt, hört für ihn jede Sorge auf; er speist mit Sammlung, mit derselben Andacht, mit welcher der Orientale sein Gebet verrichtet. Alle seine Gedanken gelten dem Menu, alle seine Gefühle konzentrieren sich in seinem Magen, und damit das eine dem andern nicht schade, speist er erst, wenn er alle seine Tagesgeschäfte hinter sich hat. Und diese heilige, große Stunde, die noch ihren Vorgenuß hat, nämlich die sog. Absynthstunde, 5 Uhr, wenn die Abendzeitungen erscheinen, diese wichtige Stunde ist dem Pariser verkümmert; schon seit Monaten muß er ihr entsagen, um der Ehre des Vaterlandes, um der nationalen Größe willen, um wenigstens für die Hauptstadt den einzigen kargen Rest der französischen Gloire retten und behaupten zu können: in Paris war kein Verräter! Es wird schon bekannt gewesen sein, daß man bei den gefangenen Pariser Soldaten Fleischvorräte für sieben Tage fand, nach welchem man schließen wollte, daß es mit dem Proviant der Hauptstadt unmöglich schlecht stehen könne. Man weiß aber, daß die vor der Stadt stehende Armee ihre eigene Verpflegung hat, daß sie sich aus den Vorräten der Campagne zwischen der Stadt und den Forts beköstigt und ist sonach aus diesem Umstande nichts zu schließen, was uns einen bestimmten Anhalt geben könnte. Man nimmt an, daß Paris bis Neujahr oder in den Januar hinein Proviant habe, und wenn dies der Fall, so kann also die Sache noch lange dauern, da von einem Bombardement der Stadt nicht mehr die Rede ist. So wenig wie w i r nun im allgemeinen von den materiellen Verhältnissen im Innern der belagerten Stadt wissen, ebensowenig scheinen die Pariser militärisch von unseren Stellungen um die Stadt zu wissen. Die Forts kennen noch nicht einmal die Stellungen unserer Replis und bombardieren auf Punkte, an denen weder ein Geschütz noch ein Soldat befindlich ist. Ich selber gestehe, sie auch nicht mehr zu kennen, und werde sie mir erst mit all der nötigen Vorsicht und Verschwiegenheit wieder ansehen. Der sogenannte „Verschönerungsverein“ soll herrliche Anlagen in den reizendsten Partien um Paris, namentlich im Thale von Bougival angelegt haben; es sollen Verhaue und Barrikaden geschaffen sein, deren eine man

namentlich auf einen Wert von 5000 Thalern taxiert in Rücksicht auf die kostbaren Mobilien, die schönen Billards, Spiegel, Sofas und Schränke, die man als Baumaterial verwendet hat. Seit einigen Tagen liegt nun über allen diesen Verschönerungen eine dichte Schneedecke, indes die Sonne blickt eben wieder einmal freundlich durch die dicke Nebelluft, und wenn sie mir den Schnee hinwegschmilzt, finde ich Raum und Gelegenheit zu neuen Ausflügen. Wie heimisch und wohnlich sie sich hier alle schon eingerichtet haben, während wir da draußen in Schnee und Frost umhermarschierten und bald der West-, bald der Süd-Armee nachliefen! Versailles ist eine deutsche Stadt geworden, in der allerdings noch einige Leute französisch reden; wenn wir aber noch lange hier bleiben, werden sie sich auch dies noch abgewöhnen müssen.

An die „grande nation“!

1870.

Abendglocken hallen wieder,
Schlummernd liegen Wald und Flur,
Winde summen leise Lieder —
Nachtgebete der Natur.

In dem falben Dämmerlichte
An des dichten Waldes Saum
Lehnet, Schwermut im Gesichte,
Dort ein Wehrmann an dem Baum.

Bilder aus der Heimat ziehen
Hell und bunt an ihm vorbei;
Herbstesblumen sieht er blühen,
Und er sieht der Kinder drei,

Wie sie necken sich und jagen
In dem Gärtchen vor dem Haus,
So wie er in Jugendtagen;
Und zum Fenster lehnt heraus

Eine Mutter mit dem kleinen
Krauskopf auf dem vollen Arm,
Welcher strampelt mit den Beinen,
Jauchzt vor Lust. Doch stiller Harm

Mischet sich mit reichen Thränen,
Die das Aug des Weibes weint —
Zeugnis für ein heißes Sehnen
Nach dem fernen, trauten Freund.

Knüpft, Franzosen, ihr zu Lande —
Spricht der ernste Wehrmann mild —
So fest die Familienbande?
Kennt ihr solch Familienbild?

Tugend, Treue? Längst entschwunden
Überall Entsittlichung —
Soll der Staat bei euch gesunden,
Nehmt das Haus in Reinigung!

Fangt des Münsters Bau, den kühnen,
Bei dem Fundamente an —
Dadurch könnt die Schuld ihr sühnen,
Die ihr uns und euch gethan.

Müßt die Deutschen ferner lassen
Ruhig ihren Acker bau'n;
Auf ihr Beispiel müßt ihr passen,
Nimmer neidisch auf sie schau'n.

In der Zukunft sicherm Schoße
Ruhet, was ihr friedlich wollt;
Dann erst seid „Nation, die große" —
Thatet ihr, was ihr gesollt!

Gehet in euch! Thut desgleichen;
Jetzund wißt ihr, was euch frommt;
Woll'n dann auch die Hand euch reichen .....
Wer da!? (Die Ablösung kommt!)

Karl Tiedtke.

„Eier-Haber."

Von Feldwebel D., ehemals im 3. bayer. Jäger-Bataillon.

„Hurra! Sepp! sechs Eier hab' ich g'funden!" ruft der Jäger Balthasar Kürschner seinem Kameraden Joseph Flurl zu — „Sechs Eier!"

„Das ist vermoßt' (famos)", sagte der Sepp, „da hab' ich scho lang keine mehr kriegt; da machen wir uns a Eierschmalz!"

„Ja, Sepp — wo hast denn du a Schmalz?"

„Schmalz hab' i kan's — net a mal a Schaffett — also is nix mit dem Eierschmalz!"

Die beiden Jäger waren ein wenig auf der Suche nach Lebensmitteln und hatten das Glück gehabt, in einem Hause die erwähnten sechs Eier zu finden.

Auch noch andere Jäger beteiligten sich in dem völlig verlassenen Hause an dem Aufsuchen von Nahrungsmitteln.

„Tschinrettata! Tschinrettata!" tönt es auf einmal aus einem Nebenraume! „Schultert's G'wehr! — Präsentiert's Gewehr! Tschinteratta — Tschin! Bum!"

„Was ist's, Görgla? Warum thust denn schultern und präsentieren?" ruft der Balthasar hinüber in das Zimmer, woher die — mit dem Munde allein — hervorgerufene Musik erklang — „hast was g'funden?"

„Zum Befehl! Herr Excellenz!" ist die Antwort — „a Säckla Mehl! und a bisserl a Fett!"

„Tschinterattata!" intonieren nun auch die beiden Eierfinder. „Hurra, jetzt machen wir uns an Eier-Haber!*) — Herrschaft nochamal, heut speisen wir nobel!"

Noch ein vierter Jäger, der Geiger-Michel, kommt dazu; er hat gar nichts gefunden, darum muß er Holz holen und Feuer schüren, wenn er mitessen will.

Bald brennt in der Küche ein helles Feuer, eine Pfanne wird vom Bord heruntergenommen, sehr oberflächlich gereinigt und dann geht's an die Bereitung des Festessens.

*) „Eier-Haber" = Pfannenkuchen.

Der eine schlägt die Eier ein, der andere giebt Fett und Mehl zu, der dritte rührt in der Pfanne herum, und der vierte schaut zu — ihm läuft schon das Wasser im Munde zusammen; „wie gut dös riecht — grad wie Veigela!"

Der Görgla rührt mit Eifer und Hingebung.

„Kiesel, Kiesel — Feuerstein!" ruft er nach einigen Minuten — „was is denn jetzt dös — ich bring ja den Löffel gar nimmer raus! Aber gut riecht's."

„Rühr nur fest, Görgla — dös is die Hauptsach!"

„Da rühr' du, wenn du's besser kannst — ich bring den Löffel nimmer 'rum, der ist anpappt!"

„Geh' her, Tollpatsch!" sagt der Sepp — und will rühren, „es geht net — es geht wirkli net!"

„Stiefel, Schnurrbart, Kapuziner!" ruft auf einmal der Jäger Kürschner, der inzwischen von dem Mehl ein wenig in den Mund genommen hat —" jetzt ham wir die Bescherung — dös is ja gar kei Mehl, dös is ja — Gips! und dös Fett — dös is a Pomadi!"

„Görgla! Kaiserlich Königlich privilegirter — Roßober! Mach, daß du dich schleunigst rückwärts konzentrierst, denn sonst pack' ich dich bei deine Ohren; jetzt weiß dieses — blauuniformierte — Menschenkind net a mal, was a Mehl is und was a Gips is! und statt dem Schmalz nimmt er a Pomadi — o, o, — die schöne sechs Eier — san — futsch — grad zerreißen könnt' ich dös Heupferd! Umbringen!" — Und der „Görgla" reißt aus, denn seine Ohren sind ernstlich in Gefahr.

Wie die Würfel fallen.

Von F. 62.

In der Erzählung, wie Feldwebel Henschel sich im Gefecht von l'Hay sich die Pour le Mérite-Uhr erwarb, hatte ich unbedachterweise die Bemerkung erwähnt, mit welcher mein gestrenger Chef meinen Bericht über die Vorgänge am rechten Flügel unterbrach.

Die Bemerkung des Hauptmanns, daß es ja ein Roman sei, was ich ihm da erzählte, hat nun, wie ich aus einem freundlichen Schreiben

aus Ansbach ersehe, die Neugierde manches freundlichen, wißbegierigen Lesers wachgerufen.

Sorgsam und von langer Hand her waren vom Hauptmann die Dispositionen getroffen worden, in welcher Weise die gerade in zweiter Linie, im Repli, befindliche Kompagnie im Falle eines Ausfalles zur Unterstützung der an der Lisière von l'Hay entlang laufenden Vorpostenstellung eingesetzt werden sollte. Letztere hielten, uns ablösend, 63er Füsiliere besetzt, während wir die Repliquartiere bezogen. Es war bestimmt, daß der Zug des ältesten Offiziers, Lieutenant der Reserve P . . . . ., zu der an anderen Tagen von unserer Kompagnie innegehabten Vorpostenstellung an der Nordwestecke des Dorfes auf wohlbekanntem Wege vorrücken sollte. Für meinen Schützenzug bestand die Weisung in direkt östlicher Richtung der an einem Damme, der für die damals noch unvollendete Vannes-Wasserleitung angelegt war, postierten Feldwache am rechten Flügel der ganzen Stellung zu Hilfe zu eilen. Die Feldwache, in Stärke eines Halbzuges, war von der noch weiter rückwärts vor der von l'Hay und la Rue nach Chevilly stehenden Kompagnie des anderen Regiments gestellt. Mein Weg, der mich in direkt östlicher Richtung durch mehrere Mauerbreschen führte, war mir seit der diesbezüglichen Instruktionserteilung genau bekannt. Bevor man zum Damm gelangte, hatte man eine schmale Gartenthür zu passieren, die sich neben einem Häuschen in der kurzen Nordfront einer Gartenmauer befand, deren andere längere Front nach Osten wies. Diese Mauer, welche bis zum Hals Deckung gewährte, war mir als zweite oder Aufnahmestellung bezeichnet worden. Sie sollte gehalten werden, falls die vordere Hauptstellung am Damme hatte aufgegeben werden müssen. Letztere zog sich schräg vorüber, d. h. in der Richtung von Südosten nach Nordwesten, sodaß deren Front nach Nordosten zeigte, während die etwa 200 m rückwärts liegende Stellung an der Gartenmauer eine nach Osten, gegen Chevilly, und eine nach Norden, gegen Paris zu, gerichtete Front auswies.

Am 29. November abends ging unser viertägiger Aufenthalt in l'Hay nach dem feststehenden Vorposten-Turnus zu Ende. Wir waren stramm bombardiert worden. Wollte man uns mürbe machen? Es gewann den Anschein, als sei etwas gegen uns im Werke. Befehl von oben war gekommen, alert zu sein und die Aufmerksamkeit zu verschärfen. Drüben fanden Truppenverschiebungen, bezw. Konzentrationen statt. Man erkannte dies an dem fast unausgesetzten Rollen der Eisen-

bahnzüge, was besonders zur Nachtzeit deutlich vernehmbar war. Bekannt war, daß die um Orleans versammelten feindlichen Aufgebote, ermutigt durch ihre jüngst gegen die Bayern unter von der Tann errungenen Erfolge, zu neuem Schlage ausholten. Zwar wußten wir, daß bereits vor einigen Tagen die Teten der Armee des Prinzen Friedrich Karl die Seine überschritten hatten, und daß der Prinz mit seinem Korps dem von Orleans andringenden Gegner in den Weg treten würde. Alles in allem malte man sich das Bild der allgemeinen Situation derart aus, daß jetzt oder nie für die feindlichen Heere in Paris und um Orleans der Moment gekommen sei, beiderseits alle Kräfte daran zu setzen, ihre Vereinigung zwischen den beiden genannten Punkten zu erkämpfen und dies voraussichtlich auf dem nächsten Wege. Nun führt die große Heeresstraße von Paris nach Orleans, westlich an Chevilly vorüber, mitten durch die Stellungen unseres Korps. Wir waren uns also des Ernstes der Lage bewußt und darauf gefaßt, daß uns die Aufgabe zufiel, uns eventuell einem verzweifelten Massenausfall entgegenzustemmen. Uns zuerst, die wir an der Nordlisiere von l'Hay dem Feind in seiner Redoute Hautes Bruyères auf Chassepotschußweite vor der Nase saßen, mußten erwarten, daß der Feind es versuchen werde, den Ort zu überrumpeln.

Nach Dunkelwerden und nochmals vor Mitternacht hatte eine kurze Kanonade eingesetzt. Wir Subalternen, die im ersten Stock eines stattlichen Hauses, zu dem ein Park gehörte, hausten, hielten auf unseren Matratzen Kriegsrat. Das sind solche Wippchens, um müde, mürbe und sorglos zu machen. Ob sie nicht morgen in aller Frühe kommen sollten? Doch wir waren ja vollkommen gestiefelt und gespornt und mit aller Wehr und Waffen behangen und gerüstet und brauchten nur aufzuspringen. Unser Haus, obwohl es mit breiter Front der Redoute gegenüberlag, war wieder nicht getroffen worden. Wir waren zu der Ansicht gekommen, der in Paris weilende Besitzer habe sich mit dem Artillerie-Kommandanten drüben verständigt. Da unser Kriegsrat nichts zu beschließen hatte, so beeilte sich jedes Mitglied, baldmöglichst wieder einzuschlummern.

Nach einigen Stunden, in aller Frühe, ging das Geschützfeuer wieder los. Aber das war keine Kanonade mehr, sondern ein konzentriertes Höllenschnellfeuer. Wir sprangen auf und stolperten die Treppe hinab. Mit Licht den Flur zu betreten, war uns strengstens untersagt, trotzdem die Fenster nach der feindlichen Seite zu alle dicht verhangen waren. Schon ist alles alarmiert. Von ihrem warmen Schafstall her

kommen die Leute meines Zuges angetrabt. Im Nu stand die Kompagnie railliert. Nach dem Kommando: „Gewehr in die Hand!“ bedurfte es bei der bekannten Disposition nur des Avertissements: „Die Herren auf ihre Posten“ und gleichzeitig setzten sich die zwei designierten Züge in Bewegung, der eine nach Nord, der andere nach Ost.

Folgen wir zunächst meinem Kameraden, ist er doch der ältere. Im Laufschritt war er zu der uns so wohlbekannten, heute vom anderen Regiment besetzten Feldwacht und Verteidigungsstellung geeilt. Dort findet er den gemütlichen, kaltblütigen Hauptmann von G . . . . . . mit seiner ganzen Kompagnie in heißem Kampfe, von den Granaten der 1200 m nahen Hautes Bruyères förmlich zugedeckt, sich durch Schnellfeuer der umfassend angreifenden französischen Kolonnen erwehrend. Mein Kamerad P. meldet ihm die nahende Unterstützung. „Machen Sie kehrt“, ruft ihm Hauptmann v. G. zu, „der Feind ist im Park in unserem Rücken, werfen Sie ihn hinaus!“ Letzteres gelang, aber nicht ohne erbitterten Kampf, stellenweise Mann an Mann. Hier im Park fiel auch der kühne, französische Kommandant der Umgehungskolonne.

Wie scharf man dort aneinandergeraten, konnte ich selbst erkennen, als beim Tagesgrauen die Unsrigen, den sich tapfer wehrenden Feind zurückdrängend, in den Laufgraben eindrangen, der von der südlichen Parkecke zu der schon skizzierten Dammstellung am rechten Flügel gezogen war. Deutlich erkennen wir dort einen strammen Reserve-Sergenten, der mit dem Kolben dreinschlägt und munter aufräumt. Ihm zur Seite dringt unser blutjunger Fähnrich v. P . . . ., der Sohn unseres Bataillons-Kommandeurs, mutig vor. Daß ihm nur nichts passiert, dem artigen Schlingel! Wenn er ohne Eisernes Kreuz, gerade so wie der Sohn des Regiments-Kommandeurs, heimkehrte, so lag das wesentlich darin, daß beide „Söhne“ waren. Nachdem so im Nahkampf der letzte entschlossene Widerstand des Gegners niedergebrochen war, derselbe auch wohl bemerken mochte, daß die eroberte Dammstellung am rechten Flügel schon wieder verloren sei, nahmen die letzten feindlichen Schützen aus dem Laufgraben Reißaus.

Damit war die Verbindung zwischen meinem Zuge und dem meines Kameraden, der nun hauptsächlich durch die Schießscharten der langen Parkmauer feuern ließ, hergestellt. Kein Feind mehr zwischen uns.

Wie war es nun inzwischen meinem nach Sonnenaufgang zu entsendeten Zuge ergangen? Wo bleibt der Roman?! Mit dem in der Campagne angewöhnten Tonfall hatte ich die Kommandos abgegeben,

meine Schar in der vorgeschriebenen Richtung in Bewegung zu setzen. Der Kompagnie-Theologe, meines Zuges auserwählter Dolmetsch, hat mir später mitgeteilt, daß dies Beibehalten des gewohnten Kommando-Jargons einen guten Eindruck auf die Leute gemacht habe. Ich habe mir diese Mitteilung gemerkt, weil das instruktiv ist. Kaum sind wir „ohne Tritt!“ angetreten, als in der Gegend, der ich zustrebe, mitten durch den Radau der sausenden und platzenden Festungsgranaten das „Hürra!“ der die Dammstellung attackierenden Franzosen erschallt. „Laufschritt!“ kommandierten der Hauptmann und ich à tempo. Damit verschwinde ich und mein Anhang zwischen den Mauerbreschen. Sehen denn die Artilleristen drüben uns laufen? Dicht über der Kante der deckenden Mauer und im steilen Winkel einfallend, dicht über unseren Köpfen sausen die Granaten im Schnellfeuer und platzen rechts neben uns. Endlich muß doch ein Aufschrei zu hören sein. Nichts. Alles läuft gebuckt. So gelangen wir an die oben bezeichnete Gartenthür, um zum Damm vorzudringen.

Das ist zunächst nicht möglich, denn durch die enge Pforte flutet uns die vom Damme zurückgehende Feldwache entgegen. Unter den letzten, die einpassieren, ist der Feldwachtkommandeur. Wir stellen uns seltsamerweise erst formell vor, dann teilt er mir in wenigen Worten mit, daß die Feldwachtstellung umfaßt und gegen die bedeutende Übermacht nicht mehr zu halten gewesen sei. In der Erwartung, daß der Feind nun sofort seinen ersten Erfolg ausbeuten, mit dem, was er geschlossen noch in der Hand hatte, mit Macht nachdrängen werde, stehe ich von der ersten Idee, meinen Zug zum Gegenangriff durch die gefährlich enge Pforte vorzuführen, ab und lasse ausschwärmen, um die Eckmauer zu besetzen, an der schon die Leute von der Feldwache das Feuer rasch aufgenommen haben, um die Verfolgung abzuhalten. Der Feind drängte nicht nach, das Gefecht ist zum Stehen gebracht. Zuvörderst schicke ich eine Meldung zur Kompagnie zurück des Inhalts: Dammstellung von der Feldwacht schon aufgegeben, ich halte die zweite Stellung. Mit dem Feldwachtkommandeur Lieutenant der Reserve Möhlis trete ich an die Ostfront der Mauer und, soweit dies die Finsternis gestattete, suchten wir uns ein Bild der Lage zu schaffen. Während wir so unsere Ansichten über die Stärke und mutmaßlichen Absichten des Gegners austauschen und seine Stärke zu taxieren versuchen, trifft meinen Nachbar das tödliche Geschoß. Wie ein leichter Schlag, ich stand links neben ihm, trifft es das Gesicht, zerschmettert den Knochen unter dem

linken Auge und dringt ins Gehirn. Zuerst schienen ihm die Knie zu versagen, der Körper sinkt in sich zusammen, dann stürzt er nach rückwärts. Ich überzeuge mich, mein Kamerad ist tot. Mir war also das alleinige Kommando hier in dem Abschnitt zugefallen. Daß wir in der Stellung gar keinen weiteren Verlust erlitten, davor hatte uns nicht so sehr die Mauer bewahrt, die auch keine bedeutende Zahl Schußspuren aufwies, sondern der Umstand, daß die Franzosen mit aufgeklapptem, hohem Visier schossen auf eine noch für Standvisier völlig ausreichende Entfernung. Daher sah denn auch der Giebel des Häuschens hinter uns wie pockennarbig aus. Durch polnische Zurufe, die zu langsamem, ruhigem Schießen mahnten, und durch die Anweisung, tief halten und nur dorthin, wo eben ein Schuß aufgeblitzt ist, suchte ich auf das Feuer einigermaßen einzuwirken. Der Flügelmann, ein Schuster, schoß, ohne über die Mauer zu gucken, mit hoher Elevation von mindestens 45 Grad. Ich rückte ihn etwas in die Höhe. Zum Glück wohl deshalb, weil er nichts im Magen hatte, vomierte heute wenigstens der Biedermann nicht, wie er es an einem anderen Tage, noch dazu in Gegenwart des Obersten gethan hatte, als wir, allerdings im Granatfeuer, aber dabei sicher wie in Abrahams Schoß an der „Klagemauer“ in la Rue standen. Unser Feuer war nicht gegen Paris zu nach Norden sondern nach Osten, nach dem 1 km entfernten Nachbardorf Chevilly hin gerichtet, welches vom II. Bataillon unseres Regiments besetzt war. Denn gerade an der Stelle, wo der nördliche Weg zwischen den Nachbardörfern den Damm kreuzte und Steinmassen aufgeschichtet lagen, stand der Feind, also gewissermaßen in der rechten Flanke unserer Gesamtstellung, in dichten Massen, wie aus dem heftigen Gewehrfeuer, das selbst auf Momente die Finsternis verscheuchte, zu entnehmen war. Die andere nach Norden zu uns vorliegende Dammstrecke schien dagegen, nach den vereinzelten Schüssen von dorther zu schließen, nur schwach besetzt zu sein. Während vom Bièvrethale hinter uns heftiges Feuer herüberdröhnt, ist es um Chevilly unheimlich still. Auch unsere an der von la Rue dorthin führenden Straße stehenden zwei Geschütze geben keinen Schuß ab. Einem Unteroffizier mußte dies gleichfalls aufgefallen sein. Der aber kombiniert gleichfalls darauf los und kommt mir mit der Schreckensmeldung, Dorf und Geschütze müssen schon vom Feinde genommen sein. Es ist eine böse Sache mit solchen Angstmeierschlüssen, solcher Schwarzseherei, hier noch dazu im Finstern. Ich muß gestehen, daß ich es gern gesehen oder vielmehr gehört hätte, wenn unsere Artillerie einige Granaten in das offene

Terrain vor der Nordostfront von l'Hay geworfen hätte. Fehlte es zwar bei der tiefen Dunkelheit an einem sicheren Ziel, so war doch der moralische Effekt in Anschlag zu bringen. Wir wenigstens hätten ein Lebenszeichen unserer Artillerie mit Freuden begrüßt. Das Geschützfeuer vom entgegengesetzten, dem linken Flügel her, ließ erkennen, daß dort die bayrischen Batterien munter ins Gefecht eingriffen, ob es gleich finster war.

Zur Wiederaufnahme der verlorenen Dammstellung mußte man durch die enge Pforte debouchieren. Mißlang der Sturm dadurch etwa, daß beim Feinde im entscheidenden Moment Reserven eintrafen, so war zu erwarten, daß dann die frischen Truppen sicherlich nachdrängen würden und es jenen bei einiger Entschlossenheit, die man doch immer voraussetzen hat, gelingen müßte, mein ganzes Häuflein, 1½ Züge, bei dem schwierigen Rückzug durch das Thürdefilée abzufangen. Sollte der Angriff gewagt werden, so war es gut, wenn nicht als notwendig geboten, vorerst zu wissen, ob der Feind weitere Treffen über die Ebene heranführte. Eine breite Strecke am Damm, gerade der Thür gegenüber, schien ganz unbesetzt, sie lag im tiefsten Dunkel, kein Schuß blitzte dort auf. Dies rasch überdenkend, rief ich Freiwillige auf zu einer Rekognoszierungspatrouille nach dem Damm hin, hinzufügend, hier sei das Eiserne Kreuz zu verdienen. Da sich nicht sofort einer meldete, entschloß ich mich, selbst zu gehen. Ein Unteroffizier bot seine Begleitung an. Ich lehnte ab, und einen Moment darauf befand ich mich außerhalb der schützenden Eckmauer. Jedenfalls war ich vor dem Feuer der eigenen Leute sicher, da diese jetzt ausschließlich in östlicher Richtung zu schossen. Schon war ich am Damm unbemerkt und ungefährdet angelangt. — Etwa 150 Schritt hatte ich auf der einsamen Wanderung zurückgelegt. Ich befand mich an der linken Seite einer Traverse, welche an den Damm angesetzt die rechts daneben liegende Feldwacht gegen Geschützflankenfeuer von Cachan her zu decken bestimmt war. Im Begriff, auf meinen Säbel gestützt in dem von Damm und Traverse gebildeten Winkel sachte anzusteigen, werfe ich einen Blick über letztere. Da tauchen — es fehlte nicht viel, daß man fast sagen könnte Nase an Nase — drei fragwürdige Gestalten im nächtigen Dunkel vor mir auf. Franzosen sind's. Jetzt hatte ich die beste Gelegenheit, die aus der Lektüre Trochus extrahierte Weisheit zu applizieren und zu erproben. Ich brülle die versammelten Herrschaften demgemäß also an: „Vous êtes coupés, à bas les armes!" und schon knallte ich los. Aber nicht der Nächststehende wankt, sondern der weiter rückwärts stehende. Der zweite Schuß geht fehl. Bei einem

Druck, Eile that Not, versagt der Lefaucheux. Mein vis-à-vis hat Zeit, einen Schuß abzugeben, der fehl geht. Jetzt liegt auch er. Doch jetzt ist der dritte im Bunde in gebückter Stellung daran — ich fühlte, wie mir alle Muskeln im Gesicht spielten — mir, der ich höher stand, mit den Yatagan den Genuß des Karakiri zu bereiten. Krampfhaft hält die Linke — ich bin das, was der Schlesier einen Linktotsch nennt — den Säbelgriff umstammt, bereit, den vor mir blitzenden Yatagan zu parieren und nachzuhauen. Aber auf die Entfernung kann der Revolverschuß sein Ziel nicht fehlen. Ich halte auf die Brust und vornüber stürzt der dritte. Jetzt war ich frei, über den Damm hinüber einen Blick auf das freie Feld nach Paris zu werfen. Nichts von dunkeln Massen, sich heranbewegender Reservekolonnen zu entdecken! Der Radau an der Traverse hat neue Gegner herbeigelockt. Von rechts und links am Damm entlang, kommen sie heran. Mit dem nächsten wechsele ich Schüsse. Wir fehlen beide. Mein Zweck war erreicht, ich hatte hier nichts mehr zu suchen, ich kratze aus. Ein Hagel von Geschossen saust mir nach.

Beim Zuge hatte sich in der dichtgedrängten Schützenlinie wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet; der Lieutenant ist vorn! Man hatte den Krawall an der bislang ruhigen Strecke am Damm wahrgenommen und hielt den Lieutenant für verloren.

Nun war er wieder da, und ich erlebte den schönsten Moment in meinem Soldatenleben: das mir geltende Hurra meiner Leute.

Jetzt, da ich wußte, daß dem Feind keine Reserven folgten, daß wir es nur mit den Franzosen am Damme zu thun hatten, konnte ich getrost die Verantwortung übernehmen, das Leben meiner Leute mit dem meinigen aufs Spiel zu setzen.

Ich gab meine Disposition: die vom anderen Regiment feuern weiter, die vom meinigen folgen. In dem Moment kommt, als Unterstützung vorgeschickt, ein Halbzug vom anderen Regiment angebraust, geführt vom Feldwebel Hillebrandt. Ich weise ihn an, dazubleiben, während mein Zug vorgeht. „Dort liegt unser Lieutenant tot, den muß ich rächen", ist des braven Feldwebels Antwort. „Also alle vorwärts! Es lebe der König! Hurra!" Und so sausten wir durch die enge Gartenthür los, wir beide Besäbelte voran. Ich nahm den mir bekannten Weg. Oben auf dem Damm angelangt, sehe ich einen Offizier daran vorbeieilen, den Säbel wie zum Salutieren vor dem Leib. Ich gebe einen Revolverschuß auf ihn ab, er thut ihm nichts, er läuft weiter.

Es trabt nach links, wo ein dichter Haufen Franzosen sich zusammenballt. Ich überschreite den Damm, um sie abzufangen. Aber nur einige Leute folgen mir. Da stürzt Gefreiter Viehweger, der mich immer auf meinen Patrouillen treu begleitet hatte, mit zerschmettertem Schienbein zusammen. Die vom Damm vertriebenen feindlichen Schützen hatten sich niedergeworfen und das Feuer aufgenommen. Den Verwundeten schleppen die anderen Füsiliere hinter den schützenden Damm. Ich bin allein. Die Franzosen, die sich da am Damm mir zur Seite zusammendrängten, feuerten nicht mehr, weder auf mich noch über den Damm. Sie schienen bereit, sich zu ergeben. Wiederum war eine Gelegenheit da, das aus Trochu extrahierte Arkanum anzuwenden. Aber ich befand mich eben jenseits des Dammes allein, umschwärmt von Geschossen der im freien Feld liegenden Feinde und im Revolver war nun kein Schuß mehr. Ich hatte mir vor dem Sturmanlauf nicht Zeit gegönnt, ihn frisch zu laden. Auch besorgte ich, der Feind würde erkennen, daß er noch immer bedeutend in der Überlegenheit sei, denn unsere Schützenlinie am Damm sah dünn genug aus. Weiß der liebe Himmel, wie sich die Leute verkrümeln! Es war nun doch „Mangel an Entschlossenheit“ — oder hatte ich Scheu, die Götter nochmals zu versuchen? — daß ich den klassischen Anruf unterließ und zuerst wieder hinter den Damm zurückging, um einige Mann zu sammeln und mit diesen neuerdings über den Damm vorzubrechen, den feindlichen Klumpen zu umstellen. Doch kaum erst hatte ich nicht mehr als drei bis vier Mann beisammen, als plötzlich der ganze feindliche Haufen auseinanderstiebt. Jetzt schnell mit der wenigen Mannschaft hinüber und nach, aber es war nicht viel mehr als ein Dutzend Franzosen, die, ohne sich zu wehren, am Damme stehen geblieben waren, welche wir zu Gefangenen machen konnten. Sie zu transportieren fand sich aber gleich ein halber Zug ein. An der Feldwachthütte waren die Vordersten beim Sturm, welche dorthin sich gewandt hatten, auf unerwarteten Widerstand gestoßen. Es waren zwei schon verwundete Franzosen, welche den Eingang der Hütte verteidigten. Der Kompagnieschneider erhielt einen wuchtigen Bajonettstoß gegen die Brust, der aber zum Glück den gerollten Mantel traf und wirkungslos blieb. Nun zeigte der Schneider seine überlegene Kunst im Stechen. Die beiden Verwundeten wurden ob ihrer Gegenwehr niedergemacht.

Noch ein toter Franzose wurde in der Hütte gefunden. Ich vermute, es werden dies die drei Franzosen gewesen sein, mit denen ich es

zu thun gehabt hätte; der Tote wahrscheinlich derjenige, der mir mit seinem Yatagan auf den Leib gerückt war. Beim Sturmlauf hatte ich einen kurzen Blick nach der Stelle geworfen, wo ich mich kurz vordem privatim gerauft hatte, und niemanden am Boden liegen sehen. Eine eigentümliche Scheu hat mich an dem Tage wie auch später abgehalten, die Stelle wieder zu betreten. Den Mörder, sagt man, zieht es an, den Thatort zu umkreisen, mich stieß der Ort ab, wo ich Blut vergossen hatte.

Habe ich den Kompagnieschneider erwähnt, so darf ein anderer Schneider meines Zuges, der sich auch aufs Stechen verstand, nicht unerwähnt bleiben. Er hatte in finsterer Mitternacht vom 30. September zum 1. Oktober dort unten an der Seine neben dem Bahnkörper der Orleansbahn einen Moblot, der den Indianer Schlangenhaut spielen wollte, niedergestochen, nachdem ihn die weiße Gamasche belehrt, daß er nicht etwa einen Landsmann der Postenlinie vor sich habe.

Plötzlich dort vorn losbrechendes Feuern, dem gleich vollständige Stille folgte, sowie die Meldung, einer meiner Leute auf Posten sei von einer feindlichen Patrouille erschossen worden, hatte mich veranlaßt, mein Wärterhäuschen zu verlassen und mit einigen Mann vorzueilen. Vom Bahndamm aus war zunächst nichts zu bemerken. Doch da rechtshin, zur nahen Seine zu, schien auf dem kahlen Felde Verdächtiges herumzukrauchen. Die nehmen wir gefangen, wir stehen ja schon nahezu in des Feindes Flanke! Die ersten Gefangenen des Regiments! Durch die Bahndammstrecke hervortretend, donnere ich dem Gegner, so laut ich nur kann, die aus der Trochu-Lektüre extrahierte Zauberformel entgegen. Es war dies die erste Applikation derselben. Das Schneiderlein schrie sein Hurra dazwischen und darauf ging es. Wohl hatte der Feind einen Moment gestutzt, aber die Waffen niederzulegen, wie ich ihm in seiner Sprache befohlen, das hatte er nicht gethan. Im Gegenteil, er hatte sich niedergeworfen, und vom Boden aufleuchtend schlug uns ein formidables Schnellfeuer entgegen. Das war keine Patrouille mehr, sondern ein Trupp von 25—30 Mann, der nicht über den Haufen zu rennen war. Nur der Moblot, den das Schneiderlein erstach, mußte daran glauben. Der wüste Lärm, den das nächtliche heftige Gewehrfeuer hervorrief, machte einen derartigen Eindruck, daß hinter uns in Choisy-le-Roi zwei Kompagnien zweiter Linie zum Eingreifen bereit gestellt wurden. Unser Anlauf war also solcher Übermacht gegenüber bald zum Stehen gekommen, wir hatten uns niedergeworfen und schossen. Welche Pausen auf unserer Seite zwischen jedem Schuß! „Kerls, schießt ihr

denn nicht?!" rief ich meinen Leuten zu. Zum Überfluß sausten noch andere unheimlichere Geschosse, von unserer eigenen Postenlinie abgegeben, selbst von jenseits der Seine her abgegeben, über uns weg, für uns genau ebenso bedrohlich wie für den Gegner. Mit einem Schlage ist plötzlich die ganze nächtliche Szene taghell erleuchtet. Es war das elektrische Licht vom Scheinwerfer in Fort Ivry. Ich konnte nun meinen Schaden besehen. In der teilweise aufrecht stehenden Schar drüben unterschied ich einen Offizier mit gezogenem Säbel. Und meine Leute, sind die denn schon beinahe alle tot?! Ich zähle zwei bis drei Mann nur. In der That, einer war gleich anfangs an der Hand verwundet worden, war direkt zum Hauptmann gelaufen und hatte gemeldet: „Der Lieutenant und die ganze Feldwache sind gefangen!" Nichts von dieser Hiobspost entsprach der Wahrheit. Sie bewirkte nur soviel, daß meine Kameraden in der Hauptstellung alle Mühe hatten, die Mannschaft zu hindern, aufs Geratewohl in die Finsternis hineinzuknallen. Trotz meines Kommandorufes: „Alles hierher!" waren der Gefreite und zwei Mann, denen ich zunächst ihre Stelle am Bahndamm angewiesen hatte, meinem Rufe nicht gefolgt und hatten keinen Schuß abgegeben. Für den Gefreiten mit dem forschen Zwickelbart gebrauchte ich seit dem Tage eine besondere Anrede. Zur Verstärkung des Feuers hatte ich meine sechs Schuß aus dem Revolver abgegeben, ob ich etwas getroffen, ahne ich nicht, wenn ich auch den dichten Haufen, der sich um den feindlichen Offizier zusammenballte, als günstiges Ziel nahe vor mir hatte. Schließlich waren es die Herren Franzosen, welche sich empfahlen. Am nächsten Morgen fand eine Patrouille einige Tote, die er auf der nächtlichen Wahlstatt gelassen. Meine Leute trugen den erschossenen Posten zurück. Der Arzt war schon zur Stelle. Der Mond trat in diesem Augenblick hervor und übergoß die Fluten der Seine mit seinem Licht, bei dessen Schein der Arzt nur noch den eingetretenen Tod zu konstatieren hatte.

Dem tapferen Schneiderlein, das sich damals so kampflustig und beherzt gezeigt hatte, sollte es heute schlimmer ergehen. Er lag, sein Gewehr schußfertig im Arm, am Damm an einer Stelle, wo sich seitwärts eine rinnenartige Ausschachtung im Erdkörper befand. Just dadurch muß eine Unglückskugel ihren Weg nehmen. Entsetzt springt der brave Mann auf und reißt die Hosen herab. Er hatte so einen Schuß (Fleischwunde) erhalten, der vier Löcher machte. Im ersten Moment konnte ich kaum ein Lachen unterdrücken.

Es war Tag geworden, ein trüber Novembertag mit grauer Wolkendecke.

Die Verbindung mit dem Zuge meines Kameraden P. war hergestellt, gerade als wir die Gefangenen expediert hatten.

Inzwischen war ein neuer Feind gegen uns in Aktion getreten. Kaum hatte man drüben bei dem zunehmenden Tageslicht wahrgenommen, daß der Damm in seiner ganzen Ausdehnung von den Prussiens wiedergenommen sei, als neben der Redoute an dem Wege nach Villejuif eine Shrapnelbatterie auffuhr. Wenn man drüben etwa glaubte, uns durch Artilleriefeuer verjagen zu können, so war dies vergebliche Liebesmüh. Dagegen waren wir nachgerade genugsam abgebrüht. Wir waren dahin gekommen, das Flintenfeuer mehr zu respektieren als das Geschützfeuer, sintemalen uns dies ganz wunderbarerweise nie etwas zuleide gethan. Wir kamen uns fast wie gefeit dagegen vor.

So auch jetzt. Der Batteriechef drüben hatte die Distanz von der Generalstabskarte (Sektion Choisy-le-Roi 1 : 20000) nur einfach von seinem Standpunkt aus, gegen 1200 m, abzugreifen. Das verstand er. Bald hörte ich die Frage, was die kleinen hellen Wölkchen bedeuteten, die sich in rapider Folge aber genau über unserer am Damm verstreuten Schützenlinie Schlag auf Schlag bildeten. Allerliebste Wölkchen das! Leider kann ich nicht mehr sagen, ob sie durch tempierte Zeitzünder geschaffen waren oder von den Shrapnels herkamen. Ein angenehmer Regen von Eisenstücken fiel aus den Wölkchen zu Boden und schlug klatschend auf den feuchten Lehmboden auf — aber immer und immer menschenfreundlich in die Intervalle zwischen den einzelnen Schützen. Nur mich hätte es beinahe erfaßt. Ein faustgroßes Stück saust, während ich hinter der Schützenlinie am Damm entlang ging, mir so dicht am Rücken entlang nieder, daß ich einen heftigen Ruck verspürte. „Gratuliere, Herr Lieutenant!“ rief mir ein Füsilier zu, „daß Sie den anderen Fuß schon nach vorn gezogen, sonst war die Ferse weg.“ Den Stiefelabsatz hätte ich als Souvenir gern darangegeben, mehr aber nicht. Ich hob das Eisenstück auf, schleppte es im Offizierstornisterchen glücklich bis in die Garnison, pflanzte es beim Auspacken in der angewiesenen Kasernenwohnung mitten auf den Tisch und — habe es nicht mehr wiedergesehen. Es hatte sich ein Liebhaber für Erinnerungsstücke anderer gefunden.

Dem so wohlgemeinten Shrapnelfeuer gegenüber hatten wir uns tot und erschlagen gestellt, d. h. ich hatte nur die Leute der I. Schießklasse im Feuer belassen. Es genügte dies auch vollkommen, die zwischen

Toten und Verwundeten zerstreut umherliegenden feindlichen Schützen niederzuhalten. Nur ab und zu, wenn sich ein Ziel bot, d. h. wenn eine Rothose aufsprang, um aus unserem Feuerbereich zurückzulaufen, fielen gleich eine Reihe wohlgezielter Schüsse, welche bewirkten, daß sich der Flüchtling schleunigst wieder zu Boden warf. Flintenschüsse fielen natürlich auch noch unausgesetzt gegen unsere Stellung. Dies Fernfeuer wurde aber immer matter. Schließlich ließ auch die Feldbatterie, die mit Schnellfeuer eingesetzt hatte, nach. Vielleicht hatte sich bei ihr endlich Munitionsmangel eingestellt.

Daß die Franzosen zu einem neuen Ansturm ansetzten, davon war kein Anzeichen zu erkennen. Die Spannkraft drüben war vorderhand aufgebraucht. Aber bei meiner Person momentan auch. Mit dem Gefecht ging es zur Neige, keinerlei Sorge drängte sich mir auf — auch nicht die um das Eiserne Kreuz.

So setzte ich mich denn am Damm nieder und schloß für ein ganz kleines Weilchen die Augen. Am liebsten hätte ich ein bißchen schlummern, ein kurzes Nickerchen machen mögen, trotz des ewigen, endlos einförmigen Geknalles. Doch das geht ja nicht, mit gezogenem Säbel ruhen.

Als erwünschtes Intermezzo weist ein Füsilier sein Gewehr auf. Ohne daß er abgedrückt hätte, sei der Schuß und mit ihm die Zündnadel herausgeflogen. Ein feindliches Geschoß habe an der Mündung aufgeschlagen, sei im Lauf entlang geglitten und habe dies Wunder bewirkt. Skeptisch betrachtet man den Schaden. Auf dem Schießstand daheim kommt so etwas allerdings so leicht nicht vor. Das Gewehr ist aber thatsächlich unbrauchbar, also nehme er sich eines von einem Verwundeten oder ein Chassepot.

Die Zeit vergeht, trotz der noch anhaltenden Gefahr, einen Treffer abzugeben, seltsam einförmig. Den schwer verwundeten Gefreiten packt schon der Schüttelfrost des Wundfiebers. Man sorgt für Mäntel, ihn einzuhüllen.

Müde und abgespannt vom Warten, ob jetzt Schluß erfolgt oder ein neuer Akt anhebt, schaut man um sich.

Da erscheint, einem Engel des Lebenslichtes vergleichbar, der die umherflatternden Walküren verscheucht, eine kurze Gestalt mit freundlich lächelndem Antlitz. Es ist mein braver Bursche Garczik, der kleinste und häßlichste Mann der Kompagnie; für mich der lebende ethnographische Beleg, daß einst Mongolen an der oberen Oder gehaust haben. Doch seinen Namen in „Garstig“ umzuwandeln, habe ich nur einmal übers

Herz gebracht, als ich einst durch den Brei am Grunde meiner irdenen Eßschüssel angelangt, dort dasselbe Muster entdecke, wie in der Waschschüssel. Bewaffnet ist das treue Kerlchen mit einem rußigen Kochgeschirr. Einen Labetrunk schleppt er darin herbei, der, so gräßlich das Gebräu auch sei, den stolzen Titel „Kaffee" führt. Hochwillkommen ist beides: die Verstärkung durch einen Mongolenkrieger und die Stärkung durch einen gleich ihm braunen Trunk. Das stärkt zu neuen Thaten.

Bald erscheint auch der Hauptmann und eine Schlußepisode des Gefechts eröffnet sich mit der Razzia auf Gefangene im Vorterrain, an welcher Feldwebel Henschel einen so rühmenswerten Anteil nahm, und ich trotz der angenehmen Bekanntschaft mit einem patenten Pariser Lieutenant das Nachsehen hatte.

Ein Patrouillengang vor Paris.

Von S. G.

Ein heller Wintertag hat Unterbrechung in die Novemberstürme gebracht, welche den Blockadetruppen ihr ohnehin nicht vergnügliches Leben seit Wochen noch saurer gemacht haben. Seit dem 19. September, an welchem Ducrots Truppen mit so fluchtähnlicher Eile sich in ihre Metropole zurückzogen, daß es wenigstens nach der unmaßgeblichen Meinung der Soldaten und unteren Chargen nur noch eines letzten Druckes bedurft hätte, um die Stadt den Siegern zu überliefern, liegt das deutsche Heer vor dieser, weist die Ausfälle der Eingeschlossenen zurück und läßt sich von den Monstregeschützen der Forts anschießen. Ein recht ungemütlicher Posten im eisernen Ringe ist der, welchen die oberste Heeresleitung der siebenten bayerischen Infanteriebrigade anvertraut hat. Zu heroischen Leistungen ist sie nicht berufen, das sieht auch der einfache Kriegerverstand ein, denn der Feind wird sich wohl hüten, einen ernstlichen Vorstoß auf der im Bièvrethale sich hinziehenden Orleansstraße zu machen, solange links und rechts die Thalhöhen im Besitze der Deutschen sich befinden, solange unsere achte Brigade Bagneux und Chatillon, das sechste preußische Corps l'Hay und Villejuif behauptet. Aber wenn auch nicht blutige Gefechte, wie sie jene Nachbarn am 30. September und am 13. Oktober zu bestehen hatten, so giebt es da-

für umsomehr kleine Aufregungen, die in ihrer steten Folge das Nervensystem der Truppen wohl ungünstiger beeinflussen, als dies eine große Schlacht mit ihrem für selbstverständlich erachteten Siege thun mag.

Meisterhaft haben es auch diesmal wieder die Franzosen verstanden, sich einzuschanzen und jenen kleinen Krieg mit Hacke und Spaten zu führen, in welchem sie von jeher sich auszeichneten. Schon bei Möckern und Probstheyda zeigten sie sich im Dorfgefechte den Verbündeten weit überlegen, und vor Sebastopol errangen sie sich durch die von ihnen geübte Belagerungskunst die Achtung der ganzen militärischen Welt. Aber Totleben, der spätere Eroberer von Plewna, trat ihnen ebenfalls mit einer neuen Kriegskunst, mit derjenigen der aktiven Verteidigung, entgegen, und daß der Franzmann ein gelehriger Schüler war, beweist er durch die Art und Weise, wie er die Belagerer von Paris in Atem hält. Freilich ist die Umgebung der Riesenstadt für solchen Zweck auch in besonderem Maße geeignet. Auf den beherrschenden Höhenpunkten waren schon vor geraumer Zeit die Forts von Bicêtre und Montrouge („Murrasch" beim 6. k. bayer. Jägerbataillon umgetauft) erbaut, und an diese Krystallisationskerne schließt sich nun ein wohldurchdachtes System zwar nur passagèrer, darum aber nicht minder schwer zu nehmender Verschanzungen an. Dem erstgenannten Fort ist die berüchtigte „Gelbe Tante" vorgelagert, deren Geschütze mit denen der Forts zusammen den Vorpostenort Bourg la Reine in ein recht hübsches Kreuzfeuer nehmen können und den Bayern auch schon schwere Verluste beigebracht haben; der Vorort Arcueil mit seinem schönen Viadukt ist in eine kleine Zitadelle verwandelt worden; und dieser liegt wieder als eine Art von Ravelin jene „Fabrik" vor, welche die Bayern im ersten Anlaufe erobert hatten, welche aber der feindlichen Festungsartillerie gegenüber nicht gehalten werden durfte. Und von hier ziehen sich verzweigte Lauf- und Schützengräben nach Montrouge hinauf, während eben solche Approchen vorwärts gegen die bayerische Verteidigungsfront schon auf eine hübsche Strecke sich erstrecken. Man ist seitens des Vorpostenkommandos aufmerksam geworden auf diese liebenswürdigen „Annäherungsversuche", und die Piketts sind angewiesen, sorgfältig aufzupassen, wieweit der Feind schon an unsere Linie herangerückt ist.

Die heutige klare Mondnacht giebt dazu eine gute Gelegenheit, denn im Nebel ist schwer etwas Sicheres festzustellen, und die Patrouillengänge können sehr leicht zu unerfreulichen Verwicklungen führen. War doch vor kurzem eine bayerische Patrouille in äußerster Gefahr gewesen,

von den eigenen Leuten niedergeschossen zu werden; sie hatte sich in dem rieselnden Nebelregen verirrt und kam auf ganz unerwartetem Wege an eine weiter rückwärts befindliche Feldwache heran, deren beste Schützen schon die Gewehre angelegt hatten, bis dann glücklich das Blitzen des Messingschildes den bayerischen Helm verriet. Heute ist solches nicht zu besorgen, aber dafür ist die Gefahr um so größer geworden, daß der Gegner aufmerksam wird und die Patrouille „abknüpft", wie solches einmal unserem ersten Korps bei Charenton passierte. Trotzdem steht es bei Offizieren und Gemeinen fest, daß die günstige Wetterlage für Schleichpatrouillen ausgenützt werden soll.

In solchen wurde damals vom sechsten Jägerbataillon wie von den beiden Regimentern der Brigade sehr Anerkennenswertes geleistet, und man war stets über den Standort des Feindes und seine nächsten Maßnahmen gut orientiert. Leider verhinderte vielfach eine etwas pedantische Auffassung des kleinen Dienstes, daß die Findigkeit der Leute voll verwertet werden konnte, denn es wurde darauf gesehen, daß auch der Patrouillengang in voller Armatur gemacht wurde. Das Blinken und Rasseln der Waffen konnte aber zur Nachtzeit die Nahenden schon viel früher verraten, als dies sonst nötig gewesen wäre. Nach dieser Seite hin konnte die Methode des sechsten preußischen Jägerbataillons, dessen Angehörige oftmals dienstlich über die Bièvre kamen, und mit denen die bayerischen Zahlenvettern treue Nachbar- und Kameradschaft hielten, zum Muster dienen. Die zur Spüre ausgesandten Jäger trugen nur Feldmütze, Mantel und Büchse; Tornister, Helm, Säbel und Taschen waren zu Hause gelassen, ein Dutzend Patronen hatte man in den Taschen der Kleidung bei sich, und so konnten freilich die flinken Leute, großenteils gewiegte Sudetenschützen, die feindliche Stellung leichter beschleichen. Heutzutage wird wohl auch im bayerischen Heere dieses an die Zeiten der Lineartaktik gemahnende Zöpfchen abgeschnitten sein.

Die 6er Jäger beziehen am Abend den Außenposten an der „Gipsmühle", ein höchst unbeliebtes, von den kleinen, vielbeinigen Verbündeten der „Belle France" massenhaft belebtes Quartier. „Ach warum ist's die Gipsmühle und nicht lieber die Windmühle!" so ruft ein inzwischen auch längst zur großen Armee eingerückter Freund aus, der besagten, allen Studenten Erlangens wohl bekannten, Vergnügungsort in seine besondere Affektion genommen hatte. Doch es ist nun einmal die Gipsmühle, und man hat die Pflicht, aus der Not eine Tugend zu machen. Aber eben wie wir daran sind, ein etwas wohnlicheres Plätzchen zu

suchen, ertönt die Stimme des Hauptmanns S.: „Freiwillige zur Schleichpatrouille vor!“ Drei von uns treten an, und wir empfangen unsere General- und Spezialidee für das auszuführende Manöver. Erstere gipfelt daran, daß eben überhaupt Nachrichten vom Feinde eingezogen werden sollen; im besondern wird jedem Manne ein bestimmter Terrainpunkt zu eingehender Überwachung anempfohlen. Die beiden Kameraden sollen links (westlich), der Schreiber dieser Zeilen soll rechts (östlich) von der großen, mit den üblichen französischen Pappeln bepflanzten Allee vorgehen. Auf dieser letzteren Route liegt ein einsames Gehöfte, ursprünglich von beiden Linien gleichweit entfernt und von seinen Bewohnern selbstverständlich verlassen. Man weiß jedoch, daß die Franzosen ihre Grenze beständig vorschieben, und da wäre es nicht unmöglich, daß sie sich jenes Hauses ebenfalls bemächtigt hätten, um es zu einem Außenwerke zu machen. Diese Frage hat der auf die rechte Seite der Straße beorderte Jäger hauptsächlich aufzuklären.

Der Gang beginnt. Es hat zugleich etwas Erhebendes und Bängliches, so als „Auge des Heeres“ das streitige Grenzgebiet der beiden Völker in Waffen zu durchwandern, und alle Sinne sucht man anzuspannen, um rechtzeitig der allerorts lauernden Gefahr begegnen zu können. Nur bedauert man, durch die bisherige Lebensthätigkeit nicht hinreichend für derartige Aufgaben vorbereitet zu sein, denn aus einem Bücherwurme wird dadurch, daß man ihm die Uniform anzog, noch nicht gleich ein Pfadfinder nach Coopers Muster. Doch man tröstet sich damit, daß man eben seine Schuldigkeit nach besten Kräften thut, und zu mehr ist man nicht verpflichtet. So dringt man immer weiter vor, und im unsichern Mondlichte taucht ein paar hundert Schritte weiter der Bauernhof auf, dessen Untersuchung das Ziel dieser eigenartigen Vergnügungstour bildet. Endlich steht man in dessen unmittelbarer Nähe und unterzieht ihn zunächst, durch einen Pappelbaum gedeckt, einer gründlichen Okularinspektion. Allein dieselbe hat kein Ergebnis, es ist alles ruhig, und irgend etwas Sicheres ist auf diese Weise nicht zu erfahren.

Wie nahe man dem Feind ist, darüber kann man sich nicht täuschen. Aufs deutlichste vernimmt man das Geklirr der Spitzhämmer, mit denen wohl zur Aushebung neuer Schützenlöcher der hartgefrorene Boden bearbeitet wird, und dazwischen auch einzelne französische Ausrufe. Wären die drüben auch mit unserem „abgeänderten Podewilsgewehr“ bewaffnet, dann wäre die große Nähe minder bedenklich, aber mit dem Chassepot ist das ein anderes Ding. Gleichwohl bleibt nichts übrig: soll des

Kompagniechefs Auftrag vollzogen werden, so muß man den Hof direkt in Augenschein nehmen. Für geborene Heroen mag so etwas ein reines Vergnügen sein; für uns Kriegsfreiwillige, die wir daheim so manches aufgegeben haben, für Leute, die, um mit Walter Scott zu reden, „doch nur des Sonntags fechten“, ist es nicht eigentlich ein „sogenannter Genuß“, denn wenn die burgundischen Moblots, welche uns hier gegenüberstehen, an einem der Fenster einen Spähepoften haben, so ist die tödliche Kugel eine zweifellose Gewißheit. Allein nur keine langen Erwägungen, die Pflicht gebietet, ein Sprung führt an das Hofthor, es ist offen. Also hinein und Umschau gehalten! Glücklicherweise war die Ruhe von vorhin keine trügerische, sondern die Ökonomiegebäude sind in der That unbesetzt, und diese angenehme Gewißheit kann nunmehr dem Herrn Hauptmann übermittelt werden.

Fast jedoch wäre der Jubel ein verfrühter gewesen. Denn um aus dem Hofe wieder in den Schutz der Pappelreihe zu kommen, muß der schmale, jedoch hell beglänzte Fußsteig, der neben dem Chausseegraben herläuft, überschritten werden. Es geschieht in schnellster Gangart, aber das scharfe Auge einer Vedette hat doch etwas bemerkt, und eine Kugel pfeift durch die Luft. Nun ist die ganze feindliche Vorpostenkette aufgerüttelt; Schuß auf Schuß folgt, ja es kommt zum Peloton- und Salvenfeuer. Über die Köpfe der von Baum zu Baum sich rückwärts schlängelnden Jäger sausen die Salven dahin und schlagen in die Dächer und Gartenmauern des Städtchens Bourg la Reine, denn die Tragfähigkeit der französischen Flinte war ja damals schon eine sehr stattliche. Daß die Promenade längs des Grabens bei unausgesetztem Kugelregen eine sehr reizvolle gewesen sei, soll nicht behauptet werden, aber interessant war sie unter allen Umständen, und zum Glücke lief sie auch gut ab, indem nur der Mantel des Schreibers dieser Zeilen nachher ein kleines rundes Loch aufwies.

Gehobenen Herzens rückt man ein, meldet sich mit angefaßtem Gewehre, erstattet Bericht und hofft auf einen gnädigen Blick, ist aber sehr verwundert, fast ein wenig ausgezankt zu werden. „Was habt denn ihr da draußen gemacht“, heißt es, „jetzt ist die ganze Brigade alarmiert, teilweise schon aufmarschiert, ja der Vorpostenkommandant“ — ein gefürchteter Mann, von dem noch das Soldatenlied singt: Und der Oberst Heeg geht auf dem Schützenweg — „hat schon anfragen lassen, was denn eigentlich los sei.“ Kleine Ursachen, große Wirkungen; daß namentlich Mobilgardisten verschwenderisch mit ihrer Munition umgehen, ist ja

kein Geheimnis. Nun, man erklärt den Zusammenhang, der Kommandierende zeigt sich befriedigt, und mit dem Worte „'s ist gut", sieht sich die Schleichpatrouille entlassen. Die Teilnehmer aber, welche nach ihrem Dafürhalten schon ein wenig zur Rettung des Vaterlandes beigetragen haben, suchen im Brotbeutel einige Reste zusammen, genießen ihren Schluck zweifelhaften Branntweines und werfen sich sodann auf die in latente Fäulnis übergegangene Matratze, um den im freien Felde begonnenen männermordenden Kampf mit Frankreichs Verteidigern hier im stillen Gemach mikroskopisch weiterzuführen.

Der „Friedensschließer von Clamart".

Nacherzählt von A. S., Prlt. a. D.

Krieg und Frieden schließen sich naturgemäß aus, und Vorgänge, wie sie etwa nach der Schlacht bei Torgau 1760 sich zugetragen, wo infolge der grimmigen Kälte Preußen und Österreicher sich ohne Unterschied an den Wachtfeuern zusammenfanden, sich mit einander unterhielten wie im tiefsten Frieden und mit einander ausmachten, wenn es Tag werde, sich dem Sieger ergeben zu wollen, gleichviel, welche Partei gewonnen habe, solche Vorgänge weiß die Kriegsgeschichte nicht viele aufzuzählen. Auch im deutsch-französischen Kriege ist ein solcher Fall vorgekommen, und zwar in dem heißumstrittenen Clamart, nahe dem damaligen Festungszirkel der Südfront von Paris.

Ja, heißumstritten war der malerisch am Fuß des Berghanges gelegene Ort mit seinen Gärten und Landhäusern, die einen schönen Blick auf das in duftiger Entfernung liegende Paris gewähren. Damals freilich hatten wenige, die Clamart betraten — es waren nur die Feldwachen, welche sich vor dem von der Bevölkerung in wilder Hast verlassenen Örtchen einquartiert hatten — ein Auge für die Schönheit der Landschaft, sondern gemeiniglich spähte man hinüber nach dem Fort Vanvres und Issy, welche Clamart einer wahrhaft rührenden Aufmerksamkeit würdigten und, wenn sich nur irgendwo eine Helmzier oder Bajonettspitze blicken ließ, abwechselnd in freigebiger Weise die verdächtige Stelle mit den bekannten Zuckerhüten — d. h. Granaten größten Kalibers — überschütteten. Der Ausfall vom 13. Oktober, wo eine

französische Brigade die Linie zu durchbrechen suchte, ward abgeschlagen, ebenso die Ausfälle in der zweiten Januarwoche, mancher der Tapferen auf beiden Seiten kehrte nicht mehr zurück und schläft nun unter dem kühlen Rasen den ewigen Schlaf. Aber es war nicht immer so gefährlich dort, sondern einmal lebte sich's mitten im Kriege ganz behaglich und zwar infolge eines Separatfriedens, den daselbst — zwei hochmögende Lieutenants, ein französischer und ein bayrischer blutjunger Krieger des Beurlaubtenstandes miteinander schlossen. Und von diesem soll in den folgenden Zeilen die Rede sein.

Belagerungsdienst! Vorpostendienst! Wer hätte ihn vor Paris nicht gemacht! Solche aber, die für ihn schwärmten, habe ich wenig gefunden. Er spielt sich mit einer Regelmäßigkeit und Eintönigkeit ab, welche seltsam mit der ungemein genauen Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit kontrastiert, die er von Mannschaften und Offizieren fordert. Am behaglichsten ist's noch beim Gros der Vorposten; wenn nicht gerade ein Ausfall oder eine größere Rekognoszierung des Feindes zu unvorgesehener Stunde die Ruhe stört, so kann man sich ziemlich dem Nichtsthun hingeben; das Kantonnement natürlich darf man unter keinen Umständen verlassen. Kritischer ist's schon beim Pikett, den zur Unterstützung oder zur Aufnahme der Feldwachen bestimmten Trupps. Die Ruhe ist häufig gestört durch wirklichen oder falschen Alarm, die Unterkunftsräume sind meist primitiv und, weil stets Massenquartiere, von geringerer Sauberkeit, als die des Vorpostengros. Dem Feinde am nächsten stehen die Feldwachen mit ihren ins Gelände vorgeschobenen und so gut als möglich versteckten Doppelposten. Die geräuschlos ihres Weges ziehenden Patrouillen, die vorsichtige Veränderung der Tages- und Nachtstellung — bei Annahme derselben ist stets das geheimnisvolle Dunkel des Morgengrauens oder der Abenddämmerung zu benutzen — die Nähe der feindlichen Posten, welche sich in derselben Weise behutsam an uns heranfühlen, all das belehrt den Mann, daß es hier Ernst ist. Doch der Mensch gewöhnt sich nach und nach an manches und so auch an den Vorpostendienst.

So war's auch vor Clamart. Allmählich lernte man das Gelände so genau kennen, als es nur für Tag- oder Nachtgefechte wünschenswert war. Die Vorposten verloren auch immer mehr die Nervosität, die sich im Abfeuern eines Gewehrschusses Luft machte und dann eine Zeit lang ein mehr oder minder lebhaftes Geknatter verursachte, bis auch das wieder einschlief. Doch beschäftigten sich die Vedetten gegenseitig fortwährend

und beobachteten einander mit argwöhnischen Blicken. Bald kamen unsere Mannschaften auf Patrouillengängen an die Gärten und ersten Häuser von Clamart heran und, da scharfe Augen und eine gute Nase einem richtigen Patrouilleur nicht fehlen dürfen, so wurde dortselbst ein mächtiges Kellerlager entdeckt und demselben auch gleich beim ersten Besuch eine ausgiebige Probe entnommen. So fein und versteckt das nun auch getrieben wurde, so konnte es doch nicht Geheimnis bleiben. Hatte man denn nicht die Pflicht, seinen Leib möglichst leistungsfähig zu erhalten? Und das Lager schien unerschöpflich. Doch war am dritten oder vierten Tage kein Zweifel mehr darüber, daß auch den Franzosen der Weinkeller nicht unbekannt geblieben war, ja es fanden sich sichere Anzeichen ihrer Anwesenheit. Nichtsdestoweniger ließen sich unsere Vorposten sehr gerne zum Patrouillengehen kommandieren, um das sie sich vorher nicht gerissen hatten. Und so geschah es denn, daß sich einmal die diensteifrigen Patrouillen der zwei Nationen auf dem Wege trafen: jede war in der friedlichen Absicht gekommen, ein bißchen zu requirieren. Was war nun zu thun? Eine Schießerei anfangen? Dann war's mit dem Requirieren für heute sicher, vielleicht für immer zu Ende. Deshalb verständigten sich die beiderseitigen Söhne des Mars durch Zeichen und Winke, sie wollten einander im Besuche des Kellers nicht stören. Der Appetit wuchs nun nicht bloß beim Essen, sondern auch beim Trinken, und zwei Tage darauf trafen zufällig dortselbst zwei Offiziere mit Patrouillen aufeinander. Es war das auch kein Wunder, denn der Wein war wirklich gut, und der Vorrat nach der Schilderung der Kellerjäger unermeßlich. So wiederholte sich denn da der Vorgang: beides waren ganz blutjunge Herrchen, beide liebten den guten Tropfen und beiden endlich kam das als eine ganz herrliche Abwechslung in dem Einerlei vor, als ein pikantes Abenteuer. Und so schlossen denn diese beiden ritterlichen Kämpen, beide, X. und Y., neugebackenste Lieutenants, die mutmaßlich noch vor wenigen Wochen einen bescheidenen Platz in einem Handelscomptoir ausgefüllt hatten, einen Separatfrieden, sie wollten sich gegenseitig beim Requirieren nicht genieren. Und wie die homerischen Helden auf dem Schlachtfelde zur Erinnerung für Kind und Kindeskind edle Waffenstücke mit einander tauschten, so hätten nun beide gerne die Visitenkarten mit einander gewechselt. Allein sie waren noch nicht im Besitze von solchen, denn der Ausmarsch und die Beförderung waren zu schnell erfolgt. Daher schrieben sie einer dem andern seinen Namen ins Taschenbuch und schieden als Freunde.

Schon in den nächsten Tagen wurde diese Idylle schnöde zerstört. Im Laufe desselben erfolgte die Ablösung und unsere Abteilung kam ganz „weit hinter". Die neu aufziehenden Truppen wußten von der Verständigung nichts, und an einem der folgenden Tage, als die französische Requisitionsabteilung den gewohnten Gang machte, wurde dieselbe samt ihrem Führer X. von dem neuen Feldwachkommandanten angegriffen und gefangen genommen.

Nun kam die Sache ans Licht. Der gefangene französische Offizier X. wurde auf seine Bitte dem Kommandeur der Vorposten vorgeführt und berief sich dort zum großen Erstaunen der Herren auf seinen Friedensbrief; zur Beglaubigung seiner Aussage zeigte er in seinem Notizbuch den eigenhändig geschriebenen Namen des deutschen Offiziers. Schleunigst wurde dieser vorgefordert und war nicht wenig erstaunt, in der Kanzlei des gestrengen Gebieters seinen Gegenpartner vorzufinden, mit welchem er unlängst den Frieden kontrahiert hatte. Doch ließ man ihm wie dem Feinde in Anbetracht der außerordentlichen Umstände, von welchen die romantisch angehauchte Geschichte begleitet gewesen war, Gnade für Recht widerfahren: der französische Lieutenant wurde ohne Kränkung in Freiheit gesetzt und mochte zusehen, wie er sich bei seinen Landsleuten wieder rein wusch, der diesseitige Offizier wurde, — so wollte man wissen — geraume Zeit nicht mehr gesehen und beobachtete auch späterhin ein hartnäckiges Schweigen über Art und Ort, wie und wo er die ihm großmütig zugebilligte Muße zugebracht hatte. Bei seinen Kameraden hieß man ihn aber noch lange „den Friedensschließer von Clamart".

Kurz darauf spielte sich auf derselben Feldwache ein sehr ernstes Drama ab, ein Zeichen, daß der erbarmungslose Krieg wieder in sein volles Recht getreten. Der Posten vor dem Gewehr wurde überrumpelt und getötet von einem feindlichen Halbzug, der sich unter dem Schutze der Dunkelheit in einem Graben herangeschlichen hatte. Der Wachkommandant, Lieutenant Z., der ein verdächtiges Geräusch gehört hatte, stürmte mit seiner Mannschaft aus dem unterirdischen Gelaß herauf, in dem die Feldwache ihre Unterkunft hatte, um sich der in den Pyramiden stehenden Gewehre zu bemächtigen, schoß den Führer der feindlichen Abteilung nieder, wurde aber von fünf französischen Bajonetten durchbohrt und blieb für tot am Platze liegen, die Mannschaften selbst aber wurden gefangen und nach dem Fort Vanves abgeführt. C'est la guerre!

Das Verbot des Betretens von Gebäuden wurde hierauf durch Tagesbefehl nochmals aufs strengste eingeschärft.

Ob die drei Herren X., Y. und Z. wohl noch an die Zeit zurückdenken? Z. lag lange im Bièvre krank, bis er endlich transportfähig wurde: die Wunden sind nun doch geheilt und vernarbt; Y. hat nach dem Kriege den Degen wieder mit dem Merkuriusstab vertauscht und soll jetzt als wohlsituierter Kaufmann die Kinderwelt mit Spielwaren versorgen; nur von Herrn X. wissen wir nichts, dem französischen „pacificateur de Clamart“.

Humor im Felde.

Von S. Steinberg.

Welchen herzerquickenden Einfluß der Humor deutscher Feldsoldaten in den Stunden der dräuenden Gefahr ausübt, das haben die zahllosen Vorkommnisse im letzten Kriege genügend bestätigt. Der beseligende, selbst im Anblick des Todes unverwüstliche Humor entspringt nur dem mannhaften Herzen und erhält seine Triebkraft aus der felsenfesten Liebe zum Vaterlande. Zur vollen segensreichen Entfaltung gelangt der Humor in den kritischen Stunden des Kampfes; sein einziger gefürchteter Gegner ist die Langeweile — die Einförmigkeit eines an die Kaserne gemahnenden Dienstes. Wo dieses unvermeidliche Mißgeschick, wie beispielsweise bei der Belagerung eintritt, da nimmt der Humor seine Zuflucht zu den Neckereien mit dem Feinde. Unser 2. Hans. Infanterie-Regiment 76 rückte in die Einschließungslinie vor Paris, als die allbekannten Soldatenscherze bereits verbraucht waren. Es galt also, eine neue zugkräftige Nummer zu inszenieren. Diese Aufgabe hat die auf dem Mont Mesly, zwischen Bonneuil und Creteil aufgestellte Feldwache der 6. Kompagnie glänzend gelöst. Geschickte Hände verfertigten aus dem Boden eines großen Weinfasses eine regelrechte, mit Kreideringen und Spiegel versehene Scheibe und befestigten diese in der Nacht auf der Spitze unseres Hügels. Kaum hatte der lachende Sonnenstrahl das neueste Reizmittel verraten, als auch schon ein lebhafter Chassepotgruß unserer 130 Schritte entfernt liegenden Gegner herübertönte und zahlreiche Geschosse die „Umgegend“ durchschwirrten. Jubelnd erstatteten wir unseren Dank für die prompte Bereitwilligkeit, mit welcher die schießlustigen Gegenüber für unsere

Zerstreuung sorgten. „Se fangt richtig an to ballern", erscholl es freudig in dem urwüchsigen Dialekt der engeren Heimat. „Hein, du moßt markieren." Gewissenhaft, wie auf dem Scheibenstande, versah der freiwillige Anzeiger sein Amt. Die lange, mit einem umfangreichen Strohknauf gekrönte Stange bezeichnete genau den Punkt, wo das französische Blei sich niederließ. Je weiter vom Ziel das feindliche Geschoß vorüberpfiff, desto größer war natürlich unsere Freude. Die Sicherheit, mit welcher die wütenden Schützen die Scheibe fehlten, war rührend. Keine einzige Kugel kam glücklich ans Ziel. Die Stange des Anzeigers wies nach jedem Schusse wahrheitsgetreu meterweit von der Scheibe. Sie blieb, zum großen Ergötzen der gedeckt liegenden Zuschauer, kugelfrei und reizte den anscheinend nervös gewordenen Gegner zur Fortsetzung seiner zwecklosen Munitionverschwendung. Es war ein kostbarer Soldatenscherz, dessen Wiederholung schon am nächsten Morgen stattfand. Dieses Mal aber schossen die Franzosen vortrefflich; jede Kugel durchschlug die dünne Holzwand und drohte, unsere mühsam errichtete Feldscheibe zu zerstören. Diese ungeahnte Treffsicherheit störte natürlich unser ganzes Vergnügen. Ja, wir liefen sogar Gefahr, die Jenseite zu belustigen. Eine schauderhafte Aussicht. Schweren Herzens wurde die freiwillige Einziehung der Scheibe beschlossen. Aber Hein, der starrköpfige Anzeiger, konnte sich noch immer nicht zur Ausführung dieses unliebsamen Befehls entschließen. „Töft doch noch en Ogenblick", rief bittend das Urbild des niederdeutschen Stammes, „dat is jo all man Tofall." Krachend schlug die nächste Kugel in die Scheibe. Jetzt endlich wollte der Bekehrte die viel umworbene Scheibe vor völliger Zersplitterung bewahren, aber er verschmähte es, angesichts des Feindes die gebotene Vorsicht anzuwenden. In demselben Augenblick, wo sich der Arm des Anzeigers aus der sicheren Deckung heraus gegen die Scheibe hob, wurde seine Hand von einer Kugel getroffen. Lachend, als ob ihm das freudigste Ereignis begegnet sei, sprang der humorvolle Kamerad empor, hielt uns die blutende Hand mit urkomischer Geste entgegen und rief aus Leibeskräften: „Wat en' Spoß! Nu heft de dummerhaftigen Kerls doch mol vorbischoten".

Vater und Sohn.

Von Heinrich von Selbitz.

Wir lagen in den „goldenen Sälen“ von Versailles. Rings an den Wänden hingen die Bilder der Siege, die Napoleon I. dereinst errungen hatte.

Wir schauten hier die Helden des „Welterschütterers“, wie sie jenesmal durch die deutschen Gauen gezogen waren, siegreich, erobernd, ihrem Kaiser folgend, die deutschen Heere niederwerfend.

Und nun lagen wir deutschen verwundeten Soldaten hier, nachdem wir von Sieg zu Sieg geschritten waren, vom Rhein bis zur Loire — in dem alten Königsschlosse — umgeben von den Bildern des ruhmreichen französischen Heeres — das jetzt von uns besiegt war, in Schlachten und Kämpfen, dergleichen vorher die Weltgeschichte noch nicht gekannt hatte.

„Welche Wendung durch Gottes Fügung!“

Es waren in dem einen großen Saale nur fünf bayrische Offiziere untergebracht, welche meistens an Schußverletzungen nicht zu gefährlicher Natur darniederlagen, und wir hatten die beste Pflege durch französische, barmherzige Schwestern, sogenannte graue Schwestern, gefunden.

Geräuschlos huschten diese immer freundlichen, unermüdlichen Samariterinnen durch den Saal, ihren Liebesdienst ausübend. Hier reichten sie dem einen eine Labung, dort rückten sie ein Kopfkissen wieder zurecht; jenem breiten sie die entfallene Decke über, überall hilfbereit, immer gleichmäßig treu besorgt, mit freundlich lächelndem Blick ihres schweren Pflegeamtes waltend.

Rührend war es anzusehen, mit welch liebevoller Güte sie bei Tage wie bei Nacht ihre Dienste dem leidenden Verwundeten, dem Feinde ihres Vaterlandes widmeten; und dafür wollten sie keinen Dank, keine Belohnung; es genügte ihnen das Bewußtsein, daß sie sich der leidenden Menschen hilfreich annahmen, um deswillen, der für alle Menschen in den Tod gegangen, „um Jesu willen, dem sie dienten in selbstloser Liebe; zu seiner Ehre hatten sie ein Leben voll Entsagung, Mühe, An-

strengung und Gefahren freiwillig auf sich genommen — alles, um Christi willen!

In bewundernder Hochachtung, inniger Verehrung und nie verlöschender Dankbarkeit denke ich noch heute an die barmherzigen Schwestern, unsere treubesorgten Pflegerinnen im Schlosse von Versailles! Möge Gott sie dafür segnen und belohnen! Ihr Gedächtnis sei gepriesen für und für! „Ihr Name sei für alle Zeit, von mir in Dankbarkeit gesegnet! Es sind Engel der Barmherzigkeit!" —

Es war ein heller, kalter Dezembermorgen; die Sonne schaute zu den großen Fenstern herein, welche nach dem Schloßpark zu führten, und beleuchtete die goldenen Rahmen der großen Bilder, welche in Sonnenlicht getaucht in den hellsten Farben schimmerten.

Freundlich lächelnd schritt soeben Schwester Amélie durch den Saal, hier dem „Monsieur Henri" dort dem „Monsieur Theodor" heiter zunickend.

„Bon jour, ma bonne soeur!" wird ihr zugerufen!" — „O, Monsieur! sagen sie lieber Bon soir!" denn jetzt kommt für mich die Zeit zur Ruhe, jetzt lege ich mich nieder, da ich heute nacht gewacht habe."

„O ma soeur! wie sind Sie so gut!" sage ich dankerfüllt.

„O non, non, Monsieur, sagen Sie dies nicht, ich bin nicht gut — Gott allein ist gut! — dem müssen wir danken für alles! bon soir, Messieurs, heute abend auf Wiedersehen!" spricht sie — scherzend — und geht hinaus.

„Es sind doch recht herzliebe Wesen, diese Schwestern!" sagt mein Bettnachbar, der Oberlieutenant Theodor Mühlbauer! — „Immer heiter, immer freundlich! man muß sie hoch verehren, diese Schwestern, mit welcher Sorgfalt sie uns pflegen; ohne diese Pflege wären wir schlimm daran!

Leise wurde die Thüre in diesem Augenblick geöffnet, und herein trat der von uns allen hochverehrte General von Mühlbauer, welcher die bayerischen Vorposten vor Paris kommandierte; einer der ritterlichsten und tapfersten Offiziere unsrer Armee, der sich den „Max Joseph-Orden", die höchste bayerische militärische Auszeichnung erworben hatte.

„Theodor!" sprach leise und beklommen der alte Herr, „Theodor — wie geht es dir?" und er streckt seinem Sohne, der sich im Bette aufgerichtet hatte, beide Hände entgegen.

„O, Vater, lieber, guter Papa, wie schön, daß du kommst, mich zu besuchen, wie danke ich dir“ und der General beugt sich hinab auf das Bett, und beide küssen sich in herzlicher, inniger Liebe.

„Wie geht es dir, Theodor?“ fragt nochmals der Vater.

„O, Papa, ganz gut, nur ein leichter Streifschuß hier an der rechten Schulter — es hat gar nichts zu bedeuten — der reinste Renommierschuß!“ entgegnet er scherzend.

Zweifelnd schaut der General auf seinen Sohn, denn dessen Aussehen ist sehr leidend; blaß ist sein Gesicht, die Wangen eingefallen — er hatte allerdings eine bedeutendere, wenn auch nicht lebensgefährliche, Schußwunde an der Schulter erhalten; dem alten Vater gegenüber jedoch will er die Verletzung als unbedeutend hinstellen.

Der General hat sich neben dem Bette seines Sohnes niedergelassen und sitzt schweigend dort, die Hand desselben in der seinigen haltend, kummervoll ruht sein Auge auf dem verwundeten Sohn.

Er ist alt geworden, recht alt — der General, seit ich ihn nicht mehr gesehen; es sind nur einige Monate her; aber diese kurze Zeit hat ihm ihren Stempel der Sorge und des Kummers aufgedrückt — in dieser kurzen Spanne Zeit hat sich die Trauer und das Herzeleid in vollem Maße über ihn ergossen; ein Sohn fiel bei Weißenburg, der zweite starb bei Sedan den Heldentod; der vierte, der Theodor, lag hier in Versailles verwundet, und diesen verwundeten Sohn hatte heute der Vater besucht.

Lange, wortlos hielt der Vater die Hand des Sohnes in der seinen, und beide schauten sich in die Augen, tiefbewegt in treuer, unendlicher Liebe.

„Theodor!“ fängt nach einer Weile der General zu sprechen an — „Theodor“ — doch er stockt — er kann nicht weiter sprechen, seine Stimme zittert — „ich muß“ und wieder hält er inne.

„Was ist, lieber Papa? Hast du mir etwas zu sagen?“ fragt sein Sohn und blickt auf den Vater, der so gebrochen, so schmerzbewegt neben ihm sitzt und jetzt seine Hand ihm aufs Haupt legt — „Theodor!“ kommt es nochmals bebend von den Lippen des Generals und dann stoßweise, schnell: „der Karl — der Karl auch!“ — es tönt wie ein Wehschrei.

„Was ist mit dem Karl, meinem Bruder, sprich, sprich, Papa!“

„Der Karl, der Karl — ist — auch — gefallen bei Orleans — bei Beaugency — am 8. Dezember — der Karl ist tot!“ —

„Der Karl ist tot!“ ruft der Sohn erschreckt — „tot?“

„Ja, ja — tot — der dritte, der dritte — das ist mein dritter — Sohn, der gefallen ist fürs Vaterland — der dritte —“ und Vater und Sohn halten sich in heiligem Schmerz umschlungen; man hört nur tiefe Atemzüge, es klingt wie verhaltenes Weinen — sonst ist es still im Zimmer, totenstill.

Draußen leuchtet die helle kalte Sonne über die schneebedeckten Flächen und Wege des Parkes; auch in unserem Zimmer war es hell gewesen vorhin: wo ist der Sonnenschein geblieben? Die Thränen verdunkeln das Sonnenlicht!

Der General hat sich erhoben, er drückt seinem Sohne nocheinmal die Hand — „leb' wohl, Theodor, ich komme bald wieder;“ — wir alle strecken ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Hände entgegen, er drückt sie freundlich und spricht: „Ich danke Ihnen herzlich, meine Herren!“ dann schreitet er aus dem Zimmer, wo verwundet — sein vierter Sohn liegt; seine Haltung ist wieder aufrecht, fest sein Schritt, nur das Auge leuchtet in feuchtem Schimmer.

Das Eiserne Kreuz.

Laßt uns mit Demut tragen
Das Kreuz auf unsrer Brust
Und willig jedem sagen,
Der uns zu fragen Lust:

Ich ging, wohin mich führte
Die Pflicht auf Schritt und Tritt,
Und that, was sich gebührte —
Mehr nicht! — ich stand und stritt.

Doch meinen Enkeln weisen
Noch an des Grabes Rand
Will ich mein Kreuz von Eisen
Mit hellem Silberrand.

Und will sie lassen schwören
Aufs Kreuz am schwarzen Band,
Daß Herz und Hand gehören
Allstund dem Vaterland.

Bricht dann aus alten Gleisen
Nochmals hervor der Krieg,
Hurra! du Kreuz von Eisen,
Dann wieder auf! zum Sieg!

Julius Wolff.

Hoher Besuch.

Von S. Steinberg.

Allgemein bekannt ist die wahrhaft väterliche Teilnahme, welche unsere unsterblichen Kaiser ihren verwundeten Kriegern allezeit erwiesen haben. So oft es die Verhältnisse nur gestatteten, folgten sie dem Zuge ihrer mitfühlenden, warmen Herzen, weil sie empfanden, welch namenlosen Trost ihr Erscheinen am Krankenlager spendete. In der großherzigen, innigen Teilnahme für das Wohl und Wehe der Verwundeten spiegelt sich der wahre Seelenadel der beiden edelgesinnten Heroen in seiner charakteristischen Eigenart. Während Kaiser Wilhelms Trostesworte dem unerschütterlichen Gottvertrauen und heiliger Pflichttreue entströmen, belebt Kaiser Friedrich die gesunkene Hoffnung in der gemütsreichen kameradschaftlichen Weise. Folgende nur wenigen bekannt gewordene Episode dürfte diese, im Grunde des Herzens übereinstimmende Schattierung anschaulicher machen. — Unter den zahlreichen Verwundeten, die im Lazaret zu Versailles Aufnahme gefunden, befanden sich auch einige Leute vom 76. Regiment, das in den Schlachten an der Loire stark gelitten und durch seine besondere Zähigkeit die volle Anerkennung des Königs sich errungen. In diesem Lazaret erfüllten mehrere französische Schwestern unter Anweisung eines jungen, französischen Arztes mit rührender Hingabe die schwere Pflicht der Krankenpflege. Alles, was nur die reinste Menschenliebe, die höchste Aufopferung zu gewähren vermag, wurde den bedauernswerten Opfern des blutigen Krieges erwiesen. Mancher deutsche Soldat verdankt jenen hochherzigen Menschen die Erhaltung seines Lebens. Das hoheitsvolle Wesen des Arztes und der Schwestern war frei geblieben von dem rachsüchtigen Gebahren der französischen Massen. Kaiser Wilhelm war gerührt von der liebevollen Pflege, die hier seinen leidenden Kriegern von den Angehörigen des gegnerischen Landes zu teil ward, sein dankbares Herz fand auch die zartsinnige, gemütstiefe Anerkennung, die jenen barmherzigen Menschen gebührte. So oft der Heldengreis die schmerzgeweihte Stätte betrat, überreichte er den Schwestern ein frisches Blümchen, — einen grünenden Zweig, und dem jungen Arzte schüttelte er vertraulich die Hand. Aber

mehr als dieses sichtbare Zeichen des königlichen Dankes verkündete der thränenfeuchte Blick des edlen Mannes, und von seinen Lippen tönte es ergriffen: „Die wahre Menschenliebe kennt keine nationalen Unterschiede, und nur das eigene Herz kann ihnen den gebührenden Dank zollen“.

Am 22. Dezember 1870, mittags 12¼ Uhr, erschien König Wilhelm wiederum im Lazaret, begleitet von dem umjauchzten Liebling der Armee, „unserm Fritz“. Der oberste Kriegsherr hatte für jeden Verwundeten einige trostreiche, mitfühlende Worte; kameradschaftlich reichte er seinen Soldaten die Hand, und wer dem milden Blicke des greisen Helden begegnete, der fühlte sich befreit von Schmerz und Qual. Ein Strom seliger Empfindung durchflutete das Herz der Schwerverwundeten, — ein verklärter Blick brach aus den Augen der Sterbenden; — was auch ihre Brust bedrückte, wie sehr sie auch litten, der Dank des Königs verscheuchte den eisigen Hauch des Todes. Tief ergriffen richtete der greise Held an alle Leidenden einige Fragen, und als er an das Bett eines schwerverwundeten Kameraden vom 76. Regiment kam, dessen Zustand nach Ausspruch des Arztes hoffnungslos ist, fragte er leise: „Nun, mein Sohn, geht's noch nicht ein wenig besser?“ — „Ach nein, Majestät“, tönte es schmerzerfüllt zurück, „mein Kreuz thut mir so weh, die Kugel steckt noch drin“. — „Vertrau auf Gott, mein Sohn, du wirst mit dem gesunden Kreuz auch das „Eiserne“ erhalten“. — „Majestät“, ruft der todverwundete Krieger glückselig, krampfhaft bemüht, sich emporzurichten, „Majestät, ich das Eiserne — —“

„Gewiß mein Sohn, du hast es ehrlich verdient“, unterbricht der König väterlich, „aber bleibe ruhig liegen, es könnte dir schaden.“ Kaum hat sich der König entfernt, da beugt sich der Kronprinz nieder zu dem Schwerverwundeten, dem die hellen Freudenthränen über die bleichen Wangen stürzen. „Nur immer den Kopf hoch, Kamerad“, tröstet der geliebte Königssohn mit einer Wärme, die dem tiefen Mitgefühl entströmt, „morgen bringe ich dir das Eiserne Kreuz.“ Ein verklärender Blick bricht aus den Augen des Verwundeten, und mit leidenschaftlicher Hast preßt er seine fieberheißen Lippen auf die Hand des teuren Trösters; dann, als der Kronprinz lächelnd abwehrt, ruft er mit freuderstickter Stimme: „Königliche Hoheit, — jetzt — ist — mein — Schmerz — vorüber!“ Früh am nächsten Tage eilt „unser Fritz“ zum Krankenlager des Verwundeten; aber bald ist der freudige Ausdruck aus seinem schönen Antlitz geschwunden; sein thränenschwerer Blick ruht auf einem, von namenloser Qual befreiten Toten, der in der Nacht hinübergeschlummert

war in ein besseres Leben. „So nimm es mit in die Gruft", ruft Kronprinz Friedrich tiefbewegt, das Eiserne Kreuz der Tapferkeit auf die Brust des Entschlafenen legend, „es war deine letzte Lebensfreude — nun soll es dich zur Ruhestätte geleiten."

Der Krieg.

Von Major von W.

Auf denjenigen, welcher längere Zeit auf dem Kriegsschauplatze gelebt hat und Augenzeuge der glänzenden Waffenthaten unserer Heere war, machte es einen seltsam befremdenden Eindruck, wenn er damals in so vielen der heimischen Blätter mancherlei durchaus irrigen und widerspruchsvollen Ansichten über die damalige deutsche Kriegführung begegnete.

Da wurden einesteils von gewisser Seite die gehässigsten Vorwürfe auf unsere tapferen Soldaten und ihre Heerführer geschleudert, als sei im Laufe des Feldzugs eine steigende Verwilderung und Zerstörungssucht unter ihnen eingerissen, die zu Thaten der Verwüstung und Grausamkeit führe, welche dem deutschen Namen keine Ehre brächten.

Diese Ankläger, welche ihren humanitären Maßstab ohne nähere Prüfung an die einzelnen Thatsachen eines Krieges legen, der wahrlich nicht durch *unsere* Schuld zum blutigen Rassenkampfe geworden ist, verwiesen auf die Zahl der verbrannten und verwüsteten Ortschaften, vor allem auf die Einäscherung von *Châteaudun*, welche ihnen unmenschlicher noch als die Einäscherung von Bazeilles am Schlachttage von Sedan erschien.

Die Details der Ereignisse in Bazeilles sind ihrerseits so klar von Augenzeugen in der gesamten deutschen Presse beleuchtet worden, daß, gelinde gesagt, ein großes Maß von Vergeßlichkeit dazu gehört, wenn man aus der tapferen Notwehr der bayerischen Truppen gegen die von den Einwohnern unterstützten französischen Marinesoldaten heutzutage den Deutschen noch einen ernstlichen Vorwurf machen will. Im übrigen scheint man völlig zu übersehen, daß die französische Art der Kriegführung eben seit der Besiegung des Kaisertums einen durchaus neuen, weit unmenschlicheren Charakter als zuvor angenommen hatte.

Die Bemühungen der Herren Gambetta und Konsorten, den nicht

in die reguläre Armee enrolierten Teil der Bevölkerung zu Feindseligkeiten gegen die deutschen Heere aufzuhetzen, waren nicht ohne Erfolg geblieben. Die Mordanfälle, wie in Ablis und Châtillon, hatten sich in letzter Zeit gehäuft, das Franctireursunwesen hatte immer größere Ausdehnung angenommen, und es ist bekannt, daß Gambetta in seinen wilden Proklamationen fortwährend den Krieg bis aufs Messer predigte, daß er den Bewohnern des Landes befahl, überall bei der Annäherung des Feindes alles Vieh, Heu und alle Lebensmittel, die nicht in Sicherheit gebracht werden konnten, zu verwüsten, damit uns eine kahle Wüste entgegenstarre.

Auf unsere Ärzte und Krankenträger war seit Weißenburg, Wörth und Sedan, trotz der Genfer Konvention, bis jetzt noch in jeder Schlacht von den Franzosen geschossen worden, ganz besonders wieder in den Kämpfen der ersten Dezembertage bei Brie und Champigny, wo französische Verwundete mehrfach drei Tage lang unverbunden auf der Walstatt liegen bleiben mußten, weil bei jedem Versuch, sie aus dem Feuer zu holen, mehrere unserer mit der rotbekreuzten Binde bezeichneten Träger zum Opfer ihrer Menschlichkeit wurden.

Was vollends Châteaudun betrifft, so habe ich anderswo den hartnäckigen Charakter der dortigen Verteidigung geschildert. Wenn jede Straße mit Barrikaden verrammelt ist, vor denen sich mit eingemauerten Glassplittern und Nägeln gespickte Gräben befinden, wenn jedes einzelne Haus als Festung verteidigt wird und mit stürmender Hand genommen werden muß, so sehe ich nicht ein, welcher andere Weg unseren Soldaten übrig blieb, als Haus für Haus zu erobern und zu zerstören. Dabei bediente sich der französische Anführer, ein Pole, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, noch einer Kriegslist, die in manchen Fällen vollkommen gelang.

Kam ein Trupp unserer Soldaten herangestürmt, so rief er ihnen aus diesem oder jenem Versteck entgegen: „Ist der Lieutenant Müller oder Becker bei euch, Kameraden? Nein? Einerlei, kommt her, hier findet ihr vortreffliche Deckung!" Nahten die Betrogenen arglos, so sahen sie sich plötzlich von Franzosen in einem Hinterhalt umzingelt und wurden höhnisch niedergemacht.

In schroffstem Gegensatze zu diesen Anschuldigungen rücksichtsloser Grausamkeit stand die Unzufriedenheit eines großen Teils der deutschen Presse mit der Verzögerung des Bombardements von Paris, für welche die wunderlichsten und verletzendsten Ursachen aufgesucht wurden.

Da fabelte man von angeblichem Zwiespalt zwischen den beiden Hauptquartieren in Versailles, entblödete sich nicht, die Namen dieser oder jener hochstehenden Persönlichkeit ins Spiel zu ziehen, nach den Fäden einer Hofintrigue zu suchen, die von Berlin, Potsdam, Windsor und der Himmel weiß woher nach Versailles reichen sollten, und zum mindesten eine offene Erklärung über die Umstände verlangten, wegen deren das Bombardement noch aufgeschoben werde? Haben denn unsere genialen Heerführer den Krieg jenesmal mit so wenig Glück und Verstand und mit so geringem Erfolge geleitet, daß man ihrer Einsicht in der Heimat plötzlich kein Vertrauen mehr schuldig zu sein glaubte, und daß man wähnte, dort besser als hier im stande zu sein, die Verhältnisse zu beurteilen?

Ich will nur eine Thatsache erwähnen, die mir doch eine besondere Beherzigung zu verdienen scheint. Die detachierten Forts um Paris hatten bis 15. Dezember im ganzen mehr als 10000 Granaten auf unsere Stellung geschleudert, und einer der höchstgestellten Generalstabsoffiziere hat mir die bestimmte Versicherung erteilt, daß von denselben, nach genauer Berechnung, gerade 20 Soldaten verletzt worden sind.

Hätten wir nun gleiches mit gleichem vergelten wollen, und von unseren damaligen Cernierungsstellungen aus ein Bombardement eröffnet, so würden unsere Geschosse fast alle unschädlich auf die flachen Felder zwischen den Forts und der Umfassungsmauer von Paris niedergefallen sein.

Um aber eine wirksame Beschießung der einzelnen Forts zu beginnen, mußten wir vor jedem derselben zuerst eine geeignete Position erobern, was in jedem einzelnen Falle, gering gerechnet, etwa 600 Mann gekostet hätte.

Von dort waren dann die regelmäßigen Belagerungsarbeiten zu unternehmen und, nach erfolgter Breschelegung, das Fort zu erstürmen, was alles zum mindesten wieder ein Opfer von je 800 bis 1000 Mann beansprucht hätte. Da unsere Geschütze mit Sicherheit auf etwa 7000 Schritte trafen, konnte von den Forts dann die Umfassungsmauer und der äußerste Teil der Stadt, ungefähr bis zum Invalidendom und vielleicht bis zu einem Teile des Faubourg St. Germain beschossen werden, und zuletzt wäre im Innern der Stadt Barrikade auf Barrikade, Straße nach Straße, Haus für Haus zu stürmen gewesen. Man erinnere sich doch nur beispielsweise an den Widerstand, welchen in Revolutionstagen die indisziplinierten Barrikadenverteidiger schon dem regulären Militär ge-

boten haben, um es begreiflich zu finden, daß keineswegs sentimentale Rücksichten auf Schonung der Paläste und Prachtbauten von Paris unseren militärischen Leitern imputiert zu werden brauchten, wenn sie sich entschlossen hatten, den mit ungleich geringeren Opfern an Mannschaften verbundenen, etwas langsameren, aber vollkommen sicheren Weg der Aushungerung einem voreiligen Beginne des Bombardements vorzuziehen.

Jetzt nach 25 Jahren, darf vielleicht ein alter Offizier an jene Preßäußerungen von damals erinnern! Haben sie uns doch damals gezeigt, wie oft der Spruch vergessen wird: „Schuster bleib' bei deinem Leisten!"

Ein Ehrentag.

Von Heinrich von Selbitz.

„Medizin kommt — meine Herren! — jetzt aber auch recht brav sein und fleißig einnehmen! Jede halbe Stunde einen Schoppen voll!"

Mit diesen Worten trat der Lazaret-Inspektor in unser Zimmer im Schlosse in Versailles, wo wir fünf bayerischen Offiziere verwundet lagen; ihm folgte eine Ordonnanz, welche einen Flaschenkorb trug und nunmehr dessen Inhalt auf dem Tische im Saale, denn ein solcher war unser „Zimmer", aufzustellen begann.

Es war unser Frühstückswein, der uns hier als „Medikament" zugeteilt wurde; Weine der verschiedensten und besten Sorten wurden aufgetischt und wir waren „brav" und nahmen recht fleißig ein; dazu gab es kalten Braten, Schinken u. s. w., den wir auch nicht verschmähten, denn jetzt — ungefähr acht Tage nach unserer Verwundung — wurde die Eßlust wieder rege, und wir ließen es uns nunmehr — nach so vielen Entbehrungen und Strapazen — auch einmal wohl sein; und ich glaube, wir hatten hierzu einigermaßen Berechtigung, Grund und Ursache.

Es ist von anderer Seite geschildert worden, welche harte, entbehrungsvolle Zeit wir im November und Dezember 1870 bei Orleans durchzumachen hatten, und ich kann mich deshalb darauf beschränken, auf jene Schilderungen hinzuweisen und zu versichern, daß ich selbst meinem allerbesten — Feinde, und besonders dem gewissen, dem einen, nicht

anwünschen möchte, nochmals solche Fährlichkeiten, Hunger, Frost und Strapazen ertragen zu müssen!

Soldatenleben! Heute fix — morgen nix! und umgekehrt! Vor acht Tagen lagen wir verwundet draußen auf harter, gefrorener Erde, blutend, matt und sterbensmüde, und heute — streckten und dehnten wir unsere Glieder in einem schönen warmen, weichen Bette, lagen in einem Königsschlosse, inmitten „toutes les gloires de France“ und vor uns standen die besten, kräftigsten Weine, welche die deutschen und — so vermute ich — auch die französischen Keller gespendet hatten, zur Labung und Stärkung der verwundeten Krieger, und das waren — wir!

„Es lebe Deutschland! nunmehr einig, vereint für alle Zeit!“ so klangen die Gläser aneinander, denn wir waren aus den Betten „gehumpelt“ und hatten uns — so weit dies wegen der Art unserer Verwundungen möglich war, um den Tisch herumgesetzt und tranken nun nach „alter Väter Weise auf Deutschland, seine Fürsten und auf alles — was wir lieben!“

„Herr Kamerad!“ fängt jetzt einer an — „wenn es nicht als Anmaßung erscheinen dürfte, so erlaube ich mir!“

„Im Gegenteil, sehr angenehm!“ ist die Antwort!“

„Hochdero sehr geehrtes Wohl!“ lautet respektvollst der weitere Trinkspruch!

„Respekt davor!“ und dann stoßen beide lachend an:

„Prost, sollst leben, alter Schwede!“ denn sie sind schon seit Jahren mit einander „Schmollis!“

Es wird gelacht, erzählt und getrunken; da öffnen sich auf einmal beide Flügelthüren, die in den Saal hereinführen, weit, der Lazaret-Inspektor erscheint und ruft mit lauter Stimme herein zu uns:

„Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold von Bayern!“

„Pst! Pst! Ich will das nicht haben! Es könnte einer der Herren gestört werden!“ hören wir im Vorsaale den hohen Herrn abwehren, — ich möchte nicht derangieren!“ und dann tritt — unser allverehrter, geliebter königlicher Prinz mit freundlichem Gruße bei uns ein!

Wir erheben uns, er aber eilt schnell auf uns zu: „Bitte, meine Herren, sitzen bleiben, wenn ich bitten darf! Ich komme nur, um Sie zu begrüßen und zu sehen, wie es Ihnen geht!“

Wir sitzen also da und schauen ehrerbietigst auf den erlauchten Sprossen unseres Königshauses.

Vor 25 Jahren waren Seine Königliche Hoheit noch im kräftigsten

Mannesalter, wie ja noch heute Allerhöchstdieselben, trotz der 74 Lebensjahre, die Sie zählen, eine stattliche, rüstige Erscheinung sind, welcher man diese Jahre wahrlich nicht ansieht.

Noch heute steht in meiner Erinnerung der königliche Herr vor mir so aufrecht, so stramm; die Wangen von gesunder Röte gefärbt, das Auge leuchtend, eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit; seine Miene war so gütig und mild, als er nun mit uns zu sprechen begann.

Hofgala hatten wir bei diesem — übrigens ganz überraschend gekommenen Allerhöchsten Besuche nicht angelegt, sondern saßen in sehr primitiver Toilette, wie sie eben in der Krankenstube vorkommt, vor dem Prinzen da.

Er fragte jeden nach Namen, Charge und Regiment, in welchem wir dienten; es war dies notwendig, da wir keinerlei Abzeichen an unseren — Hemden trugen, denn in solch einfacher Bekleidung wurden wir von dem Eintritte Seiner Königlichen Hoheit freudigst überrascht.

Erkundigte sich huldvollst, bei welcher Gelegenheit wir verwundet worden seien? ob wir viele Schmerzen hätten? und wohin wir nach unserer Evakuierung nach Deutschland gehen würden?

Als der Prinz mich hiernach fragte, antwortete ich: „Zu meiner Mutter, Königliche Hoheit!"

„Glücklich, wer noch eine Mutter hat, die ihn pflegen kann!" sprach tiefbewegt der hohe Herr und reichte mir die Hand.

„Oberlieutenant Mühlbauer des 10. Infanterie-Regiments!" antwortete auf die diesbezügliche Frage mein Tischnachbar.

„O, Mühlbauer! O, Herr Oberlieutenant, Sie haben viele Trauer erfahren: drei Brüder von Ihnen sind den Heldentot gestorben, ach, das ist traurig, das ist schmerzlich; wie bedauere ich Sie und Ihre Familie! Gott schenke Ihnen Trost; wir Menschen haben hier bei solchem Leid fast keinen Trost; ich spreche Ihnen mein herzlichstes Beileid aus!" und teilnahmsvoll drückte er dem Offizier die Hand und schaute ihm mit wehmütigem Ausdrucke ins Auge. — „Drei Brüder!" wiederholte er noch einmal. „Tausend Dank, Königliche Hoheit, für diesen Beweis Ihrer Gnade!" stammelte, vor Freude ganz rot geworden, der junge verwundete Offizier.

Für jeden von uns hatte der Prinz ein freundliches, gütiges Wort und eine halbe Stunde mochte wohl dieser ehrende hohe Besuch gedauert haben.

Endlich empfahl sich der erlauchte Herr. „Meine Herren, ich

wünsche Ihnen allen von Herzen gute, baldige Genesung; kehren Sie glücklich in die Heimat zurück! Die Schmerzen, die Sie jetzt erdulden, tragen Sie für Deutschland, für unser geliebtes Vaterland; Gott sei mit Ihnen!" und — ein freundliches Grüßen mit der Hand, noch ein herzliches, huldvolles Lächeln, ein Rundkompliment und er schritt hinaus aus dem Saale, und wir schauten ihm in dankbarer Verehrung nach, bis sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte.

Dann aber erhoben wir unsere Gläser und es erklang aus vollem Herzen der Ruf: „Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold von Bayern! lebe hoch, hoch, hoch!"

Diesen Ehrentag, den 10. Dezember 1870, habe ich mir nicht notiert; auch nicht rot im Kalender angestrichen, denn — das braucht es nicht; diesen Tag werde ich wohl nie vergessen bis an meines Lebens Ende.

Alljährlich am 2. Dezember, zur Erinnerung an den Tag, an welchem ich verwundet wurde, und am 10. Dezember, zum Gedächtnis an den huldvollen Besuch des Prinzen, gönne ich mir eine Flasche Wein.

Ich bin dann oft, auch in der heitersten Gesellschaft, für mich allein; es ziehen an meiner Erinnerung die Bilder aus jener großen Zeit vorüber; ich gedenke da manches lieben, treuen Kameraden, der schon eingerückt ist da droben, bei der großen Armee; ich danke und preise Gott, der mich so gnädig behütet hat und mir immer noch das höchste Glück der Erde spendet: Gesundheit und ein frohes Herz.

Ich denke in huldigender Ehrfurcht unseres gnädigen Prinzen Luitpold, der jetzt unser milder, gütiger Herrscher; ich denke an die teilnahmsvollen Worte, die er in Versailles zu mir sprach, und mein Glas leere ich auf unseren Allergnädigsten Prinz-Regenten, dem ich zugethan bin und bleibe in unwandelbarer Treue, in ehrerbietiger Liebe und nie verlöschender Dankbarkeit, solange ich lebe. Gott segne und schirme unseren Allergnädigsten Herrn und das ganze königliche Haus!

Standgericht.

Dem Stabsauditor a. D. L . . . nacherzählt.

Es war ein trüber, nebliger Novembertag im Jahre 1870; wir lagen in der Nähe von Paris in Quartier.

Heute sollte ein Standgericht zusammentreten, um über einen Soldaten abzuurteilen, der des militärischen Verbrechens der Gehorsamsverweigerung angeklagt war; auf diesem Verbrechen steht im Kriege vor dem Feinde die Todesstrafe durch Erschießen.

Das Standgericht trat im Garten einer Villa zusammen; es bestand aus dem Major v. S. als Vorstand, sodann aus drei Hauptleuten und mir, dem damaligen Regimentsauditor, aus vier Oberlieutenants und zwei Sergenten und zwei Korporälen als Richter.

Ich hatte die Verhandlung zu leiten, den Angeklagten zu verhören, die Zeugen zu beeidigen und zu vernehmen, sowie die bei Standgerichten vorgeschriebenen Formalitäten zu überwachen.

Im Garten stand ein Tisch, hinter welchem sich die Richter aufgestellt hatten, in voller Felduniform, die Helme auf dem Kopfe.

„Der Angeklagte ist vorzuführen!“ befiehlt der Gerichtsvorstand, Major v. S.

Es vergehen einige Minuten; da erscheint langsam, schlürfenden Schrittes der Angeschuldigte, eskortiert von zwei Gefreiten, welche mit Gewehren bewaffnet sind, vor dem Gerichtshof; er ist ohne Waffen; ungefesselt, die Militärmütze auf dem Haupte, steht er vor den Männern, die nun über Leben und Tod für ihn zu entscheiden haben.

Es werden die üblichen Fragen an ihn gerichtet; er antwortet mit leiser Stimme; die Zunge scheint ihm am Gaumen zu kleben; seine Augen irren im Kreise seiner Richter umher; das Gesicht ist totenblaß.

Die Richter werden einzeln vereidigt; jeder hebt die Hand zum Schwur empor und spricht die Stabung: „So wahr mir Gott helfe!“ dem Auditor nach.

Der Angeklagte leugnet nicht; die Zeugen bestätigen, daß er wiederholt den Gehorsam verweigert habe; der Verteidiger, ein Offizier, kann gleichfalls keine Milderungsgründe hervorheben; es giebt hier nur eines: Schuldig oder Nichtschuldig.

„Das Beweisverfahren ist geschlossen!“ erklärt der Auditor; „das Urteil wird sogleich gefällt.“

Der Angeklagte wird, während die Richter abstimmen, abgeführt.

Der jüngste Korporal giebt zuerst sein Urteil ab: es lautet: Schuldig, dann folgt der zweite Korporal, sodann die zwei Sergenten und so fort, bis zuletzt der Vorstand des Standgerichts, Major v. S., sein Urteil abgiebt.

Es ist Stimmeneinheit vorhanden.

Der Beschuldigte wird wieder hereingeführt; seine Augen sind starr auf die Lippen des Auditors gerichtet; seine Kniee beben.

„Im Namen Seiner Majestät des Königs“, beginnt der Auditor; es herrscht fast lautlose Stille im ganzen Kreise; nur tiefe Atemzüge werden hörbar. „Das angeordnete Standgericht hat zur Zeit erkannt, was folgt:

Der Soldat Johann M.... des X. Infanterie-Regiments ist schuldig des militärischen Verbrechens der Gehorsamsverweigerung im Felde gegenüber einem Vorgesetzten und wird deshalb mit dem Tode durch Erschießen bestraft!“

Ein Schrei der Angst und des Schreckens entringt sich der Brust des Verurteilten: er schwankt; die beiden Gefreiten, seine Eskorte, fassen ihn unter den Armen und führen ihn hinaus.

„Das Standgericht ist zu Ende!“ schließt der Major diesen ergreifenden Akt, und tiefbewegt entfernen sich die Richter, die soeben über ein junges Menschenleben den Todesspruch gefällt hatten.

Innerhalb 24 Stunden muß entweder der Verurteilte begnadigt oder — das Urteil vollzogen sein.

Der Höchstkommandierende hat das Bestätigungs- oder Begnadigungsrecht im Kriege.

Das Urteil ist bestätigt worden und somit sofort vollstreckbar.

Es ist ein trauriger Zug, der sich dort über jene Wiesenfläche hinbewegt an einem kühlen grauen Morgen.

In der Mitte von acht Mann, welche den sogenannten „Schranken“ bilden, wankt der Verurteilte dahin; ihm zur Seite schreitet der katholische Feldgeistliche, der ihm auf seinem letzten schweren Gange mit den Tröstungen der heiligen Religion zu stärken sucht.

„Dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlegel vor“ — heißt es in dem Liede vom „Sandwirt Andreas Hofer“ und so ist es auch hier; „es zieht bei gedämpfter Trommel Klang ein Häuflein Krieger des Wegs entlang“; endlich machen sie Halt.

Eine Grube ist ausgehoben; vor diese wird der Todeskandidat gestellt; die Augen werden ihm von einem Kameraden verbunden.

Ohne Kommando machen sich acht Mann schußfertig; sie stehen sechs Schritte von dem Verurteilten entfernt; der Offizier, der dieses Kommando befehligt, stellt sich etwas vor- und seitwärts dieser Exekutionstruppe auf; er hebt den Säbel in die Höhe; die schußfertigen Gewehre werden zum Anschlag gebracht; die acht Gewehre sind auf den Körper des Verurteilten gerichtet; der Offizier senkt den Säbel und — acht Schüsse krachen; der Delinquent stürzt zusammen; noch einige Zuckungen des Körpers, und dann liegt still der erschossene Soldat da.

Das Urteil ist vollstreckt.

Der Arzt untersucht den Gerichteten und konstatiert dessen augenblicklichen Tod; die zur Beerdigung kommandierten Soldaten legen den leblosen Körper in die offene Grube; die Erde wird hinein geworfen; der Geistliche spricht leise Gebete für die Seelenruhe des Erschossenen; unter hellem Trommelklang rückt das Exekutionskommando ab, und nur ein frischer Grabhügel giebt Kunde, daß die Strenge des Gesetzes walten mußte, und daß ein junges Soldatenleben seine Schuld mit dem Tode gesühnt hat.

Regimentsbefehl.

Den jungen Soldaten zur Beachtung mitgeteilt durch Johann Pfahler, damals Korporal der 3. Eskadron des 1. Chevauleger-Regiments.

Durch Urteil eines von der 5. Infanteriebrigade niedergesetzten Standgerichtes vom 12. ds. Mts. wurde der Soldat Julius St...... des 6. Infanterie-Regiments wegen des militärischen Verbrechens des Schlafens auf den äußersten Vorposten vor dem Feinde zum Tode verurteilt und dieses Urteil nach erhaltener Bestätigung am 13. ds. morgens durch Erschießen vollzogen, was der Mannschaft zum warnenden Beispiel bekannt zu geben ist.

Plessis-Piquet, 14. Oktober 1870.

Eine verheimlichte Rekognoszierung.

Von F. 62.

Alles war guter Laune. Am frühen Morgen hatte das Bombardement von Paris begonnen. Der Adjutant war in unserem hocheleganten Schlafsalon, nur Möbel mit vergoldeten Füßen waren da zu sehen, eingetreten und hatte uns das große Ereignis verkündet. Es war also kein Zweifel mehr, daß der Geschützdonner, der nur mäßig stark zu hören war, von unserem schweren Geschütz herrührte. Wir waren von den Betten gesprungen, und hatten flugs eine Siegessarabande dem Adjutanten vorgetanzt. In den Repli-Quartieren, wo wir uns z. Z. befanden, konnte man für heute sicher sein, von den Granaten unbelästigt zu bleiben. Die Artilleristen da drüben hatten von nun ab anderes zu thun, als in aller Gemütsruhe uns in bald längeren bald kürzeren Pausen mit ihren klobigen Zuckerhüten zu bewerfen und gar, wenn wir sie als „Damen" foppten, deren elegante Silhouetten mit hellem Schirm sich über dem Wall allerliebst auf dem blauen Hintergrunde abzeichneten, diesen zu Ehren ein bißchen Schnellfeuer abzugeben. Mit den Scherzen war es jetzt da drüben vorbei, und sehr zufrieden malten wir uns den Effekt aus, den unser Artilleriefeuer drüben unter den Parisern und Pariserinnen wohl hervorbringen würde.

Im Salon traf ich neben dem Oberstlieutenant und dem Adjutanten unseren Hauptmann im Konventikel der Subalternoffiziere. Lurrrbasss war nämlich sein bevorzugtes Donnerwort, er hatte es den Dänen, weiland als Kommandeur einer Kriegsgefangenen-Kompagnie abgelauscht und das schneidige Wort den abgebrauchten fein komponierten Bezeichnungen aus dem Tierreiche und selbst dem reichhaltigen polnischen Wörterbuche als eleganter Mann substituiert. Unter „Lurrrbasss vom Teufel" konnte jeder mit dieser Ansprache Beehrte sich vorstellen, was er wollte, und es ist immer gut, die Phantasie der Leute anzuregen; das schützt vor dem Einschlafen. Vor kurzem ist es mir gelungen, von einem Dänen zu erfahren, daß das Schmeichelwort Luarbas etwa soviel als Tölpel bedeutet.

„Schön, daß Sie kommen", ruft mir der Hauptmann zu, „ich habe soeben den Herren erzählt, daß Lieutenant G . . . . . . vorige

Nacht, wie ich erfahren habe, mit einer Patrouille in la Saussaye gewesen ist und sich dort eine Pfeife angeraucht hat. Sie wissen, Lieutenant G . . . . . . hat solange Jahre bis zur Mobilmachung bei unserer Kompagnie gestanden, ich rechne ihn demnach noch immer dazu und freue mich also doppelt über sein Bravourstück.“ Es war heut Festtagsstimmung. Was kann es also verschlagen, wenn man — und zwar doch auch ad majorem gloriam der Kompagnie — getrost Farbe bekennt? So denkend platzte ich mit der Erklärung heraus: „dazu brauchen wir gar nicht auf Lieutenant G . . . . . . zu warten, in la Saussaye ist Ihre Kompagnie schon längst gewesen“. Allgemeines Erstaunen. „Wann? Davon weiß man ja gar nichts!“ „Ja, aus guten Gründen, unser Divisions-General ist übrigens Mitschuldiger.“

Die Sache mit der so unberühmt verbliebenen früheren Expedition nach la Saussaye war nämlich wie folgt passiert. Als wir im September unserer Siegesnachlauferei vor den Forts von Paris endlich Einhalt gethan hatten, war mir bald darauf das Kommando zugefallen, dem auf dem Wasserturm zwischen Thiais und Chevilly, zwei Dörfern der Südfront vor Paris, sitzenden Ingenieur-Offizier, Lieutenant N . . . . ., als Adlatus zu dienen. Ein großmächtiges Fernrohr befand sich auf unserem luftigen Bau und unsere angenehme Aufgabe war, die feindliche Front so halb und halb aus der Vogelperspektive zu beobachten. Was man da nicht alles zu sehen bekam! Drüben links an der Redoute von Hautes Bruyères, gelbe Schanze oder gelbe Tante von den Soldaten genannt, wurde fleißig geschanzt, und wie sauber und accurat, wirklich kokett richten die Franzosen ihre Verschanzungen, selbst ihre Barrikaden her! Die Schießscharten waren schon fertig. In einer derselben tritt ein einsamer Krieger auf. Das muß wohl ein Artillerist gewesen sein, denn mit großer Gewandtheit protzt er ab und zwar Front nach dem Feinde. Nur schade, daß man nicht gerade zufällig eine geladene Haubitze bei sich hat! Vor uns, genau 1000 m von unserem Standpunkt, liegt an der großen Straße nach Villejuif die Ferme la Saussaye. Darinnen steckten Rothosen, die von Zeit zu Zeit auf die Straße hinaustraten und sich mit unseren Patrouillen, welche von Thiais heraufzogen, herumschossen. Dem Geplänkel konnten wir bequem und mit um so größerer Seelenruhe zuschauen, als man sich gegenseitig nichts zu leide that. Nachmittags erhielten wir Besuch. Der Divisions-Kommandeur mit seinem Generalstabsoffizier kamen heraufgeklettert. Aus dem Gespräch, welches die beiden Herren halblaut mit einander über die Lage führten,

klang die laute Frage heraus, ob wohl die Franzosen auch in der Nacht la Haussaye besetzt halten.

Abends kehrte ich zur Kompagnie zurück, die die Nordwestecke von Thiais besetzt hielt. Ein Zug war auf Vorposten. Alles fand ich zur Verteidigung bestens vorbereitet in dem Abschnitt, der meinem Zuge zugewiesen war. Das Quartier, welches mir dort reserviert war, sah so einladend und wohnlich wie möglich aus. In dem Kamin knisterte ein lustiges Feuer, in dem Lehnstuhl davor ließ sich so behaglich träumen. Wovon ich zu träumen begann, war die Frage des Divisionärs. Er schien ihr eine gewisse Wichtigkeit beizulegen, hatte er sich doch auch an uns Ausluger — leider vergeblich — um Aufklärung gewandt. Warum hatte ich mich nicht als enfant perdu gemeldet? Zu schüchtern, junger Mann! Wie wär es, man ginge los?! Der Hauptmann ist beim anderen Zuge jenseits der Straße, und wird kaum rufen lassen. Vor Dunkelheit war er herübergekommen, und wir hatten noch einmal die Besetzung durchgemacht. Ehe der von Norden kommende Feind vor meiner nach Westen weisenden Front mir in die Schußlinie käme, hat es übrigens gute Wege. Hier ist man in Abrahams Schoß im Ruhequartier, also abkömmlich. (Am Ofen ist es zwar sehr mollig, aber einem Feldsoldaten muß es doch draußen am Feinde wohliger sein.) Ich lasse also, alle Bedenken siegreich überwindend, meinen Zug antreten und fordere Freiwillige für eine Patrouille auf, vorzutreten. Ich wählte mir drei Mann aus, übergab das Kommando und, als es volle Nacht war und kein Besuch des Hauptmanns mehr zu besorgen, trollten wir ab.

Die Lage von la Saussaye war mir bekannt; die hellen Einfriedigungsmauern mußten es auch bei Nacht kenntlich machen. Ich bog demnach bald von der Versailler Straße ab, um querfeldein direkt auf mein Ziel loszugehen. So ging es vorwärts, aber nun endlich sollten wir das Gehöft vor uns haben. Wir gehen weiter, immer weiter, die große Straße müssen wir doch unbedingt antreffen. Da ist sie schon, und da sind ja auch nicht weit nach Paris zu Baulichkeiten. Aber das ist kein Gehöft vor uns. Vorsichtig nähern wir uns dem nächsten Hause, es hat eine verbrecherische Physiognomie, wie man solche bei einsamen Vorstadthäusern findet. Kein Hund schlägt an. Wir sind endlich vor der Thür. Dort liegen ein paar leere Tornister. Gefundene Beute. Die weiterhin liegenden, unheimlichen Häuser suchen wir nicht erst ab. Es war klar, wir waren fehl gegangen. Wir waren an die genau 1000 m von la Saussaye entfernten ersten Häuser von Villejuif

herangeraten. Wir schwenkten nun rechtsumkehrt nach Thiais hin zurück. Da sahen wir linker Hand auf der Terrainwelle die Konturen einer Schanze sich deutlich gegen den Horizont abheben und darauf die Silhouette eines promenierenden Postens. (Wir befanden uns vor der Redoute von Moulin Jaquet.) Sollen wir schießen? Das Ziel schien verlockend sicher. Doch Bataillieren war verboten. Wir alarmierten zweifellos die wohl ziemlich zahlreiche Besatzung der Schanze, über unsere Rückzugslinie waren wir in dem wildfremden Terrain nichts weniger als im klaren, und dann namentlich die unfehlbare Frage nach glücklich überstandener Bataille, wer hat euch denn dahin geschickt?

Wir ließen den Posten also leben, zumal er auch so freundlich war, von uns keine Notiz zu nehmen. Weiterpintschernd stießen wir auf unsere Vorposten, es waren die der eigenen Kompagnie. Mein wachsamer Kompagniekamerad, Premier-Lieutenant der Reserve K., machte große Augen, als er mich, den er im behaglichen Quartier in süßem Schlummer wähnte, daherkommen sah. „Nur nichts über meine Nachtwandlerei dem Hauptmann erzählen, sonst werde ich nachts an die Kette gelegt." Er versprach's und hielt natürlich Wort. In der Meinung, ich kehre in mein warmes Quartier heim, entließ er mich. Doch wieder auf der großen Versaillerstraße angelangt, wollte ich so, ohne la Saussaye gefunden, mein Ziel erreicht zu haben, nicht heimtrotten, trotzdem die 5—6 km querfeldein ziemlich müde gemacht hatten. Also jetzt einmal zunächst zum Wasserturm, wo in dem Buschwerk nebenan ein Unteroffizierposten von den Jägern stationiert war.

Ich unterrichtete die Grünröcke von meinem Vorhaben, und wir zogen nun auf bezw. an der großen über la Saussaye nach Villejuif führenden Nationalstraße dem Gehöft zu. Da ist es! Die weißen Mauern heben sich so seltsam wenig, fast gar nicht vom Hintergrunde ab, während sie bei Tage die Augen blendeten. Vorsichtig und schußbereit schlichen wir heran. Alles stille vor uns. Ich sprang zunächst allein über die Straße hinüber, um an die Ecke des Gehöftes zu gelangen. Dort horchte ich aufmerksam, dann schlich ich mich, den Revolver in der einen, den Säbel in der andern Hand wie ein edler Briganten-häuptling an das nächste Fenster heran und schaute hinein. Das Fenster wie die Thür waren zerschlagen, alles drinnen mäuschenstill. So blieb es, als ich eingetreten. Mehrmals mußte ich meine Leute, die vom jenseitigen Straßengraben aus durch ihr Feuer meinen eventuellen Rückzug decken sollten, laut rufen, nun herüberzukommen. Wie öde sah es in

dem Raume aus. Nichts von Möbeln. Daß Franzosen am Tage hier gehaust, verrieten rote und blaue Tuchlappen. In einer Ecke lag ein Sack mit Kartoffeln. Kein Stück Papier zu entdecken. Wir durchschwärmten nun den verwüsteten Garten; dort nichts als noch ein Kartoffelsack. La Saussaye war also nachts von den Franzosen geräumt. Ich prägte mir noch die unregelmäßige Gestalt der Umfassungsmauer ein.

Doch so, ohne jegliche Spur von unserer Anwesenheit zu hinterlassen, wollte ich nicht von dannen ziehen. Die Visitenkarte zu deponieren, erschien nicht angebracht, da das Regiment darauf bezeichnet war, und man in Paris nicht zu wissen brauchte, wo dieses in der Einschließungslinie stand. So schrieb ich denn, nachdem Licht gemacht war, auf ein Blatt meines Notizbuches chaldäisch in lateinischen Lettern: Mene, mene tekel upharsin! und deponierte die bedrohliche Warnungsschrift fein säuberlich, mit einem Steine beschwert, auf dem Fensterbrett. Hoffentlich hat meine mysteriöse Botschaft recht viele Hände durchwandert, bis sich ein bibelfester Zeichendeuter fand. Am nächsten Tage schon waren die Franzosen wieder in dem unwirtlichen la Saussaye.

Jetzt ging es zurück zu den Jägern, denen ich Mitteilung von den interessanten Kartoffelsäcken machte, und dann auf der wirklich royalen Straße, die Louis XIV. Staatskarossen gesehen, dem Quartier zu. Ein plötzlicher Windstoß, der einen Strauch rechts am Wege, also nicht einmal auf der feindlichen Seite, plötzlich durchbrauste, jagte mir einen so starken jähen Schrecken ein, wie ich ihn weder früher noch später, nicht einmal bei einem Erdbeben empfunden habe. Die Nerven hatten eben auf dem sicheren Nachhausewege in der windstillen Nacht gänzlich ausgespannt. Am nächsten Morgen fand der Generalstabschef bei seinem Besuch auf dem Wasserturm meinen Rapport und ein Croquis von la Saussaye vor. Die Zweifel des Divisionärs waren behoben und gelöst.

Ohne die glorifizierende Erwähnung meines Kompagniekameraden als ziemlich weit hergeholter Stütze des Ruhmes der Kompagnie hätte weder der gestrenge Hauptmann, noch der lächelnd zuhörende Bataillonskommandeur wohl je erfahren, daß ich mir einmal erlaubt hatte, meinen Schlummerposten am Kamin heimlich zu verlassen.

Omelette soufflée.

Eine Vorposten-Humoreske von H. v. A.

Tant de bruit pour une omelette.

Schlafen auf dem Posten, ganz besonders aber vor und hart an dem Feind ist ein Reat, das wegen der dadurch möglichen schweren Folgen im Krieg wie auch im Frieden gar nicht streng genug bestraft werden kann. „Nicht streng genug" ist aber insofern zuviel gesagt, weil ja zu Kriegszeiten Todesstrafe darauf steht, und nachdem der Mensch nur ein Leben hat, hat er an dieser Art Strafe für sein Lebtag genug. Hierbei kommt es nicht darauf an, ob einer aus Indolenz eingeschlafen war oder infolge allzuvielen Alkoholgenusses — er hat geschlafen und hierdurch den Dienst oder das Vaterland geschädigt; höchstens, daß man ihm wegen Schlafens aus ersterer Ursache „mildernde Umstände" zugesteht.

Hier nun wollen wir dem geneigten Leser einen Fall erzählen, in welchem zwar die Posten intakt gewesen, aber die Feldwache sich ihrer bedeutsamen Aufgabe durch „Schlafen aus mildernden Umständen" vorübergehend entzogen und zu deren Handhabung unfähig gemacht hatte.

In einer kalten Nacht um die Weihnachtszeit stak eine von einem Sergenten befehligte Feldwache in ihrer bombensicheren Erdhöhle vor Paris und fror und hungerte. Man erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr zweier um Lebensmittel ins Ortsquartier entsendeter Leute; von Zeit zu Zeit sah ein anderer ins Freie, ob die Dämmerung schon eingefallen wäre, denn nur unter deren Schutz war das Eintreffen jener Leute von ihrem Josua- und Kalebsdienst möglich, welche bei Tag, wo sich ihre Konturen zu deutlich von der Schneedecke abhoben, nach französischer Gewohnheit mit den teuersten Granaten und Shrapnels beworfen worden wären, als ob das Resultat solcher Schüsse wert sei.

Es war wirklich finstere Nacht, als die Soldaten, keuchend unter ihrer Last, anlangten. Sergent F. übernahm sofort die Lebensmittel, um deren gleichmäßige Verteilung vorzunehmen; außer den gewohnten Dingen an Brot, Fleisch, Speck, Wein hatten die Krieger auch Mehl und sogar Eier mitgebracht, und von den aus Deutschland angelangten Liebesgaben ein Kistchen „Vorpostenzigarren" und einige Fläschchen Rum. Wie „Lotte im Kreise ihrer Kinder" sah sich F. von der Mannschaft

umringt, deren vorher lange Gesichter allmählich beim Anblick all dieser Herrlichkeiten eine von Zufriedenheit zeugende Breite zeigten. Um aber ungestört die Teilung vornehmen zu können, steckte der praktische F. vorerst jedem Mann eine Zigarre in den Mund, welche — analog dem Schnullen bei Wickelkindern — ihren Zweck als Beruhigungsmittel vollkommen erfüllte. Denn „vor der Fütterung sind sie am wildesten!" — Das wußte auch Sergent F.

Was in Kompagnie zu bereiten war, wanderte sofort ans Feuer; dann ward Brot und Wein ehrlich ausgeteilt. Nach dem Rum, dem für Matrosen und — Vorposten gleich gefährlichen Getränk, warf der ebenso umsichtige als gewissenhafte Sergent nur ab und zu einen bedenklichen Seitenblick; er hätte dieses Feuerwasser — da draußen wenigstens — am liebsten nicht gesehen, und gerade weil die Leute nach diesem Magenwärmer schon sehr bedeutsam mit den Zungen schnalzten, ging F. mit sich zu Rat, wie er ihnen diesen Genuß möglichst gefahrlos machen könne.

„So geht's!" murmelte endlich F. mit einem Seufzer der Erleichterung vor sich hin; dabei nahm er mit der gleichgültigsten Miene eine der Rumflaschen vor sich, entkorkte sie und prüfte deren Inhalt. „Brrr!" machte F. und schüttelte sich, als habe er Rhabarber genommen. „Pfui!" begann er nochmals, „solches Teufelszeug schickt man uns heraus!? Das ist ja ein Mittel nicht gegen, sondern für Kolik! Dieser Rum ist nicht fein!" erklärte er seinen Korinthern aus der — Jachenau. „Das kann ich nicht verantworten, euch dieses Zeug trinken zu lassen ......"

„Nun, ich meine, unser landesüblicher Kartoffelschnaps ist auch nicht cognac fin champagne, Herr Sergent!" lenkte ein Soldat ein, seines Zeichens im Friedensverhältnis Hotelkellner, „ich dächte also ......"

„Nein, nein!" wehrte F. ab, „diesen Schnaps kann man nicht ohne Gefahr für seine Gesundheit pur trinken ......"

„Aber als Grog!" fiel der Kellner ihm ins Wort, „und den braue ich sehr gut."

„Nein!" wiederholte der Sergent ruhig, aber bestimmt, während er seine Hände mit gespreizten Fingern auf die Flaschenbatterie legte. „Ich weiß etwas Besseres — ? — Hier sind Eier und Mehl, statt Butter allerdings nur Speck; ich mache für die ganze Gesellschaft Speckomeletten mit Rum!"

„Ja, ja", sekundierte der Kellner, „omelette soufflée nennt man das bei uns; wir zünden die ganze Pastete doch auch an!?"

„Freilich", bestätigte F., „ganz nach Vorschrift; da gebt acht!" wandte er sich lachend zu seinen verwundert zuhorchenden Leuten, „wenn ihr hernach Feuer fressen müßt! Die reinsten „Feuerländer" sind wir jetzt."

Einstweilen stillte man den Hunger mit kalter Küche, bis die Menage fertig sein würde und zur Nachspeise standen die omelettes soufflées in Aussicht, mit deren Bereitung sich unser Kellner als vertraut erklärte.

Sergent F., froh, so gut um diese „brennende" Frage herumgekommen zu sein, schwang seine Rumflaschen sonder Schonung über den appetitlich duftenden Omeletten, daß diese im Schnaps schwammen; er zählte darauf, daß ja der darnach entzündete den schädlichen Sprit im Feuer verlieren werde; die Leute hätten an dem ihnen neuen „repas" ihre Freude und die Beruhigung, zu wissen, wohin ihr ihnen zugehöriger Liebesgabenschnaps gekommen sei.

Und wie lachten die braven Krieger, als die Omeletten, umgeben von der hoch auflodernden Lohe, ihnen vorgesetzt wurden! Sie sollen — wie mir F. später versicherte — wirklich sehr gut gewesen sein, und es blieb nichts übrig. Als man satt war, griff man zur Erhaltung der Wachsamkeit wieder zur Zigarre und die Wachstuben-Unterhaltung kam wieder lebhafter in Gang. Sergent F., im Bewußtsein, klug und weise gehandelt zu haben, setzte sich zufrieden in eine Ecke, und ehe er sich's versah, war er in Schlummer gesunken, der, seinem Sägen nach zu schließen, bald in einen gesunden, tiefen Schlaf übergegangen war. Auch von der Mannschaft verstummte einer nach dem andern und binnen einem halben Stündchen herrschte — von einigem Schnarchen abgesehen — Grabesstille im matt erleuchteten Raum.

Nach einiger Zeit hört man außen gedämpfte Stimmen, dazwischen einen derben Fluch; endlich hatten sich einige der Angekommenen glücklich hineingetappt und rüttelten nun die Zunächstliegenden an den Schultern.

Was ist denn? Auf! die Offiziersronde ist da! — Herr Sergent! . . . . . .

Der die Ronde führende Offizier war nun auch nachgestiegen und sah in die im Stehen fortzuschlafen scheinenden Gesichter der mühsam auf die Beine gebrachten Wachmannschaft.

„. . . . . . Also alle!" sprach der Offizier vor sich hin; „auch der Sergent!" Nun ging er den Raum ab, und als er die leeren Flaschen bemerkte, glaubte er Klarheit gewonnen zu haben. Er trachtete, die Wache nach Möglichkeit durch Zanken und Schimpfen wenigstens so weit alert

zu machen, daß sie ihrer Obliegenheit nachkommen könne; außerdem versprach er schleunigste Ablösung und Gelegenheit zum Ausschlafen besorgen zu wollen; dann zog er ab.

Sergent F. war ganz außer sich; war das der Lohn seiner Bemühungen? Der allein Gefaßte war unser Kellner, der alsbald auch anhub:

„Herr Sergent, Sie haben ein Übel verhüten wollen und dabei ein viel größeres hergezogen. Den Rum — der übrigens gar nicht so schlecht war — hätten die Leute doch nur langsam getrunken, sie hätten ihn sich für die Nacht eingeteilt; jetzt aber hat jeder sein Quantum in den Omeletten, in die der Rum gehörig eingedrungen war, auf einmal genommen; denn was verbrannte, das ist nicht der Rede wert. Das Beste an der Sache ist, daß wir alle ohne Ausnahme gleichmäßig aussagen können und müssen; vielleicht geht die Geschichte doch günstiger für Sie und für uns aus."

Vor Tagesanbruch kam die Ablösung; tief beschämt zog der sonst so pflichtgetreue F. ab. Am Eingang in das Kantonnement erwartete Seine Gestrengen der Herr Feldwebel — die Brieftafel aus einem Arm in den andern werfend — die Sünderschar, die wohl bald eine Büßerschar werden sollte, und führte sie direkt zum Bataillonsrapport, wohin man auch den ortsanwesenden Auditor beschieden hatte.

Dem sehr ruhigen und überlegten Major schien der Fall so eigenartig, daß er mit Rücksicht auf den bestqualifizierten F. erst diesen und nötigenfalls die Mannschaft hören wollte, ehe er nur ein einziges Wort der Verurteilung sprechen würde.

Sergent F., zunächst allein vorgestellt, erzählte den Hergang wahrheitsgetreu und in so überzeugenden Worten, daß die Offiziere auf jede Zeugenvernehmung verzichteten. Als man F. einstweilen wieder abtreten ließ, traten die Offiziere mit dem Auditor in Beratung, der sein jus im Kopf und im Herzen hatte, denn er meinte lächelnd, daß den Malefikanten jetzt das englische Recht zu gute kommen würde; das Gesetz spreche allerwegen von „Trunkenheit" im Dienst, jene hätten aber die Trunkenheit nicht hineingetrunken, sondern — hineingegessen.

Das Aperçu schlug in Berücksichtigung der Person des allein Schuldigen und der ahnungslos zu Mitschuldigen gewordenen Mannschaft bei den Vorgesetzten durch, die sich mit einem wohlgemeinten Verweis begnügten.

Sergent F. hat noch oft „Feldwache vor Paris" bezogen, aber omelette soufflée servierte er seinen Leuten nie wieder.

Es lebe der König!

Skizze von O. Elster.

Früher Morgen! Vergebens strebt die winterliche Sonne, die Dunkelheit der Nacht mit ihren Strahlen zu durchbrechen. Immer neue und dichtere Nebelschleier schieben sich vor das Gestirn des erwachenden Tages, und jetzt beginnt es auch noch zu schneien! Langsam, aber unaufhörlich, sinken die Schneeflocken nieder; man sieht kaum, daß sie zur Erde fallen: wie ein weißer, flockiger Schleier breitet sich das Schneegestöber vor unseren Augen aus, wir stehen in dem lautlosen Schneefall wie in einer Wolke, die uns von allen Seiten umgiebt, die uns mit einer weißen, kalten, lockeren und doch schweren Masse einhüllt wie in ein großes, weißes, unheimliches Leichentuch.

Auf dem Marktplatz des kleinen Städtchens Bonneval sammelt sich das Detachement, zwei Kompagnien Jäger, drei Schwadronen Dragoner und zwei Geschütze. Der Dragoneroberst, eine hagere Reitergestalt, in dessen grauen, struppigen Augenbrauen und Schnurrbart sich die Schneeflocken fangen, macht die Offiziere mit der Aufgabe des Detachements bekannt.

„Sie wissen, meine Herren", spricht er mit knarrender Stimme, „daß die französische Armee über Orleans nach Paris vordringen will. Unser Armeekorps soll ihr den Weg verlegen; der Feind ist uns an Zahl weit überlegen, wir müssen Sicherheit haben, von welcher Seite er anzugreifen beabsichtigt. Ich habe Befehl erhalten, mit dem Detachement rekognoszierend auf Blois vorzugehen. Die Absichten des Feindes müssen unter allen Umständen geklärt werden. Ich werde mithin selbst vor einem Gefecht gegen überlegene Feinde nicht zurückscheuen. Und nun hören sie meine Dispositionen."

Nach kurzer Zeit kehrten die Offiziere zu ihren Truppenteilen] zurück.

„Aufgesessen!" ertönte das Kommando bei den Dragonern.

Rasselnd und klirrend sprangen die Reiter in die Sättel. Die erste Schwadron trabte davon und verschwand in dem Zwielicht des anbrechenden Tages. Nach einiger Zeit folgten die beiden anderen Schwadronen und die Geschütze, den Schluß machten die Jäger. Der alte Dragoneroberst war mit der Avantgardenschwadron vorausgetrabt.

Lautlos bewegte sich der Marsch durch den tiefen Schnee, der selbst das Geräusch der Tritte von Roß und Mann dämpfte und das Rasseln der Geschütze verschlang. In dem Städtchen schliefen die Einwohner noch; nur hie und da öffnete sich behutsam ein Fenster, und ein neugieriger Blick spähte der verschwindenden Kolonne nach.

Wir hatten alle das Gefühl, daß wir einer schweren, ernsthaften Aufgabe entgegengingen. Die letzten vierzehn Tage hatten uns unaufhörliche Scharmützel und anstrengende Märsche gebracht. Wir kannten die Gefahr, welche der Einschließungs-Armee von Paris drohte, wenn wir durch die neugebildete französische Loire-Armee zurückgeworfen wurden; in fester Entschlossenheit wollten wir dem Andrang dieser Heeresmasse standhalten. Wenn wir sie nur erst vor den Bajonetten und Säbeln hätten, diese National- und Mobilgarden! Dann sollten sie uns schon kennen lernen. Aber bislang wichen sie uns stets noch aus, obgleich sie uns umschwärmten und in immer dichter werdenden Massen zu erdrücken drohten.

Eine Stunde mochten wir marschiert sein. Der Tag war lichter geworden; das Schneegestöber hatte nachgelassen, und durch den weißgrauen Wolkenschleier blitzte die Sonne auf die beschneiten Felder nieder. Die Straße zog sich durch hügeliges Gelände. Rechts von uns erhob sich in anmutigen Formen eine Hügelkette, deren Abhänge mit Weingärten bedeckt waren; linker Hand zogen sich Wiesen und Felder hin, aus denen Dörfer und Weiler hervorragten. Mehrere Dörfer passierten wir. Die Einwohner starrten uns mit finsteren Blicken nach; wir sahen es den Männern an, daß sie am liebsten zu den Waffen gegriffen hätten, um uns hinterrücks zu überfallen.

Als wir ein größeres Dorf passiert hatten, erblickten wir in der Ferne den düsteren Saum eines Waldes, in dem die Straße verschwand.

Eine Dragonerpatrouille preschte zurück.

„Halt! — Gewehr ab!" ertönte das Kommando des ältesten Hauptmanns. Lautlos stand die Kolonne und starrte nach dem düster und still daliegenden Walde hinüber. Jetzt sprengte auch der alte Dragoneroberst zurück.

„Der Wald ist von Franctireurs besetzt. Herr Hauptmann, wollen Sie eine Kompagnie gegen den Wald ausschwärmen lassen. Wir müssen sehen, wie es hinter dem Walde aussieht."

„Zu Befehl, Herr Oberst. — Die erste Kompagnie gegen den Wald vorgehen! — Die zweite Kompagnie folgt und sucht in das Gefecht in sachgemäßer Weise einzugreifen."

„Der erste Zug schwärmen!“

„Das Gewehr über — ohne Tritt marsch!“

Die Kommandos erschallten, die Kompagnien setzten sich in Bewegung, die Schützen eilten über das verschneite Gefilde. Da knatterten auch schon aus weiter Entfernung die Schüsse der Feinde uns entgegen. In demselben Augenblicke prasselte eine Granate unserer Geschütze, die seitwärts auf einer Anhöhe Aufstellung genommen hatten, in den Wald. Die Dragoner zogen sich durch unsere Schützenlinien zurück und sicherten unsere linke Flanke.

Ein hitziges Feuergefecht entspann sich. Der Wald war von übermächtigen Kräften besetzt. Auch Artillerie fuhr seitlich des Waldes auf und beschoß unsere beiden Geschütze und die Dragoner mit Granaten und Shrapnels.

Durch unser Feuer vermochten wir den Widerstand des Feindes nicht zu brechen. Nur ein gewaltsamer Angriff konnte hier helfen, und mit lautem Hurra stürzten wir Jäger uns auf den Gegner.

Ein furchtbares Schnellfeuer empfing uns. Dennoch drangen wir in den Wald ein und trieben die ersten Schützenlinien zurück. Doch neue Truppen traten uns entgegen. Ein erbittertes Ringen Mann gegen Mann entstand, schließlich erlagen wir der Übermacht, wir wurden aus dem Walde hinausgedrängt, vor dem wir, von der zweiten Kompagnie aufgenommen, hinter Zäunen und in Gräben liegend, den Kampf fortsetzten.

Ein Adjutant des alten Dragonerobersten jagte auf unseren Hauptmann zu.

„Herr Hauptmann sollen sich bis aufs äußerste halten, in unserer linken Flanke tauchen neue Truppen auf. Der Oberst wirft sich ihnen mit den Dragonern entgegen; wenn der Feind aus dem Walde debouchiert, ist unser Rückzug gefährdet — also stand halten bis aufs äußerste.“

„Sagen Sie dem Herrn Oberst, daß ich bis auf den letzten Mann die Stellung halten werde.“

Der Adjutant war schon verschwunden. Er sprengte auf die Geschütze zu, die ununterbrochen mit Shrapnels auf den Feind feuerten.

In dichten Schwärmen brach der Feind jetzt aus dem Walde vor.

„Schnellfeuer!“ ertönte jetzt das Kommando und eine Geschoßgarbe prasselte in die dichte Masse der Feinde, die sich staute wie die Woge des Meeres, wenn der Sturmwind ihr entgegenschlägt, und zurückflutete in den schützenden Wald.

Wir blickten aufatmend nach unserer linken Flanke hinüber. Trompeten schmetterten; die Schwadronen marschierten im Galopp auf und warfen sich mit Hurra auf den eben aus dem Walde debouchierenden Gegner. Ein wildes Handgemenge! Eine zum Himmel aufsteigende Staub- und Schneewolke! Ein wirres Durcheinander! Ein Hin- und Herfluten der bunten Masse! Dann löste sich der Knäuel. Der Feind war wieder in dem Walde verschwunden. Die braven Dragoner sammelten sich unter dem Schutze unserer feuernden Artillerie.

Der alte Oberst hielt auf der Straße hinter unserer Schützenlinie. Sein wetterhartes Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck angenommen; er nagte an dem eisgrauen, struppigen Schnurrbart; sein graues Auge schoß Blitze.

„Es ist vergebens, Herr Oberst, wir müssen auf den Rückzug bedacht sein", sagte der Adjutant.

„Mein Auftrag lautet, zu sehen, was hinter dem Walde vom Feinde steckt. Wir müssen durch!"

„Es geht nicht, Herr Oberst. Ein Geschütz ist bereits demoliert. Der Feind bringt noch immer neue Truppen ins Gefecht. Die braven Jäger sind decimiert."

Eine Ordonnanz von den rückwärts haltenden Dragonern preschte heran.

„Meldung von Rittmeister v. Bergedorff — die Einwohner des Dorfes in unserem Rücken haben zu den Waffen gegriffen, sie schießen auf uns."

Ein derber Fluch entfuhr den Lippen des Obersten.

„Haut sie in die Pfanne — die Halunken!"

„Sie sind in den Häusern und Gärten versteckt, Herr Oberst."

„Herr Oberst, in unserer linken Flanke taucht eine neue stärkere Kolonne auf", meldete ein Unteroffizier der Artillerie. „Wir werden umgangen."

Des Obersten Zügelhand krampfte sich zur Faust zusammen, daß sein Gaul erschreckt emporstieg.

„Die Geschütze sollen abfahren", befahl er. „Sie sollen das Dorf in Brand schießen, die Jäger sollen nach und nach das Gefecht abbrechen und sich um das Dorf herum zurückziehen. Ich werde mit den Dragonern die linke Flanke freihalten."

Der Adjutant und die Ordonnanzen flogen davon. Der Oberst

galoppierte zu den Dragonern, die sich aus dem Bereich des Feuers der Dorfeinwohner gezogen hatten. Er setzte sich an ihre Spitze und stürmte der Kolonne des Feindes entgegen, die uns zu umgehen drohte.

Unter fortwährendem Feuergefecht zogen wir Jäger uns zurück. Unsere Geschütze warfen einige Granaten in das Dorf, hier und da loderten die Flammen auf, Frauen und Kinder flohen jammernd auf das Feld, während die Männer mit den Waffen in der Hand uns entgegentraten. Es war ein Moment der höchsten Gefahr. Auf allen Seiten waren wir von den Feinden umringt. Nur ein rascher Entschluß vermochte uns zu retten. Mit lautem Hurra stürmten wir auf den ungeregelten Haufen der Dorfeinwohner los. Diesem Angriff hielten sie nicht stand, sie warfen die Waffen fort und entflohen in alle Winde. Der Weg war frei und im Eilmarsch, die Geschütze in unsere Mitte nehmend, durchzogen wir das Dorf, um uns an der entgegengesetzten Seite in einer guten Stellung festzusetzen.

Wo waren unsere Dragoner geblieben? Wir hatten keine Zeit gefunden, uns nach ihnen umzuschauen; nur gehört hatten wir die schmetternden Trompetensignale und das jauchzende Hurra der attackierenden Schwadronen.

Jetzt sahen wir sie über das Feld dahinjagen im heftigen Handgemenge mit feindlichen Chasseurs. Ein Infanterie-Bataillon hatten sie überritten, als sie von den plötzlich hervorbrechenden Chasseurs in der Flanke angegriffen wurden. Bis zum Tode erschöpft von den beiden Attacken vermochten sie dem Stoß der feindlichen Reiter nicht mehr zu widerstehen, sie fluteten zurück, sie zerstreuten sich über das verschneite Gefilde.

Da donnerten unsere Geschütze aufs neue in die Reihen der französischen Chasseurs, die sich schon Sieger glaubten und sich zu weit vorgewagt hatten. Sie stutzten, warfen ihre Pferde herum und verschwanden hinter dem Walde.

Der Feind wagte nicht, aus dem Walde zu debouchieren. Nur durch einige Granaten suchte er uns zu beunruhigen. Aber auch sein Artilleriefeuer verstummte bald und tiefe Stille ruhte auf dem Felde, dessen weißschimmernde Decke von zahlreichen dunklen Punkten unterbrochen wurde, den Toten und Verwundeten, die der heftige Kampf gekostet hatte.

Wir warteten auf weitere Befehle von dem Obersten. Die Sonne hatte die Wolken durchbrochen. Ein klarer, blauer Winterhimmel wölbte

sich über der glitzernden, schimmernden Erde. Wir sahen, wie der Oberst langsam über das Feld ritt, eine kleine Anhöhe hinan. Er saß zusammengesunken im Sattel, schlaff hing der Arm herab, dessen Hand noch den Säbel hielt. In unserer Nähe zog er die Zügel an, das Pferd stand still und beugte tief das Haupt, dichter Dampf stieg von dem erschöpften und durchnäßten Tiere auf.

Der Oberst reckte sich empor. Sein Antlitz war fahl wie das eines Toten.

„Trompeter, zum Sammeln geblasen!“

Der Stabstrompeter setzte die Trompete an die Lippen und schmetterte das Signal scharf und deutlich in die helle, klare Winterluft hinaus. Ein Schimmer der stolzen Freude glitt über das fahle Antlitz des Obersten, in seinen Augen blitzte es auf, mit einem gewaltigen Ruck reckte er den Säbel empor. Und über das Feld herbei kamen die Dragoner — einzeln, in kleinen Trupps, verwundet, blutend, die Pferde lahm und hinkend, ja selbst reiterlose Pferde sammelten sich um den Obersten, der noch immer mit emporgerecktem Säbel im Sattel saß und den verhallenden Klängen des schmetternden Signals lauschte.

Plötzlich zuckte er zusammen und sein Arm sank herab. Er schien im Sattel zu wanken, sein Adjutant stützte ihn; die Offiziere und Dragoner umdrängten ihn. Da raffte er sich noch einmal empor und blickte auf zur strahlenden Sonne.

„Kameraden — es ist zu Ende — wir haben den Befehl erfüllt — unser letzter Ritt führte uns bis jenseit des Waldes — Adjutant, Sie wissen, was zu melden ist . . .“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Melden Sie es dem Kommandierenden —“

„Herr Oberst . . .“

„Mit mir ist's aus — Kameraden lebt wohl — es lebe der König!“

Mit gewaltiger Anstrengung reckte er den Säbel empor.

„Es lebe der König!“ hallte es jauchzend zurück — dann knickte der alte Soldat wie vom Blitz getroffen zusammen und sank aus dem Sattel, von den Armen mehrerer Offiziere unterstützt.

Sanft legten sie ihn nieder. Noch einmal schlug er die Augen auf, ein flüchtiges Lächeln irrte über die hageren Wangen, dann reckte er sich, atmete tief auf, ein Zittern — ein Strecken — es war vorbei — ein tapferes Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Nach kurzer Zeit traten wir den Rückmarsch an. Der Tod des alten Reitermannes hatte auf uns alle einen tiefen Eindruck gemacht. Aber aufatmend blickten wir zur Sonne empor, die jetzt in glänzender Reinheit vom wolkenlosen Himmel niederstrahlte, und in unserem Herzen hallte der letzte Ruf des tapferen Kriegers nach, mit dem er in den Tod gegangen: „Es lebe der König!“

Die Festung Peronne.

Von Moritz von Berg.

II.

O wie war der Winter 1870/71 so kalt, so kalt!!

Was hatten wir uns doch bisher von dem sonnigen Frankreich für falsche Begriffe gemacht, italienischer Himmel, wenig Schnee und eine Temperatur, die sechs Grad Reaumur niemals überstiege! — Und wie anders war das, was wir nun erleben mußten, wie anders!!!

Oder sollte das Schicksal dem heiligen Frankreich, wie es von den Zeitungsschreibern und der gläubigen Landbevölkerung genannt wurde, nur diese sibirische Kälte beschert haben, damit seine Unterdrücker, diese barbarischen, deutschen Horden, durch sie aus den heiligen Gefilden hinaus gegrauelt werden sollten?

Wer weiß es? Jedenfalls war es mordsmäßig kalt, und in den Monaten Dezember und Januar hatten wir wohl zu Haus niemals so gefroren wie damals im Kriege, aber weggraueln ließen wir uns nicht.

Ja, die kriegführenden Völker der vergangenen Zeiten waren darin vorsichtiger gewesen; wenn da des Novembers Stürme anfingen zu brausen, dann hatten die sich gegenüberstehenden Heere beide fein säuberlich die Winterquartiere bezogen und hatten die Arkebuse hübsch in die Ecke gestellt.

So lagen sie sich während der Wintermonate in ihren Quartieren gegenüber, die Feindseligkeiten hatten aufgehört, ja, nach den militärischen Überlieferungen waren sogar ganz friedliche Trinkgelage oft zwischen den Feinden auf dem zwischen ihnen liegenden neutralen Gebiet abgehalten worden.

Selbst der große König, „der alte Fritz“, hatte diese Tradition noch in seinen ersten Kriegen vorgefunden, bis er plötzlich dachte, wozu denn das? Das wollen wir einmal anders machen, und zum Erstaunen des gemütlichen Feindes siegte der alte Dessauer am 15. De-

zember 1745 bei Kesselsdorf im zweiten schlesischen Kriege, und er selbst schlug bei Leuthen am 5. Dezember 1757 im siebenjährigen Kriege den Feind aufs Haupt. — Diese hatten sich zuerst ganz erstaunt angesehen und gedacht: Na nu, das ist ja gegen den ganzen Kriegskomment, aber geschlagen wurden sie doch.

Seit jener Zeit sind die Winterquartiere aus der Mode gekommen und wenn nachher wieder Krieg war, dann wurde ohne Rücksicht auf die Jahreszeit immer hübsch weitergeschlagen; ob Winter oder Sommer war, das war gleichgültig, erst wurde hübsch aufgeräumt, dann erst konnten die Jahreszeiten wieder zu ihrer Geltung kommen.

Gemütlicher war die alte Kriegsmethode, praktischer ist die neue Zeit.

Aber infam ungemütlich war der kalte, letzte Winterfeldzug doch. Was haben wir alles damals gegen die Kälte versucht! Die Offiziere trugen Pelzjacken unter den Paletots, Baschliks um den Hals, die Steigbügel waren mit Stroh umwickelt und die Hände staken in Pelzhandschuhen — aber frieren thaten wir doch. Für unsere Ulanen hatten wir ebenso gesorgt. Manchmal nämlich kamen auch einmal Liebesgaben in unsere exponierten Stellungen hinaus, da waren dann auch wollene Leibbinden dabei. Wenn man nun nicht zu bescheiden war, und das ist eine Tugend, die man sich im Kriege überhaupt nicht genug abgewöhnen kann, dann forderte man an zwei, drei Stellen stets für die ganze Stärke der Schwadron wärmende Sachen. Dadurch kam jeder Ulan mit der Zeit in den Besitz von zwei bis drei und mehr Leibbinden und in diese wurde er vom Hals bis zu den Beinen hübsch eingewickelt, das war doch dann wenigstens etwas. Als wir aber erst in das Departement der Wollwebereien östlich Amiens gekommen waren, da hörte die Leibbindenbekleidung auf, die schönen, dicken, wollenen Jagdwesten wurden gegen Bons den Fabriken in Lehous und Meharicourt entnommen, und die wärmten besser als die dünnen Liebesgabenbinden, deren Befestigung in jener Zeit, wo wir oft wochenlang nicht aus den Kleidern kamen, auch immer viel Mühe machte.

Aber trotz alle dem froren wir doch.

Was nützt denn so etwas gegen eine Kälte von 18—25 Grad, wenn man den ganzen Tag fast im Freien ist und selten etwas Ordentliches in den Magen bekommt?

Am besten standen sich unsere lieben Pferde in den Monaten. Denen zog die Natur ihr schönes, warmes Winterkleid an, einen Pelz,

wie ich ihn in Friedenszeiten nie wieder bei ihnen gesehen habe. Dieser Pelz schützte sie nicht nur gegen die Kälte, sondern auch gegen so manchen Druck, der dem armen Pferderücken sonst infolge des ewigen Gesatteltbleibens wohl zugefügt worden wäre.

Dieser Pelz that gut und vor allen Dingen die zwei und dreifache Haferration, die wir nach obigem Grundsatz der Leibbinden auch für die Pferdemagen dreifach requirierten. Da konnte man erst einmal sehen, was aus unserem herrlichen, preußischen Material durch Hafer werden kann.

Solch ein Muskelfleisch und infolge dessen solche Festigkeit der Pferde, davon kann man sich bei unseren viel zu kleinen Friedensrationen jetzt gar keinen Begriff machen. Eine deutsche Meile Trab, ohne Schritt dazwischen, das war ihnen nur Spaß und Schwitzen, diese Erkältungsursache, kannten sie nicht.

Als es nachher Waffenstillstand wurde und die kleinen drei bis vier Metzen Hafer wieder anfingen, welch kummervolle Pferdeaugen konnte man da oft beobachten, mit denen sie in die Krippe schauten, als wollten sie sagen: Ist das alles?

Da mußte das schreckliche Heu wieder anfangen, ihnen den Hunger zu vertreiben, dessen wir uns als Futter für sie in den Wintermonaten fast gar nicht bedienten.

In der Winterszeit hatten die Pferde es daher eigentlich besser als die Menschen, sie froren weniger und wurden satt. Letzteres war bei den Reitern aber nur selten der Fall, es fehlte die Zeit zur Herstellung der warmen Speisen, und ewig kalte Wurst und Schinken essen, das mag der Magen doch auch nicht.

War einmal eine kurze Zwischenpause, in der wir nicht durch diese nichtsnutzigen „Phantasiepatrouillen“ mit ihren unangenehm weittragenden Chassepotgewehren herausgetrieben wurden, nun dann mußten die Franzosenkessel zischen und brodeln, was sie konnten. Wie häufig kam es aber auch vor, daß wenn eben das sehnsüchtig erwartete warme Essen bereit stand, eine neue Alarmierung die Hungrigen von den Fleischtöpfen hinwegriß.

Es war für Magen und Wärmeverhältnisse eine verdrießliche Zeit.

* * *

Wo waren wir aber in jenen Tagen, von denen ich erzählen will?

Wir bildeten Schleier vor Peronne, der kleinen Festung, die sich immer noch nicht ergeben hatte, sondern immer noch, in dieser Zeit, zu Ende Dezember, als Stein des Anstoßes mitten zwischen uns lag.

Der Ausdruck „Schleier bilden“ wird manchem Leser unklar sein. In wenigen Worten will ich es erklären.

Eine ausgedehnte Kavallerielinie steht mit ihren vorgeschobenen, detachierten, kleineren Abteilungen vor einer Armee, welche sich hinter ihr in Kantonnements befindet, einen Abschnitt besetzt hält ꝛc.

Diese Kavallerie hat den Zweck, eine Erkundung seitens des Feindes über die Art der Aufstellung, Stärke, Intentionen u. s. w. des diesseitigen Gros in der Art zu verhindern, daß es dem Feinde unmöglich wird, durch diesen „Schleier“ hindurchzusehen. — Selbstverständlich gehört dazu, daß jegliche Kommunikation der Bevölkerung nach innen und außen von dem Moment der Aufstellung an unmöglich gemacht wird.

Dieser Schleier verhindert also erstens den Feind, sich irgend welche Nachricht über die diesseitigen Operationen zu verschaffen, anderseits dient er zur absoluten Sicherung der hinter ihm stehenden Truppenteile.

Da die Abwehr der Kavallerie in der Offensive besteht, bei unserer Kavalleriedivision sich aber kein einziges Regiment befand, welches mit Karabinern bewaffnet war, so hatte man bisher der Division stets einige Infanteriebataillone zugeteilt, die als Piketts in dem Schleier standen, die Aufgaben der Defensive gegen feindliche Infanterie übernahmen.

Wie oft habe ich unser liebes Fußvolk in den Monaten mir ersehnt, leider aber ist es mir mit Ausnahme einer kurzen Zeit bei Abbeville nie zu teil geworden, ich habe fast immer ohne Infanterie den Schleier weben müssen, und das war schlimm, es griff die Kräfte von Menschen und Pferden auf das äußerste an und — verdarb die Nerven.

So war es denn einmal wieder am 20. Dezember gekommen, daß ich mit meiner Schwadron und noch einer anderen östlich Amiens und südlich der Somme gegen die Festung Peronne Schleier bilden mußte.

Dieser Schleier war in unserem Falle aber ein besonderer, da hinter uns alle Truppenteile das linke Sommeufer verlassen hatten, um über Amiens Faidherbes Armee, die zum neuen Entsatz von Paris vordrang, entgegenzutreten.

Wir waren daher, dicht vor der Festung Peronne, mit ihrer Besatzung von ungefähr 4000 Mann, stehend, gewissermaßen enfants perdus, hingen vollständig in der Luft und nur die permanenteste Beobachtung und Anspannung aller Kräfte konnte uns vor einem Überfall bewahren.

Hiezu kam, daß die oft wochenlang spiegelglatten Wege, die mit Schnee bedeckten gefrorenen Sturzäcker das offensive Element der Reiterei auf das erheblichste schwächten, und der absolute Mangel an Kavallerie bei dem Feinde unsere Vorposten stets in Kontakt mit der feindlichen Infanterie selbst brachte.

Da konnte nur stete Rührigkeit und gespannteste Aufmerksamkeit uns vor Überraschungen bewahren. Das war die Zeit, wo uns der Mangel einer wirklichen Schußwaffe, die uns die sich anschleichenden Infanteriepatrouillen vom Halse halten konnte, am empfindlichsten klar wurde.

Wir hatten zwar solch eine Donnerbüchse, unser Pistol, die war aber mehr zum Werfen als zum Treffen eingerichtet.

Zum Schießen haben wir sie im ganzen Kriege deshalb auch nie benutzt, nur zum Alarmieren und Schrecken, wovon ich vielleicht noch einmal an anderer Stelle erzählen werde.

So hatten wir denn am 20. Dezember unsere Stellung eingenommen und war den beiden Schwadronen, die Linie von der Somme im Norden bei Herbacourt bis Villers Carbonet im Süden, ungefähr $1^1/_2$ Meilen lang, anvertraut. Das ganze Dreieck, das die Somme dort bildet, sollte gegen die Festung Peronne gesichert werden, die an der östlichen Ecke dieses Dreiecks liegt.

In der Festung war noch immer der schneidige Kommandant, den wir schon kennen gelernt haben, er trieb seine Infanteriepatrouillen bis in unsere unmittelbare Nähe vor, und ließ uns nie zur Ruhe kommen, obgleich er wohl in den Tagen keine Ahnung davon hatte, wie gering unsere Stärke war, die er vor sich hatte.

So begann denn nun in der Zeit dieser für uns so kitzligen Lage ein ganz eigentümliches Leben für die beiden Schwadronen. Ihr erstes Interesse war natürlich, in unmittelbarer Verbindung mit einander zu bleiben, wußten sie ja, daß sie nur sich allein hatten und die eigenen Truppen weit zurück bei Amiens waren.

Da konnte denn nur ein unaufhörlicher Patrouillengang auf der ganzen Linie von Erfolg sein. Von einer eigentlichen Vedettenchaine mußten wir ganz absehen, da dazu die verfügbaren Mannschaften lange nicht ausreichten, außerdem namentlich im kalten Winter Menschen und Pferde durch Patrouillenreiten nicht so angestrengt werden, wie durch Vedettestehen.

Nur an den Hauptstraßen waren in absehbarer Entfernung Vedetten aufgestellt, zwischen ihnen und in das Vorterrain gingen die Patrouillen.

Deren Gang war so eingerichtet, daß die zweite Patrouille in Marsch gesetzt wurde, wenn nach der Uhr die erste ihr Ziel erreichte. Hiedurch kam es, daß sie sich stets auf der Mitte des Weges kreuzten, die Strecke der Felder zwischen den Straßen dadurch in fortwährender Beobachtung blieb.

Die Postenaufstellung und der Patrouillengang nahm ungefähr ein Drittel einer jeden Schwadron in Anspruch, der Rest blieb auf Höfen in Alarmquartieren, großen Scheunen 2c. beisammen. Die Pferde, natürlich gesattelt und aufgezäumt, konnten nur in Abteilungen gefüttert werden. Mehrere Posten zu Fuß standen Tag und Nacht in der Dorflisiere nach dem Feinde zu.

Fast täglich mußte die Aufstellung gewechselt, ein anderes Dorf in dem Rayon zur Aufstellung gewählt werden, was schon wegen der Bevölkerung von Nutzen war; sie wußte, in den ersten Tagen wenigstens, nie, *wie stark* wir waren.

Ich hatte für den ersten Tag mir das Dorf Chaulnes zum Standort ausgesucht. Der ziemlich große Ort lag sehr günstig auf einer kleinen Erhöhung, das Vorterrain nach Peronne zu war verhältnismäßig übersichtlich, heller Mondschein erleichterte in der Nacht die Beobachtung, nur die Kälte von 20 Grad machte die Sache ungemütlich. Die Leute in den Alarmquartieren durften in Abteilungen schlafen, Tag und Nacht war darin gleich; diese Maßregel hat sich nachher gut bewährt, da sonst die Abspannung für alle zu groß geworden wäre.

Wir Offiziere hatten uns in einer großen Stube der Auberge zusammengethan und die Revision der Posten und Patrouillen war so geregelt, daß ein Offizier den andern Tag und Nacht ablöste.

Natürlich war die Absperrung für die Einwohner eine höchst lästige, keiner durfte die Linie der Patrouillen passieren und nicht nur das, nein, ein jeder, der hinaus oder herein wollte, wurde aufgegriffen, in dem Offiziersquartier abgeliefert und dort ohne Rücksicht auf Geschlecht und Stand in einer großen, von einem Posten bewachten Scheune während der Nacht eingeschlossen.

Daß hieraus sich die eigentümlichsten Verhältnisse ergaben, lag auf der Hand, aber c'est la guerre, es ging nicht anders.

Unsere eigene Sicherheit, des Vaterlandes Wohl erforderte es, das Mitgefühl mußte schweigen.

Wenn der Morgen erwachte, ließ ich mir dann stets die Sammlung der Inhaftierten vorführen, es waren oft 30—40, und Einzelheiten

kamen dabei vor, die oft den Stoff zu einem Lustspiel, bisweilen aber auch zu einer Tragödie hätten liefern können.

Dabei wurden alle Erschienenen in einer Reihe vor mir aufgestellt, ein jeder mußte mir seine Geschichte erzählen und den Grund, weshalb er die Linie hätte passieren wollen. Meistenteils konnte ich die, welche von unserer Seite hinaus gewollt hatten, in ihre Wohnungen entlassen, die aber von auswärts kamen, mußten bleiben, so heiße Thränen aus schönen, schwarzen Augen auch um Zurücksendung flehten — es ging nicht, des Kriegers Herz mußte hart bleiben.

Da sich die Sache nun für unsern Ort und die Aufstellung des Eskadron so günstig zeigte, auch die Nebenschwadron nicht vom Feinde belästigt worden war, so beschlossen wir, auch den 21. noch in unseren Stellungen zu verbleiben.

In Chaulnes lag ein großes Schloß unmittelbar an der Straße nach Peronne. Es war das Eigentum eines Grafen Beaucourt, dem es seine Frau, die Erbin der letzten Herzoge von Chaulnes in die Ehe gebracht hatte.

Damals stand es scheinbar leer, nur eine alte Kastellansfamilie bewohnte das Souterrain, ihr war es von dem nach Chartres geflohenen Besitzer zum Schutz anvertraut.

Da seine großen Scheunen sich zur Unterbringung der Pferde und Leute vorzüglich eigneten und die schönen Räume des Schlosses selbst uns sehr annehmbar erschienen, so siedelte ich mit dem Rest der Schwadron am Morgen des 21. dahin über; das schmutzige Aubergelokal war uns zu widerlich geworden.

Die Nacht war verhältnismäßig ruhig verlaufen, die Patrouillen hatten nur den Verbleib der Franzosen in den von ihnen besetzten Dörfern gemeldet, weiter vorgedrungen waren sie nicht.

Um 8 Uhr hatte mich mein Koriander, ein Kriegsroß, wie es sein mußte, zur Revision des ganzen Sicherheitsdienstes hinausgetragen.

Es war wieder eine knitternde Kälte. Den Pferden hatte ich schon seit mehreren Tagen die Eisen abnehmen lassen müssen, da wir sonst auf dem glatten Boden ganz hilflos gewesen wären. Der brave Koriander flog nur so auf dem Schnee dahin und mein Trompeter konnte kaum folgen. Blitzende Eiskrystalle erfüllten die Luft, der Hauch des Mundes gefror sofort und der große Kriegsbart sah bald wie der eines Greises aus. Aber ein poetischer Morgen war es doch, und der Krieg mit seiner Kriegsgefahr wob noch einen besonderen Märchenschleier um

diese im hellsten Morgenlicht glänzende Natur. Ringsum das weiße Leichentuch des Schnees, von dem sich nur hier und da beinahe schwarz einzelne Bäume abhoben und mit Busch bewachsene Gräben, die wie schwarze Striche in die weißen Felder hinausliefen. Meilenweit glaubte das Auge blicken zu können, eine optische Täuschung in der klaren Winterluft. Die nahen Gegenstände zwar erblickte man klar genug, weiter hinaus verschwamm alles in einem Sonnennebel, der die Entfernungen verwischte. Über dem Nebel aber sah man deutlich wie einen dunkeln Finger am Horizont den hohen Donjon von Peronne.

Es war ein wunderbarer Morgenritt, hier und da stieg aus einem der Schornsteine der Dorfhäuser ein kleines Rauchwölkchen zum klaren Winterhimmel empor, das heisere Krächzen eines Raben ertönte, sonst lautlose Stille ringsum. Kein Hundegebell war zu hören, da wir sofort bei Besetzung eines Dorfes die wenigen Hunde, die in einem solchen bei den Franzosen zu finden sind, töten ließen, diese ewigen Verräter einer jeden Bewegung in Feindesland.

Die Posten hatte ich in Ordnung gefunden, eine in das Vorterrain gehende Patrouille bis zu ihrem Ziel begleitet. Dann hatte ich mir noch einen Mann derselben mitgenommen, um das nahe Dorf Becquincourt zu umreiten. Bis dahin sollten immer die Franzosen mit ihren Patrouillen vorgedrungen sein. Und richtig, kaum hatte ich die Büsche seitwärts des Dorfes erreicht, da erklang der eigentümliche klatschende, helle Ton des Chassepotschusses; in langem Galopp ging ich in die Deckung eines Busches zurück, Becquincourt war noch vom Feinde besetzt.

Die Schüsse aus dem Dorfe waren gewissermaßen die Quittung der unveränderten Situation, ich ritt deshalb nach dem Schlosse, unserem zeitweiligen Aufenthalt, zurück.

Hier empfing mich mein aufmerksamer Schwadronskoch, Herr Gebbert, ein Mann, dem ich an anderer Stelle schon einige anerkennende Worte gewidmet habe, mit einem Napf heißer Chokolade, in die er stets einige rohe Eier hineinzuschlagen pflegte, einem Getränk, das mir nach dem Ritt in der kalten Morgenluft sehr wohl bekam.

Meine Lieutenants wurden abgesandt, der eine zur abermaligen Revision der Patrouillen, die beiden anderen erhielten den Auftrag, die Pferde in der Scheune da unten einmal gründlich auf die Hufe und das Sattelzeug nachzusehen, sie gingen ab, ich blieb in dem großen Schloß allein.

* * *

Da die Situation momentan ungefährdet erschien, beschloß ich, mir doch einmal das Schloß selbst, dessen obere Räume ich bis dahin noch gar nicht hatte kennen lernen, anzusehen.

Es war ein mächtiger, zweistöckiger Monumentalbau im Empirestil. Teile des Schlosses ließen in ihrer zehnfüßigen Mauerstärke auf ein uraltes Feudalschloß schließen. Dieses alte Schloß war aber scheinbar in dem neuen verschwunden, und neue Teile waren überall um dasselbe herumgebaut.

Vielerlei Ornamente aus dem gelben Ziegelstein, den wir schon aus so vielen modernen, französischen Schlössern kannten, waren überall auf die alten Mauern aufgesetzt, Türme darangebaut, genug, das Ganze sah so aus, wie alle diese modernen Schlösser der Gegend, deren Bauart eine uniforme ist.

Mit größtem Luxus waren die Zimmer ausgestattet. Das Gemach, welches ich mir zu meinem besonderen Aufenthalt gewählt hatte, war angefüllt mit den kostbarsten Raritäten. Da standen auf den Leisten der Wände die schönsten Mosaikarbeiten umher, wunderschöne Gemälde, wohl meist Originale, hingen an den Wänden, seltene alte Waffen waren zu Trophäen zusammengestellt, und moderne Sessel standen um den Kamin herum. Die Abreise des Grafen Beaucourt mußte recht plötzlich eingetreten sein, alles lag und stand umher, wie wenn es eben noch gebraucht wäre. Auf dem Schreibtisch lag noch die offene Schreibmappe, eine Münzsammlung der seltensten Gold- und Silberstücke stand auf einem Nebentisch, kleine kostbare Gegenstände des täglichen Gebrauchs wiesen darauf hin, daß der Besitzer erst durch unsere Patrouillen verjagt sei und in der Eile nichts von seinen Schätzen hatte bergen können.

In dem Treppenhaus stieg eine breite Marmortreppe aus der Halle zu den oberen Stockwerken hinauf. Ich folgte derselben und kam auf ihr in einem weiten Korridor der ersten Etage an. Zahlreiche Flügelthüren befanden sich in ihm, ich drückte auf das Schloß der mir zunächst gelegenen, sie öffnete sich, ich trat ein.

In diesem Augenblick vernahm ich hinter mir leise, schlürfende Tritte die Treppe hinaufkommen. Ich zog den Säbel an mich, blieb hinter der wieder zugezogenen Thür stehen und lauschte.

Da erschien auf der obersten Treppenstufe der Kopf einer alten, weißhaarigen Frau, die mühsam keuchend die Treppenstufen hinanstieg. In ihrer linken Hand trug sie einen verdeckten Korb, dessen Gewicht sie halb zur Seite zog und ihr das Treppensteigen erschweren mochte.

Jetzt trat ich aus meiner Thür hinaus. Bei meinem Anblick schrak die Alte zusammen, bald faßte sie sich aber und mit einem „bon jour, capitaine“, wollte sie an mir vorüber eilen.

Die Alte hatte sich vorhin, als wir das Schloß bezogen, freundlich und willfährig gezeigt, hatte mir ein flackerndes Kaminfeuer angezündet, und ich war dabei in ein Gespräch mir ihr gekommen, wobei sie mir von ihrem Herrn, dem Grafen Beaucourt, und von dem Glanz des alten Fürstenhauses der Ducs de Chaulnes erzählt hatte.

Freundlich erwiderte ich daher ihren Gruß, fragte sie, was sie denn da in ihrem Korbe trüge.

„O mon, capitaine, c'est un peu de nourriture pour mes pauvres pigeons. Die haben gestern nichts zu fressen bekommen.

O grand malheur, grand malheur! Ich habe sie versteckt vor die bösen Ulans, da war gestern einer, ein großer Blondin, der wollte sie haben zur Suppe.“ Ich mußte lachen, wer der große Blondin gewesen, ahnte ich wohl, es war mein lieber Gebbert, der auf Taubensuche gegangen sein mochte. Ich nickte der Alten freundlich zu und schlug den Weg zur Treppe ein, es war mir lästig, daß die Kastellaine glauben könnte, ich wolle da oben in den Sälen herumstöbern. Als sie um die Ecke verschwunden war, drehte ich wieder um und betrat durch die erste Thür zur rechten Seite einen großen, saalartigen Raum.

Dunkle, schwere Gardinen waren vor den großen Fenstern herabgelassen und woben ein magisches Dunkel in dem hohen Gemach. Es mochte der Eßsaal des Schlosses sein. Der große Eichentisch in der Mitte des Zimmers, die hochlehnigen Stühle ringsherum, die Frucht- und Tierstücke an den Wänden und die vielen Glas- und Porzellankrüge auf den Wandgesimsen gaben Zeugnis hiervon. Über dem runden Tisch schwebte ein großer Kronenleuchter aus Hirschgeweihen, zwischen denen in der Mitte eine Lüsterfigur in die Höhe strebte.

Nach diesem Zimmer betrat ich ein zweites, wohl das Zimmer der Frau vom Hause, alles, Überzüge der Möbel, Gardinen und die die Thüren verhängenden Portièren war von dunkelblauem, gepreßten Sammt, der Teppich harmonierte hiermit in der Farbe. Die Guéridons, kleinere Tische und Schränke, waren bedeckt mit Nippes, wie es seit 20 Jahren ein Vorrecht der Damen ist, und ein großer Flügel trug noch die Noten, als wenn er soeben benutzt worden wäre.

Man konnte sich hineinträumen in ein fröhliches Familienleben bei dem Anblick dieser Räume, alles dazu war vorhanden, nur die Feuer

in den großen Marmorkaminen waren erloschen, die Besitzer selbst geflohen.

Und weiter führte mich meine Umschau, ein nächstes Zimmer, zum Unterschied von dem vorigen in Rot montiert, wurde von mir durchschritten, ich öffnete die nächste Thür und unwillkürlich entfloh ein erstauntes „Ah!" meinen Lippen, so schön war der Anblick, der sich meinen Augen bot.

Es ist eine eigentümliche Gewohnheit der Menschen, daß sie bei dem Betreten großer, durch Vorhänge verdunkelter Räume unwillkürlich leise auftreten und die Stimme mäßigen. Jeder wird diese Erfahrung an sich selbst einmal gemacht haben. So hatte auch ich nur mit gedämpfter Stimme diesen Laut der Bewunderung bei dem Anblick des Raumes vor mir ausgestoßen, ich hatte leise die sich fast lautlos bewegenden Thüren geöffnet und meine Schritte gedämpft, sodaß meine schweren Kriegsstiefel auf dem glatten Parkett kaum das geringste Geräusch verursachten. Leise trat ich ein und ein Staunen kam über mich ob des Anblickes, der meinen Augen sich zeigte.

Ich sah einen großen Saal, durch bunte Scheiben gedämpftes Oberlicht fiel in ihn hinein und Bild an Bild bedeckte die hohen Wände. Es mochte die Bildergalerie des kunstverständigen Schloßherrn sein.

Und was ich da erblickte, wie fesselte es mein Interesse, lauter liebe Bekannte fand ich vor. Vor einigen Jahren hatte ich einmal Kunstgeschichte zu studieren angefangen und mir zum besseren Verständnis die Photographien der Hauptgemälde alter Meister gesammelt. Wie viele von ihnen fand ich hier teils in vorzüglichen Kopien, teils selbst in Originalen vor.

Da waren Kopien der Madonna del Pesce (in Madrid) von Raffael nebst seiner unübertrefflichen Heiligenfamilie, dort hing eine Kreuzabnahme von Correggio, hier Aurora und Phöbus von Guido Reni, desgleichen im Original desselben Malers Kleopatra und viele, viele andere.

Was mich aber am meisten fesselte, an der schmalen Wand des großen Saales hing in wunderbarster Beleuchtung ein Bild von Murillo religiösen Inhalts von seltener Schönheit.

Es war eine Sammlung von großem Wert mit vollstem Kunstverständnis hier zusammengestellt und namentlich mit einer wahren Poesie des Gefühls in dem weiten Raum geordnet.

Ein Gefühl der Andacht und Kunstschwärmerei kam über mich,

eine Art von weihevoller Stimmung, die den täglichen Bildern von Krieg und Kriegesgrau ganz entgegengesetzt war.

Auf einer niedrigen Bank von rotem Sammt, die sich an der Schmalwand des Saales, dem wundervollen Bilde von Murillos unbefleckter Empfängnis gegenüber, befand, nahm ich Platz und schaute träumend zu den schwarzen Augen der Madonna empor, die auf der Mondsichel da zum Himmel aufstieg.

Neben mir befand sich ein großer alter Rokokoschrank mit seinen eingelegten und bemalten Wänden; an ihn hatte ich meinen Kopf gelehnt und gab mich ganz meinen Träumen hin.

In diesem meinen Sinnen vergaß ich Raum und Zeit, meine Gedanken spannen sich ein in die hehre Welt des frommen Marienkultus, ich mußte der Tage gedenken, an denen ich das Bild jenes herrlichen Gemäldes zuerst gesehen, welche lieblichen Augen dabei in die meinen geschaut hatten, die Vergangenheit mit ihrem Zauber nahm mich gefangen.

Plötzlich — ich glaubte noch zu träumen — vernahm ich eine süße Frauenstimme an meinem Ohr: „O Maria, Maria, verlaß mich nicht, ich sterbe hier in dieser furchtbaren Einsamkeit! — O Maria, ich sterbe — vor Grauen!"

Was war das? War es Traum oder Wirklichkeit, was ich da vernahm — und wieder beginnt die Stimme: „Ich fürchte mich, immer noch seheich diese wilden Reiter auf meiner Spur, sie jagen hinter mir her — jetzt sind sie da — sie ergreifen mich — Ha" — und ein ächzender Seufzer, ein schrilles Weinen — drang in mein entsetzt lauschendes Ohr. Ein raunendes Gemurmel von Stimmen folgte, dann hörte ich nichts mehr.

Was war das? War in diesem verwunschenen, einsamen Schloß ein Verbrechen begangen? War hier jemand eingeschlossen in diesen Räumen, von dem ich nichts ahnte, nichts wußte?

Ich sprang auf von meinem Sitz, das war ja nur ein Märchen. Fort war Traum und Traumeswesen aus meinem Hirn, ich war ja hier in Feindesland — aber ich war der Herr hier, ich mußte wissen, was hier geschah.

Ich eilte zur Thür, riß sie auf und spähte hinaus auf den einsam vor mir liegenden Korridor, um die Thür zu erkunden, die da in den Nebenraum führen mußte, aus dem jene Klagen erklangen. Keine Thüre war zu sehen, nur die glatte Wand stand da vor mir, an der meine

gleitenden Finger vergebens nach einer Unregelmäßigkeit in der Bekleidung tasteten.

Ich stürzte zurück zu den Fenstern des großen Saales, riß eines derselben auf und legte mich weit hinaus, ob nicht ein Fenster mir das Vorhandensein eines Nebenraumes anzeigen könnte.

Zuerst sah ich auch hier nichts, nur die mit vertrockneten Rebenzweigen bedeckte Wand konnte ich erblicken. Doch da auf einmal sah ich, daß in dem Gestein nahe der Ecke des Schlosses eine, vielleicht einen Fuß große Glasscheibe in die Wand der Steinmauer, fast von den Reben verdeckt, eingelassen war.

Das mußte das Gelaß sein, aus dem die Frauenstimme erklang.

Wie aber hineingelangen in dieses geheimnisvolle Burgverließ?

Wieder wandte ich meine Aufmerksamkeit der inneren Saalwand zu. An jenem alten Schrank hatte ich die Stimme gehört, deren Klang ich im Saale stehend nicht mehr vernahm. Abermals brachte ich mein Ohr in die Nähe des Schrankes und wieder glaubte ich dumpfe Töne, wie von verhaltenem Weinen, zu vernehmen.

In dem Schrank — da mußte das Geheimnis verborgen sein. — Doch er war verschlossen, kein Schlüsselloch zeigte sich, die sorgsam bemalte und vergoldete Oberfläche war scheinbar ununterbrochen.

Da erblickte ich an der Seite eine fingerbreite Spalte, aus ihr sah ein Papierfetzen hervor. Ich versuchte mit der Hand die Öffnung zu erweitern, aber das Holz widerstand und gab nicht nach. Abermals drangen klagende Töne an mein Ohr — da zwängte ich meine breite Schäbelscheide in die Öffnung hinein, und sie als Hebel benutzend, drückte ich mit voller Gewalt dagegen. — Ein krachendes Geräusch, die ganze Schrankwand wich, die verborgene Thür that sich auf, ich sprang in den Schrank hinein, riß einen dichten, dort vor der Rückwand befindlichen Vorhang auseinander und stand vor einem im grauen Halbdunkel liegenden Raum, der kaum einige Schritte im Durchmesser haben mochte.

„O miséricorde — o mon Dieu — Marie, je meurs — voilà ces féroces de mon rève“ — das waren die angstvollen Laute, die aus dem Halbdunkel mir entgegenklangen.

Was aber erblickte ich?

Da lag vor mir auf den Knien eine holde, liebliche Mädchengestalt, die blauen Augen starrten in halb wahnsinnigem Entsetzen zu mir empor, und Thräne um Thräne tropfte aus ihnen auf die blassen

Wangen herab. Schwarze Locken hingen aufgelöst auf die Schultern nieder und weiße Arme streckten sich mir flehend entgegen, deren kleine Händchen sich in einander rangen. An ihrer Seite aber kniete die Kastellanin, und auch sie jammerte und wimmerte: „o mon capitaine, pardon — pardon, gardez cette fille, cette fille innocente, elle est la fille du propriétaire du château, elle est la princesse de Chaulnes!“ Konnte mein Kriegerherz diesen flehenden Augen, diesen süßen Lippen widerstehen?

Ich trat die Stufen hinab, die aus dem Schrank in das Zimmerchen führten, ergriff die kleinen weißen Händchen und zog sie sanft empor.

„Beruhigen Sie sich, Comtesse, und fürchten Sie nichts von mir, mit Damen führen wir keinen Krieg, je suis par hasard votre adversaire, mais jamais votre ennemi. Nun erzählen Sie, was Sie so in Angst gesetzt, wer sind Sie, und welche Fügung hat Sie in dieses einsame Schloß geführt?“

Die Alte stieg die Stufen zu dem Schrank hinauf und schloß dessen Thür aus Furcht vor Überraschung durch meine Ulanen, sagte sie. Und da saß ich denn nun in dem beinah dunkeln Zimmer dem kleinen Mädchen gegenüber.

„Ich will Ihnen helfen, so weit ich immer kann“, mit diesen Worten versuchte ich sie zu trösten, während meine Hände noch immer die kleinen zarten Finger umschlossen hielten.

Langsam richtete sie den schönen Kopf zu mir auf, und ihre Augen sahen mich voll Hoffnung an.

Mochte meine Stimme sie etwas beruhigt haben, mochten meine Augen, die sie aus dem gefürchteten, von wildem Bart umgebenen Antlitz, gerührt von ihrem Liebreiz, anblickten, ihr doch nicht so furchtbar erscheinen, mochte ich nicht ganz der Wärwolf sein, wie sie im ersten Schrecken, durch mein plötzliches Einbrechen veranlaßt, geglaubt hatte, ihre Angst schien sich etwas zu legen.

Zuerst mit stockenden, noch häufig durch ein krampfartiges Schluchzen unterbrochenen Worten begann sie erst leise, dann aber sicherer werdend, mir ihre kleine Geschichte zu erzählen.

„Ich heiße Anais und bin die Tochter des Grafen Beaucourt, des Herren dieses Schlosses. Meine liebe Mama ist vor drei Jahren gestorben. Sie war die Tochter des letzten Duc de Chaulnes. Seit sechs Jahren war ich in dem Kloster Sacré coeur in Raun, und die guten Schwestern haben mich in den Jahren treu gehütet, bis der furchtbare

Krieg kam und die Feinde Amiens besetzten. — Da sind dann alle meine Gefährtinnen gleich in den ersten Tagen zu ihren Eltern zurückgekehrt. Nur meine Freundin Maria du Bosne und ich verblieben noch in dem Kloster, am 16. Dezember wurde auch diese von den Ihrigen nach Bovelles in die Heimat geholt. Nun war ich allein. Als nun auch mère Katharine noch erkrankte, da schrieb mir mein Vater, ich sollte hierher nach Chaulnes zu ihm kommen. Am 19. hat der alte Martin, der Kastellan, mich aus dem Kloster abends mit dem Wagen abgeholt, wir fanden in der Nacht bei einer Schulfreundin Jeanne Dumont in Herbonnière ein Asyl und wollten am nächsten Morgen Chaulnes erreichen. Da sind die schrecklichen Ulanen gekommen; bei Dunkelheit am frühen Morgen sind wir zu Fuß aufgebrochen, sie waren auf unserer Spur, dicht waren sie hinter uns, da erreichten wir durch die kleine Thür den Park und fanden — meinen Vater nicht mehr hier — er war am Abend des 18. bei dem ersten Andringen des Feindes entflohen.

In einem Brief, den er mir hinterließ, schrieb er, ich solle Peronne zu erreichen suchen, dort würde ich bei Monsieur de Lavallade, dem Kommandanten, einem Vetter meiner seligen Mutter, Unterstützung finden.

Seit drei Tagen bin ich nun hier eingeschlossen in diesem kleinen Raum, in Angst und Not habe ich zu dem guten Gott gebetet, daß er mich erretten möge. Meine alte Marie hier hat mich getröstet, so gut sie konnte, und mich mit Nahrungsmitteln versehen, so schwer es ihr auch oft gemacht wurde. (Das waren also die pauvres pigeons von vorhin.) Aber wir haben die wilden Ulanen ankommen sehen, haben ihr Lärmen im Dorf gehört, das Gewehrfeuer drang in meine stille Klause hinein, und ich habe Angst — o solch eine fürchterliche Angst gehabt Tag und Nacht.

Dabei sagte meine Marie, kein Mensch dürfe hinaus aus dem Dorfe, die Reiter hielten jeden Weg besetzt, wie soll ich fortkommen von hier? O mein Gott, mein Gott, mein Kapitän — retten Sie mich, ich habe ja keinen Menschen auf der Welt, ich werde wahnsinnig vor Angst und Weh, o retten Sie mich, ich werde mein Leben lang für Sie beten zu dem gütigen Gott, o retten Sie mich, retten Sie mich."

Dabei stürzte das holde Mädchen wieder vor mir nieder, flehend umfing sie meine Knie, und die thränenden Augen blickten mich verzweifelt an.

Leise hob ich sie empor und in ermutigendem Tone sagte ich

zu ihr: „Ja, Comtesse, ich will Sie retten, ich will Sie abends über unsere Postenkette hinausbringen, bis dahin, wo unsere Patrouillen nicht mehr gehen. Der alte Kastellan soll Sie dann nach Eterpigny geleiten, wo die Truppen stehen, und so werden Sie nach Peronne zu Ihrem Onkel Lavallade, dem Kommandanten, gebracht werden.

Es ist zwar gegen meine Pflicht, aber ich will Ihnen helfen, wenn Sie mir schwören, draußen bei den Ihrigen nichts von unserer Stellung zu verraten. Auch für Martins Schweigen müssen Sie bürgen."

„O mon capitaine! bei dem Andenken meiner Mutter schwöre ich, nichts zu sagen von hier, auch Martin sagt nichts, das versichere ich Sie. O retten Sie mich, retten Sie mich!"

Dann verabredeten wir noch, sie müsse die Tracht eines jungen Bauernburschen anlegen, da sie in ihren Frauenkleidern zu viel Aufsehen erregen würde. Die alte Marie versprach das zu besorgen. Dann sagte ich ihr „Auf Wiedersehen", abends 11 Uhr würde ich sie mit ihrem Begleiter an der kleinen Pforte am Ende des Parkes erwarten. O wie sie mir dankbar war! Viele heiße Segensworte für mich stammelte sie. Dann beugte sie sich nieder, um mir die Hand zu küssen, ich aber verwehrte das und beruhigte das Kind, so gut es ging. Nun mußte ich aber eilen, fort zu kommen. Wer konnte wissen, was in der Zwischenzeit vorgefallen war; vielleicht hatten meine Leute bereits nach ihrem verschwundenen Rittmeister gesucht.

Und es war die höchste Zeit, daß ich herunter kam. Kaum betrat ich mein Zimmer, als die Meldung kam, eine starke feindliche Infanterie-Patrouille zeige sich bereits diesseits Belloy. — Ich ließ einen Zug aufsitzen, der sie verjagte. — Die Ruhe wurde bis zum Abend nicht wieder unterbrochen.

Vor allem mußte ich jetzt alles vorbereiten, auf daß Anais' Fortgehen von keinem Menschen, namentlich aber nicht von meinen Offizieren bemerkt würde, kein Hindernis sich ihrer nächtlichen Abreise entgegenstelle.

Als es 1/211 Uhr war, schickte ich zwei Offiziere gleichzeitig zur Revision der Vedetten ab und sagte ihnen, sie möchten diesesmal nicht über die Linie hinausreiten, da der helle Mondschein das unnötig mache. Sie möchten von Vedette 2—6 revidieren, ich selbst würde die Revision des rechten Flügels übernehmen. Ich wußte, daß dort das Terrain durch Büsche etwas coupierter war, und sich der rechte Flügel an die Somme anlehnte. Dort hoffte ich mit Anais am leichtesten durchkommen zu können.

Als es kurz vor 11 Uhr war, bestieg ich mein Pferd und schlug, die Dorfstraße verlassend, den Weg an der Parkmauer entlang ein. Punkt 11 Uhr war ich an der kleinen Pforte. Sie öffnete sich, und der Alte erschien; vorsichtig lugte er aus der Thür, erkannte mich und zog dann an der Hand einen kleinen, zierlichen Bauernburschen hervor, es war die holde Anaïs; ein weiter Mantel hüllte sie bis zu den Füßen ein und eine Zipfelmütze saß auf dem Lockenkopfe, so daß sie allenfalls das Äußere ihrer Rolle hatte.

Ich reichte ihr die Hand und suchte ihre Angst zu verscheuchen, krampfhaft umschlossen ihre Finger die meinen; das arme, kleine Herz mochte wohl zaghaft genug unter dem Bauernmantel schlagen, aber sie versprach mir, tapfer zu sein. In einer Stunde wäre sie hoffentlich bei ihren Landsleuten, versprach ich ihr.

Und nun traten wir unseren Marsch an. Der Mond barg sein Antlitz hinter einer Wolke, als wir in das freie Feld kamen. Der Schnee knisterte unter den kleinen trippelnden Füßen da neben mir und mein Pferd trat bisweilen tief in die zugewehten Furchen, in denen dann auch der kleine Fuß tief versank. In vollem, klarem Schein trat der Mond wieder aus den dunklen Wolkenschleiern hervor, und ich freute mich, als wir bald darauf das Gehölz an dem Sommeufer erreichten, das, den Fluß entlang, Deckung bot. Der Wind wehte scharf aus Osten, und ich sah, wie Anaïs den dicken Bauernmantel fest um die zarten, fröstelnden Glieder zog.

Es kam mir unwürdig vor, da oben auf meinem Pferde zu sitzen, während die Kleine, das schwache Wesen, zu Fuß ging. Nach kurzem Zögern stieg ich ab; ich konnte ihr bessere Dienste leisten. So übergab ich das Pferd dem alten Martin, der es hinter uns herführte; ich selbst bot Anaïs meinen Arm, und so gingen wir dahin.

Es war ein eigentümliches Gefühl für mich, so zu wandern in Feindesland, während die Tochter des feindlichen Volkes sich auf meinen Arm stützte und von mir zu dem *Feinde* geführt wurde. Und doch, welches Gefühl der Sympathie verband mich mit dem jungen Wesen da an meiner Seite, der ich in diesen kurzen Momenten *alles* war. Ich fühlte in mir die ganze Verantwortung für das arme Kind, das schutzlos nur auf mich angewiesen war, und merkte an ihrem lauten Herzschlage, wie ängstlich und doch vertrauensvoll sie an der Seite des Feindes dahinschritt. Was würde ihr ferneres Schicksal sein? Nur kurze Minuten noch und ich mußte sie dahin gehen lassen, ihrem ungewissen Schicksal entgegen.

Leise flüsterte ich ihr Trost in das rosige Ohr, und meine Finger drückten fest die kleine Hand, die da auf meinem Arme lag.

Doch — das Gebüsch lichtete sich — und da war auch schon das Fähnchen meiner rechten Flügelvedette, 50 Schritte vor uns, auf dem kleinen Hügel im tiefen Schnee.

Das Pferd, die schwarze Kassandra, spitzte die Ohren, sie hörte unseren Schritt, obgleich er leise genug war. Nun war es Zeit. Ich sagte Anais, daß sie mit ihrem Begleiter im Schutze des Strauchwerks weiter gehen solle, während ich den Posten beschäftigte. Dann saß ich auf. — Halt — Wer da! schallte mir entgegen.

Ein Druck mit den Schenkeln, im Galopp ritt ich dem Posten entgegen, der mit gehobenem Pistol mir entgegenkam. Als er mich erkannte, stand er still, die Front nach dem Feinde nehmend. Ich ritt an ihn heran, ließ mir von ihm sagen, ob er etwas Neues bemerkt hätte und erteilte ihm dann eine längere Instruktion mit der Absicht, meine Schutzbefohlenen möglichst weit aus dem Bereich des Postens kommen, seine Ohren nicht zum Hören auf die Schritte der beiden gelangen zu lassen.

Als ich glaubte, sie seien nun weit genug gekommen, schärfte ich ihm erneute Wachsamkeit ein; ein Schenkeldruck, „Haltaus", meine Fuchsstute, flog in langen Sprüngen an dem Flußufer entlang, jenen nach.

Bald hatte ich Anais erreicht und weiter ging unser Weg. Noch immer deckten uns zur Not die Büsche am Ufersrand, näher und näher kamen wir unserem Ziele.

Nur noch einmal zeigte sich von weitem eine meiner Patrouillen, jedoch ohne uns zu bemerken (was ich mir in meinem Schwadronschefgedächtnis vermerkte); die diesseitige Gefahr war für die Fliehenden beseitigt, nun kam das Ende, der Abschied, für uns heran.

Bald zeigten sich im Mondenschein die roten Dächer Eterpigny's; ich konnte nicht mehr weiter sie geleiten, mußte Anais nun Adieu sagen.

Der Abschied wurde mir schwer genug. Das Gefühl des Beschützers eines hilflosen, weiblichen Wesens ist immer ein süßes. Der Gedanke, wie wird es ihr weiter ergehen auf ihrem gefahrvollen Wege, welches Schicksal wird sie erwarten in der so stark bedrohten Festung, wenn gar noch deren Beschießung beginnen wird? ließen mein Herz hoch aufschlagen in Mitgefühl und Zärtlichkeit.

Noch einmal streckte ich dem Mädchen beide Hände entgegen und sagte: „Gott sei mit Ihnen, Anais, auf allen Ihren Wegen". Sie neigte

sich mir entgegen, die süßen, blauen Augen sahen mich noch einmal an, sie bot mir die kleine Hand zum Abschied, die ich fest drückte.

„Gott schütze Sie. Ihrem Onkel übergeben Sie, bitte, diese Zeilen."

Leise gingen sie dahin. Noch einmal drehte Anais das süße Antlitz mir zu, dann verschand sie in dem Nebel, der silbern vom Fluße aufstieg. Ich wandte mein Pferd, und in tiefen Gedanken ritt ich den Meinen zu.

In dem Briefe stand:

Mon colonel!

Durch meinen Schutz ist Ihre Fräulein Nichte aus gefahrvoller Situation befreit; gedenken Sie dieses Schutzes bei dem ersten deutschen Gefangenen, der in Ihre Hände fallen sollte. v. B.

* * *

Noch fünf Tage der Aufregung, der fortwährenden Plänkelei mit dem Feinde vergingen, ehe unsere Aufgabe der Schleierbildung beendet war. Noch mancher Ulan wurde in der Zeit von den patrouillierenden Fantassins angeschossen, und fortwährender Wechsel der Quartiere erhielt uns in steter Spannung und Unruhe. Aber dem Feinde gelang es nicht, unseren Schleier zu lüften. Ein ernsterer feindlicher Vorstoß fand nicht statt, Anais und der Alte hatten uns nicht verraten.

Endlich am Weihnachtstage war unsere Aufgabe beendet; das Detachement des Generals v. Mirus, das zur Belagerung Peronnes nach der siegreichen Schlacht an der Hallue gegen die Festung zog, machte unser Bleiben an dieser Stelle unnötig, die Schwadronen kehrten zum Regiment zurück. Am 10. Januar 1871 fiel die Festung Peronne nach tapferer Gegenwehr; ihr Kommandant fiel, seinem Worte: „j'y suis, j'y reste" getreu, sterbend auf den Wällen seiner Festung.

Als ich sein Schicksal erfuhr, war ich voll tiefer Sorge um Anais; was mochte aus ihr geworden, wie mochte es ihr dort ergangen sein? Nun war das arme Mädchen auch dieses Schutzes beraubt worden.

Am 19. Januar kam ich nach einer siegreichen Attacke als Verwundeter in das Lazaret zu Peronne. Mein erster Gedanke bei dem Eintritt in die zerstörte Stadt war Anais und ihr Schicksal, aber so viel ich auch fragte und mich nach ihr erkundigte, ich habe nichts über sie vernehmen können, ihr ferneres Leben ist mir unbekannt geblieben.

Nach einem Jahr, als längst der Friede seine segensreichen Fittiche über die Länder ausbreitete, erhielt ich einen Brief mit dem Poststempel Paris; er war von Anais und enthielt die wenigen Worte:

J'y pense et je penserai toujours à vous et à votre bonté.

Anais.

Meinen Offizieren und meinen Ulanen ist diese Episode aus kriegerischer Zeit, wie oben gesagt, nie bekannt geworden, sie ist mein Geheimnis geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber habe noch oft an Chaulnes und die holde Anais, die princesse de Chaulnes, wie sie die alte Marie pietätvoll nannte, gedenken müssen.

Nuits.

Von H. Schmitthenner, Pfarrer.

Am 24. April dieses Jahres (1895) wohnte ich einer Pfarrkonferenz in Karlsruhe an. Vor dem Beginn derselben machte ein Freund mich darauf aufmerksam, daß vor der Festhalle ein Panorama, das Gefecht bei Nuits am 18. Dezember 1870 darstellend, zu sehen sei. Dies mir anzusehen, wollte ich freilich nicht versäumen. Nach Schluß der Konferenz wanderte ich dem Panorama zu, und bald stand ich auf dem Turme inmitten desselben, mitten im Gefechtsfeld.

Ich habe in den 25 Jahren, die seit jenem Jahre verflossen sind, mir oft schon gewünscht, ich möchte wieder einmal auf jenem Felde stehen zwischen der Berchère und dem Eisenbahneinschnitt, ich möchte auf die Ferme zurückschauen, die wir eben genommen hatten, und auf den Eisenbahneinschnitt und die Stadt vor uns schauen, die wir noch nehmen sollten.

Mir war's, als ob dieser Wunsch erfüllt wäre. Ich suchte die Ferme la Berchère. Da lag das Schlößchen genau so, wie ich das Bild in meinem Gedächtnis bewahrt hatte. Das ist die Mauer, hinter der wir sechs Franzosen gefangen genommen, daneben die niedere Mauer, auf die wir dann unsere Gewehre aufgelegt und den fliehenden Franzosen nachgeschossen haben.

Dann wandte ich mich nach der entgegengesetzten Seite des im Kreis aufgestellten gewaltigen Bildes. Da lag wieder vor mir die Stadt, vor ihr der Eisenbahneinschnitt, den die Franzosen besetzt hielten, an dem über ihm schwebenden Pulverdampf erkennbar; hinter ihr die steil ansteigenden Berge und auf deren Höhe die feindliche Artillerie.

Man hätte es mir nicht zu sagen brauchen, ich sah es selbst, der Künstler, der dies Bild gefertigt, ist wochenlang in Nuits gewesen und hat an Ort und Stelle sich die Entwürfe zu seinem Gemälde gemacht.

Man hatte mir gesagt, daß die Bilder aller Offiziere auf dem Gemälde Porträts seien. So suchte ich denn, unter den vielen Gestalten des Bildes meinen Lieutenant zu finden. Mein Auge reichte leider nicht so weit, die Züge der Einzelnen zu erkennen. Der Führer, der zur Erklärung des Bildes zugegen war, zeigte mir ihn. Diese Gruppe, bei der mein Lieutenant war, befriedigte mich nicht ganz. Es ist der Moment dargestellt, in dem der Lieutenant einen Schuß durch die Hand bekam. Vor ihm knien und liegen vier oder fünf Soldaten, er selbst steht hinter ihnen, das Gefecht beobachtend. An der raschen Bewegung, die der Maler in die Gestalt gelegt hat, erkennt man, daß er eben verwundet worden ist. Es mag ja wohl nach dem Buche richtig sein, daß bei solchem Gefechte, wie jenes war, die Soldaten knien oder liegen, um so zu schießen, und daß hinter ihnen der Führer steht, um das Gefecht zu beobachten und Befehle zu geben. In jenem Moment, da der Lieutenant meines Zugs verwundet wurde, war aber die Art des Gefechts eine andere. Es war da nichts zu beobachten und auch eigentlich nichts zu befehlen. Die Lage war klar. Vor uns lag in gerader Linie der Eisenbahneinschnitt, in dem die Franzosen Mann an Mann völlig gedeckt standen, und von dem aus sie uns einen Hagel von Geschossen entgegenschleuderten, und unsere Aufgabe war's, auf ebenem Felde, ohne jegliche Deckung, gegen diese Stellung vorzugehen. Das war nur dadurch möglich, daß die einzelnen kleinen Abteilungen, in welche sich die Regimenter aufgelöst hatten, in den Momenten vorwärts stürzten, in denen das Feuer des Feindes gerade von ihnen sich etwas weggewendet hatte, und dann wieder sich auf den Boden warfen. Unsere Abteilung führte unser Lieutenant, er stand aber dabei nicht hinter uns, sondern war der vorderste.

Auch das that mir leid, daß der Maler jene Gruppe nur aus vier oder fünf Soldaten bestehen läßt, wir waren etwa doppelt soviele. Ich war der zweite Mann von links, nun ist aber nur die Hälfte von uns auf dem Bilde, so kann ich nun leider erst nicht sagen: dieser Mann auf dem Bilde bin ich, denn ich weiß nicht, fehlt die linke oder die rechte Hälfte unserer Gruppe.

Es wird wohl jedem, der sich selber auf dem Bilde sucht, ähnlich gehen. Es wird wohl jeder im Scherze sagen: mich hat der Maler doch

nicht ganz getroffen, er hätte eigentlich mich auch noch fragen sollen, wie er es machen soll. Aber allen, die jenes Gefecht mitgemacht haben, wird es beim Anblick des prächtigen Panoramas gehen, wie es mir erging, daß sie sich wahrhaftig nocheinmal hineinversetzt glauben in jene aufregenden Stunden, und noch einmal erleben, was einst geschah, und alle werden dem Künstler die Hand drücken und ihm Dank sagen für die Wahrheit und Treue, mit der er jenes schwere, für uns Badenser so verlustreiche, aber auch siegreiche und ehrenvolle Gefecht dargestellt hat. Daß andere auch so empfinden wie ich, hatte ich, als ich das Panorama ansah, reichlich Gelegenheit, zu beobachten.

Vom 18. Dezember gingen meine Gedanken rückwärts. Ich gedachte der andern Tage, an denen wir in Nuits gewesen waren. Unsere Kompagnie (es war die 7. des ersten badischen Leib-Grenadier-Regiments, jetzt Nr. 109) war dreimal in Nuits. Bei unserem ersten Besuch zeigten sich die Einwohner von ihrer liebenswürdigen Seite, und wir hatten darum keinen Grund, uns nicht auch von dieser Seite zu zeigen; das zweitemal kamen wir nach Nuits, um die Stadt zu strafen für einen Angriff von Franctireurs aus einem Hause der Stadt auf eine Dragonerpatrouille; und das drittemal, nun das war der 18. Dezember, der den Einwohnern von Nuits ebenso unvergeßlich sein wird wie uns, die wir auf jenem Felde standen, jenen als ein Tag des Schreckens, uns als ein Tag des Ruhms.

Am 16. November waren wir zum erstenmale in Nuits. Am Tage zuvor waren wir auf der schönen, längs des Côte D'or-Gebirges hinführenden Straße bis vor Nuits marschiert. Das Städtchen war von den Feinden besetzt, wir nahmen darum, da es längst finstere Nacht geworden war, in Vougeot, einem kleinen Dorfe vor Nuits, Quartier und marschierten am andern Morgen früh gegen Nuits. Auf der Höhe vor der Stadt kam uns eine französische Reiterpatrouille entgegen. Die Franzosen schossen ihre Gewehre auf uns ab und jagten zurück. Als wir eine halbe Stunde darnach in das Städtchen einmarschierten, hatten die Franzosen es geräumt. Unsere Aufgabe war, zu requirieren, und nachdem dies ohne Schwierigkeiten geschehen war, kehrten wir wieder nach Vougeot zurück. Seit diesem Tage wußten wir, daß bei Nuits und Vougeot ein ganz ausgezeichneter Wein wächst.

Unsere Dragonerpatrouillen ritten täglich durch Nuits in das dahinterliegende Gelände. In der Frühe des 20. November war von dem ersten Hause der Stadt aus von Franctireurs auf sie geschossen worden.

Zur Strafe dafür sollte der Stadt eine Kontribution von 5000 Francs auferlegt und zunächst einige Bürger der Stadt als Geiseln geholt und unter Umständen das betreffende Haus angezündet werden. Eine Menge Franctireurs hatten den Berg unmittelbar an der Stadt besetzt. Wir kamen ihnen aber überraschend schnell und gelangten unbehelligt in die Stadt. Sie lag wie ausgestorben, alle Thüren und alle Läden geschlossen, keine Menschenseele auf den Straßen. Es dauerte keine Viertelstunde, da hatten wir die Thüren der Mairie aufgesprengt und im hintersten Zimmer gefunden, was wir suchten, einige Bürger, die wir als Geiseln mitnahmen. Wir gelangten auch mit unserer Beute wohlbehalten aus der Stadt, gerade noch zur rechten Minute, denn die Franctireurs hatten gesehen, daß sie an Zahl uns gewachsen waren und strömten den Berg herunter, uns den Rückweg abzuschneiden.

Auf dem Rückweg war des Feldwebels Brieftasche verloren gegangen, und es hatte das Haus, das angezündet werden sollte, nicht Feuer gefangen. So wurde eine Sektion, zu der ich gehörte, unter Führung unseres Lieutenants noch einmal vorgeschickt, die Brieftasche zu suchen und das Haus anzuzünden. Wir hatten einen überaus gefährlichen Weg zurückzulegen. Eine Strecke weit hatten wir im Straßengraben einige Deckung, überall da aber, wo der Graben überbrückt war, um von der Straße auf die Äcker fahren zu können, waren wir dem Feuer der Feinde, die ihre Gewehre alle auf diese Wegübergänge gerichtet hatten, ganz bloßgestellt. Hinter jedem prasselte beim Überspringen dieser Brücken eine ganze Hand voll Kugeln auf die Straße nieder, aber wir kamen alle wohlbehalten an das betreffende Haus, auch die Brieftasche hatte sich gefunden. Das grausame Werk der Brandstiftung kam doch nicht zu stand. Unser Lieutenant trieb uns zur Eile, er sah, wie groß die Gefahr war, daß unserer kleinen Abteilung der Rückweg abgeschnitten werde, und erlaubte uns nicht, das Stroh zu suchen, das wir zur Brandlegung brauchten; so zündeten wir an, was wir Brennbares fanden, warfen die Stühle darüber und suchten auf demselben gefährlichen Pfad unsern Rückweg, kamen auch alle wohlbehalten bei unserer Kompagnie an.

Hier waren inzwischen zwei Geschütze angekommen und, nachdem diese uns vorgearbeitet hatten, gingen wir zum drittenmale vor, und bald standen wir wieder bei dem dem Feuer geweihten Hause. Aber nun, da wir in Ruhe hätten Feuer anlegen können, wurde Gnade für Recht geübt, das Haus blieb stehen. Wir hatten auch eine andere Aufgabe vor uns

und hatten keine Zeit zu verlieren: da, wo unsere Granaten vorgearbeitet hatten, einzusetzen und den vor uns liegenden Berg zu säubern. Nach mehrstündigem Gefechte, das voll der aufregendsten Momente war, standen wir oben, der Feind floh. Wir hatten nur drei Tote und mehrere Verwundete, der Feind ließ zahlreiche Tote auf dem Gefechtsfeld zurück. Am Abend kehrten wir wieder nach Vougeot zurück.

Vier Wochen später marschierten wir wieder gegen Nuits. Das war am 18. Dezember. Es galt, von Dijon aus einen wuchtigen Vorstoß gegen Nuits zu machen, wo sich starke Streitmächte des Feindes gesammelt hatten. Es waren nach französischer Angabe 15—18 000 Mann mit 20 Geschützen in fast uneinnehmbarer Stellung, die Geschütze auf dem Berge weithin die Ebene beherrschend, die Truppen im Eisenbahneinschnitt völlig gedeckt, zwischen dem Berg und dem Einschnitt die Stadt.

Wir gingen auf drei verschiedenen Wegen vor. Ein Bataillon auf der großen Straße, die zwischen dem Rand des Gebirges und dem Eisenbahneinschnitt von Dijon nach Nuits führt, zwei Bataillone mit einer Batterie in großem Bogen, rechts der Straße über das Gebirge, um den Feind im Rücken zu fassen und endlich acht Bataillone, sieben Eskadronen und fünf Batterien in weitem Bogen links der Straße, um den Feind von vorn anzugreifen. Bei diesen letzteren war mein Bataillon.

Die beiden Bataillone, die den Feind im Rücken fassen sollten, fanden bald solche Terrainschwierigkeiten und solchen Widerstand, daß sie nicht zum Angriff auf die feindliche Hauptstellung kamen. So blieb nur der Angriff von der Ebene her. In der Ferme la Berchère standen die feindlichen Vorposten, ein Bataillon Mobilgarden und zwei Kompagnien Franctireurs. Nach einem heftigen Gefechte, das uns manchen Verlust brachte, in dem auch unser Kompagnieführer schwer verwundet wurde, war die Berchère unser. Nach kurzer Rast ging's an die Hauptarbeit. Vor uns, auf 20 Minuten ebenes Feld, dann der 2 km lange Eisenbahneinschnitt, in dem die Franzosen Mann an Mann standen, für uns völlig unsichtbar. Dahinter die Stadt und hinter dieser der Berg, auf dem die französische Artillerie stand. Diesen Einschnitt sollten wir nehmen, und wir haben ihn auch genommen, aber es haben diese Stunden uns über 900 Mann, unser Regiment allein 347 Mann, das zweite Regiment ebensoviel oder noch mehr gekostet, darunter viele Offiziere. Der Kommandeur unserer Brigade, unseres Regiments, unseres Bataillons, der Führer unserer Kompagnie, unseres Zugs, sie alle waren zum Teil sehr schwer verwundet.

Und unser Erfolg? Wir machten 650 Gefangene, 1500 Franzosen blieben tot oder verwundet, viel Kriegsmaterial fiel in unsere Hände, der Feind war völlig zersprengt, aber was noch viel schwerer wog als das alles, war das stolze Bewußtsein, wir haben eine Stellung genommen, die für uneinnehmbar galt, wir werden auch fernerhin leisten, was von uns gefordert wird; die Franzosen aber mußten sich sagen: wenn wir diese Stellung nicht halten konnten, was soll uns denn dann noch gelingen?

Vier Wochen später standen wir uns wieder ähnlich gegenüber wie bei Nuits, nur waren die Rollen vertauscht und alles in viel größerem Maßstab. Wir standen, 38000 Mann, in dünner Linie um Belfort und seine Belagerungstruppen und 140—150000 Franzosen suchten unsere Stellung zu durchbrechen. Aber sie machten uns unsern Sturm auf ihren Eisenbahneinschnitt bei Nuits nicht nach, und nach drei Tagen zogen sie ab mit blutigen Köpfen und erfrorenen Gliedern. Die armen Kerle! Wir froren ja auch, daß wir meinten, das Mark müsse uns in den Knochen gerinnen und unser einziger Trost war, daß der Franzos auch frieren muß, aber wir wußten nicht, wie sie gefroren haben. Wir froren ja zum Erbarmen, aber wir konnten es aushalten, die Franzosen aber, zum Teil junge Leute in schlechtem Schuhwerk, konnten es nicht aushalten und erlagen der Kälte. Wo sie in den drei Tagen ernstlich angriffen, und das war an vielen Punkten der langen Linie, da war es gewiß die Umsicht der Führer und die Ausdauer der Soldaten, die ihnen keinen Erfolg ließ, aber daß sie nicht an allen Ecken und Enden angriffen und nicht mit ihrer fast vierfachen Übermacht den Durchbruch sich erzwangen, das haben wir — das ist meine Meinung, ich weiß ja nicht, ob ich recht habe — der Kälte zu danken gehabt.

Wenn ich an Nuits denke, schlägt mir das Herz höher in dem Gedanken: das war eine tapfere That der badischen Soldaten; wenn ich an Belfort denke, schlägt mir auch das Herz höher, aber in dem Gedanken: das war ein Gottesgericht.

Nun, ein Gottesgericht, eine Gotteshilfe war der ganze Krieg. Das wollen wir nicht vergessen. Ihm sei die Ehre! Gott war mit uns.

Weihnachten im Felde.

Ein Weihnachtsfest im Feindesland.

Von S. Steinberg.

Weihnacht steht vor der Thür. Bald wird die jetzt noch auf den verkehrsreichen Plätzen lagernde schneeumhüllte Tannenkrone im Glanze der Kerzen erstrahlen und das deutsche Herz erfreuen. Schon jetzt aber labt sich das freudetrunkene Auge der Kinder an dem Anblick der grünen, duftenden Tanne; sorgende und mühende Menschen hasten zwar eilig vorüber, aber ihr Blick streift dennoch den freundlichen Waldesboten, der mit nie versiegender Gewalt die Erinnerung an die glücklichen Tage der Kindheit wachruft. Welch mächtige Regung aber das immergrüne Nadelholz auf das Herz des alten Kriegers übt, das kann nur der empfinden, der mit ihm — vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren — auf Tod und Leben vor dem Feinde stand. Das Weihnachtsfest im Kriege 1870! Ein herrlicher, in der Erinnerung unauslöschlicher Augenblick taucht plötzlich in blendender Helle vor seiner Seele auf; er fühlt so groß, so erhaben, so gar nicht alltäglich — ein Strom seliger Empfindung durchflutet sein Herz. Eine Thräne zittert im Auge; verkündet sie Leid oder Freude, Schmerz oder Jubel? Wer weiß es? Wie jede Truppe, so hatte auch das schwergeprüfte 76. Regiment seine ehrenvolle Aufgabe unter den schwierigsten Verhältnissen ehrenvoll gelöst. Nach den heißen, fast vierzehn Tage währenden ununterbrochenen Kämpfen gegen die Loire-Armee zog die gelichtete, aber unbeugsame Schar ruhmbedeckt in die Reservestellung von Chartres.

Am 24. Dezember, morgens 7 Uhr, verließ die 8. Kompagnie ihr armseliges Quartier im Dörfchen Auvilleux und begann den Marsch nach Chartres, der nur einige Meilen entfernten Hauptstadt des Departements Eure et Loire. Tiefer Friede ruhte auf der weiten, schneebedeckten Ebene. Die Sonne schien so zutraulich und heiter, als ob sie bemüht sei, die Erinnerung an die Schreckensbilder der letzten grausigen Kämpfe zu ver-

wischen. Nur der hartgefrorene Boden erdröhnte unter dem Marschtritte der schweigsam dahineilenden Soldaten. Sie alle empfanden die Bedeutung des Tages; Herz und Gedanken weilten daheim im fernen Vaterlande, dort, wo in wenigen Stunden die hellflammenden Kerzen das Weihnachtsfest im Elternhause ankündigten, wo Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Weib und Kind sich nach ihnen sehnten. Es gab niemand, selbst wenn er allein stand auf der Welt, der nicht an die glücklichen Tage der Kindheit mit zwingender Gewalt erinnert wurde. In dieser wehmütigen Stimmung ging es noch immer schweigend dahin, bis endlich der allezeit humorvolle Unteroffizier Verteaux, ein echtes Hamburger Kind, mit dem französischen Namen, aber den derben Worten auf den Lippen und dem weichen Gemüt im Herzen, den stimmungsvollen Übergang zu finden wußte, indem er seiner Eigenschaft als Fourier den Quartiermachern auffallend laut die Weisung gab, ihm heute ein recht geräumiges Quartier zu verschaffen, in dem sich unter allen Umständen ein Piano befände. Um diesem verständnisinnigen Wunsche den gehörigen Nachdruck zu verleihen, hatte er zum Schlusse feierlichst versichert: „En Klavier un Salon mut ick hebben, un wenn ick ok keen Bett krieg — und wenn Ji mi dat nich besorgt, denn kriegt Ji morgen nix to freten!" — Ja, ja, mein verehrter Leser, das klingt nicht sehr poetisch, ich weiß es wohl; allein der deutsche Feldsoldat ist in Bezug auf den sprachlichen Ausdruck nicht allzu zart besaitet; unser niederdeutsches Idiom liebt auch keine Phrase, und mit Glacés oder im Salonton werden die Schlachten auch nicht gewonnen.

Verteaux' Befehl ließ demnach nichts zu wünschen übrig, und daß ein Fourier-Unteroffizier eine solche unbehagliche Drohung auch verwirklichen kann, wird jeder einsehen, dem Verteilung von Nahrungsmitteln im Felde bekannt ist. Die Quartiermacher versicherten sofort die Erfüllung jenes Wunsches, um vor allem die gute Laune des Kompagnie-Brotherrn nicht zu trüben. Verteaux war demnach, wenn auch vorläufig nur im Geiste, Besitzer des gewünschten Salons und begann sogleich zur Freude seiner Zuhörer die weiteren Bestimmungen für das Weihnachtsfest, zu dem alle, Leichtverwundete und Kranke, und besonders die verheirateten Kameraden, mit den Worten eingeladen werden sollte: „Hüt abend ward Wiehnacht fiert!" Das war jetzt festbeschlossene Sache. Die ganze Sektion hatte in ziemlicher Spannung dem letzten Gespräche gelauscht, das scheinbar gleichgültig doch den Punkt berührte, auf dem sich in diesem Augenblick das ganze Interesse zusammendrängte. Nur

ein bisher kaum beachteter Umstand drohte die beabsichtigte Feier zu vereiteln. Es fehlte der Weihnachtsbaum. Keine Tanne, keine Fichte, nicht der geringste Angehörige der zahlreichen Koniferen-Familie war weit und breit zu sehen. Was halfen da alle die schönen Sachen, die wir zu kaufen gedachten, wozu noch einen Salon mit Piano-Benutzung, wenn uns die schönste Zierde des Festes fehlte? Verteaux' Gesicht zeigte den Ausdruck sorgenvollen Nachdenkens, als er auf den Einwurf eines Soldaten zustimmend erwiderte: „Wenn ick dat wußt har, dat in düsse dummerhaftige Gegend nich mal en Wiehnachtsbom to finnen wär, denn har ick enen von Orleans mitslept". — Nahezu zwei Stunden lugten alle Augen vergeblich nach dem begehrenswerten Nadelholz aus; von manchen Lippen ertönten ob dieser „schauderhaften Wirtschaft" Bemerkungen, die ich im Interesse der guten Beziehungen zu Frankreich lieber verschweigen will.

In der Nähe des demnächst erreichten Dorfes, wo der Regimentsstab lag, wurde der Kompagnie eine kurze Ruhepause, militärisch gesprochen „Rendezvous", gegönnt. Die von Verteaux kommandierte Sektion, die sogenannte „Kolonne Burrr", erhielt ihren Ruheplatz gegenüber dem altertümlichen, von großem Parke umgebenen Schlosse angewiesen. Kaum hatte der sorgenerfüllte Fourier einen Blick auf das eigenartige Bauwerk geworfen, da entquoll ein tiefer Seufzer seiner Brust, und von seinen Lippen erscholl es jauchzend: „Gott si Dank! Hurra!" — In diesen Jubelruf stimmten alle Krieger ein, deren entzückte Augen jetzt auf einer inmitten des schönen Parkes prangenden Edeltanne ruhten, deren erquickendes Grün den Reiz der landschaftlichen Szenerie noch erhöhte.

Aber die Soldaten haben keine Zeit, die gärtnerischen Anlagen dieses lieblichen Idylls zu bewundern; jeden Augenblick kann das Kommando zum Weitermarsch ertönen, dann ist natürlich die schöne Edeltanne „verloren". Dieser Gedanke erfüllt den erregten Verteaux. Ich nächsten Augenblicke schon ist sein Entschluß gefaßt. Wie ein Feldherr, der zur Entscheidung drängt, giebt er seinem nächsten Begleiter den kurzgefaßten Befehl: „Hein, go hen un hau de Dann af". Hein Freise zückt denn auch pflichtschuldigst sein Faschinenmesser, eilt pfeilgeschwind zur schlanken Tanne und hackt darauf los, daß die Stücke davonfliegen. Schon beginnt sich das dünne Bäumchen unter der Wucht des deutschen Schwertes leise zu neigen, da wird plötzlich das Schloßthor geöffnet, und in seinem Rahmen erscheint der Regimentskommandeur v. Brehn in Begleitung des lebhaft gestikulierenden Schloßbesitzers und Quartier-

wirts. „Sie, Musketier da", donnert der Oberstlieutenant dem überraschten Tannenschläger entgegen, „was soll das bedeuten, wie kommen Sie dazu, den Baum zu fällen?" — „Das hat der Unteroffizier befohlen, Herr Oberstlieutenant." — „So, so, Unteroffizier herrufen!" Aber noch bevor der Befehl Verteaux erreicht, hat dieser die unbehagliche Situation schon erkannt und wendet sich klopfenden Herzens zu dem gestrengen Kommandeur. „Sagen Sie mal, Unteroffizier, was hat das für einen Zweck, die Tanne abhauen zu lassen?" — „Herr Oberstlieutenant, ich wollte heute abend zur Erinnerung an unsere Lieben daheim einen Tannenbaum machen." — „Ja, ja, ist ja auch ganz schön, aber mußte es denn gerade dieses Bäumchen sein?" — „Uns blieb keine andere Wahl, Herr Oberstlieutenant; den ganzen Morgen haben wir nach Tannen ausgeschaut, konnten aber keine finden." — „Na, dann nehmen Sie in Gottes Namen diese, aber suchen Sie sich mit dem Besitzer in Güte auseinanderzusetzen. Sie sprechen ja ein wenig französisch?" — „Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant — wenigstens so viel, wie im Kriege notwendig ist." — — „Dann nur vorwärts — hier nicht länger aufgehalten!" — — Nach diesem überaus günstigen Ausgang bestieg der Regimentsführer sein Pferd und trabte, den verdutzt dareinschauenden Schloßbesitzer leicht grüßend, mit dem Stabe davon. Wer war froher als der erlöste Fourier, der nun mit vornehmer Gelassenheit an den Franzosen herantritt und die notgedrungene Unterhaltung in dem üblichen „Feldfranzösisch" beginnt: „Monsieur, combien viulle vous for den Bom prener; he is for la fête ce soir". — „Mille fois pardon, Monsieur", versetzt lächelnd der überraschte Schloßherr, „mais je ne comprends pas". — „Oui, oui, oui, Monsieur", erwidert zustimmend der „sprachgewandte" Unteroffizier, „plus is he ok nich wert". Selbst diese formvollendete Erklärung hat das Verständnis des höflichen Franzosen nicht wesentlich gefördert, aber er fürchtet doch den ernst dareinschauenden Prussien zu kränken, wenn er dessen „Französisch" als unverständlich bezeichnet, er findet es daher geraten, den Anschein zu erwecken, als ob er jedes Wort genau verstanden habe und reicht seinem Tannenkäufer zum Zeichen, daß nunmehr alles zu gegenseitiger Zufriedenheit geregelt sei, die Hand zum Abschied: „Bon voyage, Monsieur, Adieu". Der deutsche Krieger drückt herzlich die ihm dargereichte Rechte mit dem fragwürdigen Gegenwunsch: „Au revoir, Monsieur, greut bien Großmudder". — Dann wendet er sich in der Pose eines sieggekrönten Feldherrn an seine Leute: „Den Bom up'n Wogen — vorwärts — marsch — nu wölt wi wol

Wiehnacht fiern". — Ein frischer, fröhlicher Impuls beseelt jetzt die deutschen Krieger, scherzend und singend wird die letzte Marschstrecke zurückgelegt. Leuchtend geht die Sonne hinter den fernen Höhenzügen zu Rüste, ihre letzten Strahlen umweben mit goldigem Glanze die vor uns auftauchende Kathedrale von Chartres.

Am Eingange der lebhaften, vom Kriege verschont gebliebenen Stadt empfangen die Quartiermacher ihre Kompagnien und führen sie eiligst in die heißersehnte Behausung friedliebender Menschen. Auch Berteaux' eigenartiges Verlangen ist erfüllt; ein schönes, großes Eckhaus mit ausreichenden Stallungen und Wagenräumen vermag die ganze „Kolonne Burrr" aufzunehmen, selbst der begehrenswerte Salon steht zur Verfügung, nur eine unwesentliche Abweichung muß der Quartiermacher Blum berichten; statt eines Pianos — findet sich nur ein Harmonium vor. „Na, denn möt et ok dormit gahn", meint fröhlich der beschäftigte Festordner, „aber nu, Kinners, ant Wark, hier is Geld, köpt, wat Ji kriegen könt". — Sechs gewandte Feldsoldaten schwärmten mir affenartiger Geschwindigkeit in die verschiedenen Verkaufsläden. Alles, was nur annähernd dem bekannten Zwecke dienen kann, wird in kürzester Zeit erstanden und herbeigetragen. Mit fieberhafter Hast öffnet Berteaux die mannigfachen Schachteln und Pakete; er hat bereits die Kerzen am Baum befestigt, aber ihm fehlt noch die Hauptsache: „Wo hast du denn das Konfekt, Wiese?" — „Ja, Herr Unteroffizier", versetzt der brave Schleswiger, der seine militärische Ausbildung noch unter dem Danebrog erhalten hatte, „ick heff immer Konfekt fobbert, und de Kerl sät ümmer Confiture, Confiture; de dummerhaften Franzosen könt ja wol ehre egene Sprok nich mehr — un for dat Pund Botter het mi de Halunke fief Francs afnohmen". — „Mokt nix, Wiese, dat ward jem Bismarck woll wedder afnehmen." — Unter derartigen höchst launigen Unterhaltungen waren denn endlich die Vorbereitungen zum Feste beendet. In der Mitte der mit Verständnis und Geschick gedeckten Tafel stand die kerzengeschmückte, bunt verzierte Edeltanne, und rund herum paradierten die zahlreichen voll gefüllten Schüsseln und Gläser, in kurzen Zwischenräumen umfangreiche Punschbowlen, die einen langentbehrten, behaglichen Duft verbreiteten. Sobald die eingeladenen Verwundeten eingetroffen, unter denen sich auch zur allgemeinen Freude der totgeglaubte Kamerad Thiele befand, dem die Kugel eines elenden Franzosen, der sich bereits als Gefangener ergeben, das rechte Auge ausgeschossen, wurden die zahlreichen Kerzen angezündet und die zwar geringfügigen, aber dennoch herz-

liche Freude verursachenden Geschenke unter die Anwesenden verteilt. Schon war man in eine lebhafte Unterhaltung verstrickt, hier und dort wurden Dankesworte gewechselt, da öffnete der Gefreite Rabe auf einen Wink des Unteroffiziers geräuschlos das Harmonium, und die herzerhebende, stimmungsvolle Melodie des herrlichen Chorals „Nun danket alle Gott“ brauste volltönend durch den weiten Saal. Stumm, bis ins innerste Mark erschüttert, erhoben sich die ergriffenen Krieger gleichzeitig von ihren Sitzen und lauschten thränenfeuchten Auges den wehmutsvollen Orgelklängen. Ein seltsames Sehnen zieht hoffnungsfreudig in die Brust der schwergeprüften Männer — der gütige Gott, der unser aller Schicksal lenkt, wird sie auch ferner schützen. Beim Anblick des hellstrahlenden Weihnachtsbaumes nahen alle die Duftgestalten der fröhlichen Vergangenheit, und die Träume der seligen Kindheit ziehen wieder an unserem geistigen Horizonte auf, Bilder süßer Stunden schweben an unserem Geiste vorüber und zeigen uns, was dahingegangen ist auf Nimmerwiederkehr, was das Kinderherz verloren hat. Wie rasch muß dieses Traumbild der rauhen Gegenwart weichen! — Da draußen in kühler Erde haben wir die vielen treuen Kameraden gebettet, sie kehren nicht wieder zurück ins liebe Vaterland, für dessen Sicherheit sie begeisterungsvoll hinausgezogen und opferfreudig starben. Noch tönt ihr letzter Ruf nach Vater und Mutter, nach all den Lieben daheim an unser Ohr, noch sehen wir ihre Augen im Todeskampfe leuchten — als deutscher Siegesruf über die blutgedrängte Wahlstatt rauschte. — —

Der Schlußaccord des weihevollen Chorals ist verhallt, die letzten wehmutsschweren Töne vibrieren noch in den Herzen der ergriffenen Soldaten, da wird die Thüre geöffnet, und der eingeladene Besitzer des Hauses, Graf Conli, in Begleitung seiner beiden bildschönen Töchter, betritt den Salon. Aber sobald der überraschte Blick der Gäste die eindrucksvolle Szene erfaßt hat, verstummt das Wort auf ihren Lippen. Entblößten Hauptes verbeugt sich der Graf vor den deutschen Kriegern, aus den seelenvollen Augen der liebreizenden, jugendlichen Töchter spricht ein inniges Verständnis, sie knieen zum kurzen Gebete nieder. Es ist ein Anblick, der sich in seiner Erhabenheit auf immer in die Seele der Augenzeugen prägt. Was ist es, das die Herzen dieser Menschen so tief bewegt, sie — die bis zu diesem Augenblicke nur den Haß gegen die Feinde ihres Vaterlandes nährten, denen sogar die hehre Bedeutung dieser Feier vollkommen fremd ist? Wer kann es wissen? Wie wenig ähneln auch diese wehmutsvoll ergriffenen Krieger, von deren Wangen

helle Thränen in den Bart rollen, die inmitten des mörderischen Krieges mit packender Gewalt an das Elternhaus sich erinnern, die Gott für ihr Leben danken — den haßerfüllten Schreckensbildern, die man in wahnsinniger Verblendung von den „blutdürstigen Barbaren“ entworfen. Minuten waren über dieser Betrachtung vergangen. Noch einmal glitt der Blick des Grafen über die seltsame Versammlung, dann dankte er in verbindlicher Weise für die ihm erwiesene Ehre und verließ mit seinen reizenden Töchtern höflichst grüßend den Saal. Wenige Minuten später überbrachte der Diener des Hauses eine Anzahl verheißungsvoller Weinflaschen. Aber so vortrefflich ihr Inhalt sich auch erwies, er wollte entgegen der bisherigen Gewohnheit nicht munden. Gedankenverloren starrten alle Kameraden auf die brennenden Kerzen des Weihnachtsbaumes, bis endlich Berteaux seine Gemütsbewegung niederhielt und in alter Weise begann:

„Nu aber „An die Gewehre!“ Kinners, dat Ogenwischen mut mol 'n Enn hebben — schenk in, Wiese, dat erste Glas geheurt unse Familien im leeven Hamborg. Wat uns ok noch bevorsteiht, wat dat Schicksal ok von uns verlangt, bet tum letzten Ogenblick wölt wi als dütsche Soldaten ehrlich erdrängen. Un wenn et Gottes Wille sin sull, dann wölt wi ok in Ehren starben. For Froo un Kinner, for Vadder un Mudder wart dat dütsche Volk woll sorgen. Kopp hoch, Kinners! Dat dütsche Vaderland sall leben. Hurra!“

Begeisterungsvoll erschallt der Schlachtenruf, der uns so oft zum Siege geführt, von allen Lippen. Die schlichten, aber erhebenden Worte des Redners, die angesichts der ungewissen Zukunft bis ins tiefste Herz hineingreifen, verscheuchten alle Sorgen. In der Liebe zum Vaterlande hat jeder seine Fassung wiedergefunden, sie fühlen sich losgelöst von allem irdischen Ungemach — die Schrecknisse des Krieges sind vergessen, denn mit Engelszungen tönt es in ihren Ohren: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ — — Jetzt erst hatte das unvergeßliche Weihnachtsfest in Feindesland seinen vollen und wahren Ausdruck gefunden.

Christabend 1870 auf Wache.

Von Pelikan, Soldat im k. b. 13. Infanterie-Regiment.

Unser Bataillon — das dritte des Regiments — kantonnierte zur Weihnachtszeit in Marolles bei Arpajon, und zur Mittagszeit am heiligen Abend traf es mich auf Bahnhofwache. Die Mehrzahl von uns waren Landsleute aus dem Fränkischen, und nachdem unser Unteroffizier mit seiner Instruktion zu Ende war, hörte man schon bald von nichts als dem heutigen Abend reden: wie es da doch zu Hause in der Familie schöner wäre, ja sogar in der Kaserne der Garnison, wenn es daheim nicht sein kann. Da ging plötzlich die Thür zum Wachlokal auf und ein mächtiger Tannenbaum schob sich herein, hinter welchem ein Mann unserer Wache lächelnd auftauchte, in der einen den starken Stamm, in der andern ein Beil tragend. Während unserer trübseligen Unterhaltung hatte sich derselbe fortgeschlichen und diesen Forstfrevel verübt.

So — da habt ihr einen Baum! und wenn auch keine Lichteln dafür da sind, zünd' ich später den Baum selber an; der riecht auch gut nach Harz — und damit lehnte er seinen Baum in die Ecke und machte sich daran, aus Holzscheiten einen Fuß für denselben zurecht zu zimmern. Wir andern stellten uns um den Baum, als ob keiner noch so etwas gesehen hätte, und einer meinte, irgend ein Zierat gehöre halt doch darauf, „und Lichter hat der Kurat, und P. kennt sich am besten mit der Sprache aus — der geht hin!"

Ich war dazu bereit, zum „Curé" zu gehen, und bat den Unteroffizier, abtreten zu dürfen. — Im Pfarrhof führte mich die alte Haushälterin gleich ins Studierzimmer, wo mir der Curé freundlich entgegenging und mich wahrscheinlich um mein Anliegen fragte, ich verstand nur „que voulez-vous?"

Ich sah verlegen um mich — endlich antwortete ich: „Jesus Christus . . . ." ich wußte ja nicht, was „Weihnachten" auf französisch heißt, und der alte Herr hat mich doch verstanden, denn er klopfte mir auf die Schulter und sagte mehrmals lebhaft: oh, soldats bavarois très-bons catholiques!

Das verstand ich schon, und ich hätte ihm ganz gut erwidern können: protestant — was wir Franken auf unserer Wache wirklich

waren — aber ich ließ den Curé auf seinem Glauben und glaubte, selbst dabei zu meinem Zweck besser zu fahren. Nachdem wir uns nochmals gegenseitig heilig versichert hatten, daß heut nacht Jesus Christus wirklich geboren sei, ohne darüber wegzukommen, trat ich endlich an den Arbeitstisch des Curé, den ich fragend anblickte, ob ich seinen Bleistift und ein Blatt Papier nehmen könne. Als er mir zunickte, zeichnete ich ihm dann einen Tannenbaum, kleine Kreise sollten Äpfel bedeuten und aufrechte Striche die Lichter.

„Ah!" rief der Curé, „fête de Noël? bons catholiques..."

Ich machte ihm begreiflich, daß der Baum schon beschafft sei; aber die Zuthaten fehlen noch. Nun brachte er einen großen Wachsstock nebst Schere, die er auf- und zuklappte und etwas von „lumières" dazu sagte....

„Oui, Hochwürden, lumières!" rief ich zum Zeichen, daß ich verstanden habe, ihm entgegen, „lumières et pommes-de-terre!...."

„Pommes-de-terre!?" fragte der Geistliche kopfschüttelnd zurück — „mais — pas bon...."

Oui, pommes-de-terre! betonte ich ihm noch einmal, der sich eilig entfernt hatte; als er wieder hereinkam, hielt er in der Hand eine — Kartoffel! Lächelnd hielt er sie mir entgegen; ich glaubte nun, er wisse nicht, was an den Baum gehört, daher nahm ich ihm die Kartoffel aus der Hand, that, als ob ich mit Appetit hineinbeiße und sagte: „Pfui Teufel! pas bon, monsieur le curé!"

Während der alte Herr herzlich lachte, zog er langsam aus der Tasche seines Talars einen wunderschönen Apfel. Hastig langte ich danach: „très-bon!" und strich dabei mit Wohlbehagen den Magen.

Der Curé belehrte mich nun in meinem Irrtum und hielt mir die Kartoffel hin: „ça c'est pomme-de-terre" — dann deutete er nach dem Apfel: „ça c'est pomme!"

Das Mißverständnis war jetzt gelöst; ich bekam einen ganzen Korb Äpfel, den Wachsstock hatte ich schon eingesteckt, und ehe ich ging, wollte ich den Curé zu unserer Feier einladen. Ich zeigte ihm auf meiner Taschenuhr die „6" und sagte höflich: „monsieur — venir?" — Das freundliche Zunicken sollte mir wohl sagen, daß er kommen werde.

Auf der Wache ging es jetzt mit Eifer an das Herrichten unseres Christbaumes; um sechs Uhr zündeten wir an und währenddessen trat der alte Curé ins Wachtzimmer. Wir beeilten uns, fertig zu werden, während der Unteroffizier dem Geistlichen einen Stuhl anbot. Als der

Baum strahlte, stimmte einer das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" an, und als wir andere in die feierliche Melodie einfielen, erhob sich der Curé und hörte stehend den deutschen, frommen Gesang an. Als wir geendet, winkte er uns zu, etwas einzuhalten; dann ging er rasch ins Freie und kehrte nach kaum einer Minute mit Einwohnern, welche sich unterdes am Fenster gesammelt hatten, zurück, denen er freudig erregt den Baum zeigte. Wir sangen nun noch einige Strophen des „Vom Himmel hoch, da komme ich her"; als wir geendet, meinte unser Unteroffizier, der Katholik war, wir wollten nun auch etwas singen, was man überall, wo Katholiken sind, verstehe; wir möchten ihn nur mit der Melodie begleiten, die uns ja bekannt sein werde, dann stimmte er das lateinische „O sanctissima" mit schöner Stimme an, und wir begleiteten ihn, aber ohne Text.

Die Franzosen standen andächtig, und der Curé unterbrach unsere Pausen zwischen den Strophen mit dem Zuruf: „bons catholiques! braves soldats!" und wandte sich dann wieder in lebhaften Worten seinen Gemeindeangehörigen zu. Als wir geendet hatten und die Lichter heruntergebrannt waren, entfernten sich alle unter Dankesworten; der arglose Curé erteilte uns den Segen — nun, geschadet hat er uns sicherlich nicht; aber — ob er ihn gegeben hätte, hätte er gewußt, daß wir „Protestanten" seien?

Nach kurzer Zeit kamen, vom Curé geschickt, einige Flaschen Wein und Kuchen auf die Wache; aber auch andere aus dem Dorf, welche unserer Christfeier beigewohnt hatten, schickten Wein und frisches Weißbrot. — — —

Ich bin längst nicht mehr Soldat; jener Christabend war aber in den darüber hingegangenen 25 Jahren noch lange nicht der traurigste.

Weihnachten 1870.

Von einem bayerischen 6er Jäger.

Der milde Herbst war vergangen und es war Winter geworden, strenger Winter, wie ihn die Pariser noch selten erlebt, und auch den deutschen Soldaten, die an den rauhen Gesellen mehr gewöhnt waren, war der unwirtliche Bursche kein angenehmer Genosse.

Mehr denn je dachten sie des gemütlichen Dämmerstündchens daheim im behaglich durchwärmten Wohnzimmer, wenn sie draußen stunden als äußerste Vorposten, in den vom Schneewasser aufgeweichten Laufgräben, wo sie sich kaum soviel bewegen durften, um die erstarrenden Glieder vor dem Erfrieren zu bewahren. Mehr denn je sehnten wir uns nach Hause, denn auch das Weihnachtsfest rückte immer näher herbei und schon seit sechs Monaten waren wir fort von daheim, hinausgezogen in den Krieg, mit der sehr unsicheren Hoffnung, ob wir je wieder die trauten heimatlichen Gefilde und unsere teueren Angehörigen sehen würden.

Es war uns gesagt worden, daß mit der Kapitulation von Paris der Feldzug beendet sei. Die Belagerung dauerte nun seit dem 20. September und überall waren schon die Batterien errichtet und die Geschütze eingefahren, die den Parisern deutlich zu erkennen geben sollten, was die Deutschen wollten.

Täglich begegneten uns, wenn wir auf Vorposten zogen, lange Züge von Munitionskolonnen, die von Lagny nach Fontenay aux Roses den Bedarf der 96-Pfünder schafften und immer noch war keine Rede davon, daß die Beschießung beginnen sollte. Wir warteten sehnsüchtig darauf, und obwohl wir keine Kannibalen waren, wünschten wir von Herzen, diese Feuerschlünde möchten endlich das letzte entscheidende Wort reden. Wir sehnten uns fort, wir hatten Heimweh.

Einer meiner Kameraden war es besonders, der in den letzten Tagen still und einsilbig seiner Wege ging; er war schon von Natur aus kein gesprächiger Bursche, aber kameradschaftlich bis zum Exzeß; von dem, was aus der Heimat kam, genoß er immer das Wenigste, er konnte nicht sehen, wenn andere nichts hatten, und er noch einen Rest besaß; ohne ein Wort zu sprechen, griff er in den Brotsack und gab die letzte Zigarre, den letzten Schluck Wein hin, ungebeten.

Alex, ich nenne nur seinen Vornamen, hatte seine Studien unterbrochen und war, dem Zuge idealer Begeisterung folgend, die jenesmal nach den ersten Erfolgen des deutschen Heeres alle Herzen durchflog, als Freiwilliger in unser Jägerbataillon eingetreten und hatte bis jetzt als einfacher Soldat alle Leiden und Entbehrungen der Campagne freudig ertragen. Er hatte sich bald an mich angeschlossen, und obwohl er für gewöhnlich nicht sehr mitteilsam war und lieber seine eigenen Wege ging, so wußte ich doch bald, daß Alex daheim ein Wesen gelassen, welches er über alles liebte, an dem sein ganzes Herz hing.

Ich achtete ihn deshalb um so höher, weil er trotz dieser leidenschaftlichen Liebe hinausgezogen war in den verderbenschwangeren Krieg, wo er nicht wußte, ob nicht im nächsten Augenblick schon eine Kugel seiner erträumten Liebesseligkeit ein jähes Ende bereiten würde. Gar mancher wäre unter solchen Umständen, wo er nicht gezwungen war, ein teures Kleinod zu verlassen, daheim bei Muttern geblieben, und hätte sich des Glückes gefreut, das ihm in der Nähe der Geliebten erblüht wäre.

Zu Hause, so hatte er mir anvertraut, wußte noch niemand um seine Liebe. Er war einig mit der Geliebten, und nach vollendeten Studien, er wollte Forstmann werden, sollten erst die andern von seinem Glücke wissen, daß das schönste Mädchen der kleinen Universitätsstadt *** sein eigen sei. Die Zukunft lachte ihm im hellsten Frühlingssonnenlicht, er war vermögend, der einzige, abgöttisch geliebte Sohn seiner Eltern. Das letztere konnte ich aus jedem Briefe lesen, der von zu Hause kam, und deshalb fiel es mir doppelt auf, daß er in der letzten Zeit noch schweigsamer war als sonst.

Gewöhnlich, wenn Alex Briefe aus Deutschland, aus der Heimat erhielt, kam er freudestrahlend zu mir, um das frohe Ereignis zu verkünden; und es verging fast kein Tag, der ihm nicht Botschaft von den Eltern oder der Geliebten brachte. Seit zehn Tagen aber hatten wir schon nicht mehr von daheim gesprochen; in ihn dringen mochte ich nicht, obwohl er mir herzlich leid that, denn ich merkte ihm wohl an, daß ein ernstes Leid sein Gemüt belaste.

So kam der 24. Dezember, der heilige Abend, immer näher, wir hatten nunmehr die Hoffnung aufgegeben, diese schöne Zeit wieder daheim verbringen zu können, und rüsteten uns, den Tag draußen, weit von der Heimat, mitten im Kriegsgetümmel festlich zu begehen. Unser Hauptmann hatte die Sache angeregt, und nun erhielt fast täglich irgend einer von der Kompagnie Christbaumzucker, goldene Nüsse, Kerzchen u. s. w. von seinen Angehörigen gesandt, kurz, es kam eben so nach und nach alles aus Deutschland, was zum Putz eines Christbaumes gehört, und alles wurde in die Hände unseres Schatzmeisters gelegt, der es fein säuberlich bis zum Festtage aufheben mußte.

Wir freuten uns wie die kleinen Kinder auf unseren Christbaum, und die halbe Kompagnie hatte Jagd gemacht auf ein recht schön gewachsenes Fichtenbäumchen; im Park des Herzogs von Treviso bei Bourg la Reine, unserem Vorpostenort, fand sich das Gewünschte in einem

prachtvollen Exemplar. — Unsere Freude wurde uns aber versalzen, wenige Tage vor Weihnachten wurde in der Ablösung der Vorposten der Turnus geändert, infolgedessen wir am heiligen Abend die äußerste Vorpostenlinie zu beziehen hatten. „Es schadet nichts", tröstete uns der Hauptmann, „dann wird eben der Christbaum draußen auf Vorposten geputzt und angezündet." Wir waren, weil's nicht zu ändern war, schließlich auch damit zufrieden, doch wäre es uns in unserem Standquartier zu Pont Antony lieber gewesen.

Der 24. Dezember war da. Am Morgen hatte die Feldpost für unser Jägerbataillon eine ganze Wagenladung von Paketen und Kistchen gebracht. Die Teueren daheim hatten den Tag der Ankunft ihrer Weihnachtsgaben richtig berechnet und rechtzeitig war alles eingetroffen. Niemand in unserer Kompagnie blieb unbeschenkt, und war ja irgend ein armer Teufel, der keine Lieben zu Hause hatte, leer bei der Postverteilung ausgegangen, er erhielt seinen Teil von den Kameraden, und wo es nicht reichte, wurde mit „Liebesgaben" doppelt nachgeholfen.

Auch für Freund Alex war ein ziemlich umfangreiches Paket angekommen, ich hatte mich aber im ersten Moment nicht um ihn gekümmert, denn auch mir hatten liebe Hände einen Weihnachtsgruß gesandt. Jetzt, nachdem der erste Freudenrausch etwas verraucht war, sah ich mich nach ihm um, und fand ihn endlich nach langem Suchen in einem abgelegenen Winkel sitzen, starr, totenbleich, mit einem zerknitterten Papier in der Hand; der Inhalt des Pakets lag zerstreut am Boden. Ganz bestürzt erkundigte ich mich teilnahmsvoll nach dem, was geschehen, ich erhielt lange keine Antwort, stumm, wie geistesabwesend starrte er ins Leere.

Endlich aber, wie ich ihn bei der Hand faßte, fiel er mir um den Hals und weinte und schluchzte so krampfhaft, daß mir wirklich angst wurde. Ich zog ihn fort in mein Zimmer, und nun bat ich ihn dringend, mir zu sagen, was ihm fehle. Alex hielt mir wortlos den zusammengeknitterten Brief hin. Er war von seiner Mutter; am Schlusse desselben teilte die Ahnungslose ihrem Sohne als Neuigkeit von daheim mit, „daß sich die schöne Lilli R. mit dem zwar sehr reichen, aber auch sehr häßlichen und schon alten Baron S. verlobt habe und noch vor Jahresschluß solle die Hochzeit des seltsamen Paares sein. „Es wird dich interessieren, dieses zu hören, denn Lilli R. war ja bei der Tanzstunde deine liebste Tänzerin und auch später hast du noch für sie geschwärmt." So schloß die würdige Matrone ihren Brief, der von Zärt-

lichkeiten und Besorgnissen um ihren Einzigen überfloß, sie ahnte nicht, welche tiefe Wunde sie dem Sohne mit dieser Nachricht schlug. — „Jetzt ist es mir erklärlich", sagte Alex endlich nach langer, langer Pause, „warum ich seit 14 Tagen kein Lebenszeichen von Lilli erhalten, und ich sage Ihnen, Friedrich, ich hätte auf ihre Treue Häuser gebaut."

Lange noch saß der unglückliche Freund still bei mir, ich ließ ihn ruhig gewähren; Trost spenden in solchen Fällen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Aber ihm und mir war die Weihnachtsfreude verleidet. Alex ging dann, nachdem er etwas ruhiger geworden, fort, und ich sah, wie er seine ganzen Weihnachtsgaben an einen armen Soldaten verschenkte, der ihm manchmal die Kleider reinigte, und dessen Angehörige wohl zu mittellos waren, ihm auch etwas zu senden, denn ich erinnerte mich nicht, daß er je etwas anderes als einen Brief mit kaum leserlicher Adresse erhalten hätte. Das Gesicht des beschenkten Burschen strahlte vor Freude, und heimlich wischte er sich eine Thräne aus dem Auge; seine herzlichen Dankesbezeugungen aber vermochten nicht, daß die Starrheit in den Zügen meines Freundes auch nur um einen Schimmer milder wurde.

Dunkel war es geworden, die Zeit, wo wir die Kameraden vom 9. Regiment ablösen sollten, war da und lautlos, wie wir es gewohnt, setzte sich das Bataillon in Bewegung durch Croix de Bernis und endlich durch die Gärten von Bourg la Reine, wo in die im Wege stehenden Mauern Lücken gebrochen waren, sodaß man schnurgerade auf dem weichen Gartenboden ohne jedes Geräusch die berüchtigte Vorpostenkette dicht an der großen Hauptstraße, die von Paris nach Orleans führt, erreichte.

Ebenso still löste der erste Zug die einzelnen Vedetten ab, die in Schützengräben, hier ungefähr nur 500—1000 Schritte dem Feinde nahe gegenüberstanden.

Bei dem ersten Zug unserer Kompagnie befand sich auch Alex, es traf ihn also in erster Reihe hinaus auf äußerste Vorposten; diese zogen sich rechts der Straße den Abhang hinunter bis zu dem Bièvrebach, und links der Straße hinüber bis zur 8. bayer. Brigade nach Bagneux. Der zweite Zug hatte Feldwache Nr. 1 etwas weiter draußen in den Kellern eines ganz zerschossenen Hauses, und der Rest der Kompagnie hatte das sehr zweifelhafte Vergnügen, als Reserve in einem sogenannten bombenfesten Raum untergebracht zu werden. Wie der letztere ausgesehen, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich einen

ca. fünf Fuß tiefen Graben denkt, so lang ungefähr, daß rechts und links 70 Personen mit Mühe sitzen können; dieser Graben wurde mit Balken und Brettern, wo die ersteren nicht reichten, gedeckt, und darauf war wieder die ausgegrabene Erde geworfen, damit war der bombenfeste Raum fertig. Mit dem Innern konnte die Schneehöhle eines Eskimos mit Erfolg konkurrieren; die Sitze waren einfach in das Erdreich gegraben, und weiter gab es nichts; nur den Offizieren hatte man den Luxus eines Tisches erlaubt, der aber auch nichts weiter war als vier in die Erde geschlagene Pfosten, auf die man ein schmales, ungehobeltes Brett genagelt hatte. So sah der Raum aus, in welchem wir unseren Weihnachtsabend zubringen mußten. Aber wir waren da schon heimisch und immer noch besser daran als unsere Kameraden, die jetzt ihre vier Stunden Posten draußen in der naßkalten Winternacht stehen mußten.

Der Christbaum und alle Zubehör war mitgeschleppt worden und bei dem matten Schein einiger aus Hammelsfett selbstgemachter Talglichter ging's nun daran, das harzduftende, frischgrüne Fichtenbäumchen mit all' dem Flitter zu behängen, der an diesem Abend so viele Tausend alte und junge Herzen erfreut. Bald war diese Arbeit geschehen und auch das letzte Lichtchen angebracht und dann wurde angezündet.

Und wie mit einem Zauberstabe war auf einmal unsere düstere Höhle blendend erleuchtet. Zuvor war viel bei der Arbeit gescherzt und gelacht worden, jetzt hatte aber jeder seinen Helm abgenommen und sah still und andächtig auf den Christbaum. Als nun unser Hauptmann sich erhob und einige tief empfundene Worte an die Soldaten richtete, worin er der lieben Heimat und unserer Angehörigen, aber auch der gefallenen Kameraden gedachte, da sah ich gar manchen bärtigen Gesellen, der sich abwandte, um zu verbergen, daß ihm die heißen Thränen über die Wangen liefen. Es war eine so ernste feierliche Stimmung, wie sie nicht erhebender zu der Stunde — es war nahe Mitternacht — in einem Dome der deutschen Heimat gefunden werden konnte.

Niemand wagte ein Wort zu sprechen, die wenigsten waren auch dazu gestimmt. Alle dachten jetzt grüßend der Heimat und ihrer Lieben. Es herrschte feierliche Stille, die Lichtchen am Baume brannten schon tief und in wenigen Minuten war es Mitternacht.

Da wurde auf einmal die Ruhe durch den Knall eines Gewehrschusses unterbrochen, dem sofort ein anhaltendes Kleingewehrfeuer folgte. Wir fuhren in die Höhe, griffen nach Helm, Tornister und Gewehr; verschwunden war die Illusion vom heimatlichen Weihnachtsabend, wir

waren wieder im Krieg, Soldaten, kaum auf Flintenschußweite dem Feinde nahe und keinen Moment vor einem Überfall sicher.

Wir waren aus unserem Schlupfwinkel herausgekrochen und sahen durch die Schießscharten in der Gartenmauer neugierig hinaus. Es schien, als wenn die französische Vorpostenkette durch irgend etwas alarmiert worden wäre, vielleicht war ihr eine Patrouille zu nahe gekommen; hin und wieder blitzt es noch drüben auf, aber nur mehr vereinzelt. Bei uns war es totenstille; unsere Vorposten hatten die strengste Weisung, nur im Angriffsfalle Feuer zu geben, während die Franzosen mit ihrer Munition wahrhaft verschwenderisch umgingen und am Tage nach jedem einzelnen „Prussien" eine Granate warfen.

Es kam dann an mich die Tour, eine Schleichpatrouille zu führen und zugleich wurde mir aufgetragen, draußen in der Vorpostenkette nach der Ursache des Alarms zu forschen.

Zur Erde gebückt, manchmal auf allen Vieren kriechend, schlich ich mit meinen zwei Mann dann draußen von einer Vedette zur andern, fast eine Stunde lang so fort. Über den Alarm hatte ich noch nichts weiter erfahren können, als daß drunten im Thale zuerst ein Schuß gefallen sei, ob auf unserer Seite oder von drüben von Cachan, wußte man nicht. Nur noch einen Posten hatten wir zu visitieren, dann konnten wir wieder zurückkehren. Dieser letzte Posten war der exponierteste von allen anderen. Er war bekannt unter dem Namen „Holzstoßpikett" und lag am Ende unseres rechten Flügels drunten an der Bièvre vis-à-vis von Cachan; die französische Schanze Villejuif, das Fort Bicétre und das Fort Montrouge waren eine sehr unliebsame Nachbarschaft, die den Aufenthalt dort unten äußerst ungemütlich machen konnte. Schweigend bewegten wir uns den Hügel hinab. Es war eine klare, sternenhelle Nacht, der Mond war aber schon versunken; von Norden her tönte es wie Meeresbrandung, dort lag Paris und darüber ein Feuerschein wie bei einem großen Brande. Weiter rechts, dunkel und drohend, sah man die starren Umrisse der schon oben genannten Schanze und unter derselben, etwas näher bei uns, spannte sich der Aquädukt von Arcueil mit seinen doppelten Bogenreihen hoch über das Thal.

Wir waren an Ort und Stelle angekommen, sahen uns aber vergeblich nach der Vedette um, nirgends war ein Posten zu sehen; wir gingen suchend um den Holzstoß herum. Auf einmal stieß einer meiner Begleiter einen erschreckten halblauten Ausruf aus, wir eilten zur Stelle und sahen eine dunkle Gestalt am Boden liegen. Es war der Wacht=

posten, der mit dem Gesicht der Erde zugekehrt lag, als wenn er schliefe. Ich rüttelte ihn, aber vergeblich. Nichts Gutes ahnend, drehte ich den Schläfer um, fuhr aber mit einem nicht zu verhaltenden Schrei des Entsetzens zurück. Meines Freundes Alex totenbleiches Gesicht starrte mich mit halbgeöffneten Augen an.

Es vergingen einige Sekunden, ehe ich mich gefaßt, dann riß ich ihm Mantel und Rock auf, aber kein Herzschlag war mehr zu spüren. Wie ich die Hand zurückzog, war sie blutbedeckt. Doch ich konnte mich täuschen; vielleicht konnte der Doktor noch helfen; wir luden nun den Leblosen auf, er war schon ganz steif, und stiegen unter riesiger Anstrengung bergauf, nachdem wir noch vorher dem Pikettkommandanten Meldung gemacht hatten. „Es ist vorbei", sagte unser Doktor, nachdem er Alex untersucht hatte, „die Kugel ist durch's Herz gegangen, er muß sofort tot gewesen sein". Offiziere und Mannschaft umstanden teilnahmsvoll den, der in dieser Nacht, wo überall Licht, Glanz und Freude geherrscht, von einer verirrten Kugel erreicht wurde. Ich aber konnte mich nicht zurückhalten, ich ging abseits, um meine Thränen nicht sehen zu lassen, obwohl ich keine Ursache hatte, mich derselben zu schämen.

Andern Tags, nachdem wir den toten Kameraden auf dem Kirchhof von Bourg la Reine ohne Sang und Klang begraben hatten, wurde mir von unserem Hauptmann ein Brief überreicht, derselbe hatte sich in des Gefallenen Tornister vorgefunden und war überschrieben: „Im Falle mir etwas Menschliches während des Feldzuges passiert, an meinen Freund F." Ich schlich mich mit dem Vermächtnis meines Freundes in einen stillen Winkel und las. Was konnte ich dafür, daß es mir beim Lesen des Briefes unaufhaltsam heiß über die Wangen lief, es war zu traurig.

Also nicht eine feindliche Kugel hatte ihn weggerafft, selbst hatte er Hand an sein Leben gelegt. Das war jener einzelne Schuß, den wir gehört und der die französische Vorpostenlinie alarmierte. „Ich kann nicht länger leben", schrieb er; „was soll ich noch auf der Welt, nachdem sie, die mir teurer war als mein Leben, mich verraten." Es war also die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu . . . . „Grüße mir meine lieben Eltern und tröste sie, so gut du es vermagst, ich konnte ihnen leider diesen Schmerz nicht ersparen; es ist besser so, sie wähnen mich fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre gefallen, lasse ihnen diesen Glauben, er sei ihr Trost. — Besser tot, wie jahrelang ein elendes, gebrochenes Leben fristen und mit herumschleppen."

„An sie die Treulose nichts, sie mag ihren Verrat mit ihrem Gewissen ins reine bringen, wenn sie es vermag. Absichtlich mache ich meinem elenden Dasein draußen vor dem Feinde ein Ende, damit niemand ahnt, daß ich selbst meinem Leben ein Ziel gesetzt. Und du, einziger Freund, wirst das Geheimnis meines Todes bewahren, damit wenigstens der Welt gegenüber nicht auf meinen Namen die Schmach des Selbstmörders ruht; vor dem ewigen Richter werde ich diese That zu verantworten suchen."

Ich habe das Geheimnis des Armen treu bewahrt bis heute, wo auch seine Eltern längst die kühle Erde deckt. Aber immer beim Herannahen der fröhlichen Weihnachtszeit steigen die alten Erinnerungen mächtig in mir auf, sodaß ich mir nicht versagen konnte, diese Episode aus einer ernsten, schweren Zeit zu Papier zu bringen.

Weihnachten — daheim!

Von H. B., Lieutenant a. D.

— — — — — — — — — — — — — —

Endlich nahte die Zeit heran, wo wir evakuiert wurden. Jubelnd begrüßten wir den Ausspruch des Arztes, der uns für transportfähig erklärte. „Nun kommen wir heim, nach Deutschland, in die Heimat." Freudig erregt rief ich es meinem Diener Hans zu; der „grinste" nur, war aber gewiß doch innerlich herzlich froh, mich in die Heimat begleiten zu dürfen.

Von Versailles nach Lagny, von dort mit Eisenbahn über Meaux, Chalons, Epernais nach La Ferté-sous-Jouarre, wo gerade ein württembergischer Spitalzug hielt, um aus der Umgegend von Paris sich wieder seine traurige Fracht zu holen: verwundete und kranke Soldaten!

Ich fuhr mit einem Kölner Spitalzug, die gerade nicht besonders komfortable eingerichtet waren, während die Württemberger wahre Musterwagen ausgerüstet hatten.

Ich lag auf dem Boden eines Waggons, aus dem man die Sitze entfernt hatte, auf einer Strohmatratze. Ein freundliches, herziges Schwabenmädle sah mich durch die geöffnete Thüre liegen und mitleidig trat sie näher. „Aber Herrle, da müsset Ihr net guet liege, des ischt

ja gar koi Lager net, da mueß ich euch glei eppes zum Liege hole!" sprach's, verschwand und kehrte bald wieder mit einer dicken Decke und einem Kopfkissen und bettete mich nun so weich und warm, daß ich wie ein Prinz da lag! Ja, es ist manchmal sehr schön, verwundet zu sein!

Als auf ihre Frage, ob ich auch etwas zum Essen möchte, meine Antwort eine bejahende war, holte sie eine Flasche Wein und kalten Braten, den sie mir klein schnitt und stückweise in den Mund steckte, denn — ich war ja verwundet und konnte mich gar nicht rühren; ja, ja, eine solche Verwundung ist manchmal gar kein so großes Pech!

Und weiter ging's hinaus in die Nacht! Adieu, du liebes, mitleidiges Schwabenkind! Ich kenne dich nicht, ich weiß nicht, wie ich dir nochmals danken kann; so möge es durch diese Blätter geschehen, die vielleicht den Weg auch zu dir finden! „Dank, innigen Dank! Gott segne dich dafür, du kleine, barmherzige Samariterin!" so rief ich damals vor 25 Jahren.

Weiter brauste der Zug, an Bar-le-duc, an Nancy vorbei, vorbei an vielen Orten, die wir auf dem Einmarsche nach Frankreich passiert hatten; 4 Monate! Welch kurze Zeit und welcher Erfolg! — Endlich, Straßburg, die wiedergewonnene, nunmehr auf immer mit Deutschland vereinte Stadt. — Über den Rhein! Vor vier Monaten überschritten wir auch den Rhein, ernst, entschlossen, wie es deutschen Soldaten ziemt; entschlossen, den Rhein zu halten mit unserm letzten Tropfen Bluts! Vier Monate! Und heute stehen unsere Truppen an der Loire, keines Franzosen Fuß betrat deutschen Boden, doch halt! wir hatten ja 300 000 Gefangene in Deutschland! Über den Rhein! Sei gegrüßt, mein deutsches Vaterland; ich kehre zu dir zurück, zwar verwundet, aber verwundet für dich! Nimm deinen heimkehrenden Sohn freundlich auf.

Und wie wurde der heimkehrende Krieger aufgenommen? Es war ein Triumphzug, den er hielt. Kein Bayer kehrte zurück, nein! ein Sohn, ein Bruder, ein Freund; fremde, nie gesehene Menschen drückten ihm die Hand; liebe, herzige deutsche Frauen erquickten ihn; manch' schönes, treues Auge blickte so lieb, so teilnehmend und freundlich auf den heimkehrenden Soldaten, daß er alle Schmerzen und Mühen gerne noch einmal getragen hätte, um dieses einen Blickes willen.

Stuttgart, Ulm, das gastliche Augsburg, München, alles eilt im Fluge vorüber.

Weiter, weiter in die Heimat! Der Zug jagt dahin, aber er

schleicht langsam vorwärts im Vergleiche zu unserer Sehnsucht, die uns in die Heimat zieht.

Endlich die letzte Station! Nur noch eine Stunde Fahrt mit dem Wagen, und ich bin — bei der Mutter!

Der alte Joseph, der mich schon als Kind auf den Knieen gewiegt, schluchzt ganz herzbrechend, als er mich sieht; er kann kein Wort sprechen; schluchzend und über die Franzosen, „diese Spitzbuben", schimpfend, packt er mich in den Wagen, in die mitgebrachten Betten und nun vorwärts! Ach, wie langsam die alten Gäule dahintraben. Vorwärts! vorwärts!

Da endlich taucht im Abendgrauen der kleine, wohlbekannte Kirchturm auf; ich sehe Lichter; näher, immer näher kommt das Dorf, dort ist die Heimat, dort ist die Mutter! Vorwärts, vorwärts! Die ersten Häuser! noch wenige Schritte und ich — bin daheim!

Da plötzlich hält der Wagen, die Thüre wird aufgerissen; ich fühle mich umschlungen. Heiligreine Lippen bedecken mir Mund, Stirne und Augen mit tausend Küssen; ich werde emporgehoben und ruhe an dem treuesten Herzen auf dieser Welt, an meiner Mutter Herzen!

„Mein Kind! Mein armes, krankes Kind!"

„O Mutter, ich bin ja jetzt bei dir! Daheim! Heimgekehrt zur Mutter! Heute —"

Und heute ist der Weihnachtsabend!

Im Zimmer strahlt der Weihnachtsbaum, mit Lichtern geschmückt; auf dem Tische liegen Geschenke der Liebe, wie nur Liebe sie geben kann.

Aber es ist noch jemand im Zimmer! Wer ist dies bleiche Frauenbild, das sich halb hinter dem Baume verbirgt? Diese Augen, warum sind sie mit Thränen gefüllt? Warum zitterte ihre kleine Hand in der meinen?

O, Dank! Auch sie ist gekommen, mich zu begrüßen in der Heimat! Sie, meine erste, meine einzige Liebe! Sie steht so bleich, so still. — Da auf einmal umschlingen mich weiche, liebe Arme, rote, volle Lippen drücken sich auf die meinen und ein Augenpaar blickt herauf zu mir in reiner, heiliger Liebe; — ich schaue hinein in diese milden Sterne, die über mir leuchteten draußen in Kampf und Gefahr; ich durfte einen Blick hinein thun in eine reine Frauenseele und

„Ein Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick ins Himmelreich!"

Überwältigt vom Glück, fast erschrocken, bebte ich zurück vor all' dem Glanze und der Herrlichkeit, die sich mir in diesem Auge offenbarte.

Tannenduft zieht durch das Zimmer und bringt Grüße von dem grünen Wald, von Maienglück und Frühlingszauber.

Was keine Macht der Welt diesen stolzen Lippen abgerungen hätte, was jahrelang in ihrem Herzen ruhte als ein süßes, seliges Geheimnis; dieser Augenblick des Wiedersehens hat es mir kund gethan, daß ich geliebt, heiß geliebt werde von ihr, die ich geliebt, seit ich denke, zu der ich aufgeschaut wie zu einem Engelsbild! Und sie liebt mich! O Glück, o selige, glückliche Weihnachten!

Wir hielten uns lange wortlos umschlungen. Leise legten sich zwei alte, liebe Hände auf unsere beiden Häupter; der Mutter Segen strömte über uns in der ganzen Fülle seiner Kraft! Wir waren gesegnet von Mutterhand! Wir waren Gesegnete des Herrn! —

Still ist's im Zimmer; das wahre Glück ist immer still! Plötzlich regen sich die Glocken auf dem Turme und künden mit ehernen Zungen hinaus in die Nacht, hin über die schneebedeckten Fluren die frohe, heilige Weihnachtsbotschaft von dem Glücke, das vom Himmel kam zur Erde, um Friede zu bringen allen Menschen.

— — — — — — — — — — — — — —

Viele Jahre sind seitdem verflossen!

Es kamen noch viele schöne, glückliche Weihnachten seit jener Zeit; aber immer, wenn ich jenes Weihnachtsabends 1870 gedenke, durchströmt mich das Gefühl des seligsten Glückes; ich sehe den strahlenden Lichterglanz und höre Weihnachtsglocken läuten!

Die Morgenchokolade.

Von Alfred Freiherrn von Horix.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!"

Das dem Mont Avron gegenüberliegende Vorpostenbataillon sah sich vor Morgengrauen eines kalten Januartages durch eine von jener befestigten Höhe zu Thal dringende gewaltige Kanonade aus dem besten Schlummer geschreckt. Das Dröhnen der schweren Positionsgeschütze ließ die Häuser des Kantonnements in ihren Grundmauern erzittern und da jedermann wußte, daß dieser an sich zwecklose Spektakel — es dunkelte ja noch — meist nur die Ouverture zu einem größern oder

kleineren Ausfall der Pariser Truppen bildete, harrte alles des zu erwartenden Alarmzeichens.

Dieses ließ in der That nicht lange auf sich warten und ward blitzschnell von den zerstreut einquartierten Spielleuten abgenommen, deren rasselnde Trommeln und hellklingende Signalhörner die Mannschaften auf die Sammelplätze riefen.

In wenigen Minuten standen die Kompagnien, deren Chefs dem mittlerweile ebenfalls angelangten Major ihre diesbezüglichen Meldungen machten. Der Major übertrug den Abmarsch nach der Vorpostenlinie dem rangältesten Offizier mit dem Bemerken, daß er selbst bei den Feldwachen nach dem Rechten sehen wolle, und gefolgt vom Adjutanten sprengte er auf der ihm wohlbekannten gut erhaltenen Straße in die Nacht hinein.

Der Major, ein biederer Schwabe aus dem Schwabenland, konnte seine alemannische Abkunft nicht verhehlen, denn er sprach sein Deutsch auf breitester schwäbischer Grundlage. War er schon für gewöhnlich schwer zu verstehen, so um weniger im Affekt, welchen jetzt diese ungeahnte Alarmierung ihm verursacht hatte.

Bei seiner Ankunft traf der Major die Feldwache bereits unterm Gewehr, und als ihm der Offizier Rapport erstattet hatte, aus welchem zu ersehen, daß alles nach Vorschrift angeordnet war, glitt ein zufriedenes Lächeln über des Majors ernste Züge und während hier auf der Anhöhe den zu Pferd haltenden Major ein Frösteln sichtlich durchrieselte, richtete er an den Feldwach-Offizier immer noch unter wohlwollendem Lächeln die Frage: „Mein Lieber, Sie hawe doch scho' g'laade'?"

Der gute Lieutenant brachte, nachdem der dienstliche Teil zunächst und zu des Majors vollster Zufriedenheit erledigt schien, diese ihm von persönlicher Teilnahme zeugende Frage in engstem Zusammenhang mit dem auch von ihm beim Major wahrgenommenen Schüttelfrost, und da ihm, dessen Wiege weit entfernt gestanden hatte von den Ufern der Donau, des Majors Idiom so fremd klang wie etwa Suaheli, wähnte er, es handle sich in jener an ihn gestellten Frage um sein Vorpostenfrühstück, wofür der kriegserfahrene Major „Chokolade" am geeignetsten zu halten scheine.

Ebenfalls freundlich lächelnd, aber wehmütigen Tones entgegnete der Lieutenant:

„Leider nicht, Herr Major! und außerdem ist bei uns da außen

das Feuermachen angesichts des Gegners verboten. Wenn mir aber der Herr Major ein Stückchen geben können, nehme ich es mit Dank an."

Der Major, welcher auf seine ihm so klar dünkende Frage billig nur ein Ja oder Nein erwartet hatte, riß die Augen weit auf und, unfähig, dem vor ihm stehenden Sprecher ins Wort zu fallen, sah er fragend zu seinem Adjutanten hinüber, der sich vor respektwidrigem Lachen im Sattel schüttelte. Allmählich hatte er den Gleichklang von „scho' g'laade'" und „Chok'lade" selbst erfaßt, und ärgerlich, daß ihm sein schwäbisches Deutsch wieder einmal wie schon unzählige Male einen Streich gespielt, warf er sein Pferd herum, und davonreitend rief er dem verblüfft dastehenden Offizier zu:

„Alleweil han i net vom Fresse g'red't — verstehe Se mi jetzt!?"

„Was hat der Herr Major mit dem „Fressen" gemeint?" wandte sich der Lieutenant an seinen Unteroffizier, der mit mühsam bewahrtem Ernst das Mißverständnis aufklärte, worüber sich der Erstere nun in eben dem Grad amüsierte, als sich der Major darüber erbost hatte.

Feuer-Alarm.

Von Hauptmann a. D. G. St.

Mitte Januar kam meine Kompagnie nach Isle le Villenoy. Dies Dorf liegt auf einer durch starke Krümmungen der Marne gebildeten Halbinsel, fern von den nach Paris führenden Hauptverkehrslinien und war infolge dessen nur wenig von Truppen berührt worden. Die Einwohner waren meistens zurückgeblieben, nur einige Häuser von ihren Bewohnern verlassen und verschlossen.

Die vorausgeschickten Quartiermacher brachten regelrechte Quartierbillete, welche der Maire ganz nach meinen Direktiven — ich hatte engere Belegung angeordnet — ausgefertigt hatte. So waren die Leute schnell untergebracht und wurden von den Einwohnern gut aufgenommen.

Einige Tage später kam noch ein preußischer Pionier-Lieutenant mit seinem Zuge ins Dorf; er hatte die Aufgabe, die Notbrücke über die Marne — die steinerne war von den Franzosen gesprengt worden, gegen Eisstoß zu sichern. Auch für diese neue Einquartierung hatte der

Maire Billete ausgefertigt jedoch so, daß er den einquartierten Bayern immer noch einige Preußen zuteilte.

Da aber die Bayern den Preußen die besten Plätze in den Häusern anboten, diese sie jedoch nicht annehmen wollten — doch nein, es war etwas anders; kurz, es entstanden Meinungsverschiedenheiten, und bald beklagten sich meine Leute bei mir über die Preußen und diese sich bei ihrem Lieutenant über die Bayern. Der Lieutenant kam, um Rücksprache mit mir zu nehmen: „Ja das geht freilich nicht", sagte ich, „belegen Sie halt die leeren Häuser, der Maire soll öffnen, langt's nicht, so können meine Leute zusammenrücken." So geschah's und der Friede war wieder hergestellt.

Es war Nacht geworden, etwa sieben Uhr. Ich saß bei Kerzenlicht in der Kemnate meines Schlosses. Eigentlich war es ein Landhaus und gehörte einem französischen Kürassier-Rittmeister. Von ihm sagten die Einwohner spöttelnd, „er habe eine Vergnügungsreise nach Berlin angetreten". Er war nämlich infolge der Kapitulation von Sedan in deutsche Gefangenschaft geraten. Also Nacht war's, stille Nacht!

Auf einmal entstand auf der Straße ein fürchterlicher Lärm! Männer, Weiber und Kinder rannten und schrieen wild durcheinander, und hätte ich nicht die Sabots (Holzschuhe) der Bauern gekannt, hätte ich geglaubt, es sprenge Kavallerie durchs Dorf. Ein Unteroffizier meldete, daß es unten im Dorfe brenne. Die Pioniere hätten ein verlassenes Haus bezogen, dort Feuer angemacht, da aber der Kamin mit Stroh verstopft gewesen, habe es Feuer gefangen und den Schlot auseinander gerissen. Ich befahl, daß die Kompagnie sich am Kirchplatz versammeln solle; Alarmsignale ließ ich nicht geben; auch die Pioniere trafen dort ein. „Herr Lieutenant, übernehmen Sie das Löschen, ich übernehme die Sicherung", lautete kurz meine Disposition. In demselben Augenblick rannten Pompiers mit der Feuerspritze vorbei dem Brandplatze zu. Ihnen schloß sich unter Geschrei und Gejohl fast die ganze Einwohnerschaft an. Die Pioniere rückten nach; ich folgte kurz darauf mit meiner disponiblen Mannschaft. Herr Lieutenant N. leitete das Löschen.

„Wir müssen eine Kette zur Marne bilden." Das war aber schneller gesagt als gethan. Kaum hatte man ein paar Franzosen aufgestellt, waren sie schon wieder weg oder standen diskutierend wieder beisammen. Ich stellte nun einen Teil meiner Mannschaft auf, weit auseinander und immer mehrere Franzosen dazwischen; die zweite Linie

zur Förderung der leeren Eimer wurde hauptsächlich aus Weibern und Kindern gebildet und — o Wunder — allmählich wurde es ruhig, fast stille. Nur im Hintergrunde hörte ich laut raisonnieren! „Das haben die Preußen gethan, die . . .“ „Holen Sie den Mann und stellen Sie ihn in die Kette!“ sagte ich zu einem Patrouilleur. Er brachte ihn sofort heran, sanft am Ärmel führend und schob ihn mit einem Par-là Monsieur! in die Kette. Es war Monsieur le curé; die Soldaten nannten ihn „Cognac“ — warum? — das weiß ich nicht. „Nicht weglassen“, sagte ich — „nein.“ — Und er mußte bleiben und Eimer wechseln, trotz mehrfacher Versuche, sich rückwärts durchzuziehen, bis der Brand gelöscht war und alles auseinander ging.

Am andern Vormittag ließ sich der Herr Pfarrer bei mir anmelden. „Wird sich beschweren wollen“, dachte ich. Ich hatte mich getäuscht. Er spendete mir und der gesamten Mannschaft ein Lob, wie wir's wohl noch bei keiner Besichtigung erhalten hatten. Er sprach von der guten Disziplin, von anständiger Behandlung und lobte vor allem die Ruhe. „So was ist bei uns nicht möglich“, sagte er. Er dankte im Namen der Einwohner, vorzüglich der abwesenden. „Aber Herr Pfarrer, warum haben Sie denn gestern so raisonniert?“ „Ich, ich, nie, nie. Sehen Sie, ich habe mitgearbeitet und wie stark! Sehen Sie“ — und dabei zeigte er die Innenfläche seiner Rechten. Ich hätte es glauben müssen, wenn ich's auch nicht gewußt hätte. Er hatte am kleinen Ballen eine große Blase.

Er reichte mir die Hand zum Abschied, ich drückte ihm aber nur die Finger, um ihm keine weitern Schmerzen zu verursachen.

Vorposten-Kniffe.

Von M. von Berg.

Hin jagt er durchs Blachfeld und pirscht
durch den Forst,
Hoch flattert sein Fähnlein im Wind,
Und er lugt von der Höh' wie der Falke
vom Horst
Und wählt sich die Straße geschwind.

Meldung von der Patrouille des Unteroffizier Baumgart: „Soeben wird Ayette von feindlicher Infanterie besetzt, es scheinen ungefähr drei Kompagnien zu sein“.

Diese Meldung erhielt ich am 5. Januar in Bucquoy, nachdem ich eine Stunde vorher eine Schwadron des 5. Ulanenregiments von den Vorposten abgelöst hatte.

Wie in dem ganzen Winterfeldzug waren die Faidherbeschen Truppen, obgleich zwei Tage vorher erst bei Bapaume auf das Haupt geschlagen, doch schon wieder vor unseren Linien erschienen. Die Schießerei konnte von neuem beginnen. Die obige Meldung hatte daher etwas Belästigendes. Ayette war gerade 5600 Schritt von unserer Dorflisiere entfernt, Infanterie uns nicht zu den Vorposten zugeteilt, da hieß es denn suchen, allein fertig zu werden. Gegen einen ernstlichen Vorstoß von feindlicher Infanterie vermochten wir ja natürlich mit unseren vermaledeiten Pistolen nichts zu machen, auf freiem Feld aber konnten wir die Fantassins auch leider nie fassen, da das buschreiche Terrain in jener Gegend einen gedeckten Anmarsch begünstigte, da blieb denn nichts übrig, als entweder das Dorf zu räumen, oder die Feinde durch List zu täuschen. Wie man im Kriege mit der Zeit alles lernt, so gewöhnt man sich auch nachgerade an die Nähe des Feindes und an das Knallen seiner Gewehre. Diese Chassepotkugeln wirkten zwar oft noch auf ganz unglaubliche Entfernungen, bis auf 800 Schritt war ihre Treffähigkeit aber eine beschränkte, im besondern in den Händen der ungeübten Schützen, wie sie uns meistens in dem nordischen Kriege gegenüberstanden. Die wochenlange Gewohnheit, dicht am Feinde zu stehen, hatte deshalb unsere Besorgnis von den Treffern etwas abgestumpft, wir machten uns aus dem Geknalle nicht mehr viel.

So machte denn auch obige Meldung auf mich nicht mehr ganz den Eindruck, den sie wohl im Anfang des Krieges hervorgerufen haben würde.

Ein weiterer Umstand kam hinzu, unsere feindlichen Gegner wußten infolge ihres Mangels an Kavallerie nur, daß wir da wären, wie stark, und aus welchen Waffengattungen wir bestanden, das wußten sie aber nie. Wir hingegen kannten genau die Stärke, unsere Patrouillen hatten uns jeden Mann gemeldet, der uns gegenüberstand.

Das gab denn für uns Gelegenheiten zu Gegendemonstrationen, die oft einen komischen Charakter annahmen.

So nah wie heute hatten wir aber bisher noch nicht als Vorposten dem Feinde gegenübergestanden. Es mußten denn besondere Schutzmaßregeln getroffen werden.

Von dem alten Zopf des Feldwachaufstellens waren wir im Laufe

der Monate fast ganz zurückgekommen, nur in ganz besonderen Fällen wendete ich einmal noch eine solche an.

Hier in Bucquoy waren sie erst recht unnütz. Das Dorf war an einem Höhenrand gelegen, in geringem Abfall lag die Ebene nach dem Feinde zu vor uns. Eine Pappelallee verband den Ort mit dem besetzten Ayette, dessen rote Ziegeldächer deutlich zu uns herüber schauten. Freie Felder ohne die sonst hier stets vorhandenen kleinen Remisen respektive mit Busch besetzten Gräben lagen vor uns. Was sollte da eine Feldwache?

Die Schwadron kam in zwei große Scheunen des Hauptgehöftes im Dorfe, ein Zug davon in ein kleines Haus in der Dorflisiere, die Pferde dieses Zuges wurden auf der dem Wind entgegengesetzten Seite des Stallgebäudes versteckt aufgestellt und zwei Patrouillen gingen in die Flanken. Das war alles. Last not least aber wurde ein Doppelposten zu Fuß, sichtbar mitten auf der nach Ayette führende Chaussee gestellt, er mußte genau beobachten.

Dieser Posten mußte sich jedesmal eine Umkostümierung gefallen lassen, ehe er aufzog.

Wenn man sich nämlich lange so nah steht, wie wir und die Franzosen, dann lernt man sich näher kennen, so wußten wir auch jedesmal ganz genau, was für ein Regiment und was für eine Truppengattung uns gegenüberstand. Der Feind hatte uns gleichfalls kennen gelernt und kannte unsere Czapkas, die Kopfbedeckung der von ihm so gefürchteten wilden Barbarennation, ganz genau.

Sah er nur diese, so wußte er, daß wir ohne Infanterie waren, und wurde oft frech genug.

Meine Patrouillen hatten gemeldet, daß heute Mobilgarden uns gegenüber standen. Eine angenehme Nachricht, Marineinfanterie oder Jäger von Vincennes, die wir auch schon vor uns gehabt hatten, wären schlimmer gewesen. Die Mobilgarden, von uns „les bêtes“ genannt, konnten leichter getäuscht werden, „die Kerle sind so dumm“, sagten meine Westfälinger.

Nun hatte ich bei der Schwadron einen Roßarzt und einen Lazaretgehilfen, die bekanntlich beide eine Pickelhaube tragen. Diese beiden Pickelhauben haben uns manchen Spaß gemacht und uns „les bêtes“ oft vom Halse gehalten.

Der Doppelposten nun vor der Wache mußte diese Helme aufsetzen, der eine Mann bekam dazu ein Chassepotgewehr, das ich gefunden

hatte, der andere ein nachgemachtes, aus einem Knüttel bestehend, auf die Schulter. So schritten die beiden mit ernster Würde auf ihrem Posten auf und ab und imitierten Infanterie. Wie gesagt häufig mit Erfolg, nur die schlauen Vincenneser Jäger waren hinter unsere Schliche gekommen, die bêtes ließen sich meistenteils abschrecken.

Auch heute schien es ebenso. Als ich die Aufstellung revidierte, konnte ich mit dem Feldstecher deutlich drei Posten des Feindes in den Ausgängen Ayettes erkennen und in den Dorfstraßen krabbelten viel Rothosen herum, aber vor kamen sie nicht.

Als ich noch so durch mein Glas beobachtete, sah ich, im Gänsemarsch ungefähr 30 Mobilgarden aus dem Dorfe herauskommen und nach einer Windmühle östlich desselben gehen, jeder hatte einen Sack auf der Schulter.

Aha, dachte ich, die wollen Mehl mahlen und Brot backen. Da wollte ich aber doch einen Pfahl dazwischen stecken. Ich ließ mir das Chassepotgewehr geben, nahm etwas hohe Elevation und schoß auf die Mühle, gerade als ungefähr zehn Rothosen die Treppe zu dieser hinaufkletterten.

Ein Blick durch das Glas, mein Geschoß mußte trotz der Entfernung in die Mühle eingeschlagen haben, die Kerle purzelten eben in größter Eile die Treppen hinab. Noch ein Schuß und noch einer, in vollem Lauf ging drüben alles dem Dorfe zu.

Eine momentane Pause, dann eine feindliche Salve als Gegengruß, deren Kugeln hoch über uns hinweggingen. Dann trat Ruhe ein.

Nun wollten wir aber einmal den Spieß umdrehen und versuchten, unserm Gegner etwas die Ruhe zu rauben, die er uns so oft geraubt hatte.

Ich wählte mir sechs meiner besonders gewandten Reiter aus. Da hatte ich unter anderen vier Rheinländer, die ich als Kriegsreserven zur Schwadron bekommen hatte. Es waren so Leute, mit denen man, wie man zu sagen pflegt, den Teufel aus der Hölle holen konnte. Fixe, gewandte Kerle, stets zu jeder Schandthat bereit, voll sprudelnden Humors, in Zeiten der Ruhe mußte man ihnen aber etwas den Daumen auf das Auge halten und ihnen bisweilen auch wohl einmal einen kleinen Fehler nachsehen. Dafür waren sie aber, wenn es darauf ankam, auch zu allem zu gebrauchen, und war einmal eine besonders gefährliche Patrouille zu reiten, konnte ich mich darauf verlassen, daß sie sich jedesmal freiwillig dazu meldeten.

Ein paar besonders tüchtige Unteroffiziere, Bonscheid und Osthoff,

wählte ich zu Führern, gab noch einige andere brauchbare Ulanen dazu, und nun erteilte ich den beiden Patrouillen ihren Auftrag.

Sie sollten in möglichst starkem Tempo, die eine Abteilung um den rechten, die andere um den linken Flügel der feindlichen Aufstellung bei Ayette in großem Bogen herumgehen, um zu sehen, was eigentlich hinter diesem vorgeschobenen Bataillon für größere feindliche Abteilungen ständen.

Wären sie auf solche gestoßen, so sollten sie von rückwärts durch die besetzten Dörfer im Carriere durchreiten und durch lebhaftes Pistolenschießen die ganze feindliche Aufstellung in Aufregung und Verwirrung zu bringen suchen.

Habt ihr mich verstanden, Kinder? „Jawohl, Herr Rittmeister.“ Sie ritten ab, „was gemacht werden kann, wird gemacht“, hörte ich den einen von ihnen, meinen braven, lieben Thissing sagen. Auf die konnte ich mich verlassen. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, da erklangen die Alarmsignale in den entfernter liegenden Dörfern hinter Ayette und nun — nahm auch dieses den Alarm auf, hell schmetterten, deutlich hörbar, die französischen Hörner und der dumpfe Ton des Knalls unserer Pistolen mischte sich mit dem hellen Klang der Chassepots.

„Na, die sind gut an der Arbeit“, sagte ich zu dem neben mir haltenden Lieutenant v. R. Wieder verging eine Weile. „Herr Rittmeister, da kommen sie.“ — Ich nahm das Glas vors Auge und richtig, deutlich sah ich einige Reiter in windender Pace daherkommen. Einzeln, der eine um die Häuser rechts, der andere um die links und, weiß Gott, zwei sogar mitten aus Ayette heraus, kamen sie auf dem Schnee deutlich sichtbar dahergejagt.

Und nun wieder zwei aus einem Nebenausgang Ayettes hinter den ersten her.

Deutlich erkannte ich Thissing auf seinem Schimmel Irene und bei ihm den Unteroffizier Osthoff auf seinem Rappen Hannibal dicht daneben.

Ein unaufhörliches Geknatter von Schüssen folgte ihnen. Da — sehe ich plötzlich Osthoffs Rappen wanken, noch einige Sprünge, da lag er.

Nun mußte man aber Thissing sehen, während die Geschosse um sie herumflogen, er herunter von der Irene, dem unter dem angeschossenen Rappen liegenden Osthoff die Hand gereicht, ihn hervorgezogen, mit seiner Bärenkraft auf die Irene gehoben, dann ein Sprung, hinter

Osthoff auf dem Schimmel saß er. Das brave Tier zu äußerster Anstrengung antreibend, kommen sie vorwärts, kommen näher und näher — waren gerettet.

Ein brausendes Hurra meiner Ulanen von der Wache empfing sie, aller Hände streckten sich ihnen entgegen, drückten und klopften die tapferen Reiter, ich aber sagte nur: „danke Kinder, das habt ihr wieder einmal gut gemacht. Nun, was habt ihr gesehen, und wie weit seid ihr gekommen?"

Und da meldeten sie denn, daß sämtliche Dörfer nordwestlich Ayette dick voll Infanterie wären. Sie hätten einen Dauergalopp von wohl einer Meile in die Flanken hineingemacht. Die Patrouille in die linke feindliche Flanke hätte nur bis Courcelles vordringen können, das stark besetzt gewesen sei, sie hätte darauf weiter über Ervillers ausholen wollen, aber auch von dort hätten sie Feuer bekommen, „die ganze feindliche Armee schiene sich auf Cambray, respektive St. Quentin hinüberschieben zu wollen".

Unteroffizier Osthoff bestätigte diese Meldung. Er sei mit seiner Patrouille in die rechte feindliche Flanke bis Douchy und in dessen großem Walde unbemerkt sogar bis Adinfer gekommen, diese Orte und auch das dahinter liegende Hendecourt seien heute früh vom Feinde geräumt worden. Die feindlichen Truppen seien östlich abgezogen.

In Boiry hätte er noch Feuer bekommen, als er mit der Patrouille von hinten her durchgejagt sei, ebenso sei er durch Ayette geritten, wo ungefähr wohl ein Bataillon stehen könne.

Beide Meldungen waren von größter Wichtigkeit. Ich faßte sie in einer Meldung zusammen und sandte sie dem Oberkommando ein.*)

Gleichzeitig aber gab ich die beiden Patrouillenführer und den tapferen Thissing zum Eisernen Kreuz ein. Alle drei erhielten es, der brave Thissing aber erst, als er am 17. Januar auf einer ähnlichen Patrouille erschossen worden war. Ich schickte nachher das Kreuz seinen alten Eltern, mir aber wird der schneidige Rheinländer immer unvergessen sein.

Wir an unserem 5. Januar in Bucquoy glaubten, an dem Tage uns nun genug mit dem Feinde beschäftigt zu haben und dachten, er würde wohl für den Tag genug haben und sicher an unsere Stärke

*) Diese Meldungen waren die ersten, welche Faidherbes Linksschwenkung meldeten, sein letzter Versuch, auf Paris vorzudringen. Dieser scheiterte bekanntlich in den Schlachten bei St. Quentin am 18. und 19. Januar. D. Verf.

glauben. — Es war mit der Zeit auch die elfte Stunde herangekommen, mein Koch war schon mehreremale dagewesen und hatte gemeldet, die Herren könnten zum Essen kommen, da dachten wir denn, wir wollten die Ruhepause benutzen und einmal etwas zu des Leibes Stärkung thun.

Man muß eben im Kriege sich nie mit seinen Mahlzeiten etwa an die Tagesstunde binden, sondern, gleich den Pferden, dann füttern, wenn gerade einmal Zeit ist. Man weiß nie, was an dem Tage kommen kann. Hat man aber gegessen, hat der Magen sein Recht bekommen, dann hält der auch seine Diener, die Nerven, in Ordnung. Ein leerer Magen taugt nicht für das Gefecht, und manche Schlacht ist schon verloren worden, weil die Soldaten nichts im Leibe hatten. Die Organe des gemeinen Mannes versagen, wenn ihr Ernährer nicht in Ordnung ist. Bei den Gebildeten ist das anders, da hält der Wille die Nerven in Ordnung; aber auch für sie ist es angenehmer, in den aufregenden Momenten der Schlacht keinen Hunger empfinden zu müssen.

Nach der Aufregung tritt ein Rückschlag ein, und der gesättigte Körper widersteht dem besser wie der nüchterne. Deshalb esse man im Kriege, wo und wenn man kann, man wird bei einem plötzlichen Alarm nicht sehnsüchtig hinter dem vielleicht eben aufgetragenen Essen herzuschauen haben.

Doch revenons. Auch wir aßen denn in aller Ruhe trotz der frühen Stunde das, was unseres Koches Kunst beschert, und das war für die Verhältnisse gar nicht übel. Vor allen Dingen hatte uns Gebbert eine gute Suppe gemacht und die hält allein Leib und Seele zusammen; ein Beefsteak war gefolgt und eben hatte er uns eine Tasse Kaffee serviert. Wir saßen zurückgelehnt in unseren kleinen Fauteuils, die wir von dem Curé entliehen hatten, die Zigarren waren angesteckt, und wir hielten ein kleines Gespräch, wie es der Krieg und die Situation einmal mit sich zu bringen pflegt.

Da, klabaster, klabaster, ein Ulan erscheint vor dem Fenster mit der Meldung: „Von der linken Seitenpatrouille des Unteroffiziers Baumgart wird gemeldet, daß der Feind alarmiert hat und das Bataillon auf dem Marsche sich auf der Chaussee Ayette-Bucquoy befindet. Die Tete desselben ist vielleicht 200 Schritt diesseits Ayettes.

Aufspringen und „An die Pferde“ rufen, war eins. „Aber nicht blasen“, fügte ich hinzu. „Ermler soll kommen.“ Das war mein Trompeter. Dieser vorzügliche Mann hatte sich nämlich für alle Fälle außer seiner Trompete auch mit einem Infanteriehorn adjustieren müssen.

Er erschien. „Nun blasen Sie einmal, so schön Sie können, auf dem Horn den Infanteriesammelruf.“ Die langgezogenen Töne des Rufes erklangen.

Doch meine Ulanen wußten, was das zu bedeuten hätte. Alarmieren war ihnen eine so gewohnte Beschäftigung geworden, binnen zwei Minuten stand die Schwadron. Für sie hätte es des Tutens nicht bedurft, die Meldung war sofort bekannt geworden, und sie wußten, was das zu bedeuten hätte.

Gerichtet stand die Schwadron da. Ich ließ mit Zügen abschwenken und führte sie in den Schutz einer großen Scheune, wo sie gedeckt und von dem Feinde ungesehen standen. Die Wache und die Posten waren natürlich in ihren Stellungen geblieben.

„Die Nummern zwei und drei absitzen, Pferde und Lanzen an die Nummer eins abgeben, und mit den Pistolen und deren Munition vor der Front antreten“, so kommandierte ich.

Es geschah. „Vorwärts marsch.“ Die Ulanen zu Fuß marschierten an.

Auf beiden Seiten des Ausgangs nach Ayette bildeten niedrige Hecken die Dorflisiere. 30 Ulanen ließ ich links, 30 andere rechts diese Hecken besetzen.

Das feindliche Bataillon mochte in dieser Zeit ungefähr 3000 Schritt von Ayette entfernt sein. Eine Kompagnie marschierte mit kurzem Abstand voraus in Kolonne auf der Chaussee, die anderen rechts und links dahinter neben derselben.

Die Chaussee bildete einen kleinen Bogen, von diesem aber eine gerade Linie bis zu uns.

Als die feindliche Infanterie auf diese gerade Linie gekommen war, kommandierte ich: „Fertig — Schlagt an! Aber eine ordentliche Salve bitte ich mir aus. Ich zähle eins, zwei, drei, bei drei drückt ein jeder seine Pistole ab.“

„Eins, zwei — drei.“ Eine Salve, wie ein Schuß ertönte. „Geladen!“ Ich aber hatte mit meinem Chassepotgewehr mitten unter den Feind hinein gehalten. Daß die auf 50 Schritt höchstens schießenden Pistolen keinen Schaden anrichten konnten, lag auf der Hand. Ob meine Kugel vielleicht eingeschlagen? Nehmen wir es an.

Aber was ist denn das? Weiß Gott, der Feind stand. Dann eine unschädliche Salve und — er schwenkte um Kehrt, ging nach Ayette zurück.

Dieser Wirkung unseres Coups konnte keiner widerstehen, eine Lachsalve der Ulanen folgte, die der anderen nichts nachgab.

Dann kommandierte ich nochmals: „Schlagt an — Feuer!“ und wir schickten noch eine und dann noch eine Salve dem dupierten Feinde nach.

Ob unsere Salven wirklich das feindliche Bataillon verscheucht hatten, ob dasselbe vielleicht Ordre erhalten, heute sich auf keinen ernsteren Kampf einzulassen, ob sie wirklich glaubten, unsere Stellung sei von Infanterie besetzt? Wer kann es wissen?

Jedenfalls drehten sie um, kamen an dem Tage nicht wieder und ließen uns auch die Nacht ungeschoren.

Am anderen Morgen übergab ich meine Vorpostenstellung einem Schwadronschef des anderen Ulanenregiments, der auch eine Kompagnie mitbrachte. Lachend erzählte ich ihm unseren gelungenen Coup. Nach einigen Stunden mußte der jedoch unser liebes Bucquoy räumen und auf Bapaume zurückgehen, da die ganze feindliche Armee den Vormarsch antrat.

Als ich mich bei meinem Divisionskommandeur, dem tapferen Grafen Gröben, von den Vorposten zurückmeldete, meldete ich ihm auch unsere Pistolensalve mit ihrem Erfolg.

Er freute sich königlich darüber, es war so recht ein Ulanenstückchen, wie er es liebte.

Als Belohnung dafür erhielt ich aus der Kriegsbeute durch Divisionsbefehl 50 Chassepots-Karabiner mit Munition, die meine Leute nachher en bandoulière trugen.

Damit hörte das Räumen der Dörfer vor kleinen feindlichen Infanterietrupps unsererseits auf, wir konnten ihnen jetzt entgegentreten.

Das war die erste Bewaffnung der Ulanen mit dem Karabiner, aus ihr ging später die allgemeine Bewaffnung der Ulanen mit demselben hervor.

Der Tag des Ursprungs ist der 5. Januar 1871 und der Ort hieß Bucquoy.

Meinen Coup aber ließ der Divisionskommandeur in das Militärwochenblatt einsetzen, wo er noch heute zu lesen sein mag.

Unter dem Totenkopf.

Von O. Elster.

IV.

Das letzte Gefecht.

Nach zweitägigem, blutigem Kampfe war Le Mans, das letzte Bollwerk der Armee des westlichen Frankreichs, mit stürmender Hand genommen. Das 3. und 10. Korps warfen den Feind mit dem Bajonett aus allen seinen Stellungen im Osten und Süden nach der Stadt, trieben ihn in die Straßen und endlich nach hartnäckigem Straßenkampf aus Le Mans hinaus. In wilder Unordnung zog sich die Armee des Generals Chanzy weiter nach Westen zurück; das 16. Korps auf der Straße Chassillé-Laval, das 17. auf St. Johann sur Mayenne, das 21. auf Montflour. Auf allen diesen Rückzugslinien folgten Detachements der deutschen Truppen. Vom 10. Korps ward der General Schmidt mit der 14. Kavalleriebrigade, 2 Bataillonen der 38. Infanteriebrigade, dem 2. Bataillon des Regiments 56, dem Füsilier-(Leib-)Bataillon des braunschweigischen Regiments und 2 Batterien über Chassillé-St. Denis d'Orgues-Laval dem Feinde nachgesandt. Am 14. Januar stieß das Detachement bei Chassillé auf starken Widerstand des Feindes; nach heftigem Gefecht nahm das Leibbataillon der Braunschweiger die Stellung der Gegner mit dem Bajonett. Noch am Abend des Tages erließ General Schmidt folgenden Detachementsbefehl: „Dem Füsilier-Leibbataillon des braunschweigischen Regiments spreche ich meine besondere Anerkennung seiner heutigen Haltung und des Feuers aus, mit dem es jedesmal zum Angriff vorgegangen ist. Ich werde dieses rühmliche Verhalten höheren Ortes melden."

Auch am folgenden Tage, am 15. Januar, fanden Gefechte bei St. Jean sur Erve und bei St. Suzanne statt. Indessen bedurften die Truppen des Detachements, die seit den Tagen von Le Mans keinen Tag der Ruhe gehabt hatten und durch die täglichen Märsche und Gefechte bei dem strengen Winterwetter aufs äußerste erschöpft waren, dringend der Ruhe. Wenn auch die Gefechte wegen des aufgelösten Zustandes der französischen Armee nicht mehr so blutig waren, wie in dem ersten Teil des Krieges, so machte doch der scharfe Frost, der tiefe Schnee,

der schneidende Nordwestwind, die Glätte der Straßen diesen Abschnitt des Feldzuges zu einem der beschwerlichsten des ganzen Krieges. Dazu kam, daß die Kavallerie fast gar nicht zu verwenden war und auch der Artillerie sich vielfache Schwierigkeiten entgegenstellten. Die Infanterie mußte die Arbeit der Gefechte fast ganz allein verrichten. Die Pferde der Kavallerie mußten auf den glatten Wegen fast stets geführt werden, an ein Attackieren in größeren Verbänden war nicht zu denken; die Bespannungspferde der Artillerie stürzten häufig, die Truppenfahrzeuge konnten nur schwer folgen. Oft war der kommandierende General genötigt, aus dem Sattel zu steigen und sich auf eine Protze zu setzen, um den Bewegungen der Truppen folgen zu können; die berittenen Offiziere, der Generalstab, marschierten zu Fuß, die Ausrüstung der Soldaten war aufs äußerste mitgenommen; man sah die Soldaten in leinenen Beinkleidern und Holzpantoffeln bei der strengen Kälte durch den Schnee marschieren, dennoch gingen die Bataillone mit einem Elan an den Feind heran, der doppelt bewunderungswürdig unter diesen beschwerlichen Umständen war. So erschien es denn nötig, die Vortruppen durch andere Bataillone, welche bislang im Gros größere Ruhe genossen, abzulösen, und am 16. Januar wurden jene durch das 1. und 2. Bataillon des braunschweigischen Regiments und zwei Bataillone des Regiments 56 unter Befehl des braunschweigischen Oberst Haberland abgelöst. Als der Regimentsadjutant des braunschweigischen Regiments dem General von Schmidt die Ankunft der beiden braunschweigischen Bataillone meldete, meinte der General lächelnd: „Wenn das 1. und 2. Bataillon des braunschweigischen Regiments ähnlich dem Leibbataillon sind, dann lassen Sie sie nur einrücken, dann kann ich sie gebrauchen".

Nun, die beiden Bataillone zeigten sich des alten braunschweigischen Waffenruhmes ebenso würdig wie das Leibbataillon. Von neuem wurde die Verfolgung des Feindes aufgenommen, der sich bei Laval hinter dem Mayennefluß festzusetzen suchte.

General von Schmidt beschloß sofort, dem Gegner energisch auf den Leib zu gehen; in zwei Kolonnen rückte sein Detachement gegen Laval, die feindlichen Vortruppen wurden nach leichtem Gefecht in die Vorstadt von Laval zurückgeworfen. Da zeigten sich auf den Anhöhen nördlich der Stadt starke feindliche Abteilungen, die augenscheinlich die Absicht hegten, sich auf die schwachen deutschen Truppen zu werfen. General von Schmidt, der inzwischen den Befehl erhalten hatte, die Verfolgung einzustellen und sich auf Le Mans zurückzuziehen, durfte den

feindlichen Streitkräften gegenüber keine Schwäche zeigen, wollte er von diesen nicht in dem Rückzug gestört werden. Das 1. Bataillon der Braunschweiger erhielt den Befehl, gegen die Hauptstellung des Feindes einen Vorstoß zu machen.

Zu beiden Seiten der Straße von Argentré auf Laval entwickelten sich die braunschweigischen Kompagnien. Die Schützenlinie der einen Kompagnie führte Portepeefähnrich D., er war erst bei dem Ausbruch des Krieges in das Regiment eingestellt, hatte den ganzen Feldzug mit durchgekämpft und erwartete schon seit Wochen die Ernennung zum Offizier.

Nur ein kurzes Feuergefecht ging dem Angriff voraus, dann ertönten die Hörner und rasselten die Trommeln zum Angriff.

„Zur Attacke, Gewehr rechts! — Marsch — marsch!" — kommandierte der Fähnrich und stürmte der Schützenlinie voraus. Mit gefälltem Bajonett folgten seine Leute; der Bursche des Fähnrichs diesem in unmittelbarer Nähe.

Aber die Franzosen warteten den Bajonettangriff der Braunschweiger nicht ab. Noch eine Salve prasselte den Anstürmenden entgegen, dann wandten sich die Franzosen zur Flucht und zogen sich nach Laval und den schützenden Mayennefluß zurück, dessen Brücken sie in die Luft sprengten.

Der Zweck des Vorstoßes war erreicht. General von Schmidt ließ Halt! und zum Rückzuge blasen. Die braunschweigischen Kompagnien zogen auf Argentré ab, wo sich das Detachement sammelte.

Oberst Haberland empfing die zurückkehrenden Kompagnien. Nur wenige Verwundete hatte das Gefecht dem Bataillon gekostet, und nur einen Toten.

„Wo ist Fähnrich D.?" fragte der Regimentsadjutant den Kompagniechef.

Ein bedauernswertes Achselzucken. Hinter der Kompagnie trug der brave Bursche des Fähnrichs diesen auf seinen Armen herbei. Leblos und schlaff hing der Körper des Fähnrichs in den Armen des wackeren, treuen Burschen, dem die Thränen über das wetterharte Gesicht perlten. Sanft legte er seinen jungen Herrn auf die Erde nieder.

„Ist er tot?"

„Ja, Herr Adjutant", entgegnete der Bursche mit thränenerstickter Stimme. „Der letzte Schuß hat ihn getroffen — gerade in die Stirne — er ist tot . . ."

Nur ein kleines Loch hatte das Geschoß in die Stirne des Jünglings gebohrt, schwere Blutstropfen perlten langsam hervor, gleich purpurnen Thränen. Als schon das Signal zum Rückzuge, zum Abbruch des Gefechtes erklang, hatte ein verlorenes Geschoß auch diesem jungen Leben ein rasches Ende gemacht, hatte alle die Hoffnungen des warmschlagenden Herzens zerstört, hatte den jugendlichen Kämpfer niedergeschmettert in dem letzten Gefecht, nachdem er so viele schwere, blutige Kämpfe und Schlachten mit durchgekämpft und tausendmal dem Tode ins Auge geschaut hatte.

„Ein tragisches Geschick", murmelte der Adjutant tief ergriffen. „Vor einigen Stunden ist seine Ernennung zum Offizier eingetroffen, ich wollte sie ihm nach dem Gefechte mitteilen — ich wollte, ich hätte es vorher gethan, dann wäre er doch mit einer letzten Freude in den Tod gegangen. Lebewohl, Kamerad — ruhe sanft in fremder Erde." —

Das war das letzte Gefecht der Braunschweiger in dem gewaltigen Kriegsdrama. Am weitesten nach Westen waren die Schwarzen vorgedrungen, das letzte Gefecht auf diesem Kriegsschauplatz hatten sie geliefert, das letzte Opfer gebracht. —

Die letzte Attacke des Krieges.

Brief des ehemaligen Unteroffiziers der 4. Eskadron des 2. Hannoverschen Ulanen-Regiments Karl Osthoff an die Redaktion.

Mein lieber Herr Redakteur!

Sie haben ein so schönes Buch für das Volk herausgegeben, das heißt: „Ut groter Tiet", doch plattdütsch snaken darp ik wol hüte nich, da will ik denn seien, wie ik möt de hochdütsche Sprake farig war und will minen Breif lieber minem Fründ Christoph Ackermann, de sik up dat Hochdütsch beter versteiht wie ik, tan verbettern gewen. Un wenn nu mal hi un da en plattdütsch Wort datwischen läupt, nu dann weren Se ok nich böse sinn.

In Ihrem Buch da haben wir in unserem Kriegervereine, der alle 14 Tage in Germerssen zusammenkommt, gelesen, da sind denn auch noch manche von den Ulanen aus jener großen Zeit dabei, und da haben wir dann unsere gewaltige Freude gehabt an all den schönen Sachen, die das liebe Buch von uns Ulanen erzählt.

Und auch von unserem lieben alten Regiment da stehen so hübsche Geschichten von drin, und wir haben unsere Gläser in die Hand genommen und haben gejauchzt und gerufen: „*Hoch unser Kaiser* und *unsere deutschen Reiter* und *Gut deutsch allewege*".

Und dann haben wir auf die *Ulanen* insbesondere angestoßen, denn wissen Sie, mein lieber Herr Redakteur, was solchen *richtigen* Ulanen ist, der bleibt das bis an seines Lebens Ende, wenn er auch längst die Lanze in die Ecke gestellt hat, *Ulan bleibt er in seinem Herzen*. Ich aber bin es besonders geblieben, und die Kameraden haben mich immer so genannt, sodaß ich jetzt in Germerssen und der ganzen Gegend, wo ich bekannt bin, den Spitznamen „*Osthoff, genannt der Ulan*" erhalten habe.

Aber nicht bloß von unserem Regiment, nein, auch von meiner lieben alten Schwadron stand in dem schönen Buch darin, nicht aber nur von ihr, sondern auch von *mir* selbst und so manchem lieben alten Kameraden aus jener Zeit.

Am allermeisten aber hat uns die eine Geschichte erfreut, die in dem „Ulan Senftleben" von uns da erzählt wird. — Wie wenige von uns sind es, die sie noch miterlebt haben, und wenn wir hier in unserem Kreise einmal davon „vertellt hebben", dann haben die anderen uns kaum geglaubt und nur „*Herr Oberförster*" dafür genannt.

Und nun steht die Geschichte schwarz auf weiß, wie wir sie erlebt haben, in Ihrem schönen Buch und geschrieben hat sie bestimmt „uns' leiv oll Rittmeister" — von damals, denn nur *er* konnte sie noch so genau wissen. Da haben wir dann unsere Gläser erhoben, angestoßen und gerufen: Unser leiv oll' Rittmeister shall leeven hoch und nochmals hoch und immer hoch.

Weil Sie nun aber, mein lieber Herr Redakteur, in der Vorrede zu Ihrem Buch *alle* Mitkämpfer aus dem großen Kriege vor nun schon 25 Jahren auffordern, ihre Erinnerungen und Erlebnisse „ut die grote Tiet" an Sie zu schicken, so hab' ich mir ein Herz gefaßt und will auch Ihnen etwas erzählen, und zwar von unserer Attacke bei Tertry am 18. Januar 1871, *der letzten Attacke des Krieges*.

Zwar wird das über unsere Attacke selbst von mir Erzählte Ihnen vielleicht nicht neu sein, wenigstens hat uns der Ehrenpräses unseres Kriegerverbandes, unser lieber Hauptmann der Landwehr, Zimmermann, neulich einmal aus einem Buche, das hieß „*Die Geschichte der Reiterei im letzten Kriege*" vorgelesen, und da stand die Be-

schreibung von unserer schönen Attacke ganz gut beschrieben darin, aber besser erzählen kann es doch der, der mit dabei gewesen und „dat war ik".

Außerdem kann ich dabei eine Geschichte von mir selbst erzählen, die nicht in dem großen Buche steht, aber die wahr und wohl auch des Erzählens wert ist. Ich will sie nicht aus Ruhmredigkeit von mir erzählen, aber jedesmal, wenn ich die goldene Uhr, die ich von meinem damaligen Major Herrn von Strantz für diese meine That erhalten habe, in der das Datum „18. Januar 1871" vermerkt ist, aus der Tasche ziehe, dann fällt mir die Geschichte wieder ein. Auch meine lieben alten Kameraden werden sich ihrer wohl erinnern, sie wird dann in Ihrem Buche erhalten bleiben zur Erinnerung für unsere Kinder und schildern, „wie es damals war".

Also nun hören Sie zu, die Geschichte war so: Unser Regiment gehörte damals zur ersten Armee, die zuerst der General von Manteuffel kommandierte, nachher, so um Weihnachten herum muß es gewesen sein, da kriegte das Oberkommando aber unser großer Landsmann, der General von Goeben. Wir Hannoveraner waren mit dem Tausche recht zufrieden gewesen, denn wenn der Goeben auch zwar 1866 eigentlich gegen unseren König Georg gefochten hatte, so war das doch bei uns alle längst vergessen; er war lange Jahre, als wir in Münster in Garnison standen, unser Divisionskommandeur gewesen, und jeder von seinen Untergebenen hatte den Mann geliebt und hoch gehalten.

Und nun erst in dem Kriege gegen Frankreich; wo damals die erste Armee einen glänzenden Sieg erfocht, da hatte sicher unser General v. Goeben seine Hand mit im Spiele gehabt. So hatte er damals, wie ja in der Geschichte von Senftleben gleichfalls zu lesen ist, auch unsere erste Schlacht gegen den französischen General, Faidherbe hieß der tüchtige feindliche Feldherr, der uns den kalten Winter so oft drangsaliert hat, bei Villers Bretonneux gewonnen und damit die Hauptstadt von dem ganzen Norden Frankreichs, Amiens, erobert. Genug, alle von uns freuten sich, als er nun unser Höchstkommandierender geworden war.

Es war der allerschlechteste Winter damals im Jahre 1870—71 für uns in Frankreich; bei uns in unserem Hannover ist es ja auch manchmal kalt genug, als wir nun nach Frankreich kamen und der Krieg sich durch den Mann da an der Spitze der Republik, ich glaube Gambetta hieß er, sich bis in den Winter hineinzog, da hatten wir gedacht: „Ach,

hier kann das mit der Kälte ja so schlimm nicht werden, bei den Franzosen da soll ja immer so 'ne Art von Sommer sin".

Na, wir hatten uns aber schön geirrt, so gefroren wie in den Monaten Dezember und Januar damals habe ich eigentlich min Levtag nich, das war eine Kälte, wie wir sie bei uns gar nicht kennen.

Und nun erst die Strapazen vom Morgen bis zum Abend und wieder bis zum Morgen, davon kann ich Ihnen eigentlich gar keine rechte Beschreibung machen.

Die beste Zeit war noch so bis Weihnachten herum, da waren wir merstendels mit unserer Schwadron hübsch allein gewesen, manchmal auch noch mit der lieben dritten Schwadron, bisweilen auch mit einer Kompagnie Infanterie. Da hatten wir immer so die Vorposten gehabt, einmal gegen die Festung Abbeville und ein anderesmal gegen die von Peronne hatten wir unser Gros in Amiens gegen die Franzosen schützen müssen. Da waren wir immer täglich fast in einem anderen Dorf, in einer Gegend gewesen, wo noch nicht viel Truppen hingekommen waren. Da hatten dann die Bauern immer noch gute Vorräte an Essen und Trinken, auch an Hafer für die Pferde gehabt, und unser Herr Rittmeister von Kaisenberg hatte dann auch ordentlich dafür gesorgt, daß wir tüchtig was zu essen und zu trinken bekamen. Das hält aber Leib und Seele zusammen, und wir waren trotz aller Kälte und Strapazen auch munter und gesund geblieben.

Wir hatten uns mit den feindlichen Infanteriepatrouillen herumgeschlagen und hatten auch Gelegenheit gehabt, manchen guten „Ulanenstreich" gegen die immer wieder vor uns erscheinenden feindlichen Truppen auszuführen.

Nun war auch endlich die Festung Peronne, wo die Kerls, die Franzosen, immer noch mitten zwischen uns drin saßen, gefallen, da dachten wir, die Geschichte würde ja nun bald zu Ende sein. Eins hätten wir alle aber gern gemocht, wir wären gern noch einmal in einer Feldschlacht ordentlich an den Feind herangekommen, denn dazu hatten wir bisher noch keine Gelegenheit gehabt.

Es war dat so, als wenn zu Hause bei uns auf dem Lande sich zweie schon lange mit Spitzfindigkeiten und Ränken auch wohl einmal mit heimlichen Püffen geärgert haben, die wollen sich dann auch einmal ordentlich an den Leib kommen und wollen miteinander raufen, bis der eine von ihnen am Boden liegt.

Dazu war es, wie gesagt, aber mit den Franzosen im Haufen

noch nicht gekommen. Das sollte denn zu guterletzt aber uns auch noch glücken.

Anfang Januar hatten wieder zwei Schlachten bei Albert und Bapaume stattgefunden, in beiden waren die Franzosen ja wie gewöhnlich geschlagen worden, aber wie immer waren sie kurz darauf wieder dicht vor uns gewesen, dieser Malefizgeneral Faidherbe hatte sie immer wieder auf die Beine gebracht. Es hieß damals, er wolle durchaus gegen Paris vordringen und der dort eingeschlossenen Besatzung helfen, die Belagerungsarmee zurückzuschlagen.

Das war aber bisher natürlich noch nicht gelungen.

Als Peronne nun gefallen war, da hatte unsere Kavalleriedivision den Auftrag erhalten, die Sicherung gegen den Feind allein zu übernehmen, unsere anderen Truppen sollten auf Amiens zurückgegangen sein.

Am 13. Januar glaube ich war es, da hatten wir mit der Schwadron wieder so eine Vorpostenaufstellung gegen den bei Bapaume vor uns stehenden Feind; wir standen bei Hamel und hatten die Franzosen dicht vor uns.

Unser Rittmeister hatte mir den Auftrag gegeben, mit einer Patrouille ganz weit in die feindliche rechte Flanke nach Bertrancourt zu reiten, um zu erforschen, wie weit denn eigentlich die Dörfer nach Norden hin besetzt wären. Ich sehe meine drei braven Kerle noch jetzt nach 25 Jahren so deutlich vor mir, als wir am späten Nachmittag dahin spritzten. Von den dreien ist außer mir nur noch Hoppe zurückgekommen, mein braver Thissing und Voigt, die brachte ich nicht zurück, die wurden an dem Tage tot geschossen.

Dafür konnte ich aber tags darauf meinem Herrn Rittmeister, den ich erst am nächsten Morgen in Frechencourt, fast drei Meilen zurück, traf (das Regiment war noch in der Nacht zurückgegangen), eine Meldung machen, die, wie er mir nachher sagte, von äußerster Wichtigkeit gewesen ist.

Ich hatte nämlich keines der Dörfer nördlich der feindlichen Vorpostenaufstellung mehr besetzt gefunden, die schlauen Franzosenkerle hatten uns ein X für ein U machen wollen; ihre Vorposten waren uns gegenüber stehen geblieben, hinter ihnen wäre alles, nach Aussage der Dorfbewohner, weiter nach der Stadt St. Quentin hinabgezogen.

Sie können glauben, Herr Redakteur, ich bin noch heute stolz darauf, daß ich der erste gewesen bin, der diesen Abmarsch des Feindes gemeldet hat. Ich habe auch nachher viel Lob von meinem Vorgesetzten

darüber erhalten, und wenn mich meine Kriegskameraden, denen ich von der Geschichte meiner Meldung und ihren Folgen erzählte, seit Jahren den „Moltke von St. Quentin“ nennen, so ist mir das eine große Ehre, jeder ordentliche Ulan auf Patrouille, der muß jetzt im Kriege immer so etwas von einem kleinen Moltke an sich haben.

Er muß gute Meldungen machen, denn ohne solche kann ich Sie seggen, da kann ein Feldherr auch nichts machen, und wenn er selbst so'n Mann wäre, wie unser alter, nu längst ok dahingegangener großer Moltke einer wesen ist.

Na also gut. Bi uns da baben da wußten se denn nu Bescheid, un wat die ollen Franzuskis sich dahinten ausgetüftelt hatten, uns nämlich, wie uns unser Herr Rittmeister nachher erzählte, in die rechte Seite zu fallen, damit war es denn nu einmal wieder nichts.

Und nun kriegte die Sache denn natürlich, wie man hier zu sagen pflegt, sofort einen anderen Dreh. Unser großer General Goeben ließ durch unseren tapferen Divisionskommandeur, den tapferen „Weißbart“, wie wir ihn nannten, den Grafen Groeben, dem noch die Infanteriebrigade der Generale Strubberg und Memerti beigegeben waren, die feindliche Nachhut bei Vermand, Soijèrcourt und Tertry angreifen; das geschah am 18. Januar.

Unsere Eskadron war am Morgen des 17. aus Frechencourt abmarschiert, es war einmal wieder solch ein richtiger, tüchtiger Wintermorgen, und ich froh gewesen, wenn ich meinen Beritt des Morgens in der Dunkelheit bei der Laterne zusammen und alles nachgesehen hatte. Dicker Nebel lag über den Schneefeldern. Und wir marschierten und ritten vorwärts und vorwärts, der Feind vor uns aber war verschwunden. Wie viel Meilen wir an dem Tage eigentlich gemacht haben, ich weiß es nicht, uns kam es bei der Kälte und dem Hunger aber vor, als wären es mindestens acht gewesen. Durch die Stadt Albert, wo vor 14 Tagen die Schlacht stattgefunden, kamen wir durch und über Combles und immer noch war es östlich weiter gegangen. Es wurde bereits dunkel, und da hatten wir noch ein heiteres Stück, woraus Sie, Herr Redakteur, sehen können, was manchmal im Kriege vorkommen kann. — An der Tete von unserer Schwadron marschierte nämlich unser hoher Brigadestab. Es hieß, wir würden nun bald in die Gegend kommen, wo wir Unterkunft für die Nacht finden sollten, die Pferde waren müde und Reiter und Pferd hungrig genug, denn

außer ein paar rohen Eiern, die so unterwegs gefunden wurden, hatten wir den ganzen Tag nichts in den Magen bekommen. — Die Kerls hingen schon mehr als sie saßen auf ihren Pferden, und wir Unteroffiziere hatten nur immer genug zu thun, um sie am Einschlafen zu verhindern, daß sie uns nicht womöglich noch unsere Pferde drückten.

Da auf einmal kommen die Offiziere von vorn an ihre Züge herangesprengt und unser Lieutenant Schachtrapp, unser Zugführer, rief: „links feindliche Kavallerie, die werden wir attackieren“.

Und wirklich durch die Halbdunkelheit schien sich dahinten etwas wie Reiter zu bewegen.

Da kam auch schon das Kommando zum Aufmarsch, die Züge der drei Schwadronen schwenkten ein (die zweite Eskadron hatte einen besonderen Auftrag und war weg), der Brigade- und Regimentskommandeur setzten sich vor die Mitte, Signal: „Galopp, zur Attacke, Lanzen gefällt, marsch-marsch!“

Der Gegner, wirklich Kavallerie, rührte sich nicht, sondern blieb ganz gemütlich im Marsche.

Signal „Halt!“ Wer war der böse Feind? Unsere eigene zweite Schwadron, die von ihrem Auftrag in der linken Flanke zurückkam.

„Ja „Irren is menschlich“, seggt de Küster, as he statt de Fierdagsglocke de Füerglocke tog“, un so wat kann vorkommen. Aber gelacht haben wir den Abend tüchtig und noch immer lachend kamen wir gegen neun Uhr in Maurepas, unserm Quartier, für die Nacht an.

Die Attacke aber hatte für den nächsten Tag vorgespukt, an dem sollten wir denn endlich einmal dazu kommen, wonach wir schon so lange recht tüchtige Sehnsucht gehabt hatten, da endlich wurde eingehauen, das war dann ein Ringen und Kämpfen, daß sich noch jetzt mein nun auch schon 50jähriges Herz daran erfreut.

Am Morgen des 18., bei dunkelm noch, da hieß es denn also nu richtig wieder „Vorwärts“. Dieses Mal aber in südlicher Richtung, auf unsere alte Bekannte, die nun eroberte Festung Perrone, los. Wir waren mit noch einer anderen Schwadron von uns unter dem Kommando des Major v. Strantz zu der Brigade des Generals von Memerti abkommandiert, mit der wir bei Peronne zusammentrafen.

Die Meldungen hatten ergeben, daß der Feind in südöstlicher Richtung bei Honcourt dicht vor uns sein sollte. Dort trafen wir ihn

aber nicht, aber dicht dabei hatte er die Dörfer Soijècourt und Poeuilly in starker Stellung besetzt.

Unser tapferer Weißbart, der Graf von der Groeben, hatte sich als Höchstkommandierender dann auch am Platze eingefunden und befahl der Infanterie, im besonderen dem Infanterie-Regiment Nr. 44, die feindliche Stellung anzugreifen, die beiden Dörfer, von denen ich gesagt habe, zu nehmen, und den Feind dort herauszuschmeißen.

Hinter einem Höhenrand, westlich Poeuilly, hatten unsere beiden Schwadronen Aufstellung genommen, um, wenn die Gelegenheit sich böte, in das Gefecht einzugreifen. Ganz in unserer Nähe aber stand unser Graf Groeben auf seinem Schimmel und leitete den Angriff.

Die feindliche Stellung war sehr stark durch Artillerie gemacht, als nun die braven 44er zum Angriff vorgingen, da fingen dann die Geschütze da drüben an zu feuern, was sie konnten. Granaten platzten fortwährend in der Luft und streuten ihre Sprengstücke in die Reihen der Angreifer, aber wat störte dat die 44er, die blieben im Vormarsch; obgleich der dritte Mann liegen blieb, sie drangen unaufhaltsam vor.

Nicht nur sie, sondern auch wir hinter unserem Hügel hatten aber tüchtig von den Granaten zu leiden.

Ob die Feinde glaubten, daß hinter dem Hügel noch Reserven von uns stünden, ob sie das dachten, weil auf der Höhe alle die Offiziere waren, ich weiß es nicht, aber eine Granate nach der anderen kam geflogen und schlug in unsere Schwadron ein, mehrere Tote und Verwundete, manch kaputgeschossenes Pferd waren bei uns die Folge der über die Höhe wegfliegenden Granaten. — Dat ging denn nu aber enmal nich anders, wir mußten dabliewen un aushareren.

Und weiter und weiter drangen die 44er vor. Ich konnte die Sache schön mit ansehen, da ich als Gefechtspatrouille weiter nach links kommandiert war und dort von der Spitze eines Hügels einen Ausblick auf das vor uns liegende Thal, in dem der Angriff stattfand, hatte. Und je mehr unsere Infanterie vordrang, je toller wurde das Gewehrfeuer aus den Hecken des Dorfes auf sie. Wenn die Franzosen aber dachten, dadurch unsere Infanteristen zum W i d e r s c h i e ß e n zu kriegen, da irrten sie sich. Mit Tirailleurs voran drangen die 44er vor. — Da — fingen deren Tambours plötzlich an zu schlagen — ein brausendes H u r r a — H u r r a ertönte, die Gewehre wurden an die Hüfte genommen — H u r r a — H u r r a — da ging es im Sturmeslauf auf das Dorf los.

Die Umgrenzung war genommen, der Feind in das Dorf hinein geschlagen. Da mochte nun wohl ein Kampf von Haus zu Haus beginnen.

Schon aber konnte ich auch sehen, wie erst einzelne Leute, dann auch stärkere feindliche Abteilungen hinten aus Poeuilly herausdrangen, die Artillerie, ihre Stellung räumend, abfuhr, und den Rückzug nordöstlich Vraignes antrat. Gleich ritt ich hin und meldete das dem Major von Strantz.

Ich konnte ihm das alles hübsch verdeutlichen, da ich mir am Morgen aus meinem Quartier bei dem Schullehrer in Maurepas eine ganz wunderschöne Landkarte des Departements mitgenommen hatte. Es war nämlich mit unseren Karten in dem Kriege immer etwas schlecht bestellt, da mußten wir denn sehen, wo wir welche herkriegten. Meine war etwas groß, sie hatte als Wandtafel für die Kinder in der Schulstube gehangen, ich hatte mir aber das Stück unserer Gegend heraus geschnitten, nu hatte ich denn viel Nutzen davon.

Auf meine Meldung hin, und weil der Herr Major sich wohl selbst von dem feindlichen Rückzug überzeugt hatte, befahl er den Schwadronen im Trabe in der Flanke des Feindes zu folgen.

So mochten wir bis vielleicht in die Höhe von Vraignes gekommen sein, der Herr Major und unser Rittmeister ritten da oben am Höhenrande, während unsere Züge gedeckt hinter den Hügeln dahintrabten — da hörten wir, wie der Herr Major unserem Herrn Rittmeister zurief: „Kaisenberg, wollen Sie attackieren?“ — „Mit Wonne“, rief der entgegen. Dann kam das Kommando: „Mit Zügen rechts schwenkt — Marsch“.

Wir schwenkten ein. „Gerade aus, Galopp.“

Im Nu war die Schwadron auf der Höhe der Hügel. — Nun erst sahen wir, was vor uns lag.

Die ganze Ebene nördlich Poeuilly war mit sich zurückziehenden feindlichen Truppen angefüllt. Vor uns, halblinks vorwärts, lag die Spitze eines dichtbewaldeten Busches, zwischen ihn und dem Dorfe da kribbelte und wibbelte es von lauter Rothosen. Einzelne laufende Leute, Gruppen von 20—30 sich rettenwollender Fußvölker, dann wieder Kompagnien in sich geschlossen, in der Ferne Batterien in langem Galopp, so flutete und wälzte sich alles zurück, vielleicht dem rettenden Walde zu.

„Zur Attacke Lanzen gefällt.“ So kommandierte, nein,

jubelte unser Herr Rittmeister und den Säbel hoch über dem Kopfe schwingend, stach er seinen Braunen ein paar Sporen und mit dem Säbel auf die Zurückgehenden zeigend, jagte er, wohl 50 Schritt vor uns, dem Feinde entgegen.

Na, Herr Redakteur, Sie können glauben, wie wir ihm folgten.

Mit lautem Hurra stürmten wir auf die Feinde los. — Dadurch vielleicht meist aufmerksam gemacht, sahen sie uns und nun ging das Geschieße los.

Hu, wie das knatterte und krachte! Aber wenige Kugeln trafen, die Kerle mochten sich zu sehr erschrocken haben, da gingen die meisten Kugeln über uns hinweg.

Aber Zeit zum Zielen ließen wir ihnen auch nicht. — Hurra — nun waren wir in den ersten drin, im Sturmeslauf ging es gegen die Feuer und Verderben sprühenden Haufen los.

Krach — Krach, drin waren wir in ihnen, da wüteten unsere Lanzen und Säbeln, umgerannt, zur Seite gestoßen, niedergemacht, da lagen sie, durch waren wir.

Da prasselt eine Salve und noch eine von einer zum Haufen zusammengeschlossenen Kompagnie in uns hinein. — „Auf sie", abermals sind wir mitten zwischen ihnen, wieder krachten die Lanzen auf die Köpfe der Rothosen, zerstreut, zersprengt, am Boden liegen sie alle. — Da sah ich, wie der Braune von unserem Rittmeister plötzlich hoch emporstieg, dann niederbrach, am Boden wälzte sich Pferd und Reiter. Aber unter Führung unserer Offiziere, der Lieutenants von Lorch, Schachtrupp und von Einem geht der siegreiche Lauf weiter.

Es waren ja nur Sekunden, in denen das alles passierte, aber unvergeßlich ist mir diese Lust des Vorwärtsstürmens. Dabei das Gekrach und Getöse der Schlacht. Nun hatte auch eine feindliche Batterie Stellung genommen und überschütteten uns mit ihren Geschossen.

Aber weiter und weiter ging unser Sturmeslauf. Der Boden war halb aufgetauter, lehmiger Sturzacker, langsamer wurden die Sprünge unserer Pferde. — Und nun hatten wir die Ecke des Waldes erreicht. — Da sahen wir vor uns ein geschlossenes Karree hinter der Waldecke verborgen, wohl zwei Kompagnien im Anschlage gegen uns.

Doch auch gegen das Karree reiten wir an. Da prasselt die Salve in uns hinein, die Lieutenants Schachtrupp und von Einem fallen, nur einzelne Reiter kommen in den Haufen noch hinein.

Wir merkten, daß hier unser Siegeslauf zu Ende sei.

Schon aber erklingt hinter uns der Signalruf: „Appell“. Unser Rittmeister hatte sich mit seinem gestürzten Pferde wieder aufgemacht, sein Ruf rief uns zurück.

Und nun gingen wir zurück, wenigstens die, die in dem Tosen des Kampfes das Signal vernahmen.

Wohl liegt mancher Reitersmann tot oder verwundet neben oder unter dem erschossenen Pferde, oder irrt in dem Getümmel umher, nach einem Pferde suchend. Was aber noch im Sattel sitzt, das wälzte sich auf den ermüdeten Pferden zurück. — Na, an das Zurückgehen, da will ich denken. Wir mußten den Weg durch alle die vorher Umgerittenen zurückmachen, was nicht totgeschossen von ihnen war, das hatte sich wieder aufgemacht und schoß auf uns, die Batterie des Feindes warf ihre Granaten von neuem in uns hinein, von denen aber nur wenige Geschosse in dem tiefen Lehmboden platzten, selbst von unseren eigenen Geschützen flogen einige Geschosse zu uns herüber. — Aber so gut es eben ging — wir ritten zurück.

Da höre ich plötzlich eine Stimme hinter mir: „Osthoff, sehen Sie da den Herrn Major, reiten Sie zu ihm und geben Sie ihm ihr Pferd, Sie werden schon durchkommen“.

Es war unseres Rittmeisters Stimme und seinem Säbel mit den Augen folgend, sehe ich unseren tapferen Major plötzlich da links von uns zu Fuß mitten im Felde stehen! Die Arme hatte er untereinander geschlagen, so stand er und sah in das Getöse vor sich hinein, als ob ihn die Sache eigentlich gar nichts anginge.

Ich in ein paar Sprüngen zu ihm hin. Meine „Grazie“, die schöne braune Stute, die mich immer treu getragen hatte, war noch ziemlich frisch. Ich also hin zu dem Major, herunter von dem Pferde und nun dem großen, langen Herrn, der, infolge des Sturzes mit seinem angeschossenen Pferde, sich an seinem Bein Schaden gemacht hatte, auf die Grazie heraufgekraxelt. — Es ging schwer genug, die Stiefel waren dick mit Lehm überzogen und gingen nicht in die Steigbügel hinein, springen mit dem Bein konnte er auch nicht, na, denn nun gehoben und geschoben — endlich hatte ich ihn oben im Sattel.

Dabei muß ich noch immer an so einen verflixten Franzosen denken, der sich wieder uf makt het un nu immer, währenddessen ik hob und schob mit sienen ollen Chassepot of mi schott. Drei Schuß hat er auf uns abgegeben, daß de Kaneille uns nich drab, ik wet et noch heute nich.

Na, ich hatte denn nu minen Major oben und nu mußte de Grazie denn laufen, was se konnte; ich aber hatte mit einer Hand den Steigbügel gefaßt und nu, hast de, was kannst de, neben her.

Ich kann seggen, ich bin min Lewedag nich so lopen, wie an dissen Tage.

Aber als die Schwadron dann endlich sich hinter unserem Rittmeister wieder sammelte, da war ik ok mit minen Majur zur Stelle, und unse leive Gott da oben, de hett uns bede in sine Gnade heil und unversehrt zurückkommen laten.

Aber wie sah es bei der Schwadron aus? Da waren leider wenig genug zur Stelle.

Da, wo früher vier Züge nebeneinander gehalten hatten, da waren es jetzt man bloß noch zwei, die anderen gefallen, vermißt, nicht am Platze. Mein lieber Zugführer Lieutenant Schachtrupp gefallen, tot; der Major von Strantz, unser Rittmeister und der Lieutenant von Einem verwundet.

Alle drei und noch ein Haufen von Verwundeten wurden am anderen Morgen in das Lazaret von Peronne gefahren.

Sie werden, Herr Redakteur, nu wahrscheinlich seggen, „wie kam de Herr Majur dertau, die Attacke der einen Schwadron mitzureiten?" Ja, sehen Se, der tapfere Mann hatte nicht zurückbleiben mögen, wenn es gegen den Feind ging, da hatte se sik denn up unser rechten Flügel gesetzt und hatte die Attacke mitgeritten, dabi war ihm denn sin schenes Perd totgeschossen worden, und ik habbe dat grote Glück gehabt, ihn retten zu können, denn dorvon löpen, dat daht de nich, da het de sik liver dotscheiten laten.

Als der liebe Major nu nach sechs Wochen aus dem Lazaret in Peronne zum Regiment zurückkam, da ließ er mich zu sich kommen und schenkte mir dafür seine goldene Uhr. In ihr steht niedergeschrieben: „dem Unteroffizier Osthoff zur Erinnerung an den 18. Januar 1871, von seinem dankbaren Major von Strantz".

In Ehren habe ich die Uhr gehalten, die 25 Jahre lang und minen Kinnern und Kinnerskinnern schall de schöne Uhr erholten blieven tau en Andenken an de grote Tiet. Zur selbigen Stunde, als wir zu unserer Attacke anritten, da übernahm unser alter König Wilhelm von den Fürsten in Versailles die Kaiserkrone.

Heil Deutschland, Heil unserm Kaiser.

Am Tage darauf hat dann unser General Goeben in der Schlacht

bei St. Quentin die Franzosen noch einmal gründlich geschlagen, damit war der Krieg im Norden aus.

Zum Attackieren für die Kavallerie kam's da nicht mehr, unsere Attacke war die letzte des Krieges.

Un nu lewen Se wohl, mien leiver Herr Redakteur, un sien Se nochmals bedankt för dat schöne Bauk, dat uns ollen Kriegern von dumals so vel Freude makt hat. Un denn sien Se ok nich böse, wenn son enfacher Mann, wie ik bin, nich beter schrieven kann, als he kann. Un nu Gott zum Gruß geehrter Herr Redakteur

Ihr

Karl Osthoff
genannt „der Ulan".

Der Pionier im Felde.

Vom damaligen Lieutenant Hinsching im k. b. Genie-Regiment.

Als Beispiele, wie 1870/71 den Pionieren zeitweise infanteristische Aufgaben zugedacht wurden, mögen folgende angeführt sein:

Am 14. August: Schlacht bei Courcelles. Ein Detachement der 1. Feldpionier-Kompagnie, I. Armeekorps, kämpfte im Verein mit dem 44. Infanterie-Regimente auf dem rechten Flügel der Armee, den der Feind mit überlegenen Kräften zu umfassen suchte. Die 2. und 3. Feldpionier-Kompagnie, VII. Armeekorps, folgten, als Halbbataillon formiert, der 13. Infanterie-Division und wurden bei la Planchette in die erste Gefechtslinie vorgezogen; sie übernahmen sodann für die Nacht die Vorpostenstellung auf dem eroberten Schlachtfelde.

Am 16. August: Schlacht von Mars la Tour. Die 2. und 3. Feldpionier-Kompagnie, X. Armeekorps, als Halbbataillon formiert, stellten sich einer Infanterie-Brigade zur Verfügung und traten in das Feuergefecht ein.

Am 30. August: Schlacht bei Beaumont. Die 2. und 3. Feldpionier-Kompagnie, X. Armeekorps, als Halbbataillon formiert, stellten sich einer Infanterie-Brigade zur Verfügung und traten in das Feuergefecht ein.

Am 30. August: Schlacht bei Beaumont. Die der 16. Infanterie-Brigade zugeteilte 1. Feldpionier-Kompagnie, IV. Armeekorps, wurde als Infanterie verwendet und nahm an der Erstürmung von Beaumont respektive Mauzan teil.

Am 1. September: Schlacht bei Sedan. Die 2. Feldpionier-Kompagnie, XI. Armeekorps, beteiligte sich bei dem Angriffe auf Floing, sammelte mehrere hundert versprengte Infanteristen, welch letztere unter Kommando eines Offiziers der genannten Kompagnie auf dem rechten Flügel zum Angriffe gegen Floing vorgingen. Die 3. Kompagnie, welche mit der 43. Infanterie-Brigade gleichfalls auf Floing vorgegangen war, wurde von zwei Eskadrons angegriffen, die aber durch das Feuer der deployierten Kompagnie, sowie einer schwachen Infanterieabteilung zurückgeworfen wurden.

Am 21. November: Gefecht bei Bretoncelles. Die 1. Feldpionier-Kompagnie, X. Armeekorps, beteiligte sich mit der 22. Infanterie-Division am Gefechte und stürmte mit dem 83. Infanterie-Regimente das Dorf Bretoncelles. Die 3. Feldpionier-Kompagnie, XI. Armeekorps, fand als Partikularbedeckung für die Artillerie Verwendung.

Am 24. November: Gefecht bei Ladon. Die 3. Feldpionier-Kompagnie, X. Armeekorps, und ein Detachement der 1. Feldpionier-Kompagnie wurden als Partikularbedeckung für die Artillerie verwendet.

Am 27. November: Schlacht von Amiens. Ein Detachement der 1. Feldpionier-Kompagnie, I. Armeekorps, nahm am Kampfe teil und wies als Partikularbedeckung einer Batterie wiederholte Angriffe feindlicher Schützenschwärme zurück. Auch die 2. Feldpionier-Kompagnie, VIII. Armeekorps, fand als Partikularbedeckung der am äußersten linken Flügel stehenden Batterie Verwendung.

Am 2. Dezember: Gefecht bei Loigny. Die 1. Feldpionier-Kompagnie, IX. Armeekorps, beteiligte sich an der Erstürmung von Loigny. Die beiden Feldpionier-Kompagnien, XI. Armeekorps, nahmen als Halbbataillone an dem Angriff auf Poupry teil und wurden später zur Deckung der Artillerie vorgezogen. In der folgenden Nacht wurden diese Kompagnien mit einem Infanterie-Bataillon zur Deckung der zur Munitionskomplettierung nach Lumeau beorderten Artillerie verwendet.

Am 3. und 4. Dezember nahmen die 1. Feldpionier-Kompagnie, IX. Armeekorps, und die 1. und 3. Feldpionier-Kompagnie, XI. Armeekorps, vor Orleans an den Kämpfen der Infanterie-Divisionen in den Avantgarden teil.

Am 7., 8. und 9. Dezember: Kämpfe an der unteren Loire.

Die der 22. Infanterie-Division überwiesenen beiden Feldpionier-Kompagnien, XI. Armeekorps, beteiligten sich mehrfach als Infanterie an den Kämpfen.

Am 2. Februar: Gefecht bei Bapaume. Die 2. Feldpionier-Kompagnie, VIII. Armeekorps, der 30. Infanterie-Brigade attachiert, nahm an dem Kampfe um das Dorf Sapigny teil.

Am 13. Januar: Gefecht bei St. Romain. Ein Detachement der 1. Feldpionier-Kompagnie, I. Armeekorps, welches einen Viadukt der Eisenbahn le Havre—Fecamp zerstörte, wurde mit stärkeren Kräften angegriffen und beteiligte sich mit der zum Schutze beigegebenen Infanterie-Kompagnie am Gefechte. Es läßt sich nicht leugnen, daß in einzelnen der oben angeführten Fälle thatsächlich Notlagen vorhanden waren, welche zur Verwendung der Pioniere als Infanterie zwangen. Aber in gar manchem dieser Beispiele ließe sich die Ursache der infanteristischen Verwendung wohl in dem Unbehagen suchen, das jede schneidige Truppe empfindet, welche der Durchführung großer Aktionen unthätig zusehen soll, indem ihr entsprechende Aufgaben eben nicht gegeben werden können. Dieses bittere Gefühl, müßig dastehen zu müssen, während die Kameraden anderer Waffen den Lorbeer für ihre Fahnen erkämpfen, sowie der Drang, selbst etwas zu leisten, hat wohl vielfach die deutschen Pioniere des Jahres 1870/71 veranlaßt, von ihrem Feuergewehr in offensiver Weise mehr Gebrauch zu machen als gerade unbedingt nötig gewesen wäre. Gar mancher Pionierchef mag durch übergroßen Kampfesmut kostbares technisches Armeegut in Gefahr gebracht haben. Brechen wir deshalb aber den Stab über diese Braven nicht. Ziehen wir im Gegenteil jenen Geist „nach vorwärts" und jene todesmutige und freudige Hingebung fürs Vaterland, welche Mannestugenden uns die großen Erfolge des Jahres 1870/71 sicherten, in uns und bei unsern Soldaten groß. Vergessen wir aber auf Grund der gemachten Kriegserfahrungen nicht, welch hohe Pflicht die Ingenieur- und Pionieroffiziere den übrigen Waffen gegenüber besitzen, die technischen personellen und materiellen Kräfte zum Heile des Ganzen zu erhalten, um sie im geeigneten Momente zu ihrem und ihrer Truppen Ruhme voll und energisch einsetzen zu können.

„Ein Spion! Ein Spion!“

Aus einem Briefe; mitgeteilt durch den damaligen Reserve-Lieutenant M. Spätt.

Genf, den 20. November 1870.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ich kam vorgestern vormittags von Culoz in Lyon an, wurde gleich auf dem Bahnhofe als der Spionage verdächtig arretiert und vom Pöbel derart insultiert und bedroht, daß ich schließlich noch froh sein mußte, als man mich in ein finsteres Loch im Stadtgefängnisse steckte, wo ich wenigstens vorerst vor dem Arbeiterproletariate geschützt war. Dort ließ man mich 48 Stunden mit den Ratten allein, während welcher Zeit ich viermal Brotsuppe bekam und dreimal verhört wurde. Heute morgen wurde mir nach einem kurzen Schlußverhör mitgeteilt, daß ich wieder frei sei, daß ich meine Effekten, welche mir bei der Arretierung sämtlich abgenommen worden waren, sofort wieder zurückerhalten werde, daß ich aber binnen zwei Stunden Lyon verlassen und mit dem nächsten Zuge nach der Grenze abreisen müsse. Ich kam vor zwei Stunden hier in Genf an. Ich kann nur wiederholen, daß die Lyoner Zustände aller Beschreibung spotten; das ist ein Bild der Anarchie, wie man es sich nicht vorzustellen vermag. Die Tausende und Tausende von Männern, die sonst friedlich in den Fabriken arbeiteten, lungern jetzt auf den Straßen und Plätzen umher; ein Teil arbeitet an Befestigungswerken, welche außerhalb der Stadt errichtet werden; ein anderer Teil liegt in den Cafés und Restaurationen — alle miteinander scheinen jetzt nur die eine reguläre Beschäftigung zu haben, jeden anständig Gekleideten, jeden, der Handschuhe trägt oder gar im Mietwagen fährt, zu insultieren. Auf den Bahnhöfen lauern ganze Horden Proletarier den ankommenden Fremden förmlich auf, mit welchen sie aus irgend einer bei den Haaren herbeigezogenen Ursache Streit vom Zaune brechen und deren Arretierung sie schließlich veranlassen, bei welcher Gelegenheit es vorkommen soll, daß sie sich des Gepäcks des betreffenden Fremden bemächtigen, angeblich um dieses zur Präfektur zu tragen, in Wahrheit aber, um es auf dem Wege dahin spurlos verschwinden zu lassen. Die Spionriecherei hat gegenwärtig in Südfrankreich einen wahrhaft beispiellosen Höhegrad erreicht. Es genügt vollkommen, daß der

nächstbeste zerlumpte Kerl mit dem Finger auf Sie zeigt und „Espion“ schreit, um Sie in die gefährlichsten Situationen zu bringen. Außer der Paßrevision hoch oben auf dem Mont-Cenis und gleich darauf wieder in St. Michel wurde ich in Lyon sofort beim Aussteigen aus dem Waggon befragt, woher ich käme, und wohin ich wolle. „Von Turin nach Tours“, antwortete ich. Als ich endlich auf die Straße trete, fällt eine Schar Gesellen über mich her und beginnt mit einer Rücksichtslosigkeit, wie man sie in Italien nicht erlebt, sich um mein Gepäck zu balgen. Ein halbes Dutzend Männer wetteifert darum, wem es gelänge, mir meinen kleinen Handkoffer zu entwinden; ebenso viele junge Burschen zerren an meinem Regenmantel und ein Dutzend Buben attackiert mich von vier Seiten, um mir meinen Plaid zu entreißen. Alle Mühe, diese Zudringlichen mit dankenden und beschwichtigenden Worten und abwehrenden Bewegungen von der Zwecklosigkeit ihrer Anstrengungen zu überzeugen, war vergeblich; das Gebalge wurde immer ärger, und da ich den unfreiwilligen Mittelpunkt desselben bildete, so wurde ich unter verschiedentlichen Rippenstößen derart hin- und hergezerrt, daß mir endlich die Geduld riß. Da ich weder mein Gepäck in Stücke reißen lassen, noch zum Transport von einem kleinen Handkoffer, einem Plaid und einem Regenmantel 20 Menschen engagieren wollte, so schüttelte ich mit einigen kräftigen Bewegungen die Zudringlichen von mir ab und riß mich aus dem Knäuel los. Das war der Funke ins Pulverfaß. Als die zerlumpte Bande sah, daß sie sich umsonst gebalgt hatte, vereinigten sie sich sofort, die sich soeben um die Aussicht auf ein paar Sous gegenseitig beschimpft und geschlagen, und begannen mich im Chorus zu insultieren. „Ob ich vielleicht nach Lyon gekommen sei, um die freien Bürger der Republik zu beleidigen?“ fragte mich einer. „Der Kerl sieht ganz so aus wie ein Preuße!“ rief ein Zweiter. „'s ist wahrscheinlich ein Spion!“ rief ein Dritter. „Gewiß!“ hieß es im Chorus. Laßt ihn nicht aus!“ Ich hatte mich inzwischen vor dem Bahnhofe nach einem Wagen umgesehen, wobei mir die schimpfende, drohende Schar, die sich jeden Augenblick durch neu hinzukommende „Bürger“ vergrößerte, auf Schritt und Tritt nachfolgte. „Einen Wagen?“ hieß es, als ich einen bisher ganz unbeteiligten Gaffer fragte, wo ich da einen Wagen fände. „Einen Wagen? Er ist ein Aristokrat, ein preußischer Aristokrat!“ schrie der herandrängende Haufe. Mein gänzliches Schweigen und Nichtbeachten ihrer Beschimpfungen und Drohungen reizte die Menge nur noch mehr; meine Lage wurde schließlich eine höchst bedenkliche, und

als sich die drohenden Rufe bis auf „Nieder mit dem Preußen! an die Laterne mit dem Spion!“ steigerten, hielt ich es für geraten, mich in den Bahnhof zurückzuziehen, wo ich bei dem Polizisten, welcher meinen Paß revidiert hatte, Schutz zu finden hoffte. Leider wußte aber dieser, der sich offenbar selber vor dem Pöbel fürchtete, nur den einen Ausweg, mich als der Spionage verdächtig zu arretieren. Ihnen zu beschreiben, wie ich neben dem Polizisten vom Bahnhofe durch die Straßen marschierte, hinter uns der lärmende Pöbel, der es jedermann zuschrie, welch köstlichen Fang er gemacht habe, vor und neben uns die gaffenden Gesichter der Vorübergehenden, Scharen von Proletariern, welche nicht übel Lust zeigten, den aufreizenden Rufen zu folgen und dem „Aristocrate prussien“ die langweilige Prozedur zu ersparen — das zu beschreiben, können Sie von mir nicht verlangen. Gewiß ist, daß ich glücklich war und freier atmete, als sich die Thür des großen Gebäudes hinter mir schloß, iu welchem ich 48 Stunden verbringen sollte, welche ich, wenn gleich zu den interessantesten, doch gewiß nicht zu den schönsten und ruhigsten meines bewegten journalistischen Daseins zählen darf. Man brachte mich erst in eine Art Wartezimmer, von wo aus ich nach Verlauf einer halben Stunde in ein kleines Bureau und dort einem Untersuchungsbeamten vorgeführt wurde, welcher eine Art Protokoll mit mir aufnahm und aufs angelegentlichste meine Effekten untersuchte. Der Mann glaubte anfänglich die Spiongeschichte gar nicht; es mochten ihm derlei Fälle von ungerechten Verdächtigungen wohl schon mehrfach vorgekommen sein, und ich wäre vielleicht schon nach einigen Stunden entlassen worden, hätten sich nicht unter meinen Papieren mehrere deutschgeschriebene und darunter unglücklicherweise auch mein Passierschein vom Hauptquartier des Königs von Preußen vorgefunden.

Das war nun freilich sehr fatal und änderte die Sachlage gar gewaltig. Der Beamte, welcher früher ganz höflich gewesen, wurde jetzt rauh und barsch. Er berief sofort zwei Diener, welche mich bis auf die Haut durchsuchten, mir alles, was ich in den Kleidersäcken hatte, Revolver, Federmesser, Brieftasche, Geld und Uhr, abnahmen (sogar die Photographie einer Dame wollte man mir nicht lassen) und mich nach einer finsteren, dumpfen aber großen Zelle brachten, in welcher ich nur ein höchst primitives Bett, einen Tisch und einen Stuhl vorfand. Weder zu telegraphieren, noch an irgend jemanden zu schreiben, wurde mir gestattet. Facit: Nach zwei schlaflosen Nächten und zwei finsteren endlosen Tagen, welche nur von den Verhören und der Brotsuppe unter-

brochen wurden, begab ich mich heute um zehn Uhr vormittags, von Hunger gequält, aus diesem gefährlichen Hotel in eine Restauration, wo ich meinen Magen, der in der letzten Nacht schon die Kraft, zu knurren, verloren hatte, für die erlittenen Entbehrungen entschädigte. Sodann ging's — immer begleitet von einem Zivilpolizisten — eiligst nach dem Bahnhofe in den Waggon, und als sich endlich der Zug in Bewegung setzte, fiel mir's wie ein Stein vom Herzen.

War das nicht wunderschön?

Lied eines Infanteristen im Felde.

Wie reizend war es vor Paris,
Wie viel gab's da zu sehn!
Jetzt ist das Leben nicht so süß,
Wir müssen weiter gehn.
Wir ziehen gegen Franctireurs
Durch Frankreichs Gauen kreuz u. quer:
Ein solcher Zug ist hübsch — ja, ja,
Ein solcher Zug ist schön.

Kaum einquartiert — o grand malheur —
Wird wieder alarmiert!
Sieh' nur den tapfern Franctireur
Dort, wie er retiriert.
Ja, lange halten sie nicht stand,
Die jagen wir ins Pfefferland.
Ist diese Jagd nicht hübsch? — Ja, ja,
Solch' eine Jagd ist schön.

Zu Mittag Erbsen, Linsen, Kraut,
Ist auserles'ne Kost.
Hier wird wohl weiter nichts gebaut?
Komm, Barthel, hier hol' Most!
Wir trinken sauren Apfelwein,
Der paßt zu unserm Essen fein —
Wir finden's trotzdem hübsch — ja, ja,
Wir finden's trotzdem schön.

Allwöchentlich vier Wachen thun,
Wem thäte das nicht gut?
Marschieren stets und niemals ruh'n,
Ei, das giebt Kraft und Mut.
Patrouillegehn die ganze Nacht,
Bis früh kein Auge zugemacht,
Ist das nicht etwa hübsch? — Ja, ja,
Grad das ist wunderschön.

Eduard Roding.

Belfort.

Zwei tapfere Artilleristen.

Von einem Augenzeugen.

Am 27. Dezember 1870, nachts drei Uhr, wurde infolge feindlichen Feuers vom Fort La Justice bei Belfort auf die Festungsbatterie „Sutner“ das Handmagazin getroffen. Die Granate drang — vielleicht wegen zu geringer Widerstandskraft des aus gefrornen Erdschollen bestehenden Brustwehrkörpers — in das Magazin und sprengte dasselbe in die Luft, wodurch ein Offizier und sechs Mann getötet, acht Mann verwundet wurden.

Hier war es nun, wo der brave Korporal Johann Hartmann der Festungsbatterie „Mieg“ sich durch sein Verhalten die vollste, ungeteilteste Bewunderung der Umstehenden erwarb. Der Feind schien, durch die Explosion aufmerksam gemacht, sein Feuer auf diesen Punkt zu konzentrieren. Einzelne Leute, welche mit dem Heben beschäftigt waren und vor den feindlichen Geschossen Deckung suchen wollten, hielt der Korporal zurück, eiferte sie zu erneuter Kraftanstrengung an und half so in der edelsten, hochherzigsten Weise mit, ein Menschenleben zu retten.

Der Unterkanonier Karl Nies, welcher schon während des Feuers in der Batterie großen Mut und stete Unerschrockenheit zeigte und so sichtbar günstig auf die junge, unerfahrene Mannschaft einwirkte, holte trotz augenscheinlicher Gefahr die hinter die Batterie geschleuderten Leichname und schleppte sie in die Batterie, ohne der einfallenden, platzenden Granaten zu achten.

Hartmann und Nies, beide vom 4. Artillerie-Regiment „König“, bekamen das Militär-Verdienstkreuz.

Die Belagerung von Belfort.

Petit Croix, 11. Februar 1870.

Schon bei Beginn dieses Feldzugs waren aller Augen auf die Belagerung Straßburgs gerichtet, und man war entzückt, als diese alte Feste der deutschen Kunst nicht länger widerstehen konnte. Man hielt die Aktion gegen Straßburg für ein Meisterstück des Artilleristen und

des Ingenieurs, und hielt sie für die schwierigste Unternehmung, die man sich denken konnte. Und doch war die Belagerung von Straßburg ein Kinderspiel gegen die von Belfort! Eine Festung, nach den alten Grundsätzen gebaut, in der Ebene gelegen, ohne besondere kasemattierte Räume, dagegen mit einer zahlreichen Bevölkerung versehen, wie lange kann diese im stande sein, bei einer engen Cernierung dem auf der Höhe der Zeit befindlichen Geschütz unserer Armee Widerstand zu leisten? Wie ganz anders sind die Verhältnisse aber bei Belfort gestaltet! Als Mittelpunkt der Befestigung kann man den Rocher oder das Chateau von Belfort betrachten: ein riesiger Felsen, welcher auf der der Stadt zugekehrten Seite steil abfällt, und dem auf der entgegengesetzten etwas flachern durch etagenförmiges Mauerwerk die Kunst das gegeben, woran es die Natur fehlen ließ. Imponiert diese Citadelle schon durch ihre Form, so gewinnt sie durch ihre Lage zu den übrigen Befestigungswerken noch mehr an Bedeutung. Von Norden und Westen her gegen Belfort vorgehend erblickt man wohl die Rückseite dieses Felsenkolosses, allein wenn auch alles andere weggedacht wäre, so ist doch eine gedeckte Annäherung der vielen Wasseradern halber unmöglich. Von Süden und Osten aus ist das Schloß erst zu sehen, wenn man sich demselben schon genähert hat. Daß dies nicht zu früh geschehe, dafür sorgen la Justice und la Miotte, auf stolzer Bergeshöhe gelegen, jedes für sich eine gewaltige Festung: zu allem Überflusse haben die Franzosen noch die beiden provisorischen Werke Haute und Basse Perche angelegt, welche dem Angriffe sehr wesentliche Hindernisse bereiteten. Die Stadt selbst ist klein und nur von Westen und Norden her gefährdet, während das Chateau und die Höhen daneben sie gegen Süden und Osten decken. Außer ihrer günstigen Lage schützen sie die Kanonen von Miotte, Barres und verschiedenen Verschanzungen, die um Barres und Miotte angelegt sind. Ein verschanztes Lager zwischen den Vorwerken und der Stadt würde dem Gros eines tüchtigen Heeres einen sichern Aufenthalt gewähren, während seine Vortruppen, in den Dörfern um Belfort verteilt, diese unter Beihilfe der Kanonen der Festung gegen jeden nicht mit allzu großer Übermacht anrückenden Feind verteidigen könnten. Rechnet man zu dem bereits Gesagten noch die Schwierigkeiten, die ein felsiger Boden Angriffsarbeiten entgegensetzt, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen von dieser durch Natur und Kunst zu einem Platz ersten Ranges gemachten Festung! Wenn man die ungeheuern Mittel sah, welche man auf die Belagerung von Straßburg verwendete, so kann man sich eines

bedauerlichen, mitleidigen Kopfschüttelns nicht erwehren, wenn man einen Blick auf die hier zu Gebote stehenden wirft. Es sieht beinahe wie Hohn aus, wenn man die wenigen Geschütze betrachtet, deren Mündungen gen Himmel schauen, um auf die riesigen Distanzen ihre Geschosse in die so hoch über ihnen liegenden Werke zu schleudern. Geschieht das, dann blitzt es hie und da in den dunklen Linien auf, und eines der riesigen Geschosse fährt wie zürnend in die überall eingesehenen Angriffsbatterien. Der hohe Wartturm auf la Miotte giebt der Besatzung die Möglichkeit, alles, was um sie herum vorgeht, genau zu beobachten, und kaum erhebt sich eine weiße Dampfwolke in irgend einer Batterie, so hört man auch schon den warnenden Ruf einer Trompete vom Turme herab, welche die Bedienung aufmerksam macht, daß ein Schuß kommt. Dieser Wartturm ist überhaupt der Ärger der Artilleristen. Auf die großen Entfernungen konnte man ihm nichts anhaben, und von welcher Seite man auch kommen mag, ein treuer eifriger Wächter steht er vor einem, jede Bewegung genau beobachtend. Bei Beginn der Operationen gegen Belfort handelte es sich natürlich darum, einen Cernierungskreis um dasselbe zu bilden, der ihm alle Hilfe von außen entziehen und es lediglich auf seine eigenen Kräfte beschränken sollte. Doch war dies nicht etwa eine leichte Aufgabe, denn die umliegenden Ortschaften waren alle besetzt und können, wie jetzt der Augenschein lehrt, sehr wirksam von der Festung bestrichen werden. Unsere wackere Infanterie aber warf den Feind nach und nach aus allen Positionen, und nunmehr sind es nur noch zwei Orte, welche von unserer Seite nicht besetzt sind, Vetrigne und Offemont, die gleichsam als neutral betrachtet werden, denn auch der Feind hat keine eigentliche Besatzung darin, sondern schickt nur hie und da eine Feldwache hinein. Beide Orte liegen dicht unter La Miotte, sodaß sie von uns nicht gehalten werden könnten. Alle die Kämpfe um die Ortschaften schwächten die Infanterie der Besatzung, aber es ist dieser Abbruch, sowie das zahlreiche Überlaufen beinahe als eine Säuberung der belagerten Streitkräfte zu betrachten; denn die Infanteriebesatzung ist jedenfalls die Schwäche der Festung, welche Behauptung wohl hinlänglich ihren Beweis darin findet, daß sie es nicht wagte, einen kräftigen Ausfall zu machen. Anders sieht es mit dem artilleristischen Angriff aus. Im kleinen begonnen, konnte er zu keinem Resultat führen, um so weniger, als die Besatzungsartillerie ganz das Gegenteil der Besatzungsinfanterie ist — eine gut geschulte Kerntruppe. Die wenigen Batterien, mit welchen man — verwöhnt durch Straßburg, Schlettstadt

und Breisach — den Angriff im Westen begann, waren natürlich nicht im stande, das Feuer der wohlarmierten Werke zum Schweigen zu bringen, wohl aber zogen sie dasselbe so sehr auf sich, daß wir manchen empfindlichen Verlust zu beklagen haben. Die Besatzungsartillerie schießt vorzüglich, und wenn sie ein Vorwurf trifft, so ist es der, daß sie mit ihrer Munition etwas zu verschwenderisch umging, ohne gerade viel zu erreichen. Nach und nach langten Verstärkungen von Belfort an, es trafen noch württembergische und bayerische Batterien ein, sodaß Artillerie aus Preußen, Bayern, Württemberg und Baden vereint den Feind zu bekämpfen suchte. Man rückte nach und nach mit dem Angriffe gegen Osten. Die große Tragweite und das präcise Schießen der französischen schweren Festungsgeschütze machte die Anlegung von Batterien in größerer Nähe unmöglich. Die ersten Batterien wurden auf ungeheure Distanzen angelegt, und man versuchte von hier aus Justice und Miotte und das Chateau niederzuhalten, die Percher Schanzen aber zu bekämpfen. Dies gelang insoweit, daß die schweren Geschütze zum Schweigen gebracht wurden, und nur noch Feldgeschütze unserm Feuer antworteten. Man hielt es an der Zeit, aus den mittlerweile vorgetriebenen Angriffsarbeiten vorzubrechen und einen Sturm zu wagen, der aber fehlschlug. Das ganze Unternehmen war verraten, man schlug im Platze schon viel früher Alarm, und unsere in den tiefen Graben gesprungene Infanterie wurde mit Rollbomben und Handgranaten derart überschüttet und von überlegenen Kräften umzingelt, daß nur ein Weg übrig blieb: sich zu ergeben, da die steilen Grabenböschungen jeden andern versperrten. Nach dieser etwas schmerzlichen Lektion ging man mit dem regelmäßigen Angriff vor, und es gelang, die beiden Schanzen zu nehmen. Dies war kaum geschehen, so richtete der Feind ein so fürchterliches Feuer dahin, wie ich es nie gehört habe. Es fielen etwa 80 Schüsse in der Minute. Unsere Infanterie konnte sich nur mit Mühe in den Werken behaupten, und der Batteriebau war unermeßlich schwierig. Auch hier haben wir manchen wackern Kameraden zu beklagen! Die Erstürmung der Perchen ist jedoch ein bedeutender Schritt vorwärts. Während die Angriffsarbeiten gegen diese Schanzen vorgetrieben wurden, erbaute die bayerische Artillerie in nächster Nähe drei 24 Pfünder-Batterien, die der Feind offenbar für Infanterie-Emplacements hielt, sonst hätte er wohl ein lebhafteres Feuer darauf gerichtet. Die Anstrengungen unserer Truppen verdienen unmenschliche genannt zu werden. Das bergige Terrain, die durch den Transport der schweren Lasten ausgefahrenen Wege, der durch

die strenge Kälte und die Felsen fast unbearbeitbare Boden, der jetzt durch das Tauwetter grundlose Schmutz in den Tranchéen, das alles sind Faktoren, die eine Reibung erzeugen, von welcher man sich nur einen Begriff machen kann, wenn man mit eigenen Augen beobachtet hat, und zu deren Überwindung eine moralische wie physische Kraft gehört, die mit Recht unser Staunen erregt! Nur eine übermenschliche Geduld und Ausdauer kann uns auf normalem Wege die Festung überliefern; anders wäre es, wenn Mangel an Lebensmitteln oder sonstige unvorhergesehene Ereignisse die Kapitulation herbeiführten.

Unter General Werder.

Von einem ehemaligen Kriegsfreiwilligen bei den badischen schwarzen Dragonern Nr. 22.

Als im Jahre 1870 der Krieg drohte, war ich Studiosus theologiae in Heidelberg. Da ich von Jugend auf zum Pfarrer bestimmt war, dachte weder ich noch die Meinen im Ernst daran, daß ich jemals den Soldatenrock anziehen werde, denn die Theologen waren frei vom Militärdienste. Aber die Wogen der Begeisterung und der Liebe zum Vaterlande gingen namentlich in der Studentenwelt so hoch, daß auch ich meine Eltern bat — wenn auch bangen Herzens — den Krieg als Freiwilliger bei den Dragonern mitmachen zu dürfen.

Mein Vater, ebenfalls Pfarrer, antwortete: „Das Vaterland ruft, seine Söhne müssen folgen". Meine Mutter: „Ich hoffte, daß du dich nicht hinter der Theologie verstecken werdest". So trat ich mit ihrem Segen in das schwarze Dragonerregiment ein, wurde sieben Wochen einexerziert, lag dann noch 14 Tage vor Straßburg, durfte nach der Übergabe dort mit einreiten, marschierte durch die Vogesen, lag zirka zehn Wochen in Dijon und Umgebung, machte den Rückmarsch nach Belfort und die dreitägige Schlacht mit und kehrte gesund und unverwundet zu den Meinen zurück.

Meine Hauptaufgabe war, da ich etwas französisch sprach und die Herren Offiziere mir bald Zutrauen schenkten, zu patrouillieren und zu eclärieren. Als Patrouillenführer habe ich wenigstens 80—100 Patrouillen zu jeder Tags- und Nachtzeit gemacht und kam dabei 23 mal in Feuer und Gefecht. Manch guter Kamerad fiel samt Roß an meiner Seite —

mich hat Gottes Güte behütet, daß ich unverwundet davonkam, obwohl die feindlichen Geschosse mich nahe genug umschwirrten und ein französisches Granatstück mir in der Schlacht von Belfort die Helmspitze streifte.

Die erste Bedingung für einen guten Dragoner ist ein gutes Roß. Und das hatte ich gottlob. In den ersten Tagen bei Straßburg und den Vogesen zwar hatte ich noch einen alten, steifen Gaul, aber als man erkannte, daß ich gute Dienste leisten konnte, bekam ich einen vorzüglichen starken Braunen, ein Beutepferd aus Straßburg, den ich während des ganzen Feldzugs ritt und dessen Schnelligkeit ich mehr als einmal mein Leben verdanke. Da ich ihn jedoch nicht auf allen Patrouillen reiten konnte, bekam ich zu jeder zweiten Patrouille im Tag ein frisches Pferd. Von allen diesen konnte nur eines den Vergleich mit meinem „Mac Mahon" aushalten.

Unsere dritte Brigade unter General Keller bekam Ende November den Befehl, von Dijon aus einen Vorstoß nach Süden gegen die Stadt Autun zu machen. Die Franzosen und Garibaldianer waren in der letzten Zeit wieder zu üppig geworden und suchten bei Tag und Nacht durch kleine Scharmützel uns zu beunruhigen und zu ermüden. Wir zogen ihnen also entgegen und trieben sie drei Tage lang vor uns her. Am ersten Tag, den 27. November, stellten sie sich noch am festesten im Gefecht von Pasques, welches Garibaldi selbst leitete und bald verlor. Das ganze Gefechtsfeld lag voll Verwundeter, Waffen, Montierungsstücke, Patronen rc. und die vierten Züge der Reiterei wurden beordert, Chassepotgewehre mit Patronen aufzunehmen und fortan zu tragen. Das war anfangs freilich recht beschwerlich, indem bei jedem Schritt des Pferdes das Gewehr uns auf den Rücken pumpte und kreuzlahm machte. Doch konnten wir schon in den folgenden Tagen häufig Gebrauch von dieser trefflichen Waffe machen. Am 28. gab's wieder einen Zusammenstoß bei Arney le Duc. Unterwegs hatte ich als Seitenpatrouille mit zwei Mann einem Trupp Franzosen einen Transport von 30 Ochsen abgenommen. Als sie uns kommen sahen, nahmen sie Reißaus, so daß sogar mein schneller Mac Mahon nicht vor ihnen den nahen Wald erreichen konnte, der unserm Verfolgen ein Ende machte. Unterwegs hatten sie alles, was sie am Laufen hinderte, weggeworfen. Am folgenden Tage führte ich die Tete, kam durch ein kleines Dörfchen und stieß an einer Ecke auf einen Trupp Franzosen, die gerade sich von ihren Quartiergebern verabschiedeten. Neben mir stand ein junges Bürschlein mit vollem rosigen Gesicht so nahe, daß ich es mit dem Säbel hätte

erschlagen können. Allein es dauerte mich, und so setzte ich mein Chassepot an und feuerte in den größten Haufen. Die aber nicht faul, ließen nun auch blaue Bohnen um uns surren. Da ich mit meinen zwei Mann nichts ausrichten konnte, machten wir Kehrt zur Meldung. Das nachkommende Gros hatte unser Schießen gehört und umzingelte unterdessen das Dorf; nichts destoweniger aber wurden keine Gefangenen gemacht. Dagegen stellte sich am folgenden Tag der Feind wieder fester in Autun, dem Geburtsort des Marschalls Mac Mahon (Augustodunum oder Bibracte). Als nachmittags das Gefecht eröffnet wurde, hofften wir, wie in den letzten Tagen, bald als Sieger in gute Quartiere einzuziehen. Es kam aber anders. Ich erhielt den Befehl, mit zwei Mann zu sehen, ob die Stadt besetzt sei. Im Trab ritt ich vor und stieß an einer Krümmung des Wegs auf etwa 400 Franzosen. Ich eilte zurück zur Meldung und bekam den Befehl nochmals vorzureiten und dem Feinde Schüsse abzulocken. Die bekam ich prompt in reichlichem Maß. Sogar Kanonen, die wir seit Straßburg von feindlicher Seite nicht mehr gehört, fingen an zu brummen, ohne jedoch großen Schaden unter uns anzurichten. Das Gefecht entwickelte sich, Schützenlinien gingen beiderseits vor, Teile unseres 6. Infanterie-Regiments mußten sogar bis an die Hüften durch ein Flüßchen waten. Als sie heraus kamen, klirrten an dem kalten Tage ihre sofort gefrorenen Kleider. Das Gefecht kam nun in besten Gang, mußte aber bald wegen zu weit vorgeschrittener Nacht abgebrochen werden. Dazu war die Meldung gekommen, daß wir in drei Tagen wieder in Dijon zurück sein mußten. Aber Gefangene hatten wir doch schon viele gemacht, die an unsern Wachfeuern unmutig den Schnee zertraten und ungern auf unsere Fragen antworteten. Am nächsten Morgen mußte ich in aller Frühe nochmals untersuchen, ob die Stadt noch besetzt sei, und kam bis an die ersten Häuser. Da wurde ich endlich von den feindlichen Posten mit Salven begrüßt, die aber keinem von uns drei etwas schadeten.

So suchten wir in Eilmärschen unserm Befehl nachzukommen. Aber als wir am zweiten Tage zum Abmarsch aus dem Quartier aufgestellt waren, bekamen wir unvermutet von der nächsten Höhe, wo das Schloß „Chateauneuf" stand, Feuer. Die Garibaldianer waren auf näheren Wegen Tag und Nacht marschiert und suchten uns abzuschneiden. Während nun sich hier ein starkes Gefecht entwickelte, erhielt ich den Auftrag, mit sechs Mann rückwärts zu patrouillieren und zu sehen, ob der Feind auch von hinten nachdränge.

Ich ritt etwa zwei Stunden bis zu dem bezeichneten Platz, stieß aber nicht auf den Feind. Dieser hatte sich zwischen dem Gebirg und mir durch den Wald bis Chateauneuf gezogen. Auf dem Rückweg ritten wir durch unser früheres Quartier, wo uns unser Quartiergeber mit einer Flasche Wein erfreute. Inzwischen war das Gefecht verstummt, und wir dachten, die roten Hosen der Garibaldianer seien wieder geklopft. Guten Mutes ritten wir zum Dorfe hinaus in den nun dichter fallenden Schnee und zogen unsere aus französischen Teppichen gefertigten Kapuzen über die Helme. Auf dem Platze, wo wir uns von der Schwadron getrennt, und Hauptmann von Leiningen schon Granaten in die anstürmenden Feinde geworfen hatte, sahen wir mehrere Regimenter in Rendezvousstellung und wollten uns schon bei ihnen, die wir bei dem fallenden Schnee für Deutsche hielten, einreihen. Wir selbst wurden jedenfalls wegen unserer Chassepots und Kapuzen für Chasseurs d'Afrique gehalten. Als wir sahen, daß wir sechs Mann in den Feind geraten waren, stießen wir unseren müden Rossen die Sporen in die Weichen, rissen ihnen die Köpfe in die Höhe, schwangen die Säbel und sprengten, so schnell wir konnten, davon. Inzwischen hatten aber die Garibaldianer auch gemerkt, wer wir seien und suchten uns den Weg zu verstellen. Schießen konnten sie vorerst nicht gut, da wir auf allen Seiten von Feinden umgeben waren und sie einander selbst getroffen hätten. In gewaltigen Sprüngen setzten wir über sie weg und hauten mit den Säbeln nicht übel auf ihre Köpfe. Als wir ein Stückchen weg waren, konnten sie schießen, gaben Salve auf Salve ab, und verwundeten aber nur die „Grethel" meines Putzkameraden Federle am Kamm ohne weiteren Schaden. Als wir ihrem Feuer entronnen waren, befahl ich, langsamer zu reiten und die Pferde ausschnaufen zu lassen. Diese Pause in der Gefahr benützten wir dazu, Kriegsrat zu halten, da wir die Richtung verloren hatten und nichts sahen als Feld, Wald und Schnee. Als wir aus dem Wald herausritten, sahen wir auf eine Entfernung von etwa 50 Schritten wieder eine französische Abteilung, die uns ruhig ziehen ließ, jedenfalls in der Meinung, wir seien Franzosen. Wir thaten nichts, um diesen Wahn zu zerstören. Später kamen wir an ein Städtchen. Vor demselben waren französische Gepäckwagen aufgefahren, glücklicherweise ohne Bedeckung. Schon faßten wir die Säbel wieder fester, als einer meiner Dragoner sagte: „das wird nicht gefährlich. Da sind zu viele Frauenzimmer unterwegs". So war's auch. Ungehindert ritten wir durch das Städtchen, da und dort nach dem Namen des Städtchens und dem

Weg nach Dijon fragend. Draußen aber jagten wir ohne Weg den Berg hinauf, um auf der Höhe uns zu halten und eine im Thale etwa marschierende Kolonne zu sehen. Vorerst aber war's damit nichts, und wir verirrten uns gründlich. Endlich sah ich zwei Mädchen daher kommen und bat sie um Angaben, gestand ihnen auch unsere Not und appellierte an ihr Mitleid. Diese zeigten die Richtung und gaben uns die Orte an, wo „Prussiens“ und wo Français seien. Nach letzteren hatten wir im Augenblick kein Verlangen, denn es war inzwischen zwei Uhr geworden, und um sieben Uhr waren wir abgerückt. Ich dankte den Mädchen für ihre Hilfe und wünschte jeder einen recht braven Mann. Nach Verlauf von etwa zwei Stunden sahen wir in der Dämmerung im Thale eine Kolonne, schlichen bei und fanden die Unsern wieder. Öfters wurden wir im Vorbeireiten gefragt, ob wir die noch fehlenden Dragoner seien. Unser Rittmeister machte einen Luftsprung, als er uns sah, und behauptete, zu den Dragonern immer gesagt zu haben: „sie kommen wieder, es sind lauter gewichste Kerls mit guten Pferden“, aber im Innern habe er sich sagen müssen, bestenfalls sind die Pferde erschossen und meine sechs Dragoner sind gefangen.

So war ich auf Patrouillen oft in Todesgefahr, wie ich es in meinen Kriegsfahrten (Karlsruhe bei Reiff, IV. Auflage) erzählt habe.

Es galt in der Schwadron für ausgemacht, wo der W. hinreitet, wird's gefährlich; aber immer hatte ich einige Kameraden, die mir freiwillig folgten. Ihre Namen sollen auch hier genannt werden: Federle, Rößler, Waldbauer, Binz, Rihm.

Unsere Verpflegung war oft sehr mangelhaft, wie es nicht anders möglich war. Dragonern kann man nicht nachfahren, was nötig ist; sie müssen eben für sich selbst sorgen. Das lernt sich bald. Hafer und Heu rochen wir förmlich; wo solches zu finden war, ward's gefunden. Ebenso Brot und andere Viktualien. Hühner und Lapins wurden auf Patrouillen mitgehen geheißen; im Nu waren wir von unsern Pferden und fingen solche mit affenartiger Geschwindigkeit. Im Quartier wurden sie nach unserer Meinung trefflich zubereitet. Jetzt kann ich sie freilich nicht mehr essen. Wein gab's überall außer bei Belfort. Als wir dort in Eilmärschen von 12—15 Stunden bei Tage und einigen Nachtpatrouillen recht abgehetzt ankamen, war in der armen Gegend nichts mehr zu finden als Kartoffeln. Ich kam während der Schlacht in ein Nachtquartier, wo ich's eben fand, zu einem Krankenpflegerzug. Der Unteroffizier sagte nach einiger Zeit: „so, jetzt wollen wir eins trinken“. Elektrisiert sprang

ich auf und sagte: „ich habe schon drei Wochen keinen Wein mehr gesehen, hier ist Geld, nehmt mir auch mit“. Jener aber behauptete: „Caval, steck dein Geld ein, er kostet nichts?“ Nach einiger Zeit kam durch das Fenster eine Gießkanne herein, und wir ließen's uns wohl schmecken. Das Gefäß wurde noch einigemale geleert. Da fragte ich: „ja, wo bekommt ihr denn den Wein her?“ Nun stellte sich's heraus, daß sie in der Scheune zwei große Fässer unter Stroh verborgen gefunden und eins schon geleert hatten. Vornhin hatten sie ein beißendes und schlagendes Pferd gestellt, so daß der Bauer nicht hinein konnte. Ließ derselbe sich sehen, so hob das Pferd schon den einen Hinterfuß und der Bauer verschwand wieder. Ich rief ihn und sagte: „nicht wahr, Sie haben keinen Wein?“ Oh, rien du tout, pas ça (es folgte die bekannte Bewegung, mit einem Fingernagel an die Zähne).

„O, Sie armer Tropf“, erwiderte ich, „trinken Sie mit uns.“ Er kam, hielt das Glas vor das Licht und kostete. Dann meinte er: „Il goûte tout comme le mien“. (Er schmeckt gerade so wie meiner.) Hierauf konnten wir uns nicht halten, brachen in ein homerisches Gelächter aus und luden ihn ein, mitzutrinken. Und er trank und trank und trank, als wollte er mit der That sagen: „wenn doch alles hin sein muß, will ich wenigstens meinen Teil haben.

Während der dreitägigen Schlacht hatten wir Dragoner nicht viel zu reiten, mußten aber als Zielscheibe für die Franzosen hinter fünf 24-Pfündern auf einem Berge halten. Ständig fuhren Granaten, Chassepots, Shrapnels über uns hin. Sie schossen zu hoch, so daß im ganzen bei der Schwadron in drei Tagen nur zwei Mann und drei Pferde verwundet wurden. Doch wenn sich die gute Disziplin einer Truppe darin zeigt, bei Gefahr nicht unruhig zu werden, so haben wir die Probe bestanden. Wir lagen und standen um unser Kochfeuer herum und versalzte ein Granatstück unsere Kartoffel, so blieben wir erst recht dort. Bei der Verfolgung des Feindes kam ich noch einigemale ins Feuer, wobei mir Spengler von Lautenbach samt Pferd an der Seite erschossen wurde.

Sind nun auch 25 Jahre nach dieser großen Zeit verflossen, so geht den alten Soldaten doch immer wieder das Herz auf, so oft sie davon reden. Das Sehnen des deutschen Volkes nach Einigung unter einem Kaiser ist gestillt. Der Kaiser Rotbart ist in unserem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm als barba bianca wieder erwacht und hat die Herrlichkeit des alten Deutschlands neu gemacht. Wer hierzu nach seinen

schwachen Kräften beigetragen, wird bis zum letzten Atemzug einstehen für das mit dem Blut der Tapfersten erworbene Gut und den allwärts gepredigten Umsturzgedanken jederzeit entgegentreten.

Vor Belfort.

C.-Q. Meroux, 18. Februar 1870.

Es waren noch Tage des bangen Schwankens zwischen Furcht und Hoffnung vom 14. an, bis wir zu dem heutigen Resultate gelangt sind. Von den Forts herunter tönen zum letztenmale die französischen Geschütze; aber unsere Kanoniere sind's, welche sie bedienen, und ein freudiger Jubelruf ist ihr Dröhnen, daß diese Belagerung überstanden, eine tiefherzliche Anerkennung dem Feinde, dessen letzte tapfere Scharen soeben zum Thore hinausziehen; sie können stolz sein auf diesen Abzug, aber auch jubeln und jauchzen, daß sie aus diesem „offenen Grabe" herauskommen, dem Leben wiedergegeben und, helf's Gott! dem Frieden. Sie ziehen ab, wie wir noch keine Besatzung abziehen sahen; nicht wie in Straßburg, neu bekleidet von Kopf bis Fuß, sondern in den verschiedensten Kostüms, wie sie eben beim Beginn der Belagerung zusammengeworfen worden waren; aber auch nicht wie dort eine desorganisierte Bande, sondern eine wohldisziplinierte stramme Truppe; und doch hatten wir dort einen großen Teil Linie vor uns, hier fast nur Mobilgarden und Franctireurs; aber die Franctireurs waren eine gute Infanterie geworden, aus den Moblots hatte der Kommandant sich sogar jene Artilleristen herangezogen, deren wohlgezielte präcise Schüsse selbst bei den Belagerern, eine Art Vergnügen und Bewunderung erregten. Es ist eine Eigentümlichkeit unserer Belagerungen in diesem Feldzuge, daß wir stets die Stärke, die Truppenzahl unseres Feindes unterschätzt haben; so waren wir vor Straßburg erstaunt über die Zahl der Gefangenen, und sogar manche Bemerkung wurde laut: „Wie gut, daß wir das nicht gewußt haben; es hätte vielleicht die Energie unseres Angriffes durch vorsichtige Verzögerung gelähmt!" So ging's mit Schlettstadt und Breisach. Bei allen drei Festungen war man verwöhnt durch eine mangelhafte Verteidigung; denn sogar bei Straßburg hatte der französische Ingenieur nichts weniger als seine Schuldigkeit gethan. Und so zog

man auch vor Belfort, man schätzte es auf ungefähr 12 000 Mann, aber die Stadt wollte man nicht bombardieren, die paar schlechten Soldaten würden sich nicht schlagen, man behandelte die Festung als Bagatelle, und es kam wohl kaum jemand auf den Gedanken, daß der Verteidiger gar das Vorterrain halten würde, daß wir erst Monate brauchen würden, ehe wir zum eigentlichen Angriff schreiten könnten. Und so ging man nicht einmal heran bis an die nächsten Dörfer, so zog man eine Cernierungslinie, welche man wegen des ungemein großen Umfanges mit den geringen Kräften kaum besetzen konnte. Der Kommandant benutzte dies nur zu gut; jetzt erst ging er mit seinen Truppen aus dem Umkreis der Forts heraus, jetzt besetzte und befestigte er die umliegenden Dörfer und Waldungen, jetzt ging er mit seinen Vorposten vor bis an unsere Kantonnements; und während er die Verproviantierung ebenso wie Disziplin und Kampffähigkeit seiner Truppen mit Emsigkeit und eiserner Energie zu vervollkommnen strebte, begann er schon jetzt, alle Vorsichtsmaßregeln eintreten zu lassen, welche eine belagerte Stadt nicht früh genug beobachten kann. So finden wir in den Schanzen des Vorterrains, welche er im Dezember besetzt hatte, die Überreste von Pferden, welche deutlich beweisen, daß die von Kugeln getroffenen Tiere zum Lebensunterhalt benutzt wurden; und doch sahen wir gestern und vorgestern die französischen Bataillone mit lebendem Schlachtvieh noch ausrücken. Die neuen Forts, die beiden Perches und die Ferme, können zum Beginn der Cernierung noch nicht fertig gewesen sein, denn erst im Juli vorigen Jahres sind sie in Angriff genommen, und diese aus dem Fels herausgearbeiteten Gräben, diese mit großen bombensicheren Blockhausanlagen, mit Hohltraversen und Pulvermagazinen versehenen Werke sind eine ganz bedeutende, zeitraubende Arbeitsleistung der Cernierung: und doch hat Densert noch Zeit und Mittel gefunden, sämtliche Dörfer des Umkreises gut zu befestigen, Schanzen aufzuwerfen, eine Unzahl Schützengräben, Batterien und mächtige Verhaue anzulegen. Jeden Vorteil hat er benutzt, und vor allem den, daß man ihm Zeit ließ. Man darf aber keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß unsere Soldaten alles geleistet haben, was man nur von ihnen fordern kann, daß es nicht Mangel an Mut, an Ausdauer, an Energie gewesen, der es verschuldet, daß wir auf diplomatischem Wege und nicht mit den Waffen in der Faust diese Festung genommen haben. Was in der kurzen noch disponiblen Zeit des Waffenstillstandes von diesem Komplex von Felsennestern noch zu erringen war, ist mit großartiger Arbeitsleistung und

mit derselben unerschrockenen Kühnheit gewonnen worden, welche uns Straßburg in die Hände lieferte, das sind die Perches. Die Felswände des Chateau, der Justice und Miotte zu stürmen, hätte nur die Idee eines Wahnsinnigen sein können. Nun wir's haben, nun wir's durch unseren letzten Erfolg mit allen Ehren haben und unsere abstrapazierten Truppen mit freudigem Herzen der Diplomatie den Rest des Sieges abtreten, möge es uns ein Unterpfand des baldigen Friedens sein. Denn selbst dem Berufssoldaten wird man es nicht zur Schmach anrechnen, wenn ihn nicht mehr gelüstet nach Kampf und Krieg, wenn er satt ist der harten Arbeit und seufzt: „Herr, gieb uns Frieden wieder, daß wir wieder Menschen werden, reinlich zivilisierte Menschen!“

Im belagerten Paris.

Von Hauptmann a. D. F.

Leere aber teure Austern. Im Hotel Drouot zu Paris fand am 30. Dezember 1870 eine kleine, aber bizarre Auktion statt; es kamen nämlich 24 Stück leere Austernschalen zur Versteigerung, welche von dem einzigen Dutzend Austern stammten, das während der Belagerung in die Stadt gelangen konnte und von einem Restaurant mit 100 Francs bezahlt wurde. Wer diese zwölf Stück Austern und zu welchem Preise verzehrte, ist nicht bekannt geworden, aber die leeren Schalen, von denen jede mit einer Erinnerungsetikette versehen war, erstand ein reicher Amerikaner Mr. Harry Stuart, zum Preise von 32 Francs per Stück.

Solche Extravaganzen konnten sich natürlich nur die reichen Leute gestatten; die armen aber wußten wirklich nicht, woher sie nur die allernotwendigsten Lebensmittel nehmen sollten. In der belagerten, eng eingeschlossenen Stadt herrschte Mangel an allem, sowohl an Nahrungsmitteln als an Feuerungsmaterial. — Als wir im April 1871 vor dem nunmehr wieder offenen Paris lagen, wurden uns von herumziehenden Händlern kleine Stücke Brot zum Kaufe angeboten, welche auf Pappdeckel befestigt waren, und uns einen Einblick gewährten, wie sehr die Pariser Bevölkerung während der Belagerung an Entbehrungen zu leiden hatte.

Dieses Brot bestand aus grober Kleie und eingebackenem Stroh-Häcksel; es hatte das Aussehen, als ob es aus Sand und Stroh zusammengesetzt sei.

Nachdem Paris kapituliert hatte, kamen die Franzosen, Frauen und Männer, elegant gekleidet, in hellen Haufen an die Demarkationslinie und baten um Brot oder sonstige Lebensmittel, sie wollten jeden, auch den höchsten Preis dafür zahlen.

Wenn unsere Soldaten etwas zu verkaufen hatten, so gaben sie es gerne her und verlangten entweder gar nichts dafür oder begnügten

sich mit einer Bezahlung, wie sie in Deutschland unter normalen Friedensverhältnissen für einen Laib Brot gegeben wird.

Es war fast komisch anzusehen, wenn diese eleganten Herren und Damen, die sonst vielleicht in ihrem Leben noch niemals den kleinsten Gegenstand eigenhändig über die Straße getragen hatten, jetzt in den fein behandschuhten Händen einen Laib Brot, eine Erbswurst oder ein Netz mit rohen Kartoffeln trugen.

Ja, der Hunger thut weh!

Die deutsche Kaiserkrone.

O, wenn ich nur ein Goldschmied wär'!
Ich schmiedete die Kron'
Dem Helden, der im Siegerkranz
Bestieg den Kaiserthron;
Ich schmiedete wohl Tag und Nacht,
Bis ich das schöne Werk vollbracht.

Mit einem blauen Edelstein,
Die deutsche Treu' genannt,
Fügt ich den goldnen Reifen fest
Mit sichrer Meisterhand;
Ich füg' ihn fest, daß nimmermehr
Verloren ginge Ruhm und Ehr'.

Dem goldnen Reifen setzt ich dann
Die gold'nen Spangen auf;
Auf diese prägt ich jeden Stamm
Der deutschen Art darauf,
Daß ewig wahr das teure Wort:
Geeint in Treu' sind Süd und Nord.

Ein Demant, selten, unschätzbar,
Käm' auf die Spangen nun:
Die Freiheit ist's! sie müßte stolz
Auf meiner Krone ruh'n.
O deutsches Volk, die höchste Zier
Wär dieses Reichskleinod wohl dir!

Die Menschenliebe, süß und mild,
Wie Frühlingsrosen schön
Müßt' sie als ein Juwelenkranz
Mir um den Demant stehn.
Du glücklich Volk, du glücklich Land,
Dem eigen ist dies Himmelspfand!

Die Perle der Gerechtigkeit,
So hell wie Sonnenlicht,
Sie dürft' als wunderbare Zier
Mir wahrlich fehlen nicht;
In dieser Perle lichtem Schein
Kann Volkes-Wohlfahrt nur gedeihn.

Mit einem feurigen Rubin —
Das ist der deutsche Mut,
Der, was erhaben groß und schön,
Beschützt als höchstes Gut, —
Da schmückt' ich jede Spange aus
Zu Schutz und Trutz dem goldnen Haus

So, deutscher Kaiser, wär' die Kron',
Die ich mir ausgedacht;
So möcht' auf deinem Haupte sie
Ich sehn in heil'ger Pracht. —
So möcht' ich heut' sie geben dir,
Glück auf dann, Deutschland, für und für!

K. Friedrich.

Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs.

Von William Pierson.

Der deutsch-französische Krieg war zu Ende. Nie hatte ein Feldzug glorreichere Trophäen gebracht als dieser siebenmonatige. In 16 Schlachten, die das deutsche Heer gewonnen, in 26 Festungen, die es erobert hatte, waren 11 000 Offiziere und 363 000 Mann zu Gefangenen gemacht, 6700 Geschütze und 121 Adler und Fahnen erbeutet worden. Wie Moltke mit dem Schwerte, so hatte dann Bismarck mit der Feder über Erwarten erreicht: einen Landerwerb, an Umfang zwar mäßig (264 Quadratmeilen mit 1 600 000 Einwohnern), aber unendlich wertvoll durch geschichtliche Erinnerung, und weil er die deutsche Grenze fest machte, eine Kriegssteuer, groß genug, um nicht bloß den Schaden, den Deutschland in diesem Kriege an seiner Habe erlitten, sondern auch die Kosten zu bezahlen, welche jetzt durch seine Umwandlung aus einem lockeren Staatenbund in einen gesicherten Bundesstaat entstanden.

Denn auch der herrlichste Preis, den das deutsche Volk von diesem Kriege verlangt hatte, ward ihm zu teil, es ward geeint zum deutschen Kaiserreich. Noch während die Kanonen donnerten, während noch das Eisen glühte, hatte im Hauptquartier des preußischen Königs zu Versailles der Kanzler des norddeutschen Bundes mit den Bevollmächtigten der deutschen Südstaaten die Verträge geschlossen, durch welche alle deutschen Staaten unter Führung Preußens zu einem einzigen Reiche verbunden wurden. Zuerst, am 15. November, unterzeichnete Baden und Hessen, dann am 23. November Bayern, Württemberg. Die Fürsten, besonders der König von Bayern wünschten, daß der König von Preußen die Rechte, die er über Deutschland empfangen, unter dem Titel eines deutschen Kaisers ausübe.

Auch im Volke selber, am meisten im Süden, legte man auf den ehrwürdigen Kaisernamen großen Wert. Der norddeutsche Reichstag gab der Meinung des deutschen Volkes Ausdruck. Nachdem er (am 9. Dezember) jene Verträge mit den Südstaaten genehmigt hatte, richtete er eine Adresse an den König, in welcher er denselben bat, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Diese Adresse wurde durch den Präsidenten des Reichstags, Geh. Rat Dr. Simson, dem eine Anzahl Mitglieder

beigeordnet waren, nach Versailles überbracht und am 18. Dezember dem König übergeben. Schon einmal war Eduard Simson als Sprecher des deutschen Volkes mit demselben Antrag vor einen König von Preußen getreten, damals umsonst. Denn Friedrich Wilhelm IV. hat sehr richtig geantwortet, „die deutsche Krone wird nur auf dem Schlachtfelde gewonnen“. Jetzt war sie gewonnen, Wilhelm I. hatte sie redlich verdient und war der Mann dazu, sie zu behaupten. So erfüllte er denn den allgemeinen Wunsch; er nahm für sich und seine Nachfolger in der Krone Preußens die deutsche Kaiserwürde an. Es war am 18. Januar 1871 (einem Mittwoch), als diese bedeutungsvolle Feierlichkeit vor sich ging. Die Spiegelhalle (galerie des glaces) des Palastes zu Versailles war der Schauplatz derselben. Ein Altar erhob sich dort, mit einer roten Decke bekleidet, welche das Zeichen des eisernen Kreuzes trug. Zu beiden Seiten standen in dichten Reihen ordensgeschmückte Mannschaften des deutschen Heeres, ihnen gegenüber eine erlesene Schar von 500 Offizieren, dazwischen zur Linken ein Wald von schlachterprobten Fahnen.

Um halb zwei Uhr trat der König ein und stellte sich vor dem Altar auf, im Halbkreise um ihn die Vertreter und Abgesandten der deutschen Fürstenschaft: der Kronprinz von Preußen, die Prinzen Karl und Adalbert von Preußen, der Kronprinz von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Sachsen-Weimar und Oldenburg, der präsumtive Thronfolger Prinz Wilhelm von Württemberg, drei Prinzen von Bayern, die Herzöge von Koburg, Meiningen und Altenburg, die Erbgroßherzöge von Weimar, Schwerin, Strelitz und Oldenburg, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt und Hohenzollern, zwei Herzöge von Württemberg, Prinz Georg von Sachsen und Prinz August von Württemberg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten Schaumburg-Lippe Schwarzburg-Rudolstadt, Wied, Putbus, Lynar, Pleß, Bivon, Croy und Reuß, dann die Generale und Minister, ihnen voran der Kanzler Graf Bismarck.

Als der König eintrat, stimmte ein aus den Soldaten gebildeter Sängerchor einen Psalm an. Nun begann am Altar ein Militärgeistlicher die Liturgie, auf welcher die Predigt über Psalm 21 folgte. Nachdem der Gesang „Nun danket alle Gott“ und der Segen den Gottesdienst beendet hatten, schritt der König auf die Fahnen zu, verlas vor ihnen die Urkunde über seine Annahme der Kaiserwürde und gab dem Kanzler Grafen Bismarck die Proklamation an das deutsche Volk zu verlesen. Sie lautet also:

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen, verkünden hiemit: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden Wir hiemit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesamte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten Folge zu leisten und die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Demgemäß werden Wir und unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit, das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu schützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volk vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden. Uns aber und Unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit „Mehrer des deutschen Reichs" zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Nachdem Graf Bismarck diese Proklamation verlesen, trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz" stimmte die Versammlung voll freudiger Begeisterung ein. Die Feier war zu Ende; der Kaiser verließ, begleitet von den Fürsten, den Festraum; draußen begrüßte ihn mit schmetterndem Jubel der alte, preußische Hohenfriedberger Marsch. Der 18. Januar, einst der Tag der Erhebung Preußens zum Königreich, war jetzt zum Geburtstag des preußisch-deutschen Kaisertums geworden.

Pariser Kochrezepte während der Belagerung.

Aus dem Pariser Kochbuche, betitelt: „Die belagerte Köchin".

Der Esel eignet sich durch die Zartheit seines Fleisches zu einem Festgericht für die reichste Tafel. Das Eselsfleisch ist weit feiner als das des Rindes und verträgt gleich dem des Maultieres, das ebenfalls im permanenten Gebrauche zu bleiben verdient, jedwede Art von Behandlung.

Von der Katze wird gesagt: Die Zierde und der Trost der Dachstube und der glückliche Liebling der eleganten Salons ist eines der gesuchtesten und darum seltenen Belagerungs-Gerichte geworden. Das Fleisch der Katze ist weiß, fein und zart, nur muß es, bevor es auf die Tafel kommt, 48 Stunden lang gebeizt werden. Man kann es wie den Hasen als Ragout oder als Pfefferfleisch oder als Braten zubereiten.

Das Pferdefleisch sieht aus und schmeckt völlig wie Rindfleisch; gut gekocht, ist es von dem letzteren nicht nur kaum zu unterscheiden, sondern demselben sogar vorzuziehen, nur muß es gleich dem der Katze vorher gebeizt, am besten 36 Stunden lang in Essig, Öl, Salz und Pfeffer gelegt werden.

Nun folgt eine ganze Speisekarte voller Pferdegerichte: Pferde-pot-au-feu, gekochtes Pferdefleisch, Pferdeschmorbraten, Cheval à la Mode, Pferderagout, Pferdehaschee, Pferdebeefsteak, Pferdehirn ꝛc.

Das Hundefleisch, nachdem es vorher 48 Stunden lang gebrüht worden ist, ähnelt im Aussehen und Geschmack dem Hammelfleisch; ebenso lange mariniert, kann es als Rehfleisch passieren.

Von den verschiedenen Hundefleischzubereitungen erwähnen wir Hundekotelettes, Hundefilet, Hundemilz und Hundeschnitzel.

Rattenfleisch rät sie wegen vorkommenden Würmergehalts nur mit Vorsicht zu genießen.

Unser Einzug in Paris am 1. März 1871.

Von M. von Nesselröden.

„Hären Se, Herr Kamerad, en sehr schenes Triumphwägelchen haben Se sich aber egentlich nicht grad' angeschafft für den Einzug in Paris."

„O, Herr Kamerad, wenn das Herz nur gut ist und die Freude über den endlichen Einzug groß, das ist doch die Hauptsache und auch auf unserem Karren da geht's ja doch auch „hinein nach Paris".

Das war meine Antwort auf die mokante Bemerkung unseres lieben hellblauen Gardereiters des Grafen v. W. gewesen, als wir ihm auf der Esplanade in Versailles am 1. März, dem Morgen des Pariser Einzugstages, begegneten. Der Gardereiteroffizier hatte ja im ganzen recht, schön war unser Triumphwagen nicht, aber „in der Not frißt der Teufel bekanntlich Fliegen", und ich mit meinem lieben Baron S., die wir von unserem nordischen Kriegsschauplatz hierher zum Einzug geeilt waren, hatten uns mächtig gefreut, als uns in St. Denis diese Staatsequipage am Tage vorher ganz zufällig für eine Miete von 50 Francs pro Tag in die Hände gefallen war.

In St. Denis hatten wir nämlich die Eisenbahn Amiens—Paris verlassen müssen, weiter ging es mit der damals nicht, sie führte direkt nach Paris hinein, und da war es für deutsche Offiziere (tout seuls) damals etwas kitzelig.

Nun hatten wir doch wenigstens ein Fuhrwerk, aber unser lieber Sachse hatte recht; schön war es eben nicht, und der Anblick unserer Offiziersuniformen auf ihm wäre in Friedenszeiten ganz undenkbar gewesen.

Ein zweirädiger, kleiner Karren mit Holzgitter umgeben, darin ein an Stricken aufgehängtes Brett als Sitz, etwas Stroh zu den Füßen, das war alles. Vor dem Wagen ging in einer Schere ein kleiner Grauer, der eigentlich wie ein Esel aussah, sich nachher aber als ein sehr flinkes, ausdauerndes Maultier entpuppte, und sein Lenker, ein braun gebrannter Gascogner balancierte mehr, als daß er saß, auf der Deichsel, direkt hinter dem Grauchen, dieses mehr mit Worten, Zurufen, schmeichelnden und verweisenden Anrufen als mit Zügeln und Peitsche lenkend.

Als wir St. Denis am Morgen des 28. Februar verlassen wollten, um nach Versailles zu fahren, als diese Galaequipage vor dem Hotel du Cerf vorfuhr, und wir in dieselbe hineinkletterten, da brachen unsere Frühstückskollegen von den Gardehusaren, die Lieutenants von Gustedt, von Rochow, von Byern und mehrere andere, in ein schallendes Gelächter aus, und eine Kollektion von schlechten Witzen schallte hinter uns her, die Vorläufer von vielen anderen, die wir unterwegs in Villeneuve, Neuilly und manchen anderen Orten noch zu hören bekamen. — Am schlimmsten war es uns am Pont de Neuilly ergangen, an dem wir vor-

beikamen. Dort an jener berühmten Brücke war der Verkehr wie stets in jenen Tagen nach dem Abschluß des Waffenstillstandes am größten. Die Pariser und Pariserinnen betrachteten diese Brücke gewissermaßen als eine Art von Prosceniumsloge, aus der sie sich die verhaßten Prussiens einmal in der Nähe ansehen konnten, und zierlich gekleidete Dämchen und flanierende Stutzer standen in großen Scharen dort herum, um ihre Neugierde zu befriedigen, ja, wenn das Glück ihnen hold wäre, sogar einmal einen kleinen Spaziergang über die Brücke hinaus zu „den Preußen" machen zu können.

Aber ganz so leicht war das letztere nicht, denn da stand gleichsam als Cerberus an dem feindlichen Ausgang des Pont ein grimmiger, blonder, preußischer Lieutenant und ließ so leicht keinen ohne genügende Entschuldigung durch.

O, welche Verführungskünste wurden da von den graziösen Pariserinnen angewandt, das steinerne Herz des Offiziers zu rühren! Wie falteten sich da kleine zierliche Händchen in eng anliegenden perlgrauen Glacés, wie flehten köstliche schwarze Augen, wie lispelten rosige Lippen: „o mon officier, laissez nous passer", und alle dem gegenüber sollte der junge blonde Offizier hartherzig sein?

War er es auch? Immer war er es nicht, bisweilen glitt ein fast zärtliches Lächeln über seine Züge, ein Blick in die dunkeln Augen vor ihm und fast glücklich kam das „passez" von seinen Lippen, wenn es sich nur annähernd mit seiner Pflicht vereinen ließ.

Mußte er die Bitte aber abschlagen, dann drang ein sprühender Zornesblick aus den dunkeln Augen, ein leises böses Wort entfiel den Lippen und mit einer kühnen Drehung, welche die Erregung über die abgeschlagenen Bitte sehen ließ, wandte Madame dem bösen Feinde den Rücken.

Als wir an dem Morgen einige Zeit an der Brücke hielten, habe ich aber im ganzen mehr zärtliche Dankesblicke als das Gegenteil zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die Gründe für das Passieren mögen in der Zeit vielleicht gerade sehr stichhaltig gewesen sein!

Nun gut, wir hielten also mit unserem Grauchen an dem Pont de Neuilly und erfreuten uns des eigentümlichen Bildes, bis uns ein Gamin von da drüben aus unserer Ruhe störte. Plötzlich drang der laute Zuruf zu uns: „Ah voila des ulans, des ulans — Ah voici trois par un âne — un âne!" — O du infamer Bengel, du mit deinem Witz auf unser Grauchen!

Aller Augen wandten sich uns zu, ein jubelnder Applaus, Händeklatschen und Beifallsgeschrei, zu unserem Ärger sogar von deutscher Seite, unsere Situation war gefährdet, schleunigst machten wir uns auf den Rückzug und befahlen dem Gascogner, den Wagen zu wenden und im Carriere die Richtung auf den Mont Valerien einzuschlagen.

Wir hatten uns nämlich vorgenommen, mit Nutzen zu reisen und alles zu sehen, was an Interessantem auf unserem Wege nach Versailles läge. -- Diese erste Begrüßung seitens der Pariser, die allerdings mehr unserem Fuhrwerk galt, hatte uns aber doch schwer geärgert. Bald kamen wir am Fuße des „Vallerjahn" an. Was ist über den Mont Valerien während der langen Belagerung von Paris alles erzählt worden! Jeder Soldat der Belagerungsarmee kannte ihn, da sein hoher Gipfel im Bereich der ganzen Cernierungsarmee sichtbar war und seine schweren Geschütze ihre ehernen Stimmen täglich über das weite Gefild hin ertönen ließen.

Als er nun infolge der Kapitulation an die deutsche Armee übergeben war, beeilte sich ein jeder, ihn in Augenschein zu nehmen, eine wahre Wallfahrt entstand dahier, und hohe Offiziere und gemeine Soldaten gaben sich auf seiner stolzen Höhe ein Rendezvous. Schwerlich hat er je soviel Besuch erhalten, selbst zu der fernen Zeit nicht, als er einst wirklich ein berühmter Wallfahrtsort war.

In erster Linie wollten wir daher auch ihn und seine groben Geschütze sehen.

Schon bei dem Hinaufsteigen, unser Wägelchen hatten wir am Fuße des Berges gelassen, kamen wir aber zu der Überzeugung, daß ein „förmlicher" oder wie unsere klugen Ingenieure zu sagen pflegen, „zeremonieller" Angriff auf den Mont Valerien, wenn überhaupt möglich, kolossale Opfer an Menschen und Material gekostet haben würde. Der aber war ja auch nie beabsichtigt, und dank der Einschließung und des unangenehmen Hungers wehte auch ohne Belagerung jetzt die „deutsche Fahne" auf dem alten Telegraphenturm hoch da oben stolz im Winde.

Trotz unserer Beschießung war die Festung selbst fast ganz unversehrt, nur die Lokalitäten, die von vornherein nicht für den Widerstand bestimmt waren, wie Magazine und Baracken waren zerstört, die Wälle, Kasematten und bombensicheren Räume überall noch wohl erhalten. Die ganze Festung bestand eigentlich aus zwei Etagen, der sogenannten unteren Festung und dem oberen Fort, das mit seinen

Kavalierbastionen eine Festung für sich bildet, die wohl uneinnehmbar sein möchte.

Endlich waren wir nach manchem Schweißtropfen bei einer Hitze, wie im Juli, auf der oberen Bastion angelangt. — Paris lag vor uns. Leider schwamm aber ein solcher Sonnennebel über dem längst ersehnten Panorama, daß wir nur den Trokadero und die Spitzen der höchsten Türme aus dem Schleier erkennen konnten.

Während wir uns noch in den Anblick vor uns vertieften und unsere Kombinationen über die Lage des Louvre, der Tuilerien ꝛc. anstellten, erklang plötzlich ein „Hurra" hinter uns, wir wandten uns um und erblickten „Den Lenker der Schlachten, unseren Moltke" dicht bei uns, der sich auch die Sache da oben einmal ansehen wollte. Fast andächtig sahen wir begeistert auf den großen Mann und grüßten in strammer Haltung. Freundlich neigte er das Haupt gegen uns und seine klugen Augen blickten uns forschend an, als wollten sie fragen: „Wie kommt ihr Ulanen aus dem Norden hierher?" Ich trat an ihn heran und meldete: „Beurlaubt aus Amiens".

„Nun ihr seid da oben ja auch mit euerem Faidherbe fertig geworden?" „Zu Befehl, Excellenz, glücklicherweise", war unsere Antwort. Er dankte und nun schritt er zur Besichtigung der großen Geschütze, uns mit einer Handbewegung zum Mitkommen auffordernd. Wer war froher als wir? Es war ein historischer Moment, eine Erinnerung für das ganze Leben.

Zuerst ging es zur „Valerie", dem Riesengeschütz, das seine Geschosse bis in die Nähe des Pavillon St. Germain geworfen hatte. Sie bildete den Mittelpunkt alles Interesses der Besucher und wurde von einem besonderen Posten bewacht, obgleich wohl kaum zu befürchten stand, daß sie jemand forttragen würde. Die Kanone stand etwas höher postiert als die anderen Geschütze und hatte einen leichten, roten Anstrich, während die Lafette hellgelb gemalt war, ihre Geschosse, deren noch einige daneben lagen, hatten einen Durchmesser von $2^1/_2$ Fuß. Wie wir von Moltkes Adjutanten hörten, sollte die Valerie als Siegestrophäe nach Berlin gebracht werden, die anderen großen Geschütze waren unschädlich gemacht. Sie waren mit Dynamit in der Art gesprengt, daß auf dem Rohr ein kleiner Kranz von Lehm gemacht, dieser mit Dynamit gefüllt war, ein Blatt Papier und eine Hand voll Erde darauf, eine Zündschnur daran, ein Streichholz — darauf ein dumpfer Knall und das Rohr war teils mitten durchgeschlagen, teils sein Kopf abgebrochen. Dem Nachbar

der Valerie, St. Michel hieß der eiserne Riesenkerl, war es ebenso gegangen; ich nahm mir ein Stück von ihm als Erinnerung mit.

Moltke schritt nun langsam von Geschütz zu Geschütz, bisweilen auch neigte er sich und sah sich Paris durch ein Geschützrohr in der Perspektive an, dann ging er so ruhig und gleichgültig daran, als sei seine Anwesenheit auf dem Mont Valerien die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Wir aber folgten ihm, noch einen Blick warfen wir auf das Sündenbabel da unten, das illustre Paris, dann gingen wir die steile Chaussee hinab bis zu dem weiten Festungsthor, über dem in großen goldenen Lettern: „Forteresse du Mont Valérien“ geschrieben stand.

Hier fanden wir unseren Wagen und fuhren weiter: „Auf nach Saint Cloud“.

Der Weg führte uns meist durch schattiges Gehölz auf einer vorzüglich gehaltenen Chaussee an dem völlig zu Ruinen zusammengeschossenen Gasches vorbei und nach der Stadt Saint Cloud selbst.

Ich hätte mir den Anblick nicht so furchtbar gedacht, wie er sich nun unseren Augen bot. Das Schloß Saint Cloud war von den Geschossen des Mont Valerien selbst zerstört, die Stadt aber von unseren Truppen in Brand gesteckt worden, weil sie dem Feinde eine stete Deckung gewährt hatte. C'est la guerre. Aber häßlich sah die Sache aus, das war nicht zu leugnen, überall Schutt und Staub, Verwüstung und Grauen. Hier ragte noch ein einsamer Giebel hoch in die Luft, das Haus daneben war verschwunden, und wunderbar, ein Überrest des zweiten Stockes war geblieben und auf ihm stand als Zeichen der früher von Menschen innegehabten Wohnung, hoch da oben auf dem Balkon ein Nußbaumpianino; der erste starke Windstoß konnte es herabschmettern zu dem anderen Staub da unten. Unwillkürlich richteten sich die Gedanken auf zarte, rosige Hände, die zum letztenmal auf den elfenbeinernen Tasten gespielt hatten. Wo mochte die Besitzerin der Händchen jetzt sein? An einer anderen Ruine hingen noch, wie Spinneweben in der Luft, die von der Glut des Feuers krumm gebogenen zierlichen Stäbe eines eisernen Balkons fetzenartig herab, auch sie konnte ein Moment herabfallen lassen. Gierige Burschen suchten mit eigener Lebensgefahr in den Trümmern umher in dem Gedanken, dort noch ein vielleicht angekohltes Wertstück zu finden.

Angeekelt von deren Treiben und dem grausigen Chaos suchten wir

das Ufer der Seine auf und hier fesselte uns der wunderbar schöne Anblick auf Paris.

Da lag die nun bezwungene Hauptstadt der Welt ohne Schleier vor unseren Augen. Die goldene Kuppel des Invalidendoms funkelte im Sonnenlicht, dort erblickten wir die stolzen Türme von Notredame und das endlose Häusermeer der großen Stadt.

Kaum konnten wir uns von dem Anblick losreißen; war es doch unser Ideal gewesen, als die Kriegstrompete uns aus unserer friedlichen Garnison in dem Lande der roten Erde aufschreckte, einst vor den Thoren von Paris unsere Pferde in der Seine tränken zu können und die eroberte Stadt vor unseren Füßen zu sehen. — Nun, unsere Pferde, die waren hoch oben im Norden Frankreichs und erobert war die Stadt ja eigentlich auch nicht, aber der Franzose war zu Boden geschlagen, und das war doch die Hauptsache.

Doch vorbei, wir mußten weiter, wir wollten Badinguets Schloß uns noch in seinem Verfall besehen. — Wir stiegen hinan. Auch hier Zerstörung überall, wohin wir den Fuß setzten. Aber eine schöne Ruine war es geworden, malerisch ragten die rauchgeschwärzten Zinnen in die blaue Luft hinein, zu ihren Füßen aber da glänzte und flackerte es bisweilen wie ein Juwel, wenn ein Sonnenblick ein vergoldetes Stück Marmor von einem Plafond des Königshauses traf, oder ein Stück eines der zerborstenen Riesenspiegel den Lichtschein der Sonne glänzend wiedergab.

Auch hier schürften und kratzten beutesuchende Blusenmänner mit Hacken und Schaufeln in den Ruinen herum, stolze Republikaner, die glaubten, vielleicht doch noch etwas Wertvolles für sich aus dem Schutt herauszuziehen zu können.

Und gleich dort drüben, vielleicht zweitausend Schritt entfernt, lag das durch seine Porzellanfabrik berühmte Sèvres; gleichfalls zerstört da und dort, spannte sich die ebenfalls zersprengte, jedoch für Fußgänger wieder hergestellte Brücke in hohem Bogen über die Seine nach Paris hinüber.

Auch hier war reges Leben wie in Neuilly, auch hier versuchten die Pariser den Ausgang aus der Stadt des Hungers zu gewinnen, ein buntfarbiger Wirrwarr, aus dem nur die Bajonettspitzen unserer braven Landwehr als Schutzwall gegen den Andrang hervorglänzten.

Doch die Sonne neigte sich bereits, schnell warfen wir noch einen Blick auf den gleichfalls halb zerstörten Spielplatz des „Kindes von

Frankreich" in dem Park von Saint Cloud, sahen das Schienengeleise der kleinen Eisenbahn, auf der Prinz Lulu einst fröhlich dahingefahren war unter Aufsicht der schönen blonden Eugenie. Wo waren Eugenie und Lulu jetzt, wo der Theaterkaiser Napoleon? Davongefahren, wohl auf ewige Zeit!

Unser Grauchen hatte sich inzwischen aus seinem Futtersack gestärkt, wir bestiegen unseren Karren und munter ging die Reise weiter, unserem Ziele, dem schönen Versailles, zu.

An dem ebenfalls zerstörten, noch in seinen Trümmern so prachtvoll daliegenden Meudon, dem Schlosse Plon-Plons, kommen wir vorbei und gelangten, als schon die Abendschatten sich herniederzusenken anfingen, in der „Deutschen Kaiserstadt Versailles" an.

Wohl bei fünf Gasthöfen fuhren wir vergeblich vor, alles war überfüllt, der Zudrang von Offizieren aus allen Himmelsrichtungen, zum Einmarsch hinzugeeilt, war zu groß.

Endlich fanden wir noch ein Zimmer im Hotel de la Chasse und auch unser Grauchen fand dort mit seinem Gascogner einen warmen Stall.

Unser erster Gang galt der Präfektur, wo unser Kaiser wohnte, leider sahen wir nichts von dem geliebten Herrn, wir mußten uns auf morgen vertrösten.

Einen Blick warfen wir in den Schloßgarten, der mit seinen weißen Marmorgruppen bei Mondenschein wunderbar schön war, dann verlangte unser Magen nach seinem Recht. Es fand sich ein gemütliches Plätzchen im Hotel des Reservoirs, wo wir viel berühmte Menschen, manche gute Freunde und ein verhältnismäßig recht gutes Diner fanden, dann beschlossen wir den ereignisreichen Tag in dem Champoreau d'Afrique.

Wem, der während jener Zeit in Versailles war, und sei es auch nur auf ein paar Stunden, erweckt dieser Name nicht anheimelnde Erinnerungen?

Jeder hat diese Offizierskneipe besucht, und wer durch die Ungunst der Verhältnisse daran verhindert war, einen Blick in das originelle Estaminet zu werfen, der hat sich wenigstens von dem Ulk dieses gemütlichen Aufenthaltes erzählen lassen und von der schönen Clarissa, dem Fixstern dieses herrlichen Raumes, die mit ihren kleinen Händen uns dort ein Glas guten bayerischen Bieres kredenzte.

Als wir den wohl von 100 Offizieren aller Waffengattungen gefüllten, rauchdurchzogenen Saal betraten, erschütterte donnernder Applaus

das Lokal, ein fahrender Musensohn hatte gerade ein scharf pointiertes air française mit wenig Stimme aber viel Mimik und Schule gesungen. Alles war von den Stühlen aufgesprungen und schrie und johlte vor Vergnügen. Mitten in diesem Wirrwarr aber schwebte Clarissa mit einem Präsentierbrett, auf dem viele Gläser standen, durch den Saal. Nun kam sie durch den allgemeinen Aufstand ins Schwanken, das Bier ergoß sich wie eine Springflut über die Nächstsitzenden, sie fiel und ein bildhübscher, blonder Lieutenant von den grünen Husaren fing sie gerade noch rechtzeitig auf.

Das war ein Stück unseres Abends in Versailles vor dem Einzug, es war recht spät, oder sagen wir früh, als wir endlich unser stilles Zimmer im Hotel de la Chasse aufsuchten. Versailles kam uns bei Nachtbeleuchtung etwas leichtlebig vor.

* * *

Der 1. März 1871! Welche Erinnerungen rief er in unserem Herzen hervor! Am 1. März 1814 zogen die verbündeten Sieger zum erstenmal jubelnd in Paris ein. Am 1. März 1815 jubelten die Pariser abermals, und zwar fast noch lauter, sie brachten ihre Huldigungen dem aus Elba entflohenen Usurpator Napoleon I. dar. Die Veilchen, die Lieblingsblumen dieses großen Menschenmörders, blühten da, als Symbol schmückten sie damals die Knopflöcher der napoleonischen Anhänger, und blaue Veilchensträuße wurden von schöner Hand geworfen, dem „Sieger des Weltalls" dargebracht. Auch am 1. März 1871 dufteten die Veilchen in dem Bois de Boulogne, an dem die große Kaiserparade stattfinden sollte.

Nachdem wir im Café du globe gefrühstückt hatten, bestiegen wir wieder unseren kleinen Wagen und fuhren über die Esplanade von Versailles dem Paradeplatz von Longchamps zu. Hier auf der Esplanade war es, wo uns der Graf von W. seine sonderbare Bemerkung über unser Paradeadjustement zurief, deren ich zu Anfang meiner Skizze erwähnte.

Es mochte gegen 11 Uhr sein, als wir uns der Brücke bei Suresne näherten, über die der Anmarsch der Truppen zur großen Parade in Longchamps stattgefunden hatte. Das heißt über die von unseren Pionieren geschlagene Pontonbrücke, die eigentliche Kettenbrücke, die dort in hohen, eleganten Bögen über die Seine geführt hatte, die war längst zerstört, wie Spinnweben hingen ihre einzelnen Ketten noch von den hohen Pfeilern herab, verwüstet, verbrannt die Brücke selbst. Als wir an ihr ankamen, erklang wie Donnergeroll ein brausendes Jubelgeschrei, das sich von der Ferne her die Chaussee entlang bis zur Brücke fort-

setzte. Es galt Seiner Majestät unserem vielgeliebten alten Kaiser, der zur Parade angefahren kam. Gerade zum rechten Moment waren wir angekommen. An der linken Seite der Brücke auf dem diesseitigen Ufer schwenkte die Husarenbegleitschwadron zur Front ein, als der kaiserliche Wagen angefahren kam. Nach Tausenden hatte sich an dieser Stelle das Publikum eingefunden, Soldaten aus den naheliegenden Kantonnements, deutsche Zivilbeamte, ja eine Menge von französischen Bauern standen dort herum, ein brausendes Jubelgeschrei ertönte ringsum, die Säbel der Husaren flogen in die Höhe, Hüteschwenken, Hurra, Hurra, Hoch unserem Kaiser.

Und nun fuhr unser lieber gnädiger Herr mit seinem gütigen Lächeln, freundlich mit der Hand winkend, an uns vorüber, der Spitzenreiter bog an der Pontonbrücke ein, der Wagen folgte, war bereits auf der Brücke.

Und nun dieses Gedränge hinterdrein! Nun hieß es auch für uns laufen, was wir konnten. Wir instruierten unseren findigen Gascogner, die Brücke zu passieren, wenn sie frei sei, und dann mit dem Wagen zu der großen Renntribüne in Longchamps zu folgen.

Und wir kämpften uns durch das Gedränge über die Brücke und liefen, was wir konnten, dem kaiserlichen Wagen nach.

Und wir erreichten den großen Paradeplatz. — Der Rasen von Longchamps, dort, wo einst die großen Rennen abgehalten wurden, wo die schöne, blonde Exkaiserin Eugenie alljährlich ihre schönsten Frühlingstoiletten den Parisern vorführte, wo die edelsten Pferde im Kampf um den Kaiserpreis rangen und ganz Paris vertreten war, der grüne Rasen von Longchamps lag vor unseren Augen.

Saftgrün schimmerte er bei dem ersten Frühlingswehen, die Haselnußbüsche, die den Platz umgeben, hatten goldgelbe Kätzchen als ersten Frühlingsschmuck aufgehängt, der Flieder über Nacht seine Blütenknospen gesprengt, und ein goldener Sonnenschein lag über dem ganzen Felde, das in seiner Farbenpracht die deutsche Heeresparade umgab.

Atemlos waren wir bei der großen, massiven Renntribüne angelangt, die uns den besten Beobachtungsposten zu bieten schien, atemlos waren wir die Treppen hinaufgeeilt und standen nun oben auf der Plattform, das ganze Paradefeld lag vor uns. Zwar war das Geländer zerstört, auch die Bühne zeigte das Wüten des Pariser Pöbels, der vielleicht noch in der letzten Nacht seinen Ärger über die Heeresaufstellung an der unglücklichen Tribüne ausgelassen hatte. Klafterbreite

Löcher waren in die Böden der Stockwerke geschlagen, aber qu'importe? wir waren oben, und schwindelfrei, wie wir damals noch waren, stellten wir uns an der äußersten Grenze der Plattform auf.

Unter uns bestieg soeben unser teurer Kaiser sein Schlachtenroß.

Und nun erklang das „Heil dir im Siegerkranz". 30 000 Mann deutscher Truppen standen unter dem Kommando unseres Kronprinzen in der Paradeaufstellung. Ca. 8000 Mann vom 1. Armeekorps, 12 000 Mann vom 6. und 10 000 Mann vom 1. bayerischen Korps. In Bataillons-, Eskadrons- und Batteriefront waren sie in zwei Treffen aufgestellt. Achtung, präsentiert das Gewehr.

Und von der Tribüne her, vorbei an der historischen Windmühle sprengte der deutsche Kaiser heran, gefolgt von einer wohl hundert Reiter starken Suite; die Fürsten und Prinzen des Hauptquartiers, Generale, Stabsoffiziere, Gesandte in glänzenden, bunten Uniformen, die Sieger der Schlachten, die Träger berühmtester Namen, alle waren sie da, diesen welthistorischen Akt mit ihrem Kaiser zu feiern.

Es war ein Drama von einer Bedeutung so welthistorisch, so herrlich groß, daß uns Zuschauern da oben Thränen der Begeisterung in die Augen traten bei dem Gedanken, diesen Akt der Weltgeschichte mit erleben, diesen Ehrentag des deutschen Volkes mitfeiern zu können.

Langsam war der Kaiser die Fronten abgeritten, mit seinem Adlerauge die Richtung und Haltung seiner Truppen prüfend. Dann ein langer Galopp, hinter ihm sein goldstrahlendes Gefolge, quer über den Platz, er nahm Aufstellung dicht unter uns, auf der rechten Seite der Tribüne.

Die Truppen brachen ab, sie formierten sich zum Parademarsch.

Der alte, wohlbekannte Pariser Einzugsmarsch ertönte in seiner erhabenen hehren, fast schwermütigen Melodie, und die Truppen zogen in Parademarsch vorbei an ihrem Kriegsherrn, „ihrem Kaiser", zuerst das 11., dann das bayerische und zuletzt das 6. Armeekorps. Die Infanterie zuerst, in Kompagniefront.

Dann eine kurze Pause — nun fielen schmetternd die Kavallerietrompeten ein und es kam heran „unsere liebe Kavallerie".

In Eskadronsfront, im Trabe, in musterhafter Ordnung und Richtung kamen sie daher.

Für uns da oben aber war es doch ein wehmütiges Gefühl, nicht unter ihnen sein zu können, nicht auch unsere Schwadronen dem geliebten Herrn vorführen zu dürfen, nur Zuschauer des Ganzen zu sein.

Weshalb konnte es nicht sein? Doch wo fände sich wohl ein Paradefeld, groß genug, einer deutschen Armee der Jetztzeit zu einer „Heerschau" Platz zu bieten? Wo sollten alle die Hunderttausende konzentriert werden?

Endlich waren auch alle die Batterien der Artillerie vorbeigerasselt, alle die Geschütze, die in den Schlachten ihre eherne Stimme hatten ertönen lassen.

Der Kaiser sammelte seine Offiziere um sich zu einer kurzen Kritik, dann dankt er ihnen, bestieg den Wagen und fuhr zurück — nach Versailles.

Für die Truppen aber hieß es: „Nun aber hinein nach Paris".

Weshalb nicht mit unserem Kaiser an der Spitze, umringt von seinen Feldherrn, wie damals 1814? Weshalb nicht? Ja weshalb?

Weshalb nicht eine Besetzung von ganz Paris? Weshalb nur dieser kleine Finger einer teilweisen Besetzung, wo wir als Frucht unserer Siege doch die stolze Freude hätten haben können, die ganze Hand, das ganze so eitele, sich überhebende Paris zu unseren Füßen zu sehen?

Weshalb, ja weshalb? Unsere Geschütze standen auf dem Mont Valérien da oben, in all den Forts der Grenzbefestigung; ihre Mündungen waren auf das Sodom vor uns gerichtet, ein Widerstand gegen uns seitens der Stadt war unmöglich. Weshalb sollte Paris nicht die vis major empfinden, weshalb ihr nicht dadurch ihr Dünkel aus dem eitlen Gehirn getrieben werden? Dieses Weshalb? war der einzige, trübe Gedanke an dem so herrlichen Tage und wurde es noch mehr, als wir erst in die Stadt selbst hineinkamen, die unerhörte Frechheit dieser schamlosen Bevölkerung, der Besiegten, gegen uns, die Sieger, mit ansehen mußten. Die deutsche Langmut jener Tage ist eine der wunderbarsten Erscheinungen aller Zeiten geblieben.

* * *

Die Truppen formierten sich jetzt zum Einmarsch; an der Spitze marschierten die Teile des 11. Armeekorps, dann kamen die Bayern, und zuletzt das 6. Armeekorps.

Jetzt hieß es auch für uns, uns heranzuhalten. Wir bestiegen wieder unseren Wagen, denn die ganze Strecke laufen, das war für unsere Kavalleristenbeine doch etwas zu viel und dann: nur los, immer hinein in den großen Haufen. — Die Sache machte sich aber

doch nicht so leicht, als wir geglaubt hatten, da hörten wir immer von „Störung der Marschordnung“ ꝛc., genug, sie wollten uns nicht einrangieren, nicht einmal als Marketender, wie ich vorschlug. — Aber bis zuletzt warten, das dauerte uns zu lange, da sah ich glücklicherweise den General Grafen von Bose daher kommen. Frisch gewagt, ich kannte ihn von früher, trug ich ihm meine Bitte vor, und richtig, er verfügte, daß wir an der Queue seiner Truppen, zwischen ihnen und den lieben hellblauen Bayern, welche nachher abschwenkten und einen anderen Einzugsweg einschlugen, uns eindublieren könnten. So geschah es, nach ungefähr 3/4 Stunden traten wir unsere Siegerfahrt in die unterworfene Stadt an.

Unterworfen? Jawohl! Im ganzen war es nur ein recht kleiner Teil des großen Babel, daß uns nach der Konvention gnädigst eingeräumt war.

Unsere Avantgarde, bestehend aus einem Bataillon des 88. Infanterie-Regiments, einer Schwadron der 14. Husaren und 16 Geschützen, hatte bereits am Morgen das Gebiet, welches nur die Quartiere von Passy und die elysäischen Felder umschloß, besetzt und die einzelnen Quartiere für die Regimenter, respektive Biwaksplätze auf den Avenues bezeichnet.

Auf drei verschiedenen Straßen fand der Einmarsch statt, und zwar ging ein Teil von Longchamps über Neuilly, die Avenue de la Grande Armée, Arc de Triomphe auf den Place d'Etoile, der zweite durch die Porte Dauphin, die Avenue l'Imperatrice auch nach dem Place d'Etoile, die dritte endlich durch die Porte de la Muette; außerdem war noch eine vierte Linie durch das Thor von Passy zur Besetzung dieses Stadtteils bestimmt. Nach dem Einmarsch bezogen die Truppen die ihnen angewiesenen Quartiere, das 6. Armeekorps die elysäischen Felder um den Triumphbogen herum, die Bayern richteten sich im Industriepalast, im Circus und auf der Place de la Concorde häuslich ein, und das 11. Korps biwakierte teils, teils wurde es einquartiert auf dem Place de Rome und den angrenzenden Straßen.

Wir hatten zuerst beabsichtigt, uns dem 11. Korps vor uns anzuschließen, da änderte ein lieber Bekannter von uns bei den Bayern unseren Plan. Als wir so in unserem Wägelchen hinter dem 11. Armeekorps herzottelten, marschierte der Stab der lieben Bayern mit einiger Distanz hinter uns.

Auf einmal erklang eine Stimme von dorther: „Nu sagt aber einmal,

liebe Freunde, wohin wöllt ihr denn aber spazier'n fahren, und was habt ihr euch da für ein sonderbares Kompagniewag'l mitgebracht?" — Erstaunt sahen wir auf, ein großer Rittmeister von den bayerischen schweren Reitern, unser lieber Freund v. W., der „Rittmeister oui" genannt, weil das einzige Wort, das er, wie ihm scherzhaft seine Kameraden nachsagten, in der fremden Sprache gelernt hatte, oui war, hielt auf seinem großen Braunen vor uns. Erfreut streckten wir ihm die Hände entgegen und teilten ihm unsere Ungewißheit mit, wohin wir uns wenden sollten. „Aber ganz natürlich geht ihr mit uns, das versteht sich doch ganz von selbst, meine Schwadron, die kommt gleich dahinten, der schließt ihr euch halt an. Heiliges Sakra, das soll aber heut abend in dem Malefiz-Paris eine tüchtige Sitzung geben, und an Tropfen haben wir für alle Fälle dahinten auf dem Schwadronswagel, a Fassel echtes Pschorr aus München, eine wahre Gottesgabe, das soll uns, dächt ich, auch schmecken." —

Das freundliche rote Gesicht gab den Ausschlag, wir traten zu den Bayern über und schlossen uns der Schwadron des „Rittmeisters oui" an.

So waren wir denn nun in unseren lieben Kriegskameraden mitten darin. Es sind doch prächtige Kerle, diese biederen Kriegskollegen! Wenn man sie so ansieht, diesen kernigen Menschenschlag in ihrer humorvollen Gemütlichkeit, so begreift man gar nicht, wie man es fertig bekommen hat, sich 1866 mit ihnen herumzuschlagen. Gott sei Dank, daß die Zeit für alle Ewigkeit vorbei, und daß unser lieber Herzbruder jetzt der Bayer ist. Und wie gemächlich sie alles treiben, wie bieder und ehrenfest, sie heimeln einen ordentlich an.

Vor uns da ritt am Ende von ouis Schwadron ein dicker Trompeter mit seinem hohen Helm mit der Raupe darauf, der ihm weit über die gelben Locken herabfiel und dessen breite antike Schuppenketten das bärtige Gesicht einrahmten, dazu die lange Trompete; mußte man nicht bei dem Bilde an einen Kriegstrompeter des 30jährigen Krieges denken? Und dabei diese Ruhe und das Behagen in jeder Bewegung, ganz anders wie bei uns Preußen. Kein Arm- und Beinausreißen wie bei uns. Es ist wahr, sie halten a bissel viel vom Essen und Trinken und verwenden viel Zeit auf die Pflege des Leibes, aber, seht sie nur an, wie bekommt es ihnen auch! Lauter rote Backen und stramme Glieder — keine Spur von Nervenaufregung und Unruhe. — Als wir ihn so dahin reiten sahen, mußten wir unwillkürlich daran denken:

„Ob der wohl auch auf der Suche nach trinkbarem Stoff manches Dorf „moderiert verwüschtet hat?"

Nun jedenfalls war es ihm gut bekommen, und er sah auf seinem starkknochigen Pferde, als er seinen Triumpheinzug hielt in Paris, wie das Bild der unüberwindlichen deutschen Kraft aus.

Wir hatten eine gute Flasche Sherry auf dem Wagen für alle Fälle aus Versailles mitgenommen, sie entkorkten wir und tranken unserem dicken Trompeter daraus zu, dankend nahm er sie in Empfang und kam uns nach, aber so gründlich, daß kein Tropfen darin zurückblieb. „Ordentlich oder gar nicht" schien sein Wahlspruch zu sein.

Und wir kamen weiter und weiter, endlich langten wir auf der Place de la Concorde, der Bayern Ziel, an.

Unterwegs hörten wir, daß unser Bismarck sich auch für kurze Zeit an dem Einzug beteiligt hätte. Auf seinem großen Braunen sei er von wenigen Offizieren begleitet in der gelb-weißen Kürassieruniform die Avenue de la grande Armée hinabgesprengt, um den Arc de Triomphe herum, um dann wieder zu verschwinden. Aber vorher sei er doch von dem Pöbel erkannt, und „ha Bismarck, Räuber, Mörder" hätten sie ihm in ihrer Rüpelhaftigkeit zugebrüllt.

Bismarck aber habe seinen Braunen gewendet, sei mitten in die Krakeeler hineingeritten und hätte den lautschreiendsten Gamin um Feuer für seine Zigarre gebeten. Nachdem er es erhalten, sei unser eiserner Kanzler lachend davongaloppiert.

Von dieser Flegelhaftigkeit des Pöbels hatten auch wir Gelegenheit, uns zu überzeugen.

Als wir an dem Garten der Tuilerien vorüberkamen, salutierte die französische Wache hinter dem geschlossenen Gitter aus der Ferne vor uns Offizieren. Sie hatte des Pöbels wegen es nicht gewagt, dem Gitter näher zu kommen.

Als dieser nun die Honneurs der Wache bemerkte, kletterte wohl an 20 der Gamins an dem Gitter empor und überhäuften ihre eigenen Truppen mit den gemeinsten Schimpfreden, ja bewarfen sie mit Steinen. Doch schon war die Rache hinter ihnen, der dicke bayerische Wachtmeister, ein Hüne von Figur, hieb mit seinem Pallasch flach auf dem Körperteil der Bummler, den man zum Sitzen bedarf, in einer Weise herum, von dem linken Flügel anfangend, daß die Kerle heulend und schreiend verdufteten. Dieser Akt der Gerechtigkeit erfreute unsere Herzen, so daß wir dem Braven unsere ganz besondere Hochachtung auszudrücken nicht unterließen.

Bis auf den Pöbel waren die Straßen sonst ziemlich still, die Häuser waren meist von oben bis unten geschlossen, nur hin und wieder sah man hinter den Vorhängen und Persiennes ein neugieriges Gesicht hervorlugen.

Vereinzelt hingen sogar Trauerfahnen herab und auf anderen Gebäuden wehten amerikanische, englische und belgische Flaggen.

Wie anders war das bei dem Einzuge der Verbündeten 1814 gewesen! Da hatten die lieben Pariser aber auch nicht drei Monate vorher zu hungern gehabt, und den Hunger vergeben sie uns niemals.

Die einziehenden Truppen aber setzten allen diesen Demonstrationen, ja Provokationen nur ruhiges Schweigen und vollste Nichtachtung entgegen, wie das Schicksal kamen sie in der Ruhe ihrer Kraft daher und achteten nicht dieser Mückenstiche einer degenerierten Pariser Nation.

Dank dieser Nichtachtung wurde jeder ernstere Zusammenstoß vermieden, was um so bewundernswerter war, als nachher, als die Truppen in die Quartiere und Biwaks eingerückt waren, die lieben Pariser und Pariserinnen trotz aller Mahnungen ihrer Zeitungen, den Anblick der Barbarenhorden zu meiden, ihrer Neugier folgten und sich sehr zahlreich in den von uns besetzten Vierteln einfanden. Besonders war die Neugier der Pariserinnen sehr intensiv, erklärlich, sie wollten einmal wirkliche Männer sehen, eine Neugierde, die bei ihren lieben, schlauen Parisern erklärlich erschien.

Die Zugänge zu den von uns besetzten Stadtteilen waren von französischem Militär und den Nationalgarden besetzt, manche sogar durch Barrikaden geschlossen. Diese Wachen sollten die Ausschreitungen des Pöbels verhindern, erreichten aber nicht diesen Zweck. An die deutschen Soldaten wagte derselbe sich wohl nicht heran, aber jeder unglückliche Zivilist, der sich mit uns in ein Gespräch einließ, selbst manches zierliche Dämchen, das sich zu nah an uns heranmachte, wurde von der Bande bei der Rückkehr über die Grenze beinahe gelyncht und mußte von unseren Leuten herausgehauen werden.

So waren wir denn in Paris sorgfältig in unseren Stadtteilen, „dem Deutsch-Paris", eingeschlossen. Das war der Einzug der Sieger in die eroberte Hauptstadt.

Es war eine klägliche Geschichte, nicht wie Sieger, nein fast wie Gefangene kamen wir uns vor, um unsere Grenzen herum aber, da fauchte die wilde Katze, der französische Pöbel, in wütigen Tönen, und wehe dem Deutschen, der allein etwa die Grenzen des Gürtels passieren und sich

die Sehenswürdigkeiten von Paris hätte ansehen wollen; er wäre von der Volkswut zerrissen worden.

Infolge dessen war der Genuß für die edlen, beinahe zu langmütigen Sieger von Paris nur ziemlich gering, und als sie am anderen Morgen wieder heraus waren, haben sich wohl viele einander angesehen und gesagt: „tant de bruit pour une omelette“.

Selbst wir zwei, die wir ja verhältnismäßig unbeschränkt waren, auch nicht sehr viel Langmut besaßen, sondern sehen wollten, was wir nur konnten, hinderte doch die Uniform sehr, und wir haben auch fast nichts mehr zu sehen bekommen als Deutsch-Paris.

Bei dem Arc de Triomphe begannen wir unseren Rundgang und bogen in eine der Querstraßen nach der Rue de Faubourg St. Honoré ein, aber schon nach wenigen hundert Schritten stießen wir auf eine Abteilung Nationalgarden, die uns ein „tournez“ zuriefen, wir waren an der Grenze angekommen. Wir machten kehrt und wanderten weiter; nachgerade hatte sich das Gefühl in unserem Magen gemeldet, daß es nun bald Zeit sein müsse zum Diner.

Zwar hatte unser Freund „oui“ es uns vorhergesagt, daß alle Restaurants, Cafés ꝛc. geschlossen sein würden und hatte erst sein in Büchsen mitgebrachtes Diner erwarten wollen, ehe er sich zur Inspizierung des Babels auf den Weg machen wollte; wir aber hatten seiner gelacht und gemeint, wir würden schon irgendwo etwas finden. Aber leider fanden wir nichts, überall waren die Wirte des phrasenreichen Zeitungsbefehls eingedenk: „Citoyens, bedenkt, daß die Augen Europas auf euch gerichtet sind, schließt euere Wohnungen, haltet euch still, ruhig und würdig, keinen Bissen Brot den Barbaren“.

Weiter wanderten wir. Das Elysée Napoleons wollten wir sehen; das Palais mit allen seinen historischen Erinnerungen blieb uns verschlossen; ebenso ging es mit auf den Tuilerien. Die breite Straße, die auf die Kathedrale St. Madeleine zuführt, die Rue Rivoli und der Quai des Tuileries war durch eine doppelte Reihe französischer Munitionswagen gesperrt, hinter denen die Rothosen Wache hielten. Auf der Place de la Concorde kochten sich unsere braven Truppen am Biwakfeuer ihr zähes Hammelfleisch, das durch Kolonnenwagen ihnen in das schöne Paris nachgeführt war, wehmütig kauten sie es herunter und dachten dabei ihrer Väter, die 1814 auf denselben Plätzen von den damaligen Parisern festlich bewirtet worden waren. Ja damals war es noch anders gewesen.

Hier trafen wir den Lieutenant von B. von den 14. Husaren, von ihm und anderen uns Bekannten des Regiments wurde uns gestattet, à la fortune du pot an ihrem Essen teilzunehmen, aber la fortune war mangelhaft, ein Pariser Diner war es gerade nicht, das wir zu essen bekamen. Aber „Hunger ist der beste Koch", wir wurden so ziemlich satt.

Lieutenant von B. erzählte uns seine Abenteuer des Morgens, er hatte als Führer des Avantgardenzuges das Glück gehabt, als erster Sieger den Triumphbogen zu passieren, als erster in Paris einzureiten. Der Pöbel hatte versucht, durch einen breiten Graben den Arc de Triomphe zu sperren. Aber war das ein Hindernis für einen preußischen Husaren? Im weiten Sprunge hatte der Offizier mit seiner Spitze den Graben genommen.

Hier auf der Place de la Concorde hatten wir das Vergnügen, einmal deutsche Hiebe auf die Franzosen fallen zu sehen. Einige Damen hatten sich mit Offizieren in ein Gespräch eingelassen, eine deutsche Lehrerin sollte darunter gewesen sein. Kaum hatten die Offiziere den Rücken gewandt, hatte sich die Bande von Gamins auf die Frauen gestürzt, hatten ihnen die Kleider vom Leibe gerissen, sie in die Luft geworfen und angefangen, sie zu mißhandeln. In der Nähe biwakierte ein Bataillon. Ohne die Gewehre zu ergreifen, stürzten etwa 20—30 deutsche Enakssöhne herbei und nun „drauf auf die Lumpenkerle", ich sehe es noch, wie ein riesengroßer blonder Grenadier sich einen der Lumpen aus der Menge herausgreift, ihn bei den Beinen faßte und nun mit ihm auf die Menge eindrosch, daß die lebendige Keule eine weite Gasse in die Gamins hineinriß. Wild stoben sie zurück, bleich vor Angst ob dieses furor germanicus; die geängstigten Frauen waren momentan gerettet, aber wer weiß auf wie lange; mitnehmen konnten die Preußen sie doch nicht, ich fürchte, sie sind nachher doch noch der gallischen Rache verfallen.

O wie kribbelte es uns in den Händen! Wie gern hätten wir mit eingehauen auf diese feige, entartete Rasse bei ihren frechen Schmähungen und Schimpfreden auf die großmütigen Sieger! Da standen unsere schönen blanken Geschütze, nur zwei herumgedreht und mit Kartätschen hineingefeuert in die Bande, das hätte geholfen, unsere Großmut ist in Paris beinahe zur Schwäche geworden.

Nur manchmal brach der furor wie bei dem eben angesehenen Schauspiel bei den einzelnen sich Bahn, dann schmetterte er mit elemen-

tarer Gewalt auf die degenerierten Banden ein, leider nur vereinzelt, sehr vereinzelt.

Und wir wanderten weiter.

Alle Brücken über die Seine von den Tuilerien an bis zum Point du jour waren gesperrt. Wie sehnten wir uns da drüben den goldenen Invalidendom zu besichtigen mit dem Kaisergrabe und den einst aus Berlin geraubten Beutekanonen. „En arrière“ rief uns die französische Wache vor dem Pont des Invalides zu. — O wenn ich gekonnt hätte, wie ich gewollt, ich hätte eine Kompagnie genommen und mir die deutschen Geschütze zurückgeholt. Wie mußte ich an Napoleon I. 1807 in Berlin denken und seine räuberischen Machthaber, die hatten ganz andere Sachen mitgehen heißen als einige Kanonenrohre! — Ja, wenn unser Bismarck gekonnt hätte, wie er gewollt! Aber die heilige Stadt und viele Bitten von hohen Damenlippen zu deren Gunsten, sie hinderten ihn daran.

Und nun wurde es spät Nachmittag, schon begannen die Abendschatten sich herabzusenken. In den elysäischen Feldern wurden einzelne Petroleumlampen als einzige Beleuchtung angezündet; das Gas war ja viel zu gut für die Barbaren. — Nachgerade waren wir beide von dem Wandern auf dem ewigen Asphalt müde genug geworden, das bayerische Pschorrbräu begann auch seine Anziehungskraft auszuüben, langsam wandten wir uns dem Lager der schweren Reiter wieder zu.

In einer Ecke des großen Zirkus, dem früheren cirque de l'imperatrice, in dem die lieben Bayern riesengroße Feuer angezündet hatten, fanden wir unseren „oui“ mit seinen Offizieren beisammen. Dort glänzten die Gesichter von kolossalem Bayerndurst, und eine brave deutsche Stimme rief uns zu: „Nun, Freunde, habt's all genug von dem schuft'gen Paris? Setzt euch nieder und laßt's euch halt wohl sein, hier ist es gemütlich“. Und weiß Gott, es war so. Es waren deutsche Laute, brave deutsche Gesichter, die uns anstatt der grinsenden Gallierfratzen entgegenlachten, und das deutsche Bier schmeckte auch nicht schlecht.

Wir beschlossen, ihr Biwak zu teilen und die Nacht in ihrem Hause zu verbringen.

Nur als es 10 Uhr schlug, da wurden wir herausgeholt aus unserer Ruhe, denn da erklang der alte, wohlbekannte Zapfenstreich, die deutsche Retraite in dem besiegten Paris, ausgeführt von über 200 Regimentsmusiken.

O, wer diese erhabenen Momente hat miterleben dürfen!

Da kamen sie daher in langem, fast endlosem Zuge, die Musikkorps unserer Regimenter, vor ihnen und hinter ihnen aber marschierten in gleichem Schritt und Tritt, die Arme in treuer Kameradschaft um- und ineinandergeschlungen, alle die deutschen Krieger. Die Bayern, die Preußen, die Sachsen, Württemberger und Hessen, Hannoveraner, Badenser, alle, alle die Völker, deren Begriff nun endlich wieder Deutschland ist, kein bloßer Begriff, nein, eine herrliche, ewige Thatsache.

Und dazu in sicheren Kadenzen all die herrlichen Musikstücke, allen Deutschen bekannt von Jugend auf, die militärischen Weisen, in denen unser deutsches Volk von Kindheit auf groß geworden ist. „Was ist des Deutschen Vaterland? Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" der alte Pariser Einzugsmarsch! Und am Schluß eines jeden Marsches da jubelte und jauchzte es die Straßen entlang, ein jeder hatte gefunden, was ihm von den Märschen das Liebste war.

Nun aber eine kurze Pause und dann setzten Hunderte von schmetternden Kavallerietrompeten ein — teure, bekannte Klänge — alles lauschte andächtig — da wird der Kriegesschlachtgesang erkannt die — Wacht am Rhein.

Und eine elementare Begeisterung brach sich Bahn, ein tausendstimmiger Gesang erschallte, das ganze in Paris anwesende deutsche Heer stimmte ein in das Geschmetter der Trompeten, sang mit des deutschen Heeres Kriegsgesang.

Und das Gezeter der gallischen Laute ringsum verstummte, übertönt ward das Gezische und Gelächter der tausendfach bei dem Nahen des Zapfenstreiches herbeigeeilten Pariser, finsteren Blickes standen sie als Zuschauer schweigend da und hörten auf das Nationallied des deutschen Volkes. Sollte ihnen in dieser Stunde noch nicht klar geworden sein, was Deutschland sei, ein rocher de bronze im Vergleich zu ihrer eigenen Faselei und Phrasenhaftigkeit?

Der Zapfenstreich war vorüber, abermals sammelten sich die Kavalleriemusikkorps. „Helm ab zum Gebet." Und dann dringen die schwermütigen Klänge der Reiterretraite hinein in das dunkle Paris. Gute Nacht — Gu—te — Nacht. — Gute — Nacht. Der Abend des ersten Einzugtages war vorüber. Zwar suchten nur wenige wohl die Ruhe, die meisten saßen noch lange bei der Becher Klang zusammen, wer hätte auch diese historische Nacht verschlafen können?

Wie stumm die Pariser geworden waren! Wir an unserem großen

Feuer dachten kaum noch an sie. — Wir saßen zusammen, bis der letzte Tropfen aus dem großen Pschorrfaß getrunken war, und manche Bruderschaft wurde in der Nacht zwischen unseren lieben Bayern und uns geschlossen.

Friede war ja nun — Friede überall.

Um 9 Uhr am anderen Morgen verließen wir auf unserem Wägelchen Paris und zogen Versailles zu, unterwegs aber begegneten uns alle die Truppenteile der Garde, die zu der Friedensparade unseres Kaisers auf der Ebene von Longchamps marschierten. — Die Friedenspräliminarien waren unterzeichnet worden, der Friede war da.

Drei Tage in Paris.

1.—3. März 1871.

Von Ernst von Prittwitz und Gaffron, Generallieutenants z. D.

Einleitung.

Mit 150 000 Mann*) hatten die Deutschen am 19. September Paris eingeschlossen, eine Stadt mit wenigstens zwei Millionen Einwohner, umgeben von Forts und einer starken Enceinte, ausgerüstet mit 703 Geschützen und beinahe eine Million Voll- und Hohlgeschosse. Auf einen Deutschen Soldaten kamen also 14 Pariser Einwohner. So sehr dies Unternehmen auch stets in der Geschichte seinen Ruhm behaupten wird, so muß doch eingeräumt werden, daß man die Lebensfähigkeit der eingeschlossenen Stadt unterschätzt hatte, und so der Wunsch der Truppen anscheinend berechtigterweise immer dringender wurde, durch einen förmlichen Angriff oder wenigstens durch eine Beschießung die lange Cernierung beendigt zu sehen. Groß war daher die Freude der Truppen, als das Feuer am 27. Dezember 1870 gegen den Mont Avron, am 5. Januar 1871 im Süden und am 6. Januar gegen St. Denis eröffnet wurde. Drei Monate lang hatte die Einschließungsarmee das feindliche Feuer aushalten müssen, ohne es erwidern zu dürfen, ja vielleicht ohne es erwidern zu können!

---

*) Zeitschrift des Statistischen Bureaus, Heft 1—4. S. 283: Die Eröffnung der Cernierung erfolgte mit 146 986 Mann und 622 Geschützen. Später den 21. Oktober, waren 235 824 Mann vorhanden. Das Gardekorps zählte am 19. September nur 14 219 Mann.

Endlich, nachdem am 26. Februar die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, erscholl die längst ersehnte Kunde: „Morgen Mittwoch am 1. März rücken wir in Paris ein!“

Damit alle Korps nach Paris kämen, sollte der Einmarsch am 1. März beginnen, und zwar mit dem 6. Armeekorps, dem 2. Bayerischen Korps und dem 11. Armeekorps. Diese Truppen waren bestimmt, bis zum 3. März in Paris zu bleiben, um dann von anderen Korps abgelöst zu werden. Jedesmal sollten 30 000 Mann — also per Korps 10 000 Mann — einrücken und die Truppen ihre Lebensmittel, Holz &c. mitbringen, um von dem nicht vorauszusetzenden guten Willen der Quartiergeber unabhängig zu sein. Diese Stärke von 30 000 Mann war bequem unterzubringen und erschien vollkommen genügend, um einen etwaigen Angriff zurückzuschlagen. So wenig war man übrigens deshalb besorgt, daß nur einige Bataillone als Sicherheitsposten feldlagern, alles übrige in Bürgerquartiere gelegt werden sollte.*)

Am 28. Februar fand infolge Schreibens des zum Kommandanten von Paris ernannten Generals von Kameke an General Vinoy in Sèvres, in einem Häuschen dicht an der Seinebrücke, eine Besprechung mit einem Offizier des Stabes des General Vinoy und den drei Maires der durch die Besetzung betroffenen Arrondissements statt. Es wurde den Maires die Stärke der, nach unserer Einteilung in Abschnitte, auf ihre Arrondissements fallenden Einquartierung an Generalen, Stabsoffizieren, anderen Offizieren, Mannschaften und Pferden mitgeteilt und sie ersucht, bis zum nächsten Morgen früh 8 Uhr die nötigen Quartierbillets auszufertigen und sich zu dieser Zeit im Industriepalast einzufinden.

Die Maires hatten ferner versprochen, eine größere Anzahl Polizeimannschaften an den Thoren und in ihren Mairien zu stationieren, um den Truppen bei der Einquartierung behilflich zu sein.

Der zu besetzende Abschnitt der Stadt war begrenzt durch die Seine, die westliche Mauer des Tuileriengartens, das Marineministerium, das Garde-meuble, die Avenue Gabriel, die Rue de l'Elysée und die Rue du Faubourg St. Honoré bis an die Porte des Ternes, umfaßte also das ganze Arrondissement Passy und Teile der Arrondissements Elysée und Batignolles. Im Westen konnte von einer Grenzlinie

---

) Vergl. die betreffende Konvention Generalstabswerk Anlage Nr. 183, Seite 788 und V. Seite 1411—12.

nicht die Rede sein, da das Terrain außerhalb der Befestigung rings um die Stadt, einschließlich der Forts, von der Deutschen Armee besetzt war.

In diesem Abschnitt war nur der Quai de Billy zwischen dem Trocadero und der Almabrücke den Franzosen gelassen worden, weil dort die Feuerwehr und das Proviantmagazin lagen. Es besteht die falsche Ansicht, daß der in Paris besetzte Teil sehr klein gewesen wäre. Er war so groß wie $1/3$ von Berlin.

Dem General Vinoy als Gouverneur von Paris war eine ebenso schwierige wie undankbare Stellung zwischen äußeren und inneren Feinden zu teil geworden. Er verfügte nur noch über weniger als 20 000 Mann bewaffnete Liniensoldaten. Die Nationalgarde, weit entfernt ihm eine Hilfe zu sein, zeigte sich hier, wie bei anderen Gelegenheiten, als das Werkzeug der Parteien und als die größte Gefahr für die öffentliche Ordnung. Die urteilslose Menge der Pariser Bevölkerung, großgezogen in Illusionen, irregeführt bis zum letzten Augenblick selbst von offizieller Seite durch Siegesbulletins, falsche Nachrichten und schöngefärbte Schilderungen, hatte keinen Begriff davon, bis zu welchem Grad sie abhängig war von dem guten Willen und der Mäßigung des Siegers. Ihre Verblendung und Selbstüberhebung konnten jeden Augenblick einen Konflikt hervorrufen, welcher nur für sie gefährlich war.

Der ganze zu besetzende Teil von Paris wurde für die drei zuerst einrückenden Korps derartig eingeteilt, daß den

I. Abschnitt*) das 6. Armeekorps erhielt, begrenzt durch die Avenue d'Elau bis an den Triumphbogen, die Mittellinie der Elysäischen Felder bis an die Tuilerienmauer, das Marineministerium, die Avenue Gabriel, die Straße des Elysée, die Straße des Faubourg St. Honoré, bis an die Porte des Ternes und die westliche Befestigungslinie der Stadt.

Der II. Abschnitt wurde dem 2. Bayerischen Korps überwiesen, begrenzt durch die Avenue Josephine, die Seine und die Mittellinie der Elysäischen Felder.

Den III. Abschnitt, d. h. den südlichen noch übrig bleibenden Teil der Stadt zwischen Bois de Boulogne und der Seine, erhielt das 11. Armeekorps.

* * *

*) Vergl. die Skizze.

Mittwoch den 1. März.

Seine Majestät der Kaiser Wilhelm wollte die zum Einrücken bestimmten Truppen vorher in Longchamp in Parade sehen, hatte dem General von Kameke aber gestattet, zur Regelung der Quartierverhältnisse schon vorher Paris zu betreten. Zu diesem Zweck hatte General von Kameke früh 7³/₄ Uhr nach der Brücke von Neuilly befohlen:

1. die Quartiermacher des 6. und 11. Preußischen und 2. Bayerischen Korps,

2. das 1. Bataillon des 2. Nassauischen Infanterieregiments Nr. 88 unter Major Heye,

3. die 1. Eskadron des 2. Hessischen Husarenregiments Nr. 14 unter Rittmeister von Colomb,

letztere beiden Truppenteile als Avantgarde und speziell zum Schutz des Einquartierungsgeschäfts.

Um 7¹/₂ Uhr traf General von Kameke selbst an der Brücke mit seinem Stabe ein, der aus folgenden Offizieren bestand:

Oberstlieutenant Graf von Waldersee, Flügeladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs, Chef des Generalstabs,

Oberstlieutenant Heydenreich vom Königlich Sächsischen Generalstab,

Major Peters vom Ingenieurkorps,

Major Fürst Wilhelm zu Putbus, Offizier à la suite der Armee,

Hauptmann von Prittwitz von der Gardeartillerie als Platzmajor,

Hauptmann von Nostitz-Drzewiecki vom 5. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 94 als Platzmajor,

Hauptmann von Fritze vom Ingenieurkorps,

Rittmeister Graf von Nostitz vom 1. Gardedragonerregiment als Generalstabsoffizier,

Rittmeister Graf Bismarck-Bohlen von der Kavallerie 2. Gardelandwehrregiments,

Premierlieutenant Graf von Frankenberg von der Kavallerie 4. Oberschlesischen Landwehrregiments Nr. 63,

Premierlieutenant Freiherr von Saurma-Jeltsch, Reserveoffizier des Gardekürassierregiments,

Premierlieutenant von Uslar vom 2. Hessischen Husarenregiment Nr. 14,

Lieutenant von Oelsen, Reserveoffizier des 1. Gardedragonerregiments,

Geheimer Kriegsrat Hauptmann von Schwedler, als Intendant.

Punkt 8 Uhr trat die Husareneskadron den Einmarsch an, ein Zug als Avantgarde voraus. Der Eskadron folgte der Kommandant mit seinem Stabe, dann das Bataillon, die Quartiermacher und zuletzt wieder ein Zug Husaren. Durch die Avenue von Neuilly und die Porte Maillot marschierte dieses schwache Detachement auf der Avenue der großen Armee direkt auf den Triumphbogen zu. Der Durchgang durch diesen war durch einen Graben unfahrbar gemacht, weniger wohl um den deutschen Truppen ein Hindernis entgegenzustellen, als um Sand zu Sandsäcken zum Schutz der berühmten Siegesgöttinnen von Pradier zu gewinnen. Mit Leichtigkeit hätten einige Leute — Pioniere waren nicht mit — den Durchgang passierbar gemacht. Da General von Kameke aber keinen Halt herbeiführen wollte und auch keinen besonderen Wert darauf legte, gerade unter dem Triumphbogen durch einzuziehen, so ließ er die Truppen ohne Aufenthalt um das Monument herummarschieren. Nur der Rittmeister von Colomb ließ, als echter Sohn seines Vaters, es sich nicht nehmen, mit dem Lieutenant von Bernhardi und einigen Flankeurs über das Hindernis hinwegzusetzen und durch den Triumphbogen zu reiten. Die Franzosen hatten die Genugthuung gehabt, sich mit der Überzeugung zu trösten: Il n'osent pas traverser!

Uns Preußen war von unsern Wirten vor Paris Straßenschlacht, Blutbad, Sizilianische Vesper 2c. in sichere Aussicht gestellt worden. Daß General von Kameke es unternahm, mit kaum 2000 Mann ohne Umstände bis zum Eintrachtsplatz zu marschieren, sich hier festzusetzen und, über eine deutsche Meile von jeder Unterstützung entfernt, während fünf Stunden zu verbleiben, ist wohl nicht die geringste Demütigung, die unsere Gegner erfahren haben. Daß dies ihnen imponiert, aber sie auch tief gekränkt hat, steht fest und geht aus dem offiziösen Bericht deutlich hervor.

Es war ein wundervoller Morgen. Fast niemand befand sich bei der für Paris sehr frühen Morgenstunde auf den Straßen, und nur einzelnen Bäckerjungen und Lieferanten, wie einigen Damen der Halbwelt begegnete man auf der breiten Avenue. Die Fensterläden der Häuser waren meist geschlossen oder wurden mit einer gewissen Geflissenheit zugeworfen, als man der Preußen ansichtig wurde, besonders nachdem General von Kameke dem Bataillon nach Passieren der Porte Maillot den Befehl hatte zugehen lassen, die Tambours schlagen zu lassen. Durch die nur bei preußischen Truppen vorhandenen Pfeifer wurde auch den im Innern der Häuser befindlichen Franzosen deutlich gemacht, daß die

Preußen da seien. Am Triumphbogen wurde Halt gemacht, um den Husaren, welche direkt auf den Eintrachtsplatz trabten, einen Vorsprung zu gewähren. Unsere Herzen schlugen höher. Was wir fast fünf Monate lang erfleht hatten — es war Wirklichkeit geworden: das besiegte Paris lag zu unseren Füßen!

Eine Anzahl Gamins fand sich am Triumphbogen zusammen, und hier war es, wo später vor dem Einrücken der Truppen von einem Weibe den verstorbenen Hofräten Schneider und Taglioni ein Plan aus dem Wagen gerissen wurde. Ein Soldat, der auf dem Bock saß, sprang dem Weibe nach und wollte ihr den Plan abnehmen, erhielt aber einen Schlag ins Gesicht. Der Soldat schlug wieder, und die Menge stürzte sich nun auf ihn. In einem Nu sprengte ein Zug Husaren unter Lieutenant von Schönfeldt in den Haufen, und augenblicklich war der weite Platz um den Triumphbogen menschenleer. Die Husaren trieben mit flacher Klinge das Gesindel auseinander, wobei es allerdings auch vorkam, daß einige Reiter auf dem glatten Asphalt-Trottoir zu Falle kamen, ohne jedoch Schaden zu leiden. Ein junger Mensch versuchte sich noch wichtig zu machen, indem er mitten zwischen den deutschen Offizieren rief: „Vive la France, à bas la Prusse!“ Er wurde mitleidig angesehen, und als ein Offizier ihm sagte: „Il faut crier plus haut!“ zog er sich beschämt zurück.

Der Marsch wurde nun nach dem Industriepalast fortgesetzt, wo sich die Maires von Paris versammelt hatten. Unterwegs belegte der Kommandant das Palais der Königin Christine von Spanien in der Avenue der Elysäischen Felder Nr. 76 (Hotel Rianzares), welches von der französischen Behörde der deutschen Kommandantur bezeichnet worden war, für diese mit Beschlag; die rotgelbe spanische Flagge wurde später durch eine in Bereitschaft gehaltene deutsche Fahne ersetzt.

Während die auf dem Eintrachtsplatz, sowie die auf den Rondpoint mündenden Straßen an der Grenze des zu besetzenden Terrains sogleich durch Posten abgesperrt wurden, nahm das Gros der Avantgarde Aufstellung vor dem Industriepalast. Am Obelisk wurde eine Husarenfeldwache aufgestellt, die ihre Vedetten bis an die Barrikaden der Rue royale des Pont de la Concorde und der Rue Rivoli vorgeschoben hatte. Hinter den Barrikaden einige französische Posten und Tausende von Menschen.

Der Kommandant besichtigte, begleitet von dem Fürsten Putbus, dem Grafen von Bismarck-Bohlen, dem Freiherrn von Saurma und

dem Lieutenant von Olsen, sowie einer kleinen Husarenpatrouille, die von den Truppen eingenommenen Stellungen und ritt durch die verschiedenen Straßen längs der Rue St. Honoré dicht an die französischen Posten, um deren Aufstellung und Soutiens kennen zu lernen. Es kamen dabei allerlei drollige Zwischenfälle vor, indem die Franzosen anschlugen und ihn nicht heranreiten lassen wollten! Auf dem Eintrachtsplatz schrieen einige Bengels „vive la France!“ und drohten, liefen aber dann in die französische Linie zurück. Vielfach wurden diese Gamins auch von Bürgern zurückgerufen, die besorgt schienen, daß ein Konflikt entstehen könnte.

Darauf begab sich General von Kameke nach Longchamp zu der von Sr. Majestät dem Kaiser und König daselbst über die Truppen, welche heute einrücken sollten, abzuhaltenden Parade. Während seiner Abwesenheit übertrug er dem Chef seines Generalstabs das Kommando in Paris. Der Einmarsch der mit General von Kameke marschierenden Avantgarde war ohne jede Störung vor sich gegangen. Erst als die Aufstellung vor dem Industriepalast genommen worden war und die Infanterie die Gewehre zusammengesetzt hatte, sammelten sich bedeutende Menschenmassen um dieselbe; diese bunte Menge wurde jedoch ohne jede Mühe zurückgehalten und erlaubte sich auch keinerlei Belästigung, ließ solche vielmehr den Personen aus ihrer Mitte zu teil werden, welche versuchten, mit den deutschen Soldaten ein Gespräch anzuknüpfen.

Ein Teil der Offiziere des Stabes ritt — mitunter einzeln — die menschenleeren Straßen entlang bis an die Grenze der französischen Zone heran, an der die Franzosen ihre ganze Truppenmacht entwickelt hatten. Eigentlich waren die hier aufgestellten Truppen unsere Kriegsgefangenen, dem Friedensschluß gemäß, und doch gerierten sie sich als Verteidiger der Stadt. Sie und ihre Offiziere machten keinen guten Eindruck. Als wir an der Ecke der Rue du Cirque und St. Honoré einen französischen Offizier nach der Art der Besetzung der französischen Linie fragten, um danach unsere Wachen aufzustellen, antwortete er mit französischem Pathos: „Monsieur, c'est mon secret, ce n'est pas mon affaire, de vous expliquer cela!“ Er erhielt die Antwort: „Monsieur, n'oubliez pas que vous êtes nos prisonniers de guerre“. Aber die Franzosen waren stolz darauf, ihr „on n'y passe pas!“ jedem entgegenrufen zu können, der sich näherte. Ein beliebtes Manöver war es auch, daß sich die Offiziere mit „éclat“ umdrehten, wenn sich ein Deutscher näherte.

Durch diese starke Besetzung der Zone seitens der Franzosen geschah übrigens den Deutschen ein besonderer Dienst, denn der deutsche Kommandant konnte sich unter diesen Umständen seinerseits ersparen, die Linie abzusperren, und so ward den Truppen der lästige Wachtdienst erleichtert. Aber die Angst der Franzosen, daß die Deutschen auf irgend einer Stelle vorbrechen würden, war groß, und zu ihrem Schrecken bemerkten die Pariser noch nach dem Abmarsch ihrer fremden Gäste, daß diese sich ja leicht durch die berühmten unterirdischen Kanäle hätten hindurchschleichen können (vergleiche V. Hugos les misérables), um an den verschiedensten Punkten von Paris plötzlich als Troglodyten u. dgl. zu erscheinen, denn den „Prussiens“ war ja alles zuzutrauen!

Die Demarkationslinie war überall durch Barrikaden abgesperrt. Man hatte hierzu Militärfahrzeuge in einander gefahren. Von den acht sitzenden Marmorfiguren, welche in weitem Umkreis den Eintrachtsplatz umgeben und die wichtigsten Städte Frankreichs darstellen, waren den Statuen der Städte Straßburg und Rouen Trauerflore um das Gesicht gebunden. Zu den Füßen der Straßburgia hatten die Pariser eine Menge Immortellenkränze und anderen Trauerschmuck der Art niedergelegt, wie man ihn in der Rue de la Roquette und des Amandiers kauft. Die an dem Platze später lagernden Truppen haben nicht daran gerührt und die Pariser in ihren Gefühlen nicht verletzt.

Graf Waldersee begab sich mit einigen Offizieren in den Industriepalast, um von den Maires die Quartierbillets in Empfang zu nehmen und diese nebst den nötigen Instruktionen den Quartiermachern einzuhändigen. Die Quartierbillets für die Mannschaften waren in genügender Zahl vorhanden, nicht solche für Pferde, deren Unterbringung Schwierigkeiten machte, trotzdem nur eine geringe Anzahl von Eskadrons und Batterien zum Einrücken befohlen war.*) Der Auskunftserteilung an die Quartiermacher entzogen sich die Maires einfach dadurch, daß sie verschwanden. Schwierigkeiten stellten sich erst beim Aufsuchen der Quartiere heraus, wo die Soldaten viele Häuser verschlossen fanden. Aber den Truppen war empfohlen, sich in die Verhältnisse zu schicken,

*) Ein solches Quartierbillet aus dem Quartier du Roule, einem Teil des Faubourg St. Honoré lautete: Billet de logement. 8. Arrondissement. Quartier du Faubourg du Roule, rue des Écuries d'Artois n° 8. En conformité de la loi du 10 juillet 1791 art. 9 du titre 5, réquisition est faite de loger jusqu'à nouvel ordre: 6 chevaux.

Paris, le 1er mars 1871. Le maire de Paris: Jules Ferry.

und der bescheidene deutsche Soldat that dies besser, als die Pariser es verdienten.

Der Industriepalast, der sich in einem höchst unsauberen Zustande befand, war von den französischen Behörden als mit 6000 Mann zu belegen berechnet, und es waren von der Stadt dazu 5000 Matratzen geliefert worden. Ein Bataillon hatte den Zirkus der Kaiserin am Rond-point erhalten, und es machte einen originellen Eindruck, den ganzen Zirkus wie zu einer Vorstellung besetzt zu sehen, während in der Manege gekocht wurde. Viele Reklamationen um Befreiung von der Einquartierung trafen ein. So waren seitens der Pariser Maires viele Soldaten in die österreichische Botschaft einquartiert worden, deren Umquartierung der österreichische Generalkonsul Baron Schwarz-Senborn noch in der Nacht nach dringender Bitte dadurch erreichte, daß er den in der Botschaft bereits in ihren Betten liegenden Soldaten ein anderes Unterkommen in der Nachbarschaft besorgte.

Nach der Parade bei Longchamp, bald nach 1 Uhr mittags, begann unter den Klängen der Regimentsmusiken und mit entfalteten Fahnen und Standarten der Einzug der Truppen, welche der Kommandant zum Teil an der Porte Dauphine, zum Teil am Triumphbogen defilieren ließ. An letztgenanntem Ort hatte sich auch die größte Menschenmasse versammelt, welche mit Ausnahme der Gamins in wesentlich passiver Haltung verharrte. Das Einrücken der Truppen fand in folgender Weise statt: Das 6. Korps durch die Allee de Longchamp, die Porte Maillot, die Avenue der großen Armee, nach dem Triumphbogen, die südwestliche Hälfte des Platzes freilassend.

Das 11. Korps sollte durch die Avenue von St. Cloud nach der Porte de la Muette und durch die Avenue des Kaisers nach dem Platze des Königs von Rom rücken, fand aber die Porte de la Muette unpassierbar und mußte durch die Porte Dauphine dem 2. bayerischen Korps folgen. Die Porte de la Muette war während der Cernierung von Paris völlig zugemauert worden. Der deutsche Kommandant konnte dies bei seiner Disposition zum Einmarsch in Paris nicht wissen, es stellte sich eben erst bei der Ausführung heraus. Außer einer kleinen Verzögerung entstand dadurch aber kein Übelstand.

Das 2. bayerische Korps schlug die Route de Suresnes nach der Porte Dauphine, der Avenue der Elysäischen Felder bis zum Industriepalast ein.

Der Gouverneur war bemüht, jeden Zusammenstoß zu vermeiden,

und erwähnt sei hier noch besonders, daß kein deutsches Gewehr geladen war. Unmittelbar nach dem Einrücken der Truppen wurden denselben ihre Quartiere angewiesen, sowie der Sicherheitsdienst gemäß einer den Abschnittskommandanten übergebenen Instruktion geregelt. Als Abschnittskommandanten fungierten:

für Abschnitt I der Oberst von Schmeling, Kommandeur des schlesischen Füsilierregiments Nr. 38 (Rue de Presbourg Nr. 12);

für Abschnitt II der königlich bayerische Oberst Bösmiller, Kommandeur des 6. Infanterieregiments Kaiser Wilhelm, König von Preußen (im Industriepalast);

für Abschnitt III der Oberst von Grawert, Kommandeur des 2. hessischen Infanterieregiments Nr. 82, beauftragt mit der Führung der 42. Infanteriebrigade (Rue de Boissière Nr. 8, Place du Roi de Rome).

Der Einmarsch ging ohne weitere Störung und unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches vor sich, und es genierte die in Paris bekannten Offiziere wenig, daß die Bezeichnungen der Straßen und Plätze, die sich auf die kaiserliche Familie bezogen, durch neuere republikanische Namen ersetzt waren, wie z. B. die „Avenue de l'Impératrice" durch „Avenue Uhrich".

Um 1 Uhr war fast alles in den Quartieren oder in den Biwaks installiert. Es biwakierten die Avantgarden der drei Armeekorps, bestehend aus je drei Bataillonen, eine Eskadron, einer Batterie und zwar:

a) beim Triumphbogen: die Avantgarde des 6. Armeekorps, bestehend aus dem schlesischen Füsilierregiment Nr. 38 (Oberst von Schmeling), der 5. Eskadron des 2. schlesischen Dragonerregiments Nr. 8 (von Zawadzky) und der 1. Vierpfünderbatterie (von Arnim);

b) in der Avenue der Elysäischen Felder, die Front dicht am Rande des Eintrachtsplatzes: die Avantgarde des 2. bayerischen Korps, nämlich das 2. Bataillon des 6. Infanterieregiments König von Preußen im Garten des Palais de l'Elysée, das 2. und 3. Bataillon des 7. Infanterieregiments Hohenhausen (Majore Popp und Lichtenstern) am Rande des Eintrachtsplatzes. Hinter diesen eine Vierpfünderbatterie des 4. Artillerieregiments König (Hauptmann Bauer) und hinter derselben die 1. Eskadron des 1. Ulanenregiments Friedrich Wilhelm Kronprinz des deutschen Reichs und von Preußen (Rittmeister Freiherr von Horn);

c) auf dem Trocadero (Place du Roi de Rome) die Avantgarde des 11. Armeekorps.

Diese drei Punkte waren gleichzeitig die Alarmplätze für die verschiedenen Korps. Zur Disposition des Kommandanten blieb das 1. Bataillon des 88. Regiments und die 1. Eskadron des 14. Husarenregiments, die in der Nähe der Kommandantur einquartiert wurden.

Unsere Linie durfte jeder Pariser, der nicht in Uniform war, passieren. Wenn die Pariser stolz darauf sind, daß sich am ersten Tage noch wenig Publikum bei den Deutschen einfand, so hatte dies einfach seinen Grund darin, daß von französischer Seite niemand durchgelassen wurde. Ganz anders gestaltete es sich am zweiten Tage, wo die Massen nicht mehr zu halten waren.

Was Paris für einen Pöbel beherbergt, konnte man schon am ersten Tage sehen, wo eine Rotte Gamins, um Skandal zu machen, sich durch die französische Linie gearbeitet hatte und ohne Veranlassung mit wahrhaft bestialischer Wut über einige Weiber herfiel. Es wurden ihnen die Kleider vom Leibe gerissen, besonders wenn diese Menschen hörten, daß die Weiber mit den Soldaten Deutsch sprachen. Einzelne Franzosen der besseren Stände wurden, weil sie mit Offizieren gesprochen hatten, insultiert, so u. a. auch ein englischer Korrespondent, der einem ihm bekannten Offizier die Hand gereicht hatte.

Auf dem Eintrachtsplatz selbst biwakierten keine Truppen, und nur an dem Obelisken stand eine bayerische Feldwache, aber alle deutschen dienstfreien Soldaten eilten dorthin, und so bot der Platz ein Bild des buntesten militärischen Treibens. In den nahe liegenden Boskettts der Elysäischen Felder waren Ställe aufgeschlagen und brannten abends Biwakfeuer. Hinter den durch Militärfahrzeuge gebildeten Barrikaden lauerten die unvermeidlichen Photographen und ließen ihre Apparate spielen. Mit wahrer Freude erinnern wir uns noch eines alten Gardelandwehrmannes, der, als er eines solchen Apparats ansichtig geworden, schnell auf den Deckel des Patronenwagens gestiegen war und mit in den Nacken gestülptem Käppi mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck dem Photographen „saß". Wir waren so glücklich, das Bild in die Heimat mitnehmen zu können.

Einige Mühe machte es, die Restaurants zu bewegen, für die Offiziere zu kochen. Diejenigen, die es thaten, sind leider nach unserem Abmarsch vom Pöbel insultiert, ihre Häuser zum Teil demoliert worden. Die zahlreichen Offiziere vom Stabe der deutschen Kommandantur und deren noch zahlreichere Gäste fanden mit dem Kommandanten, wenn auch für teueres Geld, am ersten Tage ein vortreffliches Diner bei Ledoyen

am Industriepalast. Er hatte den Befehl erhalten, das Diner zu bereiten.

Sämtliche bei der Cernierungsarmee anwesende deutsche Fürsten waren mit Hunderten von berittenen Offizieren nach Paris gekommen. Es erschienen namentlich auch Ihre Königlichen Hoheiten Prinz Karl und Prinz Albrecht Vater schon zu Mittag mit ihrem militärischen Gefolge in Paris und ritten die ganzen Elysäischen Felder entlang nach dem Eintrachtsplatz und längs der Seine wieder zurück.

Auch an komischen Episoden fehlte es nicht. So rief das Volk, besonders die Weiber, einem Hofmarschall in Husarenuniform jubelnd nach: „Voilà le gros, — il n'a pas souffert de la guerre! Tiens! Tiens! c'est lui qui a l'air d'avoir les 2 cents millions en poche, aussi d'avoir gobé les 2 cents millions!"

Der Reichskanzler Fürst Bismarck ritt am 1. März mit den Truppen bis an den Triumphbogen, kehrte aber hier um, als er erfuhr, daß Seine Majestät an diesem Tage vor der Parade nach Versailles zurückgekehrt wäre. Beim Zurückreiten durch das Bois de Boulogne wurde er von dem Volke erkannt, welches zu schreien und zu pfeifen anfing. Als Fürst Bismarck zu den Schreiern heranritt mit den Worten: Ah vous aimez la musique! wurde die Menge stumm, und das Erstaunen wuchs, als derselbe einen der Schreier um Feuer für seine Zigarre ersuchte.

Um 6 Uhr wurde die Parole vor dem Palais der Königin Christine ausgegeben; um 9 Uhr war bei allen Truppen Appell, und wer um 10 Uhr die Elysäischen Felder passierte, sah nur die Biwakfeuer und hörte zwischen den Gebüschen das Schnarchen unserer Krieger, denn sie waren müde von dem weiten Marsch und der Parade.

Der General von Kameke ritt vor 12 Uhr Mitternacht bis 2 Uhr mit einem Teil seines Stabes nochmals die besetzten Vorpostenstellungen ab, um sich zu überzeugen, daß alles so vorbereitet sei, daß ein überraschender Anfall seitens der Pariser des nicht besetzten Teils fest zurückgewiesen werden könne.

* * *

Donnerstag den 2. März 1871.

Nicht die geringste Störung war in der Nacht vorgekommen. Mit dem französischen Oberkommando war eine Vereinbarung getroffen, daß die deutschen Truppen unter Führung von Offizieren und ohne Gewehre das Invaliden-Hotel, das Grabmal Napoleons I. wie den Louvre be-

sichtigen sollten. Diese Promenaden wurden auch begonnen, später aber wieder eingestellt. Diese vielfach falsch dargestellte Angelegenheit verhielt sich wie folgt:

Zufolge der Konvention zwischen der deutschen und französischen Regierung war es ausdrücklich bestimmt worden, daß vom 2. März an morgens Abteilungen deutscher Soldaten der jedesmaligen Garnison von Paris in einer bestimmten Stärke unter Führung von Offizieren ohne Waffen (d. h. ohne Gewehr) sowohl in die Tuilerien und den Louvre, als auch nach dem Invalidendom gehen dürften.*) General von Kameke erhielt gegen 9 Uhr die Meldung, daß den Abteilungen, welche zu dieser Besichtigung sich auf dem Eintrachtsplatz in bestimmten Zeitabschnitten einfänden, der Eintritt in den Tuileriengarten sowohl als der Zugang nach dem Invalidendom über die dorthin führende Brücke verweigert werde. Auch telegraphierte General Vinoy an General v. Kameke, daß im Louvre nichts zu sehen sei, da die Bilder alle verpackt wären, es möchte ein Offizier geschickt werden, der sich davon überzeugen sollte General v. Kameke erteilte darauf dem Ordonnanzoffizier Fürsten Putbus den Befehl, sofort zum General Vinoy nach dem Louvre zu gehen und das Verlangen an denselben zu stellen, daß der Konvention gemäß der Besuch des Louvre, resp. der Zugang zum Invalidendom freigelassen werde, da es jedenfalls immer noch genug Interesse haben würde, das Innere kennen zu lernen. Da es schon bei der deutschen Kommandantur durch Mitteilung des Generals Vinoy bekannt geworden war, daß die Ratifikation des Friedens in Bordeaux seitens der Nationalversammlung stattgefunden und daher der Aufenthalt der deutschen Truppen in Paris ein sehr kurzer sein werde, so hatte Fürst Putbus um Befehl ersucht, wie er sich bei etwaiger definitiver Weigerung des Generals Vinoy zu verhalten habe. General v. Kameke überließ es dem Fürsten, nach den Verhältnissen zu handeln, wies aber darauf hin, daß der Friede bereits notifiziert, daher Androhung energischer Maßregeln von deutscher Seite wohl nicht angebracht sein dürfte.

Da dem General Vinoy das Eintreffen eines Offiziers des Stabes der deutschen Kommandantur notifiziert worden war, so wurden dem Fürsten keine weiteren Schwierigkeiten beim Eintritt in den Tuileriengarten bereitet, wo sich ihm ein französischer Ordonnanzoffizier als Neffe des Generals Vinoy vorstellte und ihn empfing. Derselbe führte den

) Vergl. § 3 der Konvention. Generalstabswerk Anlage Nr. 183, Seite 788.

Fürsten durch den Garten und den Tuilerienpalast nach dem zweiten Hofe des Louvre in die am Seinequai parterre gelegene Wohnung des französischen Generals. General Vinoy empfing den Fürsten höflich, der ihm dem speziellen Auftrag des Generals von Kameke gemäß mitteilte, daß der deutsche Kommandant sich wundern müsse (était vivement frappé), daß die Konvention von den Franzosen nicht eingehalten werde, trotzdem die deutschen Truppen — obgleich Sieger — dieselbe in allen Punkten auf das peinlichste aufrecht erhielten. General Vinoy wendete ein, daß die Konvention hinfällig sei, da der Friede in Bordeaux abgeschlossen sei und unsere Truppen Paris sofort zu verlassen hätten. Der Fürst erwiderte ihm, daß die deutsche Kommandantur von Paris dienstlich eine solche Benachrichtigung nicht erhalten hätte, dieselbe daher in der Lage sei, zu verlangen, daß sofort die Thore des Tuileriengartens geöffnet und der Zugang zum Invalidendom freigelassen werde, und machte ihn darauf aufmerksam, wie leicht Unzuträglichkeiten und Friedensstörungen dadurch entstehen könnten, wenn eine so große Menge deutscher Soldaten sich wartend auf dem Eintrachtsplatz einfänden, in unmittelbarer Nähe des an den aufgerichteten Trennungsbarrieren zahlreich versammelten französischen Volkes, daß es nur eines unbedeutenden Anlasses bedürfe, um einen Konflikt herbeizuführen, der die unberechenbarsten Folgen haben könnte, während, wenn die Massen nach dem Louvre und dem Invalidendom abgeleitet würden, alle Ansammlungen vermieden wären. General Vinoy gab das Recht der Besichtigung des Louvre und des Invalidendomes schließlich zu und verstand sich dazu, die Thore zu dem Tuileriengarten innerhalb $^3/_4$ Stunden öffnen zu lassen. Den Zugang zum Invalidendom könne er aber nicht zusagen, und zwar aus folgenden Gründen: Er disponiere nur über 12000 Mann regulärer Truppen, der Garde nationale seien die Waffen gelassen, dieselbe sympathisiere mit dem Volk, und er sei nicht im stande, Unordnungen zu steuern, und diese würden unbedingt eintreten, wenn deutsche Soldaten den Invalidendom betreten. Er teilte dem Fürsten mit, daß am Abend des 1. März von den Bewohnern des Faubourg Montmartre genommene Geschütze bereits geladen und auf die Elysäischen Felder gerichtet gewesen seien, um auf die deutschen Truppen zu feuern, und daß es der Überredung seitens der Behörden und des besonnenen Teils der Bevölkerung nur mit größter Mühe gelungen sei, eine That zu verhindern, welche mit großem Blutvergießen geendet haben würde. Le feu était très près de la poudre, setzte er erläuternd hinzu. Der Fürst konnte sich der

Bemerkung nicht enthalten, daß er ihm zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Wege nach dem Invalidendom einige preußische Bataillone anzubieten im stande sei, was der General aber mit dem Bemerken höflich ablehnte, daß diese Prozedur der Konvention wohl nicht entsprechen würde. Der Fürst acceptierte die Proposition des Generals Vinoy, den Louvre betreffend, wogegen er den Besuch des Invalidendomes, dessen Berechtigung General Vinoy nicht anzweifelte, der weiteren Bestimmung der deutschen Kommandantur anheimstellte.

Um dieselbe rasch zu erlangen — der Fürst war zu Fuß und die Entfernung bedeutend —, bot General Vinoy dem Fürsten einen Wagen an. Ein Ordonnanzoffizier begleitete denselben, und die Herren fuhren durch den Louvre nach dem Seinequai, angegafft von Tausenden von Parisern, die aber durchaus höflich waren, durch den Garten der Tuilerien und durch das eiserne Thor, welches denselben vom Eintrachtsplatz trennt, nach der deutschen Kommandantur. Auf die Meldung des Fürsten bestimmte General v. Kameke, daß der Besuch des Invalidendomes so lange auszusetzen sei, bis Instruktion aus Versailles eintreffe. Dieselbe erfolgte auf telegraphische Anfrage dahin, daß von dem Rechte, das die Konvention darbiete, kein Gebrauch gemacht werden solle.

Der Besuch des Louvre hatte begonnen, wurde um 3 Uhr des 2. März erst sistiert, als durch viele Beurlaubte von außerhalb, die mitgingen und bewaffnet waren, die Grenzen der Vereinbarung überschritten wurden. General Vinoy telegraphierte an General v. Kameke diese Unregelmäßigkeit, der den Oberstlieutenant Heydenreich beorderte, die deutschen Soldaten zurückzubringen und demnächst das Gitter des Gartens schließen zu lassen.

Der Umstand, daß die französischen Posten an der Alma- und Jenabrücke die zur Sperrung derselben angelegten Barrikaden überschritten und sich auf unserer Seite ganz nahe an den deutschen Posten aufgestellt hatten, gab Veranlassung zu einer Beschwerde der Kommandantur, welcher von französischer Seite entsprochen wurde.

Das bunteste Treiben entwickelte sich an diesem zweiten Tage in den Elysäischen Feldern, und die neugierigen Pariser waren nicht mehr zu halten. Sie umstanden die Biwaks und wunderten sich, als in denselben geputzt wurde. Es wogte den ganzen Tag auf und ab; vor dem Industriepalast, dem Triumphbogen und am Rond-point der Elysäischen Felder spielten zu verschiedenen Zeiten deutsche Musikkorps. Tausende von deutschen Soldaten kamen mit ihren französischen Wirten zu Fuß,

zu Pferd und auf den merkwürdigsten Vehikeln nach Paris geströmt. Läden und Restaurationen wurden teilweise geöffnet, und ein ununterrichteter Zuschauer konnte glauben, es würde hier ein großes Volksfest gefeiert. Und doch kam das Treiben von den Barbaren, die in das „heilige Paris" eingedrungen waren. Daß Victor Hugo die Stadt so genannt hatte, war allerdings kein glückliches Omen, denn die „heilige Roma" fiel, Troja und Jerusalem auch!

Um 2 Uhr nachmittags des 2. März wurde die Parole am Triumphbogen vom Platzmajor ausgegeben, wozu auch die Quartiermacher der zum Einrücken für den 3. März bestimmten Garde befohlen waren. Es sollten nach abgehaltener Parade auf dem Longchamp die 2. Garde-Infanteriedivision, die Korpsartillerie und der Train der Garde- wie der Belagerungs-Artillerie der Maas-Armee den I. Abschnitt,

die 1. Garde-Infanteriedivision, die Gardekavallerie und die Belagerungsartillerie der III. Armee den II. Abschnitt,

die Gardelandwehr und das nach Paris befohlene Königs-Grenadierregiment (2. westpreußisches) Nr. 7 den III. Abschnitt besetzen. Das Generalkommando des Garde-Korps sollte im Palais de l'Elysée einquartiert werden, wo für die ersten Tage der bayerische kommandierende General untergebracht worden war.

Schon waren die Quartiermacher entlassen und schrieben in den ihnen bezeichneten Vierteln die Quartiere für die Garden mit Kreide an die Häuser an, als dienstlich die Nachricht eintraf, daß die Nationalversammlung in Bordeaux in einer am 1. März abgehaltenen Sitzung den am 26. Februar abgeschlossenen Frieden ratifiziert habe, die Truppen morgen Paris verlassen und keine neuen Truppen mehr einrücken sollten.

Wo diese Nachricht noch rechtzeitig in den deutschen Kantonnements um Paris eintraf, eilte jeder nach der Stadt; das Leben wurde noch bunter, und auch die deutsche Kommandantur hob so weit, als es die Verhältnisse gestatteten, alle Beschränkungen auf, um möglichst vielen unserer tapferen Krieger die Genugthuung zu gewähren, Paris gesehen zu haben.

Allerdings traf sich dies für die Garde besonders ungünstig, da die für den 3. März zur Parade und zum Einzug bestimmten Truppen in Voraussicht desselben am 2. März hatten zu Hause bleiben müssen, um ihren abgetragenen Uniformen einigen Glanz zu geben, — hofften sie doch auch morgen ihren Kriegsherrn zum erstenmal als Kaiser zu sehen.

Die nicht zum Einzuge designierten Gardetruppen und namentlich

auch unsere schönen Gardelandwehrmänner waren dagegen schon am 2. März in möglichst großer Zahl nach Paris geeilt. So wollte es das Schicksal, daß gerade die Auserwählten Paris nicht sahen, während die Zurückgestellten sich daselbst amüsierten.

Den Glanzpunkt des Aufenthalts der deutschen Armee in Paris bildete der große Zapfenstreich, der von dem General von Kameke für den 2. März abends angeordnet war.

Die dazu beorderten Musikkorps des 6. Armee-Korps, unter Aufsicht des Regiments-Adjutanten Lieutenant Quade des 1. oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 22, sammelten sich mit den Tambours und einer halben Kompagnie desselben Regiments am Triumphbogen. Um $7^1/_2$ Uhr setzte sich der Zug, geführt durch den Hauptmann von Prittwitz, in Bewegung. Voran ein Zug vom 14. Husarenregiment; dann eine Abteilung Infanterie; hierauf folgten die Musikkorps und wieder eine kleine Abteilung Infanterie. Ein Zug Husaren bildete den Schluß. Eine chaine ambulante von Infanterie diente von beiden Seiten zum Schutz der Musik. Der Zug marschierte die große Avenue der Elysäischen Felder entlang nach dem Eintrachtsplatz. Mehrere Tausend deutsche Offiziere und Soldaten, die auf die Friedensnachricht noch nach Paris geeilt waren, hatten sich zum Zapfenstreich eingefunden. Als die Musik zwischen „Heil dir im Siegerkranz" und dem „Preußenlied" die „Wacht am Rhein" spielte, fielen alle Mitmarschierenden singend ein. Am Rondpoint erregte ein erleuchtetes Haus das größte Erstaunen des Zuges. Welcher Pariser sollte es gewagt haben, heute sein Haus zu illuminieren? Beim Näherkommen erkannte man deutsche Soldaten, die in dem Hause einquartiert waren und mit Lichtern in der Hand auf den langen Balkonen standen. Ein dreifaches Hurra ertönte als Dank für diese sinnige Idee. Mitten auf dem Eintrachtsplatz wurde aufmarschiert, „Helm ab zum Gebet!" ertönte es, und alle Umstehenden entblößten ihr Haupt, darauf stimmten sämtliche Musikkorps einen Choral an. Feierlich stiegen zu dem wunderbar klaren Himmel die Töne empor, vereint mit den Gebeten so vieler Tausend Krieger aus den verschiedensten Gauen unseres endlich geeinten deutschen Vaterlandes, welche hier auf dem „Eintrachtsplatz", mitten in der nach blutigen Kämpfen bezwungenen feindlichen Hauptstadt dem dankten, welcher das teure Vaterland so gnädig bewahrt und sie selbst so glücklich durch alle Gefahren bis zum Ziel geführt hatte. Es war ja Frieden! Ein süßes Wort und doppelt schön für den, den nicht der Beruf zum Soldaten gemacht! Belebte sich doch jetzt von

neuem die Hoffnung, bald die Angehörigen daheim ans Herz drücken zu können.

Um der Feier jeden demonstrativen Charakter zu nehmen, war der Zug auf dem großen Platze von der Mitte und darum mehrere hundert Schritte von den französischen Barrikaden entfernt geblieben. Vor uns stand der Obelisk von Luxor! Hier war vor 81 Jahren (am 21. Januar 1793) das Haupt Ludwig des XVI., hier am 16. Oktober desselben Jahres das der Königin Marie Antoinette — einer deutschen Prinzessin — gefallen.

Die hinter den Barrikaden stehenden Franzosen sahen aufmerksam unserem Treiben zu. Viele von ihnen mochten vielleicht die großen Gedanken mitfühlen, die uns bewegten, und man muß anerkennen, in diesem Moment störte kein Zeichen der Roheit seitens der Franzosen die allgemeine Andacht. Ja, wir hörten einen Franzosen sagen: „C'êst une leçon pour nous!"

An derselben Stelle war am ersten Osterfeiertage 1814 vor König Friedrich Wilhelm III., den Kaisern Alexander und Franz von russischen Geistlichen im Angesicht der Armeen ein Dankgottesdienst abgehalten worden. Dieser Gottesdienst ist durch einen großen Kupferstich verewigt worden.*)

Die zum Zapfenstreich beorderten Truppen, die Musik, wie die deutschen Zuhörer zogen nun wieder nach der Avenue zurück und marschierten vor der Wohnung des Kommandanten, General v. Kameke, auf, der mit allen zur Kommandantur von Paris kommandierten Offizieren vor das Hotel getreten war. Die Musik stimmte das Preußenlied an, worauf der Platzmajor mit Genehmigung des Kommandanten ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte, „der uns vom Sieg zum Frieden geführt", welches mit einem dreifachen Hurra beantwortet wurde. Die Musik spielte hierauf das „Heil dir im Siegerkranz", und ein nochmaliges Abendgebet für unseren Kaiser und Kriegsherrn schloß die Feier.

Bis tief in die Nacht dauerte das Treiben in den Elysäischen Feldern, und als wir um Mitternacht noch einmal nach dem Eintrachtsplatz spazierten, sahen wir manche Pariserin am Arme eines Barbaren, trotzdem ihr die strengste Neutralität anempfohlen war.

---

*) Te Deum chanté à Paris 10 avril 1814 jour de Pâques.
Dessiné par Bagetti et gravé à St. Petersbourg s. l. direction de Klauber. Der Obelisk von Luxor stand noch nicht, er wurde erst 1836 errichtet. Auf der Mitte des Platzes war eine große Estrade errichtet, auf der die russische Geistlichkeit celebrierte.

Seine Majestät der Kaiser war in Begleitung des Flügeladjutanten Fürst Radziwill im offenen Wagen von Versailles über Sèvres und die hier am Pont de Sèvres geschlagene Schiffbrücke, auf der großen Straße über Billancourt, direkt durch die Porte de St. Cloud nach dem Point du jour gefahren und besichtigte hier die Wirkungen des preußischen Bombardements. Von hier begab sich Se. Majestät innerhalb der Enceinte den Boulevard Murat entlang bis an die Porte d'Auteuil. Hier verließ Se. Majestät Paris wieder und fuhr die Allee des Fortifications nach den Seen im Bois de Boulogne, nach dem Rennplatz auf dem Longchamp und über Bagatelle und Madrid durch die Allee de la Reine Marguerite über St. Cloud wieder nach Versailles zurück. Den Kaiser begleitete, wie auf allen Fahrten, der Hofstallmeister v. Rauch zu Pferde.

Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz fuhr mit dem Großherzog von Baden durch den ganzen von uns besetzten Teil der Stadt.

* * *

Freitag den 3. März 1871.

Am Abend des 2. März, während des Zapfenstreichs, erschienen zwei französische Offiziere vom Stabe des Generals Vinoy bei dem Kommandanten, nachdem sie durch ein Schreiben angemeldet worden waren, um in Betreff des für den 3. beabsichtigten Abmarsches Vereinbarungen zu treffen. General v. Kameke übertrug die Unterhandlung dem Chef des Generalstabs, der sie in Gegenwart des Major Fürst Putbus und des Rittmeister Graf Nostitz führte. Man kam darin überein, daß nach unserm Abmarsch französische Truppen in einer Entfernung von 5—600 Schritt folgen, dann die Thore besetzen und zunächst niemanden herauslassen sollten. Es wurde zugesagt, daß der Abmarsch um 7 Uhr beginnen und spätestens um 11 Uhr beendet sein sollte, was auch genau innegehalten wurde.

Auch in der zweiten Nacht war keine Störung vorgekommen und keine Wache alarmiert worden. Punkt 7 Uhr traten die Truppen an, um Paris zu verlassen. Der Kommandant hatte sich am Triumphbogen aufgestellt und ließ die Truppen defilieren, welche dieses Mal mit einem dreifachen Hurra durch den großen Bogen hindurchmarschierten. Am Triumphbogen standen sechs Geschütze abgeprotzt, die zu je zweien die Avenue Josephine, die Avenue der Elysäischen Felder und die Avenue Friedland bestreichen konnten. Als sie zurückgezogen waren, blieben hier

noch einige Dragoner zurück, um das Publikum abzuhalten. Als diese „Kehrt“ schwenkten, drängten plötzlich die Massen nach. Die Dragoner machten Front und trieben das Gesindel wieder zurück. Es stellte sich aber heraus, daß keine feindselige Absicht zu Grunde lag, sondern daß die armen Leute nur das Holz und Stroh auflesen wollten, was im Biwak zurückgeblieben war.

Einige Schwierigkeiten machte die Räumung dadurch, daß eine Anzahl deutscher Offiziere und Soldaten noch bei Tagesgrauen am 3. März aus ihren Kantonnements aufgebrochen waren, um wenigstens noch etwas von Paris zu sehen. Es mußte daher eine Chaine von sächsischen Infanteristen, die ebenfalls als Touristen nach Paris gekommen waren, und von bayerischen Chevauleger über die ganze Breite der Elysäischen Felder aufgestellt und dieselben Schritt für Schritt abgesucht werden. Niemand durfte über diese Chaine vordringen. Es hatte seine Schwierigkeiten, allen noch ankommenden deutschen Militärs klar zu machen, daß es zu spät sei, um nach dem Eintrachtsplatz zu gelangen. Waren es Offiziere rc. zu Pferde, so war es ihnen noch eher möglich, schnell bis an den Platz zu reiten. Die französischen Truppen folgten auf 500 Schritt.

Der Kommandant verließ mit seinem Stabe und der 1. Eskadron des 14. Husaren-Regiments zuletzt Paris durch die Porte Dauphine und begab sich durch das Bois de Boulogne nach Longchamp. Nur am Triumphbogen hatte sich eine größere Menschenmasse eingefunden, die durch Pfeifen und Schreien ihre Freude über unsern Abzug kundgab. Um 10¼ Uhr hatte der letzte deutsche Soldat Paris verlassen.

Ahnten die Pariser wohl, was ihnen noch bevorstand — daß das Ende noch nicht gekommen war, und daß das Schicksal ihnen in der Herrschaft der Kommune noch eine ganz andere Strafe auferlegt hatte, als die Besetzung von Paris durch die Deutschen? Wie oft mögen sie uns zurückgewünscht und bedauert haben, daß wir ihnen nicht alle Waffen abgenommen hatten! *)

---

*) Aufrichtig zu bedauern ist es, daß viele Gegenstände, welche die Franzosen früher mitgeschleppt hatten, nicht wieder in unseren Besitz gelangt sind, so die acht großen Geschütze, die gewöhnlich vor dem Invaliden-Hotel stehen, darunter der sogenannte „Kurfürst“, welche der österreichische General Haddick am 17. Oktober 1757 aus Berlin mitnahm, worauf sie Napoleon nach der Schlacht von Austerlitz nach Paris führte. Die Franzosen hatten diese Geschütze vor Beginn der Cernierung nach Brest gerettet und haben dieselben erst im Sommer 1871 wieder aufgestellt. Hierzu gehört auch das alte Triersche Geschütz: der „Vogel Greif“, der Interimsdegen und

Als die französischen Truppen am 21. Mai wieder in Paris eindrangen, war dies mehr einem Zufall zu verdanken. Wir hatten die Genugthuung, daß alle erdenklichen Greuel, die wir verübt haben sollten, doch nur Stümperarbeit gewesen wären gegen das Trauerspiel, welches die eigenen Landsleute unter einander später vor unseren Augen aufführten!

Die beiden Paraden vom 1. und 3. März auf dem Longchamp — letztere vor dem rückgängig gewordenen Einmarsch der Garden in Paris — ebenso wie die am 7. März auf dem Plateau von Villiers werden stets von historischer Bedeutung bleiben, aber ich möchte den großartigen Eindruck noch besonders hervorheben, den diese militärischen Schauspiele dadurch hervorriefen, daß sie unmittelbar nach abgeschlossenem Frieden zum erstenmale durch den Deutschen Kaiser abgehalten wurden, begünstigt von einem Wetter, wie es für den kaiserlichen Herrn sprichwörtlich geworden ist und nicht schöner gedacht werden konnte, — auf einem mit deutschem Blut erkämpften Boden und mit einer Staffage, wie sie keine Phantasie schöner hätte erdenken können.*)

Den braven Husaren des Rittmeister v. Colomb ist noch eine bescheidene, aber sinnige Erinnerung an die drei Tage in Paris zu teil geworden. Ein patriotischer Sägemühlenbesitzer, Herr Armbruster zu Wolfach im Kinzigthal (Baden), hatte beim Ausbruch des Krieges 100 Gulden für die Truppe ausgesetzt, welche Paris zuerst betreten würde. Diese Summe wurde durch Verfügung des Kriegsministeriums den beiden Zügen der ersten Eskadron des 14. Husaren-Regiments zuerkannt, die am 1. März beim Einzug die Tete hatten. Da man den Betrag nicht gern zersplittern wollte, ließ Rittmeister von Colomb, im Einverständnis mit seinen Leuten, für diese hundert Gulden eine kleine an der Uhr zu tragende Denkmünze mit passender Inschrift schlagen und verteilen. Herr Armbruster wird dadurch in dankbarer und dauernder Erinnerung bei der Eskadron bleiben und dies ihm der schönste Dank für seine patriotische Absicht sein.

* * *

der Adler-Orden Friedrichs des Großen, welche Gegenstände Marschall Duroc nebst verschiedenen Andenken an König Friedrich Wilhelm I. 1806 aus Potsdam mitnahm, unzähliger anderer Sachen nicht zu gedenken, die Napoleons Konservator (?) Denon aus unserer Kunstkammer entführte. Dieser Konservator verstand es besonders, die edelsten Steine 2c. aus den Kunstgegenständen ausbrechen zu lassen.

*) Am 18. Oktober 1815 war in Paris zur Feier des Tags von Leipzig auch eine große Parade auf dem Champ de Mars vor dem Fürsten von Blücher und Lord Wellington.

Schluß.

Am 30. März 1814 kämpfen die Alliierten noch vor den Thoren des alten Paris.

Den folgenden Tag, am 31. März 1814, zogen die Alliierten das erste Mal, am 7. Juli 1815 die Preußen und Engländer zum zweiten Mal in Paris ein.*)

Am 1. März 1871, also fast 56 Jahre nach dem letzten Einzug, zogen die Deutschen ohne Alliierte zum drittenmale in Paris ein.

Wer den wundervollen Park des heutigen Buttes Chaumont besucht, der mit so großem, den Franzosen eigenem Geschmack angelegt ist, wo wir oft die Kommunisten mit den Versailler Truppen kämpfen sahen, oder wer den Tour Solferino auf dem Montmartre besteigt, erinnere sich, daß dieser Boden mit Blut unserer Vorfahren getränkt ist.

Möge Frankreich die erhaltenen Lehren beherzigen und nicht vergessen, daß das einige Deutschland mit Metz und Straßburg jetzt eine andere Macht ist als vor dem Kriege. Deutschland ist sich seiner Macht bewußt geworden. Die französische Armee wird die immerfort arbeitende deutsche nicht mehr überholen. Mögen die Franzosen wieder Mitrailleusen und immer wieder neue Geschütz-Systeme erfinden, mögen sie den Gürtel der Pariser Forts immer noch weiter spannen und mit den großen Mitteln Frankreichs die materiellen Verluste auch bald wieder herstellen: — den Geist der deutschen Armee werden sie nicht erreichen. Wollen aber die Franzosen sich durchaus wieder einmal die Kehlen heiser schreien und mit ihren Tiraden nicht aufhören,**) dann möchte ich ihnen zum Schluß die Worte des Grafen Bismarck aus der Sitzung des Zollparlaments vom 18. Mai 1868 zurufen:

„Ein Appell an die Furcht wird niemals
Widerhall in deutschem Herzen finden".

---

*) Als König Wilhelm III. 1814 die Münze in Paris besuchte, wurde nicht allein eine Denkmünze auf diesen Besuch geprägt, sondern auch Fünf- und Zweifrankstücke für den Verkehr geschlagen, die noch vorkommen. Sie enthalten die Inschriften: Frédéric Guillaume III, roi de Prusse. Ange de paix, auf dem Revers, Au pacificateur de l'Europe mit dem Namenszug des Königs u. s. w.

**) Als rühmliche Ausnahme sei hier erwähnt; „La France, nos fautes, nos périls, notre avenir par A. de Gasparin, Paris 1872".

52*

Die Letzten aus Paris.

Von v. B.

Der strenge Winter hatte sich seinem Ende genähert, schon Anfang Februar trat schnell und unvermittelt das schönste Frühjahrswetter ein. Wir empfanden diesen Wechsel nach den kaum überstandenen harten Strapazen der Belagerung ganz besonders, und wohl jeder einzelne war froh und guter Dinge, schon im Hinblick auf die nunmehr nach der Kapitulation in Aussicht stehende Rückkehr in die Heimat.

Da erschien der Befehl, welcher drei Armeekorps designierte, die am 1. März in reduzierten Stärken in die eroberte Hauptstadt einziehen sollten, und somit die Gesamtheit der deutschen Heere den Parisern gegenüber zu repräsentieren hatten. Vielfach ist später die weise Mäßigung des Siegers, nur den sechsten Teil der feindlichen Hauptstadt occupiert zu haben, getadelt worden; man verlangte nach den großen Opfern die Belegung der ganzen Stadt, sei es auch unter Anwendung von Gewalt. Indessen dem Laien entzog sich die Kenntnis verschiedener Momente, deren Tragweite beim Oberkommando schon längst nach allen Richtungen erörtert worden war. Man war im deutschen Hauptquartier in Versailles genau unterrichtet, daß in Paris 100 000 wohlbewaffnete Arbeiter nur mit äußerster Mühe durch die Truppen des Generals Vinoy im Zaume gehalten wurden, die Geister der Kommune spukten schon umher, und die Entfesselung jener Horden warf ihre Schatten voraus. Die deutsche Mäßigung hat Tausenden und aber Tausenden, die noch zuguterletzt im unrühmlichen Kampfe gegen die Pariser Crapule gefallen wären, das Leben erhalten, ohne unserem Gesamtruhme das kleinste Titelchen zu vergeben.

Das 1. bayerische Korps, das 11. und 6. preußische Armeekorps ziehen am 1. März in Paris ein, nachdem Seine Majestät im Bois de Boulogne auf den sogenannten Longchamps die Truppen besichtigt!"

Nun begann eine fieberhafte Thätigkeit bei den einzelnen Kompagnieen, und den armen Hauptleuten war bis zum Tage des Einzugs keine Ruhe mehr beschieden. Glücklicherweise hatten die Regimenter während der Zeit des Waffenstillstandes genügend Monturen nachgesandt erhalten, sodaß die Mannschaften komplett neu eingekleidet werden konnten. Alles, was nicht ganz adrett aussah, wurde zurückgelassen, es galt, den Parisern

zu zeigen, welche falsche Vorstellungen sie sich von den deutschen Barbaren gemacht. — Unserm Armeekorps war St. Cloud als Sammelpunkt angewiesen worden, von dort sollte der Marsch nach den Longchamps früh 6 Uhr angetreten werden. In rastloser Thätigkeit verliefen die letzten Februartage; endlich am 27. wurde zum Abmarsch angetreten, die Bataillone hatten ihr möglichstes gethan; in glänzender Paradeadjustierung, als kämen sie direkt aus den Garnisonen, standen die Leute in den Gliedern, die Brust geschwellt von dem Hochgefühl, zu den Auserwählten zu gehören, die in des Feindes Hauptstadt einziehen sollten nach einem an Erfolgen beispiellosen Feldzuge. So manchem einzelnen mochten während der Dauer der überstandenen Belagerung die Strapazen fast zur Unerträglichkeit bei oft mangelhafter Verpflegung erschienen sein, und der Wunsch nach Beendigung des Krieges oder einer alle Leiden endenden Kugel rege geworden, aber jetzt war alles vergessen. Einzug der Sieger in die Hauptstadt des Feindes, der höchste Triumph als Lohn für alles Erlittene, was würde man dann später den Seinen zu erzählen wissen von dem Aufenthalt in Paris, dieser wunderbaren, viel verlästerten, gefürchteten Stadt — alle Bewohner der Pariser Umgebung behaupteten steif und fest, ganz Paris wäre unterminiert und würde die verhaßten „Prussiens“ in die Luft sprengen. — Wir hatten einen starken Marsch nach St. Cloud, indessen wurde er spielend bei Maienwetter unter rauschender Musik und heiterem Gesange zurückgelegt; es ging ja nach Paris, alles übrige war unwichtig und nebensächlich, und nichts wäre im stande gewesen, die gute Laune zu verderben. In St. Cloud angelangt, mußten die Truppen dichtgedrängt in den teils zerschossenen Häusern einquartiert werden, indessen alle Unbequemlichkeiten, zu denen auch sehr späte Verteilung der Verpflegung gehörte, wurden mit Humor ertragen, denn nur 24 Stunden trennten uns von dem Einzugsplatze und der Parade vor dem höchsten Kriegsherrn. Mittlerweile hatten die Pionierbataillone mehrere Pontonbrücken über die Seine geschlagen, endlich war der langersehnte Moment da, am 1. März früh 6 Uhr stand das Armeekorps vor St. Cloud bereit, überschritt mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen die Seine und marschierte in Kolonnen nach dem „Bois de Boulogne“. Alles grünte und blühte bereits, wenn auch in Frankreich der Lenz in der Regel vier bis sechs Wochen früher als in Norddeutschland seinen Einzug hält, so war im Jahre 1871 selbst für Frankreich ein ganz außergewöhnlich schnelles Frühjahr mit starker Wärme schon Anfang März ins Land gezogen. Die Vorstadtbewohner waren

auf den Beinen. „Ah les Prussiens les voilà!“ — und nun war der anstrengendste Tag für die Hautboisten der verschiedenen Regimenter angebrochen, denn wohl keiner dürfte in seinem späteren Leben während eines Tages so andauernd sein Instrument geblasen haben, wie an jenem denkwürdigen 1. März. Aber wer denkt an Ermüdung während eines derartigen Triumphzuges. Jeder einzelne von uns konnte sich beglückwünschen, diesen Tag erlebt zu haben. Die breiten wohlgepflegten Wege nach dem Bois de Boulogne, welche radialförmig von allen Seiten zu den großen herrlichen Rasenplätzen des Longchamps führen, bedeckten sich mit anmarschierenden Truppenteilen, die alle von Tausenden der neugierigen Vorstadtbewohner begleitet wurden. Diese Bevölkerung war noch gutmütig und verhältnismäßig harmlos, wir sollten indessen die eigentliche Hefe der Pariser nur zu bald kennen lernen.

Die drei Armeekorps nahmen nun Paradeaufstellung ein, im ersten Treffen standen die preußischen Regimenter, im zweiten das bayerische erste Korps. Das Ausrichten, Einrücken in die Alignements u. s. w. erforderte geraume Zeit, endlich war alles bereit, ein besonderer Flaggenposten, weit vorgeschoben, signalisierte das Herannahen Seiner Majestät. Während nun die kommandierenden Generale der einzelnen Korps das Kommando zum Präsentieren durch Schwenken der Säbel avisierten, nahmen die Brigade-Kommandeure dasselbe auf, und hierauf führten die Truppen das Präsentieren aus. Zufälligerweise gelang die gleichzeitige Ausführung so ausgezeichnet, daß auf einen Schlag die Gewehre von mehr als 50 000 Mann präsentiert wurden, sämtliche Feldzeichen sich senkten und alle Musikkorps den Präsentiermarsch intonierten. Das war ein großartiger Moment. Kaiser Wilhelm, umgeben von einer Suite, die gegen 200 Personen betrug, ritt die Fronten ab, aus denen ihm donnernde Hurras entgegenschallten. Hier auf demselben Platze, wo Napoleon seine Garde zu sehen pflegte, formierten sich nun die deutschen Truppen, um vor ihrem erwählten Kaiser zu defilieren. Bei allen ersten Bataillonen mußte der historische Pariser Einzugsmarsch gespielt werden, so war es befohlen, und nun marschierte Regiment auf Regiment bei seinem Kriegsherrn vorüber, und dieser nickte freundlich herab und grüßte jede Fahne besonders, welche vorbeigetragen wurde.

Die Parade ist vorüber, noch ein halbstündiger Marsch, und die Spitzen der Truppen betreten die „Avenue de la Grande Armée“, um sich den Thoren der Stadt zu nähern. Alle Kapellen intonieren den Pariser Einzugsmarsch von 1814, die Tambourkorps begleiten und schlagen

Marsch, der große Moment ist gekommen, von den Forts wird Salut geschossen, die Thore sind passiert, und die Truppen betreten die Champs Elysées, durch den großen Arc de Triomphe geht es hinunter zum Obelisken auf der Place de la Concorde, der schönste und vornehmste Teil des Faubourg St. Germain. Nun ertönt an den Spitzen brausendes Hurra, welches sich wie eine Brandung immer mehr anschwellend fortpflanzt, es ist unbeschreiblich dieser Eindruck, die glänzenden Kolonnen, die schmetternden Klänge und die wehenden Feldzeichen, unvergeßlicher Moment, der heute nach 25 Jahren noch so lebhaft vor den Augen derjenigen, die ihn miterlebt, steht, als wäre es gestern geschehen!

Es muß zur Ehre der Pariser erwähnt werden, daß durchweg die besseren Kreise der Bevölkerung sich still in ihren Wohnungen verhielten, und der durch Plakate überall verbreiteten Aufforderung, sich auf den Straßen nicht blicken zu lassen, nachgekommen sind. Empfangen wurden die Deutschen durch die Arbeiterbevölkerung von La Vilette, Belleville, Grenelle, den berüchtigsten Quartieren derjenigen Klasse, welche bei allen Revolutionen den Hauptstamm der eigentlichen Barrikadenerrichter abgegeben. Der Pariser Mob dieser Rasse ist eine ganz besonders gefährliche Gattung und wird von der Polizei gefürchtet. — Der zum Kommandanten der Occupationstruppen ernannte General von Kameke ließ die Regimenter vorbeidefilieren, und grüßte besonders feierlich mehrere total zerschossene Fahnen des 1. bayerischen Korps. Der Kronprinz mit kleiner Begleitung ritt unerkannt von den Franzosen die herrlichen Avenuen entlang; auch Graf Bismarck in Kürassieruniform sprengte an den Linien vorbei. Obgleich nun die Franzosen durch Rufe „voilà Bismarck!“ auf die Hünengestalt des großen Staatsmannes aufmerksam gemacht wurde, glaubten sie nicht daran, er blieb unerkannt, vielleicht zu seinem Heile! —

Zwischen dem deutschen Oberkommando und General Vinoy, welcher zirka 30000 Mann regulärer Truppen unter sich hatte, war die Freihaltung einer neutralen Zone vereinbart worden. Die beiderseitigen Demarkationslinien waren mit Wachen und Doppelposten besetzt, indessen schon im Laufe des ersten Tages erwiesen sich die französischen Kräfte als viel zu schwach, um die revolutionären Elemente im Zaume zu halten. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung im besetzten Teile der Riesenstadt war von General von Kameke befohlen worden, daß ein Infanterieregiment und ein Kavallerieregiment auf dem Place de l'Etoile am Arc de Triomphe zu biwakieren habe; außerdem standen

am Anfange jeder der auf genanntem Platze einmündenden Straßen zwei mit Kartätschen geladene Geschütze. Das Los traf unser Regiment für den zweiten Tag, nachdem die erste Nacht in den Häusern des Faubourg St. Germain Quartiere bezogen worden waren. Die Sieger waren mit vollen Taschen eingerückt und hatten die löbliche Absicht, möglichst viel Geld in Paris zu lassen, aber o Wunder, kein besseres Restaurant, kein Café, kein Estaminet, kein Hotel war geöffnet, die Franzosen waren auch hier der Aufforderung ihrer Regierung, alles zu schließen, strikte gefolgt. Ein Amerikaner, Inhaber eines Cafés, hatte es gewagt, dem Verbote zuwiderzuhandeln, allerdings nahm er im Umsehen einige Tausend Thaler ein, indessen ist später nach dem Ausmarsche der Deutschen der Mann zu Tode mißhandelt worden, während seine Lokalitäten völlig demoliert und dann noch in Brand gesteckt wurden. Man erhielt nichts zu kaufen und war auf die Verpflegung der Proviantkolonnen angewiesen. Aber am 2. März vermochte die Neugier der Pariser sich keinem Zwange mehr zu unterwerfen, alles strömte herzu, um die Deutschen zu sehen. Den Beginn hatten die Fremdenkolonien gemacht, Amerikaner und Engländer, Spanier, Italiener hielten sich nicht für verpflichtet, in ihren Behausungen zu bleiben, und schließlich folgten die Franzosen dem guten Beispiele. Bei herrlichstem Frühjahrswetter wogte alles durcheinander auf den Champs Elysées, dieser schönsten Avenue der ganzen Welt. Nunmehr öffneten sich auch hier und da die Läden und Restaurants, nur die großen Hotels blieben wie am Einzugstage geschlossen. Wo man Champagner zu kaufen vermochte, wurde er erworben, der Preis war ganz gleichgültig. Schreiber dieses entrichtete für eine kleine Omelette einen Thaler, hierzu $^1/_2$ Flasche Champagner, die letzte eines kleinen Epicier, für zwei Thaler, er hätte auch geduldig das Doppelte hergegeben, denn wer sollte an jenem Tage ohne Sekt bleiben, das war unmöglich.

Indessen mitten im tollsten Trubel tauchten schon am zweiten Tage bewaffnete Arbeiter in kleinen Trupps auf, das war ein bedenkliches Zeichen, welchem man jedoch zunächst weiter keine Bedeutung beimessen wollte. Abends wurde auf höheren Befehl ein großartiger Zapfenstreich von sämtlichen Kapellen und Tambours der eingerückten Truppen exekutiert. Die elegante Welt von Paris hatte ein starkes Kontingent gestellt, alle Scheu war verschwunden, und man hörte aus manchem schönen Damenmunde „oh comme ils sont gentils ces Prussiens“. — Wie Meeresbrausen rauschte dieser ungeheuere Zapfenstreich in die Nacht hinein, die

endlose Kolonne der Hautboisten und Tambours wogte bis zum Place de la Concorde; dieses glänzende militärische Schauspiel wirkte ungemein imponierend auf die leicht empfänglichen Franzosen. Wir aber zogen mit und sangen die Wacht am Rhein, und es klang wahrhaftig wie Donnerhall aus der Brust Tausender und aber Tausender bis aufs höchste begeisterter Krieger! — Der Zapfenstreich klingt aus in das Gebet mit verhallendem Wirbel und Choralmusik, dann „Helme ab zum Gebet!" Die Zeremonie imponiert den Damen namentlich, wie anders haben sie sich die deutschen Barbaren vorgestellt! — Plötzlich entstehen an mehreren Orten zugleich Krawalle, man hört betäubendes Zischen und Pfeifen, untermischt mit Rufen: „à bas les Prussiens!" — alles spontane Kundgebungen, durch die immer zahlreicher auftretenden Arbeiterhaufen hervorgerufen.

Schon im Laufe des vormittags, am 2. März, hatte General Vinoy an den deutschen Kommandanten General von Kameke einen höheren Offizier entsandt, welcher die Situation als kritisch bezeichnete, falls die Deutschen Paris nicht schleunigst räumen würden. Auf Wunsch Kaiser Wilhelms sollte am 3. das preußische Gardekorps und das Königs-Grenadierregiment ihren feierlichen Einzug halten; alles wurde indessen telegraphisch abbestellt, jedenfalls müssen sehr gewichtige Gründe maßgebend gewesen sein, ganz wider Erwarten Paris schon am dritten Vormittag vollständig zu räumen. Die französischen Führer Trochu und Vinoy hatten kategorisch erklärt, die Ordnung nicht mehr aufrecht erhalten zu können; die deutsche Heeresleistung möge bei weiterem Verbleiben in der Hauptstadt sich auf einen sehr erbitterten Straßenkampf vorbereiten. Die Folgezeit der Kommune hat übrigens gelehrt, daß die französischen Generale durchaus nicht übertrieben hatten. Nunmehr fand ein lebhafter Depeschenverkehr zwischen dem Kommandanten und dem Oberkommando in Versailles statt, während die französischen Offiziere zur Wiederholung ihrer mündlichen Berichte an General von Moltke direkt verwiesen wurden und schleunigst unter Eskorte sich nach Versailles begaben. Die nächste Maßregel war die telegraphische Ordre an sämtliche Forts, deren schwere Geschütze gleich nach der Übergabe auf Paris gerichtet wurden, sich zum Bombardement der Stadt sofort bereit zu machen, um die an das Occupationsgebiet der deutschen Truppen angrenzenden Stadtteile unter ein vernichtendes Feuer nehmen zu können. Der Mont-Valérien würde den Beginn der Beschießung signalisieren.

Unser Regiment erhielt als biwakierender Truppenteil eine be-

sondere Instruktion, zahlreiche Patrouillen mußten ununterbrochen umherstreifen, während Dragonerabteilungen mit aufgesetztem Karabiner alle Straßen durchzogen. Jede Ansammlung verdächtiger Subjekte wurde energisch verhindert. Gegen morgen um 4 Uhr ergossen sich ganze Scharen von Arbeitern nach den occupierten Stadtteilen, die französischen Truppen hatten dieselben nicht mehr zurückzuhalten vermocht. Deutscherseits waren alle Vorbereitungen zur beschleunigten Räumung getroffen, es war den Kommandeuren zur Pflicht gemacht, jeden Konflikt insoweit zu vermeiden, als es die Würde der Truppen gestattete. Ein etwaiger Angriff war aufs energischste zurückzuweisen. Früh 6 Uhr begann der Ausmarsch, bei welcher Gelegenheit General von Kameke die Truppen defilieren ließ.

Um die ausziehenden Kolonnen gerade am Place de l'Etoile vor dem Arc de Triomphe, durch den immer unverschämter werdenden Mob nicht belästigen zu lassen, hatte unser Regiment den Befehl zur Absperrung der dort einmündenden Straßen erhalten. Das ganze 1. Bataillon mußte zu diesem Zwecke aufgelöst werden, dennoch verursachte die Freihaltung der Marschstraße unausgesetzt große Schwierigkeiten. Nach Passierung des Arc de Triomphe nahmen zur größeren Beschleunigung die berittenen Truppen schon schnellere Gangarten an, um in der sogenannten Avenue de la Grande Armée, der Verlängerung der Champs Elysées, keine Stauungen aufkommen zu lassen. Trotzdem fuhr sich die Munitionsstaffel einer reitenden Batterie innerhalb des großen Triumphbogens fest, und bei den Bemühungen einiger Pioniere, welche gerade dabeistanden, den eingeklemmten Wagen frei zu machen, ging einem derselben das Gewehr los. Dieser Schuß steigerte natürlicherweise die Aufregung der ohnehin schwer zu bändigenden Menge gewaltig. Major v. K., der Kommandeur unseres Bataillons, welcher zugleich in Vertretung des erkrankten Obersten das Regiment führte, ließ unausgesetzt die Absperrungslinie verstärken und hielt, um im gegebenen Momente schnell eine Arrieregarde bilden zu können, im übrigen das Regiment geschlossen zusammen. Stunden bereits hatte der Auszug gedauert, noch eine Kolonne mußte passieren, dann kam die Reihe an uns, mit unserem 1. Bataillon marschierte noch ein Detachement des 15. Dragoner-Regiments. Oberst v. B., der die letzteren befehligte, verblieb persönlich bei seinen Reitern, er konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß jeden Augenblick unangenehme Zwischenfälle zu gewärtigen wären. Mittlerweile drängten die Massen rücksichtslos gegen

die abziehenden Truppen. Bewaffnete Blousenmänner, die späteren Helden der Kommune, stimmten die Marseillaise an und stürmten unter wilden Drohungen, Revolver schwingend, durch die Intervalle der Truppen. Endlich waren die letzten an uns vorüber, Füsiliere und 2. Bataillon formierten sich in Kolonne und traten ihren Marsch mit klingendem Spiele an. Jetzt mußten sämtliche bisher abgesperrte Straßen plötzlich freigegeben werden, um unserem Bataillon das Sammeln zu ermöglichen. Major v. K., unser schneidiger Kommandeur, hielt auf seiner ostpreußischen Stute wie aus Erz gegossen, alle Augen waren auf ihn gerichtet. Nun hob er den Säbel zum Zeichen des Raillierens, und innerhalb weniger Sekunden standen seine Kompagnien dicht um ihn geschart. Im selben Moment aber auch hatte sich gleich einem Keile eine brüllende Masse zwischen der letzten Truppe und den weiter entfernten beiden Bataillonen des Regiments eingeschoben; unser erstes Bataillon war buchstäblich abgeschnitten. Es ist eine alte Erfahrung, daß in kritischen Situationen der Einfluß der Vorgesetzten unmittelbar auf den Untergebenen wirkt, daß hier hervorragende Ruhe und Kaltblütigkeit sich unter allen Umständen wie ein unsichtbares Fluidum überträgt und nicht selten die Veranlassung zu ganz überraschenden Erfolgen wird. Major v. K. war ein strenger, aber wohlwollender Kommandeur, der die höchsten Anforderungen an seine Untergebenen, aber auch an sich selbst zu stellen gewohnt war. In den Feldzügen 1864 und 1866 hatte er mit Auszeichnung gefochten; von hervorragender Persönlichkeit, schätzte das Offizierskorps seine Kaltblütigkeit und sonstigen militärischen Eigenschaften; er war mit einem Wort der echte Vertreter altpreußischen Offiziertums. Jeder einzelne Mann des Bataillons hatte die feste Überzeugung, daß, möge nun auch geschehen, was da wolle, Major v. K. werde die richtigen Maßnahmen unter allen Umständen ergreifen. Die Haltung des Volkes wurde immer drohender, als plötzlich die Aufmerksamkeit, auch der tosenden Menge, auf ein Gefährt gelenkt wurde, dessen Führer die denkbar größten Anstrengungen machte, aus der dicht gedrängten Menschenmenge herauszukommen. In dem Wagen saßen mehrere sächsische Offiziere, die geradezu in Gefahr schwebten, von dem Pöbel herausgerissen und zerrissen zu werden. Die Kameraden waren aber schon von Oberst v. B., der mit seinen Dragonern unserem Bataillon Luft zu machen beabsichtigte, bemerkt worden; er ritt persönlich mit einem Zuge in die dichten Massen rücksichtslos hinein, und wirklich gelang es ihm, den Wagen buchstäblich herauszuhauen. Jetzt flogen Steine

gegen die rückkehrenden Dragoner und unser Bataillon. In der nächsten Sekunde erscholl metallklar das Kommando unseres Majors: „Rechts und links deployiert, marsch-marsch, Bataillon soll chargieren, geladen! — Fertig!“ — Nie ist eine Evolution schneller und präciser zur Ausführung gelangt; wie eine Mauer stand das Bataillon, die Gewehre fertig zum Feuern. Die blauen Blousen wichen zurück. Atemlos lauerten wir auf das Kommando „Schnellfeuer!“ Der Adjutant hatte auf Veranlassung des Majors das 2. Bataillon und die Füsiliere zum Halten gebracht, alles macht Front, die Kammern der Gewehre rasseln, die Bataillone laden. Ein höherer Generalstabsoffizier bringt indessen die kategorische Weisung, ohne Waffengebrauch abzumarschieren, man erwarte höheren Orts von der Disziplin der Truppen unter allen Umständen Vermeidung jeden Konflikts. Langsam, immer mit gefällten Gewehren geht es rückwärts, es ist nicht schön, Arrieregarde zu sein in einer derartigen Situation, Aug' in Auge mit der Pariser „Kanaille“, aber gerade hierin zeigt sich der Wert der Truppe bei der Bethätigung hoher Selbstverleugnung. Wäre auch nur einem Manne das Gewehr losgegangen, der erbittertste Straßenkampf wäre unvermeidtich gewesen. Auch das intensivste Schnellfeuer unseres Bataillons hätte das unwiderstehliche Drängen nach vorn nur vorübergehend zum Stauen gebracht, denn man bedenke, daß gegen 300 schwere Geschütze sofort nach Ausbruch des Kampfes die Champs Elysées nebst den benachbarten Straßenvierteln unter Feuer genommen hätten. Hunderttausende durch die Belagerung mit ihren Entbehrungen aufs äußerste erbitterte Arbeiter, die nichts zu verlieren hatten, standen auf der einen Seite. Die Truppen auf der anderen Seite hatten keinen Raum zur Entwicklung, die tiefen Kolonnen wären direkt hinderlich gewesen. Man mußte sich sagen, daß es ein Glück gewesen, daß dieser nutzlose und ruhmlose Kampf vermieden werden konnte. Aber um eines Haares Breite wäre er entfacht worden. Später gelang es den aus der Gefangenschaft zurückgekehrten französischen Truppen nur nach unsäglichen Opfern, die Kommune zu zerschmettern, auf beiden Seiten ist da noch mit entsetzlicher Wildheit gekämpft worden. Unvergeßlich bleiben jedem, der sie miterlebt, die herrlichen Tage des Einzuges; aber auch unverlöschlich, glaube ich, haben alle vom Arrieregarden-Bataillon die Eindrücke jener kritischen Momente im Gedächtnis bewahrt, und erinnern sich gern des Abzuges der „Letzten aus Paris!“

Flitterwochen im Kriege.

Von Moritz von Berg.

Welche Wandelbilder bietet ein Feldzug! In der Erinnerung ziehen dieselben wie Bilder einer laterna magica aus der Kinderzeit an unserem Auge vorüber. Ernstes und Heiteres, Freude und Schmerz rufen sie uns von neuem in das Gedächtnis zurück. Ich will bei einigen derselben länger verweilen und der Jetztzeit erzählen, was von Kriegsbildern mir in Erinnerung geblieben ist.

Unser Ulanenregiment hatte lange Monate die spröde Festung Metz mit belagern helfen, hatte dann nach deren endlichem Fall die Argonnen von den räuberischen Franctrireursbanden gesäubert und war nun südlich Amiens eingetroffen. Im Norden Frankreichs, bei Cambray und Arras hatte einer der genialsten Generäle der neuerrichteten Republik, der General Faidherbe, eine neue Armee zum Entsatze von Paris gebildet. Diese aus einem Stamme von mehreren Marineinfanterie-Bataillonen, Jägern von Vincennes, einer starken Artillerie, einigen Dragonerschwadronen und viel Garde mobile bestehend, sollte in den nächsten Tagen, wie die Meldungen ergeben hatten, ihren Vormarsch gegen Paris beginnen.

Diesem Nordkorps mußte unsere I. Armee unter Befehl des Generals von Manteuffel entgegentreten.

Der Winter hatte in dem Jahre früh begonnen. Schneewetter, verbunden mit eisigen Regenschauern, hatte der November uns von Anfang an gebracht, das sonnige Frankreich zeigte sich von einer recht trübseligen Seite.

Hatten wir uns da oben bisher nur mit Patrouillen herumgeschossen, und waren größere Abteilungen vor uns stets zurückgewichen, so war in den letzten acht Tagen hierin eine Änderung eingetreten, wir waren auf Widerstand gestoßen, und am 23. hatte ein erstes für uns günstiges Gefecht bei Quesnel stattgefunden. Der Feind schien die Sommelinie halten zu wollen.

Auch am 24. hatten wir uns bei Mezières wieder bis zum Abend mit den Franzosen herumgeschlagen. Wir waren auf energischen Widerstand gestoßen, und unser kleines Detachement, nur aus dem Ulanen-

regiment, einem Jägerbataillon und vier Geschützen bestehend, hatte genug zu thun gehabt, das Vordringen des überlegenen Feindes, der eine Infanteriebrigade und viel Artillerie entwickelte, zu verhindern.

Es war eine jener ungünstigen Situationen, wie sie die kriegerischen Verhältnisse aber bisweilen mit sich bringen; unsere Infanterie war noch nicht heran, da mußten wir bis zu deren Ankunft sehen, den Feind aufzuhalten, und ihm unsere momentane Schwäche verschleiern.

Das sind denn stets sehr ehrenvolle Aufträge, aber sie kosten Material. Wir hatten deshalb in den Tagen viele Verluste gehabt, und nur die glänzende Tapferkeit unserer lieben „Couleur", der tapferen Jäger, hatte uns an dem Tage unsere Aufgabe erfüllen lassen.

Froh atmeten wir auf, als wir abends die Meldung erhielten, daß eine Infanteriebrigade von uns in Boy, ungefähr 1½ Meilen hinter uns eingetroffen sei.

Die Sicherheit der Nacht war jedoch noch unsere Sorge, erst am nächsten Vormittag würde die Infanterie mit in die erste Linie einrücken. So hatten wir denn Vorposten dicht am Feinde bezogen, dessen Wachtfeuer in der Entfernung einer halben Meile gegenüber brannten.

Mir war mit der Schwadron die Sicherung des rechten Flügels anvertraut. Die Nacht ist keines Menschen Freund, insbesondere aber nicht der einer Schwadron, welche feindliche Infanterie dicht vor sich hat und von ihr nur durch ein buschreiches Terrain getrennt wird.

Aber was half es? Vermehrte Wachsamkeit mußte mit Anspannung aller Kräfte durchgeführt, die Aufgabe zu erfüllen suchen.

Als ich in Beaucourt ankam, das ungefähr in der Mitte des von mir zu schützenden Rayons lag, war es bereits dunkele Nacht, ein orkanartiger Wind, verbunden mit kalten Regenschauern, tobte durch die schmalen Dorfgassen, und Pferde und Reiter klapperten vor Frost. Das Dorf selbst mit seinen von Gärten umgebenen Gehöften erschien wenig günstig für eine Besetzung. Am Ausgang nach dem Feinde zu lag aber ein großes schloßartiges Gebäude, das mit seinem Gutshof und den weiten Scheunen zur Aufnahme des Restes der Schwadron geeignet schien.

Während ich nun selbst zwei Züge als Feldwachen nach dem Feinde zu aufstellte, wurden die anderen beiden vorläufig nach dem Gutshof dirigiert und die Pferde sollten dort möglichst gedeckt vor dem Sturm untergebracht werden.

Seit morgens um 9 Uhr waren wir im Sattel, von einem Ab-

füttern der Pferde, einem Abkochen seitens der Ulanen hatte während des Gefechtes am Tage keine Rede sein können, man kann sich also so ungefähr ein Bild davon machen, wie groß die Erschöpfung von Mann und Pferd war.

Besonders aber hatten es die beiden Feldwachzüge schwer genug, da für sie nun erst die Hauptanstrengung begann, das permanente Patrouillenreiten und das noch anstrengendere Stehen auf Vedette in dem Wetter.

Nun, die Posten waren aufgestellt, der Patrouillengang hatte begonnen, ich aber war von den Piketts abgeritten, ihnen die Zusage hinterlassend, so bald wie irgend möglich Futter und Essen aus dem Dorfe hinaus zu schicken.

Ich kam auf dem Gutshofe in Beaucourt an. Geschrei und zeterndes Rufen drangen von demselben mir entgegen.

Bei meinem Eintreffen fand ich einmal wieder das richtige „Kriegsbild" dort vor.

Der Fermier, ein wohlgenährter, dicker Herr, tobte schreiend und fluchend auf dem Hofe herum, Pferde, Schweine, Ochsen und Schafe sprangen um ihn her, und die Quaste seiner Zipfelmütze nickte melancholisch hernieder, ein wildes Gewimmel. Es war das aus den Scheunen und Ställen von den Ulanen hinausgejagte Vieh, das den Ulanenpferden hatte Platz machen müssen. Wo aber Vieh ist, da pflegt wohl auch Futter zu sein, die gewandten Reiter hatten bald dessen versteckten Aufbewahrungsort entdeckt und kamen nun mit Säcken voll Hafer für die lieben Tiere herangezogen. Das und das verjagte teuere Vieh erregte die Wut des braven Franzosen, und er schimpfte fürchterlich. — „Nun ist es aber genug", rief ihm der Sergent Schmidt zu und gab ihm einen Schlag vor den dicken Leib. — Die eben so wohlhäbige Bäuerin wurde von anderen Ulanen umschwärmt, welche Brot und Essen verlangten, diese versicherte aber wiederholt: du tout, du tout zu besitzen. Genug, es war ein Mordsspektakel, in den ich hineinkam.

Nun, die Sache wurde bald erledigt; da die Frau mit dem Scheine der Wahrheit behauptete, in den letzten Tagen von den marodierenden Garde mobiles vollständig ausgeplündert zu sein, so blieb nichts übrig, als unsere gewöhnliche Hauskollekte ins Leben treten zu lassen. Ein findiger Unteroffizier, Kunze, hatte hierauf das Patent, er zog mit einer Karre und einigen besonders ausgewählten Ulanen von Haus zu Haus im Dorfe herum.

Bald kamen sie zurück, es hatte sich doch noch vielerlei gefunden, Würste und Schinken, Schmalz und Butter, Eier und sogar — Wein. Die Eßsachen wurden in Stücke geschnitten und mit Kartoffeln in einem großen Kessel auf einem schnell entzündeten Riesenfeuer gekocht. Bald darauf war eine Art von Ragout fertig; es war zwar kein Friedensessen, aber nahrhaft genug und vor allen Dingen heiß, was an dem kalten Abend nicht zu unterschätzen war.

Die Hälfte des Essens wurde mit einigen Flaschen Cognac und Wein gleich zu den Feldwachen hinausgeschickt, die andere Hälfte in die Berittsportionen verteilt.

Während ich noch diese Verteilung leitete und mit den Offizieren selbst einen Teller des Kriegsragouts genoß, kam von dem Schlosse her ein Herr gelaufen, der nach dem Kapitän verlangte. Es war ein Mann von ungefähr 35 Jahren, schlank und blond, mit einem angenehmen Gesicht, das aber jetzt vor Erregung zornig gerötet war. — Er stellte sich mir als Graf v. Riencourt, den Besitzer des Schlosses, vor und beklagte sich über mehrere Ulanen, die bei ihm die Schränke und Kellerthüren erbrächen und Wein verlangten. Er könne sich ihnen nicht verständlich machen, habe auch absolut nichts von Wein, auch kaum etwas zu essen, da ein Kapitän der Franctireurs ihm gestern auf mehreren Wagen den ganzen Inhalt seines Weinkellers entführt habe.

Die Gräfin, seine arme, junge Frau, ängstige sich zu Tode, er beschwöre mich, selbst zu kommen und dem Plündern ein Ende zu machen.

Der Ausdruck „dépouiller“, den er hierbei gebrauchte, war etwas früh, ich verbat mir denselben und sagte ihm: „deutsche Soldaten plünderten nicht“.

Als ich dem Grafen aber mit einem meiner Offiziere nun nach dem Schlosse folgte, fand ich dort eine Szene vor, die mein Blut in Wallung brachte.

Wir hatten kaum das hohe Treppenhaus betreten, als mir aus dem oberen Stock laute Stimmen entgegendrangen, verbunden mit dem knatternden Geräusch brechenden Holzes, und in dieses hinein klangen schluchzende wimmernde Töne einer ängstlichen Frauenstimme. „Marguérite, mein Weib“, so schrie der Graf. In einigen Sprüngen war ich die mit Teppichen belegte Treppe hinaufgestürmt, ein langer, dunkler Korridor nahm mich auf, aus ihm drang das Geschrei mir entgegen. Ich sah den Schein einer Lampe aus einer zerbrochenen Thüre fallen und ein Bild beleuchten, das mich entsetzte. Dort kniete ein junges, hübsches

Weib im weißen Kleide, ihre Haare hingen aufgelöst auf die Schultern herab, ihre Arme streckte sie händeringend zwei Ulanen entgegen, die sie gefaßt hatten und, sie schüttelnd, ihr immer die Worte „du vin, du vin — Wein sollst du uns geben“ zuriefen.

Ihre Augen schwammen in Thränen, und sie suchte vergeblich die Bedränger von sich abzuwehren, während eine alte Frau hilferufend uns entgegeneilte.

„Rieke, du infamer Halunke“, mit einigen Sprüngen war ich hinzugeeilt und hatte den Kerl bei dem Kragen, riß ihn empor und warf ihn in mächtigem Schwunge gegen die Wand, daß er zusammenbrach. Gleichzeitig faßte ich den anderen „Herrn Finke“, der auch schon mancherlei auf dem Kerbholz hatte, bei der Gurgel und warf ihn zu seinem anderen Kollegen zur Erde. „Wartet, ich werde euch lehren, hier zu marodieren.“ Mein Lieutenant mußte einen Unteroffizier und einige Ulanen herbeiholen, ich ließ die Verbrecher abführen und beide drei Stunden ans Rad binden, eine Strafe, die ich ihnen bei Wiederholung ihrer Brutalitäten gegen unschuldige Einwohner längst schon versprochen hatte; das würde sie kurieren.

Es waren so ein paar Elemente, wie sie ein längerer Krieg erzeugt; im Gefecht und auf Patrouille schneidige, tapfere Menschen, im Quartier aber stets genau zu überwachen, da sie nie den Unterschied zwischen den kriegführenden Mächten und dem des einzelnen gegen die Landesbewohner unterscheiden konnten.

Es war das ein Umstand, der dem Verständnis des weniger gebildeten, gemeinen Mannes schwer angepaßt werden konnte, dieser Unterschied des Mein und Dein im Kriege.

Kaum kann man sich darüber wundern, denn die Tradition hat von dem Vater auf den Sohn in den Familien des deutschen Landes die Schandthaten der Franzosen im Anfange des Jahrhunderts bei uns erhalten. — Nun kamen die Söhne, resp. Enkel der damals Mißhandelten und Beraubten als Sieger in das Land der damaligen Verheerer; ist es zu verwundern, daß sie nun den Spieß umdrehen wollten?

Aber trotz alledem habe ich nie andere Forderungen bei meiner Schwadron erlebt als solche, die sich um Lebensmittel drehten, und die sind dem hungrigen, aus dem Gefecht kommenden Soldaten kaum zu verdenken. Roheiten habe ich aber nie geduldet, und deshalb bekamen Herr Rieke und Herr Finke ihr Rad zu kosten, was sie auch für einige Zeit kurierte.

Der Graf hatte seine weinende Marguérite tröstend in seine Arme genommen, jetzt trat ich an die Gruppe heran. Die Situation war zwar eigentümlich für die Form der gesellschaftlichen Höflichkeit, aber ich bat ihn, meinen Namen nennend, mich der Gräfin vorzustellen.

O wie reizend war sie, als sie die thränenden Augen mir schmerzlich lächelnd zuwendete. Ich bat sie um Verzeihung wegen der Brutalität der beiden, sie möchte nicht aus dem einzelnen das Ganze verdammen.

Welch ein Zauber ihrer Lieblichkeit kam über mich, als sie mir nun dankend ihr Händchen entgegenstreckte. Konnte ich anders, als die kleine Hand an meine Lippen ziehen?

Ich war hungrig und durstig, naß und schmutzig, ermüdet von den Strapazen des Tages, die Situation war auch bedrohlich genug, trotzdem konnte ich die Aufforderung der holden Gräfin nicht ablehnen, einen Augenblick in das Zimmer mit ihnen zu treten.

Es war ein hohes, prächtiges Gemach, in das sie uns führten. Gemälde von großem Wert hingen an den mit alten Gobelins bespannten Wänden, ein kleines Feuer brannte in dem großen Kamin, vor dem mehrere kleine Fauteuils standen. Wir nahmen in denselben Platz, und da wurde mir dann von dem jungen Paare ihr ganzes Leid geklagt.

Es war eine eigentümliche Situation, in der sie sich befanden, sie waren erst vier Wochen verheiratet und lebten hier die Flitterwochen ihrer in zärtlichster Liebe zu einander geschlossenen Ehe.

Der Graf hatte Marguérite Comtesse d'Assas auf einer Insel im Süden im Seebade kennen gelernt. Sie war dort im Hause ihrer früheren Bonne zum Besuch gewesen, um Seebäder zu nehmen, und galt dort als deren Tochter. Der Graf Riencourt, mit einem Freunde unter bürgerlichem Namen auf einer Fußtour begriffen, hatte Marguérite dort kennen und lieben gelernt. Die Entwickelung ihrer Liebe war eine sehr komische gewesen, indem beide geglaubt hatten, für ihre Liebe infolge des Standesunterschiedes schwere Kämpfe bestehen zu müssen, bis sich dann alles aufgeklärt und auf das schönste zu einander gepaßt hatte. — Im Oktober des Jahres hatte der Graf nun sein Lieb aus dessen südlicher Heimat auf seine Besitzung hier im Norden geführt, um, eben angekommen, ganz unerwartet in die Wirren des Krieges verwickelt zu werden.

Die Schilderung ihrer Leiden dieser letzten Wochen, in denen täglich Franctireurbanden sie gebrandschatzt hätten, war fürchterlich. Die arme junge Frau, bisher von allen Ihrigen auf Händen getragen, nie berührt

vom Ungemach des Lebens, war nun mitten in diese Greuelszenen hineingeraten. Sie konnte nicht genug erzählen von der Roheit dieser sogenannten Franctireuroffiziere und derer der Mobilgarden, die im Hasse auf ihren Stand sie täglich mit ihren widerlichen Liebenswürdigkeiten verfolgt hätten. Seit mehreren Tagen wären sie bereits ohne Brot, ohne die notwendigsten Lebensmittel, da die Banden ihnen alles, alles geraubt hätten; ihre Dienerschaft sei bis auf eine alte Dienerin vor den Preußen geflohen, sie wären ganz hilflos gewesen. So hätten sie in Angst und Sorge die letzten Wochen dahin gelebt und, wie die holde Gräfin sagte, im wahrsten Sinne des Wortes gehungert. „Und, mon capitaine", fügte sie hinzu, „ich kann ihnen sagen, wir haben auf Sie gehofft wie auf die Befreier aus den Händen dieser schrecklichen Republikaner. Die Bilder aus Robespierres Schreckenszeit fielen uns ein, und eines Tages, mon capitaine, habe ich meinen Adolf nur durch Opferung meines ganzen Schmuckes aus den Händen von vier dieser Marodeurs erretten können, die Geld und immer wieder Geld von ihm verlangten.

Was wir von Ihnen, unseren Feinden, und Ihrer Disziplin gehört haben, ließ uns wieder Hoffnung fassen — Sie sind die ersten, welche wir zu sehen bekommen", und nun habe ich in diesen beiden schrecklichen Ulans Sie so kennen lernen müssen."

O wie war sie entzückend, als sie mir so ihr Leid klagte, wie die blauen Augen blitzten, der kleine Mund sich schmerzlich verzog und dann wieder bei den Franctireursimpertinenzen stolz sich emporwarf! Sie war unwiderstehlich in ihrem südlichen Liebreiz mit dem Teint des bräunlichen Elfenbeins und den zarten Wangen, auf denen die Erregung ein bräunliches Rot, wie den Flaum der Pfirsich malte.

Fürchten Sie nichts, Gräfin, erwiderte ich ihr, ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie die Preußen anders kennen lernen sollen, Ihre Leidenszeit ist beendet, Sie zählen zu den Gebildeten und stehen uns viel näher als der Regierung der populace in Paris. Ich werde Sie zu schützen wissen und denen, die nach mir hierher kommen, Ihr Wohl zur Pflicht machen. Die Zeit Ihrer Flitterwochen soll Ihnen nicht wieder getrübt werden. Darauf erhob ich mich, neigte abermals meine Lippen auf ihre Hand und empfahl mich.

Und ich konnte den lieben Menschen mein Versprechen halten. Wir blieben auch den nächsten Tag noch in Beaucourt, am frühen Morgen rückten zwei Kompagnien zur Verstärkung unserer Stellung ein und unsere Lage wurde dadurch eine gesichertere.

Wie die Ruhe vor dem Sturm war dieser Tag; auch bei dem Feinde mochte eine gewisse Abspannung herrschen, er kam nicht aus seiner Stellung heraus. Mir aber ist der Tag wie eine Oase in der Wüste in Erinnerung geblieben, und die Liebenswürdigkeit unserer quasi-Wirte kam an demselben zur vollen Geltung.

Am Morgen hatte ich dem Ehepaar durch meinen findigen Koch ein Frühstück, bestehend aus Chokolade und Toasts servieren lassen, und es mußte ein eigenes Gefühl für sie sein, im eigenen Schloß als meine Gäste zu erscheinen.

Die Offiziere der beiden Kompagnien waren liebenswürdige, wohlwollende Herren; für sie und meine Offiziere hatte ich mittags ein vollständiges Diner bereiten lassen. Mein Koch hatte dabei seine ganze Fixigkeit entwickelt, und als die Stunde des Diners schlug, da bot ich der Gräfin den Arm und führte sie an den Ehrenplatz der Tafel, in dem schönen, aber gänzlich ausgeräumten Speisesaal, an der sie ihrem Manne gegenüber Platz nahm. Das einzige, was meine galanten Offiziere hierzu in Beaucourt plünderten, das war der Flor der Gewächshäuser, sie wanden daraus ein Bouquet, welches mein liebenswürdiger Herr v. K. der holden Gräfin bei dem Braten überreichte.

Unsere, durch die Anmut der Wirtin verherrlichte Tafelrunde glich einem fröhlichen Friedensdiner, nur daß wir feldmarschmäßig mit dem Säbel an der Seite auf unseren Stühlen saßen, der Czapka stand unter dem Stuhl wie bei einer Cour, hinten aber sah der Revolver aus der Tasche hervor.

Das war der Krieg.

Ungestört verlief der Tag, in interessantem Geplauder saßen wir nachmittags in der Bibliothek mit unseren Wirten zusammen. Als ich aber am anderen Morgen mit der Schwadron ausrückte zur blutigen Schlacht bei Villers Brettonneux und mich der Gräfin und ihrem Gatten empfahl, da gaben mir beide ihre Photographien und dankten mir für den Schutz, den ich ihnen gewährt hätte.

Nochmals küßte ich der Gräfin die Hand, und sie flüsterte: „Dieu vous garde, à revoir“.

Die Photographien haben mich durch die weiteren Monate des Krieges begleitet, sie waren mir eine angenehme Erinnerung an die beiden jungen, liebenswürdigen Menschen und an ihre Flitterwochen im Kriege.

* * *

Als aber die Friedensglocken schon leise zu läuten begannen, der ersehnte l'armistice da war, da führte mich das Schicksal in diese Gegend zurück, da erhielt ich eines Tages eine Karte mit großem Wappen:

„Le comte et la comtesse de Riencourt se donnent l'honneur, d'inviter le baron de Berg au diner le 18 Mars 1871.

Château de Beaucourt, 14 Mars 1881.“

Als ich dahin fuhr, stand der Schweizer in großer Livree wie ein Marschall de France am Schloßportal, die Dienerschaft in Rot und Gold geleitete mich in das Empfangszimmer, wo die Gräfin mich im Kreise mehrerer Marquisen und Komtessen empfing. Wir beide waren im Äußeren verändert, sie reizend wie immer in einer Damasttoilette mit langer Schleppe, ich wieder zivilisiert, im Gehrock meines Regimentes, im Inneren aber dieselben geblieben in aufrichtiger Freundschaft zu einander.

Als ich in dem mit prachtvollem Silbergerät dekorierten Eßsaal an ihrer Seite Platz nehmen durfte, mußten wir unwillkürlich des letzten Mals gedenken, als wir auch hier zusammen waren. Wie war alles anders geworden seitdem, lächelnd mußte ich auf das große, reiche Silberzeug und den Schmuck der Wände deuten, von dem vor Monaten nichts zu sehen gewesen war. Die Gräfin aber sagte: „Nicht vor Ihnen, mon capitaine, war das geborgen, sondern vor den bösen Franctireurs hatten wir es im Gewächshaus vergraben und Kresse darüber gesät. Wie heiter konnten wir nun lachen über das, was damals bitterer Ernst gewesen war, der Graf aber hob sein Glas und bat die Gesellschaft einzustimmen in das Hoch auf mich, den Schützer ihrer Flitterwochen.

Frühlings Erwachen.

Von einem Stabsoffizier a. D.

Motto: Der Frühling kam ins Land gezogen
und mit ihm war der Friede da. —

Wer die Beschießung von Paris mit erlebt hat, wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß es eine himmlische Musik war, die am 5. Januar früh zu unseren Ohren drang, eine Musik, die uns damals gewiß besser gefiel als ein Monstre-Konzert, aufgeführt von hundert der besten Kammervirtuosen.

Welcher Kontrast war damals auf den Gesichtern von uns und auf denen der Ortsbewohner zu lesen. Wir Deutsche voll von Seligkeit und innerster Befriedigung, während die „Gallier", wie ein treuer Kriegskamerad während des ganzen Feldzugs die Zivilbevölkerung in Frankreich zu nennen pflegte, gruppenweise mit verstörten Blicken auf den Straßen standen und dem Konzerte lauschten. Anfänglich gaben sie der Hoffnung Raum, daß ihre Truppen einen Ausfall versuchten, bald jedoch kamen sie zu der traurigen Überzeugung, daß die Deutschen nun Schluß machen wollten und ihre Geschosse in die „heilige" Stadt schleuderten, um sie zur Kapitulation zu zwingen, die auch nach 22 für die Bewohner von Paris schrecklichen Tagen am 28. Januar erfolgte.

Wem ist nicht diese Epoche aus der großen Zeit noch lebhaft in Erinnerung? Dieses Leben und Treiben damals nach der Kapitulation! Die Übergabe der Forts an die Deutschen, der Abmarsch der Armee, der Abzug der vor Beginn der Cernierung nach Paris geflüchteten Zivilpersonen aus der Weltstadt, welche Bilder boten sich uns dar!

Stundenlang standen wir an der Demarkationslinie, dem Ring um Paris, und machten unsere Beobachtungen.

Der Waffenstillstand hatte am 31. Januar begonnen, die Zeiten wurden ruhiger, der Dienst begann sich dem in der Friedensgarnison zu nähern.

Wir verblieben noch wie bisher als Relais-Eskadron im bekannten Longjumeau, wo wir seit 10. Januar in Kantonnement lagen. Unsere Aufgabe war, zwischen Paris und Corbeil die Verbindung zu unterhalten, Gefangenentransporte zu eskortieren und Patrouillenritte nach Norden und Süden zu unternehmen. Nachdem wir infolge der ruhigeren Zeiten uns mehr vom Kantonnement entfernen durften, verlief der Monat Februar in reizender Abwechslung.

Wir besuchten die bekannten Kameraden, ritten auf die hochinteressanten Forts, die durch die deutschen Geschütze in eine so schlimme Verfassung gebracht worden waren, knüpften mit preußischen Kameraden manch liebe neue Bekanntschaft an, und ich hatte die große Freude, meine Brüder sämtlich besuchen zu können. Wir standen fünf Mann hoch als Offiziere im Feld, zwei bei Artillerie im I., drei bei Kavallerie im II. bayerischen Korps und hatten das Glück, alle wohlbehalten in die Heimat zurückzukehren. Mit meinem ältesten Bruder stand ich im Verband der Ulanen-Brigade, von den übrigen habe ich nur einen im ganzen Feldzug flüchtig begrüßen können.

Am 1. März hielt S. M. der deutsche Kaiser auf dem Longchamp Parade über 30 000 Mann, vom VI., II. Bayerischen und IX. Armeekorps ab, und diese marschierten dann unter den Klängen des Pariser Einzugs-Marsches vom Jahre 1814 und mit fliegenden Fahnen in Paris ein. Am 3. März wurde die Stadt wieder geräumt und zogen weitere Truppen nicht mehr ein.

Auf Grund der Kapitulations-Verhandlungen mußte das linke Seineufer von den Truppen frei gemacht werden; daher verließ die Ulanenbrigade am 10. März ihre Kantonnements, um südöstlich von Coulommiers Standquartiere zu beziehen. Unser Regiment bezog die Ortschaften in der Gegend von La Ferté-Gaucher, wo der Brigadestab lag.

Die Ferme L'Ormes, die meiner Schwadron zufiel, war geradezu ein kleines Eden, gelegen auf einem Höhenplateau, die Mannschaften und Pferde waren in der Meierei untergebracht, wir Offiziere bewohnten ganz allein eine sehr nette Villa einer Madame Bernard. Die Frau des Hauses war nicht anwesend, sondern während des Krieges wie viele andere Besitzer im Süden oder vielleicht gar in England, wir haben ihren Aufenthalt nicht erfahren. Die Villa mit der Hauptfront gegen Süden gewährte eine sehr anmutige Aussicht auf einen prächtigen Wiesenplan, durch den sich ein Flüßchen schlängelt, jenseits desselben liebliche Höhen mit dem Park von Ferreux und herrlichem Schloß, Eigentum des Grafen de Louvencourt, in dem wir auch zwei Tage uns aufhielten, ehe wir L'Orme bezogen.

Den ganzen Besitz umgab ein reizender Park von ziemlicher Ausdehnung mit prächtigen Baumgruppen, Wiesenflächen und einem kleinen See. Hier verlebten wie nun köstliche Zeiten, während der Geschützdonner vom Kommuneaufstand in Paris stetig in unsere Ohren drang. Die Tage vergingen so rasch und gemütlich.

Wir rückten morgens zum Exerzieren oder zu Feldddienstübungen aus, ritten viel zu den Kameraden in der Umgebung, longierten im Park unsere Pferde, gingen auf die Jagd und erlegten manche Wildtaube.

Für gute Mahlzeiten sorgte eine alte Gärtnerin aus Betonbazoches, die uns gegen entsprechende Entschädigung sehr gut verpflegte. Getränke, ja sogar Bier, wenn auch sehr teuer, war in La Ferté-Gaucher zu haben. Champagner bezogen wir von Aix zu dem billigen Preis von 2½ Fr. die Flasche, einen herrlichen Champagner, den wir morgens, ehe zum Dienst ausgerückt wurde, in den Eimer eines sehr tiefen Ziehbrunnens im Park setzten, wodurch er herrlich frappiert war, bis wir ihn mittags schlürften.

Mit dem Nahen des Frühlings blühte auch der Waldmeister, der im Park reichlich vorhanden war und zu Bowlen von uns gepflückt wurde.

Ja, sie war schön, diese Zeit, in der wir wie unser Herrgott in Frankreich lebten! Der Frühling war ins Land gezogen und in unsere Herzen die wahre Frühlingsstimmung, gepaart mit einem Sehnen nach dem Frieden und nach der Heimat. Diese Gefühle wurden besonders noch durch die Schönheit und Anmut der Natur, in der wir lebten und die Frühlingslüfte mit vollen Zügen atmeten, vermehrt.

Schon morgens beim Erwachen stand uns das liebliche Landschaftsbild im Blütenschmuck vor den Augen, der schöne, mit jungem Grün sich schmückende Park, belebt durch eine Unzahl von gefiederten Sängern, die ihre Frühlingslieder erschallen ließen, wir lauschten dem Schlagen von vielen, vielen Nachtigallen in den wunderbaren Maiennächten, wenn wir im Parke saßen und der stille Mond dazu herablächelte. Alles dies wirkte so mächtig auf uns ein, daß die Gedanken öfter denn je bei den Lieben in der Heimat weilten, und die Sehnsucht nach dem teuren Vaterlande wach wurde.

Als dann der Wunsch nach einem baldigen Frieden zur Gewißheit wurde, und an einem herrlichen Maienmorgen uns die Nachricht zukam, daß am 10. der Friede in Frankfurt a. M., unterzeichnet worden sei, ging ich in den Park, und mit überwallendem Herzen brachte ich nachstehende Zeilen zu Papier:

Hätt' ich die Macht, wie wollt' ich laut verkünden
Das Wort, das unser Land so hoch erfreut!
Von Palmenzweigen möcht' ich Kränze winden,
Frohlock', Heimat, du bist vom Druck befreit.
Ihr Maienlüftchen, tragt die Botschaft weiter,
Ihr Vöglein, singt mit heller Stimme laut,
Die Friedensbotschaft stimmt uns froh und heiter,
Sie ist's, die jedes deutsche Herz erbaut!

Die Waffen ruh'n. Glück zu, ihr tapfern Krieger!
Ihr habt allein das Riesenwerk vollbracht,
Durch Gottes Beistand schlug't mit Kraft ihr nieder
Das Feuer, das der Erbfeind angefacht.
Mit Löwenmut habt ihr den Feind geschlagen,
In Strömen floß das teure Blut fürs Reich,
Es war ein Krieg, wie ihn nicht viele wagen,
Der Friedensengel schwebt jetzt über euch!

Das Land ist frei, nun kannst du wieder fließen,
Du alter Rhein, durch deutscher Lande Gau'n,
Von nun an sollen nicht mehr welsche Augen
Voll Lüsternheit nach deinen Ufern schau'n.
Frankreich hat nun zu thun, die frischen Wunden
Zu heilen, aber, Deutschland, du erstarke,
Gefesselt ist der Feind jetzt und gebunden,
Der gern dir hätt' gezehrt an deinem Marke!

So ziehet heim mit Stolz, ihr tapfern Krieger,
Das Vaterland ist nicht mehr in Gefahr.
Das deutsche Volk kann künftig ruhig wohnen,
Der Siegeslorbeer schmücket euer Haar!
Ihr habt ihn wohlverdient mit euerm Streben,
Wie mancher hat sein Blut zum Opfer dargebracht,
Wie mancher hat's fürs Vaterland gegeben,
Als ihn die Trommeln riefen in die Schlacht!

Als Mauern schart euch ferner um den Kaiser
Im Frieden, wie im Kampfe ihr's gethan;
Kein Barbarossa schläft mehr im Kyffhäuser,
In Schlachtenwettern führte er euch an!
Von Krieg wird man so bald nicht wieder hören,
Lieb' Vaterland kannst fürder ruhig sein,
Wir halten, will jemand den Frieden stören:
Nun an der Mosel unsre „Wacht am Rhein!“



Nachtrag.

Während des Druckes sind uns noch sehr viele Beiträge zugegangen, welche wir nicht mehr in die chronologische Reihenfolge einfügen konnten. Da wir aber dieselben um keinen Preis missen möchten, bringen wir sie als Nachtrag. Hieran reihen sich noch die gleich bei der Anlage des Werkes geplanten Abteilungen: 1. Nicht-Kombattanten, 2. Auf dem Heimmarsch, 3. Siegreich heimgekehrt, 4. Bei der Occupation, 5. Rückblick und Schluß. Durch diese höchst interessanten Ergänzungen, welche kein anderes Kriegswerk in dieser Vollständigkeit aufzuweisen hat, sind wir genötigt, zwei Lieferungen mehr, also im ganzen 22, erscheinen zu lassen.

Die allseitige günstige Aufnahme des Buches und das besondere Interesse Seiner Majestät des Deutschen Kaisers für das Unternehmen lassen uns hoffen, daß unsere verehrlichen Abonnenten wegen des etwas überschrittenen Rahmens uns nicht böse sein werden.

Hochachtungsvoll

Redaktion und Verlag.

Das Schlachtfeld in und um Weißenburg.

Originalbericht vom Hauptquartier der Südarmee von Franz Gilardonne.

Weißenburg, 5. August 1870.

Freundlich und mild leuchtete uns heute in der Frühe, als ich mich von Kapsweiher mit meinem Führer auf den Weg hierher machte, die Augustsonne entgegen. Auf den Vogesen lagerte rings ein feiner Nebel, der nur undeutlich und verschwommen die Linien der Berge erkennen ließ. Links drüben am Bienwald winkte die St. Remigiusmühle mit ihren weißgetünchten Mauern herüber. Die schöne Landschaft bot ein ansprechendes Bild des Friedens inmitten des Krieges. An letzteren erinnerten uns nur zu bald auf der Hauptstraße gegen Schweighofen die rollenden Wagen in unübersehbarem Zuge, die immer noch vorbeikommenden Regimenter vom 5. und 11. preußischen Armeekorps und unserer Bayern, sowie die rechts und links auf den Feldern befindlichen Biwaks. Vor einem unscheinbaren Häuschen in Schweighofen standen zwei Posten, hier wohnte der ritterliche Oberkommandant der Südarmee. Vor dem Orte begegnete uns wieder ein Troß Gefangener, welchem ein Kapitän voranschritt. Den Schluß bildeten wieder einige Turkos in ihrem phantastischen Aufputze, das Haupt mit dem roten Fez bedeckt. Sie wurden gleich den anderen nach Schaidt zur Bahn gebracht. Nach einer kleinen halben Stunde erreichten wir den „Bayerischen Hof" und mit ihm die französische Grenze. Mit einem eigentümlichen Gefühle von Stolz und Genugthuung überschritt ich dieselbe, und Weißenburg, im Thalkessel gelegen, lag vor mir. Und nun traten plötzlich die Greuel des Krieges in ihrer erschreckenden Gestalt vor mich hin. Ein eisiger Schauder überlief mich auf einen Augenblick, denn dort lag, rechts im Graben, der erste Tote, ein bayerischer Jäger, der auf Vorposten hier gestanden und sich vielleicht zu weit vorgewagt hatte. Da lag er vor meinen Füßen, ein stummer und doch beredter Ankläger des korsischen Barbaren, der das alles in der gewissens- und schonungslosesten

Weise verschuldet. Er lag hier auf fremder Erde, in der Heimat aber harren in ängstlicher Beklommenheit die Seinen, denen selbst der einzige Trost geraubt ist, den Ihrigen im Tode noch zu sehen und auf seinem Grabe zu weinen und zu beten. Immer mehr häuften sich die Spuren der Verwüstung und des Jammers. Die Leichen der zur Stadt geflüchteten Franzosen und Turkos lagen rings umher, auch die zerschossenen Leiber der armen Rosse waren vielfach zu sehen und der Boden war rings mit Armaturstücken, Flinten, Säbeln, Helmen, Pickelhauben bedeckt. Furchtbar waren die vor dem Landauer Thore gelegenen Gebäude und Gartenanlagen verheert. Das Thor selbst aber bot ein Bild der größten Verwüstung. Hier hatte die bayerische Artillerie trefflich Bresche geschossen. Die Zugbrücken lagen wie zusammengekehrt in den Gräben, und das massive steinerne Portal war total zusammengeschossen. An dieser Stelle drangen unsere tapferen Aschaffenburger Jäger siegreich in die Stadt. Hier fand ich Herrn Professor Bleibtreu, den berühmten Schlachtenmaler der Südarmee, welcher gerade einen gefallenen Turkos mit flüchtigen Strichen in meisterhafter Weise skizzierte. Derselbe mußte, wie seine Lage andeutete, im Springen gefallen sein. Die charakteristische Kampfweise dieser wilden Krieger kam auch bei dem gestrigen Treffen in Anwendung. Geflügelten Laufes, das Chassepotgewehr zur Seite, welches sie übrigens nicht zu handhaben verstehen, stürzten sie sich unter wildem Mordgeschrei in den Kampf. Sobald sie unseren Leuten auf Schußweite herangekommen waren, gaben sie rasch einige schlechtgezielte Schüsse ab, warfen ihre Gewehre dann weg und griffen zum Yatagan (einem langen Messer), welchen sie horizontal hinten aufgesteckt hatten, um ihn rascher zur Hand zu haben. Dann bereiten sie sich wie die Tiger zum Sprunge gegen den Feind vor. Katzenähnlich schleichen sie sich an ihren Mann, und wehe dem, der sich nicht zur rechten Zeit vorsieht und das Ungeheuer unschädlich macht. Einer von den Jägern des 10. Bataillons hatte gestern Morgen das Unglück, bis zum Leibe in einen sumpfigen Graben zu geraten. Er legte sein Gewehr ab, da er total kampfunfähig geworden, wurde aber, trotzdem er um Pardon gebeten, von diesen Ungeheuern mit den Messern zusammengemetzelt. Noch will ich hier ein Pröbchen anführen, welches den Bildungsgrad dieser afrikanischen Meute in das richtige Licht stellt. Ein gefangener Zuave, mit dem ich mich längere Zeit unterhielt, gab mir die Versicherung, daß keiner der Turkos an den Tod glaube, selbst wenn er seine Brüder in Massen fallen sehe. Er behauptet steif und fest, daß dieselben wieder neugekräftigt

andern Tags auferstehen, in die Reihen treten und wieder mitkämpfen.

Wir nahmen unseren Weg zum Bahnhofe. Hier sah es furchtbar aus. Das Scherersche Haus, das Stationsgebäude und die Restauration „zur Station" zeigte arge Spuren des Kartätschenfeuers. Hier mußte sich ein heftiger Kampf in nächster Nähe entsponnen haben, denn Preußen, Franzosen und Turkos hatten hier in Masse ihren Tod gefunden und lagen alle noch umher. Der Chef de Gare Schott (Bahnvorstand) von Weißenburg, welcher mit seinem Sohne im Bahnhofe geblieben war, erhielt einen Kartätschenschuß, welchem er bereits erlegen ist. Auch sein Sohn erhielt eine bedeutende Verwundung und wurde demselben bereits ein Arm amputiert. Hier hörte ich auch, daß von der preußischen Eisenbahnabteilung im Felde die Bahn bis hierher wieder am Morgen hergestellt und schon benutzt worden sei. Hier traf ich auch einen lieben Bekannten von Speyer, den jungen Otto Zimmermann, Chef der Weißenburger Papierfabrik. Ein Gang durch die schöne Fabrik, deren Besitzer den Schrecken des ganzen Kampfes miterleben mußte, belehrte mich, daß auch diese nicht glimpflich davongekommen war. Die Transmission des Maschinensaales hatte eine Kartätsche bedeutend beschädigt. Außerdem drangen noch an anderen Stellen Kugeln verheerend ein. Alsdann ging es zum Hagenauer Thor, durch welches die Preußen gestern nach dem Kampf eingezogen waren, und von da in die Stadt, welche schwer gelitten hatte. Zweimal war während der Kanonade Feuer ausgebrochen, war aber von den Sappeurs-Pompiers mutig gelöscht worden. Die Häuser der Hauptstraße von der Mairie bis zum Landauer Thor wurden besonders schwer heimgesucht, die Straßen waren mit Ziegeln übersät und die Dächer furchtbar zugerichtet. Leider ging es auch hier nicht ohne blutige Unglücksfälle ab. So fuhr in das Haus des Tribunalrichters Schnabel eine Kartätsche, traf die 19jährige Tochter des Hauses, nach Aussage aller das schönste Mädchen der Stadt, tödlich in die Brust und außerdem den achtjährigen Bruder derselben, welchem bereits eine Hand abgenommen werden mußte. Auch der Zimmermeister Stammbach fiel, von einer Kugel getroffen, tot zusammen. Ein Weißenburger Bürger Namens Mothé, welcher früher bei der französischen Armee gestanden, schoß im Zivilanzug am Landauer Thor auf unsere Bayern, erhielt aber durch eine Kugel den wohlverdienten Lohn. Einer Frau, die zu Anfang der Kanonade von hier nach Altenstadt wollte, wurden beide Beine abgeschossen. In und vor Weißenburg traf ich mehrere

Landsleute im besten Wohlsein, u. a. den Artilleristen Lichtenberger, Korporal König vom 10. Jägerbataillon, welche stundenlang im Feuer gestanden hatten, ferner die Soldaten Schäfer und Anstätt vom 7. Infanterie-Regiment, welches ebenfalls mit Kugeln bedacht worden war, ohne am Kampfe thätigen Anteil genommen zu haben.

Durch das Hagenauer Thor ging es nun nach dem eine gute halbe Stunde entfernten Gaisberg, welchen die Preußen mit riesiger Bravour genommen. Diese Position, mit dem Schafbuschhofe im Rücken, konnte nach Aussage von Sachverständigen von einem einzigen Bataillon gegen eine ganze Armee Tage lang behauptet werden. Es ging quer über die Felder. Auf der ersten Anhöhe, links der Schärrhohle, hatte das 9. französische Artillerie-Regiment an geeigneter Stelle abgeprotzt und ein verheerendes Feuer auf die Preußen gerichtet. Es wurde aber bald zum Schweigen gebracht und mußte seinen Rückzug schleunigst antreten. Ihm wurde von der ersten Kompagnie des 5. schlesischen Jägerbataillons eine Kanone abgenommen. Die Batterie mußte anfangs ihre Toten sofort begraben haben, denn wir fanden oben verschiedene Gräber; auf einem solchen war ein Seitengewehr eingerammt, ein Stück Holz kreuzweise festgebunden und über dieses improvisierte Kreuz ein Papier mit dem Namen des darunter Liegenden geheftet. Ich habe mir diesen Namen notiert; die Inschrift lautete: „Kanonier Cadillot vom 9. Artillerie-Regiment von Coanz". Auch ein Bagagewagen lag hier umgeworfen. Wir stiegen höher und höher, und endlich lag die Schärrhohle und links daran der Schafbuschhof vor uns, wir waren auf dem Leichenfelde angekommen.

Die Sonne stand hoch am Himmel und sendete ihre glühenden Strahlen herab. Ein kleiner Windstoß führte einen penetranten Leichengeruch an mir vorüber. Rechts und links die prächtige Landschaft, und vor mir haufenweise übereinander getürmt die bereits stark verwesenden Leiber der heldenmütigen Kämpfer von gestern! Da lag friedlich der wilde Turkos neben dem Deutschen, nur bei einzelnen waren die Gesichtszüge wild verzerrt. Andere wieder hatten einen schmerzlich milden und ergebenen Ausdruck auf dem Gesichte. Einem preußischen Krieger zog ich ein Buch unter der krampfhaft geballten Hand hervor. Es war ein Gebetbuch, das der Ärmste, von einer Kugel niedergestreckt, noch seinem Tornister entnommen. Seine ganze Lage deutete unverkennbar darauf hin, daß er noch einige Zeit am Leben gewesen. Ich habe das Buch zu mir genommen zum Andenken an diese unvergeßliche Stunde, in der wir, mein Führer und ich, auf weite Strecke hin unter Hunderten

von Toten die einzigen Lebenden waren. Ich lauschte ängstlich, ob nicht vielleicht einer wenigstens noch am Leben; aber alles blieb still und stumm. Da legte sich mir ob all des herzerschütternden Jammers ein unnennbares Weh auf die Brust. Ich konnte nicht anders, still mußte ich in mich hineinweinen, und ich schäme mich nicht dieser Thränen. Hat doch auch der Oberst des 80. norddeutschen Regiments Thränen in die Augen bekommen, als seine 3000 Kinder gestern unter dem verheerenden Kugelregen ihre Aufstellung zum Sturm ebenso präcis und gelassen nahmen wie auf der Parade. Stumm stand ich und schmerzlich versunken im Anschauen dieses schrecklich ergreifenden Bildes, da erinnerte mich Kanonendonner mit noch leicht vernehmbarem Pelotonfeuer, daß das Schlachten aufs neue begonnen, daß der Tod abermals eine reiche Ernte halte. Es mußte jedenfalls ein bedeutender Kampf da drüben gegen Sulz ausgefochten werden, das sah ich aus der veränderten Physiognomie der ganzen Landschaft. Rechts gegen Lembach und unten links auf einer andern Straße ergossen sich in das Französische hinein unsere norddeutschen und bayerischen Truppen. Im Laufschritte, die Kavallerie im gestreckten Trabe, eilten sie dem neuen Kampfplatze zu. An Leichenwällen vorüber schritten wir dem furchtbar zugerichteten Schafbuschhofe zu. Kugel an Kugel war hier in dieses schöne Gehöfte eingeschlagen, das Dach durchlöchert wie ein Sieb. Traurig sah es im weiten Hofraume aus, wo das Genfer Kreuz aufgepflanzt war. Hier war ein großes Feldlazaret mit ca. 80 Verwundeten errichtet. Dicht an den Lagern der armen Blessierten lagen aber auch noch mindestens 40—50 Leichen aufgeschichtet. Hier wütete zuletzt der Kampf und die hier noch am Leben geblieben und um Pardon gebeten, wurden in diesem Hofe gefangen genommen. Ich mußte mich dem Generalarzte dieser Lazaretabteilung vorstellen, welcher mich sehr freundlich empfing und mit einem Trunk guten Rotweines erquickte. Ich wurde herumgeführt und wohnte auch einer schweren Operation bei, welche an einem französischen Offizier vorgenommen wurde. Eine preußische Spitzkugel war ihm in die linke Seite der Brust gedrungen, am Brustbein abgeprallt und im Körper stecken geblieben. Sie wurde ihm ausgeschnitten. Die Kugel, die am Knochen förmlich plattgedrückt worden, wurde von mir als eine Seltenheit aufbewahrt.

Für heute hatte ich genug gesehen; ich verabschiedete mich von den gefälligen Ärzten hier oben, denen ich versprechen mußte, in Altenstadt, durch das ich auf dem Rückwege kam, wegen der Begrabung der vielen

Leichen Alarm schlagen zu lassen. Am Fuße des Gaisberges traf ich einen berittenen Feldgendarmen, dem ich meinen Auftrag gewissenhaft übermittelte. Er hatte ihn pünktlich und eindringlich dem Maire dieses Ortes ausgerichtet, denn als wir dasselbe kurz darauf durchschritten, war bereits der Ausscheller bemüht, 60 Bürger zu diesem traurigen Geschäfte aufzubieten. Zweierlei hat sich mir bei dieser Wanderung durch ein frisches Schlachtfeld tief eingeprägt: die furchtbare Aufgabe, die bei einem so schrecklichen Kampfe um des Vaterlands Wohl und Freiheit unseren heldenmütigen Söhnen, die ebenso furchtbare Verantwortung und Last, welche allen denen zugefallen ist, die unter dem Schutze des roten Kreuzes die Not und das Elend der Kranken und Verwundeten mit Hintansetzung der eigenen Gesundheit zu lindern berufen sind.

Nachschrift.

Am 5. August, nachmittags 4 Uhr, wurde General Douay beerdigt. Die vollständige Regimentsmusik des 62. norddeutschen Regiments ging dem Leichenkondukt voran, den Chopinschen Trauermarsch spielend. Weißenburger Bürger, meistens im gewöhnlichen Werktagsanzuge, trugen den Sarg. Der Souspräfekt von Weißenburg nebst Gemahlin und zehn bis zwölf andern Personen beschlossen den Zug, welcher außer der schönen Musik wenig Feierliches und Erhebendes bot.

Anders war es bei einem Begräbnis, das am 7. in der Frühe abgehalten wurde. Es galt hier auch einem unglücklichen Opfer vom 4. dieses die letzte Ehre zu erweisen. Das bildschöne Fräulein Schnabel war am 5. ihren schweren Wunden erlegen. Der schöngeschmückte Sarg stand vor dem schlimm zugerichteten Hause, um ihn herum ein reizender Flor junger Mädchen, alle in Schwarz. Acht junge Leute trugen den Sarg; die Freundinnen der Verblichenen gingen, schwarze Flortücher über dem Kopfe, rechts und links von dem Sarge. Um den tapfern General wurden keine Thränen vergossen, aber hier sah ich fast kein Auge thränenleer.

Zum Schlusse noch ein anderes Bild. In Ridselz hatte der Maire dieses Ortes ein furchtbares Verbrechen sich zu Schulden kommen lassen. Einem bei ihm vorsprechenden verwundeten Preußen hatte er unter Beihilfe seines Sohnes mit einem Beile den Kopf gespalten. Dieser Unmensch wurde am 6. ds. hier standrechtlich erschossen. Der hänfene Strick wäre für denselben angezeigter gewesen. Eine solch fanatische Bevölkerung und einen solchen Empfang haben unsere Tapferen vor sich. Gegen dieses von der Regierung aufgewiegelte Gesindel hilft nur Pulver und Blei.

Vater und Sohn.

Bei Saarbrücken war's, in heißer Schlacht,
Da hatte der Tod wohl Ernte gemacht.

Es lagen dort weithin die Kämpfer all,
Und fernhin noch tönte Kanonenschall.

Da lag der Franzose so regungslos,
So friedlich auf deutscher Erde Moos.

Und der deutsche Krieger aus Süd und Nord
Starb freudig den Tod des Helden dort.

Und als der Mond stieg friedlich herauf,
Nahm alle der Schoß der Erde auf.

Es schmückte ihr Grab kein prunkender Stein,
Nur hier und da stand ein Kreuzelein.

Doch sieh' dort den Feldherrn auf hohem Pferd,
Wie reitet er langsam auf blut'ger Erd!

Es nahet die ernste Heldengestalt
Dort jenem Kreise von Kriegern bald.

Sie haben gesenkt beim Mondenschein
Den toten Hauptmann ins Grab hinein.

Und der greise, ernste Feldherr frug
Einen Krieger, der Schmerz im Antlitz trug.

„Verlort ihr viele? — Sag an, mein Sohn."
Es folgt ein Ja im schmerzlichen Ton.

„Und lebt euer Hauptmann noch, o sprich!" —
„Er fiel im Kampfe, der mörderisch,

Hier senkten wir eben beim Mondenschein
Den toten Hauptmann ins Grab hinein!"

Da drang ein tiefer, unnennbarer Schmerz
Dem ernsten Feldherrn ins Kriegerherz.

Er starrte den Hügel wohl an gar lang,
Und eine Thrän' aus dem Auge ihm rann,

Es kam aus dem Mund ihm kein Laut, kein Ton,
Und doch war der Hauptmann sein einz'ger Sohn.

Er gab einen Wink den Kriegern drauf,
Die zogen den Toten alsbald herauf.

Sie wuschen beim blinkenden Mondenlicht
Des Helden entstelltes Angesicht.

Lang ruht auf dem Sohn des Vaters*) Blick,
Er war seine Freude, sein Stolz und sein Glück.

„Schlaf wohl", sagt er leise, „schlaf wohl, mein Sohn",**)
Er sagt es mit zitternder Stimme Ton.

Dann drückt einen Kuß er aufs bleiche Gesicht,
Und reitet von dannen im Mondenlicht.

„Eine herrliche Chat."

Von S. Steinberg.

Erhebend für jedes deutsche Soldatenherz ist gewiß die in dräuender Gefahr vollführte Heldenthat der Kameraden Finkensieb und Zimmer von der 1. Eskadron des 2. westfälischen Husaren-Regiments Nr. 11. Als tapfere, ruhige und gewissenhafte Männer bekannt, war die Einleitung ihres Vorhabens nicht weiter beachtet worden. Unsere Brigade erhielt von der nicht sichtbaren feindlichen Artillerie trotz ihrer guten Deckung und fortwährender Stellungsveränderungen ein verderbliches Feuer, fast jede Granate zerriß Mannschaft und Pferde. Die Generale sahen sich ratlos an; es war vollständig unerklärlich, wie der Feind diese tödliche Sicherheit erreichen konnte, und so beschlich uns eine unheimliche Empfindung. Den Feind nicht sehen — ohne Verteidigung sich verwunden oder töten zu lassen, das ist wohl das bitterste Soldatenlos.

Aus der französischen Stellung ragte nur der Kirchturm von Vionville mit einer großen weißen Flagge, die in ihrer Mitte das Genfer Kreuz trug, empor. Niemandem war die öftere Veränderung derselben aufgefallen, es war ja gleichgültig, ob die Fahne einmal hier, einmal dort herumflatterte. Nur die beiden genannten Reiter hatten sich dieses Schauspiel einige Male scharf angesehen, gaben nach einer genauen Verabredung ihren Pferden die Sporen und trabten, für jeden ein unerklärliches Unternehmen, übers Feld direkt auf die feindliche

---

*) General von Manstein. **) Hauptmann von Manstein.

Stellung zu, tauchten bei der wellenförmigen Bodengestaltung noch einige Male auf und waren unseren Blicken rasch entschwunden.

Nach dreiviertelstündigem schwerem Ausharren unsererseits war mit dem Verschwinden der Kirchturmfahne merkwürdigerweise auch die Treffähigkeit der französischen Geschütze entflohen. Nach der letzten Veränderung krepierten die Granaten und Shrapnels auffallend abweichend, zu weit rechts oder links, vollständig schadlos in dem Ackerboden. Wie war das möglich?

Erst die kommende Stunde brachte uns die Erklärung, bei welcher das Blut rascher zirkulierte, das Herz in freudigen Zuckungen schlug. — Die unvergeßlichen Kameraden hatten sich durch die feindliche Schützenlinie geschlichen, einen unbesetzten Hohlweg eingeschlagen, und waren so im Rücken der französischen Armee ungehindert bis zur verschlossenen Kirchthür angekommen. Bedeutungsvoll schien ihnen das Samariterkreuz zu winken, und während Zimmer auf Posten blieb, war Finkensieb vom Pferde gestiegen und hatte mit kräftigem Schulterdruck die Thürfüllung zertrümmert; — die Öffnung war groß genug, hindurchzuschlüpfen — er ist in der Kirche. Der Thürschlüssel steckt von drinnen, ein flüchtiger Blick — da geht's durch einen dunklen Raum nach dem Treppenhause zum Turme empor und leise immer weiter nach oben — da! auf der letzten Treppe schallt der Tritt eines Menschen über seinem Kopf. Ein Stück Holz — die einzige Waffe hält er krampfhaft in der Faust, stürmisch schlägt das Herz, wie er durch die matten Scheiben die ganze Armee erblickt und seine Husaren bluten und fallen sieht. Die Hände zittern vor Erregung, als sie die Stiefel von den Füßen ziehen — die letzten zehn Stufen sind auf Strümpfen katzenartig erstiegen. Da gewahrt das Auge den Rücken eines mit einem Fernseher in der Hand beschäftigten Blaukittels. — Ein kühner Sprung — ein heftiger Schlag auf den Kopf des Franzosen — ein sein Ziel verfehlender Revolverschuß — und Deutscher und Franzose ringen verzweiflungsvoll auf Tod und Leben. Kein Ruf entfährt den Lippen der unerbittlichen Gegner — die große Gewandtheit des Franzosen wird durch den klammernden Gurgelgriff des Deutschen ausgeglichen. Die Augen des Blaukittels dringen blutrot aus den Höhlen, aber immer versucht er den Husaren niederzuwerfen und mit den Zähnen zu fassen — nun benutzt er die letzte Finte — beide straucheln — stürzen zu Boden, doch der Deutsche hält trotzdem die Kehle mit seiner Eisenhand fest. Eine Sekunde der keuchenden Ermattung — ein kräftiger Ruck — der Husar

liegt oben und stemmt nunmehr seine Knie auf des Besiegten Brust. Mit dem zerrissenen Kittel bindet er ihm die Arme; erst nach dieser Anstrengung kann er sich zitternd erheben und tief Atem schöpfen. Die Fahne, welche die Stellung unserer Brigade der französischen Artillerie genau signalisierte, ist eingezogen, den französischen Revolver hält die deutsche Hand — „Allons, Filou" — bebend erhebt sich der verkleidete Ingenieur-Offizier. Er weiß, wenn ihn kein Wunder rettet, ist er verloren. Beim Niedersteigen der Treppe unternimmt der Franzose in wahnsinniger Verzweiflung den letzten Versuch, sich lebend oder sterbend von seinem Peiniger zu befreien, und wirft sich unerwartet zwischen die Beine des Husaren, die beiden Männer überschlagen sich und stürzen gleich einem Knäuel in die Tiefe — — — die Hände des Franzosen sind bei dem Fall von den Fesseln befreit worden, der Zufall hat ihn noch einmal doppelt begünstigt — der Deutsche liegt nach der letzten Drehung am Boden, unter den Knieen seines Gefangenen, dessen klammernde Hände den Erstickungstod des Husaren in wenigen Minuten herbeiführen müssen. Wie läßt sich diese fürchterliche Szene, dargestellt von zwei blutenden, unversöhnlichen Gegnern, die in dem stillen Gotteshause mit dem Tode ringen, beschreiben? — Wäre in diesem Augenblick der auf den Ausgang des Unternehmens gespannte Posten nicht herbeigeeilt, der kühne deutsche Held wäre dem Tode sicher verfallen — rasch ist der Franzose mit der Leine aufs neue gefesselt, seine letzte Kraft ist gebrochen. Der keuchende Deutsche hat sich bei der unerwarteten Rettung schnell wieder erholt. Durch die öden Straßen von Vionville streichen die Husaren mit ihrer kostbaren Beute, den schußfertigen Revolver vor des Gefangenen Stirne haltend, zurück.

So scheinen sie ohne Zwischenfall bei der deutschen Linie ankommen zu können. Aber noch einmal wirft sich der französische Offizier, als er eine französische Reitertruppe bemerkt, laut schreiend nieder. Glücklicherweise verhallen seine Rufe ungehört, und auch beim letzten Graben wird der Franzose mehr getragen als durch freiwilliges Mitspringen fortgeschleppt. Das unglaubliche, viele Menschenleben rettende Wagnis ist gelungen, der verkleidete Franzose steht, am ganzen Leibe zitternd, vor dem General von Redern — seinem deutschen Richter; der Prozeß ist militärisch-kriegsgerichtlich in Saarbrücken rasch beendet. Sechs deutsche Kugeln streckten den Verräter nieder.

Der brave Finkensieb aber, von allen hochgeehrt, hat auch die ferneren Schlachten und Gefechte in seiner kühnen Weise mitgekämpft —

alle gefährlichen Patrouillen geritten, ohne verwundet zu werden. Und dennoch! nahe am Ende des Feldzuges mußte der Tapfere den heimtückischen Kugeln dreier feiger Mörder, die sich „Franctireurs" nannten, elend erliegen. Im Januar will er als freiwillige Spitze die Schlucht Château Brecour in der Nähe Dreux' abreiten, die versteckt liegenden Schufte lassen ihn passieren, fünf Schritte weiter durchbohren drei Kugeln den Rücken des tapferen Reiters. Er hat das liebe Vaterland, für das er so herrlich gestritten, nicht wieder gesehen; in fränkischer Erde ruht der Held in Frieden. Am Grabe war jeder tief bewegt, aus manchem Auge rann die heiße Zähre über den herben Verlust. Der Eskadronschef, Major von Vahst, der beste Reiter der deutschen Armee, preßt sein Tuch zwischen die Zähne, seine Stimme vibriert, als er die Handvoll Erde in die offene Gruft wirft, und ergriffen hören die Umstehenden die Worte: „Das war mein bester und bravster Soldat".

Ein einsam Grab.

Wo tief die Schlucht bei Gravelotte
Zum Grunde niedergeht,
Gar einsam in dem grünen Tann
Ein schlichtes Kreuzlein steht.
Die beiden Kreuzesstäbe hält
Die Schnur der Taschenuhr,
Und an dem Kreuze hängt als Schmuck
Die Säbeltrobbel nur.

Sie ist vom Regen ganz verblaßt,
Die einst so blau und weiß,*)
Und wiegt sich nun selbst lebensmüd
Im Morgenwinde leis.
Sie nennt uns Namen nicht und Stand
Von dem, der unten ruht;
Doch treu ruft sie ein Bild zurück
Aus heißer Schlachtenglut.

Zwei Freunde schwuren vor der Schlacht
Vereint stets früh und spät
Ein christlich Grab für den, der fällt,
Und dann ein still Gebet.
Und nach der Schlacht fürs Mütterlein,
Fürs Lieb im Vaterland
Vom Heldentod den „schwarzen Brief"
Von treuer Freundeshand.

Die Säbeltrobbel spricht davon,
Wie einer fiel als Held,
Wie ihm der treue Kamerad
Das Kreuz als Schmuck gestellt.
Als er's gebunden mit der Schnur,
Hing er die Trobbel dran,
Indessen ihm bei dem Gebet
Die Thräne niederrann.

*) Farbenabzeichen der „4. Kompagnie".

Da schreckt die Trommel ihn empor!
Die Hand greift zum Gewehr — — —
Bald traf auch ihn bei Gravelotte
Ins Herz die Kugel schwer.
Auf seinem Grabe steht kein Kreuz,
Ward nicht um ihn geweint —
Vergessen ruht er in der Gruft,
Die Freund und Feind vereint. —

Ganz melancholisch hängt im Wind
Die Trobbel, blau und weiß,
Und singt so alt und lebensmüd
Dem unten zu ganz leis:
Was ist das Leben? was der Tod?
Ist beides eitel Schaum . . . . .
Die Trobbel webt ihr Trauerlied
Hinein in meinen Traum.

Wilhelm P., Unteroffizier.

Die Hessen bei Mars la Tour und Gravelotte.

Von Adolf Zimmermann.
Anno 1870 Korporal im Großh. Hess. 1. Inf.-Rgt. (Leibgarde).

Der 16. August, ein glühend heißer Tag, schien sich anfangs für uns sehr friedlich gestalten zu wollen, und wenige mögen in der Frühe geahnt haben, welch blutgetränkte Walstatt die nächsten Stunden bringen sollten. Das Regiment verharrte bis gegen Mittag im Kantonnement und erhielt treffliche Verpflegung. Plötzlich änderte sich jedoch die Situation, die plaudernden Gruppen lösten sich, alle eilten nach dem Quartier, sich marschfertig zu machen: das schleunigste Antreten war befohlen worden. Um 12 Uhr wurde abgerückt. Im schnellsten Tempo marschierten wir dahin, überschritten einige Stunden später die Brücke bei Corny, westlich von Pournoy la Grasse, und legten auf dem jenseitigen Ufer der Mosel das Gepäck ab. Sofort wurden die Gewehre geladen und vorwärts ging es in möglichster Beschleunigung auf Gorze zu. Schon unterwegs vernahmen wir immer deutlicher Geschützfeuer und ein sonderbares Knattern, das wie schlechtes Salvenfeuer klang: es waren Mitrailleusen, von denen wir schon so viel vernommen hatten, und deren unheimlichen Ton wir heute zum erstenmale hörten. Gorze links liegen lassend, eilten wir auf das nun schon mächtig dröhnende Feuer zu und waren froh, endlich ebenfalls an den Feind zu kommen, nachdem es schon so vielen unserer Kriegsgefährten aus Preußen und Bayern vergönnt war, dem Gegner unheilbare Wunden zu schlagen und in hartnäckigem Streite zu siegen. Freilich war unser erstes Gefecht von Umständen begleitet, die für eine Truppe, welche noch nicht die Feuertaufe erhalten hatte, nicht günstig genannt werden konnten, denn

schon vor Eintritt in die Feuerlinie stießen wir auf viele traurige, erschütternde Spuren des mörderischen Kampfes, der schon seit vielen Stunden wütete, und in dem sich die tapferen Brandenburger und Hannoveraner mit unsterblichem Ruhme bedeckten; Schwerverwundete wurden auf Bahren vorübergetragen, auf Wagen gefahren, andere schleppten sich mühsam, auf einen Stock oder den Arm eines Genossen gestützt, vorwärts und trieben uns an, den schwerbedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen.

Als wir endlich nach einem Marsch, der zuletzt ein Laufen genannt zu werden verdiente, in dem Bereiche des feindlichen Feuers ankamen, befanden wir uns in einem Walde, dem Bois des Ognons. Inzwischen war die Dämmerung schon hereingebrochen. Alle diese Umstände zusammengenommen lassen die oben ausgesprochene Bemerkung, daß unser erster Streit ein von nicht gerade erhebenden Momenten begleiteter war, gerechtfertigt erscheinen. Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck, welchen die ersten Kugeln auf mich und meine Umgebung machten: plötzlich vernahmen wir ein scharfes Klatschen im Laube der Bäume, wie von einem heftigen Regen oder Hagel herrührend. Dieser und jener bückte sich mehr oder weniger, doch nicht lange; ich gedachte der fernen Heimat und gelobte mir, meine Pflicht zu thun.

Unser Vorwärtsdringen war durch das enge Gestrüppe sehr erschwert und, was noch schlimmer, die Verbindung der Kompagnien wurde dadurch unvermeidlicherweise sehr gelockert. Das Feuer wurde mit jedem Schritte heftiger und leider auch wirksamer, wie der eine und der andere auf die ernsteste Art erfahren mußte. Außer dem Kleingewehrfeuer, das in einer Masse durch den Wald prasselte, die mich Neuling staunen ließ, überschütteten uns noch die Gegner mit Mitrailleusenladungen, welche mit solch greulichem Krachen verbunden waren, daß es einem ordentlich schwül wurde. Das war ein tolles Pfeifen und Zischen, dazu ab und zu eine Granate, heulend die Luft durchschneidend.

So rückten wir, ohne einen Franzosen bei der herrschenden Dunkelheit zu sehen, nach Möglichkeit vorwärts und vernahmen plötzlich ein weithinschallendes Hurra, das von den beiden Avantgardenkompagnien des Regiments herzurühren schien, und in welches wir begeistert einstimmten. Hierauf verstummte das Feuer allgemach, und bald nach zehn Uhr war alles ruhig. Der Tod hatte eine furchtbare Ernte gehalten; wenn auch wir speziell verhältnismäßig wenig gelitten hatten, so war dies zufällig, denn das altberühmte 2. schlesische Grenadier-Regiment

Nr. 11, welches dicht bei uns gefochten hatte, mußte unerhörte Verluste beklagen. Nach Beendigung des Kampfes und vollständiger Sammlung rückten wir bis an den Waldesrand vor und nahmen Vorpostenstellung. Kaum angekommen, zogen uns gegenüber die Franzosen unter lebhaftem Pfeifen und Trommeln ab.

Für uns begann nach den aufregenden Stunden des Abends eine schlimme Biwaknacht; es regnete zwar nicht, aber empfindliche Kälte war eingetreten, die gegen Morgen starken Tau hervorbrachte. Dazu kam, daß wir jeden Augenblick eines feindlichen Angriffs von neuem gewärtig, also vollständig munter sein mußten und natürlich kein Wachtfeuer anzünden durften. Dazu peinigte uns Hunger und Durst. Alle begrüßten daher freudig den Morgen. Meine Kompagnie hielt einen Teil des Waldsaumes besetzt und richtete sich, da man auf eine Fortsetzung der gestrigen Schlacht gefaßt sein mußte, zur hartnäckigsten Verteidigung durch Anhäufen von Steinen und Baumstämmen ein. Unser trefflicher Hauptmann hielt eine kernige Ansprache und forderte uns mit kraftvollen Worten auf, nötigenfalls bis zum letzten Manne unsere Stellung zu verteidigen. Vorläufig blieb indes alles ruhig, und der Befehl zum Weitermarsche kam. Bald trafen wir die schauerlichen Spuren des Kampfes: verzerrte grauenhafte Turkos, daneben aber auch edle Gestalten lagen buchstäblich reihenweise, an manchen Stellen sogar übereinandergeschichtet da. Eines riesigen feindlichen Kürassiers erinnere ich mich noch lebhaft, welcher, den Pallasch in der starren Faust, halb unter dem Pferde lag: Roß und Reiter waren von einem Sprenggeschoß zerrissen worden. Der Gesichtsausdruck war so schrecklich, die verglasten Augen stierten so grauenerregend aus den Höhlen, daß ich mich entsetzt abwandte.

Etwa um zehn Uhr bezogen wir bei dem Dorfe Vionville ein Biwak. Auf verhältnismäßig sehr kleinem Raume waren mehrere Armeekorps hier vereinigt, ein deutliches Zeichen, daß man in jedem Augenblicke dem Losbrechen eines weiteren schweren Kampfes entgegensah, denn die gestrige, wenn auch siegreiche Schlacht hatte noch nicht den Mut und die Leistungsfähigkeit unserer grimmen Gegner zum Wanken gebracht.

Mein Gefühl eines für morgen bevorstehenden blutigen Tages schien von vielen geteilt zu werden. Überall sah man Soldaten anderer Truppenteile, die gekommen waren, ihre Kameraden in unserem Regimente aufzusuchen, und auch ich besuchte mehrere mir nahe stehende Personen

und hatte wiederholt die Freude, auch bei mir solche zu begrüßen. So schwand der Tag, und mancher hat an demselben dem Freunde zum letztenmale die Hand gedrückt und ihm in die Augen gesehen, welche bald für immer geschlossen sein sollten.

Ein wohlthätiger Schlummer stärkte uns für die blutige Arbeit des kommenden Tages, an welchem unter persönlicher Leitung König Wilhelms die Schlacht geschlagen wurde, welche die zähe Armee Bazaines in die Festung Metz einschloß.

Der Morgen dieses für ewige Zeiten denkwürdigen Tages, der 18. August, brach in herrlicher Klarheit an, und die Welt schien nur zum Frieden geschaffen. Bereits um die sechste Stunde marschierten wir nach Corny zurück, um dort unsere vorgestern niedergelegten Tornister wieder zu holen. Im Eilmarsche bewegten wir uns vorwärts. Kurz ehe wir Gorze durchschritten, kamen wir an dem Könige von Preußen vorbei, der mit einigen hohen Herren auf einem umgestürzten Baumstamme saß und die ehrerbietige Meldung unseres Hauptmanns mit wohlwollender Miene entgegennahm.

Als wir bald darauf Gorze selbst passierten, bot sich unseren entsetzten Augen ein gräßlicher Anblick dar: an einer Mauer, mit Ketten und Stricken befestigt, sahen wir einen französischen Bauer in dem charakteristischen blauen Kittel hängen — die Knochen zerschlagen und zerstochen, das Gesicht blutunterlaufen und zerfetzt von Kolbenschlägen und Säbelhieben. Zum Überflusse hatte jemand dem Unglücklichen noch eine Thonpfeife in den starren Mund gesteckt. Wie es hieß, hatte der Mensch auf deutsche Verwundete aus der Schlacht von Mars la Tour geschossen und welche mit dem Messer getötet. Daß die fanatisierte Bevölkerung allerdings von einem furchtbaren, ingrimmigen Hasse gegen uns erfüllt war, sollten wir noch oft merken; so auch jetzt, denn als wir von Corny mit unserem Gepäck zurückkamen und wiederum durch Gorze marschierten, fiel auf eine vor uns hermarschierende Batterie aus einem Fenster ein Schuß, der ein Pferd verwundete. Die nächststehenden Soldaten drangen sogleich in das Haus, aus welchem das Attentat erfolgt war, ein und werden hoffentlich den Schuldigen der gerechten Strafe überliefert haben.

Etwa um zehn Uhr kamen wir an unserem alten Biwaksplatze wieder an und marschierten sofort in nordöstlicher Richtung querfeldein, in Angriffs-Kolonne formiert, vorwärts. Kurz vor elf Uhr wurde bei dem Dorfe Caulre Ferme gehalten und gerastet. Es sollte hier ab-

gekocht werden; bei uns wurde dies jedoch nicht mehr zur Wahrheit, und so mußten wir denn, nachdem wir vorgestern früh die letzte Mahlzeit eingenommen hatten, mit leerem Magen dem bevorstehenden Kampfe entgegengehen, obgleich ich der Wahrheit gemäß behaupten darf, daß dadurch unser Mut und unsere Ausdauer nicht beeinträchtigt wurden. In solchen Momenten, wie sie die folgenden Stunden brachten, ist der Mensch erhaben über die Bedürfnisse des Körpers, das ganze Sein und Fühlen des Soldaten richtet sich nur auf die gegenwärtige Situation, und alles andere muß schweigen.

Alsbald wurde nun in Caulre Ferme Wasser geholt. Unsere Ruhe mochte etwa eine halbe Stunde gewährt haben, als urplötzlich aus mehreren Richtungen Ordonnanzoffiziere heransprengten und in rasender Eile Befehle überbrachten. Schleunigst wurde aufgebrochen — gerade in dem Momente, als unsere Wasserholer eintrafen, um uns noch mit einem kühlen Trunke zu stärken. Es wurde im Geschwindschritte avanciert, und jetzt war kein Zweifel mehr: wir gingen dem Entscheidungskampfe entgegen.

Etwa um halb zwölf Uhr kamen wir wiederum an dem König von Preußen vorüber, der, von einem zahlreichen glänzenden Gefolge umgeben, emsig mit einem Fernrohre das Vorterrain beobachtete. Nicht lange darauf fiel der erste Kanonenschuß und ihm folgte ein mächtig anschwellendes Geschützfeuer. Die Fahnen wurden entrollt, und glänzenden Auges gelobten wir uns alle, als ehrliche, wackere Soldaten zu fechten, zu siegen, und wenn es die Vorsehung so beschieden, für das beleidigte Vaterland unser Blut hinzugeben.

Unser Korps, speziell die Korpsartillerie, hatte den Streit durch den Angriff auf die französische Position bei Amanvillers-Verneville begonnen. An einer Waldspitze hielt unser Divisionskommandeur, Prinz Ludwig von Hessen, und ermahnte uns, dem alten Rufe der hessischen Tapferkeit Ehre zu machen. Bald fuhren die Stücke der ersten Granate in unser Bataillon, und ein greller Aufschrei ließ wahrnehmen, daß sie ihr Ziel gefunden hatten. Da uns bald die Granaten massenweise um die Köpfe heulten, wurden wir in Kompagnien auseinandergezogen und rückten in dieser Formation bis an den Damm, der damals im Bau begriffenen Eisenbahn Metz-Verdun vor. Hier lagerten wir, in der rechten Flanke vom heftigsten Granatfeuer belästigt, bis etwa halb vier Uhr. Mitten in eine der uns zunächst liegenden Kompagnien schlug ein Geschoß mit mörderischer Wirkung ein, sodaß die furchtbaren

Schmerzensrufe der Getroffenen trotz dem Schlachtengetümmel in herzerschütternder Weise zu unseren Ohren drangen. Unsere Kompagnie war glücklicher, denn hinten und vorn, links und rechts schlugen zwar in nächster Nähe und großer Zahl die verheerenden Sprenggeschosse ein, daß mir wiederholt der aufgewühlte Sand in das Gesicht spritzte, aber niemand erlitt eine ernsthafte Beschädigung. In vollster Ruhe blieb unser vortrefflicher Hauptmann fest auf seinem Schimmel sitzen, der vor Unbehagen schnaubte und sich bäumte, ritt zwischen seinen Untergebenen herum, und ließ es nicht an ermunterndem Zuspruche fehlen, der auf uns immer begeisternder einwirkte.

Jetzt erhielten wir Befehl, über den Bahndamm vorzurücken. Im Momente darauf schwang der Hauptmann kühn den Degen, eilte uns voran und stürzte, kaum auf dem mäßig hohen Damme angekommen, schwer verwundet zusammen. Uns empfing, als wir auf der kleinen Anhöhe waren, ein so gräßliches Mitrailleusen- und Chassepotfeuer, wie es selbst die kühnste Phantasie mir niemals ausgemalt hatte! Der Bahnübergang war von einem markerschütternden Schrei begleitet: mindestens ein Dutzend Leute der Kompagnie wurden in diesem Augenblicke getroffen und stürzten zum Teil auf der linken und rechten Seite des erklommenen Dammes wieder herunter.

Nun eilten wir in vollständig ebenem Terrain, auf das lebhafteste und wirksamste beschossen, vorwärts. Bois de la Cusse lag hinter uns, vor uns links St. Privat la Montagne, rechts Amanvillers. Es war vier Uhr.

Wenige Minuten vorher (ich muß bemerken, daß bei dem raschen Avancieren die Kompagnien des Regiments, wie dies ja manchmal schwer zu vermeiden ist, etwas vermischt worden waren) kam ich an meinem treuesten Kameraden vorbei, der auf dem Boden kauerte und sich mit seinem einen Beine zu schaffen machte. Ich trat auf ihn zu und sah, daß er eine Schußwunde erhalten hatte, weshalb ich ihm natürlich bei dem Verbinden behilflich war. Dann nahm ich Abschied und rannte — ich war durch den kurzen Aufenthalt etwas zurückgeblieben — den vormarschierten Kameraden, immer von Kugeln massenweise umzischt, nach. Auf diesem Wege traf ich meinen nunmehrigen Kompagnieführer, der nach der Verwundung unseres Hauptmanns den Befehl über die Kompagnie übernommen hatte und schwer unwohl geworden war.

Bald darauf traf ich in unserer Schützenkette ein und nahm an dem lebhaften Feuergefechte den thätigsten Anteil, so daß ich in ziemlich

kurzer Zeit meine sämtlichen Patronen verschossen hatte. In der fünften Stunde schossen die Franzosen meinem rechten Nebenmann, einem Gefreiten unserer Leibkompagnie, durch die linke Schulter in die Brust, dicht hinter mir wurde ein Lieutenant derselben Kompagnie schwer getroffen; — kurzum, der Tod hielt in nächster Nähe reiche Ernte, und ich dachte damals nimmer davonzukommen. — —

Die Schlacht wütete mit ungeschwächter Kraft weiter, auf beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung, mit zähester Ausdauer gefochten. Unsere Reihen wurden immer dünner, und immer von neuem suchte der Gegner dieselben zu durchbrechen; doch wichen wir um keines Fingers Breite zurück, sondern lösten die schwierige Aufgabe, welche uns für diesen Tag geworden, indem wir standhaft das Stück Erde behaupteten, welches, sollte die Schlacht gewonnen werden, in unserem Besitze verbleiben mußte.

Unvergeßlich bleibt der Moment, als die preußischen Garden mit wehenden Feldzeichen, klingendem Spiele, die Führer zu Pferde an der Spitze der stolzen Truppe, gegen St. Privat la Montagne vordrangen, dessen endliche Eroberung Ströme des besten, edelsten Blutes forderte, die französische Position jedoch unhaltbar machte und den glänzenden Sieg herbeiführte.

In der neunten Stunde abends verstummte das Schlachtengetöse allmählich, matte Kugeln summten noch einige Zeit durch die Luft, die Kompagnie sammelte sich. Der Feldwebel rief alle bei Namen auf, doch viele gaben keine Antwort mehr. Bei diesem oder jenem wußten wohl die Nebenleute Auskunft zu geben, oft aber verharrten alle in ernstem, bangem Schweigen. Außer dem schwerverwundeten Hauptmann, der zwar nach unsäglichen Leiden genas, aber nicht mehr zu seiner ihn so aufrichtig verehrenden Truppe zurückkehren konnte, hatte die Kompagnie noch den Verlust von etwa fünfzig Toten, Verwundeten und Vermißten zu beklagen. Mein verwundeter Kamerad, welchen ich oben erwähnte, blieb vorläufig bei uns, obgleich ich es nicht an Zuspruch, in ein Lazaret zu gehen, fehlen ließ. Die Wunde verschlimmerte sich dadurch so, daß er volle acht Wochen mit der Heilung zu thun und große Schmerzen auszuhalten hatte.

Die auf den nervenerschütternden Tag folgende Nacht war schrecklich, denn rings um uns herum — wir biwakierten natürlich auf dem blutgetränkten Felde — schrien und stöhnten die armen Verwundeten und verlangten in flehenden Tönen Wasser, das nur mit großem Zeit-

verlust herbeigeschafft werden konnte. Dankerfüllt gegen die Vorsehung, die uns aus dem mörderischen Streite unversehrt hatte hervorgehen lassen, legten wir uns auf die Tornister und gedachten der fernen teueren Heimat, sowie der tapferen Männer, welche mit dem Heldentode die geschworene Treue besiegelt hatten. — —

König Wilhelm.

Von S. Steinberg.

Ein gottbegnadetes Leben war unserm unsterblichen Kaiser Wilhelm beschieden. Wer die Laufbahn des großen Toten von ihren dornenvollen, mühsamen Anfängen bis zum glanzumflossenen Abschluß verfolgt, der vermag wohl kaum das Walten einer göttlichen Vorsehung zu leugnen. Kaiser Wilhelm sah das Ziel seiner Wünsche erfüllt, sein Lebenswerk in ungeahnter Herrlichkeit gekrönt, den Traum des deutschen Volkes verwirklicht, und bis an sein hochbetagtes Lebensende hat er die Früchte seines unentwegten Schaffens in Frieden geerntet. Ein gütiger Gott hat den liebevollen Vater vor dem grausamen Schmerz bewahrt, den Heimgang des einzigen, heißgeliebten Sohnes zu erleben. In ungetrübtem, reinem Glücke schloß Kaiser Wilhelm die Augen, die einst in entscheidungsvollen, bedeutsamen Augenblicken seine Krieger zu einer Begeisterung und Opferfreudigkeit entflammten, wie sie die Geschichte aller Zeiten nicht herrlicher erzählt. Was nur an Heldenmut, Todesverachtung, Ausdauer und Kaltblütigkeit geleistet werden kann, das haben Kaiser Wilhelms Krieger unter seinen Augen vollbracht. Die auf so mancher Wahlstatt des letzten Krieges bewiesene Aufopferung ist der am Engpaß von Thermopylä gezeigten ebenbürtig, und was die unverbürgte Sage vom heldenmütigen Winkelried erzählt, das wurde durch Bredows opferfreudige Reiter zur hellstrahlenden Gewißheit. Wer gedenkt nicht der heroischen Worte, die General von François noch im Sterben sprach: „Ich sterbe gern, denn ich sterbe für mein Vaterland". — Das war der Geist, der durch die flatternden Fahnen unseres Heeres rauschte, so haben sie alle gedacht, vom höchsten Offizier bis zum einfachen Soldaten, die zu Sieg und Tod gestürmt und mit ihren Leibern den heiligen Boden des Vaterlandes gedeckt, daß kein feindlicher Rossehuf ihn geschlagen. Voll

schaudernder Bewunderung und thränenschweren Blickes sah Kaiser Wilhelm diesen Heldengeist bethätigt. Allein zu dieser seelengroßen Aufopferung treten fast übermenschliche Anstrengungen hinzu, die viele Truppen machen mußten, um noch rechtzeitig die dem Tode geweihte Walstatt zu erreichen. Wo Kaiser Wilhelm eine solche Pflichterfüllung bemerkte, da war er, der pflichtgetreueste Soldat — überwältigt, und seine Augen füllten sich mit heißen Thränen. Das 2. Armeekorps war erst am 12. August 1870 in Homburg eingetroffen und näherte sich in unausgesetzten Eilmärschen dem Schlachtfelde. Die braven Pommern litten Hunger und Durst, denn die Heersäule, welche ihnen voraufmarschiert war, hatte die Verpflegungsmittel erschöpft; in den kurzen Momenten der Ruhe, wo drückende Hitze die angestrengten Leute plagte, wo der lechzende Gaumen begierig jedes Tröpfchen Wasser aufsaugte, da wurde der kärgliche Mundvorrat, den jeder Mann im Brotbeutel mit sich führte, mit Heißhunger während des Marschierens verzehrt. Endlich am 17. August abends war das Ziel Pont à Mousson erreicht. Hier erhielt Fransecky den Befehl des Königs, der ihm zum 18. August früh 4 Uhr den Marsch bis Buxières gebot, wo abgekocht werden sollte. Der thatendurstige General wußte, daß spätestens am 18. August eine Schlacht geschlagen werden müsse, daß die zweite Armee schon in den Morgenstunden gegen den Feind vorrücken sollte, sodaß sein Korps möglicherweise von diesem Kampfe entfernt bleiben könnte. Das war ein entsetzlicher Gedanke, eine schwere Sorge. Von Pont à Mousson bis Buxières ist eine Entferung von vier Meilen; seine Leute fühlten sich frisch und marschfähig, sie waren begierig, an den Feind zu kommen, und nun sollte der Weg ihre Teilnahme an dem Kampfe unmöglich machen. Wenn Fransecky einige Stunden früher abmarschierte, dann konnten sie noch rechtzeitig eintreffen. Der General erschien daher bei dem König mit der Bitte, schon um zwei Uhr nachts aufbrechen zu dürfen. „Aber Ihre Leute bedürfen der Ruhe, General", entgegnete der Kriegsherr bewegt, „sie werden vorzeitig ermüden." — „Majestät, mein Korps kennt nur den einen Wunsch, den Feind zu fassen, diese Sehnsucht verscheucht Hunger und Durst, Schlaf und Ermattung." — „Ja, ja! meine wackeren Pommern! — Gerne, General gebe ich Ihnen die Erlaubnis, aber ich wünsche, daß der Frühmarsch unterbrochen wird, sobald die erhöhte Anstrengung sich fühlbar macht." — Mit jubelndem Hurra begrüßen die Truppen die Verfügung ihres Kriegsherrn. Schon um Mitternacht beginnen sie ihren beschwerlichen Marsch und erst beim Anbruch des blutigen

18. August gönnen sich die von Durst gefolterten Männer eine kurze Rast. Achtlos gegen alle Strapazen eilen sie dem Kanonendonner entgegen, sie können die Zeit kaum abwarten, wo es ihnen gestattet sein wird, ihr Blut für das Vaterland zu vergießen. — — Ringsum tobt die Schlacht. Das Zünglein der Wage schwankt hin und her, ja es neigt sich trotz der verzweiflungsvollen deutschen Gegenwehr der feindlichen Seite zu. Da . . . es ist bereits vier Uhr nachmittags — erscheint ein staubbedeckter Reiter auf schweißtriefendem Pferde vor dem Könige und mit freudeverklärter Stimme erschallt seine Meldung: „Majestät, das 2. Korps zur Stelle". — Gerührt reicht der König seinem Fransecky die Hand, an seiner Seite galoppiert er bis zum Grunde von Rezonville, wo die Spitzen des 2. Armeekorps im Geschwindschritt debouchieren. Die siegreiche Entscheidung naht. Als König Wilhelm seine opferfreudigen Soldaten erblickt, die mit fast übermenschlicher Ausdauer das hehre Ziel erreicht, als er ihr herzerhebendes Hurra hört, mit dem sie sich auf den Tod und Verderben speienden Feind stürzen, da füllen sich seine Augen mit Thränen und von seinen Lippen haucht es wehmutsvoll: „Gott schütze die braven Männer".

Im Granatfeuer!

Skizze von O. Elster.

„Und Regimenter fesselt das starre Kommando."
(Schiller.)

„Herr Hauptmann, Ihre Kompagnie läuft ja auseinander! Halten Sie die Leute zusammen, wenn ich bitten darf!"

Diese Worte rief der Brigadekommandeur unserem Hauptmann zu, als die Brigade in Kompagniekolonnen auseinandergezogen gegen St. Privat vorging. Wir befanden uns im zweiten Treffen; vor uns lagen die zerschmetterten Bataillone der Garde, die in einzelnen krampfhaften Vorstößen immer von neuem versuchte, trotz des rasenden Geschütz- und Kleingewehrfeuers der Franzosen, die festungsartige Stellung von St. Privat zu nehmen. Die Brigaden des zweiten Treffens waren bestimmt, die Lücken des ersten auszufüllen und mit der Garde vereint, St. Privat zu stürmen. Anfangs in Kompagniekolonnen, dann in aufmarschierter Kompagniefront des Granatfeuers wegen, welches gegen diese

Kolonnen weit wirksamer ist als gegen eine dünne Linie, ging unsere Brigade vor. Eine Kompagnie in Kriegsstärke, in Linie aufmarschiert, ist von ziemlich bedeutender Länge. Ein Frontmarsch auf dem Exerzierplatz zeigt oft bedenkliche Schwankungen, umsomehr hier auf dem furchtbaren Erntefeld des Todes, umbraust von dem Lärm der Schlacht, in der Hunderttausende sich gegenüberstanden, angesichts der brennenden Dörfer vor uns auf dem steilen Abhang, der uneinnehmbar erscheinenden Stellung, aus der hundert Feuerschlünde und Tausende von Hinterladern Tod und Verderben auf den Angreifer spieen.

Es war unsere erste Schlacht. Noch keiner von den Soldaten hatte in einem Gefecht gestanden, noch keiner hatte das unheimliche Pfeifen der Geschosse gehört, das Sausen und Krachen der platzenden Granaten und das durch Mark und Bein dringende Heulen und Surren der Mitrailleusen. Von den Offizieren besaßen auch nur der Hauptmann und der Premierlieutenant kriegerische Erfahrung, die beiden anderen Offiziere unserer Kompagnie waren junge Reservelieutenants, die bei Beginn des Krieges erst zu Offizieren ernannt waren. Verwundete, Tote hatten wir bereits gesehen, aber den Eindruck, den die Verwundung, der Tod eines Nebenmannes, eines Nachbars im Gliede, eines Freundes auf den jungen Soldaten ausübt, diesen Eindruck lernten wir erst an dem heißen Nachmittage des 18. August kennen. Dazu kam, daß wir einen langen, ermüdenden Marsch hinter uns hatten; früh am Morgen waren wir aufgebrochen, marschierten in glühender Sonnenhitze ununterbrochen dem Kanonendonner entgegen, langten um Mittag St. Privat gegenüber an und wurden sofort in den Kampf geworfen, um die gefährdete Stellung der Garden zu unterstützen. Ein Wunder war es deshalb nicht, daß die Kompagnien bei ihrem Vormarsch schwankten und sich auseinanderzogen, als die ersten Granaten prasselnd und krachend in unsere Reihen schlugen.

Wer Soldat gewesen und in einer Schlacht gestanden, kennt den Eindruck der ersten Granaten. Schon von fern sieht man über den Anhöhen an dem tiefblauen Himmel kleine, weißgraue Wolkenballen hängen — „Katzenpfoten" nannte sie ein in unserer Kompagnie dienender Schiffer, der diese Dampfballen mit den Wölkchen verglich, welche das Nahen eines schweren Wetters auf See anzeigen. Auf der Anhöhe selbst lagert eine dichte Rauchschicht, aus der flammende, krachende Blitze hie und da, oder an vielen Stellen zugleich, aufsprühen. Dann ertönt plötzlich über uns in hoher Luft ein heulendes Brausen, ein unheimliches

Zischen — die Mannschaften ducken sich nieder, wohl jeder macht vor den vorübersausenden Granaten eine tiefe Verbeugung, obgleich die Gefahr schon vorüber ist, wenn man das Sausen des Geschosses vernimmt. Dann plötzlich ein lautes Krachen und Knattern und Zischen! Die Granate ist hinter uns eingeschlagen — wühlt sich tief in den weichen Erdboden ein, zerplatzt und streut Erde, Steine und Sprengstücke in trichterförmigem Kegel empor. Man atmet auf — aber schon saust ein zweites Ungetüm heran, schon schlagen die Granaten vor uns in das Erdreich ein, schon werden wir mit Erde und Schmutz von ihnen überschüttet — da ertönen Schmerzensrufe — ängstliches, furchtbares Stöhnen — ein schriller Aufschrei — eine Granate ist in die Kompagnie eingeschlagen und hat mehrere Kameraden zerschmettert. Wir sehen ihre blutigen, zerrissenen, zuckenden Leiber sich auf dem rotgefärbten Rasen wälzen, wir hören ihr Ächzen, ihr Stöhnen — ein Schauer durchrieselt uns — die Reihen lockern sich — schließen sich wieder zusammen — schwanken hin und her, und in unserm Herzen wird der Wunsch rege, wenn wir doch nur erst an den Feind kämen! Das Schlimmste ist, unthätig im feindlichen Granatfeuer ausharren zu müssen, der Befehl zum Avancieren, zum Angreifen wird mit Freuden begrüßt.

Die tadelnden Worte des Generals trafen unseren Hauptmann wie ein Schlag. Er fuhr im Sattel empor, sein verwittertes Soldatenantlitz rötete sich vor zorniger Erregung. Wir alle verehrten unseren Chef aufs höchste; er war keiner von den Jüngsten mehr. Schon im Feldzuge gegen Dänemark 1849 hatte er mitgekämpft, da er als Freiwilliger eingetreten war. In jenem Feldzuge zum Offizier ernannt, blieb er bei der Armee, obgleich er bereits Auskultator im Justizdienst gewesen war. Daher kam es, daß er an Jahren weit älter war als die meisten anderen Hauptleute. Sein Haar war bereits ergraut, sein Schnurrbart stand gleich zwei Eiszapfen von seinen Wangen ab, aber in seinen blauen Augen blitzte noch jugendlicher Mut und kühne Energie.

Bei den Worten des Generals riß er seinen Gaul am Zügel, daß dieses brave, wenn auch gerade nicht edle Tier einen Versuch machte, sich zu bäumen und kreuzkehrt zu machen. Ein Hieb mit der flachen Klinge über den Kopf belehrte es aber, daß sein Herr heute nicht mit sich spaßen lasse. Im Galopp preschte der Hauptmann vor die Front der aufmarschierten Kompagnie. Hoch empor reckte er den Säbel. „Bataillon — Halt!“ donnerte seine Stimme, wobei er den Säbel heftig nach unten senkte. Wir kannten seine Stimme und sein Kommando.

Wie ein Schlag ging es durch die Glieder, baumstill stand die Kompagnie.

„Points vor!" ertönte wieder das Kommando.

Die Zugführer und der Unteroffizier am linken Flügel traten die vorschriftsmäßigen drei Schritte vor. Der Hauptmann sprengte an den rechten Flügel und richtete die Points aus.

„Richt' — euch!"

Im strammen Paradeschritt rückten wir in die Linie der Points. Um uns heulte und brauste die Schlacht. Vor und hinter uns schlugen die Granaten ein — ruhig wie auf dem Exerzierplatz richtete der Hauptmann die Kompagnie ein, während unsere Augen an ihm hingen und unsere Herzen gegen die Brust hämmerten, als sollten sie zerspringen. Einer oder der andere wankte auch wohl im Gliede, der Hauptmann bemerkte es. Er sprengte vor die Front und erhob den Säbel. Wir alle erwarteten das Kommando: „Bataillon marsch!", und die Linie neigte sich schon in Erwartung des Kommandos nach vorn. Da ertönte es klar und scharf: „Faßt das Gewehr — an!"

Klirrend schlugen die Gewehre gegen die Schultern. Wir verstanden unsern Hauptmann jetzt und setzten eine Ehre darein, seine Kommandos auf das genaueste auszuführen, zumal der Brigadegeneral mit seinem Stabe dicht neben uns hielt.

„Achtung! — Präsentiert das — Gewehr!"

Ein Schlag und die Kompagnie stand wie in Parade da.

„Achtung! — Gewehr auf — Schulter!"

„Das Gewehr — über!"

Wir atmeten auf. Wir hatten die Probe bestanden, die Ruhe in der Kompagnie war wieder hergestellt.

„Herr Hauptmann, wollen Sie weiter avancieren", rief der General, während ein Lächeln der Befriedigung über sein ernstes Antlitz zuckte.

„Einen Augenblick noch, Herr General", rief der Hauptmann zurück, während er den Degen senkte. Unsere Prüfung sollte noch nicht beendigt sein. Wieder erhob der Hauptmann den Säbel. Wieder ertönte seine markige Stimme: „Chargiert — fertig!"

Das zweite Glied rückt auf die Lücken des ersten, das Gewehr fliegt von der Schulter herunter in die linke Hand, während die rechte den Kolbenhals umklammert und der Zeigefinger sich an den Abzug legt.

„Legt — an!"

Die Gewehre hoben sich an die Wangen, die Kolben wurden mit einem Ruck in die Schultern gesetzt.

Regungslos stand die Kompagnie, regungslos hält der Hauptmann den zweihundert geladenen Gewehren gegenüber, mit blitzendem Auge zu dem General hinübersehend, dessen Lippen ein Ausruf der Überraschung, des Erstaunens entschlüpfte.

Ein nervöses Zucken mit der Hand, eine leichte Krümmung des Fingers — und der eine Schuß würde wahrscheinlich das Feuer der ganzen Kompagnie hervorgerufen haben. Aber wir standen wie eine Mauer. Wir alle wußten, was von unserer Ruhe, von unserer Geistesgegenwart abhing. Kein Auge, kein Muskel rührte sich. Selbst das Herz in der Brust schien nicht mehr zu pochen.

„Genug, Herr Hauptmann", rief der General.

Der Hauptmann senkte den Säbel.

„Setzt — ab!" ertönte sein gedehntes Kommando.

„Gewehr in — Ruh! — Das Gewehr — über! — Ohne Tritt — marsch!"

Wir wankten nicht mehr. Unsere Ruhe war zurückgekehrt. Festgeschlossen avancierten wir, unbekümmert um die immer häufiger einschlagenden Granaten.

Fast gleichzeitig mit den Garden langten wir in dem brennenden St. Privat an. Mit lautem Jubel begrüßten uns die zerschmetterten, zerrissenen Bataillone der Garde, und hinein ging es in das Chaos von Blut und Flammen, die heiß umstrittene Stellung dem Feinde völlig zu entreißen.

Wir hatten die Probe glänzend bestanden. Das erste Eiserne Kreuz erster Klasse in unserem Regiment erhielt unser wackerer alter Hauptmann.

Unsere braven Platzmacher.

Von S. Steinberg.

Der frühe Morgen des denkwürdigen Tages von Vionville brachte der 5. und 6. Kavallerie-Division harte Arbeit. Rheinbaben hatte dem Kommandeur des III. Armeekorps, General von Alvensleben, die erste Hilfe zugesagt, und was der schneidige Reitergeneral versprochen, das

wurde bis zum letztem Atemzuge gehalten. Wir 10er, 11er und 17er Husaren in Begleitung von vier reitenden Batterien unter Major Körber drangen vor.

Kaum beim Orte Trouville vorbei, entdeckt die Avantgarde das feindliche Kavallerielager der Dragoner-Brigade Murat. Die uns attachierte reitende Batterie unter dem unvergeßlichen „Papa Schirmer" strahlt vor Vergnügen. Ich habe sehr viel Artillerie eingreifen sehen; jede Truppe hält ja die Leistungen der ihr zugeteilten Batterien für die höchsten; fast alle Batteriechefs scheinen aus einem Gusse zu sein, so gleich sind — wie es ja bei einer Spezialwaffe nicht anders sein kann — ihre Thaten, aber trotz alledem, über unseren „Schirmer" (in doppeltem Sinne des Wortes) ging nichts. Wie eine Statue hält er sein Fernglas vor den Augen, aber desto flinker hüpfen die erfreuten Artilleristen. Distanz und die üblichen Kommandos sind von ihm so ruhig gegeben, als ob er sich auf einem Exerzierfelde befinde. Der erste Schuß dröhnt und die zischende Granate schlägt auch schon auf 2000 Schritt Entfernung mitten in die total überraschten Franzosen. „Schnellfeuer! Kinder — eine Kleinigkeit weiter — so ist's gut!" Drüben ist innerhalb weniger Minuten ein sich überstürzendes, in wilde Unordnung geratenes Chaos entstanden. Der Tod hat schrecklich gewütet — der zuckende Knäuel wälzt sich auf dem Boden.

Ein französisches Regiment hat sich zum Angriff auf unsere Verderben bringende Batterie formiert — die Husaren zücken bereits die Säbel, der Rittmeister will schon kommandieren, aber Schirmer schüttelt abwehrend mit dem Kopf: „Bemühen Sie sich, bitte, nicht, Herr Kamerad — mit denen wollen wir schon allein fertig werden." Die französischen Reiter sind annähernd bis auf 1200 Schritt herangetrabt, auf Sekunden hatten die Geschütze geschwiegen, aber wenn das die Franzosen für einen günstigen Umstand ansahen, so war es bittre Täuschung; mit einer wunderbaren Sicherheit krachen die Salven gegen die mutvollen Anstürmenden — nur zwei Minuten speien die schlanken Rohre ihre Ladung zwischen die Reiter — — — zersprengt, zerrissen und in — wilder Panik flüchtet, was noch verschont wurde, zurück.

Eine ungeheure Staubwolke wirbelt nun auf, der Feind wagt wieder einen neuen Angriff. „Kavallerie! Kavallerie?" rufen unsere Offiziere. Papa Schirmer schaut durchs Glas: „Nein, meine Herren! die „Artillerie" will's mal versuchen. — Na, Kinder, nun aber aufgepaßt! sie kommen in großer Gesellschaft." — „Erstes Geschütz 3250 Schritt

— schmeißt mal eine hinein" — und als die erste Granate drei bis vier Pferde niedergerissen, meint er vergnüglich: „Für den Anfang nicht ganz schlecht. Aber nun laßt sie erst mal auffahren." Es war ein spannender Moment; etwa 30 Geschütze richten ihre Mündungen gegen uns, jeden Augenblick . . . . da — da — blitzt es auch schon auf, die „du pain"-Granaten schwirren uns um die Köpfe. Aber unser Schirmer ist auch nicht unthätig, wie eine gut geregelte Maschine arbeiten die sechs deutschen Geschütze unverdrossen gegen die fünffache Übermacht, ein rasendes Hurra erschallt, als der Feind, zwei zerschossene Kanonen zurücklassend, das Weite sucht. Die Artilleristen wischen sich den Schweiß von der Stirne; es war ein hübsches Stückchen Arbeit, das sie, freilich mit einigen Verlusten, so glänzend geliefert hatten.

Wir absolvierten nach solch heldenmütigem Beispiele unsere erste Attacke auch zur allgemeinen Zufriedenheit, und als wir die von feindlicher Infanterie bestrichene Wiese überschritten hatten, folgte die Batterie in eiligem Tempo nach. Mitten in diesem gefährlichen Punkte hielten auf einmal die Geschütze Schirmers. Die Mannschaften sprangen von den Pferden und dann wieder hinauf; wohl drei bis viermal dauerte diese gefährliche Übung, die der Chef unseren Offizieren in seiner trockenen Weise erklärte, irgend ein Kommando war nicht präcise ausgeführt, und deshalb mußte es angesichts des Feindes und des Todes geübt werden: „Klappen muß es und wenn es noch so toll geht". Nun kam der strenge, aber ungemein fürsorgliche „Papa" zu uns heran: „Kinder, habt ihr keinen in den Buddel? Meine Kerls haben riesigen Durst! Unter allgemeiner Freude zogen wir das Gewünschte aus der Tasche und labten damit unsere brave Artillerie. Dieses Verhältnis hat sich sehr oft während des Feldzuges wiederholt. Schirmer wußte, daß die Husaren alle Taschen voll hatten und holte für seine Leute Essen und Getränke oft selbst heran; wir hungerten gerne 'mal, um dem lieben Papa und den treuen „Platzmachern" unsere Dankbarkeit zu beweisen.

Unser ungestümer Vorstoß wurde dennoch von den feindlichen Infanteriemassen gebrochen, und mußten wir uns gegen den Wald von Grumont zurückziehen — auch Körbers Artillerie kann sich gegen das in der Flanke auftauchende Korps le Boeuf nicht halten. Nicht die Shrapnels selbst, sondern die herumfliegenden abgeschossenen Baumzweige verwunden unsere Leute und Pferde. Es ist überhaupt eine teuflische Musik, welche die Geschosse im Walde erzeugen.

Endlich kommt auch unsere Infanterie zu Hilfe: Generallieutenant

von Stülpnagel mit der 5. Infanterie-Division. Das Leibregiment führt der General selbst gegen Rezonville. Doch auch dort ging es nicht so erwünscht, denn am linken Flügel steckt das 48. Regiment in der Patsche. Mit heldenmütiger Aufopferung kommt das 52. Regiment im Laufschritt heran, Graf Schlippenbach wirft sein 1. Bataillon in die Wagschale. Das feindliche Feuer ist entsetzlich, aber die Mutigen halten fest, bis auch das 12. Regiment erscheint und im Verein mit den heransausenden Batterien wird die Position behauptet. Von diesen Leuten ist wahrhaft Erhebendes geleistet worden.

Stundenlang dauerte der heiße Kampf. Die 6. Infanterie-Division, 35. und 64. Regiment, 20er und 24er, alles, alles, was die Deutschen zur Hand haben, wird auf diesen wichtigen Punkt dirigiert. Nun beginnt der Moment, in dem die Kavallerie den dünnen Linien der Infanterie einmal Luft verschaffen soll. Die Brigaden Barby und Bredow sammeln sich hinter der 6. Infanterie-Division auf der Höhe zwischen Vionville und Mars la Tour, auf dem anderen Flügel folgten die Brigaden der 6. Kavallerie-Division, der Infanterie-Division Stülpnagel. Der große Halbkreis der Kavalleriemassen hat sich geschlossen, es kann los gehen. Und bei Gott: es ging los — als ob nun die Welt untergehen müsse; ein Dröhnen, Rauschen und Donnern, so gewaltig, als ob die Hölle sich geöffnet hätte und alles verschlingen wollte. Das Herz im Leibe frohlockt jedem Reiter, den Feind einmal nachdrücklich zu fassen. Staubwolken — Signale — Geschrei — französische Signale, ein furchtbarer Anprall — das war die große Attacke. Doch, so lange Klinge, Pferd und Faust noch gesund, geht es mit Vergnügen vorwärts. Unsere 17. Braunschweiger Husaren drängen auf die feindliche Batterie. Jetzt sind sie mitten drin, da, dicht neben ihnen hält ein Reitertrupp, der aus Revolvern feuert und sich gegen die heransprengenden Braunschweiger auslegt. Es werden zwar Hiebe gewechselt, aber hätten die Kameraden gewußt, daß das Bazaine mit seinem Stabe war, sie hätten sich zerhacken lassen, um den Marschall lebend gefangen zu nehmen.

Husar Bartels unserer Schwadron kam bei Beginn der Attacke durch einen unaufgeklärten Umstand vom Pferde herunter. Sein harmloses Pferd schien an dem dolce far niente mehr Vergnügen zu finden, als sich da in dem rasenden Sturme die Hufe quetschen zu lassen. In diesem Augenblick stürzt der General von Redern, dessen Pferd tödlich getroffen, zur Erde — doch unversehrt steht er rasch auf den Beinen, schwingt sich auf den Rücken des Husarenpferdes, um die kostbaren Sekunden

einzuholen, und die Entscheidung der Attacke zu leiten. Die Sporen drücken sich tief in die Weichen, es geht dem General noch nicht rasch genug. Der arme Gaul soll auf einmal Vollblut spielen, und darauf ist er nicht zugeschnitten. Aber er bringt den General endlich auf den richtigen Punkt, und kaum bemerken ihn die Regimenter, da donnert ohne Kommando ein herrliches „Hurra! der General lebt!" „Dem Feind an die Klinge!" — „Nieder mit den Rothosen." Mit diesem Hurra war die Niederlage der Franzosen entschieden. Der Husar Bartels erhielt später vom General ein Geschenk; von der Schwadron erntete er allerdings nur spitze Bemerkungen, da man ihm die Langsamkeit seines Pferdes nicht verzieh. „Du und deine Schlafmütze haben schuld, daß wir die Schlacht nicht schon früher gewonnen, denn — hätte der General einen besseren Renner gehabt, so wäre es schon früher aus gewesen." Von dieser Meinung ließ sich das Regiment nicht abbringen.

Allerlei Kriegserinnerungen.

Vom damaligen Reservelieutenant Hertter im k. b. 13. Infanterie-Regiment.

In der Kompagnie besaß ich die meisten Kenntnisse der französischen Sprache, allein bald war ich genötigt, die Stelle eines Dolmetschers niederzulegen. Der Verzicht fiel an sich nicht schwer, da meistens nur alte kreischende Weiber sich mit mir benehmen wollten. Ich bekam eine andere Sparte, welche mir viel Mühe und Sorge bereitete. Mein Lebtag hatte ich noch nicht Kaffee gebrannt; nun erhielt ich eines Tages den Auftrag, für das Bataillon Kaffee rösten zu lassen. Hierzu stand nun Kaffee und eine große Trommel zur Verfügung. Wider Erwarten brachten wir einen herrlichen Brand zustande, mit der Folge, daß ich mit der ständigen Kaffeebrennerei betraut wurde. Und dieserhalb mußte ich das Französische meinem lieben Junker überlassen.

Eines Abends stürmte ein Stockfranzose in das Quartier mit dem Vorbringen, ein Sergent-Major habe ihn aus dem eigenen Hause hinausspediert. Sofort schnallte der Herr Junker seinen Säbel um und entfernte sich mit dem Franzosen, um den Sergenten zur Rede zu stellen. Bald darauf kehrte er sehr stille zurück, weil auf die Frage: „Wo ist der Sergent ꝛc." ihm der Bataillonskommandeur entgegentrat und

ihm bedeutete, er habe den Franzosen hinausbugsiert, weil er Knochen und Lumpen angezündet hatte, um sein Haus quartierfrei zu halten.

Einmal erhielt ich den Befehl, einen schwerkranken Mann in das nächste Dorf ins Quartier zu bringen. An mehreren Thüren wurden wir abgewiesen, weil die Häuser mit hohen Herren bereits überfüllt waren. Ich erteilte den begleitenden Soldaten den Befehl, an der nächsten Hausthür mit dem Gewehrkolben so zu lärmen, daß das Wort „überfüllt“ absolut nicht mehr verstanden werden könne. Der Befehl that gute Wirkung. Wir traten bei einer großen Zahl bayerischer Kriegs- und Oberkriegsräte ein. Ich bekam einen Schnaps und mein armer kranker Soldat ein Quartier. Nach 8 oder 10 Tagen kam dieser wieder zur Truppe, wohl gesund, aber ohne Ausrüstung. Nun wurde ich zur Verantwortung gezogen, welche mein trefflicher Hauptmann damit abschnitt, daß sich wohl nach dem nächsten Gefecht Ausrüstung finden ließe. Und wie recht hatte er!

Meinen braven Bedienten muß ich in Ehren erwähnen, er war eine biedere, treue Seele. Mit den Zigarren war es meinerseits sehr schlecht bestellt. Mein Xaverl rauchte sehr gern; so lange der Bestand leidlich war, nahm Genannter recht gern eine solche an. Eines Tages erklärte er mir ganz bestimmt, er könne nicht mehr rauchen, und es blieb bei dieser seiner Weigerung. Auf der Rückreise, welche ich als Verwundeter bald antreten mußte, gab es Liebeszigarren in Hülle und Fülle. Xaverl holte das Versäumte nach und meinte auf Vorhalt, warum er in letzter Zeit nicht mehr geraucht habe: Ich werde dem Herrn Lieutenant doch nicht die letzten Zigarren wegrauchen. Nach meiner Verwundung frug ich auf dem Verbandplatz meinen braven Xaver, ob er gut schreiben könne, welche Frage er sofort bejahte. Ich diktierte ihm sodann, und er schrieb anscheinend sehr flüchtig. Die noch heute in meinem Verwahr befindliche Feldpostkarte enthielt wohl die Standesangabe meines Vaters, allein das Mittelstück, der Name sowie die Bezeichnung der Stadt fehlte gänzlich. Gleichwohl kam die Karte, dank der Findigkeit der Feldpost, in die Hände des nicht genannten Adressaten. Meinen Namen ließ er als selbstverständlich weg. In der Heimat war er mir ein treuer Pfleger. Nach nunmehr 25 Jahren sei ihm noch herzlicher Dank dafür.

Eins muß ich noch in hoher Begeisterung erwähnen, ein Moment, der unauslöschlich vor meiner Seele steht. Kurz vor dem Ausmarsch wurde ich mit mehreren Kameraden auf den Bahnhof befohlen, weil Seine Königliche Hoheit, Kronprinz Friedrich von Preußen erwartet

wurden. Der Zug fuhr in die Halle, die kurze Ansprache Seiner Königlichen Hoheit lautete beiläufig: „Wir gehen schweren Tagen entgegen, mit Gottes Hilfe und Beistand und im Vertrauen auf unser gutes Recht werden wir alles Schwere überwinden!“ Dies Wort wird mir unvergeßlich bleiben. Das Gefühl, unter solche Führung gestellt zu sein, war überwältigend und verlieh ein ganz bestimmtes Siegesbewußtsein.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung mehr persönlicher Art. Mein Oberlieutenant, mit dem ich mich sehr gut verstand, verhehlte mir nach einiger Zeit nicht, daß er anfänglich Bedenken hatte, ob ich den Strapazen gewachsen sei, weil ich so gar verstudiert zur Truppe gekommen sei. Er redete mir öfter zu, mich von der Landwehr zur aktiven Armee zu melden, weil es beim Militär doch besser wäre, als einmal nach Jahren Gerichtschreiber in Neunkirchen zum heiligen Blut etwa (im bayerischen Wald) zu werden. Sein Rat und meine Bestrebungen in dieser Richtung fanden jedoch am 30. August, der mir jäh die Invalidität brachte, ihre Lösung: andernfalls wäre ich wohl dem lieb gewordenen blauen Rock treu geblieben.

(Als Prophet hat sich der Oberlieutenant nicht bewährt, denn der Herr Einsender befindet sich nun in einer der angesehensten Beamtenstellungen. Der Verleger.)

Ein Bravo nach 25 Jahren!

Von einem alten Sechser.

Der Korporal Georg Suttner des k. b. 6. Infanterie-Regiments war am 1. September 1870, dem herrlichen Siegestage von Sedan, mit einigen Soldaten zur Metzgerei des 2. Bataillons kommandiert und hätte sich wohl ohne Pflichtverletzung möglichst ferne jeder unmittelbaren Gefahr halten können. Wäre er gegen abend mit seinem Wagen rechtzeitig am Biwakplatz der Abteilung eingetroffen, er würde seinem Dienst nachgekommen sein. Aber der ehrliebende Suttner und seine sorgsamen Leute dachten und fühlten höher.

Während die Schlacht noch tobte, kam der Korporal mit seinem kleinen Kommando von Balan nach dem bereits brennenden Bazeilles, eben als ein Stabsoffizier seines Regiments verwundet worden war. Da augenblicklich Blessiertenträger fehlten, so half er denselben in das

hart am Orte errichtete Aufnahmsfeldspital schaffen. Indem er jenen Vorgesetzten mit Unterstützung von drei ihm zugewiesenen Soldaten durch die Straßen von Bazeilles trug, schossen einige Bewohner aus den Häusern auf den Transport und verwundete auch einen der Träger.

Als der Offizier untergebracht war, drang Korporal Suttner mit seinen drei Begleitern in jenes Gebäude, aus welchem man auf sie geschossen hatte, und fand dortselbst im Keller 44 französische, vollkommen bewaffnete Soldaten verborgen. Er ließ dieselben nach und nach auf die Straße treten, wo glücklicherweise gerade eine Kompagnie des 13. Infanterie-Regiments „Kaiser Franz Joseph von Österreich" anmarschierte, einen Major an der Spitze, welcher Suttner befahl, er möge sich seiner That wegen bei den zuständigen Vorgesetzten melden. Nachdem der Korporal seine Gefangenen übergeben hatte, holte er mit Beihilfe der bezeichneten Soldaten noch vier verwundete Bayern aus einem Hause, welche nahe daran waren, in demselben zu verbrennen. Er wurde mit dem Militär-Verdienstkreuz belohnt.

Todesmutig!

Von M. R.

Es war in der Entscheidungsschlacht bei Sedan, als die damalige 6. Sechspfünder-Feldbatterie, jetzt 2. schwere Batterie des 1. Feld-Artillerie-Regiments „Prinz Luitpold" auf der Höhe östlich la Moncelle, gegenüber französischen Abteilungen, Stellung genommen hatte.

Schon beim Abprotzen wurde sie von heftigem Infanterie- und Mitrailleusenfeuer empfangen, und rasch nacheinander mußten der Batteriechef und ein Zugführer verwundet aus dem Gefecht gebracht werden. Der Verlust an Mannschaft und Pferden drohte eine Ausdehnung anzunehmen, daß die Batterie bei dem beabsichtigten Angriff der französischen Bataillone deren leichte Beute werden konnte.

Bereits hatte die Batterie die gefährdetste Stelle hinter sich, als der Kanonier Johann Herrmann, nebenbei erwähnt ein vortrefflicher Richtmeister, zu seinem Schrecken bemerkte, daß bei seinem Geschütz ein Verschlußteil des Rohres sich losgelöst hatte und verloren gegangen war. Das Geschütz hätte somit an diesem Tage nicht mehr zur Verwendung

gelangen können. Ohne weiter zu fragen, lief Herrmann, unbekümmert um den feindlichen Geschoßhagel, in die verlassene Stellung zurück, suchte und fand den Verschlußteil und kam wohlbehalten bei der Batterie wieder an. So vermochte das durch den schneidigen und pflichtgetreuen Kanonier gebrauchsfähig erhaltene Geschütz an diesem Ruhmestage des deutschen Heeres noch manche Granate in die Reihen der Franzosen zu schicken.

Der Lohn dieser That war das Eiserne Kreuz zweiter Klasse — das erste Eiserne Kreuz überhaupt auf der Brust eines bayerischen Kanoniers.

Der Totenhügel von Bazeilles.

Von Oberst Lissignolo.

Die Klagen und Vorwürfe der Franzosen über die deutsche Kriegführung von 1870—71 dauern ohne Unterbrechung fort, obgleich der eigene Widerhall nur Antwort giebt. Sie begannen alsbald nach der ersten französischen Niederlage, wurden mit jedem neuen Sieg der Deutschen lauter und lärmender, übertönten fast das Bataillenfeuer. Namentlich die Erstürmung von Bazeilles und das Bombardement von Paris erregte die Wut der Franzosen und veranlaßte sie zu den ungerechtesten und ungereimtesten Verdächtigungen und Beschuldigungen. Als wir persönlich am Schlusse des Gefechtes von Coulmiers schwer verwundet in französische Gefangenschaft gefallen waren, standen wir und andere deutsche Kameraden oft in Gefahr, vom Pöbel ermordet zu werden, wobei man uns in leidenschaftlicher Weise beschuldigte: Männer, Weiber und Kinder in Bazeilles verbrannt und andere in grausamster Weise umgebracht zu haben. Es hat den Anschein, als sollten solche feindselige Gesinnungen, dieser blinde Nationalfanatismus in die Zukunft mit hinüber genommen werden. Wir nehmen heute dokumentarische Notiz davon, sei es auch nur, um darauf rückweisen zu können, wenn neues Unheil daraus hervorgeht.

Man kann es verstehen, wenn die Franzosen in der Enttäuschung, Not und Bedrängnis des verunglückten Kriegsabenteuers die deutschen Offiziere und Soldaten nur noch als „Preußische Bettler, Taugenichtse, Vagabunden und Lumpen, als Bösewichte, Schufte, Schurken, Strauchdiebe, Räuber, Meuchelmörder und Brandstifter“ benannten. Oder daß

z. B. während der Belagerung von Paris die dortselbst erscheinenden Organe der öffentlichen Meinung den Belagerern zugerufen: Man könne denselben wohl eines Tages alles verzeihen, die verübten Diebereien, Räubereien, Plünderungen und Mordthaten, das Einäschern von Städten, die ehrlosen Verrätereien und die tölpelhafte Verspottung dabei, weil die französische Rasse eben zu kindlich und gut, ihre Gemütsart zu mild und gefällig, um selbst gerechten Groll und Rachegefühle lange nachzutragen; nie aber würden sie vergessen und verzeihen, daß man die Eingeschlossenen am Jahreswechsel der Anwesenheit ihrer Angehörigen oder der Nachrichten von denselben, und der an diesem Tage üblichen Freundesgeschenke beraubt habe. „Ihr freilich habt Briefe von euren Gretchen! hieß es da weiter: Natürlich lächerliche Briefe, worin eure blonden, melancholischen Liebchen mit den blauen Augen euch mit einem unglaublichen Durcheinander von gestrickten Strümpfen, Sauerkraut, Beethoven und Vergißmeinnicht, von Plünderung und Bombardement, reiner Liebe und Philosophie unterhalten. Ihr könnt euch per Post die Abbilder eurer unangenehmen Gesichter zusenden. Uns aber habt ihr die Brieftauben getötet und unsere Briefe aufgebrochen. Ihr verfolgt unsere Ballons mit euren dummen Wallbüchsen, und wenn ihr Hand anlegt an unsere Briefsäcke, denen wir all unser Hoffen, all unser Erinnern, all unsere Trauer, das Schönste und Beste unseres Herzens anvertrauten, dann lacht ihr dazu mit eurem abscheulichen, germanischen Lachen. Wartet nur ihr werdet noch erfahren, was ihr so angestellt habt; an unserem Haß, an unserer Wut werdet ihr es erkennen. Unser Tag wird kommen, dessen dürft ihr sicher sein!“*) Solche und ähnlich lautende Ausbrüche von intensivem Haß und ohnmächtiger Wut lassen sich, wie gesagt, einesteils noch verstehen, und ohne daß man sie zu vergessen braucht, doch nachsichtig beurteilen bei dem Gedanken: Es geschah im Kriege — wie leidenschaftlich roh und kindisch es immer herübergetönt von dorther, wo bald darauf, im Angesicht der nationalen Gegner, selbst die vaterländischen Ruhmesdenkmäler geschändet und zerstört wurden, die Soldaten der Kommune und ihre Kebsweiber für jedes Haus, das sie mittels Flaschen voll Petroleum, Nitroglycerin u. dgl. angezündet und verheert hatten, einen Lohn von 10 Francs ausbezahlt erhielten; wo man auf Befehl der Machthaber, um Abwechslung in die Geschichte zu bringen und sie im großen zu betreiben, durch die in Belleville und

*) Le Journal du Siège de Paris, publié par Le Gaulois. Paris. Mars 1871. „Le Jour de l'An.“

auf dem Père-Lachaise aufgestellten Batterien mächtige, mit Petroleum gefüllte Granaten nach allen Richtungen hin, ohne Unterschied und ohne jeden andern Grund als den der reinsten Zerstörungswut, der unglücklichen Stadt zusandte, die man so sehr zu lieben vorgab, während die vorgenannten Soldaten aus teuflischem Mutwillen und bloßer Mordlust hinter den Männern, Weibern und Kindern herschossen, welche, von Angst getrieben, aus ihren Wohnungen flüchteten. Selbst dieses entsetzliche und unverzeihliche Nachspiel, welches dem Vorspiel gefolgt war wie die Wirkung der Ursache folgt, läßt sich schließlich verstehen und begreifen: die Bestie im Menschen, die geweckt worden war, um auf die Deutschen losgelassen zu werden, hatte ja nur ihr Ziel verfehlt! So beurteilt die Menschheit und nicht die deutsche allein, das Verhalten der Franzosen vor und während dem Kriege 1870—71 und hofft trotzdem da noch auf Besserung, wo nur seltene Anzeichen davon zaghaft und schüchtern sich hervorwagen.

Wenn aber nach dem Kriege, also mit ruhiger Überlegung und bis in unsere Tage hinein, die feindseligen Expektorationen und Deklamationen andauern und die Schauermärchen wiederholt und weitergesponnen werden, womit man die großen und kleinen Kinder von Frankreich unterhalten, grauen, fürchten und folgsam gemacht hatte; wenn dem Gemüte der unschuldigen Kindheit da schon nationaler Haß eingeimpft wird, wo die herangewachsene Generation bereits damit vergiftet ist durch unwahre Dichtungen und verleumderische Schilderungen, welche davon wissen wollen, erzählend zu bestätigen suchen: es hätten die deutschen Offiziere mit eigener Hand Häuser angezündet, ihre Soldaten die Einwohner verbrannt, die um Gnade Flehenden mit dem Gewehrkolben in die Flammen zurückgestoßen, ganz Bazeilles mittels Petroleum — „durch eine Flut von Petroleum“ — verheert und vernichtet und dabei mehr andere schauderhafteste Mordthaten und Unthaten, Grausamkeiten und Ungeheuerlichkeiten sich zu Schulden kommen lassen; und wenn führende Geister, Berufene, welche die Lehrer, Erzieher, Leiter ihres Volkes sein sollen und es sein wollen, auf diese Weise dem Chauvinismus huldigen: Sterne erster Größe am litterarischen Himmel von Frankreich, Männer, welche die Hand nach dem Palmzweig der Unsterblichen verlangend ausstrecken, der doch nur ein Zeichen des Friedens sein darf,*) dann muß der Zuruf:

*) 1. „De Wissembourg à Ingolstadt“ (1870—1871), par Alfred Quesnay de Beaurepaire. Ouvrage illustré. Paris 1891.
2. „La Débâcle“, par Emile Zola. Paris 1893.

„wir waren Feinde, sind Feinde und bleiben Feinde, Erbfeinde und Erzfeinde der Deutschen!“ anders, ernster genommen werden und kann nur bedeuten, daß die Franzosen noch nicht geheilt sind von ihrem Paroxismus, und es denselben nur am Können fehlt, um nicht abermals unter Trommelschall und Trompetengeschmetter auszuziehen und als ungebetene Gäste auf fremden Schaubühnen, am liebsten auf deutschen, in Heldenrollen sich zu versuchen.

Wo die Lebenden der Wahrheit die Ehre versagen, da müssen die Toten Zeugnis geben. Rufen wir sie an!

Schon wenige Tage nach dem erbitterten Kampfe von Bazeilles war der Aufenthalt für die um den Ort gelagerten deutschen Truppen ein fast unerträglicher geworden. Die kurz erst beerdigten und noch unbeerdigt umherliegenden Leiber der Gefallenen hatten die Luft mit Miasmen angefüllt. Die aus den fortglühenden und glimmenden Ruinen und teilweise noch brennenden Häusern aufsteigenden Rauchwolken verwehrten den untern Luftschichten den Aufschwung zur Höhe, und selbst der unausgesetzt fallende Regen brachte nur geringe Abhilfe dagegen. Ein penetranter und dabei außergewöhnlicher, unqualifizierbarer Geruch, der nicht als Brandgeruch allein zu erklären war, erschwerte das freie Atmen. Die lebensfeindliche Luft setzte sich in den Kleidern fest, drang durch alle Poren ein, verursachte der menschlichen Natur Widerwillen, nicht abzuwehrenden Ekel, rückte gegen den Sitz des Lebens selber vor. Der Lagertyphus stellte sich ein. Offiziere und Mannschaften waren demselben bereits zum Opfer gefallen. Es war hohe Zeit, die durch den Kampf ohnedem geschwächten Truppen von der Stätte des Todes und der Verwüstung zu entfernen. Der Befehl dazu war erlassen. Der Abmarsch, zugleich Vormarsch gegen Paris, hatte begonnen.

Als die abrückende Abteilung, der wir zugehörten, die südliche Ecke von Bazeilles passierte — genau da, wo der Bahnkörper überschritten werden mußte — zeigte sich den Blicken der Einzelnen ein rätselhafter, dunkler Hügel, um welchen Sanitätssoldaten beschäftigt waren, ihn abzutragen.

Die begreifliche Neugierde der Vorbeimarschierenden sollte nur zu bald und in schrecklicher Weise mehr wie befriedigt werden. Zusammengescharrt und gehäuft aus den vom Feuer verheerten Häusern und dann zum Hügel hier aufgeschichtet, bestand derselbe aus einem unsagbaren Gemengsel von Brandschutt und Schlacken, geschmolzenen Armaturteilen, aus Fetzen von Kleidern und Uniformen — letztere erkenntlich noch an

einzelnen Metallknöpfen — aus Überbleibseln aller Art, und als traurigster, Entsetzen erregender Anblick: aus Überresten „verbrannter menschlicher Gebeine". Alles dieses war durch anhaltenden Regen und Transferierung zu einer festen, zähen, schwer lösbaren schwarzen Masse zusammengeballt, wurde mit Hacke und Schippe zerteilt, die losgelösten Teile in Körbe und sonstige Hilfsgefäße geschafft und auf bereitstehende Wagen geladen, um Aufnahme in der vorbereiteten Massengrube zu finden, oder — wenn man sich so ausdrücken darf: um „begraben" zu werden.

In schweigendem Entsetzen defilierten die Truppen daran vorüber.

Wir hatten dereinst ein ähnlich grauenhaftes Schattenbild des Krieges zu ertragen. Es war dies im fernen Afrika. Die Entscheidungsschlacht von Wad-el-Ras war geschlagen, die marokkanische Armee abermals besiegt, die spanische nach erfolgten Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen auf dem Rückmarsch, vorerst nach Tetuan. Neben einer der Kolonnen herreitend, erblickten wir in nicht allzugroßer Entfernung und seitwärts eine auffällige Anzahl sich bewegender, dabei aber weder sich nähernder, noch sich entfernender Gestalten, was uns veranlaßte, darauf zuzureiten. Bei unserer Herankunft erwiesen sich die Gruppen als eine Abteilung spanischer Soldaten, welche unter Anleitung ihrer Offiziere bemüht waren, eine beträchtliche Anzahl spanischer Kämpfer, die in der vorgängigen Schlacht gefallen und an dieser Stelle in ein Massengrab beerdigt worden, abermals dem Schoß der Erde anzuvertrauen, nachdem die fanatischen Kabylen, welche die Armee unausgesetzt umschwärmten, sie ausgegraben hatten: „weil die ungläubigen Christenhunde den heiligen Boden des marokkanischen Landes nicht entweihen sollen!" Der Anblick dieser seit Tagen begraben gewesenen und größtenteils schon in Verwesung übergegangenen, hier aufgeschichteten menschlichen Leichname war ein entsetzlicher und unbeschreiblich grausiger — aber lange nicht so entsetzlich und grauenhaft, und nicht so demütigend für das natürliche Selbstgefühl des Menschen, wie der Totenhügel von Bazeilles.

Menschlichem Wissen blieb versagt zu entscheiden, mit auch nur annähernder Berechtigung aus den zahlreich zum Vorschein gekommenen Knochenresten zu erraten: welche davon einem jener unglücklichen Bewohner von Bazeilles, die nicht fliehen wollten oder nicht mehr fliehen konnten, im Leben zugehört hatten, und welche andere einem der nicht minder unglücklichen, wohl zumeist verwundet zurückgebliebenen deutschen

Kämpfer. Niemand auch kann bestimmend angeben oder behaupten: wie viele oder wie wenige französische oder deutsche und insbesondere bayerische Opfer des Brandes von Bazeilles zu beklagen waren, ob mehr von den einen, ob von den andern. Gott der Allwissende allein weiß wie viele „Menschen" vor solchem entsetzlichen Los nicht behütet werden konnten. Und Er nur allein auch weiß: in welchem Lande, während und nach dem Kriege von 1870—71, die meisten und schmerzlichsten Thränen um die Gefallenen geflossen sind. Aber selbst der leidenschaftlichste französische Chauvinist kann nicht in Abrede stellen: daß die in Bazeilles dem schrecklichen Flammentod unrettbar mitverfallenen deutschen Männer und Soldaten ebenfalls die Söhne liebender Mütter und fürsorglicher Väter, ebenfalls Mithelfer und Ernährer treuer Familienangehöriger gewesen, sehnsüchtig zurückerwartet aus fremdem Lande, mit Jammer und Trostlosigkeit vermißt in Deutschland, seitdem die Schreckensbotschaft von dem gräßlichen Ende nicht länger zu verheimlichen war.

Dies ist die Wahrheit über die Greuel von Bazeilles und die dortselbst verbrannten Menschen, alles anders darüber Berichtete grasse Unvernunft, Lüge oder Entstellung, Legende. Und diese Wahrheit wird bezeugt von Augenzeugen und Mitkämpfern, welche niemals einer Unwahrheit beschuldigt werden konnten und an ihrem späten Lebensabende keiner fähig sind. Vor ganz kurzer Zeit erst, gelegentlich eines Austausches von Kriegserinnerungen, hat uns ein alter ehrenreicher Kamerad, der in München in Pension lebende tapfere Oberst Reschreiter, damals Kommandeur des bayerischen 4. Jäger-Bataillons, erzählt, wie er dort, in Bazeilles, nach dem Kampfe einen teuren Anverwandten gemeinschaftlich mit fünf bayerischen Jägeroffizieren, den ersteren in verbranntem Zustande, in die französische Erde gebettet, und dieses bedauerliche Opfer des Krieges und der Verheerung war auch uns ein lieber Freund und guter Kamerad aus der fröhlichen Kadettenzeit. Andere solche zu erkennen gewesene stammverwandte Opfer werden heute wohl noch namhaft zu machen sein, wie sehr die Reichhaltigkeit der Zeugenliste auch bereits abgenommen hat. Früher schon wurde nachgewiesen, daß nach dem Kämpfen deutscherseits unter Nichtachtung eigenen Lebens nichts unversucht gelassen und oft gelungen war, Hilfsbedürftigen irgendwelcher Art Rettung zu schaffen — in Bazeilles ebenso wie anderswo. Daß darum doch unglücklichste Menschen dem entfesselten Element des Feuers nicht entrissen werden konnten, hat der unheimliche Totenhügel in traurigster Weise dargethan.

Von unparteiischen, nichtdeutschen Historikern ist ferners vielfach dokumentiert, daß seit mehr als vier Jahrhunderten hindurch bei den Franzosen der Brauch war, in innere Mißhelligkeiten fremder Staaten sich zu mischen, oder solche da anzuregen und den eigenen Unfrieden außer Landes zu tragen, ungerechte Kriege anstiftend, namentlich und mit Vorliebe gegen das heilige römische Reich deutscher Nation — mit oder ohne Vorteil für Frankreich, aber immer zum endlosen Nachteil für Deutschland. „Krieg getürmt auf Krieg, ohne andere wirkliche Ursache als unersättlichen französischen Ehrgeiz. Der schmalkaldische Krieg, dreißigjährige Krieg, Ludwigs XIV. Kriege, die das Elsaß und hübsche Ausschnitte einbrachten; der polnische Wahlstreit von letzthin und sein Lothringen; der österreichische Erbfolgekrieg: gar viele sind der Kriege, die in dem armen Deutschland vom Nachbar Frankreich angezündet wurden, und groß ist die Summe der Wehen für Europa und für ersteres, die auf diese Rechnung zu stellen sind; die vielleicht noch nicht zu Ende ist? Vielleicht noch nicht, selbst jetzt.“ *)

Angesichts leichtfertig zusammengetragener und zusammengeschriebener Erdichtungen und Verleumdungen über den Barbarismus deutscher und speziell bayerischer Offiziere und Soldaten während des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 hat es der Verfasser dieses Aufsatzes an der Zeit gefunden, auf den grauenhaften Totenhügel von Bazeilles hinzudeuten und seinen Wahrspruch darüber abzugeben. Möge das schauerliche Wahrzeichen zugleich ein Warnungszeichen sein für alle jene, welche zum Unfrieden auffordern und den Krieg verewigen wollen, der nach unabänderlichen Gesetzen Tod und Verderben über Schuldige und Unschuldige bringen muß!

Zum Sedantag.

Eine Erinnerung aus Aschaffenburg.

Von F. Jäger.

Im Jahre 1870 war in Aschaffenburg ein Franzose als Sprachlehrer an den Studienanstalten angestellt. Seine Eltern stammten aus Südfrankreich, wohnten aber später im Elsaß. Er war seinem Vater-

*) „Geschichte Friedrichs II. von Preußen“ von Thomas Carlyle.

lande mit ganzem Herzen zugethan, was ihm nur Ehre machte, denn es giebt nichts Verächtlicheres, als nicht zu seinem Volke zu halten, was leider bei uns in Deutschland hie und da vorkommt.

Beim Ausbruche des Krieges machte nun der Sprachlehrer einmal in ganz vertraulicher Weise die Bemerkung: „Sie werden sehen, die Preußen werden geschlagen, ich kenne meine Landsleute zu gut". Ich war hierüber sehr erbost und machte ihm dafür gar nicht angenehme Gegenbemerkungen. Als aber die Nachricht von den Siegen unserer tapferen Truppen einliefen und alles voller Jubel war, da wurde er nicht nur sehr kleinlaut, sondern er schrumpfte auch körperlich ganz zusammen. Wir schonten selbstverständlich seine Vaterlandsliebe und freuten uns nur der glorreichen Erfolge unserer Heere. Als die Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers Napoleon eintraf und die ganze Stadt beflaggt wurde, da kam unser Sprachlehrer — er war Republikaner — scheinbar ganz fröhlich zum Mittagstische und bemerkte mit erzwungenem Lächeln und bittersüßer Miene: „Heute hätte ich auch eine Fahne herausgehängt, wenn ich eine gehabt hätte, daß endlich einmal dem „Kujon" das Handwerk gelegt wurde". Der Gram über das Unglück seines Vaterlandes brach ihm bald darauf das Herz, man trug ihn noch im gleichen Jahre zu Grabe.

Im Jahre 1870.

Geschrieben nach der Schlacht bei Sedan.

Im Westen blutet eine große Wunde,
Und sterbend neigt der Tag sein müdes Haupt,
Die Kriegstrompete schweigt im Thalesgrunde,
Der Donner, der die Höhen rings umschnaubt,
Er ist verstummt! — es ruhen Wald und Feld,
Als schlief' in Frieden ein die schöne Welt.

Ja Frieden ist's im stillen Thalesbette! —
Im Gottesacker kann's nicht stiller sein,
In Asche liegt der Bürger traute Stätte,
Und seine Ernte holt der Tod herein, —
Den Blumenkelch, den sonst der Abend stillt
Mit Tau — hat dieser Tag mit Blut gefüllt.

Wie furchtbar still! — nur tausendfaches Stöhnen
Durchbebt die Nacht! — ein Lied voll Weh und Schmerz,
Wohl mancher Vater sucht nach seinen Söhnen,
Wohl mancher Mutter bricht das treue Herz!
Und unter Leichen sucht die Braut ihr Glück,
Doch was ihr bleibt, ist ein gebrochner Blick!

Wie furchtbar still, im bleichen Mondenlichte
Der greise Held des Jünglings Leiche deckt.
O diese stillen, bleichen Angesichte,
Kein Donner mehr aus ihrem Schlaf sie weckt,
Kein Hurra, auch kein jubelnd Siegeslied,
Nach diesem Frieden ist es ewig Fried'.

O Jammerthal! — Den Himmel seh' ich schauen
Von Grau umwölkt auf all das Weh herab, —
Der Menschenfrühling seiner Friedensauen,
Er ist verwandelt in ein großes Grab,
Und nieder eine Sternenthräne fällt,
Als weinte Gott um seine schöne Welt.

Ein Brief des Königs an den Kronprinzen.

Versailles, den 28. Oktober 1870.

Mit der Kapitulation der Armee des Marschalls Bazaine und der Festung Metz, — durch welche nun erst die beiden feindlichen Armeen, welche im Juli dieses Jahres in dem jetzigen blutigen, wahrlich nicht von uns provozierten Krieg gegen Preußen und Deutschland vereinte Kräfte aufgestellt waren, als Gefangene in unsere Hände gefallen sind, — ist ein so wichtiger Abschnitt in demselben eingetreten, daß ich mich veranlaßt sehe, dies Ereignis durch einen besonderen Akt in seiner ganzen Wichtigkeit zu bezeichnen. Du hast an der Herbeiführung des Gelingens unserer schweren Aufgabe einen überaus wichtigen Anteil gehabt, indem Du die Campagne durch zwei Siege kurz nacheinander eröffnetest; — dann durch Deinen strategischen Vormarsch die linke Flanke der Hauptarmee decktest, so daß diese gesichert zur Besiegung der Armee Bazaine schreiten konnte.

Du hast Dich dann mit Deinen Armeeteilen der großen Armee angeschlossen, um in die Operation gegen Sedan einzugreifen und die

großen Ergebnisse daselbst mit zu erkämpfen — wie Du endlich jetzt die Cernierung von Paris, teilweise kämpfend, bewerkstelligt hast.

Das alles zusammen genommen, bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn. Dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges, und somit ernenne ich Dich zum General-Feldmarschall. Es ist das erste Mal, daß diese Auszeichnung, die ich auch Friedrich Karl verleihe, Prinzen unseres Hauses zu Teil wird. Aber die Erfolge, welche bisher in diesem Feldzuge errungen sind, erreichen auch eine Höhe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Ähnliches zuvor. Und darum bin ich berechtigt, von dem Herkommen in unserem Hause abzugehen.

Was mein Vaterherz dabei empfindet, daß ich Dir auf solche Art meinen und des Vaterlandes Dank aussprechen kann und muß, bedarf keiner Worte.

Dein Dich herzlich liebender, dankbarer Vater

Wilhelm.

„Fürs Vaterland."

Von Dr. Otto Weddigen.

Mancher meiner Kameraden von 1870/71 hat physisch größere Thaten als ich vollbracht, und mancher Brave darf sich rühmen, in heißerer Schlacht als ich gekämpft zu haben. Allein, was mir ein bescheidenes Plätzchen in der Geschichte der großen Jahre 1870/71 sichert, ist der Umstand, daß ich, wie einst Theodor Körner mit „Schwert und Leier" in den heiligen Kampf fürs Vaterland gezogen bin . . .

Das Feuer echter Vaterlandsliebe war früh in mir im lieben Elternhause entzündet und genährt, und als Knabe lauschte ich voll hoher Begeisterung den Erzählungen meines Großvaters unter der alten Linde oder im Stübchen am Kamin, denn er war 17 jährig mit seinem zwei Jahre älteren Bruder einer der ersten gewesen, die nach Zusammenbruch des Königreiches Westfalen als freiwillige Jäger zu den Fahnen eilten. Unter Blücher hatten beide die Campagne von 1814/15 mitgemacht, und bei Waterloo war mein Großvater zum Offizier befördert worden, während sein Bruder das Kreuz aus Eisen sich erwarb.

Im Sommer des Jahres 1870 war ich Schüler der Oberprima des Gymnasiums zu Minden. Eine nie erlöschende Liebe hat mich früh dem Studium unserer Dichter zugeführt. Theodor Körners Werke kannte ich als Tertianer fast schon auswendig. Da durchbrauste der Kriegsruf aufs neue Deutschlands Fluren, und er entfachte in mir zu lichtem Feuer die Begeisterung.

Mein Entschluß stand fest: ich wollte meine Kräfte meinem Vaterlande weihen. Das mütterliche Herz war bewegt, der Vater segnete mich und nachdem ich in Eile des Abiturientenexamen glücklich bestanden hatte, reiste ich nach der Hauptstadt der heimatlichen Provinz Westfalen und stellte mich einem dortigen Regimente (Ersatzkommando) als Kriegsfreiwilliger.

Ich war von zarter Konstitution, aber der Stabsarzt, dem ich zur Untersuchung vorgeführt ward, sah in meinen Augen das Feuer meiner Begeisterung und sagte: „Nun so kämpfen Sie mit Gott für König und Vaterland!" Ich wurde eingekleidet und militärisch ausgebildet, aber die Zeit dauerte mir zu lang, jeder Tag dünkte mir eine Ewigkeit — da, nach drei Wochen wurde ich auf mein Bitten mit dem Ersatze schon dem Regimente nachgesandt. Schneller ist ein junger Körper wohl noch nicht ausgebildet worden; freilich war es nur eine eilige Felddienstausbildung. Was ich leistete, waren gute Resultate im Schießen, und daneben zeichnete mich ein kühner Wagemut aus. Hei, wie die alten, bärtigen Krieger mich anschauten, als ich ihren Reihen eingegliedert wurde! Aber — lieb hatten sie mich bald gewonnen.

Die Hauptaufgabe, welche meinem Regimente und dem ganzen VII. Armeekorps zufiel, war: die Feste Metz cernieren zu helfen, auf Vorposten zu liegen und jeden Augenblick den versuchten Durchbruch der Franzosen zurückzuweisen. Es waren frohe und auch trübe Tage; aber über alle Beschwerden half mir meine Muse hinweg, die mich zu Liedern begeisterte. Wenn ich still und träumerisch der Lieben daheim gedenkend, am Wachtfeuer saß, während die Sterne über mir funkelten, oder wenn ich einsam auf Vorposten, tief im aufgeweichten Lehmloch stand, dann holte ich aus der Brusttasche von meinem Herzen mein Tagebuch und schrieb mir aus einem Guß die Lieder hinein, die in den Reihen der Kameraden dann von Hand zu Hand gingen und ihre Begeisterung wieder anfachten.

Die Poesie des Krieges machte mich zum Dichter, die heilige Begeisterung teilte sich auch den anderen mit.

Ich war kein „Gamaschensoldat“, keine „Garnisonsmaschine“, aber empfänglich war ich für alle Poesie des Soldaten- und Kriegslebens, und galt es einmal, nächtlich auf „allen Vieren“ bis an die feindlichen Vorposten heranzukriechen, dann war ich stets dabei.

Die ganze Belagerung von Metz, den Einzug in die eroberte Feste, den Zug nach Vionville habe ich mitmachen dürfen. Da aber warf auch mich das schreckliche Gespenst darnieder, das mehr Opfer fast wie das Erz des Feindes forderte, die Ruhr und der Typhus. Ich mußte — wider Willen — die lieben Kameraden verlassen; man brachte mich auf einer Bahre in das Lazaret zu Eunery. Hier entflossen mir Thränen seelischen Schmerzes über den tragischen Abschluß meiner Kriegerlaufbahn. Eine schwere Lähmung stellte sich noch später ein, und ich hätte wohl die Sonne der lieben Heimat nicht wieder gesehen, wenn mich mein guter Vater zur besseren Pflege nicht in die Heimat aus Feindesland geholt hätte. Am Tage des Frankfurter Friedens nahm ich meinen Abschied aus der Armee, aber erst Herbst 1871 war ich soweit hergestellt, daß ich die Universität beziehen konnte.

Ich habe für mein Vaterland gelitten und muß noch für dasselbe leiden; aber die großen Tage von 1870 haben mich zu dem gemacht, was ich mit jeder Faser meines Herzens bin — zum deutschen Dichter.

Meine „Schwertlieder“ sind im Druck erschienen, Kaiser Wilhelm I. und andere hohe Herren haben es mir gegenüber an Huldbezeigungen nicht fehlen lassen, jahraus, jahrein haben sich meine poetischen Werke vermehrt und auch wohl an Wert gesteigert, aber mein schönstes Ruhmesblatt wird, wenn meine Gebeine längst zur letzten Ruhe eingegangen sind, wohl jener Tag bleiben, wo ich mein erstes Lied „Geist der Väter, hell entflamme“ unter endlosem klarem Sternenhimmel und Kanonendonner auf Frankreichs Boden in mein Tagebüchlein schrieb.

Wiesbaden, Juni 1895.

Die Bremer „Zuckerpuppen“.

Aus Brasilien erhalte ich nachstehenden Brief eines deutschen Offiziers, der eine glänzende Waffenthat der „Hanseaten“ schildert.

Ich füge diesen Brief dem Werke „Aus großer Zeit“ ein; derselbe ist ein sprechendes Zeugnis der treuen Anhänglichkeit der Deutschen im

Auslande an das große geeinte Vaterland und ein neuer Beweis, wie gerne die alten Waffengefährten — nach so langer Zeit — der gemeinsam erkämpften Siege gedenken, wenn sie auch im fernen Lande weilen!

Der Herausgeber.

Joinville, den 3. Mai 1895.
Kolonie Donna Franziska St. St. Catharina,
Brasilien.

Hochgeehrter Herr Kamerad!

Leider ist mir der Prospekt zu Ihrer Schrift „Aus großer Zeit" jetzt erst zu Händen gekommen, so daß ich nicht früher meinen Beitrag dazu liefern konnte, doch hoffe ich, daß es noch nicht zu spät ist und folgendes vielleicht in einer Fortsetzung Platz finden dürfte.

Ich führte 1870 die 1. Kompagnie des 1. hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 75; fast alle Leute des 1. Bataillons waren geborne Bremer, also richtige Hanseaten, und zwei Drittel der Mannschaft waren Einjährig-Freiwillige. Es war dies ein Material, wie es wohl in keinem Bataillon der ganzen deutschen Armee mehr zu finden war, und da man den Einjährigen nicht viel zutraute, so wurde das Bremer Bataillon spottweise „Bremer Zuckerpuppen" genannt. In welch glänzender Weise diese „Zuckerpuppen" aber ihren Spottnamen widerlegten, das zu schildern soll der Zweck dieser Zeilen sein. Ich komme dadurch freilich in die Lage, den Bericht des Generalstabs über den Verlauf der Schlacht von Loigny am 2. Dezember 1870 in etwas anderer und zwar, wie ich meine, richtigerer Weise als dort angegeben, darzustellen.

Mit dem tapferen I. bayerischen Korps v. d. Tann und der 22. Division bildete die 17. Division die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Als das I. bayerische Korps am 2. Dezember kühn gegen Loigny vordrang, stieß es auf eine solche Übermacht der Franzosen, daß es sich auf Goury Château zurückzog. Es war ein kritischer Moment, doch die Hilfe war nahe. Hinter einem Höhenzuge verdeckt stand die Hanseaten-Brigade bereit. Ungeahnt drang sie in die Flanke und den Rücken der Franzosen ein, und jagte

sie in wilder Flucht über Loigny und Fougeu*) zurück. Ich konnte dies in aller Ruhe beobachten, da mein Bataillon von Vorposten gekommen, bei Goury Château in Reserve stand. Nur in Loigny wehrte sich die französische Besatzung hartnäckig, und es kam zu stehendem Gefecht, in das sämtliche Truppenteile der 17. Division verwickelt wurden, nur das 1. und Füsilier-Bataillon des 75. Regiments war die einzige noch intakte Reserve. Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde der Kommandeur des 1. Bataillons Major Hirschfeld tödlich verwundet, und ich übernahm die Führung des Bataillons. Weil das Bataillon, auf freier Ebene stehend und ohne Deckung, manche Verluste erlitt, so suchte ich dieselben durch öfteren Stellungswechsel zu mindern. Da kam, es mochte gegen $^1/_2$4 Uhr etwa sein, der Brigade-Kommandeur v. Kottwitz an das Bataillon herangerast und gab mir folgenden Befehl: „Die Franzosen massieren sich, der Divisions-Kommandeur kann Loigny nicht halten, das 1. Füsilier-Bataillon sollte eine Flankenaufstellung nehmen und den Rücken decken. Da schallte es aus dem Bataillon heraus: „Nicht einen Schritt zurück!" Ich kannte die Stimme wohl, es war der Unteroffizier Einjährig-Freiwillige Jasper Kulenkampf I der 1. Kompagnie, ein sechs Fuß großer, bildhübscher Mensch, den ich wegen seiner Tüchtigkeit sehr gerne hatte, der Sohn eines Bremer Kaufmanns. Der General stutzte, dann sagte er: „Was soll das heißen!" Ich zuckte nur die Achseln und schwieg. Darauf gab der General Anweisung, wo sich das Bataillon aufstellen sollte, und ritt dann zum Füsilier-Bataillon, das rechts von mir stand. Ich stellte nun Kulenkampf zur Rede, worauf er treuherzig erwiderte: „Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann, wenn man aber den ganzen Tag Kugelfang spielen muß und soll dann ohne einen Schuß gethan zu haben zurück, das ist doch zu viel verlangt, erst wollen wir nach alter Bremer Art dreimal draufschlagen, und hilft das nichts, dann ist es immer noch Zeit, zurückzugehn". „Die Gesinnungen, die Sie da aussprechen", erwiderte ich, „sind sehr ehrenwert, die Disziplin erfordert aber vor allem Gehorsam, das übrige findet sich dann schon". Von den Vorgesetzten habe ich niemand in der Nähe gesehen. Ich zog nunmehr die Flügelkompagnien vor und wies ihnen die Plätze zur Aufstellung an. Die Kompagnien zogen die Schützen vor und Kulenkampf I, der beim Schützenzug der 1. Kompagnie war,

*) Vergl. die Darstellung der Episode durch den bayerischen Premierlieutenant a. D. A. S. Seite: 505.

nahm, als sie ihre Stelle erreicht hatten, das Gewehr zur Attacke und rief: „Vorwärts“. Wir standen südlich von Loigny und kehrten Villours die linke Flanke zu, so daß wir den freien Raum zwischen beiden Orten vor der Front hatten. Auch jetzt sah ich keinen Vorgesetzten in der Nähe. Als Kulenkampf „Vorwärts“ rief, gingen die Schützen mit Hurra! vor, und ich sah, wie der Hornist des Zuges das Signal „Avancieren“ blies. In der Meinung, daß es befohlen sei, nahmen die andern Hornisten das Signal auf und nun ging alles im schnellsten Lauf vorwärts. Beim Halbbataillon haltend, sah ich sich alles deutlich entwickeln, war auch nicht im stande und gewillt, Halt zu gebieten. „Da geht die Karre hin, na denn man zu, das Gewehr über, Bataillon Vorwärts Marsch!“ war mein Kommando. Die zwei Kompagnien schrieen abwechselnd Hurra: die Tambours schlugen, die Regimentsmusik spielte den Sturm-Marsch und dahin ging's. Plötzlich wurden wir von Villours aus mit Granaten überschüttet, die uns aber keinen Schaden thaten, da sie zu hoch gingen.

Da rief plötzlich eine Stimme: „Jungens, da sind unse dusend Dohler, die müssen wir hebben!“ Die Bremer Kaufleute hatten 1000 Thaler gestiftet für die erste Kanone, welche das Bataillon nehmen würde. Ohne weiteres schwenkten die zwei Kompagnien links ab, gegen die Batterie, deren Stand wir nur durch das Aufblitzen der Schüsse erkennen konnten, da es mittlerweile ganz dunkel geworden war. Mit Hurra ging es den Feuerschlünden entgegen. Als wir jedoch die Höhe erstiegen hatten, war die Batterie abgefahren, verfolgt von einigen Salven. Mit Mühe brachte ich die Leute zum Stehn, ließ einige Strohmieten vor der Front abdecken und Brustwehren bauen und ließ dieselben durch einige Züge besetzen, zur Vorsicht wurden noch Patrouillen mehrere 100 Schritte weit vorgeschickt. Wachtfeuer wurden angezündet.

Währenddem suchte der Adjutant Lieutenant Fleßing die beiden anderen Kompagnien auf, um sie zum Bataillon zurückzubringen. Nach etwa $1/2$ Stunde kamen sie an. Durch die Führer erfuhr ich nun, daß durch diesen Vorstoß, dem sich alles angeschlossen hatte, was noch Kraft und einen Schuß im Laufe hatte, die Franzosen völlig über den Haufen gerannt wurden. Es war der General Sonis, der mit einer Brigade eines Korps (17.) die Ehre des Tages noch zu retten hoffte. In der Geschichte des 75. Infanterie-Regiments von Gottschling ist der Vorgang ganz deutlich gekennzeichnet, daß die Vorwärtsbewegung ohne Befehl des Divisions-Kommandeurs Generallieutenant v. Treskow erfolgte, und

daß dieser erst später, als beide Bataillone unaufhaltsam vordrangen, das Signal das „Ganze avancieren“ geben ließ, so daß durch den Kampfesmut der Hanseaten die Schlacht gewonnen wurde.

Als die 1. Kompagnie zurückkam, rief ich Kulenkampf vor, umarmte ihn und belobte ihn wegen seiner Tapferkeit und ließ ihn zum Eisernen Kreuz notieren. Als wir so gemütlich um die Wachtfeuer saßen und jeder briet, was er hatte, hörte ich eine heisere Stimme rufen: „Wo ist der Kommandeur dieses Bataillons“. Ich erkannte den Brigade-Kommandeur General v. Kottwitz, der, auf zwei Offiziere gestützt, heranschritt und meldete mich. „Sagen Sie mal“, redete er mich an, „was haben Sie für Leute im Bataillon, statt den befohlenen Rückzug zu decken, stürmen Sie vor, werfen den Feind über den Haufen und gewinnen die Schlacht!“ Hierauf erwiderte ich ihm: „Herr General haben ja heut nachmittag gehört, welcher Geist im Bataillon steckt, das sind die „Bremer Zuckerpuppen“, von denen Sie bisher nichts wissen wollten; der Mann, der Ihnen heute antwortete, hat auch den Anstoß zum Vorgehen gegeben“. „Wer ist es, ich will den Braven sprechen.“ Ich rief Kulenkampf und stellte ihn dem General vor, der ihn umarmte und belobte und mich aufforderte, ihn zum Eisernen Kreuz einzugeben. Er belobte noch das 1. Bataillon und meinte, daß alle Leute zum Küssen wären.

Von da an stand das Bataillon in hoher Gunst bei ihm. Währenddem hatten meine Leute zwei Stück Rindvieh und zwei Schweine in Villours gefunden und meldeten es mir. Plötzlich entstand ein Geschrei, und es kam einer gelaufen und meldete, die Rinder seien in eine Grube gefallen und hätten die Beine gebrochen, was geschehen solle. „Dumme Kerls“, lachte ich, „schlachten und verteilen, wer weiß, wann es wieder Fleisch giebt.“ Unter Gelächter wurden die Tiere abgemurkst, verteilt und nun fing ein lustiges Schmoren an, denn Kochen durfte keiner und braten, das ging schneller, und ein Beefsteak war rasch fertig. So lagen wir etwa bis 9 Uhr und warteten ab, ob die Franzosen noch etwas unternehmen würden, sie hatten aber genug bekommen und zogen eiligst ab, nicht ahnend, daß die Hanseaten ihnen noch viel schwerere Schläge versetzen würden.

Ich könnte Ihnen noch manche hübsche Episode aus meinen Erlebnissen mitteilen; wenn Sie dieselben noch gebrauchen können, bin ich gern bereit dazu. Z. B. Bravourstück eines bayerischen Infanteristen bei Donzy vor Orleans; der Überfall von Vernon, Messas bei Beau-

gency; Fréteval; Erlebnisse eines Liebesgabenonkels, häusliche Einrichtung vor Paris in Suzy en Brie ꝛc. Hoffentlich entschließen Sie sich, Ihren 20 Lieferungen noch einige mehr hinzufügen, wenn Sie ausreichenden Stoff dazu haben.

Ihrer freundlichen Antwort entgegensehend, zeichne ich mit kameradschaftlichen Gruß als

Euer Hochwohlgeboren

ergebener

Adolf von Altrock, Hauptmann a. D.

P. S. Bei dem Zurückziehen der Bayern von Loigny auf Goury Château fiel uns namentlich eine bayerische Batterie auf, die sich, ihre Geschütze an der Kette, langsam zurückbewegte, ihr Feuer aber unausgesetzt fortsetzte. Diese heroische Zähigkeit imponierte uns allen, die wir es sahen. Später erfuhren wir, daß es die Batterie des Prinzen Leopold von Bayern gewesen sei. Bayern und Hanseaten und Obotriten besiegelten hier die treue Waffenbrüderschaft. Möge es für immer so bleiben! D. O.

König-Albert-Lied der Fünfzehner.

(Dem Jubiläumsmarsch bei der Erinnerungsfeier der ehemaligen Angehörigen des k. b. 15. Infanterie-Regiments „König Albert von Sachsen“ am 29. Juni 1895 zu Neuburg a. D. zu Grunde gelegt.)

Wer ist der edle Kämpe,
Des Blick so groß und weit,
Des Vorbild oft die Seinen
Beseelt' zu mut'gem Streit?

Bei Saint Privat und Beaumont,
Wer hat es da gezeigt,
Daß er in Schlachtenwettern
Niemals zurücke weicht?

Wohl donnern die Kanonen,
Zu sä'n die Eisensaat,
Herüber zischt einschlagend
Die Kugel früh und spat.

Wer hat doch festgehalten
Den Feind, vorwärts geschaut,
Mit ehr'nem Wall bei Sedan
Den Ausweg ihm verbaut?

Das ist der Sachsen Kronprinz,
Nun König in dem Land: —
Nennt man die besten Recken,
Wird auch Herr Albert genannt.

Du, Regiment Fünfzehner:
Der leuchte dir voran,
Wie der zu Kampf und Siegen
Schreit' hin auf blut'ger Bahn!

Frisch drauf und dran wie Albert,
Der löwenkühne Held!
Frisch drauf und dran: behaupten
Wirst immer dann das Feld!

Ansbach, 27. April 1895. A. S., Prlt. a. D.

Von Nicht-kombattanten.

Anmerkung. Nicht nur der kämpfende Soldat, sondern auch diejenigen, welche im Kriege 1870/71 in Ausübung von Samariterdiensten Verwundete pflegten, als Feldgeistliche in der Seelsorge wirkten, als Feld-Post- und Eisenbahn-Beamte den Soldaten die Grüße aus der fernen Heimat übermittelten, oder sonst — zum Wohle der Armee — auf dem Kriegsschauplatze in Verwendung standen, sollen hier zu Worte kommen.

Es haben auch diese „Helden der aufopfernden Nächstenliebe und Pflichttreue“ ein Anrecht, daß die Kunde ihres stillen Wirkens „hinter der Front“ der Nachwelt überliefert werde; auch sie haben in treuer Pflichterfüllung dem Vaterlande — selbstlos — ihre Kräfte gewidmet, auch sie sind vollberechtigt, mitzuerzählen von ihren Erlebnissen aus großer Zeit!

Leider gestattet mir der nur noch zur Verfügung stehende Raum nicht, die oft sehr umfangreichen, mir gütigst eingesendeten Tagebücher vollständig zum Abdrucke zu bringen, weshalb ich mich auf „Auszüge“ beschränken mußte; aber auch aus diesen wird der geneigte Leser ersehen, welche Entbehrungen, Strapazen, Mühseligkeiten und Fährlichkeiten auch diese „Nicht-Kombattanten“ zu erdulden hatten, und diese dürfen daher mit dem gleichen Stolze auf ihre Teilnahme am Feldzuge zurückblicken wie der im Kampfe gestandene Soldat!

Der Herausgeber.

Feldpaterleben 1870—71.

Von Dekan Zambelli, k. geistlicher Rat.

In den Julitagen 1870 ertönte die Kriegstrompete, und eiligst wurde die bayrische Armee mobilisiert. Dies ist für uns alle, die damals Militärs waren, eine teure Erinnerung. Meminisse iuvabit, sagt ein römischer Dichter und eine deutsche Frau singt:

„Wie ein Eiland licht umzogen
Träumerisch im Meere ruht,
So aus düstern Lebenswogen
Leuchtet der Erinn'rung Gut".

Die Universitäten wurden nun geschlossen, ebenso Bureau- und Studierstuben, entvölkert von jungen Männern das Feld und die Werkstätten, Land und Stadt waren vereinsamt, Vater und Mutter, Schwester und Braut wurden eiligst verlassen mit Kuß und Händedruck. Schon Ende Juli fand der Ausmarsch statt, in wenigen Tagen war die bayrische Armee über den Rhein, wir sahen Landau am 3. August, und beim ersten Leuchten der Sonne begann am 4. August der Kriegstanz am Gaisberg bei Weißenburg. Dies war das erste Treffen der Bayern auf französischem Boden. Die blutigen Würfel waren gefallen — nun in Gottes Namen gegen den Feind für König und Vaterland! Der Sieg war geknüpft an die bayrischen Fahnen, der Feind im vollen Rückzug über die Höhen des Gaisbergs. Die Turkos mit ihren gräßlichen Gesichtern, noch mehr entstellt durch Verwundungen im Todeskampf, schlürften teilweise aus den dargebotenen Feldflaschen, teilweise wiesen sie selbe aus religiösen Momenten mit Abscheu zurück. Es dauerte die Ruhe der Geschütze nicht lange. Der 6. August verzeichnet Fröschweiler mit seiner zerschossenen Kirche, die Schlacht bei Wörth. Bayrische Jäger erreichten durch den Wald die Höhe und machten das feindliche Kanonen- und Mitrailleusenfeuer schweigen. Der Kampf galt hier den französischen Kerntruppen unter Mac Mahon. Allein der Feind wurde geworfen, in vollster Verwirrung und fluchtartig vollzogen die Franzosen

ihren Rückzug, Straßen und Felder waren völlig besät mit Waffen und Munitionsstücken, die Kriegswagen waren umgestürzt und schauten zum Himmel — auf der Straße nach Niederbronn, wohin die 3. Division am 8. August gelangte.

Einen Tag lang Ruhe pflegten die angestrengten Soldaten auf den Wiesen bei Eggelshardt, wo sie Biwaks bezogen hatten angesichts des kleinen in Mitte liegenden Kirchleins. Es war ein nächtliches Soldatenlager. Düster loderten die Wachtfeuer, davor lagen die müden Krieger, ein Notdach war gefertigt aus Hausthüren, Stroh und Laub. Kriegerische Gesänge und Vaterlandslieder ertönten. Die Rosse waren abgezäumt und mit der Halfter an niedrige Pfähle gebunden, glänzende Geschütze standen an der Straße und die Munitionskolonnen mit todbringender Ladung. Blitz und Donner machten die Nacht unruhig. Diese Rast bereitete uns der Feind. Die kleine Grenzfeste Bitsch lag im Wege. Eine Straße mußten die Pioniere machen durch die Waldung, um diese Feste zu umgehen.

Nach Umgehung von Bitsch gelangte die Armee nach Lemberg, wo ich bei einem sehr fidelen Pfarrer, dessen Schwester noch heiterer war, Nachtquartier fand. Bei ihm hatten sich auch einquartiert der französische Curé von Bitsch und eine barmherzige Schwester, welche rechtzeitig die Festung verlassen hatten mit dem Gedanken, sich nach Straßburg zu begeben. Am 11. August erreichten wir Montbronn. Das Nachtlager für die Soldaten war der greulich durchnäßte Boden, mit mir hatte die Lehrerin von Montbronn Bedauern und gab mir für diese Nacht ihr Bett. Am 13. August fand ich Quartier in Luderfingen bei vier unverheirateten Geschwistern. Wir sprachen über die Kriegsursachen und die ältere Schwester, Madame Degrel, that die auffallende Äußerung: Napoléon est vaurien und die Uschini (Eugenie) ist ein frommes Mensch (Weib). So an der Sprachengrenze. Der Marsch ging über Dieuze, Marsal nach Vich, eine alte Stadt, Kirche aus dem 14. Jahrhundert, interessanter Kirchturm und Häuser mit mittelalterlichem Stil. Herr Curé Mellert, ein nobler und gastfreundlicher Mann, stellte mir Haus und Kirche zur Verfügung. Wir feierten dort, respektive schauten uns die Feier des Napoleonstages an, 15. August. Am 16. August sahen wir das herrliche Nancy mit dem prachtvollen Stanislausplatz, Dom, Palästen und Denkmälern. Stolz und stramm, aber nicht herausfordernd, präsentierten sich die 60000 Einwohner. Kronprinz Friedrich hielt in Jubel hier feierlichen Einzug. Nachmittags promenierte

derselbe in den Straßen und, als er bayrische Soldaten an einem Photographieladen stehen sah, fragt er einen in leutseliger Weise: Nun, welche gefällt dir am besten? Ich besuchte den Neubau der Kirche St. Epre. Der Kaiser von Österreich hatte die Glasgemälde mit der lothringschen Geschichte hierzu geschenkt. Ich erwähne dies deswegen, weil ich diesen Neubau auf der Rückkehr vollständig hergestellt, dem Kultus übergeben, vorfand. Nancy hat diese herrliche Kirche während des Krieges gebaut.

In Bar le Duc, genannt la coquette, ließ auf mein Ersuchen der Herr Curé das Glockenspiel vom Kirchturme, ähnlich dem in Salzburg, seinen Franzosen nicht zur Freude ertönen. Der Marsch geht nun anstrengend nach Norden — Argonnengebirge. In Triancourt erhielt ich treffliches Quartier bei einem alten Jäger und Fischer. „Ich, meine Frau, mein Pferd und mein Hund", sagte er, „zählen bald 200 Jahre. Eure Väter habe ich auch schon bewirtet." Ich ging mit ihm zum Fischen, allein der Generalmarsch rief um 6 Uhr abends zu einem beschwerlichen Nachtmarsche. In Dombasle hatte ich die Wahl auf dem Gottesacker zu übernachten oder in einem elenden Café auf drei eroberten Stühlen den Rest der Nacht herumzubringen. Ich zog das letztere vor. Eine ähnliche Wahl hatte ich in Beaumont am 30. August. Ich konnte in der Kirche übernachten, die voll von Verwundeten lag, oder auf der Straße promenieren. Nachdem ich mich von dem liebenswürdigen Pfarrer mit Cognac versehen hatte, blieb ich auf der Straße. Am 31. August fanden wir in Raucourt ein französisches Lager mit Feldkesseln, Tornistern rc., alsbald entstand ein deutsches Lager, und es war ein herrlicher Anblick, auf der sanften Anhöhe zur Linken die bayrische Kavallerie, besonders die Ulanen mit ihren Fähnchen glänzen zu sehen, auf der andern Seite, wo die Infanterie lag, bereiteten wir uns aus Thüren und Läden ein Nachtlager. Kaum war der Kaffee fertig, so erfolgte am 1. September früh 5 Uhr der Abzug, um 10 Uhr standen wir auf der Höhe von Frenois Balan gegenüber. Tausend Geschütze donnerten, Balan stand in vollen Flammen, ich sah den Ernst der Situation und ersuchte die Herren Kommandeure, ihre Truppen Carré bilden zu lassen. Darauf ritt ich in diese Carrés, erinnerte die Soldaten an ihren Fahneneid, ermunterte sie zum Gottvertrauen, erweckte mit ihnen Reue und Leid wegen der begangenen Fehler und erteilte ihnen hierauf die Generalabsolution. Die bayrische Armee marschierte nun über die Maasbrücke und griff ein in die Schlacht von Sedan, um sich

Ruhm und Lorbeer zu holen oder siegreich sterbend Blut und Leben für König und Vaterland zu opfern.

Die Arbeit für den Feldgeistlichen war auf diesem Schlachtfelde eine immense. Zwischen Bazeilles und Balan liegt einsam ein Häuschen. Dorthin brachten die Blessiertenträger aus der Schlacht die Verwundeten. Der erste, dem ich die Sakramente spendete, nannte meinen Namen. Ich frug ihn: „Kennen Sie mich?" „Ja", antwortete er schwach. „Sie waren ja mein Religionslehrer in Auerbach in der Oberpfalz." Der Mann war durch den Unterleib geschossen und jammerte ob der großen Schmerzen. Bleiben Sie bei mir, war seine Bitte. Wie sollte ich dieselbe erfüllen? Ringsum lagen Verwundete und Sterbende. Insbesondere das Schloß in Bazeilles war gefüllt mit Schwerverwundeten. Diese lagen, von Fieberhitze und Fieberfrost gepeinigt, in den Gängen, auf den Stiegen und dem Hausboden, selbst im Parke bei greulich kaltem Regenwetter. Alle riefen nach dem Arzt und dem Geistlichen; man lege mir einen Verband an, baten herzerschütternd viele, aber die Nacht war hereingebrochen und Lichter hatten die Ärzte nicht mehr; die Sterbsakramente erbaten andere, ein anderer, ein Katholik und ein Protestant, hatte ein Andenken und den letzten Gruß an Eltern, Geschwisterte, Frau und Kind zu besorgen. Um Wasser oder Kaffee flehten Schwerverwundete in Balan. Ich ging in ein Kaufhaus und bat die willige Hausfrau um Kaffee für meine Verwundeten. Diese zeigte mir ihren demolierten Laden — alles war fort und damit auch der Kaffee. Wein holte sie mir aus dem Keller, aber die durch Blutverlust vom Durst gequälten Verwundeten verweigerten dessen Annahme. Die Gefallenen wurden in Massengräbern der fremden Erde übergeben.

Gegen 9 Uhr abends rief mich eine Ordre zu einem Kriegsgericht. Der Curé von Balan ist angeklagt, seinen Landsleuten in Sedan von seinem Kirchturme aus das Zeichen gegeben zu haben, wo in Balan die Bayern stünden. Granaten prasselten auf das 5. Infanterie-Regiment nieder und verwundeten und töteten viele. Oberst von Treuberg klagte heftig den Pfarrer als Urheber des Unglücks an, das über sein Regiment gekommen. Die Verurteilung des Curé zum Tode stand bevor, ich sollte dem Kollegen beim Sterben beistehen, doch konnte nach mehr denn zweistündiger Verhandlung das Kriegsgericht sich nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugen; derselbe wurde nun dem Feldgerichte überwiesen. Der 65jährige alte Herr wurde nun der Feldwache übergeben und bis Chatenai bei Paris mitgeführt, wo er nach einer

neuen Verhandlung freigelassen wurde und, wie mir ein Arzt zwei Jahre später, mit der Occupationsarmee heimkehrend, sagte, mit Recht, denn das Unglück bringende Zeichen war zwar gegeben, aber nicht vom Pfarrer, sondern von einem jungen Vicaire, der zeitig sich nach Sedan geflüchtet hatte.

Um Mitternacht kam ich zurück nach Bazeilles, wo ich vergeblich nach meiner Division suchte, übernachtete in einem Hause mit der Sanität, die ruhig schlief, obschon die gegenüberliegenden Häuser brannten.

Des andern Tages ward von hier aufgebrochen, und wir waren froh, aus dem Maasthale mit seiner verpesteten Luft herauszukommen. Geistliche des Feldspitals Nr. 3 sorgten weiter für die Zurückgebliebenen.

Der Marsch ward gegen Chalons dirigiert. Dort angekommen, am 8. September, wurde ich einquartiert bei dem Kommandeur des Lagers von Chalons. Excellenz, sagten die im Palais zurückgebliebenen zwei Frauenspersonen, sei mit seinen Söhnen in den Krieg gezogen, habe aber den Auftrag hinterlassen, die Deutschen gemäß ihrem Range bestens zu verpflegen. Die Zimmer wurden mir geöffnet und die Frage gestellt, was ich mir zu essen wünsche. Die Verpflegung war sehr nobel, die beste während des Krieges, schon des anderen Tages, am 9. September, fand ich das entgegengesetzte Quartier in Vertu in der Champagne in der armseligen Wohnung eines armen Schäfflers, da derselbe aber in den Weinkellern arbeitete, so brachte er mir eine Flasche Champagner gegen sechs Francs Bezahlung.

In Sezanne — 10. September — wurde Feldgottesdienst gehalten; den Einwohnern wurden ihre Schießwaffen abgenommen und alle Gewehre auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Am 13. September in Rozog en Brie warnt mich eine deutsche Nonne, ja nicht mit nach Paris zu gehen, da alle Vorbereitungen getroffen seien, die Deutschen dort in die Luft zu sprengen; auf dem Rückmarsche konnte ich mich dieser Dame wohlerhalten vorstellen, obschon ich drei Tage in Paris war.

In Noissy fragt mich meine Quartiergeberin, ob es wahr sei, daß die deutschen Soldaten Kinder verzehren? — Wir finden nun Verhaue auf den Straßen, eine in die Luft gesprengte Brücke bei Corbeil, ziehen über eine Schiffbrücke bei Jägermusik über die Seine, finden in Longjumeau die Leute fort, weswegen unsere Soldaten auch das Schild des Wirtshauses zum Trompeter mitnahmen, und mir wird in einem bei Longjumeau gelegenen, menschenleeren Dorfe Quartier angewiesen am

18. September. Ich suche und finde das Pfarrhaus, lasse den Bedienten über die Umfassungsmauer steigen, die Hausthüre gewaltsam öffnen und die von den geflohenen Bewohnern zurückgelassenen Gemüse zum gefaßten Fleisch bereiten, einige Flaschen Wein aus dem Keller holen, und sieh, während ich zu Tische saß, kommt auch der Herr Curé zurück, den ich sofort zum Essen einlud. Der andere Tag — 19. September — brachte zum Morgengruß Kanonendonner. Die Armee marschierte über Antony-Chatenai auf der Straße nach Versailles und drang unter ständigem Kampfe bis Bicètre vor. Das heutige Treffen bei Plessis Piquet hatte zur Folge, daß die Bayern Herrn der Versailler Straße wurden.

Ich nahm Quartier im kleinen Schloß Malabay, vor dessen Thüre ich manchen Verwundeten noch rechtzeitig trösten und vor seinem Hingange die Sterbsakramente spenden konnte. Von nun an wurde der herrliche Park von Malabay zu einem Gottesacker. Viele Deutsche ließ ich während eines halben Jahres hier oder auch auf den Feldern gegen Plessis Piquet und Versailles in die Erde betten. Täglich besuchte ich nun die Spitäler in Versailles. Gleich beim Eintritt in die Stadt rief mich ein protestantischer deutscher Stadtmissionär an, vier in seinem Hause verstorbene deutsche Katholiken zu beerdigen. In den Prunksälen des Schlosses zu Versailles fand ich besonders zwei gleichschwer an den Schenkeln verwundete. Der eine, ein blutjunger Junker der Artillerie, war des reichen Ridinger Sohn von Augsburg, der andere ein armer Sachse. Letzterer klagt mir, wir beide müssen sterben, mir will man das Bein nicht abnehmen, und der Herr Junker läßt es sich nicht abnehmen. Der Sachse hatte leider recht, beide starben in Versailles.

Am 25. Oktober erhielt ich Plessis Piquet zur ständigen Residenz angewiesen.

Im Schlosse des M. Hächet richtete ich mich nun wohnlich ein. Eine Matraze lag auf dem Boden und wurde mein Bett. Als Kopfkissen dienten mir beim Straßenübergang ausgegrabene seidene Frauenkleider, Menage brachten mir die Soldaten, die aus der Bayernschanze zurückkehrend hier je einen Tag Quartier bezogen, Wein suchten und fanden die Soldaten und teilten reichlich ihrem Pfarrer mit.

Dafür las ich täglich in der Schloßkirche die Messe und hielt an Sonntagen Predigt und Amt. Die Orgel spielte ein Lehrer aus der Oberpfalz, der dem 6. Infanterie-Regiment zugeteilt war, und durfte dafür an Sonntagen mit mir Hammelfleisch und Kartoffelklöße essen.

Beides — Halten des Gottesdienstes seitens des Feldgeistlichen

und Kochen durch den Bedienten — war in diesen von den französischen Truppen ausgeraubten und von allen Bewohnern verlassenen Pariser Vororten, wo ich nur eine Ziege und eine Katze vorfand, keine kleine Aufgabe. Die Ziege schlachteten die Soldaten, die Katze gehörte mir und blieb treu bei mir auf allen meinen Umzügen in dieser Gegend, bis ich sie beim Abzuge nach Paris verschenkte.

Als mir der Befehl vom Divisionskommando aus Malabris, dem größeren Schlosse, einsam gelegen an der Straße von Antony nach Versailles, zukam, sofort nach Plessis Piquet zu ziehen, hatte ich dem Kapellwagen nur Kelch und Meßbuch entnommen in der Hoffnung, in einem katholischen Pfarrorte die nötigen kirchlichen Paramente vorzufinden. In Plessis Piquet war oben die Sakristei fest verschlossen durch ein Vexierschloß, und niemand konnte öffnen. Da sagten mir Soldaten des 14. Regimentes, wir haben einen sehr viven Schlosser von Bamberg wenn der Spitzbub nicht öffnen kann, dann bringt's niemand zu Werk; und der Mann hat seinen Ruf verdient: mit einem Druck öffnete er die Sakristei. Nun konnten wir die Mette in der hl. Weihnachtsnacht feiern. Damit uns die nahen Forts — Vanve, Issy und Mont-Rouge (die gelbe Tante) — ungestört ließen, wurden die Fenster der Kirche mit Teppichen verhängt, und die Offiziere und Soldaten, welche diese Nacht in Plessis Piquet zubrachten, an deren Spitze der Oberstlieutenant Issern, 3. Jäger-Bataillon, wohnten der hohen Feier bei, bei welcher ein Arzt die Orgel spielte. Geschossen haben die Franzosen in dieser Nacht gewaltig und begleiteten besonders unser Tedeum, das die Soldaten aus voller Brust sangen, mit mächtigem Kanonendonner. Geschadet hat man uns nicht, nur fiel einige Tage später eine Granate an den Pfeiler der Kirchenmauer, durchschlug beide und warf einen Teil der Mauer, mit der an derselben angebrachten Kanzel in die Kirche; es war zu dieser Zeit zum Glücke das Gotteshaus leer. Später brach in dem an die Kirche angebauten Schupfen in der Nacht Feuer aus, und wir fürchteten, die feindlichen Geschosse würden nun auf diesen Punkt einfallen, was jedoch nicht geschah.

Am Sylvesterabend fabrizierte mein Bedienter einen prächtigen Punsch, und meine engeren Landsleute, oberfränkische Soldaten, kamen von allen Seiten als Gäste zu uns, und wir waren einige Stunden heiter im Schlosse Hächet beisammen, wenn auch dorthin wie gewöhnlich Granaten fielen; gewohnt waren wir den Lärm, denn es fielen wohl täglich 40—50 Granaten nach Plessis Piquet.

Am hl. Dreikönigstage, 6. Januar 1871, begann die unsrerseits längst gewünschte Beschießung von Paris. Ein preußischer Oberstabsarzt, Dr. Rawitz, errichtete tags vorher trotz meines Abratens einen Verbandplatz im unteren Schlosse. Ehe wir einen Verwundeten aus der Schanze erhielten, hatten wir bereits fünf Tote von unseren Leuten und in dem meiner Wohnung zunächst gelegenen Zimmer wurden am 6. Januar vier Unteroffiziere, darunter der Sohn des Musikmeisters Kolb vom 6. Infanterie-Regiment, durch eingefallene Granaten getötet. Ein preußischer Artilleriehauptmann, der schwerverwundet aus der Schanze kam, und andere Verwundete jammerten, daß es in der Schanze sicherer sei als an diesem Verbandplatze. Dr. Rawitz sah sich gezwungen, den Rückzug anzutreten, und wir gingen in der Nacht vom 6. auf 7. Januar zurück nach Malabris, meine Katze trug ich auf der Schulter mit, wo sie sich in Furcht wegen des greulichen Kanonendonners in den Mantel einhäkelte.

Oftmals ritt ich in dieser Zeit bis zur Kapitulation von Paris über die Hochebene nach Plessis Piquet zur Beerdigung der bei der Beschießung von Paris Gefallenen. Diese Beerdigungen wurden in aller Stille abgehalten; ruhig trug der Tambour seine Trommel an der Seite, die Kirchenuhr ließen wir stehen, und so waren unsere Wege durch Plessis zum ständig beschossenen Gottesacker immer wahre Totengänge.

Während der drei Monate, die ich in Plessis Piquet zubrachte, sorgte mein Bedienter, Georg Has vom 7. Regimente, während der erste Bediente, ein Landwehrmann, sich krank zurückgemeldet hatte, fleißig für die Küche. Hammelfleisch sott er bei offenem Feuer in meinem Zimmer in seinem Feldkessel, zu Knödeln suchte er Mehl zu bekommen in der vom Militär betriebenen Mühle in Bièvre, Kartoffel hatte er rechtzeitig gegraben, und da er kein Reibeisen vorfand, so nahm er ein Stück Dachrinne, schlug in dieselbe mit einem starken Nagel Löcher, zog sie auf ein Brett auf, schnitt dieses aus und das Pfarrerreibeisen diente von nun an mir und den einzelnen Truppenabteilungen, die von der Schanze nach Plessis und dann retour nach Bièvre wechselten, aber einmal rohe Kartoffelklöße nach oberfränkischer und oberpfälzer Weise essen wollten.

Von hier aus ritt ich einmal mit Kelch und Meßbuch im erbeuteten französischen Tornister auf dem Rücken nach dem einige Stunden südöstlich gelegenen Verriers, wo die Ansbacher Ulanen lagen; hier hielt ich Gottesdienst, unterhielt mich einige Stunden fröhlich mit alten Freunden aus der Heimat und wurde von denselben gut bewirtet.

Nach der Kapitulation von Paris, 29. Januar, erhielt ich den

Auftrag, vorwärts nach Clamart zu gehen. Dort fand ich eine nette Villa in einem hübschen Park, mit Weiher vor dem Hause, leer stehen, quartierte mich ein, bekam später als höchst angenehme Nachbarschaft die Verpflegsabteilung mit ihren Vorräten ins Haus, hielt dort abwechselnd in der großen, prachtvollen Pfarrkirche und in der nahen, stark zerschossenen Kirche von Chatillon Gottesdienst und machte von Clamart aus viele Ausflüge in die Umgebung in Begleitung des Herrn Curé von Chatillon.

Dieser Herr war damals aus Paris zurückgekehrt und während meiner Sonntagspredigt in seine Kirche gekommen. Als ich in die Sakristei von der Kanzel zurückkam, begrüßte mich der freundliche Herr in unserer Muttersprache, die er fertig sprach; auf meine Verwunderung hierüber sagte er mir, er habe zwei Jahre in München studiert; wir wurden gute Freunde, und ich erfreue mich seiner Photographie.

Nun gelüstete mich, nachdem ich Paris sechs Monate angeschaut hatte, dies auch zu besuchen — aber wie das anfangen? Die ging so her:

Ein Ansbacher, Herr Moßmaier, ein gemütlicher Deutscher und Schneider, war als Handwerksbursche nach Paris gekommen. Von Ansbach aus hatte ich, durch seine Verwandten veranlaßt, schon früher mit ihm korrespondiert. Es kam zu mir eines Tages ein Franzose nach Clamart und frug nach seinem Sohn, einem Feldgeistlichen der französischen Armee, der als Gefangener in Deutschland zurückgehalten würde, ob ich nicht wüßte, wo er sei? Ich konnte ihm nicht dienen, aber ich versprach ihm mein von einem nach Straubing zurückberufenen Jägeroffizier erhaltenes Bett, wenn er an Moßmaier nach Paris auf den Montmartre einen Brief von mir trüge. „Ja“, sagte er, „wie aber durch die bayerischen Linien kommen? Ich begleite Sie, ermunterte ich ihn, an dem bayerischen Vorposten vorbei, und dann bei den Franzosen gehen Sie Ihrer Wege. Der Plan gelang, der Franzose, ein Gärtner, brachte den jungen Moßmaier, einen Kunstmaler, mit aus Paris nach Clamart und dieser Besuch wurde oft wiederholt, auch von dessen Eltern und Schwester, da ich bei jedem Besuche von der Verpflegsabteilung einen Hammelschlegel für die ausgehungerte Familie erhielt, Moßmaier jun. uns dagegen Wein und Austern von Paris mitbrachte. Später begleitete ich den jungen Herrn selbst nach Paris. Moßmaier brachte mir einen Pariser Stutzeranzug, und ich konnte mit demselben drei Tage lang ungefährdet die Weltstadt durchwandern. Nur denke ich noch mit einem gewissen Schrecken an den Zöllner der Porte-Vanve. Nichts Mautbares? frug

mich der Franzose. Ich hatte einen Laib Brot unter dem Arme, wie die Pariser dies bei unseren Vorposten holten und ein Postpaket mit 16 Zigarren bei mir, der Zöllner nahm das, schaute es an und „passe“ lautete sein Beschluß, ich aber fühlte mir das Blut ins Gesicht steigen, denn das Postpaket aus Deutschland trug meine Adresse: Feldgeistlicher beim Stabe der 3. bayer. Infanterie-Division. „Nun“, sagte Moßmaier, wir kommen durch.“

Als Kaiser Wilhelm die große Revue am ersten März in Bois de Boulogne abhielt, war die 3. Division, weil sie die Bayernschanze am 19. September 1870 bis zum Fall von Paris tapfer gehalten, auserlesen, zuerst in Paris einzumarschieren; ich kam so zum zweitenmale in die Weltstadt und erhielt Quartier mit dem Divisionsstabe in der Villa des Prinzen Plon-Plon, dem Vetter Napoleons in den Elysées, der jetzigen Residenz des Präsidenten der französischen Republik, spielte dort, weil die Thore des Parkes sogleich hinter uns geschlossen wurden, mit Bekannten Tarok, verlor einen Kronenthaler und ging bei späterer Öffnung der Thore abends auf dem place de la Concorde und später zum 6. Infanterie-Regiment, um mit demselben zu übernachten. Da es Nacht geworden, und wir noch nichts zu essen bekommen hatten, bot mir mein Bedienter seinen Feldkessel mit Suppe und Fleisch an und der Oberst des 6. Regiments, sein Adjutant und ich löffelten abwechselnd daraus mit großem Appetite. Des andern Tages fand mich Moßmaier, brachte zwei Flaschen Wein und sagte, ein Restaurant an der Seine habe seine Wirtschaft geöffnet. Gern ging ich mit dorthin, wir speisten gut und tranken Champagner zur Genüge.

Am 3. März mußten wir Paris verlassen; die Franzosen hatten Frieden geschlossen, es kam keine deutsche Armeeabteilung mehr in die von uns in den Augen der Pariser profanierte Stadt. Einige Tage später kam Moßmaier mit einer Photographie des genannten Restaurants und sagte, das Restaurant besteht nicht mehr, die Franzosen haben sogleich das Haus angezündet, als wir Paris verlassen hatten.

Endlich fand Aufbruch nach der Heimat statt. Allein schon nach einigen Tagemärschen wurde Halt gemacht und Kantonnements bezogen in der Gegend von Coulommiers, die 3. Division, resp. deren Stab kam nach Boissy le Sec. In Paris war Revolution ausgebrochen, und wir durften zuschauen, wie sich die Franzosen nun in ihrer Hauptstadt gegenseitig bekämpften; oft sah ich den Rauch ihrer Geschütze, wenn ich nach St. Denis fuhr und vom Kirchturme aus ihre Kämpfe besichtigte.

Die Zeit der Ruhe wurde zum Besuch der Soldaten in ihren Quartieren und den Lazareten benützt. Nun fiel auch Ostern in diese Zeit. Täglich fuhr ich vormittags in die Kantonnements der 3. Division, hörte oft bis 9 Uhr abends Beicht, wobei 5200 Beichtzettel ausgegeben wurden, und die französischen Pfarrer reichten des andern Tags unseren Soldaten und Offizieren erbaulich nach zwei Seiten die hl. Kommunion. Nie in meinem Leben, sagte mir der Curé von St. Germain, der auch gut lateinisch mit den den Deutschen gewohnten Lauten ohne französischen Accent sprach, habe ich so vielen Leuten die Osterkommunion gespendet. Am grünen Donnerstag gingen auch die Offiziere des Divisionsstabs und die Beamten zum Empfang der hl. Sakramente.

Oftmals wurde Feldgottesdienst in einem Parke abgehalten, der Eigentümer des Parkes ließ sich dabei nie sehen, seine beiden Töchter erfrechten sich aber, während des Gottesdienstes in dem im Parke liegenden See zu schwimmen. Auch die Auferstehungsfeier am Charsamstag abends wurde auf Anregung des hochgeehrten Divisionärs, Generallieutenants Walther von Waltersstötten, feierlich in der Bergkirche von Doue begangen.

Excellenz von Walther, ein Protestant, ließ mich zu sich rufen und sprach: Herr Pfarrer, denken Sie sich, die Franzosen kennen nicht die Auferstehungsfeier. Wenn ich brav war, gaben mir meine Eltern immer die Erlaubnis, am Charsamstag in die katholische Kirche zu Rothenburg o. T. zu dieser Feier zu gehen, und ich habe diese Festlichkeit stets gerne gehabt. Wollen Sie diese ausführen; zu den entstehenden Kosten trage ich 200 Francs bei.

Ich ersuchte nun einen Herrn Offizier im Geniekorps, das Bildnis des auferstandenen Heilands zu malen, mein Kutscher, der Wagner Drebinger von Herzogenaurach fertigte ein großes Kreuz, das mit Kerzen beleuchtet hoch in der Kirche strahlte. Die Kirche wurde festlich beleuchtet, zwei Regimentsmusiken übten das Tedeum ein, zwei französische Pfarrer lud ich zur Teilnahme an der Festfeier und zum Diakonieren ein, diese ließ Excellenz in seinem Wagen abholen und zurückfahren, und in der auf hohem Berge bei Doue frei gelegenen, großen, glänzend illuminierten Wallfahrtskirche wurde die Auferstehungsfeier in Gegenwart der Generalität, vieler ffiziere und gegen 2000 Soldaten mit Prozession festlichst abgehalten; die beiden Herren Curés fühlten sich von der Macht des feierlichen Abendgottesdienstes ergriffen und selbst die Bewohner von Doue, die sich sonst ehr fern hielten, lagerten um den Berg herum und

staunten über die Macht des Liedes: „Großer Gott, wir loben dich“, welches heute inniger, als es in der hl. Weihnachtsmette 1870 unter dem Kanonendonner der Pariser Forts in Plessis-Piquet geschehen, aus Tausenden von Männerkehlen durch die gewaltigen Räume des Gotteshauses im Dankgefühle gegen Gott für die errungenen Siege mit durchdringender Kraft erklang, während zwei Regimentsmusiken, aufgestellt an zwei verschiedenen Seiten der Kirche, das Lied begleiteten; der Eindruck war für uns alle ein gewaltiger, man wird ihn nicht mehr vergessen.

So sollte auch den Franzosen die Fronleichnamsprozession, die sie nicht haben, vorgeführt werden, die 3. Division war hierzu beordert und mehrere Regimentsmusiken sollten die Feier verherrlichen; eingetretenes Regenwetter verhinderte leider die Ausführung des Planes.

Unser trefflicher Divisionskommandeur, der sonst zurückgezogen dem Studium lebte, gab bei Gelegenheit auch ein Diner, zu dem auch ich geladen war. Als ich in der Wirtschaft erschien, fragte ein Offizier die junge Wirtin, wer ist der Herr? Diese hielt mit der Antwort zurück und erst auf das Drängen des Offiziers meinte sie, das sei der Herr Curé mit seinem langen Barte — Monsieur le curé avec sa barbe grande — zum Unterschied von dem Ortspfarrer, der natürlich keinen Bart trug. Die Antwort erregte Heiterkeit.

Das Einvernehmen des Militärs mit dem Feldgeistlichen war ein sehr gutes, die Kanzlei stellte die 5200 Beichtzettel bereitwilligst her; mancher Soldat hat, wie mir ein Privatier in München mitteilte, den Beichtzettel als Andenken aufbewahrt; er trug die Schrift: Confessio et communio paschalis tempore belli in Francogallia 1871. III. Divisionis Curatus: Zambelli. Pferde wurden mir vom Stabe der Division stets zur Disposition gestellt für die Amtsreisen mit dem Wagen, zum Reiten zu Ausflügen. Ja, wenn wir in Nürnberg einziehen, sagte mir Excellenz, dann reiten Sie unmittelbar hinter mir, was auch geschah.

Und diesem Ziele waren wir im Sommer 1871 näher gekommen. Endlich ward der Heimzug angetreten. Die Soldaten marschierten den Tag über von früh morgens, bis sie nachmittag gegen 4 Uhr in die Quartiere kamen, die Offiziere des Divisionsstabes und ich hatten es leichter, wir ritten früh am Morgen immer weg und waren schon gegen 10 Uhr am Platze. Ich hatte so Gelegenheit, Frankreich in seinen schönen Landschaften zu besichtigen und auch zeitweise ein und den andern Ausflug in nahe gelegene Städte zu machen.

An Rasttagen, so in Toul — wurde Gottesdienst gehalten; zeitweise kamen leider Unglücksfälle vor, ein Soldat ertrank beim Baden in der Mosel, ein anderer fiel in der Scheune vom Boden und war tot, schon nahe der Heimat gekommen, mußte ich sie auf französischen Gottesäckern beerdigen.

Verschiedene französische Familien und Geistliche, die ich auf dem Herwege kennen gelernt, wurden besucht, und ich fand überall freundliche Aufnahme, besonders in den Pfarrhäusern. Die Geistlichen waren sehr zuvorkommend, und luden mich wiederholt ein, sie einmal im Frieden zu besuchen, nur ein Quartiergeber, der Curé von Rossai, fand es unbegreiflich, daß ein katholischer Geistlicher an Seite der Preußen den Krieg gegen Frankreich mitmachen könne — und ließ sich, durch meine Rechtfertigung gekränkt, des andern Tags beim Abschiede nicht blicken. Solche Unfreundlichkeiten fand ich erst wieder, als wir nach Lothringen kamen, wo, wie mein Bedienter im Hinblick auf die Heimat und in Rückblick auf die französische, reiche Zimmerausstattung meinte: Herr, die Spiegel werden schon kleiner, aber die Unhöflichkeiten werden nun größer; dies fanden wir, so lange wir in Lothringen und Elsaß marschierten. Rühmenswerte Ausnahmen gab es natürlich auch hier: zur festlichen Kirchweih lud mich ein Amtsbruder in Elsaß ein, ich folgte der Einladung und hatte einen vergnügten Tag in großer Gesellschaft; ein andermal fand ich sehr freundliches Quartier beim Herrn Curé in Hagenau — Gerbert — die gleiche Freundlichkeit wie ihr Bruder erwies mir die Haushälterin, ebenso die Familie des Herrn Friedensrichters, die ich übrigens schon in Ansbach kennen gelernt hatte.

Endlich erblickten wir die blauweißen Grenzpfähle bei Langenkandel; als wir hier die bayerische Grenze überschritten, hielt unser Divisionär eine herzbewegende Anrede, und unter Hurrarufen zogen wir in diesen Ort ein, und wurden von Ehrenjungfrauen, die uns Lorberkränze reichten, und dem Bürgermeister und den beiden Pfarrern empfangen; bei den Pfälzern hatten wir guter Aufnahme auf dem Hin- und Hermarsche uns zu erfreuen.

Nach Verlauf von sechs Wochen, seit wir von Coulommiers resp. Boissy le Sec aufgebrochen waren, wurde endlich die Nürnberger Garnison in Maxau einparkiert und hielt feierlichen Einzug am 15. Juli in der alten Noris. Den heimkehrenden Siegern wurden seitens der Bürgerschaft, die uns beim Einzuge mit Blumen und Lorberkränzen überschüttete, die besten Quartiere geboten, und auch ich erhielt ein solches bei der

israelitischen Familie Gutermann in der Marienvorstadt und blieb dort drei Tage Gast, um endlich nach Verlauf eines Jahres wieder in meine stille Wohnung bei Freifräulein Auguste von Spiegel in Ansbach zurückzukehren, wo meiner ebenfalls freundliche Aufnahme harrte.

Mein Bleiben in Ansbach, wo ich sehr gerne acht Jahre lang in Funktion war, sollte aber nicht mehr lange dauern, denn Seine Majestät König Ludwig II., höchstwelcher den Feldgeistlichen ein Zeichen seiner Königlichen Gnade erzeigen wollte, ernannte mich zum Pfarrer in Buchenbach bei Erlangen, das ich trotz Anerbieten der beiden Stadtpfarreien Lichtenfels und St. Moriz in Ingolstadt nicht mehr verließ, so daß ich bald, wenn Gott will, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Pfarrer von Buchenbach begehen kann.

Aus dem ruhigen Leben eines Landpfarrers rief mich seitdem nur einmal die Erinnerungsfeier des ehemaligen 8. Jäger-Bataillons in Straubing, und ließ die Kriegsbilder von 1870 wieder an meinem Geist vorüberziehen. Die alten Soldaten hatten mich gerufen zu ihrer Feier am 10., 11. und 12. Juli 1892, ich leistete Folge und hatte dies nicht zu bereuen, denn es waren herrliche Tage der Erinnerung an mitsammen in großen Zeiten durchlebte Tage. Doch möge hier zum Schluß ein anderer sprechen. Die „Bayerische Landeszeitung“ Nr. 161 schreibt hierüber das Folgende: „Die 8er Jäger. Der eigentliche Festtag, der 10. Juli, wurde morgens 6 Uhr mit der alten Tagreveille durch die Jägerkapelle eingeleitet. Dann wurden vor den Wohnungen der Generale Staudt und Abel, des Obersten Hölzl und des Pfarrers Zambelli von Buchenbach bei Erlangen, im Jahre 1870 Feldpater der 3. Division, Ständchen gebracht. Um 10 Uhr marschierten die alten Jäger, begleitet von 13 Veteranenvereinen mit Fahnen und einem Bataillon Infanterie, in die weiten Hallen der Stiftskirche. Während des Festgottesdienstes wurde eine große, herrliche Messe mit Vokal- und Instrumentalmusik aufgeführt. Hierauf marschierte der Zug zum Denkmal, das auf einem großen, mit schattigen Bäumen besetzten Platze von der Stadt errichtet worden ist. Auf hohem Aufbau steht in Metallguß die Germania, die Friedenspalme in der hocherhobenen Rechten, einen sterbendem Jäger zu Füßen den Lorber des Sieges reichend. An den Sockelflächen sind die vielen Namen der durch den Krieg umgekommenen Jäger und ihrer Offiziere eingemeißelt. Ein Berichterstatter, der sie abschrieb, brauchte zu dieser Arbeit volle zwei Stunden! Das Denkmal war prachtvoll geziert.

Der Festakt war eingeleitet durch einen von drei Kapellen vorgetragenen Choral, dann sang der von Herrn Braumandl dirigierte Liederkranz Straubing den „Frühlingsgruß“. Pfarrer Zambelli hielt die Rede. Lautlos lauschte die Menge den ernsten Worten, tief gerührt und entblößten Hauptes hörten die Veteranen die Schilderungen ihres Feldpaters, alles ward ergriffen, als beim Schluß der Rede die Musik das „Gebet“ intonierte und die Angehörigen der Gefallenen, die Abordnungen von Vereinen und die Frauen des roten Kreuzes Kränze am Denkmal niederlegten. Das Lied „Weiß und Blau“ schloß den Festakt, worauf sich der Parademarsch formierte. Die alten Jäger marschierten in vier Kompagnien mit ihren Feldwebeln Wohlrab, Reidl, Heer und Reidl (Kapellmeister) trotz glühender Hitze stramm aufgeschlossen, wie an der Schnur, im flotten Schritt, schneidiger als alle jungen Soldaten. Das sind halt meine Jäger, murmelte der ernste General Abel vor sich hin! .... „Es war ihr letzter Parademarsch!“ – Auch der meine. —

Erlebnisse eines Erlanger Felddiakonen.

Von Theodor Bischoff.

I.

Wörth und Gersdorf.

Es war einige Tage nach der Schlacht von Wörth. Ein Münchner Delegierter des Vereins für freiwillige Krankenpflege im Kriege hatte uns — eine Zahl Erlanger Diakonen und Nonnen, Dettelsauer Diakonissinnen — über Mannheim und Weißenburg nach dem Schlachtfelde geführt. Wir verbrachten die Nacht in einer Scheune bei Sulz. Es war uns Neulingen etwas grauslich zu Mute. Man erzählte sich von Unthaten an Verwundeten, die von den Bewohnern der Umgegend vollbracht worden seien.

Vormittags trafen wir in Wörth ein. Mit uns zu gleicher Zeit eilten Scharen von Hilfebringern herbei aus Berlin und wer weiß woher noch sonst, zumeist aus der Rheinprovinz, der Pfalz und Baden. Wir wurden sämtlich zu einer Revue beschieden. Hunderte fanden sich ein. Ganz Wörth wurde in Quartiere geteilt, Tag- und Nachtwachen in schönem Wechsel von drei zu drei Stunden bestimmt. Wir waren etwas

enttäuscht, wir hatten unsere Hilfe für nötiger erachtet, da gab es ja viel zu viel der helfenden und rettenden Arme!

Wir bekamen zunächst Tagdienst in einem der improvisierten Spitäler. Alles lag voll französischer Verwundeter und Sterbender. Die Zimmer, die Gänge, die Höfe waren angefüllt. Französische Ärzte amputierten Arme und Füße ohne Anwendung von Chloroform. Das Schmerzensgeschrei der Unglücklichen war steinerweichend. Das Blut lief in Strömen die Gassen hinab, bedenklich häuften sich die abgeschnittenen Gliedmaßen. Da kam die Nacht, wir waren todmüde vom Jammer und Elend, vom stetigen Ab- und Aufrennen, dazu Mangel an dem Notwendigsten. Jetzt mußte doch die ersehnte Ablösung kommen? Aber es kam keine — in ganz Wörth ließ sich keine blicken, weder diesen Abend noch überhaupt je. Wie sie gekommen, so hatten sich die Scharen den Tag über wieder verzogen. Aus dem anfänglichen Überschusse war ein empfindlicher Mangel an verfügbaren Kräften geworden. Dazu kam die Kunde, daß in Gersdorf die Not noch weit größer sei, daß es dringend geboten wäre, dorthin Hilfe zu senden.

Gegen Morgen machten sich denn vier der Unsern und drei Diakonissen auf, um dorthin Hilfe zu bringen. Eben verließ die letzte Kompagnie Bayern das Dorf. Der Hauptmann begrüßte uns von seinem Pferd herab wie Engel des Himmels. War in Wörth die Not groß, hier war sie zehnmal ärger. Der ganze Ort lag voll verwundeter Bayern und Franzosen, namentlich Turkos, im ganzen an 1500. Noch sehe ich den protestantischen Geistlichen, eine große, hagere Gestalt, wie er mit seinem weißen, fliegenden Haare die Dorfstraßen durcheilte, dabei die langen Arme windmühlenähnlich über dem Kopfe schwingend. Der Kummer über das viele Elend hatte seine Sinne ganz benommen. Trotz allen Jammers wirkten seine stereotypen Bewegungen und Ausrufe allmählich komisch.

Der Oberstabsarzt des VI. Feldspitals hatte sich von Kaiserslautern auf eigene Verantwortung hierher zur Hilfeleistung begeben. Dorthin war das Feldspital beschieden worden, zum Hauptquartier der 3. Armee. Bis es ankam, hatte das Hauptquartier indessen die Stadt verlassen. Der befehlende Hauptmann erklärt aber, er habe die Ordre, sich in K. einzufinden, er warte nunmehr, bis das Hauptquartier wieder nach K. käme. Nunmehr mußte Oberstabsarzt L. zurückeilen. In Gersdorf befand sich bei den Hunderten zum Teil tödlich Verwundeter einige Tage kein Arzt. Dann erst erschienen ein paar freiwillige Zivilärzte.

Nicht minder bedenklich sah es mit der Verpflegung aus. Hätte mich nicht mein jüdischer Quartiergeber aus freien Stücken mit einigen Eiern erlabt, ich hätte nirgends etwas zu essen bekommen. Umsonst forderten wir von dem unterdessen eingerichteten Johanniterdepot in Wörth Lebensmittel. Man bedürfte sie selber, war der Bescheid.

Da hörten wir, es kämen Wagen mit Liebesgaben aus dem Badischen. Ein paar von uns legten sich in Hinterhalt. Sie schilderten den begleitenden Herren unsere Not, diese versprachen direkt zu uns nach Gersdorf zu fahren. Darob heftiger Streit vor dem Johanniterdepot. Die Johanniter beanspruchten die Wägen durchaus für sich. Da erklärte ein Herr: „Dann fahren wir lieber wieder nach Hause". Im Triumphe führten wir die Wägen schließlich nach Gersdorf. Damit ward der äußeren Not endlich ein Ende gemacht.

II.

Über die Vogesen nach Lunéville.

Unsere Arbeit in Gersdorf ging zu Ende Die verwundeten Turko betrugen sich meist recht manierlich. Doch einmal versetzte so ein schwarzer Kerl einer Schwester mir nichts dir nichts eine Ohrfeige; sie hatte ihm an seinen wenigen Habseligkeiten etwas verrückt. Es hielt schwer, ihm das Ungehörige seines Thuns zu verdolmetschen. Da leistete er in fast rührender Weise Genugthuung. So oft diese Schwester das Zimmer betrat, hob er seine Hand zur Ehrenbezeigung an die Stirne.

Wir kehrten nach Wörth zurück und unternahmen es von dort aus, zehn Mann stark, dem Heere nachzueilen. Mir wurde die Ehre der Führerschaft zu teil. Vor Reichshofen hatten wir einen Hohlweg zu passieren, es war nachmittags, die Sonne brannte glühheiß vom wolkenlosen Himmel. Da — linker Hand vom Wege — winkte ein Bierkeller. Ein bayerischer Posten hielt davor Wache. Der Versuch mußte gewagt werden. „Landsmann, wir sind so durstig, könnten wir nicht einen Trunk haben?" Als echter Waldler musterte uns der Biedere mit seinen Augen so überzwerch; dann reichte er uns eine Maß. Und so erfrischten wir uns am vaterländischen Naß!

Es galt für uns, rasch vorwärts zu kommen. Dazu war uns ein trefflicher altbayerischer Etappenkommandant in Niederbronn behilflich. Er ließ die Fuhrleute einen Ring bilden und redete ihnen zunächst freundlich zu. Aber keiner wollte. Da hagelte es ein Schock heiliger Kreuzdonnerwetter — das half. Hinterher sagte er zu mir:

„Wenns könne, gebens den armen Ludern a bißle was, mi dauerns, die Kerls, sie kriegen do nix derfür“. Diese Trennung von Amt und Herz imponierte uns, wir thaten, was in unsren Kräften stand.

So rasselten denn wir auf unsrem Leiterwagen durch die herrlichen Vogesenthäler dahin, anfangs auf der Raubzugsstraße Mac Mahons. Der ganze Weg war garniert mit umgestürzten Wägen, gefallenen Pferden, Waffen und Ausrüstungsstücken aller Art. Der würdige Pfarrherr in Rothbach, der seiner Zeit auf deutschen Universitäten studiert und sich ein deutsches Herz bewahrt hatte, erzählte uns: „Einen solchen Sonntag habe ich in meinem Leben nicht erlebt, an den werde ich stets denken. Morgens kamen einzelne Franzosen, wie die Kirche beginnen sollte, da kamen sie schon haufenweise. Sie nahmen sich nicht Zeit mehr in die Häuser zu gehen; man reichte ihnen Brot, Fleisch, Wasser, Wein zu den Fenstern hinaus. Von einem Kirchehalten konnte keine Rede sein bei solchem Getümmel, das von Stunde zu Stunde anschwoll. Kaum waren die letzten aus dem Orte — da sprengten schon die ersten preußischen Ulanen hindurch.“ Zum Schlusse meinte er, lieber bayerisch als preußisch. Es bangte ihm als gutem Lutheraner vor der Union. Die Tochter aber, eine stattliche Dame, wollte nichts davon hören. Sie schwärmte für Frankreich.

Mitunter — ich muß gestehen — machten wir auch eigene Requisitionsversuche, hie und da sogar mit Glück. Was blieb uns anders übrig, um Geld und gute Worte war nichts zu bekommen. Aber der Maire in Tiefenbach blickte tiefer als mancher seiner Brüder und verweigerte schlechtweg alles und jedes. Wir waren todmüde und hungrig, dazu litt ich infolge der Hitze noch trotz Opiumtropfen an Cholikanfällen. Da riß der letzte Geduldfaden, und ich bedrohte den Maire feierlich mit Erschießen. Der Lärm lockte preußische Husaren herbei, die eben eingerückt waren. Sie legten sich ins Mittel; der Maire wurde zwar nicht erschossen, wir erhielten aber gute Quartiere.

Ein tragi-komischer Zufall entführte uns plötzlich vier der Genossen. Eine württembergische Transportkolonne brauste daher, vier der Unsren warfen sich rasch auf einen Wagen, wir andren, die wir im Chausseegraben lagen, liefen auch herbei, kamen aber zu spät — fort ging’s, wir sahen die vier nicht wieder.

Aber auch unser nahm sich bald ein gütiges Geschick an. Husarenrittmeister von Cobbinsky von den Totenkopfhusaren hatte einen Transport ins Hauptquartier zu befördern. Er bot uns in liebenswürdigster

Weise Sitze auf seinem Wagen an. Famose Kerle, diese Husaren, stramm und prächtig uniformiert, meist Ostpreußen und Westfalen. Zehn Stunden wie der Wind, teilweise im schärfsten Trab! Hindurch durch das von Preußen wimmelnde Seeburg! Hag war das erste Dorf, in dem man nur französisch verstand, ein kümmerlicher Menschenschlag in ärmlichen Wohnungen. So kamen wir mit einem Schlage aus dem Nachtrab fast bis an die Spitze der Heersäule.

Wie uns die Preußen endlich absetzten, nahm uns ein bayerischer Transport auf. Da ging es wieder gemütlich, solide, langsam. Wir waren mitten ins I. Armeekorps geraten. Nacheinander zogen das 10., 11. und 1. Regiment, das 5. und 10. Jägerbataillon mit klingendem Spiele an uns vorüber. Abends, noch hell, hielten wir unseren Einzug in Lunéville, in die altlothringische Stadt, schlimmen Angedenkens für Deutschland durch den berüchtigten Frieden, froh auf unsren Habersäcken lagernd. Stockfranzosen, diese Lunéviller. Sie wollten uns in keinem Wirtshause behalten. Noch am Abend passierte der Kronprinz von Preußen die Stadt auf seiner Fahrt nach Nancy.

So konnte es mit uns nicht weiter gehen, ohne Leitung, ohne Anschluß. Wir eilten in das Hauptquartier des I. bayerischen Armeekorps. Unterwegs wurden wir durch Oberstlieutenant von Guttenberg dem General von der Tann vorgestellt. Man war erfreut, Erlanger Studenten zu sehen, wir fühlten uns nicht wenig gehoben, wie uns der General zu einem Glase Wein einlud. In Sommerville trafen wir das Hauptquartier. Wir wurden auf unsere Bitte dem 9. bayerischen Aufnahms-Feldspital zugeteilt. Damit begann ein neues Leben. Bisher Freiherrn, gehörten wir jetzt zur Truppe. Wir genossen dafür von nun an die große Wohlthat regelmäßiger Verpflegung.

III.

Auf dem Marsche nach Châlons und Sedan-Beaumont und Sommauthe.

Nun kamen wir auch wieder in Fühlung mit dem Münchner Komitee. Freiherr von Niethammer und Fürst von Thurn und Taxis, Münchner Delegierte, schlossen sich mit Abteilungen von Nürnberger und Augsburger Turnern und Heidelberger Studenten, außerdem Dettelsauer Diakonissen und Niederbronner (graue) Schwestern dem 9. Feldspitale an. Damit unterstanden auch wir Erlanger Diakonen naturgemäß wieder der Delegiertenführung.

Es war eine bunte und anfänglich nicht immer ganz einträchtige Gesellschaft, die da zusammengewürfelt war. Ich erinnere mich noch mit Freude eines Redetourniers, das eines Abends in einem Schulhause zwischen einem Heidelberger und einem Augsburger stattfand. Der erstere, ein gelehrter, sehr redegewandter Herr, saß auf dem Katheder und behandelte seinen Gegner von oben herunter stichelnd und neckend. Aber da thaten sich die Brunnen der Tiefe schwäbischer Elementargrobheit auf und überschütteten den Feind mit einem solch vernichtenden Worthagel, daß wir alle unwillkürlich in einen Beifallsjubel ausbrechen mußten. Der allseitig gute Wille und der Lagerhumor glichen übrigens bald diese kleinen Unebenheiten aus.

Wir hielten auf Chalons, passierten zu dem Ende das anmutige Bar le Duc. Allabendlich erschien ein Chevauleger auf dem Hauptquartier, um uns die weitere Marschroute zu überbringen. Sie waren nicht sehr beliebt, diese grünen Liebesboten. Sie kamen nämlich häufig sehr zur Unzeit. Wollte man abends ermüdet eben abkochen, plötzlich tauchte so „ein Grüner" auf und die Folge war, daß man sofort aufbrechen mußte und noch mehrere Stunden querfeldein in Nacht und Nebel zu fahren hatte.

Die Biwaks auf freiem Felde bei ungünstiger Witterung thaten weh. Aber einen Haupttrost hatten wir annoch, das waren die stattlichen Rinderherden, die links und rechts der Heerstraße mitgetrieben wurden, schönes, hellgelbes Alpenvieh. Konnte so ein Ochse nicht weiter, wurde er rasch geschlachtet; die nächstbeste militärische Abteilung requirierte ihn dann. Dieses Glück wurde uns nun sehr häufig zu teil. Unser Quartiermeister hatte sich nachgerade eine höchst schätzenswerte Findigkeit und Fixigkeit im Quartiermachen erworben.

Aber das Kriegsleben haßt alle Stetigkeit. Treffe ich auf eine mir persönlich gut bekannte Ordonnanz, die eben eine Ordre ans Hauptquartier zu überbringen hat. Da erfahre ich denn unter tiefstem Verschwiegenheitsgelöbnisse meinerseits zunächst, daß es mit dem Marsch nach Chalons aus wäre, dagegen Eilmärsche in nördlicher Richtung gegen Belgien hin mit nächstem in Sicht ständen. Man habe Aussicht den nordwärts gewandten Feind fassen und erdrücken zu können. Noch einige Tage zogen wir ruhig gegen Chalons weiter, immer warte ich stillvergnügt auf die Gegenordre. Da plötzlich kommt zu ganz ungewöhnlicher Zeit der Prior — ich triumphiere innerlich — und wirklich sofort wird gewendet und in sehr beschleunigtem Tempo beginnt der Nordmarsch. Wir mußten das bald bitter empfinden. Wo blieben

sie, die wiederkäuenden friedlichen Genossen, diese wandelnde Idylle unseres Lagerlebens? Sie kommen nicht mehr mit, eine Rinderpest soll sie gefällt haben.

Nun scharen sich von allen Seiten die Truppen und Kolonnen. Oft müssen wir stundenlang harren, bis endlich einmal die endlose Wagenreihe abreißt, und wir die Heerstraße gewinnen können. Immer knäuelartiger ballen sich die Massen zusammen. Von allen Höhen herunter sieht man sie ziehen, alle Haupt- und Nebenwege sind bedeckt mit Wagen und Geschützen. Immer zahlreicher werden die Scharen der Zurückgebliebenen, die in bunter Mischung und jämmerlichem Aufzuge ihrem Truppenteile nachhinkten. Noch sehe ich das trübselige Gesicht eines früheren Schulfreundes. Auf der Universität war er ein flotter Korpsstudent gewesen, der mich kaum mehr kannte. Nun klagte er mir in bitteren Worten sein Leid, ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

Es wurde Nacht. Im Eilmarsche defilieren die beiden bayerischen Armeekorps an uns vorüber. Unmittelbar hinter dem Dorfe zog sich die Straße eine schwache Anhöhe hinan. Es lachte einem das Herz im Leibe, wie die Kavallerieregimenter oder die Artillerie mit ihren Kanonen in scharfem Trab hinaufrasselten. Von der Ferne hörten wir schwache Kanonenschläge. Die Schlacht bei Beaumont hatte begonnen.

Gegen abend trafen wir auf dem Schlachtfelde ein. Sofort wurde das Feldspital aufgeschlagen, um die Verwundeten von den ersten Verbandsplätzen zu übernehmen. Noch unter dem Blitzen der letzten Kanonenschüsse schwärmten wir aus, um Verwundete auf dem Schlachtfelde zu suchen und in die Einzelhöfe zu bringen, die dicht mit Verwundeten belegt wurden. Bis gegen Mitternacht zogen wir umher. Es war ein grausig schönes Bild. Ein kühler Nachtwind zerteilte die Wolken, der Mond warf seine Lichtstreifen über Wald und Flur. Tausende von Wachtfeuern zogen sich die Höhen hinauf, dazwischen brannten einige Höfe, Einzelschüsse fielen. Auf einmal schallte uns ein „qui vive“ entgegen, wir hatten die Vorpostenlinie des Feindes erreicht. Schnell kehrten wir mit unsern Wagen um.

Mit dem Morgen erneuerten wir unsere Bemühungen; es gelang uns manche im Gebüsch versteckte Verwundete aufzufinden und auf Tragbahren zu den Verbandstätten zu bringen.

Ein unberührtes Schlachtfeld bietet einen schrecklichen Anblick dar. Am furchtbarsten sind die Wirkungen der Granatsplitter, die zerrissenen Leichen von Menschen und Pferden. Einem Franzosen war die Hirn-

schale zerschmettert, die Gehirnmasse quoll heraus, er zuckte noch, also war noch Leben in ihm. Ich bemühte mich längere Zeit, ihm die Mücken zu verscheuchen. Ich war allein, konnte ihn also nicht wegbringen. Endlich kam eine niederländische Ambulanz. Ich radebrechte eine Zeit lang mit den führenden Jesuiten. Diese nahmen ihn schließlich mit weg.

Bekanntlich wurden die Franzosen bei Beaumont beim Abkochen überrascht. Noch lagen und standen die Feldkessel umher, in den Tornistern fanden sich reichlich Fleisch und Zwieback, daneben manch ergreifendes oder zärtliches Schriftstück. Dieses Korps mußte in seinem ersten Schrecken alles weggeworfen haben und in blinder Flucht davongeeilt sein. Wir fanden die Straße weithin bedeckt mit Waffen, Tornistern, Mänteln u. s. w.

Nachdem der erste Sturm mit den Verwundeten vorüber war, der größte Teil evakuiert, die übrigen in dem Spital geborgen waren, erhielten wir Befehl, die Zwiebacke aus den Tornistern für spätere Verwendung zu sammeln. Es wurden deren viele Körbe gefüllt, die in Bälde den Franzosen selber wieder sehr zu statten kommen sollten.

Den Morgen nach der Schlacht eilt der große Generalstab über das Schlachtfeld, ein imposanter Anblick. Hier sah ich zum erstenmal König Wilhelm, den Kronprinzen, Bismarck und Moltke. Der Herzog von Augustenburg fiel auf durch seine bayerische Generalsuniform.

Das Feldspital hatte sich in dem Argonnendörfchen Sommauthe etabliert, etwa drei Stunden von Beaumont und sechs von Sedan gelegen. Es war ein weltvergessenes Nest, das die Anhöhe eines kleinen Chausseeberges bedeckte, in weiter Runde von dem unheimlich buschigen Argonner Walde umrahmt. Auf Stunden nichts als Wald. Wir fanden das Örtchen fast menschenleer vor, nur einige ältere Frauen waren zurückgeblieben. Die übrige Bevölkerung hatte das Hasenpanier (in die Wälder) ergriffen. Der Ort wurde in Quartiere geteilt, jedes Quartier hatte wieder seine Ärzte und Pfleger. Nach Vornahme der nötigen Amputationen, die die Szenen von Wörth, wenn auch in gemildertem Grade, wieder in Gedächtnis riefen, und nach Evakuierung aller transportablen Kranken verblieben uns an 400 meist französische Verwundete.

Einen steigenden Prozentsatz nahmen die deutschen Ruhr- und Typhuskranken ein. So eine Nachtwache im Schulhause bei den Typhuskranken gehört mit zu meinen unheimlichsten Erinnerungen. Draußen tobte ein Regen und Sturm, die Fenster zitterten, im Zimmer Kranker

an Kranker gereiht, dumpfige, schwüle Luft, trüb flackerndes Licht, in wirren Fieberträumen schwirrten die Stimmen durcheinander, französisch und deutsch, bald hob sich da, bald dort eine Gestalt und wollte im Paroxismus Bett und Zimmer verlassen, mit Mühe nur gelang es, sie wieder zurückzubringen. Der Tod hielt reiche Ernte. Der französische General Motront erlag seinen Wunden. Wir erwiesen ihm die letzte Ehre. Wie einfach war das Begräbnis und doch wie ergreifend! Eine Trommel, die Ärzte, der Maire, der sich allmählich wieder eingestellt, eine Abteilung von uns, das war alles. Der Curé murmelte seine unverständlichen lateinischen Gebete, ein Schweizer Arzt hielt in französischer Sprache eine warme Ansprache: „Im Namen Jesu Christi, den wir hoffentlich alle als unsern einzigen Trost und unser Heil betrachten, Amen" — so schloß er seine Worte.

Einmal nachts geriet ich in nicht geringen Schrecken. Ich schlief mit einem Kameraden in der Kammer eines Bauernhauses neben der Küche. Im Hause befand sich nur eine alte, mürrische Frau. Da eines Nachts erwachen wir, Stimmengewirr schlägt an unser Ohr. Wir schleichen aus dem Bett und sehen durch die Ritzen der Thüre. Ein Feuer prasselt auf dem Herde, stämmige Männergestalten in den unvermeidlichen Blusen stehen gestikulierend, auf unsere Thüren deutend, umher. Unser erster Gedanke war, die wollen uns überfallen. Sie haben erfahren, daß wir waffenlos und sind nun aus dem Walde zurückgekehrt, uns zu ermorden. Wir hatten in der That gar keine Waffen. Ein Sanitätssoldat stand nachts bei den Wägen Wache mit einem Gewehr. Man munkelte sogar von diesem, daß es kein Schloß habe. Wir verrammelten, so gut es gehen konnte, rasch die Thüre und erwarteten nun unter Herzklopfen mit unsern Taschenmessern in der Hand den Angriff. Er erfolgte nicht, wohl aber fanden allnächtlich diese Zusammenkünfte so lange statt, bis sie unnötig wurden, weil es die Bauern mit der Zeit für einfacher und nützlicher fanden, gleich im Dorfe zu bleiben und zu dem Ihren zu sehen.

Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, d. h. in Sommauthe unter Ruhrkranken. Eines Nachts überkam sie mich auch, die rote Ruhr. Ich lag mehrere Tage halb bewußtlos. Das vorwaltende Gefühl war nicht etwa Trauer, nur absolute Wurstigkeit. Leben und Sterben erschienen mir vollständig gleichgültig. An einem schönen Nachmittage durfte ich wieder aufstehen. Ich wagte mich die Anhöhe hinunter, aber nun begann die Qual, ich konnte nicht mehr hinauf vor Schwäche.

Stunde um Stunde verann, die Sonne sank, es wurde kühl, vergeblich rief ich, niemand zeigte sich aus dem Örtchen, verzweifelt saß ich auf den Chausseesteinen. Was wird werden, wenn ich die Nacht da zubringen muß — dieser Gedanke war sehr unangenehm. Da zeigten sich Kommilitonen, man hatte mein Fehlen bemerkt, sie führten mich hinauf.

Wohl hatte man in den ersten Tagen in der Ferne schießen gehört, aber wir hatten so alle Hände voll zu thun, daß wir auf nichts weiter merkten. Ich erinnere mich aus dieser Zeit noch, daß ich mich, nachdem ein paar Tage und Nächte in tollem Arbeitstrubel vorübergegangen, vom Schlafe überwältigt, in einem Stalle auf die Streu niedergelegt und dort, ich weiß nicht wie lange, geschlafen habe. Da drang die Kunde zu uns, in nächster Nähe habe eine große, entscheidende Schlacht stattgefunden, die Franzosen seien geschlagen, das Heer und Napoleon selber gefangen. Letzteres wollten wir nicht glauben. Aber bald kamen lebendige Zeugen in solch erdrückenden Massen, daß auch der hartnäckigste Unglauben dahinschmelzen mußte.

Der Rücktransport der Gefangenen hatte begonnen. Zu Tausenden wurden die Franzosen, alle Waffengattungen durcheinander gemischt, weiße, braune und schwarze, von wenigen bayerischen Jägern und Chevaulegers eskortiert, durch Sommauthe getrieben. Noch erinnere ich mich eines riesigen Turko, eines Sudannegers, der ein Zelt auf seinem Kopf mitschleppte; wie lang er es wohl noch mitgeführt haben mag? In Eilmärschen jagten sie durch. Wir erquickten die armen Gefangenen mit Wasser und ihrem eigenen Zwieback von Beaumont her. Wie gierig und dankbar sie darnach griffen! Als wir nach Napoleon fragten, da hieß es grimmig: „Napoleon kaput", mit einer nicht mißzuverstehenden Fingerpantomime um den Hals.

Es galt aus dem Johanniterdepot in Donchery Verbandzeug und Lebensmittel zu holen. Eine Abteilung von uns wurde mit einem Leiterwagen dahin abgeordnet. So kam ich auch nach Bazeilles und Sedan. Das zerstörte Dorf mit den offenkundigen Spuren des schrecklichen Straßenkampfes, die Straßen der Stadt gefüllt mit Wagen und Troß von Pferden und Menschen aller Art, die erbeuteten gewaltigen Waffenparks, vor den Thoren die hellfunkelnden Bronzekanonen und Mitrailleusen, die Chassepots wie lange, lange Holzstoßreihen geschlichtet, dazu die rudelweise umherschweifenden Pferde, in Donchery die Häuserthüren vor Hunger benagend und dort in der Wiese die aufgetriebenen Leiber der erschossenen Pferde an den Fabrikrechen hängend

— das sind Bilder, die dem Beschauer unauslöschlich im Gedächtnisse haften.

Auf dem Hauptplatze der Stadt steht in Erz der große Marschall Turenne, seinen Fuß auf eine Kanonenkugel setzend. Mir schien es, als schaute er eben sehr verblüfft und ergrimmt auf das 1. durchziehende preußische Landwehrregiment. Was wollten sie auch, diese bärtigen Gestalten mit ihren schlichten Tschakos, dem schwarzen Kreuze auf dem weißen Grunde? Nichts anders als das Werk zertrümmern, das der Sonnenkönig und seine Helfershelfer so frevelhaft getürmt! Noch heutigentags verdient das Sedaner Leder alles Lob. Ich erstand mir daselbst Stiefletten von einer Unverwüstlichkeit und Güte, wie sie mir in meinem weiteren Leben nie mehr zu Gesichte kommen sollten.

Sehr befriedigt fuhren wir nachts durch den Wald zurück. Da brach ein Rad. Ein Teil mußte nach Sommauthe voraus, um Hilfe zu holen. Indessen blieben wir andere zur Bedeckung bei dem Wagen. Wir hatten in Sedan gehört, es sei nicht sicher in den Wäldern, Franctireurs trieben sich umher. Was mußte auch der Mond so hell scheinen — es dauerte doch eigentlich recht lange, bis sie von Sommauthe mit Hilfe kamen.

Von allen Seiten strömten jetzt Ärzte, Lebensmittelkolonnen u. s. w. herbei. Die Truppen rückten gegen Paris, man sprach von nahem Frieden, das 9. Aufnahms-Feldspital erhielt Befehl, dem I. Armeekorps wieder zu folgen. So wurden die Lazarete in Sommauthe französischen und Schweizer Ärzten übergeben. Herzlich leid that mir ein bayerischer Oberjäger, dem ein Bein amputiert worden war. Er weinte fast, der wettergebräunte Mann, wie er hörte, wir würden ihn jetzt unter den Franzosen zurücklassen. Ob er die Heimat je wieder gesehen hat?

IV.

Der Humor im Felde. — Nach Versailles.

Vom 12. bis 27. September befanden wir uns auf dem Marsche von Sommauthe nach Paris. Wir waren vom besten Wetter begünstigt. So durchzogen wir die wüsten, melancholischen Plateaus und wieder die fruchtbaren Rebengelände der Champagne, die wunderbar lieblichen Landschaftsbilder des Isle de France mit ihrem reizvollen Wechsel von Wiese, Wald, Parkanlagen, aus denen die weißen Schlößchen hervorlugten, belebt von den weithin schimmernden Bändern größerer und kleinerer

Flußläufe. Die reifen, süßen Trauben und die weingefüllten Keller allüberall, die dem Wanderer bereitwillig ihre Labsale spendeten, trugen nicht wenig zur Erhöhung der Lebensfreudigkeit bei. Man hatte das erhebende Gefühl eines stetigen Triumphzuges mitten durch das anmutige Feindesland hindurch.

Hier ist wohl naturgemäß der Zeitpunkt gegeben, kurz des vielen Herzerfreuenden zu gedenken, das das Kriegs- und Lagerleben in seinem Gefolge hat. Dem furchtbaren Ernste des Krieges tritt mildernd und erfrischend der Humor des Wanderlebens zur Seite, das hat wohl neben dem Thatendurst unsere Altvordern schon so unwiderstehlich an den Krieg gefesselt. Die stetig wechselnden Bilder und Personen, der Mangel häufig an dem Nötigsten und der Erfindungstrieb des Menschen, der oft in überraschend grotesker Weise die Bedürfnisse zu befriedigen trachtet, die sprachlichen Mißverständnisse, das naive Ungeschick und der stets schlagfertige Galgenhumor arbeiten rastlos zusammen an dem kaleidoskopartig kommenden und schwindenden komischen, bizarren, lächerlichen Situationen. Das meiste verliert sicherlich durch Wiedergabe allen Reiz, vielleicht läßt sich aber doch einiges davon anschaulich machen.

Nach damaligem bayerischen Herkommen kommandierte nicht wie in Preußen der Oberstabsarzt das Spital, sondern ein Hauptmann. Der unsere war nun zu diesem Zwecke reaktiviert worden. Ein schon älterer Herr, sehr wohlwollend, aber etwas rechthaberisch, auf einem steifen Schimmel reitend — von uns „Schimmel von Bronzell" genannt — machte ihm das Kartenstudium sichtlich Schwierigkeiten. Es kam nicht selten vor, daß wir uns ziemlich verfuhren. Das besserte natürlich die Laune des Höchstkommandierenden nicht. Allmählich glaubten wir den Gradmesser für diese mächtige Gemütseigenschaft unseres Schicksallenkers herausgefunden zu haben. Wir führten, wie schon erwähnt, einen Wagen voll Neudettelsaudiakonissen mit uns. Wie nun der Hauptmann abends sagte: „Sind die Damen schon untergebracht?" dann deutete der Barometerstand seiner Laune auf „rosig". Wenn es lautete: „Wo kommen die Klosterfrauen hin?" das hieß bewölkt und unbeständig!

Abends bei dem Appell fanden allerhand Kundgebungen statt. Eines Tags wurde dann auch das Manifest verlesen, das beim Überschreiten der französischen Grenze von König Wilhelm erlassen worden war. Es begann: „Wir überschreiten heute die feindliche Grenze", nur schade, daß wir bereits mehr als drei Wochen uns in Frankreich befanden. Auch

freie Ansprachen wurden gehalten. Eine davon übertraf alle andern an vielsagendem Lakonismus. Es scheint einmal in einem Dorfe eine kleine Ungehörigkeit dadurch vorgekommen zu sein, daß sich welche unberechtigterweise zur Nachtruhe einiger Matratzen bemächtigt hatten. Dieser Vorfall wurde in folgender Weise markiert und gerügt: „Meine Herren, Leute von Ihrem Bildungsgrade haben nur Stroh zu beanspruchen". Der Kommentar dazu müßte etwa lauten: „Sie wissen als gebildete Leute, daß man sich im Felde mit dem geringsten begnügen muß, daß es das Zeichen gerade des Gebildeten sein muß, stets mit dem guten Beispiel voranzugehen".

Es konnte nicht fehlen, daß solche rednerische Musterleistungen ansteckend weiter wirken mußten. Da nun eines Tages der Zucker ausging, so ermahnte der Quartiermeister väterlich, uns denselben zum Kaffee eben „dazu idealisieren" zu wollen.

Wir hatten einen Fuhrwesenunteroffizier bei unserm Spitale, den Korporal Dreier, einem äußerst urwüchsigen, humoristischen Menschen. Leider soll derselbe später bei der Einnahme von Orleans durch die Franzosen ein jähes Ende gefunden haben. Er blieb seitdem verschollen. Derselbe erfreute sich der Naturmerkwürdigkeit äußerst seltsam zu einander gestellter Füße, die über das erlaubte Maß der Säbelbeinigkeit weit hinausging. So entstand über ihn der Lagerwitz, der K. Dr. hat zwei linke Füße, denn rechte können das ganz unmöglich sein, eine Eigentümlichkeit, die ich übrigens später zu meiner nicht geringen Freude, bei einer Wandfigur der St. Galler Klosterkirche wieder entdeckte.

Die großen Heeresmassen hatten allerhand Kostgänger in ihrem Gefolge. Zu einer etwas bedenklichen Sorte gehörten die sogenannten „Wägelesrussen". Sie gehörten zum Train und entstammten der äußersten Ostmark Preußens. Einst fuhr eine solche Kolonne durch Sommauthe. Wir waren eben bei den Kranken beschäftigt. Wie einer von uns nach einiger Zeit in sein Quartier zurückkehrte, fehlte sein Tornister. Bald machten andere die gleiche Entdeckung. Was war zu thun? Rasch wurde ein berittener Eilbote nachgesandt. Kaum hatte dieser dem zugführenden Offizier den Sachverhalt mitgeteilt, da ließ dieser seine Mannschaft einen Kreis bilden und eröffnete ihr, in fünf Minuten würde er Wagenvisitation halten, auf wessen Wagen sich fremdes Eigentum fände, der würde erschossen. Das wirkte, in Kürze lagen alle unsere Habseligkeiten auf einem Haufen beisammen, es fehlte nicht das Geringste. Die Biedern waren also offenbar in die nächsten besten Häuser hinein-

gelaufen, hatten genommen, was eben dalag, und waren damit davon gefahren.

Der lange Marsch, Wind und Wetter machten unsere Kleidung natürlich nicht besser. Man hatte für ratsam befunden, uns mit braunen Lodenjoppen und entsprechenden Hüten auszustaffieren. Bald zeigten dieselben bedenkliche Risse und Löcher. Nun hatten wir, wo es anging, den Anspruch auf Offiziersteinquartierung. Die guten Leute wunderten sich dann nicht wenig über das stattliche Äußere dieser Offiziere. In Vouziers kam ich mit einem Freunde zu einer alten, reichen Witwe, dem verkörperten ancien régime. Das ganze Haus à la Louis XIV. Die Tapeten voll ritterlich geschmackloser Liebesabenteuer à la Telemaque, gleicherweise Kamine, Fensterrahmen, Zimmerböden, der Garten mit seinen zugeschnittenen Buchsbäumen und Götterstatuen — die weibliche Dienerschaft, ein Exemplar älter als das andere, dazu der uralte männliche Leibbediente der Dame. Ich vergesse nicht das namenlose Erstaunen derselben, wie wir uns als die bewußten Offiziere vorstellten. Und wir hatten uns doch so schön gemacht! Uns gekämmt und die Stiefel geschmiert! Dabei suchten wir sehr geschickt die schadhaftesten Stellen unserer Außenseite mit den Armen zu maskieren. Die Dame murmelte etwas ungläubig: „deux officiers“, was wir sehr eifrig bestätigten. Während des vorzüglichen Soupers präsidierte sie als Ehrendame, der Diener servierte. Wir kamen auf die Politik. Die Dame war Legitimistin und haßte aus vollem Herzen die eben neu verkündete Republik in dankbarer Erinnerung an die „elle a massacrée tous les gens honnêts!“ Nachts schliefen wir auf seidenen Pfühlen wie selige Götter.

In Epernay dagegen, im Hause des Herrn Notaire, trafen wir auf republikanische Gesinnung. Der Sohn des Hauses, Pariser Student, ein liebenswürdiger, junger Mann, wollte eine entente cordiale erzielen. Er meinte, deutsche und französische Jugend seien einig in den Ideen der Völkerfreiheit und der Republik. Bloß die Tyrannen sind's, die die Völker blutig entzweien. Wer malte seine peinliche Verwunderung, als er auf kräftigen Widerspruch stieß, in uns Tyrannensklaven erkennen mußte, die sich ihrer Ketten noch freuen.

Es ist unsagbar, was das deutsche Heer dem trefflichen französischen Rotwein zu danken hat. Wie würde es ohne ihn mit Ruhr und Dysenterie gegangen sein, die trotzdem so grimmig noch hausten. Wie graziös machte es sich, wenn so eine geleerte Flasche in weitem Bogen über den

Wagen ins Feld hinausflog! Weit und breit gewahrte man solche Flaschen auf den Feldern zerstreut. Das muß eine geradezu unzählbare Menge gewesen sein. Einst kehrten wir von einem Gefechte vor Paris mit unserer Ambulanz zurück. Es war mittags, die Hitze groß. Da kamen wir in eines der villengeschmückten Stadtdörfer, vom Kellerloch bis zur Bodenlücke gefüllt mit Württembergern. Es fiel uns das ungewöhnliche Leben auf. Alles war in freudigster Erregung. Bald erfuhren wir auch die Ursache, man hatte ein neues Weinlager entdeckt, viele Tausende von Flaschen. Nachdem sich alles weidlich Gutes gethan, wurde dasselbe versiegelt. Wir verließen den Ort sichtlich gehoben.

Die abgegrabenen Straßen, die quer über dieselben geworfenen Pappelbäume, störten mitunter das friedliche Bild. Doch hatten Bürger und Bauern den ärgsten Schaden bereits wieder gut machen müssen, die Bäume lagen durchsägt beiseite. Die Mobilgarden hatten vor Anmarsch der deutschen Truppen viel Unfug verübt. Gar manches davon mag auch fälschlich auf deutsche Rechnung gesetzt worden sein. Ich hoffe mich nicht zu irren, wenn ich nachfolgendes Begegnis den Bubenhänden dieser disziplinlosen Banden zuschreibe. Es war bei Beauchamps. Wir hatten die Wägen an einem Park aufgestellt. Im abendlichen Halbdunkel durchstreifte ich noch allein denselben. Eine abgelegene Allee führte mich zu einer Rotunde. Die Thüre stand offen. Ich ging die Stiege hinauf. Ein Speisesaal, vollständig gedeckt, lag vor mir. Aber alle Gläser, Teller, Schüsseln, Bouteillen bis zu den Glaskandelabern waren zerschlagen. Dieser Vandalismus ergriff mich ganz unheimlich dämonisch, ich eilte zum Biwak zurück.

Nachdem wir bei Montmirail den vergoldeten Adler auf der Siegessäule bewundert, den der Neffe dem Onkel gewidmet, und bei St. Germain en Corbeil die stattliche, breite Seine passiert hatten, ging der Kolonne Taxis in Longjumeau durch den Fürsten Pleß der Befehl zu, sich vom 9. Feldspitale zu trennen und bei dem Johanniterhauptdepot in Versailles einzufinden. Wie ich einmal diese Thatsache später einem englischen Malteserritter auf sein Befragen auseinandersetzte, da meinte er in seinem gebrochenen Deutsch: „O Longjumeau, das bekennet jedermann!" Meine zahlreiche weitere Familie hatte eine große Zahl ihrer Glieder zum Kampfe gestellt, es wimmelte von ferneren, näheren und nächsten Vettern in fast allen bayerischen Truppenteilen. Häufig wurde mir die Freude zu teil, solche begrüßen zu können oder doch von ihnen zu hören. Das gab dem ganzen Feldzuge etwas Familiäres.

So brachte mir die Gunst des Geschicks einmal (Chagny sur Meuse) den Vetter Artillerieoberlieutenant entgegen, gerade in dem erfreulichen Augenblick, wo wir beide Rasttag hatten und die Offiziere Münchner Bier nachgeschickt erhielten. Der Vetter verteilte, das war natürlich nicht mein Nachteil. Die Batterie hatte die beiden bayerischen Kürassierregimenter zu eskortieren. Von den vier Offizieren der Batterie, mit denen ich einen recht gemütlichen Abend verleben durfte, blieb allein der Vetter am Leben. Noch entsinne ich mich gerne des Hauptmanns, eines ernsten, denkenden Mannes. Er betrachtete das Leben nach Schopenhauer trübe und trostlos, um so rosenroter erschien es einem der Lieutenants. Wie bald sollte sie das gleiche Verhängnis hinwegraffen. Die meisten Vettern kehrten glücklich heim, der eine, der in den Kämpfen bei Orleans später fürs Vaterland fallen sollte, pries mir noch in Longjumeau seine felsenfeste Gesundheit, seine vollste Zufriedenheit, die nahe Aussicht auf das Eiserne Kreuz. Am 24. September trafen wir nachmittags 5 Uhr in Versailles ein, der damaligen Metropole der deutschen Kriegführung.

V.

In Versailles und zurück.

Hier sollte sich unser Leben ganz anders wie früher gestalten. Nachdem wir die Wägen abgeladen hatten, wurden wir mit der Magazinverwaltung des Johanniter-Hauptdepots betraut. Wir unterstanden nun der Oberaufsicht des Grafen Görz. Von allen Seiten strömte sie herbei, die unendliche Gabe. Es füllten sich die Räume mit endlosen Stößen von Leibbinden, Verbandzeug und den verschiedensten Formen von sogenannten Liebesgaben. Wir sollten jetzt etwas von der Wandlung an uns selber erfahren, die gerne eintritt, wenn der Arme auf einmal zu Besitz kommt. Ich sehe ihn noch vor mir den Grafen Görz in seiner geschmackvollen Infanterieuniform, übrigens ein sehr feiner, weit gereister Herr mit nicht zu verkennender norddeutscher Aussprache, wie er mit sichtlichem Wohlgefallen die gefüllten Räume musterte und meinte: „Meine Herrn, man könnte förmlich geizig werden, wenn man so ein recht volles Magazin vor sich hat“. Manche Bibliothekare sollen es am liebsten so mit ihren Bibliotheken halten. Unsere erste und hauptsächlichste Aufgabe bestand nun darin, an die verschiedenen Spitäler in der Stadt das Gewünschte zu verabreichen. Der eine Teil suchte

aus, der andere beförderte nach den verschiedenen Seiten hin. Bald ergaben sich Schwierigkeiten mit den „Liebesgaben".

Einen sehr erheblichen Teil derselben bildeten die Zigarettenkisten und Kistchen in allen möglichen Größen, sie füllten allein einen stattlichen Raum. Dieselben wurden nun für die Rekonvalescenten an die Spitäler verabreicht. Aber bald kamen Klagen. Manche Ärzte erklärten ihre Qualität geradezu für schädlich. Da wurde uns eine neuere, vaterländische Thätigkeit zu teil. Graf Görz meinte: „Meine Herrn, opfern Sie sich fürs Vaterland und rauchen Sie sämtliche vorhandene Kistchen an. Das war eine weit schwierigere Arbeit, wie man wohl glauben möchte, manchmal wörtlich im Schweiß des Angesichtes. Es ergab sich, daß unter sämtlichen vorhandenen Beständen nur sehr wenige Kistchen sich befanden, deren Inhalt man im Vaterlande per Stück mit 2 bis 3 Kreuzern (6 bis 10 Pfennig) bezahlt hätte. Und wie prächtig waren diese Kistchen oft äußerlich ausgestattet! Wie prangten darauf die Namen der wohlthätigen Vereine, des Turnvereins in X., des Gesangvereins in J., die die Brüder im Felde mit dieser wertvollen Gabe erquicken und erfreuen wollten. Kein Zweifel, die Leute meinten es gut, sie haben sicherlich ihr gutes Geld dafür bezahlt; es warf nicht eben das beste Licht auf die geschäftlichen Gepflogenheiten der Tabakverkäufer.

Daneben hatten wir noch eine zweite Aufgabe zu erfüllen, die uns weit lieber war, weil sie mit unserm früheren Berufsleben in Fühlung stand. Wenn Ausfälle gegen Versailles hin stattfanden, dann sollten wir mit unseren Wägen hinfahren, um die Verwundeten zu holen und in die Spitäler zu verbringen. Da erinnere ich mich noch besonders lebhaft des Ausfalls bei L'Hay (30. September). Schon seit länger vernahm man anhaltenden Kanonendonner, wir hatten Marschbereitschaft. Endlich, früh 7 Uhr, rasselten wir hinaus. Es war herrliches Wetter und Samstag. Wie wir auf das Gefechtsfeld kamen, war der Kampf bereits beendet, die Franzosen hatten sich zurückgezogen. Da standen schon in langen Reihen die französischen Ambulanzen von Versailles, prächtig ausgerüstet, ganz anders wie wir mit unseren unscheinbaren, meist aber sehr malerischen Wägen. Aber die armen Franzosen durften nicht vor aus guten Gründen, man traute ihnen nicht. So ward uns die ehrende Aufgabe zu teil, das Gefechtsfeld nochmals abzusuchen und die verwundeten Franzosen zur französischen Vorpostenkette zu verbringen. Es war zu dem Zwecke ein mehrstündiger Waffenstillstand vereinbart worden. Die Mittagssonne meinte es recht gut, wir suchten in den Weinbergen;

eben streckte ich meine Hand nach einer prächtigen, schwellenden Traminertraube zur Erlabung, da traf mich ein scharfer Leichengeruch. Er kam von einem toten Zuaven. Die Traube blieb ungekostet, aber den Yatagan des Getöteten nahm ich zu mir. Er war noch nie gezogen worden. Das Zuavenregiment hatte zur römischen Besatzung gehört und eben seine erste Feuerprobe bestanden. Dieser Yatagan mit einer Mitrailleusenpatrone und zwei Ouizetteln von der Ehren-Ollivierschen Volksabstimmung (9. Mai) her, einem Elsässer Mairiedepot entnommen, wo sie noch zu Hunderten lagen: das waren und blieben meine Trophäen alle!

Am Fuße einer Schanze bei Villejuif übergaben wir den Franzosen ihre Verwundeten. Offiziere und Ärzte empfingen uns mit echt französischer Höflichkeit. Die Sache hatte sich doch etwas verzögert. Kaum daß wir mit unseren Wägen bei der deutschen Vorpostenkette angelangt waren, da fiel auch schon aus dem Fort der erste Kanonenschuß. Nachts $10^1/_2$ Uhr kamen wir wieder in Versailles an.

Die Stadt wimmelte von Soldaten, es lag damals das Posener Armeekorps, verwiegend Polen, dortselbst. Der Kronprinz befand sich seit länger schon in Versailles, am 5. Oktober traf auch König Wilhelm ein. Es war ein eigentümlich kriegerisch-ernstes Bild, diese Einfahrt des Königs, nichts von Schaugepränge, das Militärisch-Geschäftliche waltete vor. Die allzeit neugierigen Franzosen hatten sich in Menge eingefunden. Die Feldgendarmen machten Platz. Unter Kavalleriebedeckung fuhr die Wagenreihe auf, von der Feldmusik stürmisch begrüßt. In fünf Minuten war alles vorüber.

Wie prächtig nahm sich dagegen die Revue aus, die der Kronprinz am 16. September auf dem Schloßplatze vorgenommen hatte. Die Franzosen machten große Augen, sie imponierte ihnen sichtlich. Aber eines erregte ihre Heiterkeit und ein anderes ihren Grimm. Wie die Truppen im Stechschritt defilierten, da ging ein vernehmliches Kichern durch die Reihen der Zuschauer, aber sofort wandelte es sich in stille Wut und halb unterdrückte Zornesausbrüche, als die Musikbanden die „Wacht am Rhein" anstimmten. Die Deutschen wußten das recht gut und thaten ihnen deshalb bei jeder Gelegenheit den Gefallen. Der jedesmalige plötzliche Gesichtsumschlag von Neugierde in Zorn wirkte gar zu komisch, es war, wie wenn man an einem Mechanismus gezogen hätte.

Wir hatten Quartier mit Verpflegung. Mein erster Quartierherr gab uns zwei in ein Restaurant. Wir waren dort recht zufrieden, unser Franzose um so weniger. Täglich kam er mittags und bezeugte uns

seine Abgeneigtheit, ferner für uns Zahlung zu leisten. Wir versicherten ihm tagtäglich, es wäre uns ganz gleichgültig, er möge nur auf der Mairie unsere Umquartierung bewirken. Wir hatten die Genugthuung, daß eben anwesende Franzosen stets für uns Partei nahmen und mit Freude dem unmutigen Mittagsgaste schon entgegensahen. „Er kommt, er kommt“, hieß es, schon von Ferne machte er zornige Gesten, neben dem Tiefenthaler Maire der einzige unhöfliche Franzose, der mir begegnete. Übrigens schmeckte es uns trefflich, wir aßen die lieben Moutons in allen Tonarten, vom Beefsteak angefangen bis zum boeuf à la mode. Die Franzosen verstanden es meisterlich, mittelst Säuren diese Geschmackstäuschung herbeizuführen.

In unserer zweiten Wohnung standen uns ganze Zimmerfluchten zur Verfügung, hochfein eingerichtet. Unser höflicher Gastfreund erkundigte sich tagtäglich nach unseren Wünschen. Das Boudoir enthielt die köstlichsten Wohlgerüche: fluor des roses, des violettes u. s. w. Es machte sich köstlich, wenn wir uns spaßhalber parfümierten, und ich dazu meine Sedaner Stiefeletten mit herrlicher Glanzstiefelwichse putzte. Das Stiefelputzen wurde mir eine Art Leidenschaft, ich vermißte es später zu Hause geradezu, diese lieb gewordene Beschäftigung. Überhaupt wurden wir fast nobel, ich erstand mir meinen „Versailler Flaus“, ein eigentümliches jackettartiges Kleidungsstück, grün-blau-schwarz großkariert, er erregte billiges Erstaunen bei meiner Rückkunft und diente mir noch lange als äußerst lieber Hausrock.

Es fehlte daneben nicht an Zeit, uns Stadt und Umgebung eingehend zu betrachten. Die Stadt mit ihren 32000 Einwohnern, die für 100000 zur Genüge Platz gehabt hätte, das einzig-artige Schloß, die weiten Plätze, die stattlichen Kasernen, der Riesenpark — lauter Zeugen geschwundener Größe. Ein „unvergängliches“ Denkmal, wie der Sonnenkönig geglaubt haben mag, verödete sie während der Revolution, die Napoleoniden ließen sie absichtlich verkommen, die Erinnerungen an das „alte, königliche Frankreich“ machten sie ihnen unbequem. Wäre nicht der Kriegslärm gewesen, das ferne Grollen vom Mont Valerien, das durch die klaren Herbstlüfte herüberdrang, man hätte sich in eine verwunschene Rokokoidylle hineinträumen können. Wie lieblich erging's sich in der Morgenkühle im endlosen Parke mit seinen gewaltigen Fontänen, Kanälen, Bassins. Leider sprangen die Wasser nicht. Dagegen benützten die Franzosen die augenblickliche Herrenlosigkeit reichlich, um dem Sporte des Fischens zu huldigen. Doch dauerte diese Herrlichkeit nicht lange.

Unvergeßlich bleibt mir der Feldgottesdienst am 2. Oktober inmitten des Parkes. Die schattigen Bäume, die lachende Sonne, die Heldengestalt unseres Kronprinzen, sein sonorer Gruß: „Guten Morgen, Kameraden", dem das tausendstimmige: „Guten Morgen, Königliche Hoheit" der Karrees entgegenschallte, die langgezogenen, ergreifenden Töne des Chorals weithin durch die klaren Lüfte getragen, die warmen, patriotischen Worte des Feldpredigers — das alles bot ein einzigartiges, ergreifendes Stimmungsbild.

Ich durchging die öden Säle des Schlosses, die in endlosen Wiederholungen die Vergötterung Louis' XIV. von Decken und Wänden strahlen. Ich mußte am meisten darüber staunen, wie der König die Geschmacklosigkeit einer solchen Monotonie naiver Selbstvergötterung zu ertragen vermochte! Teilweise waren die Wände zur Hälfte mit Brettern verschlagen, auch Teile der Gemäldegalerie hatte dies Geschick getroffen. In diesen luftigen Räumen hatte man ein großes Spital etabliert. Welch ein Kontrast, wenn so ein Lebrunsches Schlachtenbild oder dasjenige des Einzugs Louis' XIV. in Straßburg, das die ganze Dreifaltigkeit dem König zu Ehren sich vom Himmel herabsenken läßt, auf die Kranken und Verwundeten heruntersah. Mußten nicht diese jetzt noch leiden um der Ruhmsucht desjenigen willen, der längst vor seinem Richter steht?

Der vergoldete Krönungswagen Napoleons I. in der Remise des Trianons, wie erscheint er doch so vergilbt und altersschwach, der Park des Cerfs Louis' XV. mit der Holländerei, das Trianon Louis' XVI., Marie Antoinette, welche Erinnerungen grausigen Frevels und blutiger Sühne rufen sie wach? Von der Terrasse des Schlosses in St. Germain en Lay war uns ein herrlicher Blick auf die Forts gegönnt, in äußerster Ferne dunkelte Paris, die Stadt wohl, die der modernen Welt am meisten schon geschadet hat und die wie keine andere die Bewunderung der Welt genießt.

Man glaubte im Oktober den Frieden nahe. Eine ernsthafte Erhebung Frankreichs erschien unmöglich. Wohl hörte man von Truppenansammlungen im Süden. Man glaubte es mit Mobilgarden zu thun zu haben, die das Korps von der Tann mit leichter Mühe zerstreuen könnte. Wir lachten über die Leichtgläubigkeit der Franzosen. Bald standen sie da, bald dort in Scharen beisammen, heftig gestikulierend, angeblich, weil von da her das Entsatzheer herbeiziehe. Die Zukunft sollte zeigen, daß diese Gerüchte nicht so grundlos waren, wie sie damals erschienen. Wir glaubten, unsere Pflicht gethan zu haben.

Wir fragten bei Graf Görz, wir ließen indirekt höheren Orts Erkundigungen einziehen, es hieß, der Krieg geht zu Ende, Frankreich ist erschöpft, Paris kann sich nicht länger halten. Das Depot war eingerichtet, die Spitäler versorgt, schon hatten uns die meisten der Unsern verlassen, da kehrte auch ich mit einem norddeutschen Kameraden nach Hause zurück. Noch 14 Tage Frist — wie anders hätte sich wahrscheinlich auch unser Los gestaltet. Nachdem wir den gesprengten Tunnel bei Mongart umgangen, kehrten wir mit Militärzügen über Châlons, Nancy nach Deutschland zurück. Einen letzten Kriegsschrecken erlebten wir in den Vogesen. Wir durchfuhren dieselben nachts. Weithin leuchteten die Wachtfeuer die Bahnstrecken entlang, in den Tunnels brannten Pechfackeln, die Württemberger, zeitweilig zurückkommandiert, bewachten den Bahnkörper. Man sprach von Franctireursbanden, die die Tunnels zu zerstören trachteten. Von Stuttgart aus gingen unsere Wege nordwärts und südwärts auseinander, zurück in unsere Heimat!

Die Verpflegung der deutschen Armee in Frankreich.

Von Wilhelm Deisinger, k. Landstallmeister a. D., damals Tierarzt des General-Gouvernements in Reims.

„Ich denke heute noch, nach 25 Jahren, mit Grauen an die Verpflegung mit Hammelfleisch, das wir im Kriege 1870 zu verkosten hatten; alle Tage Hammelfleisch! Da gehört wirklich ein Magen von doppelt gesteppten Sohlen-Leder dazu, um das auszuhalten!" bemerkt der Lieutenant B., als einmal von der Verpflegung während des Feldzuges die Rede war.

„Ganz recht, Verehrtester!" Auch ich bin kein Verehrer des Hammelfleisches; mir ist ein gutes Stück saftiges Rindfleisch mit einem warmen Meerrettig und eine geschnittene Nudelsuppe — wie Sie wissen — das Allerliebste! Jedoch die damaligen Verhältnisse zwangen uns, zur Verproviantierung mit Hammelfleisch zu greifen, weil die Rinderpest in Frankreich ausgebrochen war.

Vielleicht interessiert es Sie, aus jener Zeit, wo ich als Tierarzt beim General-Gouvernement in Reims verwendet war, einiges über die Verbreitung der Rinderpest und deren Bekämpfung zu hören.

In den alten Papieren und Aufzeichnungen aus dem großen

Kriege 1870, an welchem ich als Nicht-Kombattant teil genommen habe, finde ich folgendes

Kommissorium

für Herrn Bezirks-Veterinär Deisinger von Pappenheim, welcher sich mit einem Dolmetscher morgen den 3. Dezember nach Laon begiebt, um bezüglich der von dort hier eingetroffenen Anzeige, daß unter den Pferden der 12. Munitions-Reserve-Kolonne der Rotz ausgebrochen sei, Recherchen zu pflegen und Nötiges anzuordnen. Sämtliche Zivil- und Militärbehörden, namentlich der kgl. Präfekt und der Orts-Kommandant zu Laon, sind ersucht, denselben bei Ausführung dieses Kommissoriums zu unterstützen.

Dasselbe berechtigt ihn und seinen Dolmetscher zur freien Eisenbahnfahrt, Einquartierung, Requisition von Fuhrwerk und militärischer Bedeckung.

Reims, 2. Dezember 1870.

Das General-Gouvernement Reims.
Der Zivil-Kommissär:
Graf Taufkirchen.

Infolgedessen stand ich am 3. Dezember morgens 5 Uhr, mit meinem Dolmetscher, einem aus Paris ausgewiesenen deutschen Kaufmann, im Bahnhofe zu Reims, um mit einem Proviantzuge um 8 Uhr nach Laon abzufahren und abends 4 Uhr in Laon einzutreffen, eine Strecke, welche sonst in einer Stunde per Bahn zurückgelegt wird. Es war einige Tage nach der Schlacht von Amiens, in den Thälern sollen versprengte Mobilgardisten und Franctireurs besondere Vorsicht für Proviantransporte nötig gemacht haben. Wir hatten aus Reims zwei hochangesehene Männer in blauer Blouse beim Führer auf der Lokomotive und starke militärische Deckung im Zuge.

Am 4. Dezember waren sämtliche Pferde der 12. Munitions-Reserve-Kolonne in Gegenwart des Kommandanten Herrn Neumann und sonstiger Offiziere untersucht und konstatiert, daß von einem Rotzverdachte keine Rede sein könne.

Nachdem jedoch von dem französischen Tierarzte Canon sechs Pferde, als rotzkrank erklärt, getötet worden sind, hat man die Ausgrabung derselben bethätigen lassen und durch Sektionen nachgewiesen, daß auch diese Pferde gesund gewesen sind.

Man hat sich alle Mühe gegeben, den französischen Tierarzt zu diesen Sektionen beizuziehen, allein derselbe hatte längst das Weite ge-

funden — und für die Präfektur und das Kommando in Laon war jede Weiterung gegenstandslos geworden.

Jedoch nicht die Pferde-Krankheiten waren es allein, die wir zu bekämpfen hatten, sondern der Ausbruch der Rinderpest in Frankreich verursachte, wie schon erwähnt, uns die anstrengendste Arbeit, und lasse ich hier einen Bericht folgen, den ich im Dezember 1870 von Reims aus erstattete, aus welchem Sie ersehen werden, welcher Riesenarbeit wir gegenüberstanden.

Zu den schweren Prüfungen, wovon Frankreich heimgesucht worden ist, gehört auch noch, wie beim Beginne des Krieges vorausgesehen werden konnte, die Rinderpest; und die deutsche Regierung für Frankreich hatte sofort die schwierige Aufgabe zu lösen, mit den derselben in einem occupierten Lande zu Gebot stehenden beschränkten Mitteln einer allgemeinen Invasion dieser Seuche, welche recht wohl zur allgemeinen Landeskalamität hätte werden können, entgegen zu treten. Mit Rücksicht auf Dauer und Ausbreitung genannter Seuche, sowie auf den Erfolg der in Anwendung gebrachten Tilgungsmaßregeln kann man sagen, daß deren Tilgung durch Isolierung und Lokalisierung gelungen ist, daß hierdurch die Interessen der landwirtschaftlichen Bevölkerung im allgemeinen nicht gefährdet wurden, und gegen eine weitere Verbreitung rechtzeitig noch die entsprechende Grenzlinie gezogen werden konnte. Ob jedoch die Rinderpest in allen jenen Orten, wo sie zum Ausbruche gekommen, und wo man unter den dermaligen Verhältnissen nicht im stande war, Seuchenherde radikal zu zerstören, für immer getilgt sein wird, dies zu behaupten, möchte ich wohl nicht wagen, weil dieses eine Frage der Zeit bleiben dürfte. Im Departement des Niederrheins hat die Rinderpest über mehr als 80 Orte ihre Ausbreitung gefunden, und unter der Kondominalherrschaft des Krieges und alles dessen, was damit zusammenhängt, und mit Rücksicht auf die Kontagiosität der Krankheit selbst war es nicht möglich, dieselbe im Keime zu ersticken. Einer im vollsten Sinne des Wortes angestrengten und aufopfernden Thätigkeit von etwa 30 deutschen Tierärzten, welche bei Ausführung der Tilgungsmaßregeln ausschließend auf sich selbst angewiesen waren, weil die Behörden eine energische Unterstützung nicht gewähren konnten, weil anzuordnende Maßregeln häufig mit dem Interesse und dem Bedürfnisse der deutschen Armeen kollidierten, weil man auf eine Unterstützung von seiten der Bevölkerung, welche anfänglich an die furchtbare Wirkung der Seuche nicht glauben wollte, und mit den Hauptfaktoren zur Tilgung — der

Evakuierung und Tötung — ebenfalls nicht rechnen konnte, ist es gleichwohl gelungen, die Rinderpest zum Stehen und Verschwinden zu bringen. Eine Verordnung für Elsaß vom 3. Oktober 1870 hatte ausgesprochen, daß der gemeine Wert für die wegen der Seuche zu tötenden Tiere vergütet wird; allein auch für diese Maßregel, welche zur Tilgung der Rinderpest von weitaus größter Importanz ist, weil nur mit der Evakuierung verseuchter Ställe auch zugleich das Hauptmittel für die Tilgung derselben gefunden werden kann, war von seiten der Bevölkerung weder Verständnis noch Vertrauen vorhanden. In den nördlichen Departements Frankreichs ist die Seuche ebenfalls mit größter Heftigkeit aufgetreten, durch die Ausbreitung derselben im Maas- und Moselthal, wo bereits mehrere Dörfer verseucht waren, lag die Gefahr der Einschleppung nach Belgien sehr nahe; denn in Quilly, in den Ardennen, sind 300 Stücke, in Faubourg Mouzon, wo ich Gelegenheit hatte, Tiere in allen Stadien der Krankheit zu beobachten, weil man einfach die Tiere dahinsterben lassen mußte, um der Bevölkerung zu zeigen, daß die von den Kurpfuschern und selbst französischen Tierärzten in Aussicht gestellte Genesung ein Ding der Unmöglichkeit ist, sind mehr als 200 Stücke, in Tremplais und der Umgegend von Mézières Hunderte der Seuche zum Opfer gefallen. Die Provinz Luxemburg, welche von den verseuchten Orten Donzig-Montmedy nur durch einen kleinen Fluß, den Chiers, welcher sich unterhalb Sedan in die Maas ergießt, getrennt ist, war von der Pest am meisten bedroht und doch verschont geblieben; was ebenso in Departements westlich der Ardennen der Fall war. Weder in Sedan noch in den dortigen Schlachtviehdepots für die 3. Armee ist bis Anfang November eine Rinderpesterkrankung vorgekommen; weil jedoch mehrere Departements als verseucht erklärt waren, und der Viehtransport per Eisenbahn prohibiert werden mußte, hat man vor Sedan eine Militärschlächterei eingerichtet, und der Armee gepökeltes Fleisch zugeführt. In Sedan hatte im Schlachtviehdepot für die 3. Armee in einer Anzahl von 2000 Ochsen die Rinderpest am 10. November bereits solche Fortschritte gemacht, daß mehr als 500 Stücke getötet und vergraben werden mußten; die übrigen konnten als Fleisch und gesundes Proviantmaterial der Armee zugeführt werden, während 7000 Zentner Fleisch der Vernichtung übergeben werden mußten. Kaum zwölf Tage zuvor hatte ich im höheren Auftrage in diesem Depot Inspektion gehalten und dieses prachtvolle Schlachtvieh, das samt und sonders aus dem seuchenfreien Belgien geliefert worden war, vollständig intakt befunden. Für die Belagerungs-

truppen um Mézières wurden wenige Tage vor dem 10. November ca. 300 Ochsen nach Boulzicourt geliefert, und von dieser Zahl etwa 100 Stücke über den Bedarf wieder nach Sedan und in den Stapel zurückgebracht. In die Militärschlächterei zu Boulzicourt wurde gesundes Vieh aus Orten, wo die Rinderpest bereits herrschte, geschmuggelt, durch solches Vieh das Kontagium eingeschleppt, auf die Sedaner Ochsen übertragen und durch diese ins Depot nach Sedan selbst gebracht. Boulzicourt hat seinen schönen, bedeutenden Viehstamm durch die Pest ebenfalls verloren. Durch die Verbreitung der Pest über Balan, Bazeilles nach Mouzon, genau in der Richtung der Etappenstraße und der belgischen Grenze entlang, hatte die Regierung Belgiens Veranlassung genommen, durch Aufstellung eines Sanitätskordons gegen die als verseucht zu betrachtende Grenze dem Eindringen der Pest zu begegnen; durch Aufstellung von Tierärzten zur genauen Überwachung des Gesundheitszustandes der Tiere daselbst hat man in ganz richtiger Würdigung der Lage dafür Sorge getragen, den etwa ungebeten erscheinenden Gast an erster Stelle zu empfangen und zu vernichten. Wie umfassend diese Anordnungen waren, möge daraus hervorgehen, daß unter den Warensendungen in der Hülle giftfangender Stoffe, selbst der in Körben und in Stroh gebettete Champagner an der Grenze zurückgewiesen wurde. Durch Prohibierung des Eingangs bei Warensendungen mögen allerdings die Handelsbeziehungen in etwas empfindlicher Weise berührt werden, allein diese Schwierigkeiten dürfen hier nicht in Betracht gezogen werden, am allerwenigsten aber dürfen sie jenen Maßregeln entgegentreten, durch deren Nichtbeachtung dem Lande die traurigsten Verluste zugefügt werden können. Von Sedan aufwärts nach Glies, Boulzicourt, Rethel, Launois, ganz der Eisenbahnlinie folgend, hat die Rinderpest ihr Zerstörungswerk vollendet. Departementstierarzt Rüffer hat mit Zuziehung eines französischen Kollegen die Sache in der Richtung gegen Reims geleitet, und wird demnächst nach beendigter Desinfektion der verseuchten Orte seine Thätigkeit beschließen. Als ein weiterer Vermittlungspunkt für die Pest, als zweiter Seuchenherd in anderer Richtung muß Châlons genannt werden. Schon Ende September ist daselbst unter 800 Ochsen des Schlachtviehdepots die Pest ausgebrochen und hat mit solcher Rapidität um sich gegriffen, daß dieser kostbare Proviant für die 4. Armee ebenfalls vollständig vernichtet werden mußte. Von den in einem ziemlich weit entfernten zweiten Depot aufgestellten Kühen, an der Zahl 300, konnten kaum noch 50 Stücke verwertet werden, so hatte hier in kürzester

Zeit die Pest gewirtschaftet. Von Châlons aus, der Etappenstraße und Bahnlinie folgend, hat sich die Krankheit in 14 Gemeinden verschleppt, und in 81 Gehöften mit 415 Rindern sind mehr als 300 Stücke der Seuche erlegen. Konstatiert muß hier werden, daß einzelne Stücke in verschiedenen Gehöften durchgeseucht haben und ebenfalls viele intakt geblieben sind. Von Châlons ausgehend hat die Pest ihren Weg nach Alize, Avenai, Bisseuill, Maussi, Pierry, Ay und Chouilly gefunden, allein hier zum Stehen gebracht. In nächster Nähe von Chouilly an der Hauptstraße nach Chalons sind von unseren Truppen acht Viehstücke als krank getötet und verlocht worden, eine weitere Anzahl von Kühen wurden im Dorfe zur Tränke und damit auch die Pest hinein gebracht. Die ganze südliche Hälfte des Dorfes wurde verseucht, mehr denn 100 Stücke sind gefallen, und auch hier habe ich konstatiert, daß in Ställen, wo alles Vieh ausgestorben, einzelne Stücke durchgeseucht hatten und viele intakt geblieben sind. Kreistierarzt Knur aus Aachen und der französische Tierarzt Amygnon werden demnächst auch hier die Desinfektion zu bethätigen haben. Die Stadt Reims wurde von der Seuche ebenfalls heimgesucht; die Fälle sind vereinzelt, und durch sofortige Tötung wurde stets rasche Hilfe. Dem französischen Tierarzt Mauclérc waren alle amtlichen Funktionen übertragen. In Epernay selbst kam die Seuche nicht zum Ausbruche. In Blivote sind seit drei Wochen weitere Erkrankungen nicht vorgekommen und ist hier, wie in Choully Tierarzt George mit dem Desinfektionsverfahren so ziemlich zu Ende. Als einen weiteren Verbreitungspunkt für Rinderpest darf man Nogent, nächste Bahnstation über Chateau Thierry, bezeichnen. Hier mußten 300 Ochsen, pestkrank, getötet und vergraben werden; in dem nahegelegenen Saacy brach sofort die Pest aus, und in Laferté sous Jouarre hat dieselbe kein Stück verschont und 250 Häupter hinweggerafft. Ein Lieferant hat von Nanteuil aus auf dem Transporte von Schlachtvieh nach Meaux unterwegs 27 Stücke verloren, welche pestkrank verendet, auf und neben der Straße liegen geblieben, zur Verbreitung der Seuche nach Meaux das möglichste geleistet haben, und wodurch Trilport, Etamps, Montmirail ebenfalls verseucht wurden. Die energische Thätigkeit des französischen Kollegen Beaucler in Laferté hat hier die Seuche zum Stehen gebracht und ein weiteres Vordringen derselben verhindert. Die Linie Soissons-Damartin ist mit Ausnahme von Montagny von der Seuche verschont geblieben; hier soll eine Rinderpesterkrankung konstatiert worden sein durch französische Veterinäre; bei unserem Besuche in genanntem Orte

war nichts von Rinderpest zu konstatieren und ist dieser Fall vereinzelt geblieben. In St. Cyre bei Versailles ist die Seuche in einem Gehöfte am 18. November zum Ausbruche gekommen, allein wie wir in den letzten Tagen gesehen haben, ist seitdem eine Weiterverbreitung nicht erfolgt. Dies in sehr allgemeinen Umrissen ein Bild von dem Seuchengange in Gouvernement Reims und seinen Departements. In einem Erlasse des General-Gouvernements Reims d. d. 18. Oktober 1870 „Décret concernant la peste bovine" sind konform mit dem Gesetze vom 30. Juni 1866, in 38 Artikeln Vorschriften zur Tilgung der Rinderpest gegeben, und hierbei die Ersatzleistung für das zu tötende Vieh zu drei Vierteilen des gemeinen Wertes nach jeweiliger Schätzung und nach Beendigung der Seuche mittelst Umlagen auf das Departement speziell normiert worden. Zu jener Zeit, wo durch schnelle Evakuierung mittelst der Tötung die Seuche hätte noch beschränkt werden können, war von seiten der Viehbesitzer für diese Ersatzleistung auch nicht das mindeste Vertrauen zu finden, dieselben widersetzten sich mit aller Energie der Tötung des in verseuchten Gehöften nur verdächtigen, allein scheinbar gesunden Viehes; hierdurch und weil ihnen von Kurpfuschern und selbst französischen Tierärzten plausibel gemacht worden war, daß die Krankheit lediglich ein bösartiges Katarrhalfieber und heilbar sei, rechneten sie auf Heilung und erkannten nur zu spät die Täuschung und die verheerende Wirkung der Seuche, durch welche so schnell ihre Ställe entvölkert worden sind. Der Umstand, daß einzelne Viehstücke die Seuche überstanden haben und andere von derselben verschont geblieben sind, ist dem Tilgungsverfahren sehr hindernd im Wege gestanden: Verfügte Stallsperre wurde nicht beachtet, eine Ortssperre, eine Aufstellung von Wächtern, ein Einsperren des so zahlreich vorhandenen Geflügels, der Hunde, Katzen war nicht zu ermöglichen; an eine Inhibierung der Rindviehgespanne und eine Aufstellung von sogenannten Räucherhütten zur Desinfizierung des Personals, an die Bildung eines Seuchebezirkes gar nicht zu denken. Die vielfach vorgenommenen Requisitionen von seiten des Militärs, häufig wechselnde Einquartierungen, Dienstleistungen durch Pferde aus verseuchten Gehöften, dies alles hat der Ausbreitung der Rinderpest wirklich nicht entgegen gearbeitet; der vollständige Mangel an Sicherheitsorganen, der schlechte Wille der Maires und die geringe Zahl der mit Wache und sonstigen Dingen überhäuften Soldaten hat ein exekutives Einschreiten ebenfalls nicht ermöglichen lassen. Nachdem jedoch die Pest in einzelnen Gehöften nun in

wenigen Tagen die Ställe entleert hatte, wurde es auch dem gewöhnlichen französischen Landwirte, welchem in seiner Bewirtschaftung alle Anerkennung gezollt werden muß, ebenfalls klar, daß er gegen einen weiteren Feind zu kämpfen habe; dankbar hat er die Ratschläge angenommen und zur Ausführung gebracht und sich von nun an gehütet, in fremde Gehöfte zu gehen. Durch die an allen Eingangsorten in verseuchte Dörfer aufgestellten Warnungstafeln „Peste bovine", Rinderpest, durch große gedruckte Plakate an verseuchten Gehöften in deutscher und französischer Sprache „Peste bovine Entrée interdite", Rinderpest, Eintritt verboten, durch die Einstellung der Rindviehtransporte, durch beantragte Unterlassung der Requisitionen aus verseuchten Orten und möglichst thunlichste Umgehung von Einquartierung in diesen Ortschaften, ist der Verschleppung der Pest sehr wesentlich gesteuert worden. Wären die Mittel zur Hand gewesen, um das getötete und gefallene Vieh sosofort bezahlen zu können, würde die Pest weder diese Ausdehnung gewonnen, noch so viele Opfer gefordert haben. Der Schaden, welcher zur Zeit kaum annähernd bemessen werden kann, wird große Summen fordern, weil der Durchschnittsbetrag für ein Rind nahezu die Summe von 400 Francs übersteigen wird. Mit dem Eintritte der Kälte und dem starken Schneefall zum Beginn dieses Monats war die Abschwächung des Rinderpestkontagiums faktisch nachzuweisen, und die Natur so gefällig, uns in der Tilgung sehr wesentlich zu unterstützen, denn seit zehn Tagen sind an vielen verseuchten Orten auch die bisherigen Rinderpestnachzügler sehr zurückgeblieben und haben die Desinfektionsarbeiten einen raschen Fortgang genommen. Daß aber unter den gegenwärtig obwaltenden Umständen eine radikale Zerstörung der Seuchenherde, sowie eine vollständige Desinfektion der sogenannten giftfangenden Stoffe nur in etwaiger Einbildung existieren kann, muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden. Im Elsaß soll der Handel mit Häuten und tierischen Rohprodukten erlaubt sein; aus den verseuchten Orten in Frankreich muß eine Anzahl von Häuten ꝛc. ebenfalls in den Handel gebracht worden sein; aus diesem Grunde liegt die Einschleppung des Kontagiums über die französische Grenze hinaus sehr nahe, und wird dieser Umstand allein schon gebieterisch jede nur mögliche Vorsicht fordern. Was bei Ausführung von Maßregeln gegen die Rinderpest die Energie und Tüchtigkeit des hiezu kommittierten Zivil-Beamten zu leisten vermag, was überhaupt durch die persönliche Leitung an Ort und Stelle durch denselben geleistet werden kann, hiervon hat die Thätigkeit des vom

Bundeskanzleramte in Versailles berufenen königl. Landrats Funk aus Schrimm in Posen ein glänzendes Zeugnis gegeben.

Während meiner friedlichen Kriegsfahrten in Frankreich sah ich viel von dem occupierten Lande; ich sah die Verwüstungen, welche der Krieg bei Sedan angerichtet hatte; manches Bild, bei dessen Erinnerung mir heute noch das Herz mit Grausen erfüllt ist; ich sah die großen französischen Städte mit ihren hohen Kathedralen; ich hatte Quartiere in armseligen Bauernhütten; ich war in Versailles, im Hauptquartier S. M. des Königs von Preußen; manche Fährlichkeit im fremden Lande, der Sprache nicht kundig, ist mir zugestoßen, und heute, da ich dieses niederschreibe, zieht in der Erinnerung durch meine Seele manche ernste und heitere Szene.

Eine heitere Episode will ich hier erzählen.

Es war vor Paris. Ich hatte im Kreise von bayerischen Offizieren des 3. Jägerbataillons in Bièvre einen gemütlichen, fidelen Abend verlebt; es war viel erzählt, gelacht und — getrunken worden — dazumal war ich auch um 25 Jahre jünger — und ich begab mich in mein Quartier zurück, das etwa $1^1/_2$ Stunden entfernt war.

Ich schritt — es mochte abends 7 Uhr sein — langsam dahin, die Sterne leuchteten; es war ziemlich kalt. Hie und da hörte man einen Schuß fallen, denn die Franzosen „pulverten" die ganze Nacht darauf los. Ich mochte noch etwa eine halbe Stunde von meiner Wohnung in Versailles entfernt sein, da schallt es auf einmal seitwärts her, hinter einem Erdhügel vor:

„Hoit! (Halt) Werda?" „Gut Freund!" antwortete ich.

„Zum Feldgeschrei vorwärts!" ruft der Mann der Vorpostenlinie.

Ich nähere mich ihm etwas mehr, und wieder ruft er: „Hoit! Feldg'schrei!" Ich wußte, wie das Feldgeschrei hieß, denn es war mir mitgeteilt worden, damit ich die Vorpostenlinie ungehindert als Zivilist passieren konnte.

„Feldg'schrei!" herrscht er mich barsch an.

Ruhig gebe ich das Feldgeschrei ab:

„Flintenschuß und Richard!"

Darauf antwortet der brave Posten:

„Net wahr is! Von heut abends um sechs Uhr an heißt's: „Degenstich und Wolfgang".

„Siehst du, Zivilist, so wie du sagst, hat's gestern bis heute

um sechse g'heißen; dös mußt dir mirken; sunst kummst net ham in dein Quartier".

Es war ein Soldat vom 8. Infanterie-Regiment, ein Passauer, der mir diese Anweisung gab.

„Aber, Sie Achter, dürfen denn Sie mir das Feldzeichen sagen?" entgegne ich — „wenn ich nun ein Franzose gewesen wäre; in Zivil, ein Spion —"

„O mei!" — erwiderte der Brave und betrachtet mich höhnisch von der Seite — „dös hab' ich dir doch gleich ang'sehn, daß du ka Franzus bist — du hast ja deutsch g'redt — und noch dazu — a Spion! Da muß ich aber doch lachen; du, du — und a Spion! O mei Brüderl, du schaust net wie a Spion aus — waßt, da sucht man scho an G'scheidtern raus zum Spion, wie du bist. Geh zu, geh weiter, du warst mir der richtige Spion — grad — du warst der Rechte", und er lachte beinahe Thränen — vor Vergnügen über „an solchenen Spion!"

Ich ging schweigend weiter; ich hatte jetzt doch wenigstens die tröstliche Gewißheit, daß ich nicht leicht für einen Spion gehalten werden würde.

Nach beendetem Kriege wurde mir, der ich damals Tierarzt in Pappenheim war, vom Bundes-Kanzleramt in Berlin eine Lehrstelle an der neu zu errichtenden Universität in Straßburg angeboten — wenn das der brave „Passauer", der Achter-Soldat, erfahren hätte, der hätte geschaut! — ich lehnte jedoch dankend ab.

Im Jahre 1873 wurde ich durch Allerhöchste Gnade zum Landstallmeister in Ansbach ernannt, welche Stelle ich bis zum Jahre 1889 bekleidete, wo ich in den erbetenen Ruhestand trat.

Von seiten des General-Gouvernements, sowie der demselben beigegebenen Herren hatte ich mich vollster Anerkennung meiner Dienstleistungen während der Rinderpest in Frankreich zu erfreuen.

Die durch Erlaß Seiner Majestät des deutschen Kaisers vom 22. Mai 1871 gestiftete Kriegsdenkmünze, welche auch an Nicht-Kombattanten verliehen werden soll, erhielt ich trotz meines mehrmonatlichen Aufenthaltes in dienstlicher Eigenschaft in Frankreich nicht; man hat mich eben wahrscheinlich bei der Austeilung übersehen.

Jedoch, wenn auch kein äußeres Ehrenzeichen meine Brust schmückt, so trage ich doch in mir das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, und das genügt ja doch wohl jedem Manne.

Jetzt, am Abend meines Lebens, 76 Jahre, lasse ich die Erlebnisse während des Krieges nochmals an meinem Auge vorüberziehen und schließe diese schlichten Aufschreibungen mit dem innigen Wunsche:

Gott segne Deutschland!
Gott schirme Kaiser und Reich!

Hinter der Front.

Von R. v. B.

Der in der Front Stehende durcheilt meistens das Schlachtfeld im Vorwärtsdringen, ohne in der Aufregung des Kampfes ein Auge zu haben für die tiefen Spuren, die derselbe gräbt. — Passiert man als Kämpfer das Schlachtfeld in entgegengesetzter Richtung, so bleibt meist noch weniger Zeit, sich den Eindrücken hinzugeben, welche die Walstatt bietet.

Anders war meine Lage im Jahre 1870, indem ich, einige Wochen den deutschen Armeen folgend, Gelegenheit finden sollte, in aller Ruhe solche Eindrücke aufzunehmen und dabei aber glücklicherweise nebst vielen traurigen auch manche heitere Episode zu erleben. So war der erste Anlaß zu meiner Reise ein trauriger: Ein naher Verwandter von mir war bei Sedan schwer verwundet worden, und eilte ich auf diese Nachricht hin über Saarbrücken und Luxemburg nach Libramont in Belgien. Diese kleine Bahnstation war die nächste an der französischen Grenze und somit an Sedan. Es war dies auch der Punkt, an dem die Einwaggonierung jener deutschen Verwundeten geschah, die mit Einwilligung der belgischen Regierung das neutrale Gebiet in der Richtung nach Aachen passieren durften.

Natürlich begegneten mir hier am 8. September schon lange Wagenkolonnen mit Verwundeten, eine Begegnung, die sich bei meiner weiteren Fahrt über Bouillon gegen Sedan noch oft wiederholen sollte.

Im ersteren Orte, der den Namen des berühmten Kreuzfahrers trägt, mußte ich der Pferde wegen kurzen Aufenthalt machen, und benutzte der Wirt die Gelegenheit, das wenig leckere Mahl durch Erzählung der letzten Ereignisse zu würzen, wobei er nicht müde wurde, auf den

interessanten Umstand aufmerksam zu machen, daß wir an demselben Tische säßen, an dem vor wenigen Tagen Exkaiser Napoleon mit seinen Begleitern das Frühstück genommen.

Je mehr wir uns Sedan näherten — meine zufälligen Reisegefährten waren neugierige Belgier — desto mehr häuften sich die Anzeichen der großen Schlacht, die hier vor acht Tagen geschlagen worden war. In allen Orten, die man passierte, waren Ambulanzen etabliert, in La Chapelle außer der französischen auch eine freiwillige holländische — seitwärts der Straße sah man auf den Feldern herrenlose Pferde herumirren, der Weg selbst war mit Tornistern und Helmen bedeckt. Dies war besonders auffallend nächst Givonne, wo die Straße tief eingeschnitten war und das XII. Korps beim Passieren dieses Hindernisses viel Leute verloren hatte. Alle Helme zeigten den Stern der Sachsen.

Zwischen den frischen Gräbern, die man da und dort sah, lagen haufenweise die aufgelesenen Gewehre und Rüstungsteile, nicht einmal bewacht, jeder Schlachtenbummler nahm sich ungestört ein Andenken; am Verscharren der Pferdekadaver wurde noch immer gearbeitet.

Mit Einbruch der Dunkelheit passierten wir ohne irgendwelche Kontrolle das Festungsthor von Sedan und hielten nach einigen schmalen belebten Straßen vor einer Winkelkneipe, in der wir absteigen mußten, denn die Hotels waren von deutschen und auch verwundeten französischen Offizieren in Anspruch genommen.

Mein erstes war nun natürlich, nach meinem Verwandten zu fragen, und als ich zu diesem Zweck einen höheren preußischen Offizier (es war Oberst von Knobelsdorff) ansprach, war dieser so freundlich, mich ins Hotel Europe mitzunehmen, wohin er eben zum Speisen ging und alle auskunftsfähigen Personen ebenfalls zu kommen pflegten. Mein Mann: Graf Sierstorpf von den Johannitern fand sich bald ein, und gab mir nach seinen Notizen die Auskunft, daß der Gesuchte in der Filature von Remilly liege. Also mußte wegen der Entfernung und des späten Abendstunde der Besuch auf den andern Tag verschoben werden.

Der Abend verlief unter interessanten Mitteilungen sehr rasch und endete mit der für mich angenehmen Entdeckung eines Verwandten, der mir das gerne angenommene Anerbieten machte, andern Tags zu ihm überzusiedeln. Er war Hauptmann in einem der vier rheinischen Landwehrbataillons, die nebst einer Eskadron Ulanen und etwas Fußartillerie — nach Abmarsch der Armeen die einzige Besatzung von Sedan bildeten.

Die deutschen Truppen waren längst über Reims hinaus, und auch die 21. Division, die das Abrücken der Gefangenen überwacht hatte, schon fortmarschiert.

Andern Tags war meine Übersiedelung in das Haus an der Place Turenne bald vollzogen, und unmittelbar darauf ritt ich mit meinem Freunde durch die Vorstadt Torcy nach Remilly. In der Spinnerei angelangt, erhielt ich die betrübende Nachricht, daß mein Vetter in der Nacht seiner schweren Wunde erlegen war. Wenigstens hatte ich noch den Trost, ihn zu sehen und seine letzten Aufträge aus Freundeshand entgegenzunehmen. (Bevor ich die Beschreibung des Feldes beginne, bitte ich, mir einige Augenblicke auf dem Plan zu folgen.) Erst auf dem Rückwege von Remilly ließ ich mir Zeit, meine Blicke über das Schlachtfeld gleiten zu lassen. Die Straße, die wir verfolgten, zieht sich längs der Bahn am linken Maasufer hin. Der Fluß selbst war durch teilweise Verwertung der Schleusen, doch nicht sehr wirkungsvoll gestaut, und nur das Vorterrain der südlichen Enceinte von Torcy inundiert. Der Bahndamm zeigte deutliche Spuren, daß er bald den bayrischen Jägern als Deckung, bald der Artillerie als Fahrweg gedient hatte. Die Straße war hier hauptsächlich mit französischem Gepäck bedeckt, welches auf den eiligen und ungeordneten Rückzug in der Nacht vom 30. zum 31. schließen ließ. Auffallend und charakteristisch war das häufige Vorkommen von Fischereigeräten in den Tornistern der Mannschaft — die geträumte Muße zum Fischfang war ausgeblieben.

Nachdem mich die Durchführung einiger nachträglichen Anordnungen noch eine Zeit lang in Sedan festhielt, so hatte ich Gelegenheit, in einer Reihe von Ausflügen das ganze Schlachtfeld kennen zu lernen.

Bevor ich Sie wieder vor die Thore der Stadt führe, einige Worte über diese selbst:

Sedan ist ein freundlicher Ort von 17 000 Einwohnern, durch Tuchindustrie berühmt. Die Stadt ist mit weitläufigen Vaubanschen Befestigungen umgeben, ohne Außenforts, im Norden der Stadt erhebt sich die Citadelle. Von mehreren Seiten kann Sedan mit weittragenden Geschützen wirksam beschossen werden, besonders von den südlichen Höhen bei Frénois und Wadelincourt, wo denn in der That deutscherseits eine Masse verderblich wirkender Geschütze aufgefahren worden waren. Die Baulichkeiten der Stadt haben einen ganz großstädtischen Charakter, auch finden sich in der Umgebung eine ziemliche Anzahl von Villen und Schlößchen, in denen die reichen Fabrikanten den Sommer zuzubringen pflegten.

Der Hauptplatz der Stadt ist mit dem Standbild des Marschalls Turenne geschmückt, der hier geboren ist und dem Platz den Namen gegeben hat. Dieser bot in diesen Tagen ein immer wechselndes, lebhaftes Bild. Transporte von gesunden und kranken Soldaten, von eingelieferten Waffen und Material aller Art, dazwischen ein Streifkommando, das ein paar finster dreinblickende Blousenmänner als „Franctireurs" eingefangen hatte, folgten noch aufeinander. Vor den nahen Caféhäusern saß der brave „Bourgeois" bei seinem „shop" oder „absinth" und besprach mit seinesgleichen die Situation, wobei der Refrain: „à la guerre comme à la guerre" eine große Rolle spielte. Die Stadt hatte übrigens ihre gewöhnliche Physiognomie wieder angenommen, die Gewölbe waren alle geöffnet und der Verkehr ein lebhafter. Auffällig war, daß Hausthüren und Fensterläden im Parterre alle benagt waren. Dies kam daher, daß viele französische Kavalleristen ihre Pferde schon am 31. einfach an den Thür- und Fensterhaken angebunden hatten, ohne sich weiter um selbe zu kümmern, sodaß die armen Tiere zunächst das Holz benagten, endlich sich gegenseitig die Mähnen abfraßen. Daß Soldaten, die ihre Pferde im Stich ließen, es ebenso mit den Waffen machten und schließlich ihren Offizieren die Zigarre aus dem Mund nahmen, um die eigene anzuzünden, darf nicht mehr wundern. In der Citadelle sah man noch ganz andere Züge von Disziplinlosigkeit; nicht nur, daß die Soldaten die Magazine erbrochen, die Vorräte geraubt, und den Rest verunreinigt hatten (wobei Fässer eine besondere Anziehungskraft geübt), sie hatten auch über die Feuergruben die Bajonette gelegt, damit die Kochkessel besser stünden. Daß eine Armee mit solchem Geiste kapitulieren mußte, wäre auch ohne die zwingende Einschließung der Deutschen erklärlich gewesen. Von der Place Turenne aus führt eine schöne Steinbrücke über die Maas; hier war den ganzen Tag eine schaulustige Menge versammelt, die mit Interesse den Arbeiten deutscher Soldaten folgte, die hier in Kähnen der Fischerei oblagen. Man wußte nämlich, daß von den Franzosen hier zwei Adler und eine Kriegskassa ins Wasser geworfen worden waren, und da hatten sich die Soldaten aus je vier Yatagans, deren Klingen gebogen wurden, große Doppelangeln gemacht, und fischten unverdrossen drauf los, häufig enttäuscht, wenn ein Gewehr oder ein paar Füße in roten Hosen zu Tage kamen; aber endlich sollen doch die Adler wenigstens gefunden worden sein. Gleich zur Linken über der Brücke ist die große Kavallerie-Kaserne, ich glaube für sechs Eskadrons berechnet. Die Stallungen alle mit der Überschrift „à 13 chevaux",

eine Unglücksziffer, die hier für die französischen Reiter ihre Bedeutung bekommen hatte. Jetzt waren die Ställe mit Beutepferden besetzt, und bildete ein Stall das Eigentum je einer Infanterie-Kompagnie; jeder Offizier war natürlich beritten, und Kompagnie-Equipagen waren einige vorhanden. Trotzdem sich alles so reichlich vorgesehen hatte, waren in der Reitschule noch über 100 Pferde zur Disposition, und wurde auch mir von diesen eines zur Verfügung gestellt.

Von der Kaserne weiter schreitend, kommt man in die Vorstadt Torey, wo auf einem großen Platze ein riesiger Geschützpark aufgehäuft war: circa 350 Feldgeschütze (inklusive 70 Mitrailleusen) und ein Teil der Festungsgeschütze von Sedan; mehrere von diesen waren auf den Wällen geblieben und von den Deutschen in Position gebracht worden, andere lagen in den Festungsgräben, wo hinab auch ein paar Mitrailleusen gestürzt worden waren, ein Beweis, daß es zu einer hartnäckigen Verteidigung des Platzes nicht gekommen wäre.

Außerhalb der „Porte de Paris", durch die man hier die Stadt verläßt, und an welche sich die Erinnerung von dem Beginn der Kapitulationsverhandlungen knüpft, ist der Bahnhof; er ist wenig beschädigt und wurde bald wieder in stand gesetzt. Die Straße steigt über einen Rücken und fällt dann wieder gegen Donchery. Auf dem Rücken selbst, der nördlich gegen die Maas verläuft und von einer Krümmung derselben wie eine Halbinsel eingeschlossen ist, liegt das Schlößchen „Bellevue", wo am 2. September Napoleon dem König von Preußen seinen Degen übergab.

Dieses denkwürdige Ereignis hatte für den Besitzer die unangenehme Folge, daß die Tapeten der drei Parterrezimmer total verschwanden; sie wurden stückweise als Andenken herausgeschnitten.

Weiter gegen Donchery zu steht an der Straße ein kleines, unscheinbares Häuschen eines Webers; vor diesem fand in der Frühe des 2. Septembers die Zusammenkunft Napoleons mit Bismarck statt.

Der Weber zeigte bereitwilligst die historischen Stühle, auf denen die großen Männer gesessen, bot sie auch zum Kaufe an; sie sahen aber sehr verdächtig neu aus, und soll die echten thatsächlich in den ersten Tagen ein Engländer geholt haben.

Da übrigens die Gegend von Schlachtenbummlern wimmelte, so wird er wohl noch viele „echte" verkauft haben.

Von Donchery nördlich gegen Vrigne aux bois war wenig Auffälliges zu sehen, hier war eben nur marschiert worden, und das tüchtig;

das XI. Korps stand am 31. abends noch südlich von Donchery, das V. gar bei Chevenge, und doch trafen beide Korps am andern Tag rechtzeitig ein, um bei Illy, im Norden von Sedan, das Gardekorps zu erreichen, und so den eisernen Ring (um 2 Uhr etwa) zu schließen, bevor nur ein Durchbruch versucht wurde. Zu spät hatte Graf Wimpffen seine Zuflucht zur Kavallerie genommen. Mit außerordentlichem Ungestüm warfen sich die Regimenter der Kavallerie-Division Margueritte (Chasseurs d'Afrique) auf die heranrückenden deutschen Kolonnen — aber ohne Erfolg. — Meist in entwickelter Linie, seltener in Karrees formiert, empfing die deutsche Infanterie des XI. Korps mit unerschütterlicher Ruhe die heranstürmenden Reiter und trieb sie mit ungeheurem Verlust zurück. Diese hartnäckig wiederholten tollkühnen Attacken waren wohl von dem Glauben beeinflußt, durch einen Durchbruch das schmähliche Schicksal der Armee wenden zu können.

Es zeigte sich hier recht klar die Überlegenheit disziplinierter Infanterie mit guter Schußwaffe gegenüber der besten Kavallerie.

Diese große Attacke hatte noch ein eigentümliches Nachspiel, dessen Zeuge ich wurde; man hatte bei Floing die Kadaver der gebliebenen Pferde vom rechten Ufer aus in die Maas geworfen. Indessen war am linken Ufer ein gleiches geschehen. Dort hatte man auf der vorerwähnten Halbinsel bei Bellevue alle Beutepferde zusammengetrieben, die tauglichen den Truppen übergeben, die untauglichen schließlich en masse erschießen lassen. In der Folge entstund weiter unten bei Iges eine solche Anhäufung von Kadavern, daß sich in der Maas ein förmliches Wehr bildete, das nach und nach beseitigt wurde, indem mittelst Stricken die Kadaver ans Land gezogen wurden, wobei diese oft zerrissen, ein greulicher Anblick. —

Das Plateau von Illy hatten die Franzosen vielfach noch durch Schützengräben verstärkt, jetzt waren dieselben zu Gräbern ihrer Verteidiger geworden, da und dort sah man noch einen Fuß, oder eine Hand herausragen, — die Gefallenen waren eben nur verschüttet worden, erst später wurden sie ordentlich mit Erde bedeckt. Hier oben war auch das oft genannte „Bois de Garenne", an dessen Lisiere so heftig gekämpft worden war. Hier standen die Protzen der Geschütze noch in der Gefechtsposition und erleichterten die Orientierung. Givonne und Daigny, die nun im Kreisbogen folgen, waren schon erwähnt, hier waren neben dem Gardekorps, das die Direktion Illy hatte, die Sachsen vorgegangen. Links von ihnen, bei Lamoncelle, hatte das IV. Korps ge-

gekämpft und anschließend die Bayern bei Bazeilles. Der Schutthaufen, der einmal so hieß, bot einen traurigen Anblick; von den meisten Häusern standen nur die Kamine, in den Ruinen trieben sich verwaiste Kinder herum, die beim Hufschlag eines Pferdes zusammenliefen, um den Reiter anzubetteln. Dabei streckte sich manches Händchen aus, das solches nicht gekannt hatte, bis der Tag kam, an dem die fanatische Teilnahme der Bevölkerung am Kampfe den Eltern den Tod, der Heimat schonungslose Zerstörung brachte.

Es ist Thatsache, daß die Einwohner von Bazeilles, Weiber nicht ausgeschlossen, am Kampfe teilgenommen haben. Daß dann im Schlachtgewühl der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden mußte, und unter den Trümmern manche Großmutter in einer Kellerecke mit ihren Enkelchen verschüttet wurde und erstickte, das sind eben die schrecklichen Folgen des Krieges, die der Soldat verursacht, aber nicht sehen kann und sehen darf. —

Nächst Bazeilles liegt das reizende Schlößchen Monville in hübschem Park — das Schloß war zum Spital, der Park zum Friedhof geworden, in dem besonders bayrische Offiziere lagen, v. Kreß ꝛc. Den Überlebenden wurde dort von seiten einer englischen freiwilligen Ambulanz — einer Herzogin von Hamilton glaube ich — sorgfältigste Pflege zu teil, und wußten die Verwundeten, du Prel ꝛc., die englischen Diakonissinnen nicht genug zu rühmen. Zwischen Bazeilles und Sedan liegt der Vorort Balan, auch dieser zeigt deutliche Spuren des Kampfes; hier war die französische Marine-Infanterie zweimal vorgedrungen und hatte den Bayern jeden Fuß breit Terrain streitig gemacht.

Von Bazeilles aus südlich erreicht man jenseits der Maas die eingangs erwähnte Straße von Remilly, welche am Fuße der Höhen von Frenois hinzieht, welch letztere als bester Übersichtspunkt des Schlachtfeldes den Aufenthaltsort des Königs von Preußen und seines Stabes gebildet hatten; und wäre somit die Rundreise um die Stadt beendet.

Die Zone der Spitäler ist übrigens mit den genannten Orten nicht erschöpft, auch in Douzy und Mouzon, also meilenweit entfernt, lagen Hunderte und Hunderte beider Nationalitäten. Die Szenen, die sich da in den Notspitälern abspielten, spotten jeder Beschreibung; gar, wenn eine der chirurgischen Koryphäen, wie Generalarzt Dr. Nußbaum u. a., eintrafen, da gab es ein wahres Blutvergießen — zehn bis zwölf schwierige Operationen und Amputationen wurden in Zeit von ein paar Stunden durchgeführt, und jeder, der sich da blicken ließ, zu momentaner

Hilfeleistung herangezogen. Hier zeigte sich eine Wahrnehmung, die alle Hilfsvereine, Marianer oder sonstigen patriotischen Institutionen wohl prüfen sollten. Es gab nämlich einen Überfluß an hilfsbereiten Intelligenzen, die aber natürlich alle ihrem Bildungsgrade, gar auch nach ihrer sozialen Stellung als Kolonnen- und Spitalkommandanten verwendet sein wollten; zu den groben, niederen Dienstleistungen, die aber auch ein gewisses Geschick fordern, fand sich niemand, und mußten meist Franzosen der unteren Klassen für schweres Geld dazu gewonnen werden.

Ob durch Heranziehung von Veteranen oder Ausbildung anderer Individuen im Frieden Vorsorge zu treffen wäre, kann hier nicht weiter erörtert werden.

* * *

In der Stadt selbst hatten indessen die Verhältnisse einen immer friedlicheren Charakter angenommen; wenn die Offiziere nach dem Dienst zum Frühschoppen kamen, wurde wohl schon ein Wort mit einem einheimischen Nachbar gewechselt, und als diese erfuhren, daß Offiziere und Mannschaft der Landwehr angehörten und meist Weib und Kind zu Hause hatten — wurde wohl gar mit den Worten: „Malheur pour vous, malheur pour nous!“ auf das Wohl der beiderseitigen Familien angestoßen. Das Landwehrverhältnis machte den Leuten überhaupt viel Kopfzerbrechen, so gab es einmal einen förmlichen Auflauf vor dem Hause eines Schusters wegen eines Landwehrmannes, der bei ihm einquartiert war. Es war dies der Fabrikbesitzer Stollwerk, der nicht nur durch die Verhandlungen mit seinen Agenten, die ihn hier aufgesucht, und den „Herren Korporal“ respektvollst behandelten, Aufsehen erregt hatte, sondern er hatte einmal ein halb Dutzend Briefe, die er in der Schusterwerkstätte geschrieben, für London und Marseille ꝛc. liegen lassen, und dieses Wunder zeigte der Schuster seinen Nachbarn: „Voilà, das ist ein Kaporal, die hat er selbst geschrieben!“ — Das ist die Illustration zum Schlagwort vom „deutschen Schulmeister“. Eine andere heitere Episode muß ich noch erwähnen, da sie einen kleinen politischen Beigeschmack hatte.

Von einem Ausflug rückgekehrt, fanden wir den Kamin des Salons mit Blumen bekränzt und in der Mitte leuchtete die Inschrift „Cave royal“. Bei näherer Besichtigung ergab sich in der That, daß der Kamin einen ganz respektablen Weinkeller enthielt, dessen Flaschen alle außer der Etikette die Aufschrift „Cave royal“ trugen. Die auf ihre

sinnreiche Idee nicht wenig stolzen Ordonnanzen wußten nur zu sagen, daß der Wein „jefaßt" worden sei.

Die Erkundigungen ergaben, daß der König der Belgier, nachdem er erfahren, welch rücksichtslose Chikanen seine Douaniers sich aus lauter Sympathie für die Franzosen gegen deutsche verwundete Offiziere erlaubt hatten, eine namhafte Weinsendung aus seinen Kellern den Offizieren der Garnison Sedan als Beweis seiner Sympathien gewidmet hatte. Hoffentlich sind die Vivats der dankbaren Zecher bis Brüssel gedrungen.

Ich hatte indessen schon den Entschluß gefaßt, noch weiter den deutschen Armeen zu folgen und mußte nur auf eine geeignete Gelegenheit warten, da Einzelreisende nicht leicht ungefährdet durchkamen. In dem Maße, als die Spitäler bei Sedan evakuiert und reduziert werden konnten, wurde auch das reichlich angehäufte Sanitätsmaterial der Johanniter disponibel und daher beschlossen, dasselbe nach Meaux bei Paris zu senden. Diesem Transport von zehn Wagen schloß ich mich an und kam so in drei Tagen über Vendresse und Rethel nach Reims, wo einen Tag gerastet wurde. Wir stiegen alle im Hotel lion d'or gegenüber der Kathedrale ab, und ließen es uns bei echtem Champagner wohl sein. Er war nicht einmal teurer als in normalen Zeiten, der beste Beweis, daß die vom Großherzog von Mecklenburg ausgeschriebene Champagnerkontribution die Fabrikanten nicht schwer getroffen hatte: „Jedem durchmarschierenden Soldaten eine, jedem Offizier zwei Flaschen". Eine moderne Variante der Geschichte vom alten Schweppermann.

Ich besuchte andern Tags die Fabrik des mir bekannten Herrn Mumm und begriff dann freilich, als ich ein Lager von zwei Millionen Flaschen gesehen hatte, daß er von den ihm abgenommenen 10 000 Flaschen als „Bagatelle" sprach.

In Reims war sehr auffällig, daß nicht nur die Mützenfabrikanten deutsche Uniformkappen aller Art ausstellten, sondern auch Schneider hatten komplette Uniformen in den Auslagen; als ich nun gar noch in einer Buchhandlung einen recht guten Plan von Paris mit den neuesten Befestigungen gekauft hatte, blieb mir kein Zweifel, daß die Reimser sich gut in die neue Lage der Dinge gefunden hatten.

Von Reims ab verließen wir die überfüllte Etappenstraße, die nach Epernay ging, und schlugen den kürzeren Weg über Ville en Tardenois-Dormans nach Chateau-Thierry ein. Die Einquartierung in den genannten Orten ging nicht ganz ohne Schwierigkeiten vor sich,

da selbe ganz von Truppen entblößt waren, und wir vom guten Willen der Leute abhingen. Das gute Verhältnis zu unsern französischen Fuhrleuten kam uns zu statten, und waren es meist diese, welche für uns ein Obdach ausfindig machten. Am heitersten ging es uns in Ville en Tardenois; dort war das einzige anständige Haus das des Pfarrers — aber wie unser „quartierregulierender" Kutscher meldete, wollte er keine „Prussiens" aufnehmen. Nun machte ich den nächsten Versuch, stellte mich ihm demütig mit lateinischem Gruße als „Autrichien" vor, versicherte, daß wir „Chevaliers de Malte" und keiner von uns Preuße sei. Endlich nahm er uns auf, gab aber nichts zu essen und blieb unsichtbar, seine alte Wirtschafterin beobachtete mit Argusaugen jede Bewegung. Wir befolgten die Taktik, nur französisch zu reden, um uns Zutrauen zu verschaffen, und als wir endlich aus unseren Vorräten Erbswurst, Brot und Wein beigeschafft hatten, sprach einer von uns, bevor wir zugriffen, ein lateinisches Tischgebet. Die Wirtschafterin riß Mund und Augen auf, verschwand, um bald mit dem Pfarrherrn wiederzukehren, der nun seiner Freude Ausdruck gab, daß wir so gute katholische Christen seien und keine lutherischen Prussiens.

Bald war die Tafel gut besetzt und er selbst in unserer Mitte, sich und den andern fleißig einschenkend; dabei lauschte er voll Aufmerksamkeit dem Vortrage eines der Unseren über Zweck und Mittel des „Ordens". Nach der sechsten Flasche war er schon so gerührt und durchdrungen von den edlen Zwecken des Ordens, daß wir ihm die Aufnahme versprachen. Als er diese mit Thränen des Dankes annahm, erteilten wir ihm unter großem Zeremoniell den Ritterschlag und tauschten schließlich die ehrlichsten Bruderküsse.

Andern Tags, nach unserer Abreise, mag ihm, ernüchtert, das papierene Ordenszeichen (ein aus der „Leipziger Ill. Zeitung" ausgeschnittenes Bild des Eisernen Kreuzes) doch Stoff zum Nachdenken gegeben haben.

Daß diese Fahrt nicht ganz so harmlos war, wie wir dachten, erfuhren wir erst in Chateau-Thierry, wo eben ein Detachement eingetroffen war, um nach den Franctireurs zu fahnden, welche tags zuvor die Schienen aufgerissen hatten, sodaß ein Zug mit deutschen Verwundeten entgleist war und viele derselben dabei den Tod gefunden hatten.

Hier waren wir getrennt je zwei und zwei unter Dach gekommen, was uns wegen der erwähnten Neuigkeit recht fatal war und in einige Aufregung brachte. Es gab eine jämmerlich unerquickliche Nachtruhe, die vor Tagesanbruch durch furchtbares Poltern an unserer Hausthüre

vollends gestört wurde. „Ouvrez donc, ouvrez donc — sacré nom de Dieu!“ hörten wir, was uns veranlaßte, schleunigst — ohne uns an einem Fenster sehen zu lassen, zum Hausthor zu eilen, um dasselbe auf seine Haltbarkeit zu prüfen und möglichst zu verrammeln. Wir zwei dachten nicht anders, als daß Franctireurs Einlaß begehrten, und rechneten nur insoferne auf unsere bereit gehaltenen Revolver, als es offenbar höchstens zwei Personen waren, die Einlaß begehrten. Diese Wahrnehmung gab auch uns den Mut zu — natürlich französischen — Fragen und Erwiderungen, währenddem plötzlich das Thor nachgab und unserem erstaunten Blicke das Dämmerlicht unsere zwei Reisegefährten als die vermeintlichen Franctireurs zeigte! Zum Glücke waren wir über das plötzliche Aufbrechen des Thores so erschreckt, daß keiner daran dachte, seinen Revolver abzudrücken. — Den beiden Herren war es in ihrem Nachtquartier infolge verdächtiger Geräusche unheimlich geworden und wollten sie sich nach der Parole „viribus unitis“ mit uns vereinigen. Im Glauben aber, es mit den französischen Haushütern zu thun zu haben (die sich gedrückt hatten), polterten sie französisch, was uns in dieser Tonart natürlich fremd klang, und so beschimpften wir vier Deutsche uns gegenseitig eine viertel Stunde lang französisch, bis das Mißverständnis, zum Glücke ohne traurige Folgen, sich aufklärte.

Von hier ging die Straße längs der Bahn und Marne nach Nanteuil. Hier aber mußte man die Hauptstraße, die über den von einem Tunnel durchbohrten Hügel direkt zur Marnebrücke nach Lusancy führt, verlassen, weil eben diese Brücke für schweres Fuhrwerk nicht praktikabel ist. Nachdem auch der Tunnel durch Sprengung unfahrbar gemacht worden war, so war hier einstweilen Endstation für den Bahnverkehr aus Deutschland, der im übrigen schon ziemlich geregelt war. Da die Herstellung des Tunnels große Schwierigkeiten bot, war schon ein neuer Schienenweg begonnen worden, der den Berg umging und bei Lusancy wieder einmündete. Dies wurde auch unsere Marschrichtung, und waren wir bald wieder auf der Hauptstraße, deren vorzügliche Bauart, wie die aller französischen Straßen keine Spuren der außerordentlichen Benützung zeigte.

Es war dies eines der Mittel, mit denen Napoleon die Landbevölkerung gewonnen hatte: ausgezeichnete Straßen — Schulgebäude — Baumschulen und Brunnen an Straßen und in Dörfern. Nach dem freundlichen La Ferté sous Jouarre passierten wir einige verödete Dörfer und kamen dann nach Trilport an der Marne, wo die Franzosen die

Bahnbrücke gänzlich, die Straßenbrücke teilweise zerstört hatten. An der Herstellung beider wurde eifrig gearbeitet, einstweilen war zwischen beiden eine hölzerne Jochbrücke hergestellt worden.

Auf dem weiteren Wege nach Meaux hatte man noch zwei gesprengte Brücken über den Kanal, die längst wieder praktikabel gemacht waren, zu passieren.

Eine trug einen improvisierten Triumphbogen mit der Aufschrift: „Willkommen in Paris". Überhaupt fand man auf dem Wege, den die Armee gemacht hat, häufig in Bild und Schrift den Stempel des frohen Geistes, der alle belebte. „Villa Lulu" hatte eine geübte Hand mit entsprechenden Emblemen über die Thüre eines Landhauses in Limeil geschrieben, und wo nun gar in einem Winkel ein Haubenstock gefunden worden war, da sah bald eine „Eugénie" zum Fenster heraus. Daß die nützlichen Aufschriften zur Orientierung, sowie Wegweiser aller Art nicht fehlten, ist wohl selbstverständlich.

In Meaux wurde unsere Sendung dem Zentraldepot für die umliegenden Lazarete einverleibt und deren Begleiter folgten anderweitigen Bestimmungen. Und das möglichst bald, denn Meaux ist kein so angenehmer Aufenthalt, wie man in einer Stadt von 14000 Einwohnern erwarten könnte. Schmutzig wie die ganze Stadt sind auch die beiden einzigen Gasthöfe, und gerne verließ ich sie schon andern Tags, um Lagny und dann über Ville-neuve mein Ziel Versailles zu erreichen. (Von Bazelch über Nanteulch nach Versalch, wie ein Freund von der „Jarde" meine Route bezeichnete.) Von dieser ist wenig Bemerkenswertes zu sagen, der reiche Gemüsebau, der den Feldbau fast verdrängt hat, erinnert an die Nähe der Hauptstadt und zeigt die Fruchtbarkeit des Bodens. Die nächsten Orte sind fast ohne Militär, die untere Klasse der Bevölkerung anwesend, die bessere, d. h. die Besitzer der Landhäuser, zu ihrem Schaden geflohen, denn die zurückgebliebenen Mitbürger halfen den Truppen redlich, Scheunen und Gärten zu leeren.

In Lagny, das die zum Schutze der Etappenstraße nötige Besatzung hat, zeigen einige Landhäuser besonders deutlich, wie thöricht es von den Besitzern war, zu fliehen. Die reizenden Blumenanlagen zertreten, die Parketts mit Stroh und Schmutz bedeckt, Spiegel und Bilder zerschlagen und Boudoirs, die sonst nur nach „mille fleurs" und dergleichen geduftet hatten, waren jetzt gar nicht zu betreten: Nicht etwa, als wollte man dies alles den Truppen zur Last legen — nein — bald wurde ich aufmerksam, wer bei solchen Verwüstungen letzte Hand angelegt hatte.

An der Tete einer Fuhrwerkskolonne, die der Armee wer weiß wie weit schon gefolgt war, saß der Kutscher auf einem Sammtfauteuil und schien dies ganz natürlich jedenfalls sehr bequem zu finden. Der Fauteuil erinnerte an ein nahes Landhaus — der Kutscher — an einen Spitzbuben.

Derartiges Gesindel trieb es nicht besser als die französischen Banden, die solche Plünderungen systematisch betrieben, und schaden obendrein noch dem Renommee der Truppen, denen das alles in die Schuhe geschoben wird. — Nordwestlich von Lagny in Claye standen die Sachsen, die hatten in der „Leere um Paris", von der Thiers in den Kammern sprach, noch soviel Getreide gefunden, daß seit Wochen zwei Kompagnien zum Dreschen kommandiert waren, um für die unter Aufsicht betriebenen Mühlen Getreide zu liefern; das Mehl wurde dann in den großen Feldbäckereien zu schmackhaftem Brot gebacken, das dem faden französischen Weißbrot unbedingt vorgezogen wurde. Lagny war der letzte größere Ort hinter der Armee; westlich und südwestlich gehörte schon alles in den Bereich der Cernierungstruppen von Paris. Alle Orte waren ziemlich ausschließlich von Truppen bewohnt und obgleich noch über eine Stunde von den Vorposten entfernt, durch Wachen an den Ausgängen und vorgeschobene Posten auf den Straßen strenge bewacht. Da sah man, wie einzelne württembergische Abteilungen exerzierten, während andere friedlich der Kartoffelernte oblagen. Gleichzeitig betrieben übrigens die zurückgebliebenen Bauern die Rübenernte; sie hatten längst eingesehen, daß die Soldaten keine Barbaren seien, und mancher, der aus Furcht Weib und Kinder weggeschickt hatte, bedauerte dies jetzt umsomehr, als er ohne alle Nachricht von diesen war.

Nur eines brachte das ruhige Blut der Soldaten, selbst der gemütlichen Schwaben in Aufregung, wenn nämlich nach der Rückkehr von einer längeren Streifung das kleine zurückgebliebene Pikett oder die Maroden von Franctireurs überfallen worden waren. Für solche Dörfer gab es dann keine Gnade, mit den Worten: „Herr Hauptma, solle mer leicht anplündre, anbrändle oder absolut devaschtiere?" wurden die Grade erfragt, nach denen das Schicksal des Ortes sich erfüllen sollte.

Vor Boissy St. Leger hat man zuerst Aussicht auf Paris, aber die einbrechende Dunkelheit ließ nichts mehr erkennen, und so eilte ich, ein Nachtquartier zu finden, das mir die Gastfreundschaft der dortigen Besatzung bereitwilligst anbot. Andern Tags machte ich mich zeitlich auf den Weg nach Ville-neuve St. Georges, um dort die Seine zu passieren.

Sie war hier, da die Kettenbrücke von den Franzosen zerstört war, dreimal überbrückt worden. Von den Gärten hinter dem Ort aus hat man eine herrliche Aussicht auf Paris; in dem großen Häusermeer, das sich vor dem Auge ausbreitet, markiert sich die Enceinte ganz deutlich als scharfe Grenzlinie zwischen der Stadt und den vorliegenden Orten, während die Forts zwischen diesen als große Erdhaufen hervorragten. Mit bewaffnetem Auge sah man deutlich die Geschützeinschnitte und die Übungen der Truppen nächst den Forts. Von den in Villeneuve stationierten Truppen wurde beobachtet, daß im Fort Charenton bei gutem Wetter nachmittags Damen zu den Offizieren auf Besuch kamen, und daß bald darauf einige Schüsse aus dem schweren Geschütz fielen. Sollte die Leichtfertigkeit der Besatzung wirklich, wie versichert wurde, so weit gegangen sein, mit so ernsten Dingen den Damen einen Scherz zu bereiten, so mag die Reaktion um so stärker gewesen sein, als später der Hagel deutscher Geschosse den Aufenthalt in den Forts selbst dem Soldaten unerträglich machte. — Mit diesem Gedanken trennte ich mich von dem schönen Panorama und setzte die Reise weiter nach Orly fort. Außerhalb des Ortes war nicht nur die Allee, die zur Hauptstraße nach Belle-epine führt, sondern auch sonst alle großen Bäume umgehauen. Sie hatten kurze Zeit Verhaue gebildet, waren aber längst beseitigt worden. Da die Straße etwas ins Terrain eingeschnitten ist, so waren alle 50—100 Schritte Kolonnenwege eingerichtet, welche die Straße im rechten Winkel kreuzten und durch Stangen mit Strohwischen, eventuell Laternen, markiert waren. Frische Spuren zeigten, daß häufige Alarme die südlich gelegenen Truppen nach vorwärts gerufen hatten.

Bei Belle-epine nähert sich die Tangente, auf der man sich bewegte, immer mehr dem Kreise der äußersten Truppen und erreicht denselben bei Croix de Bernis. An den Ausgängen der genannten Orte waren Verbarrikadierungen vorbereitet, die nördlich der Straße gelegenen Gehöfte und Gartenmauern mit Scharten versehen. Von Croix de Bernis wendet sich die Straße wieder etwas von Paris ab und geht zwischen Chatenay und Antony durch in andauernder Steigung bis Garennes. In Chatenay und Sceaux hatte sich das II. bayerische Korps häuslich eingerichtet, die Offiziere in Villen gut untergebracht, die Pferde in Ställen oder Parterrezimmern, in letzteren aus Rohrstühlen fressend, in deren durchgedrückten Sitzen die Futtersäcke eingeklemmt waren. Die Kavallerie hatte hinter einem Gehöft sogar eine Reitschule errichtet; die Infanterie war meist auf Vorposten. In den seltenen Fällen der Ein-

quartierung hatte sich bei den Bayern eine eigene Verkehrsformel ausgebildet. Sie zeigten dem „Pisang", wie der Franzose, vom Wort „paysan" abgeleitet, genannt wurde, die Uhr, markierten, unter Wiederholung des Wortes „manger" mit dem Zeigefinger die vier Viertel, um sodann bei rapider Kreisbewegung das Wort „boire" lebhaft zu wiederholen. Es soll sich derart oft ein recht herzlicher Verkehr entwickelt haben.

Von Garenne erreicht man bald Versailles, das keine große Veränderung zeigte, alle Läden, Gast- und Kaffeehäuser offen, und der Abgang an flüchtigen Familien weder durch geschlossene Häuser noch verminderten Verkehr erkenntlich. Auf dem Schlosse wehte die preußische Fahne, in einem Seitenbau der Porträtgalerie lagen deutsche Verwundete. Die sorgfältigste Schonung der Kunstschätze war natürlich vorgesehen. Die Säle der historischen Bilder waren dem Publikum geöffnet; es war Sonntag, als ich die Galerie besuchte, und, wenn auch das Militär vorherrschend war, dennoch sehr viele Einwohner von Versailles anwesend, die manchen trüben Blick von den stolzen Siegesbildern der Napoleoniden auf die kräftigen Gestalten der deutschen Soldaten gleiten ließen.

Natürlich fehlte es in der Stadt nicht an militärischen Schauspielen, die bald harmlosen Paraden, bald ernstem Alarm ihr Entstehen verdankten. So war einmal die 22. Division wegen eines Gefechtes bei Ville d'Avray ausgerückt, während die 21. Division in der Avenue de Paris in Paradestellung den Kronprinzen erwartete, der Eiserne Kreuze zu verteilen kam. Als dies vorüber, ritt er mit seinem Stab auf das Gefechtsfeld.

Ein eigentümliches, buntes Bild bot die Ausfahrt des Königs Wilhelm, seine permanente Eskorte bildet eine kombinierte Eskadron aus je zwei Mann jedes deutschen Kavallerie-Regiments und zwar ritten die leichten Kavalleristen voraus, während die schweren Reiter dem Wagen folgten.

Allabendlich versammelte sich zur Speisestunde eine illustre Gesellschaft in den glänzenden Sälen des Hotel des Reservoirs, wo um 6 Uhr alle jene hohen Persönlichkeiten eintrafen, die nicht an einer der Hoftafeln geladen waren. An einem Tische präsidierte Moltke, umgeben von den Herren seines Stabes und solchen Offizieren, die aus den Kantonnements mit Meldungen eingetroffen waren. Lebhafter, ungezwungener Ton herrschte hier in der Unterhaltung, die sich oft zu den Nachbartischen ausdehnte. An einer anderen Tafel, wo es schon förm-

licher zuging, saßen verschiedene Prinzen und Erbprinzen, unter ihnen der Herzog von Koburg und der Augustenburger. Der übrige Teil des Saales war natürlich nur von Offizieren besetzt, meist solchen, die aus den nahe gelegenen Orten auf ein paar Stunden in die Stadt gekommen waren, um einmal gut zu essen.

Als ich nach einigen Tagen die Stadt verließ, rückten die Truppen eben wieder in die Bereitschaftsstellungen hinter Gehöften und in Terrainfalten. Es waren Meldungen eingelaufen, daß die Franzosen wieder einen Ausfall beabsichtigten, der dem Belagerungspark gelten sollte. Ich fuhr mit einem kranken Offizier, der sich mir angeschlossen hatte; aber so sehr uns beide interessiert hätte, was sich da entwickeln würde, mußten wir doch weiter eilen, da uns dies von den Feldgendarmen unzweideutig nahe gelegt wurde. Bei Belle-epine war verdächtiges Geräusch zu vernehmen, hoch in der Luft sah man plötzlich kleine weiße Wölkchen, die rasch wieder verschwanden. Die Mitteilung meines Begleiters, daß dieses Überschießen der Straße fast alle Tage vorkomme, und der Umstand, daß ja in der Nähe Truppen kantonnierten, ließen diesen Zwischenfall ziemlich harmlos erscheinen.

Wir waren schließlich doch froh, als wir die Seine passiert hatten und gegen abend in Lagny eintrafen. Tags darauf erreichten wir Nanteuil, von wo wir am dritten Morgen die Fahrt in einem Personenzug fortsetzten. Es war ein wohlthuendes Gefühl, nach sechswöchentlichen Kreuz- und Querfahrten wieder einmal im bequemen Waggon zu sitzen, und ich war froh, abends Straßburg und damit das Ende meiner Wanderungen erreicht zu haben.

Unter dem roten Kreuz.

Blätter der Erinnerung aus dem Feldzuge 1870/71.

Von Hermann Beck.

(Auszug.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„So waren wir denn auf dem Schauplatz unserer ersten Thätigkeit

Vor Metz

angelangt.

Gorze, ein größeres Dorf, liegt in einer schluchtähnlichen Thalmulde. Von hier erhebt sich das Land etwa in nordöstlicher Richtung zu der Hochebene, auf welcher die Ortschaften Rezonville, Vionville, Mars la Tour an die großen Schlachten des 15. und 16. August erinnern. Ein Teil der Kameraden fand in den Lazareten in Gorze und in den nächsten Dörfern reichliche Arbeit. Eine andere Abteilung, darunter der Erzähler, ward nach Vionville kommandiert. Das Dorf lag voll Schwerverwundeter, deren Zustand eine Überführung in die Heimat unmöglich machte. Die Diakonen wurden verteilt, den einzelnen Gruppen von zwei bis drei Mann wurde ihre Station angewiesen, in deren Nähe sie Quartiere nahmen, so gut oder so schlecht es in dem Orte zu finden war, um welchen und in welchen noch vor etwa 14 Tagen der heiße Kampf getobt. Die Wohnungen waren meist verlassen und verödet. Links an der Chaussee, die nach Metz führt, steht am Eingang ins Dorf ein Wirtshaus. In unmittelbarster Nähe der angewiesenen Station gelegen, war's zum Quartier wie geschaffen. Die Bewohner waren geflohen, so waren wir Herr im Hause. Ich habe mir damals ein flüchtiges Bild dieses Quartiers gezeichnet, welches vor mir liegt. Unser Schlafraum trug an allen Ecken und Enden Denkzettel an die Schlacht: in den Wänden die Spuren der eingeschlagenen Flintenkugeln, die Fenster zertrümmert, und zu unsern Häupten erinnerte eine mächtige Öffnung, die notdürftig mit Stroh geschlossen wurde, an eine Granate,

die hierherein ihren Weg gefunden. Von Bequemlichkeit war selbstredend in diesem Schlafgemach keine Rede — wir suchten und begehrten sie auch nicht — eine Lage Stroh auf dem Fußboden, und das Lager war für die ganze Zeit unseres dortigen Aufenthalts bereitet. Nur das anstoßende mit dem unvermeidlichen Kamin ausgestattete, nach rückwärts liegende Gemach, welches zum „Wohn- und Eßzimmer“ erhoben wurde, war weniger von den Kugeln mitgenommen worden. Auf der Skizze, die ich davon gezeichnet, sehe ich noch Bilder über dem Kamin hängen, allerlei „Luxusgegenstände“ auf dem Kamin stehen, und über den Tisch ist sogar ein Tischtuch gebreitet. Das hat uns der Kamerad hingebreitet, der das Amt eines Kochs übernommen hatte; ja er kochte eine Zeit lang für uns — aber „fragt nur nicht wie?“

Doch von den Nebendingen zur Hauptsache, zu den armen, bejammernswerten Pfleglingen, für deren Dienst wir berufen waren. Dicht hinter dem eben genannten Wohn- und Eßzimmer unter der zum ersten Stockwerke führenden Treppe lag ein schwerverletzter Preuße. Er war nicht zunächst meiner Pflege übergeben; so hatte ich mich nicht mit ihm zu befassen. Aber oft führte mich mein Weg an ihm vorüber, wenn ich zur Hinterthüre nach meiner Station mich begab. Es war ein Bild des Jammers. Seine schweren Wunden gestatteten ihm keine Bewegung; hilflos lag er da, und dankbar war er für die unerwartete Pflege und Teilnahme, die ihm entgegengebracht wurde. Er ist, wenn ich nicht irre, bald seinen Wunden erlegen.

Meine Pfleglinge, etwa 20, waren sämtlich Franzosen, bis auf wenige Ausnahmen ebenfalls an schweren Verletzungen darniederliegend. In welchem Zustande trafen wir die Unglücklichen an! In einer Scheune und einem offenen Schuppen lagen sie auf einem Strohsacke am Boden. Die Nächte begannen bereits kalt zu werden, zumal wir in jenen Wochen viel Regen hatten. Das Dorf war von Verwundeten überfüllt, die Ärzte und das militärische Lazaretpersonal hatten mehr als reichliche Arbeit. So war's nicht zu verwundern, daß nur die allernotdürftigste Pflege jenen Zwanzig zuteil werden konnte. Einzelne, die Schwerverwundeten, welche sich nicht selbst helfen konnten, lagen im Unrat, das Stroh der Matrazen war durchweicht, die Ausdünstung war eine unerträgliche. Das Erste und Nötigste war, neue Lagerstätten zu schaffen. Die Lazaretverwaltung gab Strohsäcke, Stroh wurde in einem Hause gefunden. Bald war die schwere und für die Verwundeten trotz aller angewandten Vorsicht schmerzliche Arbeit des Umbettens gethan. Sauber-

keit und Ordnung wurde, so gut es ging, hergestellt und festgehalten — wie gut, daß wir die treffliche Vorschule im Diakonissenhause durchgemacht hatten! Unsere Franzosen waren denn auch mit dieser neuen Lage der Dinge wohl zufrieden. Aus dem Munde einzelner, welche nach ihrer Verwundung in das Dorf, das anfangs noch die Franzosen besetzt hielten, gebracht worden waren, höre ich bittere Klagen über die französischen Militärärzte: während die Schlacht tobte und das Dorf mit Verwundeten sich füllte, seien diese Herren leichtfertig bei Spiel und Trunk gesessen. In den ersten Tagen beschränkte sich unsere Thätigkeit in der Behandlung der Verwundeten auf die Handreichungen, welche wir dem Militärarzte beim Verbinden zu leisten hatten. Nach etlichen Tagen wurde uns die Erneuerung der Verbände überlassen, erst bei den leichteren, dann auch bei den schwereren Fällen. Der Arzt kam ein- oder zweimal des Tags, überzeugte sich, daß die Arbeit gethan sei, und ließ sich Bericht erstatten.

Mehrere unserer Pfleglinge sind ihren Wunden erlegen. Einer der ersten war der alte Sappeur — er lag in der Scheune links vom Eingang — eine echte französische Soldatengestalt, von schweren Wunden bedeckt. Als wir seine Pflege übernahmen, waren die Wunden bereits brandig. Er lag fortwährend im heftigsten Fieber. In seinen Phantasien beschäftigte ihn zumeist der Franzosenkaiser; mit dem zerschossenen Arme nahm er das Käppi vom zerschossenen Kopfe, schwenkte es mühsam in der Luft und schrie sein Vive l'empereur! (Es lebe der Kaiser!) Es war ein herzzerreißender Anblick, den Mann zu sehen, und wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch begreiflich, wenn aus der Mitte seiner Leidensgenossen der Vorschlag gemacht wurde, wir sollten ihn erschießen, um sein Elend zu kürzen. Er war, wie gesagt, der erste, der kurz nach unserer Ankunft seinen Wunden erlag.

Einen Korporal hatten wir ebenfalls in unserer Mitte, Bienaimé mit Namen. Er hat mir gute Dienste geleistet. Nur leicht verwundet am Oberarm, konnte er bald bei seinen Kameraden sich nützlich machen. Aber auch zur Aufrechterhaltung der Ruhe trug er das Seine bei. Um Tabak, eine Zigarre, einen Bissen Brot, den der eine mehr als der andere erhielt, gab's Streit und Zank. Den schlichtete der Korporal und wies den Störenfried zur Ruhe. Im Ertragen der Schmerzen erwiesen sich jene französischen Verwundeten nicht sonderlich stark; sie jammerten und klagten viel. Da sprach Bienaimé entweder Mut zu oder tadelte die Allzuschwächlichen, indem er sie erinnerte, daß sie Männer und Soldaten seien.

Die Ortseinwohner, soweit sie noch vorhanden waren, ließen sich zur Handreichung schwer herbei. Ab und zu zeigte sich einer der Bauern bei seinen verwundeten Landsleuten, ihnen durch Schwatzen die Zeit zu kürzen; am Sonntag Nachmittag waren solche Besuche besonders beliebt. Zur Fortschaffung der Leichen wurden die Ortseinwohner von der Lazaretverwaltung angehalten. Daß die Stimmung der Bauern in Vionville selbst und in der Umgegend keine uns geneigte war, konnten wir den Leuten in der That nicht verübeln. Sie fanden sich mit mehr oder weniger Gleichmut ins Unvermeidliche. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, es sei ein Überfall durch Franctireurs geplant. Nur eine Korporalschaft war zum Schutze der Lazarete im Dorfe stationiert. Vom Kirchturm und von der Schule und von einer großen Anzahl der Häuser herab wehte die weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Was wollten jene Tapferen mit uns, die wir doch wehrlos waren, beginnen? Oder hatten sie's auf die Handvoll der uns beschützenden Soldaten abgesehen? Kurz, das Gerücht ward verbreitet und erhielt sich aufrecht. Am Montag den 5. September in der Nacht sollte der Überfall stattfinden. Leichten Kaufs wollten wir den Handstreich nicht gelingen lassen. Der kommandierende Unteroffizier nahm unser Anerbieten, ihm Beistand zu leisten, an. Die Binde mit dem roten Kreuz wurde abgenommen, Waffen wurden hervorgesucht, ein französischer mächtiger Kürassiersäbel, ein Offiziersdegen und dergleichen fand sich. Die Studenten versuchten sich in Fechtübungen. Alles war in gespannter Erwartung, ich kann nicht sagen in freudiger. Es mag manchem in banger Sorge das Herz unter der grauen Felddiakonen-Joppe geschlagen haben, als wir am Abend wohlbewehrt ins Wachtlokal uns begaben. Die Waffen zur Seite legte man sich zum Schlafe nieder. Patrouillen wurden ausgeschickt, der Korporal mit der übrigen Mannschaft blieb unterm Gewehr. So oft die Ablösung gerufen wurde, fuhren wir auf und griffen nach Wehr und Waffen in der Meinung, der Feind sei in Sicht. Indes die Nacht ging vorüber und zu Heldenthaten war keinem von uns Gelegenheit gegeben gewesen. Es war auch gut so; dazu waren wir nicht berufen, und bei Licht betrachtet war's auch thöricht genug von uns gehandelt, die Pincette mit dem Säbel vertauscht zu haben. „Was nicht deines Amtes ist, davon laß deinen Fürwitz" — das hatten wir in der Voreiligkeit der Jugend zu wenig bedacht.

Das Lazaret in Vionville hatte Ordre erhalten, seiner Kranken und Verwundeten sich zu entledigen, um weiter vorwärts zu rücken.

Unsere Franzosen waren über diese Aussicht nicht übermäßig erfreut. Daß ihnen in ihrem Zustande vor der Reise bange war, wer wollte es ihnen verdenken? Wußten sie doch nicht, daß von seiten der Militärbehörde, wie vorab von seiten der freiwilligen Krankenpflege in den trefflich ausgestatteten Lazaretzügen, welche Kranke und Verwundete vom Kriegsschauplatz in die Heimat überführten, alles gethan wurde, um den Leidenden ihr trauriges Los nach Möglichkeit zu erleichtern. Aber immerhin, die Erschütterung während der Fahrt kann für die kranken Glieder nur nachteilig sein und bereitet Schmerzen. Die Glieder davor thunlichst zu bewahren, hüllt man sie in einen Gipsverband; die Wunde selbst wird freigelassen, um gereinigt und frisch verbunden werden zu können. Diese Arbeit hatten wir vor der Abreise unserer Pfleglinge an der Mehrzahl derselben zu verrichten. Es war ein heller, warmer Sonntagsmorgen, als der Arzt unter Beihilfe der Felddiakonen an das „Gipsen" sich machte. In der Dorfkirche wurde eben von einem Lazaretgeistlichen evangelischer Gottesdienst gehalten. Die Pflicht des Samariterdienstes gestattete die Teilnahme am Gottesdienste nicht, so sehr man nach dem lange Entbehrten und Vermißten Verlangen trug. Vor die Scheune war ein Tisch gestellt, auf welchen die für den Verband Bestimmten gelegt wurden, und nun begann die Arbeit des Gipsens. Nach mehreren Stunden ununterbrochenen und angestrengten Schaffens lagen unsere Franzosen im festen Verbande. Ein Spaziergang gegen abend nach dem nahen Rezonville über das Schlachtfeld hin war erfrischend und stärkend nach der beschwerlichen Arbeit. Ungeheure Mengen französischer Waffen fanden wir in Rezonville aufgehäuft.

Nach etlichen Tagen fand die Überführung unserer Franzosen zunächst nach Gorze statt; auf Leiterwägen mußte sie bewerkstelligt werden. Wer nicht zu sitzen vermochte, wurde samt seinem Lager aufgeladen. Wir haben's ihnen so bequem als möglich zu machen gesucht; aber wahrlich, eine beneidenswerte Lage war es für die Armen nicht. Der Weg war schlecht, und, so langsam auch gefahren wurde, die Erschütterung war heftig und verursachte den Verwundeten viele Schmerzen. Ich war zur Begleitung des Zuges bestimmt, und wohl oder übel mußte ich zum erstenmal im Leben ein Pferd besteigen. Ein Araber war's zum Glück nicht. Wie ein Leichenzug langsam und feierlich fuhren wir unsere Straße. Etwa eine halbe Stunde mochten wir gefahren sein, als sich ein Sturm erhob und heftiger Regen hernieder zu strömen begann. Die Decken der Verwundeten wurden von der Gewalt des Windes

emporgehoben und flatterten in den Lüften; hier ein Jammerlaut, dort ein Hilferuf. Vom Pferde aus Hilfe leisten, dem einen die Decke wieder zurecht legen, dem andern das verwundete Bein festhalten, daß es unter der Erschütterung weniger zu leiden hat, war nicht leicht; Freund Bienaimé hat mir dabei treulich beigestanden. Endlich kamen wir durchnäßt in Gorze an. Dem dirigierenden Lazaretarzt wurde der Rapport erstattet, die Personalien, soweit sie vorhanden waren, übergeben und darauf die Rückfahrt angetreten. Der Regen hatte nicht nachgelassen. Mein edles Roß trabte ohne Reiter nebenher; der Reiter selbst hatte sich unter Decken und Mäntel verborgen, um vor dem strömenden Regen sich zu schützen, konnte es aber doch nicht hindern, gründlich durchweicht in seinem Quartier anzulangen. C'est la guerre! Damit tröstete man sich und dankte Gott, daß er dem Körper die nötige Kraft und Ausdauer verlieh.

Mit der Überführung unserer Pfleglinge nach Gorze war auch unsere Arbeit in Vionville zu Ende; so wurde ich mit mehreren Kameraden nach dem nahen Mars la Tour kommandiert. Am Abend vor unserm Abmarsche dahin wurde uns noch ein eigenartiger Anblick gewährt. Vor dem Dorfe auf freiem Felde treffen Proviantwägen ein, sechs, acht, hinter ihnen immer mehr; es will kein Ende nehmen — es ist eine Proviantkolonne, für die vor Metz lagernden Truppen bestimmt, die hier die Nacht zubringen soll. Aber unter welchen Umständen! In Strömen ergießt sich der Regen über Mann und Roß, über Wagen und Reiter. Doch eine Rücksicht auf diesen unwillkommenen, zudringlichen Gast kann nicht genommen werden. Man überläßt ihn sich selbst, man bietet ihm trotzig die Stirne. Die Wagen werden aufgefahren nach bestimmter Ordnung, die Wachen ausgestellt; bald brennen die Beiwachtfeuer, so gut oder schlecht es im Regen geht, und breiten ihren Schein über das Lager. Gespenstig treten die Gestalten der Wagen und Pferde und Mannschaften im matten Feuerschein aus dem Dunkel der Nacht hervor. Der Abendimbiß, so einfach wie möglich, wird bereitet, ob's die berühmte treffliche Erbswurst ist, weiß ich nicht, da und dort entspinnt sich unter den am Feuer Lagernden ein Gespräch, indes, es will nicht recht in den Zug kommen, die Leute sind zu müde, die Lage allzu ungemütlich. Stiller und stiller wird's im Umkreise. Nur das Wiehern der Pferde ist noch vernehmbar und das Fallen des Regens, dessen schwere Tropfen in gleichmäßigem Tempo unbarmherzig die Schläfer treffen, die in ihre Mäntel gehüllt auf dem durchweichten Erdboden sich

ausgestreckt haben. Und das ist wohl nicht die einzige Nacht, die in dieser Weise zugebracht wird. Es war staunenswert, welche Beschwerden unsere Mannschaften auszuhalten im stande waren!

Mars la Tour, auf derselben Hochebene wie Vionville und von diesem etwa eine Stunde entfernt, ist ein größeres Dorf, ebenfalls an der nach Metz führenden Hauptstraße gelegen. In einem Bauernhause fanden wir Quartier; Charles Batard hieß der Biedermann, der mit uns zwei Felddiakonen, seiner Ehehälfte und Sohn und Tochter die eine große Stube teilte. Zwei Himmelbetten, wie sie in Frankreich Sitte sind, standen in der Stube. Beim Anblick derselben ging uns, offen gestanden, das Herz auf; hatten wir doch seit drei Wochen des Betts entbehrt. Unser alter Batard wollte anfänglich nichts davon wissen, daß das eine Bett für uns bestimmt sei, er suchte allerlei Ausreden. Da die guten Worte nichts fruchteten, drohten wir ihm mit der Anzeige bei der Militärbehörde. Das schlug durch. Nun waren alle seine Gründe, die er redselig in seinem kaum verständlichen Patois (der Dialekt des französischen Landvolkes) für die Verweigerung des von uns so sehnlich begehrten Lagers vorgebracht, in nichts zerronnen. So haben wir denn die kommenden Wochen in aller Eintracht mit unsern alten Batards bei Tag und bei Nacht, d. h. so oft nicht Nachtwachen zu thun waren, denselben Raum geteilt. Die beiden Alten hatten das eine, wir das andere Bett inne. Es hat an mancher ergötzlichen Szene nicht gefehlt.

Unsere Thätigkeit gewann in Mars la Tour eine andere Gestalt; statt der Verwundeten bekamen wir Kranke zur Pflege. Die Pflege der Kranken ist die schwierigere. Der Verwundete wird zu den festgesetzten Zeiten verbunden, es wird ihm Speise und Trank gereicht, die er gerne nimmt; sind seine Wunden nicht allzu schmerzhaft und erlaubt es die Zeit, so setzt man sich an sein Lager und findet bei ihm ein offenes Ohr für ein ernstes Wort oder einen harmlosen Scherz. Der Verwundete ist zunächst geistig frisch und unversehrt; das erleichtert das Umgehen mit ihm ungemein. Bei dem innerlich Kranken wird die Pflege durch die größere oder geringere Teilnahmslosigkeit erschwert. Der Gemütszustand des Kranken übt seinen Einfluß auch auf den Pflegenden aus, und doppelte geistige Spannkraft ist erforderlich, um allezeit die nötige Frische sich zu bewahren. Überdies erfordert die innere Krankheit die stete Anwesenheit des Pflegers und macht Nachtwachen notwendig. Fortan sollte meine Thätigkeit nur Kranken gewidmet sein.

In Mars la Tour waren mir anfangs Ruhr-, später auch Typhus-

kranke zugewiesen. Die erstgenannte Krankheit forderte nicht wenige Opfer. Rasch verfielen die Kräfte der Kranken. In frischer Erinnerung ist mir noch jene Abendmahlsfeier bei einem der Schwerkranken, der angesichts des Todes die Stärkung des Sakraments begehrte. Ein junger Pfarrer, den wir in unserer Mitte hatten — er ist selbst bald darauf ein Opfer seines Berufes geworden — reichte dem Kranken das heilige Abendmahl. Selten hat eine Sakramentsfeier auf mich einen solchen Eindruck gemacht, wie diese hier am Schmerzenslager unseres Pfleglings in der stillen Kammer. Alle äußerliche Zuthat fehlte; kein Kelch, keine Hostie stand zur Verfügung: ein Wasserglas und ein Stück weißen Brotes mußten verwandt werden. Um so eindrucksvoller gestaltete sich die Handlung, und der Gegenwart des, der die Mühseligen und Beladenen zu erquicken verheißen hat, durften wir im kleinen Kreise gewiß sein.

Hier unter den Deutschen konnte auch die mehr geistliche Seite der Felddiakonie zur Geltung kommen. Wo es gewünscht wurde, verteilten wir aus den mitgenommenen Vorräten Schriften unterhaltenden und erbaulichen Inhalts an die Kranken und Rekonvaleszenten; für den einen und andern war in die Heimat, an Eltern oder Geschwister oder die Frau ein Brief zu schreiben.

Eine Anzahl der Diakonissen, welche sich uns in Pont à Mousson angeschlossen hatten, trafen wir hier in Mars la Tour wieder. Sie teilten sich mit uns und dem militärischen Lazaretpersonal in die Krankenpflege. Einer der Schwestern war die Aufgabe zugefallen, für die Ruhrkranken den so zuträglichen Gerstenschleim zu bereiten, welcher, mit Rotwein vermischt, von ihrem Kochherde aus nach allen Stationen, auf welchen solche Kranke sich befanden, gebracht wurde. Da stand sie denn morgens und mittags und abends vor ihren mächtigen Kesseln und mischte mit Sorgfalt den heilsamen Trank. Das ist auch Samariterdienst, und so kann man auch sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Mit rührender Treue, wie eine Mutter ihren kranken Kindern, hat diese etwas bejahrte Schwester den vielen Kranken gedient. Mit Ehrfurcht haben wir zu ihr emporgeblickt. Sie war uns ein leuchtendes Vorbild für die Treue auch im scheinbar Kleinen und Unbedeutenden. Auch jener edlen Gestalt unter den Schwestern mit dem tiefen Ernst im Antlitz und der rastlosen stillen Thätigkeit in den Lazareten muß ich gedenken. Der Adel, den sie von Geburt trug, war als Seelenadel ihrem ganzen Wesen aufgeprägt.

Als sich die Zahl der Typhuskranken mehrte, wurde eine gesonderte Station für sie eingerichtet. Abwechselnd hatten wir Nachtwachen zu thun. In drei Zimmern lagen etwa 15 Kranke; bei der Mehrzahl hatte die Krankheit einen besorgniserregenden Charakter angenommen. Das Fieber war heftig, die Kranken phantasierten stark. Und inmitten dieser Fiebernden und Phantasierenden je die zweite oder die dritte Nacht zuzubringen, war vielleicht das angreifendste Stück Arbeit in unserer ganzen Thätigkeit. Die irren Gedanken der Leute beschäftigten sich zumeist mit dem Kriege. Vor mir steht noch die lange hagere Gestalt jenes Gardisten, der durchaus sich ankleiden und dem Feinde entgegengehen wollte. Wie bei jenem französischen Sappeur, so war es auch bei diesem Gardisten das Bild seines Königs, welches immer wieder in seine Phantasien sich drängte, welchem er Hoch und Hurra entgegenrief. Und wie dieser, so begehrte noch mancher andere seiner Leidensgenossen sich anzukleiden und das Freie zu suchen — einem war es auch, während der Wärter in einem andern Zimmer beschäftigt war, in der That gelungen, und zwar ungekleidet, in der Nacht das Haus zu verlassen; im Dorfe fiel er der Wache in die Hände und wurde von ihr zurückgebracht. Während unserer Vorbereitungszeit in der Heimat hatten wir Felddiakonen von großen Heldenthaten geträumt, die wir auf dem Schlachtfeld unter dem Toben des Kampfes verrichten würden. Ich glaube, daß nur wenigen von uns die Erfüllung dieses Traumes zu teil geworden. Dagegen war uns hier in den Typhuslazareten, bei den Nachtwachen unter Fiebernden dieselbe, wenn nicht günstigere Gelegenheit geboten, den echten in stiller Treue sich bewährenden Diakonensinn zu bethätigen. Von feindlicher Kugel ist bei der Ausübung seiner Pflicht keiner der Felddiakonen getroffen worden; wohl aber sind mehrere die Opfer ihrer Pflichterfüllung in den Lazareten geworden.

Der ersten einer war ein Student der Theologie, welcher im Städtchen Gorze in den Lazareten mit dem ganzen Eifer und der vollen Begeisterung eines Felddiakonen gearbeitet hatte. Es war uns allen in kurzem ein lieber Kamerad geworden. Zu seinem Begräbnis hatten sich alle Kameraden aus der Umgegend eingestellt. Mit Blumen, von dem ganzen Ort herbeigeschafft, haben wir ihm den Sarg aufs reichste geschmückt, und die Feldmütze, die er mit Ehren und in voller Begeisterung getragen, haben wir ihm obenauf gelegt. Sechs Diakonen trugen ihn zu seiner letzten Ruhestatt auf dem Friedhof. Zwei Geistliche, sämtliche Ärzte des Hospitals, in dem er mit so großer Hingebung und Treue

thätig gewesen, und viele Leidtragende aus den Lazareten, wie aus dem Hause, in welchem er gewohnt, folgten dem Sarge. Ein preußischer Prediger hielt dem Kameraden die Leichenrede. Unter Gesang und Gebet haben wir ihn ins Grab gebettet. Er war der erste aus unserer Mitte, der in dienender Liebe sein Leben für die Brüder gelassen; aber nicht der einzige. Während der nächsten sechs Wochen erlagen weitere vier den Anstrengungen ihres Berufes oder ansteckenden Krankheiten; und weitere fünf folgten ihnen.

Neben dem gewaltigen Ernst, der in diesem Todesfall und überhaupt in der täglichen Berührung mit so viel menschlichem Elend einem entgegentrat, fehlte es in Mars la Tour doch auch nicht an geistig erfrischendem Umgang. Mit Freuden vergegenwärtige ich mir die Abendstunden, welche ich nach gethaner Arbeit ab und zu bei einem Feldwebel verbrachte, welchen ein Fußleiden in unser Lazaret geführt. Er entpuppte sich bald als wohlbestallter Gymnasiallehrer. Von der Heimat, in welcher er Weib und Kind zurückgelassen, von griechischen und lateinischen Schriftstellern, von Geistlichem und Weltlichem haben wir an den Abenden, wenn ich ihm meine Diakonendienste geleistet hatte, miteinander geplaudert. Auch bei jenem schwerverwundeten Fähnrich v. d. Br. haben wir in den Freistunden manchmal vorgesprochen, ihm die Zeit zu kürzen. Es war ein junges Blut voll frischen fröhlichen Muts in seiner bejammernswerten Lage.

Die Bewohner von Mars la Tour zeigten sich freundlicher gesinnt als jene von Vionville; sie zeigten sich bereit, wo es nötig war, Hilfe zu leisten. Die Erbitterung gegen den Kaiser Napoleon war eine allgemeine. Man sprach von ihm nicht in den schmeichelhaftesten Ausdrücken.

Napoleon war inzwischen nach den weltgeschichtlichen Ereignissen von Sedan in deutsche Gefangenschaft geraten. Die französische „Gloire" hatte ihren Glanz und Schimmer verloren. Ein ergreifendes Bild und eine unwiderlegliche Bestätigung der Niederlagen, welche Frankreich erlitten, boten uns jene Transporte französischer Gefangener, insonderheit französischer Offiziere aller Grade bis hinauf zu den höchsten, welche vom 10. bis 12. September durch Mars la Tour geführt wurden. Einige höhere Offiziere bedienten sich eleganter Wagen, die übrigen hatten mit Leiterwagen vorlieb nehmen müssen. Die Uniformen waren abgetragen, die ganze Haltung der Offiziere hatte etwas Gedrücktes. Die Ortseinwohner eilten herbei und reichten ihren Landsleuten Erfrischungen.

Aus dem „Spaziergang nach Berlin" war eine Spazierfahrt unter wenig ruhmreichen Umständen geworden. Hochmut kommt vor dem Fall!

Ruhr und Typhus, besonders die erstere Krankheit, wurden in Gorze und Mars la Tour epidemisch. Die pflegenden barmherzigen Schwestern waren um der großen ihnen drohenden Gefahr willen entlassen worden. Uns selbst hielt man noch fest. Und wir blieben ja gerne. Eine Zeitlang, nachdem auch die Diakonissen zurückgezogen worden, waren wir die einzige freiwillige Hilfe. Unsere Kräfte waren indes durch die wochenlange angestrengte Arbeit an den Ruhr- und Typhuskranken derart erschöpft, daß ein Wechsel dringend geboten war, sollten wir nicht selbst von den Krankheiten ergriffen werden. Freudig wurde deshalb die Nachricht begrüßt, daß wir nach den Lazareten vor Paris beordert seien. Gleichwohl wurde der Abschied von den Kranken nicht leicht. Manch warmer Händedruck und manch schlichtes Dankeswort lohnte reichlich alle überstandene Mühsal.

Acht Monate in Frankreich 1870/71.

Aus dem Tagebuch der Frau Elisabethe Georg, geborne Heinz, aus Wolfstein, Rheinpfalz, Inhaberin des Verdienstkreuzes für Frauen und Jungfrauen, gestiftet von Kaiser Wilhelm I., des bayerischen Verdienstkreuzes, des k. sächsischen Erinnerungskreuzes und des Denkzeichens für Nichtkombattanten.

(Auszug.)

— — — — — — — — — — — — — —

Es war am Morgen des 6. September, vergeblich wartete ich bis 9 Uhr auf meinen Kollegen. Durch entsetzliche Langeweile getrieben, ging ich auf die Straße, um womöglich allein auf das Zentralkomitee zu gelangen. Ich durchschritt einige Straßen, bis ich plötzlich zwei Abteilungen freiwilliger Krankenpfleger auf einem freien Platze versammelt fand, darunter auch den vergeblich Erwarteten. Sogleich kam er mir entgegen, entschuldigte sich, daß er seinem Versprechen nicht nachkommen konnte, es würden heute Vorbereitungen getroffen zur Abreise für morgen früh und darum sei jetzt Appell.

Ich wurde den Ärzten vorgestellt, dann bat man mich, in das gegenüberliegende Haus zu gehen, wo im zweiten Stock ein Herr Oberforstmeister, Baron von Gleist, sein Bureau habe, und mich demselben vorzustellen,

indem sich dieser Herr ausschließlich um die freiwillige Krankenpflegerinnen annahm. Ich flog die Treppe hinan und fand den alten Herrn schreibend am Tische, woran er sich bei meinem Eintritt erhob und seine durchdringenden Augen einen Moment auf meinem Gesicht ruhen ließ. Dann fragte er mich nach meinem Begehr, und ich erzählte unumwunden meine Schicksale. Mit Wohlgefallen hörte er zu und sagte zuletzt, indem er mir die Hand reichte: „Sie sind ein aufrichtiges Kind, es scheint mir mit Ihrem kühnen Entschluß wahrer Ernst zu sein, und Sie sollen Ihre Verwendung finden; wären Sie gestern dagewesen, ich habe elf Diakonissinnen nach St. Mihiel geschickt, wo es schrecklich sein soll, und ich hätte lieber 14 geschickt, wenn sie dagewesen wären. Diese Organisation! Wer sollte daraus klug werden; in Nancy ruhten die Schwestern auf ihren Lorbeeren, der arme Herr Oberstlieutenant konnte nicht einmal eine bekommen und in St. Mihiel jammerte man um Hilfe.“ „O, ich kenne keine Furcht“, gab ich zur Antwort, „und kann ganz allein nach St. Mihiel gehen!“ „Dies geht ja nicht“, sagte der Herr Baron, „wir müssen sehen, was zu machen ist; ich werde sogleich auf das Zentralkomitee gehen und das Nötigste besprechen; bleiben Sie inzwischen hier; wenn Sie gerne schreiben, so nehmen Sie die beiden Aufsätze und schreiben sie auf zwei Bogen Papier schön ab.“ Einige Herren von der Berliner Kolonne waren ebenfalls mit Schreiben beschäftigt, und sagten, daß sie vermuteten, ich würde wohl morgen mit ihnen nach St. Mihiel reisen, worüber sie sich freuten. Der Herr Baron kam zurück mit der Bitte, ich sollte sogleich mich nach dem Zentralkomitee begeben, man erwartete mich daselbst. Fliegenden Schrittes eilte ich dahin, bis ich ganz atemlos vor der Thüre stand, wo für meine Wünsche Erfüllung werden sollte.

Ziemlich unbefangen trat ich ein und sah mich den höchsten Persönlichkeiten gegenüber. Eine feierliche Stille herrschte in dem Saale; man durchflog meine Papiere, schien damit zufrieden, aber nun wurde ich gefragt, warum ich nicht nach Kaiserslautern gegangen sei, wie mir der Herr Baron geraten habe. Ich hatte die paar Zeilen mit dem Bleistift durchgestrichen. „Es sei meine Absicht gewesen“, sagte ich, „in Frankreich selbst zu wirken, da in Deutschland man mich entbehren könnte, und wenn ich mir etwas vorgenommen hätte, so würde ich's ausführen, und so lange mir Mittel und Wege zu Gebote stünden, ließ ich diese nicht unbenützt.“ Lächelnd sahen die Herren sich an, und der eine ging in ein Nebenzimmer, brachte mir die lang ersehnte Binde heraus und die Legitimationskarte. Freudestrahlend nahm ich's entgegen.

Nun beratschlagten sie, was vorläufig mit mir geschehen sollte, da ich doch nicht allein mit der Kolonne nach St. Mihiel geschickt werden konnte. Der nämliche Herr, der mir die Binde gegeben, sagte, daß eine alte Frau aus Koblenz, die schon 1864 und 1866 als Wärterin mit gewesen und heute von einem Verbandplatz zurückgekommen sei, Lust habe, noch weiter mitzugehen, und unter diesen Umständen könnte man sie ja samt mir nach St. Mihiel schicken mit den Kolonnen. Fürs erste sollte ich in meinem Quartier verharren, am Mittag mit den Frankfurter Herren speisen, den Nachmittag auf dem Bureau des Herrn von Gleist die nötigen Vorkehrungen treffen und dann am andern Morgen mich zur bestimmten Zeit einfinden zur Abreise. Nachdem dies alles entschieden, wurde mir noch eine zweite Karte gegeben, die mich berechtigte, nach dem Kriegsschauplatz zu kommen und mir freie Fahrt gestattete.

Seine Durchlaucht der Herzog hatten in einer Fensternische Platz genommen, um die Zeitung zu lesen. Fürst von Pleß war schon wieder abgereist. Ich stammelte einige Worte meines ergebensten Dankes und wollte rasch zur Thüre hinausstürmen, denn ich wurde auf einmal ganz verlegen, da aller Blicke auf mir ruhten. Einer der Herren rief mir leise zu: „Empfehlen Sie sich bei Seiner Durchlaucht!“ Da der Herzog meine Verbeugung nicht wahrgenommen hatte, glaubte ich, ihm kein besondere Verbeugung mehr machen zu müssen; ich habe mich ja nie um die Etikette gekümmert. Ich fühlte, wie eine brennende Röte mein Gesicht überzog, trat einige Schritte vor und sagte mit bebender Stimme: „Ich habe die Ehre, mich Euer Durchlaucht zu empfehlen“. Mit huldvoller Miene wünschte er mir eine glückliche Reise, und sollte ich eines Rates oder Hilfe bedürfen, so möge ich mich an ihn wenden. Noch einige wohlgemeinte Wünsche, und ich erreichte glücklich die Straße, fühlte mich so reich, als hätte ich eben das große Los gewonnen. Was ich acht Tage vergebens erstrebte, es war nun in meinem Besitz.

Den Nachmittag verbrachte ich in dem besagten Bureau, wo ich die Bekanntschaft der alten Patriotin aus Koblenz machte. Sympathie konnte sie mir keine einflößen, ja, ich bekam ein wahres Grauen vor ihr, als ich ihre stillen Leidenschaften entdeckte für die Cognacflasche, sowie ihr ruheloses Sprachorgan. Sie war mit Kaffeemahlen beschäftigt, den sie, eine ziemliche Quantität, in eine Kompresse band, um ihn auf der Reise zu kochen, für sie und mich, wie sie sagte. Mittlerweile kehrte auch der Herr Baron zurück und ersuchte mich, ihm in das Depot zu folgen, woselbst ich das für mich Bestimmte in Empfang nehmen sollte. Eier,

Wurst, Zucker und Fleischextrakt bildeten meinen Proviant; dann erhielt ich noch zwei Decken, zwei Schürzen und etwas Wäsche.

Kaum war ich in das Bureau zurückgekehrt, da gab es furchtbaren Zusammenlauf auf dem freien Platze vor dem Hause. Gefangene wurden nach der Bahn transportiert, dann brachten sie auf einem Wagen einen Bauern, der bei Sedan den Verwundeten die Zunge herausgerissen und Augen ausgestochen hatte. Unsere Soldaten warfen ihn mit Steinen, spieen ihn an, es war kaum möglich, sie zurückzuhalten, damit sie dieses Scheusal nicht in Stücke zerhackten. Nach Sonnenuntergang wurde er gehängt.

Dem Herrn Baron erzählte ich, daß mein Gepäck in Kaiserslautern stehe, und ich in die größte Verlegenheit käme, wenn ich's nicht rasch genug bekommen könnte. „Wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann, mein Kind", sagte er, „mit größter Bereitwilligkeit; bedürfen Sie vielleicht ein Paar Strümpfe? Es werden Ihnen die meinigen etwas groß sein, doch im Kriege lebt man wie man kann." Ferner fragte er mich nach meinen Eltern und Geschwistern, und ob man mich denn gern fortgelassen habe. Nun ging ich in mein Quartier, um meine Sachen zu ordnen für die Reise.

Der kommende Morgen fand mich frühzeitig an dem Orte unserer Zusammenkunft, und ich hatte das Vergnügen, zuzusehen, wie zwei Wagen mit Kisten, Matrazen und allen möglichen beladen wurden. Die alte Frau und ich sollten uns auf einen der Wagen setzen, die Mannschaften mußten zu Fuß nachkommen. Die beiden Führer der Kolonnen, Herr Graf von Schlaberndorf und Graf Schwerin nahmen in einem Einspänner Platz. Wie ich so auf einem Turm von Kisten saß, als sei ich in eine höhere Sphäre versetzt, kam der Herr, welcher mir Binde und Karten gegeben hatte, ein Rittergutsbesitzer aus Mecklenburg-Schwerin, und sagte, indem er der alten Frau eine Flasche Rum reichte: „Hier, dieses Kind verlassen Sie mir nicht, Sie trennen sich nie von ihr, sie ist nämlich meine Nichte, und wenn sie dieselbe wieder glücklich zurückbringen, werde ich's Ihnen lohnen". Dann wandte er sich zu mir und sagte mit väterlichem Wohlwollen, daß meine Kasse sicher ziemlich erschöpft sein müsse durch die achttägige Reise, und ich möchte diese Kleinigkeit (dabei drückte er mir zwei Fünfthalerscheine in die Hand) doch annehmen, er könnte mir augenblicklich nicht mehr geben.

„Wohl haben Sie recht geraten", gab ich zur Antwort, „ich habe nur noch sechs Kreuzer, und dies ist mir ganz gesund, dadurch lerne ich

vielleicht den Wert des Geldes kennen; doch dies kann ich nicht annehmen, es geht gegen mein Gefühl, ich werde an meinen Onkel schreiben und mir Geld schicken lassen", damit reichte ich ihm die Scheine hin. Er wollte sie nicht mehr nehmen, ich sie durchaus nicht behalten, und so drängte er mir das Geld endlich doch auf in der zartfühlendsten Weise. Ich mußte ihm meinen Namen und Geburtsort ganz genau in sein Notizbuch schreiben, er gab mir seine Adresse mit der Bitte, öfter zu schreiben, wie es mir ginge, und wenn ich Rat und Hilfe bedürfe, so würde ich beides bei ihm und seinen Herren Kollegen finden.

Auf der anderen Seite des Wagens geruhten Seine Durchlaucht auch noch einmal einige gütige Worte an mich zu richten, ein anderer Herr vom Zentral-Komitee reichte mir die Hand, die übrigen standen etwas entfernt und grüßten freundlich; wiederholt mit väterlicher Liebe reichte mir der Baron aus Mecklenburg die Hand. Aller Blicke flogen noch einmal auf den Wagen, einen letzten Gruß, der Zug setzte sich in Bewegung, und fort ging es. Unser Wagen muß ein komischer Anblick gewesen sein. Die alte Frau, die von Zeit zu Zeit einen kräftigen Zug aus der Flasche that mit immer mehr zunehmender Heiterkeit, daneben ein neunzehnjähriges Mädchen mit strahlendem Gesicht, daß es ihr gelungen war, durch eigene Kraft nach dem Kriegsschauplatz zu kommen.

Der gute Herr Baron kam noch eiligen Schrittes dem Wagen nach und reichte mir eine Flasche Eau de Cologne hinauf. Die Sanitäter stimmten ein Lied an, der Himmel öffnete seine Schleusen, nachdem wir kaum eine Stunde gefahren waren, und schon triefte mir der Regen vom Hute ins Gesicht, daß ich gezwungen war, mich in meine Decke zu wickeln. Nach und nach kletterten die Ärzte zu uns und auf den andern Wagen hinauf, hüllten sich in ihre Decken ein, und so wanderten wir weiter unter des Himmels Güssen, bis diese etwas nachließen, und wir in einem Dorfe Halt machten, da jedermann Hunger hatte. Wir belästigten nicht die Bewohner, sondern machten ein Feuer auf der Straße, Feldkessel wurden herbeigeschleppt mit Wasser, und ein jeder kochte sich, wozu er Lust hatte; Chokolade, Kaffee, Eier, Bouillon, was unsere Küche bot. Meine Begleiterin übertönte mit ihrer Stimme alle anderen; nachdem sie endlich eingesehen, daß mir ihre Redekunst lästig wurde, und ich ihr auf manche Fragen die Antwort schuldig blieb, hielt sie zu unseren Reisegefährten, die sie natürlich nur zum besten hatten. Als ein jeder sich gestärkt hatte, setzten wir unsern Weg fort, von den neugierigen Blicken der Einwohner begleitet.

Aufs neue floß der Regen in Strömen, und nun kam die Frage, wo wir ein Nachtquartier hernehmen. Einige unserer Helden sangen mit lauter Stimme in den Regen hinein, um den andern ihre Melancholie zu verscheuchen, denn das Wetter war im stande, den besten Humor zu verderben. Vor Nacht erreichten wir ein armes Dorf, wo wir bleiben mußten, da wir St. Mihiel nicht mehr erreichen konnten. Preußische Truppen hatten das ganze Nest besetzt, wo war da an Platz zu denken. Einer holte beim Ortsvorstand Billets; wo die Herren Barone unterkamen, weiß ich nicht. Ich kam in eine Hütte, die aus drei Zimmern bestand, das eine mit einem Bett mit Gardinen; der Fußboden mit Stroh war bestimmt für die Frau, mich und acht der Sanitäter. Ich traute meinen Ohren nicht und ging auf die Straße, um einen der Herren Barone zu treffen, damit ich ihm den Irrtum erklären könnte, denn daß dies aus Absicht geschehen war, hielt ich nicht für möglich. Zufällig begegnete ich dem Herrn Grafen Schlaberndorf und erzählte ihm mit Entrüstung, was man mir für ein Quartier gegeben habe. Er suchte mich zu beruhigen, sagte, es sei rein unmöglich, hier ein anständiges Quartier zu bekommen, er wisse keinen Rat. So beschloß ich denn, in der Küche sitzen zu bleiben; die Leute sprachen einige Worte deutsch, waren recht gemütliche Menschen. Die Hausfrau gab uns Kaffee und Pfannenkuchen, und, nachdem unser Hunger gestillt war, begab sich meine Begleiterin in das verhängnisvolle Bett, und ich blieb in meinen nassen Kleidern auf dem Stuhle sitzen und legte den Kopf auf den Tisch. Bald schlief ich ein trotz meiner unbequemen Stellung und fiel schließlich vom Stuhl herunter an die Kaminecke, wobei ich heftigen Kopfschmerz bekam. Endlich graute der Morgen; meine Kleider waren getrocknet, da ich sie nicht ausgezogen hatte. Die alte Frau kam höchst vergnügt aus ihrem Bette, und, nachdem wir Kaffee getrunken hatten, gab mir die Hausfrau noch ein Bouquet, und wir brachen auf.

Es hatte die ganze Nacht unaufhörlich geregnet, die armen Pferde hatten Mühe, sich fortzubringen auf der schlüpfrigen Erde, und, um ihre Last nicht noch zu vermehren, beschloß ich, den Weg bis St. Mihiel, drei Stunden, zu Fuß zu machen. So dringend man mich bat, auf dem Wagen Platz zu nehmen, so sehr die Alte schimpfte und drohte, es dem Herrn Baron zu sagen, ich war nicht abzubringen von dem Vorsatz. Eine interessantere Fußtour kann es nicht geben; der Sturm tobte fürchterlich, der Regen kam in Strömen hernieder, man konnte sich kaum aufrecht erhalten. In meine Decke gehüllt, schritt ich unverdrossen vor-

wärts, kein Wort wurde gewechselt; ich glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Schon hatte ich keinen trockenen Faden mehr an mir, mein Taschentuch triefte, dazu mein Schnupfen. Da rief mir Herr Graf Schlaberndorf zu, ich möge doch um alles aufsitzen, dies könne nicht länger so gehen. Aber ich wollte sehen, ob ich den entfesselten Elementen nicht Trotz bieten konnte.

Die Alte hatte sich längst in den Kisten und Decken auf dem Wagen verkrochen und ihr Mund verstummte. Doch wir waren nicht allein auf Gottes weiter Flur; es begegneten uns ein ungeheuerer Zug Gefangener, die nach Pont à Mousson transportiert wurden. Ein jammervolles Bild! Halb nackt, Schmerz und Verzweiflung, finsteren Trotz und stille Ergebung in den Gesichtern, starrten sie uns unverwandt an. Unsere Landsleute schauten etwas verwundert drein, als sie mich daher schreiten sahen in dem Unwetter.

Gegen Mittag sahen wir die Türme von St. Mihiel uns entgegenwinken; daselbst angekommen, machten wir Halt vor dem Collège auf einem freien Platz. Sogleich bekamen wir unsere Quartierbillets und sollten uns am andern Tage früh wieder da einfinden, um weiteres zu hören. Die Frau und ich wurden zu Leuten einquartiert, die selbst kaum Brot hatten; doch sie waren teilnehmend. Das alte Mütterchen erbot sich sogleich, mir von ihren Kleidern solange zu borgen, bis die meinigen getrocknet waren, was ich dankbar annahm. Welche Wohlthat, nach solcher Tour in Wind und Wetter einmal wieder unter Obdach zu sein, war es auch in der kleinsten Hütte.

Höchst unbehaglich machte mir meine Begleiterin den Aufenthalt; sie maßte sich sogar eine gewisse Autorität an. Was wir an Speisevorrat noch hatten, wurde gemeinschaftlich aufgezehrt und dann für die Nacht eine Lagerstätte auf dem Fußboden gemacht, da ich nicht duldete, daß die Leute ihr Bett uns abtraten. Auf keinen Fall konnten wir in diesem Häuschen bleiben; ich beschloß deshalb, mein Billet umzutauschen. Die Frankfurter Kolonne ging weiter nach Clermont, und wir blieben mit der Berliner in St. Mihiel. Um 3 Uhr am Nachmittag sollte ich mich in der Kaserne einfinden. Bereitwilligst gab man mir ein anderes Billet; wir kamen zu einer Modistin, die Witwe war, ihr einziger Sohn katholischer Pfarrer. Nichts war peinlicher für mich als die alte Frau bei Tische; sie konnte kein Wort französisch und wollte doch fortwährend sprechen. Ich sah, daß sie der Familie auch lästig wurde und hätte davonlaufen mögen.

Der heutige Tag führte mich ein in den Beruf, dem ich mich widmen wollte. Nach allen Hindernissen und Beschwerden war ich doch dahingekommen, wohin mich eine mächtige Stimme rief. Wir gingen in die Kaserne, wo man noch, ohne zu ertrinken, über den Hof nach den Gebäuden, wo die Kranken lagen, kommen konnte. Beschreiben läßt sich kaum der Anblick, den man da hatte. Die Kranken lagen in sechs Sälen; drei rechts, drei links, auf beiden Flügeln je 25 Mann in einem Saal auf elenden Betten, so wie sie eben die Stadt in Kürze geliefert hatte. Auf dem Speicher war Stroh ausgebreitet, darauf lagen die Gefangenen und Leichtverwundeten. Sobald diese verbunden waren, mußten sie am andern Tage wieder fort nach Pont à Mousson, um dem Kommenden Platz zu machen. Oben die Krankensäle, darunter die Pferdeställe, wo oft auf dem Pflaster ein armer Kranker lag, der in dem Getümmel längere Zeit liegen mußte, ohne von den Vorübergehenden bemerkt zu werden, wenn ihm die Besinnung fehlte, um nach Hilfe zu bitten.

Proviant, Munitionskolonnen und Festungsgeschütze hielten im Kasernenhof, wo sie im Sumpf fast versanken, denn es regnete tagelang. Von Reinlichkeit keine Spur zu entdecken, man mußte fast glauben, die Pest herrschte hier; so hieß es auch in der Stadt. Erst vor kurzer Zeit war das Lazaret aufgeschlagen worden, und man konnte noch nicht bessere Ordnung haben, da Hilfe fehlte. Etwas freundlicher war es dagegen in dem Collège und Bürgerhospital, das die Sachsen ebenfalls zu Lazareten gemacht hatten.

Ich wurde vom Herrn Grafen von Schlaberndorf dem Herrn Stabsarzt vorgestellt und machte die Runde mit durch alle Säle. Seit drei Tagen waren die Kranken massenhaft angekommen; fortwährend marschierten Ersatztruppen durch, von denen viele auf der Straße umfielen und in das Lazaret getragen wurden. Die elf Diakonissinnen, von denen Herr von Gleist mir sagte, hatten jede einen Saal mit 25—28 Kranken belegt, auf die sich ihre Thätigkeit erstreckte. Man fand es vorläufig für das beste, mich in dem Bürgerhospital zu verwenden, da dort nur Nonnen waren und unsere Kranken sich sehr verlassen fühlen mußten, da man sie nicht verstand. Die alte Frau fand auch hier Beschäftigung, hatte aber bald die Unzufriedenheit aller Kranken sich zugezogen. Denn, da sie meistens zu Nachtwachen berufen war und nicht schweigen konnte, so zupfte sie solange an den Decken und zerrte die Betten herum, bis ein Kranker aus seinem leichten Schlummer erwacht war. Dann fragte sie: „Hat Er Durst, will Er einmal trinken,

hat Er noch Cognac?" so bestürmte sie die armen Menschen, daß keiner ruhen konnte. Am Morgen beklagten sich dann die Kranken über die Störung.

Mein Aufenthalt in diesem Lazaret sollte von keiner langen Dauer sein; eine der Schwestern in der Kaserne bekam Zahnschmerzen und Reißen im Kopf, klagte darüber beim Herrn Stabsarzt und bat um Hilfe, sie könne allein nicht mehr mit ihren Kranken fertig werden.

Als ich nun eines Mittags aus meinem Quartier in die Kaserne ging, begegnete mir der Herr Stabsarzt, hieß die Frau einige Schritte hinter mir stehen und sagte: „Ich habe wiederholt bemerkt, daß diese Frau glaubt, über Sie befehlen zu dürfen; lassen Sie sich gar nichts von ihr sagen, und dann muß ich Sie bitten, heute mittag in die Kaserne zu kommen, die eine Schwester wünscht eine Beihilfe". Es that mir leid, ich hatte mich schon eingewöhnt in dem Lazaret, und die Kranken freuten sich stets, wenn ich kam. Nur einer war unter ihnen, der mir's nicht verzeihen konnte, daß ich diesen Beruf gewählt hatte, ein Kaufmann Adolf Schulz aus Breslau. Doch, als er später sah, wie mich meine Kranken liebten und fast abgöttisch verehrten, da änderte sich sein Urteil.

In dem Lazaret war alles auf das bequemste eingerichtet; die Apotheke im Spital, Badezelle, und die Kranken erfreuten sich der besten Pflege. Nun sollte ich die Kaserne kennen lernen, die mir als Feld meiner Thätigkeit gezeigt wurde.

* * *

Im rechten Flügel die erste Station war es, die mir übergeben wurde; es war am 11. September. Die Schwester bekam heftigere Schmerzen und blieb zuletzt ganz in ihrem Quartier. Somit waren die 25 Kranken allein in meiner Pflege; es bangte mir gewissermaßen, denn ich hatte doch noch zu wenig Erfahrung. Doch nur wenige Stunden, und ich war mit den Kranken bekannt wie mit den Pflichten, die mir oblagen. Wie vernachlässigt waren die Ärmsten; die Schwester, schon in den 40er Jahren, that am liebsten vor dem Bett eines Verwundeten sich ihrer Thaten rühmen, sprach unermüdet, und dann klagte sie, daß sie nicht fertig würde; so erzählten einige.

Gleich neben der Thüre lag ein französischer Sergent aus Straßburg am Typhus; er stöhnte unaufhörlich, seine Lippen waren ganz vertrocknet. Noch ehe ich mich mit den Schicksalen der anderen bekannt machte, eilte ich, dem einen frischen Trunk zu bieten, auf den mein Blick zuerst

fiel; war er auch Franzose, so war er doch ein Mensch. Er vermochte nicht die Zunge zu bewegen, die Hitze hatte ihm diese mit einer Kruste überzogen. Langsam träufelte ich ihm einige Tropfen Wasser in den Mund, reinigte seine Zähne von dem braunen Schleim, wusch ihm das Gesicht mit frischem Wasser und legte ihm einen Eisumschlag auf die Stirne. Das ermattete Auge belebte sich und ein dankbarer Blick sagte mir, wie wohl ihm dieses gethan. Neben ihm lag ein ganz junger Jäger aus Preußen. Eine Kugel im rechten Bein verursachte ihm heftige Schmerzen. Ich fragte ihn, wie es ihm gehe, und seine Augen füllten sich mit Thränen, indem er mir erzählte, was er schon ausgehalten habe in den 14 Tagen, wo er hier auf einer Stelle liegen mußte und nichts zu essen bekäme als Reis und Wassersuppe. Ich versprach dafür zu sorgen, daß es besser würde; ich wolle Kartoffeln stehlen und ihnen diese zubereiten. Dann ging es weiter.

Diesmal ein weniger ergreifender Anblick; ein schelmisches Gesicht lachte mir entgegen und zeigte mir ein Testament; dies habe ihm die Schwester gegeben, um sich an dem Wort Gottes satt zu lesen, weil er so großen Hunger habe, und sie ihm nichts zu essen geben konnte. Er hatte seine beiden Füße verbrannt beim Brande eines Hauses; ein Franzose saß mehr als er lag in seinem Bette. Die Größe seiner Leiden war in jedem Zug seines Gesichtes ausgeprägt; tief erschüttert trat ich zu ihm und sagte ihm in seiner Muttersprache einige tröstende Worte. Er hatte zwei Kugeln in dem linken Schulterblatt; schon zweimal waren Blutungen eingetreten, und, um seine Leiden noch zu erhöhen, bekam er Typhus mit Dysenterie. Niemals werde ich dieses Gesicht vergessen mit den schmerzensreichen Zügen. Diesem Bette gegenüber in der zweiten Reihe war ein Landwehrmann aus Preußen, mit Binden an Händen und Füßen angebunden an die Bettstelle. Er tobte und raste in einem fort; seine Augen waren dicht umflort, der kalte Schweiß perlte ihm über das Gesicht. Es war ein herzzerreißender Anblick. Die Reihe durch lagen weniger schwer Kranke. In der dritten Reihe hinter einer halben Bretterwand lagen leichte Typhuskranke, die sich auf dem Wege zur Genesung befanden. Ich fragte, wie es ihnen gehe, ob sie nichts wünschten, ich würde nun hier bleiben und sie pflegen. Keine Antwort erfolgte; ich sah sie forschend an, denn ich konnte mir diese Verschlossenheit nicht erklären. Ein Altbayer suchte sich endlich ein wenig aufzurichten und bat mich, ihm doch sein Bett ein wenig aufzuschütteln, er könne nicht mehr liegen. Nachdem ich dies gethan, bekamen auch die

anderen Leben und wünschten das Gleiche. Wir sind nun wie neugeboren, sagten sie alle, denn schon vier Tage haben wir unser Bett nicht mehr gemacht bekommen.

In dem Augenblick kam die Schwester zur Thür herein, um nach den Kranken zu sehen. Ich konnte nicht schweigen und fragte, weshalb man nicht besser für die armen Kranken gesorgt habe. Sie geriet in die heftigste Erregung und sagte lachend, ob es denn möglich sei, mit zwei Händen diesem allem abzuhelfen; sie müsse auch essen und trinken und bedürfe der Ruhe; was man nicht schaffen könne, müsse liegen bleiben. Sie war die älteste unter den zehn Schwestern, schon 15 Jahre in dem Orden, wie sie sagte, betrachtete sich darum als das Oberhaupt. Zu kommandieren verstand sie sehr gut, doch anfassen war nicht ihre Sache.

Nachdem sie die Kranken ganz verlassen hatte, lebten diese neu auf. Ich teilte nun die Zeit ein, wie ich sie am nützlichsten verwenden konnte, und es begann ein Leben voll Ordnung und Reinlichkeit. Um 7 Uhr des Morgens kam ich in die Kaserne. Meine Kranken hatten schon von dem Wärter ihre Wassersuppe erhalten, solche, die allein essen konnten. Den andern kochte ich eiligst Thee, dann holte ich mir einen Krankenwärter, mit dessen Hilfe sämtliche Kranke aus dem Bette getragen wurden, dasselbe ordentlich gemacht, dann kamen sie wieder hinein. Darauf wurden sie gewaschen, der es selbst konnte, erhielt die nötigen Gegenstände dazu; die Schwerkranken wusch ich selbst, wie man ein Kind wäscht und kämmt, auch versuchte ich, ihren struppigen Bart auszukämmen, doch dies wollte mir nicht gelingen. Die Menschen sahen ganz anders aus; wo die Bettwäsche unrein war, vertauschte ich sie gegen reine, und binnen drei Stunden angestrengter Arbeit bot mein Krankensaal einen freundlichen Anblick. Ein zufriedenes Lächeln lag auf manchem Gesicht. Ich ließ mir von meiner Wirtin ein Stück Mull geben und deckte ihn den Schwerkranken über das Gesicht, damit sie von den Fliegen nicht gequält wurden.

Da lagen sie, die stolzen Heldengestalten, stöhnend und zum Teil bewußtlos. Französische Frauen wurden gemietet, die täglich in einer Küche im Nebengebäude waschen mußten und des Morgens die Krankensäle ausfegen. Um 10 Uhr war die Visite. Da kam der Herr Stabsarzt, ein Assistenzart, Ober-Lazaretgehilfe, Lazaretgehilfe und Krankenwärter; es war eine kleine Prozession. Ich war am Tisch beschäftigt mit Tassenaufwaschen, und hielt es in meinem Sinn für überflüssig,

mich auch noch an dem Zuge zu beteiligen. Herrn Stabsarzt mußte es befremden, daß ich unbekümmert fortarbeitete; er sah sich wiederholt nach mir um. Da ich dies nicht verstehen konnte, sagte er etwas gereizt: „So kommen Sie doch gefälligst hierher und hören Sie, was Ihren Kranken verordnet wird!“ Dies war interessant; von einem Bett zum andern. Unaufhörlich notierte der Herr Assistenzarzt, ein kleiner Mann, ebenso der Lazaretgehilfe kraft seines Amtes. Ich merkte mir alles ganz genau, und so war endlich die Visite vorbei, und ich wußte, daß ich dieser stets beizuwohnen hatte. Herr Stabsarzt ließ alsdann noch einen Blick über den Saal schweifen, freute sich der Ordnung und verschwand grüßend in der andern Thüre.

Unterdessen wurde es Mittag; ein Eimer voll Reis voller Fliegen wurde aus der Hauptküche heraufgebracht. Wer essen durfte, erhielt seinen Teil mit einem Stück Fleisch, das die Stadt liefern mußte. Für meine Schwerkranken kochte ich eine Mehlsuppe. Da in dem Saale kein Ofen war und in der Küche kein Platz, so ging ich zu der Frau, die mit ihrem Manne und einem Kind in einem kleinen Häuschen am Thor wohnte, die Hausmannsmutter genannt, und bat sie, mir zu erlauben, täglich einigemal für meine Kranken etwas kochen zu dürfen. Die gute Frau erbot sich sofort, mir zu gewähren, was in ihren Kräften stehe. Sie war aus Straßburg und sprach gut deutsch, frühere Marketenderin, heiratete sie einen Feldwebel und lebte in St. Mihiel. Sie war die beste Seele, die es geben konnte; sie verkaufte Speise und Trank an unsere Soldaten und wurde geliebt von allen. Wie nun meine Kranken gegessen hatten, ging ich in mein Quartier zu Tische. Mein Dessert, bestehend aus Trauben und Äpfeln, wanderte stets in meine Taschen; unterwegs kaufte ich noch einige Trauben, nahm sie in meinen Hut, den ich, anstatt aufzusetzen, damit füllte und mir die Sonne auf den Kopf brennen ließ. In meinem Saale so angekommen, verteilte ich diese Kleinigkeiten an diejenigen, die es vertragen konnten, zu essen, und diese Erfrischungen wurden mit sichtlicher Freude entgegengenommen.

Im Laufe des Nachmittags trat bei meinem Franzosen eine neue Blutung ein; drei Ärzte waren um ihn beschäftigt; stumm und regungslos ließ er alles mit sich geschehen, nur sein halb erloschenes Auge sagte, was er litt. Ich glaubte, er stürbe, und machte meinem Schmerz durch Thränen Luft; ich meinte, ich müßte dieses Leben erhalten können. Der andere Typhuskranke, den ich angebunden in seinem Bette traf, röchelte auch in einem fort, das Nahen des Todes. Dies war mir noch

alles so neu, erschütterte mich so tief; nie hatte ich einen Sterbenden gesehen; ich schämte mich auch nicht meiner Thränen, die mir in Strömen über das Gesicht rollten.

Die Ärzte wollten sich eben entfernen, als Herr Graf Schlaberndorf eintrat, sogleich meine geröteten Augen betrachtete und mich fragte, ob ich Heimweh habe, ich möge es offen sagen, man würde mich alsdann wieder zurückbringen. „O nein", sagte ich, „ich bin ja so froh, daß ich hier bin und helfen kann, aber sehen Sie diese beide Menschen an, die müssen sterben." Jetzt sahen sich auch die Ärzte nach mir um und alle lachten. „Wenn Sie aber bei jedem, der stirbt, so viele Thränen vergießen wollen", sagte der Herr Stabsarzt, „was wird da aus Ihren Augen? Dies ist nicht anders, dafür ist Krieg!"

Gegen abend kamen viele Verwundete und Gefangene an. Die Sanitäter mußten diesen helfen; sie wurden in die drei Lazarete verteilt und, da infolge großer Anstrengungen die sächsischen Krankenwärter größtenteils selbst krank wurden, so war ihre Hilfe doppelt notwendig. In meinem Saal halfen Sie das Essen austeilen und verbinden, wurden auch manchmal zur Nachtwache kommandiert. Nach und nach gab es doch etwas Regelmäßigkeit in der Kaserne, man konnte, ohne über allerlei zu stolpern, durchgehen. Allein es herrschte eine erstickende Luft; die Pferde unten, die Kranken oben meistens mit Ruhr, dies verbreitete eine pestilenzialische Luft. Es wurden nun die Waschfrauen beauftragt, die Säle zu scheuern. Der Boden war ein See; dadurch glaubte Herr Stabsarzt im Saal selbst eine reinere Luft zu erlangen. Die Schwestern fanden dies empörend, einige Stunden auf dem nassen Boden umhergehen zu müssen und beklagten sich beim Herrn Grafen Schlaberndorf. Es war freilich unangenehm, auch für die Kranken, wenn einer aufstand, und über den nassen Boden laufen mußte. Doch die Notwendigkeit erforderte es, und es wurde aus einem Stalle eine menschliche Wohnung; fingerdick war der Boden mit einer Kruste von Schmutz überzogen. Für mich hatten die nassen Füße keine schlimmen Folgen, aber die Schwestern meldeten sich eine nach der andern krank. Da meine beiden Todeskandidaten nicht besser, noch schlimmer wurden, so beschloß ich, die Nacht dazubleiben. Mein Abendbrot brachte ich meinem verwundeten Jäger, der behauptete, lieber verhungern zu wollen als noch länger Wassersuppe zu essen, und ich aß ein Stück Brot. Mein Franzose machte mir unendliche Mühe; war ich fünf Minuten von seinem Bett fort, um den anderen beizustehen, so rief er mit klagender Stimme: „Madmoiselle,

bleiben Sie bei mir, ich fürchte mich so sehr!“ Niemand durfte ihm etwas geben außer mir; er litt lieber Durst, bis ich wieder kam. Es war eine schwere Aufgabe, lange an diesem Schmerzenslager zu sein, denn der Atem des Ärmsten war so übelriechend, so furchtbar widerlich, daß es einem übel wurde. Nun klopfte es an die Thüre; ich öffne, vor mir standen zwei Franzosen und baten um Opium, sie hätten so große Leibschmerzen; gleich darauf kam ein anderer und wollte seine Hand verbunden haben, er könne den Schmerz nicht mehr ertragen. Auf der Treppe hörte ich eine matte Stimme rufen, ich soll doch einmal hinaufkommen und seinen Kameraden helfen. Als ich diese drei befriedigt hatte, eilte ich auf den Speicher. Welcher Anblick! Einige wälzten sich in dem halbfaulen Stroh hin und her vor Schmerzen, ein anderer saß auf einer Bank und starrte verzweiflungsvoll in eine Ecke. Eine hohle Stimme rief nach einem einzigen Tropfen Wasser, und ein dritter fluchte einige Donnerwetter auf dieses Lazaret, wo man sie wie das Vieh liegen ließe und kein Mensch nach ihnen sehe. Ein einziges Unschlittlicht beleuchtete diese jammernden Gestalten, die in dem Halbdunkel auf dem Fußboden geisterhaft aussahen. Ich hörte nun, daß, seit sie hier lagen, noch niemand nach ihnen gesehen habe, was mich umsomehr befremdete, da ich wußte, daß einer von den freiwilligen Krankenpflegern berufen war, für die Angekommenen zu sorgen. Jedenfalls zog es der Betreffende vor, bei einem Glas Wein sich gütlich zu thun, statt seinen Pflichten nachzukommen.

Bald hatte ich dem größten Elend abgeholfen und kehrte eilends in meinen Saal zurück, da ich die klagende Stimme des armen Franzosen von weitem hörte. Der Landwehrmann hatte sich von seinen Binden losgemacht und lag vor dem Bette auf der Erde röchelnd. Allein konnte ich ihn unmöglich in das Bett bringen; darum lief ich in den Saal nebenan, um die Wache zu holen, aber es war niemand zu finden. Die Typhuskranken stöhnten, daß es einem das Herz durchschnitt; einer kam auf mich zugelaufen und bat um seinen Tornister, er müsse nun fort; ein zweiter stand angekleidet vor seinem Bett und war im Begriff, die Decke zusammenzurollen. Andere unterhielten sich in ihrem Delirium und redeten das tollste Zeug. Die wenigen, die bei Besinnung waren, schimpften über die Unruhe, daß man nicht schlafen könne. Dies das Bild des zweiten Krankensaales. Ich faßte mir ein Herz und öffnete die Thüre in den dritten. Heiserer Gesang tönte mir entgegen; auch hier war keine Wache. Einer stand am Fenster und versuchte es zu öffnen,

um seinen Mantel hinauszuwerfen; ein anderer stand am Tisch und trank anhaltend Wasser, bis das Gefäß leer war. Aus einer Ecke rief mir ein dritter ganz gereizt entgegen: „Sie, Kleine, geben Sie mir meine Hosen, ich muß zum Apell!“ Ich suchte ihn zu beruhigen, allein er hörte nicht, sondern schrie noch lauter. Ein Ruhrkranker, der neben ihm lag und schlafen wollte, rief ihm stets zu: „Bist du still, oder du wirst angebunden!“

In den Minuten, wo sich das Schreckliche vor meinen Augen aufthat, lag noch immer mein sterbender Landwehrmann an der Erde. Ich weckte deshalb einen Schlafenden, so furchtbar mir dies auch war, und bat ihn, mir zu helfen, seinen armen Kameraden ins Bett zu heben. Der Ärmste war selber noch so schwach, daß er sich auf meine Schulter stützen mußte, um durch die Säle zu gelangen. Es galt ja nur einen Moment Kraftanwendung; sobald der Kranke im Bette war, konnte ich schon allein fertig werden. Mit einer übermächtigen Anstrengung, wobei ich glaubte, die Arme seien mir aus der Schulter gegangen, gelang es uns, ihn in das Bett zu bringen, wo ich ihn aufs neue anbinden mußte, nichts ist entsetzlicher, und meinen Helfer zurückführte.

Nun war mein erstes, nach der Wache zu suchen. Im linken Flügel fand ich den Menschen; auf einem Bette schlief er den Schlaf des Gerechten. Ich rüttelte ihn am Arm, bis er erwachte und mich erschrocken anstarrte. Aus meinen Vorwürfen, mit denen ich ihn überhäufte, machte er sich nichts, sagte ganz gelassen, er habe die Runde durch die sechs Säle gemacht und, da alle geschlafen hätten, habe er es auch so gemacht. Nun mußte er mit, und wir arbeiteten gemeinschaftlich bis der Morgen graute und die Typhuskranken in ihre gewöhnliche Erschlaffung fielen. Wie todmüde bin ich gewesen; die ganze Nacht in dieser Stickluft herumgegangen, nur ein Stück Brot am Abend gegessen, diese Abspannung! Eilends ging ich in mein Quartier, erfrischte meinen Kopf mit kaltem Wasser, trank meinen Kaffee und kehrte in die Kaserne zurück.

Es kostete einige Überwindung, bis ich mich in die Arbeit gefunden hatte heute. Bei der Visite war ich willens, es dem Herrn Stabsarzt zu melden, doch der Mensch dauerte mich wieder, und so ließ ich's bewenden für diesmal. Während die meisten meiner Kranken sich zusehends erholten, ging es den beiden anderen immer schlechter. Um 4 Uhr starb mein armer Landwehrmann nach einem fünfwöchentlichen Krankenlager. Alle sagten, hätte er die nötige Pflege gehabt, er wäre durchgekommen, denn er hatte eine Riesennatur. Sechs Stunden mußte er

liegen bleiben, dann kamen zwei Wärter und trugen ihn hinüber in einen dazu bestimmten Raum im Stalle. Dann wurde, wenn die gesetzliche Frist vorüber war, der Krieger in einen roh gezimmerten Sarg gelegt, von einem Franzosen, der eigens dafür gemietet, auf den Kirchhof gefahren und dort eingegraben in den Schoß der Erde. Kein Geistlicher segnete ihn ein zu seiner Grabesruhe, keine Thräne weinten seine Angehörigen, kein Freund gab ihm das letzte Geleite. Doch er teilte ja nur das Schicksal so vieler seiner Kameraden, die ihm hier Gesellschaft leisteten; sie waren gefallen im treuen Dienste fürs Vaterland. Das Bett wurde frisch gedeckt, und sogleich kam ein anderer hinein, der einen zerquetschten Finger hatte.

Der Herr Inspektor unseres Lazarets hatte einen Keller mit Wein requiriert und es gab täglich für jede Station einen Eimer Wein, den sich die Durstigen wohl schmecken ließen. Ich erkundigte mich, wer diese Nacht die Wache hatte; man nannte mir den Namen eines Berliner Herrn, den ich für gewissenhaft hielt, und war völlig beruhigt. An diesem Abend blieb ich länger als gewöhnlich da, dem armen Franzosen zulieb. Um 9 Uhr kam der betreffende Herr richtig an, bat mich, noch eine Viertelstunde auszuharren, er habe in seinem Quartier noch etwas zu holen, das er vergessen. So müd ich war, blieb ich doch; es wurde 10 Uhr und halb 11 Uhr, mein guter Mann kam nicht. Diese Nacht wieder zu wachen, und ganz allein, war mir nicht möglich; ich hatte ja schon 36 Stunden unermüdlich gearbeitet. Der Mensch aber war verschwunden, und ich wappnete mich mit aller Energie für die Ereignisse der Nacht, denn ich wollte bleiben, wären ja die hilflosen Kranken sonst allein, könnten sterben und verschmachten. Mit dem Franzosen war fast nicht mehr auszukommen, vielmehr sein Zustand erforderte unausgesetzten Beistand, den ich ihm kaum gewähren konnte, da ja so viele darauf warteten. Er trank in einem fort Wasser; die Ruhr entstand zuletzt aus Dysenterie, und es läßt sich nicht beschreiben, was der Mann gelitten, und ich mit ihm durchgemacht habe; fünf Bettücher brauchte ich in einer Stunde zur Unterlage. Gegen Mitternacht fing er heftig an zu weinen, es war zum Steinerbarmen, dieses Leidensgesicht in Thränen zu sehen. Ich forschte nach der Ursache seines Kummers; er bat mich, an seine Angehörigen schreiben zu lassen in meinem Quartier. Er neigte den Kopf und stammelte die Worte: „Meine Eltern sind tot, aber es macht mir Schmerz, daß ich Ihnen so unendlich viele Mühe mache; eine Mutter kann nicht mehr für ihr Kind thun, als Sie für einen armen Soldaten gethan

haben, sogar ihrem Feinde". Ich wollte ihn unterbrechen, doch er fuhr fort: „O, ich fühle, daß ich sterben muß, könnte ich gesund werden, ich würde Ihnen mein Leben lang dienen als Knecht, aber ich sterbe und kann nur zu Gott beten, daß er es Ihnen lohnt, was Sie einem armen Soldaten gethan; Sie sind mir als ein Engel erschienen". Diese Worte, mehr hingehaucht als gesprochen, mit dem Schmerzensgesicht, ich höre sie ewig. Zu beruhigen vermochte ich ihn nicht, denn ich hätte mich tot weinen mögen. Was hat der Arme verbrochen, daß er so leiden mußte?

Nach einer Weile wurde er ruhiger, und ich wagte mich in den Saal nebenan; da lagen sie ja auch allein die Fieberkranken in heftigstem Delirium. Im Begriff, einen Umschlag auf die Stirne eines Kranken zu legen, hörte ich die klägliche Stimme des Franzosen nach Wasser rufen. Ich eile, ihm das Ersehnte zu geben, und wollte mich wieder zu einem anderen Leidenden begeben. Aber, er erhob beide knochigen Hände, und flehte mich um alles an, ich sollte ihn doch nicht allein lassen, er fürchte sich so sehr. Es kostete mich eine namenlose Überwindung, den übelriechenden Atem des Kranken einzusaugen; da fühlte ich wie ich wankte, und es um mich dunkel wurde. In zwei Schritten war ich an dem Fenster, öffnete dasselbe, um frische Luft zu atmen und verlor die Besinnung.

Ein heftiges Stöhnen weckte mich aus meiner Ohnmacht; zum erstenmale in meinem Leben war eine solche über mich gekommen. Ich hing mit dem Oberkörper über der Fensterbrüstung; wie lange ich in diesem Zustand gewesen, hat niemand mir sagen können. Ein starker Brustschmerz erschwerte noch meine Lage. Zu matt, um allein zu gehen, bediente ich mich einer Krücke, die ich einem Verwundeten vom Bette nahm, und machte so die Runde. Der Wind sauste und pfiff an den zerbrochenen Fensterscheiben, die Pferde machten einen Lärm unten in den Ställen, daß man denken mußte, die Kaserne stürze zusammen. In jedem Saal ein einziges Licht, das ein gespensterhaftes Dunkel in den Winkeln machte, dazwischen das Jammern und Stöhnen der Verwundeten und Typhuskranken, der Hilferuf eines Sterbenden, und ich mutterseelenallein; ich hätte verzweifeln mögen; jede Minute rief mir der sterbende Franzose. Nur jemand mit der Seelenstärke wie die meinige konnte dies ertragen. Hätte man doch hier die Hilfe gehabt, die in Nancy zurückgeschickt wurde.

Die Diakonissinnen wachten nicht des Nachts, sie sagten, am Tage arbeiteten sie, und Herr Stabsarzt habe für Nachtwache zu sorgen. Einige Kranke auf dem Wege der Besserung mußten sich ankleiden und mir

helfen, denn zwei Hände reichten da nicht hin. Unter den grauenvollsten Szenen verstrich diese Nacht, und als es tagte, und die Kranken ruhiger wurden, warf ich mich todkrank auf eine leere Bettstelle neben meinen Franzosen, dessen Atem immer kürzer wurde, um ihm stets Wasser geben zu können. Es war mir nun gleichgültig, ob mir der Atem des Franzosen Übelkeit verursachte, ich konnte nicht mehr denken. Ich glaubte, sterben zu müssen, und der Gedanke war schön für mich, mitten unter den Söhnen und Vätern meines Vaterlandes tot gefunden zu werden auf derselben Bettstelle, wo einige meiner Kranken des Tages Karten spielten. Doch, es stirbt sich nicht so leicht, ich konnte mich sogar beim Eintreten des Krankenwärters erheben und aufstehen. In den grellsten Farben schilderte ich ihm die Ereignisse der Nacht, sagte, daß ich heute bei der Visite die Meldung machen werde, und trat den Weg, so gut es ging, in mein Quartier an.

Aus dem dumpfen Krankensaal an die kühle Morgenluft war ein Kontrast, ich schauderte leicht zusammen. Wie die Wirtin in meinem Quartier mein entstelltes Gesicht erblickte und hörte, daß dies die zweite Nacht sei, wo ich nicht geschlafen hätte, überhäufte sie mich mit Vorwürfen, sagte, sie würde es meiner Mutter schreiben, daß ich mit Gewalt meine Gesundheit ruinierte. Als sie aber sah, daß ich nach meinem Kaffee wieder fortging, geriet sie ganz in Verzweiflung. Aus der Thüre rief sie mir noch nach: „Sie sterben ganz bald, wenn Sie so fortmachen!"

Daß es mir schwer wurde, meine Arbeit zu beginnen, läßt sich wohl begreifen; doch, nach einiger Überwindung gelang es, mich in dem Strudel zu vergessen, umsomehr, als mein Franzose um 8 Uhr am 16. September unter entsetzlichen Schmerzen verschied. Durchs ganze Leben begleitet mich dieses Schmerzensgesicht, immer sehe ich den flehentlich dankbaren Blick auf mich gerichtet.

Die Visite begann; sogleich fiel mein verstörtes Äußere Herrn Stabsarzt auf. Er forschte nach dem Grund, und sie hörten alle mit Staunen, was sie nicht für möglich hielten. „Dies sind heute die letzten Klagen, die ich über diese Herren hören muß", sagte der Herr Stabsarzt, „nirgends befolgen sie den Befehl, ich werde dafür sorgen, daß sie fortkommen von hier, Hilfe haben wir ja doch nur geringe von ihnen". Auf seinen Wunsch sollte ich sofort in mein Quartier gehen und mich erholen, was ich aber nicht thun konnte. Wer sollte denn für meine Kranken Suppe kochen und ihnen zu essen geben, ein Krankenpfleger that dies nicht. Am Nachmittag, wo ich kaum mehr einen Schritt gehen konnte,

kamen eine Masse Gefangene an, mit denen ich zum Glück nichts zu thun hatte, denn sie waren nicht verwundet. Einige höhere Offiziere kamen an meine Thüre und fragten, ob es nicht möglich wäre, ein wenig Kaffee zu bekommen, sie seien den ganzen Tag im Regen marschiert. Ich wies sie in ein kleines Zimmerchen, das den Schwestern als Küche diente, wie mir der Kamin der Frau am Thore, und versprach, das Verlangte möglichst schnell zu besorgen. Sie schienen sehr niedergeschlagen, die Befehlshaber der großen Nation, die nun in ihren eigenen Kasernhof einmarschierten als Gefangene. In Ermangelung eines Tischtuches breitete ich zwei Handtücher nebeneinander auf den Tisch, setzte ihnen den Kaffee in einer Spiritusmaschine vor, suchte einige Tassen zusammen und eilte zu meinen Kranken zurück.

Der Abend brach an, und ich ordnete rasch alles für die Nacht, denn ich konnte mich kaum aufrecht halten. Als ich nun zum Thore hinaus wollte, erblickte ich meine Wirtin und ihre Schwester; sie warteten auf einen Major und Oberstlieutenant, Bekannte von ihrem Sohn. Diese hatten ihr Ehrenwort gegeben, und es wurde ihnen gestattet, frei in die Stadt zu gehen. Ich wartete einen Moment, und wir gingen zusammen nach Hause. Bei Tisch wurde sehr wenig gesprochen; einige Fragen beantwortete ich, dann empfahl ich mich rasch; erstens sehnte ich mich nach Ruhe, und dann mußte auch selbstverständlich meine Person lästig sein.

Die Stunden des erquickenden Schlafes thaten Wunder; ich erwachte neugestärkt am Morgen. Als ich in das Zimmer trat, um meinen Kaffee einzunehmen, saß der Herr Oberstlieutenant am Tische. Man mußte ihm etwas von mir erzählt haben, denn er war außerordentlich freundlich, fragte sogar, ob es mir unangenehm sei, daß er rauche, er würde sonst seine Zigarre weglegen.

In derselben Nacht sind zwei Gefangene aus der Kaserne entflohen; da sie früher in St. Mihiel in Garnison lagen, so wurde ihnen das Entkommen nicht schwer.

— — — — — — — — — — — — — — —

A n m e r k u n g d e s H e r a u s g e b e r s. Leider zwingt mich der mir nur noch knapp zugemessene Raum, hier abzubrechen; ich möchte am liebsten das g a n z e, sehr umfangreiche Tagebuch zum Abdrucke bringen, aber es geht — halt nicht! Gewiß würden die geneigten Leser gleich mir herzlich über die Szene lachen, wo die tapfere „Kleine“ f ü r i h r e K r a n k e n, um denselben eine Abwechselung in der Kost zu bieten, unter mancherlei Fährlichkeiten — K a r t o f f e l n s t i e h l t und ihnen dann Kar-

toffelklöße kocht; und anderntheils wären sie gewiß innig gerührt, wenn sie lesen würden, welche herzbrechende Szenen von Jammer, Elend und Tod die kleine barmherzige Samariterin weiters noch mit ihrem mutigen Herzen und festen Gottvertrauen durchlebte!

Wahrlich — nicht immer auf dem Schlachtfelde werden die größten Heldenthaten verrichtet; auch im Lazarete, unter Verwundeten und Sterbenden, geschehen von Frauen Thaten der Aufopferung und der Nächstenliebe, zu denen vielleicht mehr Mut gehört, als unter brausendem Hurra, unter Trommelwirbel und Tompetenklang dem Feinde entgegen zu stürmen! Darum auch ihnen den Lorbeer — den Helden, welche nicht zurückscheuten vor den Schrecken, welche der Verbandplatz und die Feldspitäler bieten, sondern in selbstloser Liebe, in freiwilliger Pflichterfüllung Wunden heilten und Schmerzen linderten, die der Krieg geschaffen!

Bei der Johanniter-Kolonne
unter Führung des k. preußischen Rittmeisters a. D. und Kammerherrn von Frankenberg-Liegnitz.

Von Philipp Kissel.

(Auszug.)

— — — — — — — — — — — — — — —

10. November. Gleichwie in der Natur ein neuer Abschnitt eingetreten war, also auch ist dies mit dem heutigen Tag bei mir in zweierlei Beziehung der Fall: einmal wurde ich einem neuen Führer unterstellt, und das andere Mal begann ein neuer Kriegszug.

Ausgerüstet mit allem notwendigen Verbandzeug, rückte die Kolonne, 14 Köpfe zählend — ein Führer, zehn Krankenpfleger, worunter ein Arzt, und drei Kutscher — mit zwei Ambulanzewagen, zwei amerikanischen Transportkarren, einem großen Omnibus, der für den Transport von Leichtverwundeten bestimmt war, sowie mit einem kleinen Einspänner um 1/23 Uhr von Versailles unter fortwährendem Schneegestöber ab. Welch gewaltiger Kontrast! Gestern um diese Zeit noch das herrlichste Herbstwetter und heute gleichsam wie mit einem Sprung mitten im Winter drinnen! Die Metamorphose, die sich hier in der Natur vollzog, war eine zu rasche, als daß sie nicht Staunen hätte erregen sollen.

Gegen 8 Uhr abends waren wir an unserem Ziele Dourdan angelangt und mit uns gleichzeitig auch Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg, sowie Teile seiner Armee, mit der wir nun fortan marschierten.

11. November. Nachdem die verschiedenen Truppen, welche hier lagen, abmarschiert waren, erfolgte unsererseits ebenfalls der Abmarsch um 8 Uhr.

Auch heute war wieder Schnee gefallen. Um 3 Uhr nachmittags rückten wir in Angerville ein, wo Halt gemacht wurde. Hier stießen wir auf die Bayern, welche sich, der Übermacht weichend, von Orleans zurückgezogen hatten. Ein Gefühl der Wehmut und der Trauer befiel mich, als ich meine engern Landsleute trotz des heldenmütigen Widerstandes auf dem Rückzuge begriffen sah.

Freude lag auf aller Antlitz, als sie endlich die so sehr ersehnte Hilfe anrücken sahen, und hatte man namentlich in den überall hier angefüllten Wirtshäusern Gelegenheit, zu bemerken, daß ihr Mut und ihre Zuversicht nicht verschwunden war. Und das erfüllte mich andrerseits wieder mit Freude.

An ein Quartier für unsere Kolonne war bei der Masse von Truppen nicht zu denken, selbst nicht einmal für den Führer, und durften wir nur froh sein, eine Scheune entdeckt zu haben, wo wir samt und sonders Unterkunft finden konnten. Gekocht und gespeist wurde in einem benachbarten bewohnten Hause, in welchem wir uns nach Thunlichkeit einrichteten.

War auch das Nachtlager gerade keines der angenehmsten, so gewährte es doch mitunter ganz heitere Szenen, namentlich dann, wenn der eine oder andere mitten in der Nacht sich aus dem Knäuel erhob und auf Wache zu unseren Wagen ziehend zuweilen seine unteren Extremitäten unfreiwillig mit einem oder dem anderen Körperteil der in Stroh verhüllten Kameraden in unsanfte Berührung brachte oder dabei eine allzu starke Neigung nach vorwärts verspürte, was immer zu einem derben Fluch seitens des Betroffenen Veranlassung gab, andrerseits aber die Lachmuskeln der aus dem Schlafe Erwachenden in Thätigkeit versetzte.

12. November. Ein Befehl zum Abmarsch war nicht ergangen, und verblieben wir deshalb im Kantonnement.

Abends, als wir eben menagiert hatten und im traulichen Verein vor dem flackernden Kaminfeuer beisammen saßen und dem Gesang im

ausgiebigsten Maße huldigten, bekamen wir zu unserer Freude unerwartet Besuch. Ein Herr Reichel, Arzt von London — ein Deutscher — war in Begleitung von einigen Amerikanern und Engländern mit einem Transport von Lazaretgegenständen aus Versailles, von woher wir uns kannten, eingetroffen und hatte von unserem Aufenthalte erfahren.

Zu Ehren dieses Besuches wurde nun sofort Punsch bereitet. Alles, was wir an Liedern kannten, wurde gesungen, unser Führer hielt eine begeisternde Rede, brachte Toaste auf Se. Majestät den König von Preußen, die deutschen Armeen, sowie auf die Engländer und Amerikaner aus, kurz und gut, es war eine außerordentlich freudig erregte Stimmung in der ganzen Gesellschaft vorhanden. Nur ungern trennten wir uns endlich gegen 1/211 Uhr, um unser Nachtlager in der Scheune aufzusuchen, mit dem Bewußtsein im Herzen, in echt deutscher Gemütlichkeit einen Abend verlebt zu haben.

Solche Momente im Kriege sind von ungemein großem Einfluß auf das Gemüt, sie wecken den gesunkenen Mut wieder, raffen zu neuer Thatenlust auf und machen die Strapazen und Entbehrungen des Kriegslebens vergessen.

13. November. Um 4 Uhr früh wurden wir zum Abmarsch alarmiert, konnten jedoch, da sich der Alarm als verfrüht erwies, noch bis 1/26 Uhr auf unserem Lager verharren, worauf wir dann mit dem Militär-Sanitäts-Detachement, welchem unsere Kolonne zugeteilt war, um 6 Uhr abrückten, nachdem die übrigen Truppen ihren Abmarsch bereits bewerkstelligt hatten.

In einem kleinen Dorfe Namens Gorconville wurde um 3 Uhr nachmittags angehalten und Quartier genommen. Für uns Freiwillige war, da alle sonstigen Räumlichkeiten bereits von seiten des Militärs mit Beschlag belegt waren, nichts weiter übriggeblieben als das Parterre von einem unvollendeten Haus ohne Thüren und Fenster, zu dessen Eingang man erst gelangen konnte, nachdem man einen kleinen See von Jauche durchwatet hatte.

Fürwahr ganz und gar geeigenschaftet, um einem den Aufenthalt nichts weniger als angenehm zu machen.

Indes, es war am Ende nicht so schlimm, wir richteten uns eben so gut, als es gehen wollte, ein, und wie sich nachher zeigte, hatte das uns umgebende Aroma auch nicht im mindesten unsern Appetit zu beeinträchtigen vermocht.

Ein reges Leben entwickelte sich nun in diesem von uns mit be-

lagerten Anwesen, alle Ecken und Enden waren vollgepfropft mit Soldaten, alles damit beschäftigt, dem Magen nunmehr auch Rechnung zu tragen. Bald hatte sich auch alles häuslich nach Thunlichkeit eingerichtet, und allenthalben machte sich die Behaglichkeit breit.

Dieses Leben würden wir übrigens recht gern aufgegeben haben, wenn wir am

14. November hätten marschieren können, denn wohin man die Schritte lenkte, überall Morast und nichts als Morast. Aber für heute hieß es bleiben, und somit hatten wir hinreichend Muße, unsere Umgebung eingehend zu besichtigen, welcher wir jedoch trotz aller angewandten Mühe nicht das geringste Interesse abzulocken vermochten. Hatten wir sonach in dieser Richtung keinerlei Kurzweil, so war es doch nicht uninteressant, zu sehen, wie bei uns gekocht und menagiert wurde.

Überall in dem kleinen Hofraum loderten Kochfeuer empor, und in einem kleinen Raum zusammengepfercht kauerte unsere Kolonne, der eine da, der andere dort in einer Ecke, und hätten nicht einige erfinderische Köpfe von uns improvisierte Bänke und Tische aufgeschlagen, wir würden wohl allesamt bei der Verzehrung unserer Menage gezwungen gewesen sein, türkische Manieren anzunehmen und die übergeschlagenen Beine als unsere Tafel anzusehen. So lebten wir in stiller Zurückgezogenheit dahin, bis endlich am

15. November in der Früh 7 Uhr plötzlich aufgebrochen und der Marsch angetreten wurde, ohne daß wir noch Zeit gehabt hätten zum Abkochen.

In langen Kreuz- und Querzügen kamen wir in einer Entfernung von einer halben Stunde an Chartres vorüber, und nachts gegen 11 Uhr passierten wir Rambouillet, um von hier aus, wo längere Zeit Halt gemacht ward, an unser Marschziel zu gelangen, wo wir endlich nachts 1 Uhr eintrafen.

Es war ein kleines Bauerndorf und bereits so mit Soldaten überfüllt, daß wir, die wir ja stets als Sanitätstruppe zuletzt kamen, das Nachsehen hatten, ja nicht einmal in einer Scheune mehr Platz finden konnten. Es blieb uns darum nichts anderes übrig, als zu einem defekten Strohschupfen unsere Zuflucht zu nehmen, in welchem unse r Kolonne gerade samt und sonders, der Führer mitbegriffen, Unterkunft fand.

Da wir uns den ganzen Tag über nur äußerst notdürftig nähren

konnten, so wollten wir gleich den Soldaten noch kochen, und zwar in Ermanglung von etwas anderem Kaffee. Allein hieran wurden wir durch die Dazwischenkunft eines Offiziers, welcher als Platzkommandant wegen des herrschenden Windes das Feuer auszulöschen gebot, verhindert.

So blieb uns schließlich nichts übrig, als nach einem 18stündigen Marsch unser Lager hungrig und durstig und erschöpft um 2 Uhr nachts aufzusuchen.

16. November. Obwohl unser Lager miserabel war, hatte ich mich doch während der wenigen Stunden, die uns zur Ruhe gegönnt waren, eines sehr guten Schlafes zu erfreuen gehabt. Um $^1/_2$7 Uhr waren wir schon wieder des Marsches gewärtig und konnten gerade noch mit Mühe und Not Kaffee kochen, der in Anbetracht des vorhergegangenen Tages und des Biwaks von außerordentlich wohlthuender Wirkung war.

Als wir dann auch noch auf dem Marsche, auf welchem wir Gacerau und Epernon passierten, Gelegenheit fanden, eine Waschung vorzunehmen, fühlten wir uns wie neugeboren, in welchem Bewußtsein wir dann auch nachmittags 3 Uhr in dem Städtchen Lormay, unserem heutigen Bestimmungsort, einrückten.

Hier wurde die Kolonne in einem leerstehenden Hause, dessen Besitzer Reißaus genommen hatte, kaserniert, und da wir einen ausgezeichneten Küchenmeister besaßen, so konnten wir schon die französische Hausfrau entbehren.

Eine wahre Wohlthat war es für uns, wieder einmal in reinen und netten Zimmern Unterkunft gefunden zu haben, und da wir uns zudem auch noch des Genusses des edlen Rebensaftes erfreuen konnten, war eine gemütliche Kneiperei unausbleiblich, die uns für die Entbehrung der letzten Tage einigermaßen entschädigte.

Die uns zur Verfügung stehenden Matrazen nahmen uns hierauf zu einem stärkenden und erquickenden Schlaf auf.

17. November. In der Richtung nach Dreux ging's um 8 Uhr wieder fort.

Nach $2^1/_2$stündigem Marsche häuften sich immer mehr und mehr die Anzeichen, daß wir heute auf den Feind stoßen würden, und es dauerte gar nicht lange, so konnte man Kanonendonner vernehmen. Teile der 17. Division, bei welcher wir uns befanden, waren es, die den Feind vor Dreux angegriffen hatten. Als wir näher gekommen waren, machten wir auf der Straße Halt, von wo aus der Blick teilweise frei nach vor- und rechts seitwärts über das Gefechtsfeld schweifen

konnte, während dies dagegen links seitwärts wegen des hier ziemlich stark ansteigenden Höhenzuges weniger der Fall war. Eben in dieser Richtung hin war das Gefecht bereits entwickelt und Infanteriefeuer ununterbrochen hörbar. Die Artillerie, welche auf dem eben erwähnten Höhenzug postiert war und von hier aus ihr wohlgezieltes Feuer vorwärts auf den im waldigen Terrain verborgenen Feind abgab, hatte denselben bald aus seiner Stellung vertrieben, indessen die Mecklenburger Jäger, ausgeschwärmt auf dem Bauch vorkriechend, dieselben in der Flanke faßten. Nach rechtshin hatte die Kavallerie Rekognoszierungen unternommen und den in einem Wäldchen befindlichen Feind ebenfalls verjagt.

Gegen 5½ Uhr abends waren die Franzosen auf der ganzen Linie bei Dreux zurückgeworfen, und konnte sodann der Vormarsch fortgesetzt werden. Um 8 Uhr abends kamen wir in einem der von unseren Truppen genommenen Dörfer Namens Luat Cleray an, wo wir unser Nachtlager gemeinsam in einem Hause auf dem Stubenboden aufschlugen.

Der diesseitige Verlust bei diesem Gefecht war gering; er betrug drei Tote und 35 Verwundete.

Dies mag wohl auch die Ursache gewesen sein, daß sowohl das Militär-Sanitäts-Detachement, bei welchem wir postiert waren, als auch unsere Kolonne nicht in Thätigkeit kam, zumal wir auch vermöge der uns angewiesenen Stellung — wir standen am rechten Flügel, während das Gefecht hauptsächlich im Zentrum und gegen den linken Flügel hin statt hatte — nicht einmal einen Verwundeten zu Gesicht bekamen; bei den Franzosen wird es wohl nicht so glatt abgegangen sein.

18. November. Da wir die Zeit des Abmarsches nicht genau kannten, aber doch so viel wußten, daß gegen früh aufgebrochen werde, so erhoben wir uns um 5½ Uhr von unserem Nachtlager und machten uns marschfertig.

Die uns zu Gebot stehende Zeit benützten wir dazu, um einige im Dorfe liegende verwundete Franzosen zu besuchen, um ihnen Hilfe angedeihen zu lassen.

Leider trafen wir auch die Leiche einer Frau, die bei dem gestrigen Kampfe um das Dorf ihr Leben eingebüßt hatte, dieselbe war eben im Begriff, am Herde Feuer anzumachen, als sie bei dieser Arbeit von einer Gewehrkugel, die ihren Weg durch das Fenster der Thüre genommen hatte, an dem Kopfe getroffen wurde, worauf der Tod sofort eintrat.

Eine Proklamation von Gambetta, datiert vom 15. November 1870, also zwei Tage vor dem Gefechte erlassen, hatten wir Gelegenheit, an den Straßenecken angeschlagen zu lesen.

Wenn man die darin enthaltene kolossale Prahlerei las, so wußte man nicht, ob man sich hierüber ärgern oder lachen sollte.

Inzwischen war die Ordre zum Abmarsch um 8 Uhr eingetroffen.

Außerhalb des Dorfes waren noch die frischen Spuren des stattgehabten Kampfes sichtbar, indem eine ziemliche Anzahl französischer Armaturstücke zerstreut auf dem Feld herumlagen. Weiterhin der Straße nach Dreux entlang bemerkten wir noch als weiteren beredten Zeugen des Kampfes einen leblosen französischen Mobilgardisten, der in die Knie gesunken, vollständig ausgerüstet in dem Straßengraben lehnte und wohl im Anschlag gewesen sein mochte, als ihn das tödliche feindliche Geschoß ereilte.

An diesen Bildern der Zerstörung ging's im raschen Tempo vorüber und nach zirka einer Stunde durch Dreux.

Von hier aus mochten wir etwa noch $2^1/_2$ Stunden weiter vorgerückt sein, als wir schon wieder auf dem linken Flügel Gewehrfeuer vernehmen konnten. Infolge dessen wurde Halt gemacht und Gefechtsbereitschaft angenommen.

In das Feuergefecht, welches vielleicht zirka $1^1/_2$ Stunden lang von uns gehört wurde, konnte unsere Division — die 17. — nicht eingreifen, da ein so undurchdringlicher Nebel herrschte, daß man fast auf 50 Schritte gar nichts zu sehen vermochte.

Allem Vermuten nach war hier die 22. Division engagiert.

Nachdem wir von 12 Uhr mittags bis 5 Uhr abends in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf ein und demselben Fleck stillgestanden hatten, traf endlich der Befehl zum weitern Vormarsche ein. In Laon, wo die Avantgarde einquartiert war, glaubten wir ins Quartier zu kommen, es mußte jedoch in wunderbarer Weise das Militär-Sanitäts-Detachement und unsere Kolonne darüber hinaus und zwar auf das vielleicht $^3/_4$ Stunde von hier aus entfernte Schloß Marrville, wo die Vorposten lagen. Man sagte uns einfach, unser rotes Kreuz schütze uns vor allem. Ob dies nun gerade so buchstäblich bei einem allenfallsigen nächtlichen Besuch der Franzosen hätte respektiert werden können, möchte ich nach den gemachten Erfahrungen nicht so unbedingt unterschreiben. Aber auch hiervon abgesehen, so kann eben bei einem sich in der Nacht entspinnenden Gefechte nicht erst untersucht werden, auf wen

man schießen dürfe und auf wen nicht. Es war also jedenfalls ein Mißgriff hier begangen worden, der indessen nicht zu unserem Nachteil ausgeschlagen war, vielmehr uns ein äußerst prächtiges Quartier verschafft hatte.

Freilich machte der Besitzer dieses Schlosses ein ganz abscheulich verdrießliches Gesicht, als er zu so später Stunde noch so unerwünschten und dazu noch so zahlreichen Besuch bekam, und hatte dies den guten Mann anfangs ganz perplex gemacht, der in seiner Verwirrung meinte, er könne uns deshalb nicht in die obere Etage des Schlosses legen, weil hier seine Mutter verstorben sei — eine Meinung, die für uns zwar nicht sonderlich schmeichelhaft war, von der wir ihn aber gründlich kurierten, nachdem er uns in allen möglichen Ecken und Winkeln unterbringen wollte; allein einmal von seinem Schreck erholt, fand er sich schon in das Unvermeidliche, und gegen 11 Uhr konnten wir unseren leiblichen Bedürfnissen bei einem fröhlichen Mahle genügend Rechnung tragen.

Wenn unser Quartiergeber durch unser Erscheinen so bestürzt wurde, daß er er fast den Kopf verlor, so darf dies in Anbetracht, daß in der Frühe noch die Franzosen seine Gäste waren, nicht wunder nehmen.

Obwohl wir annehmen durften, daß die Franzosen keinesfalls weit von uns entfernt stehen konnten, so ließen wir uns doch hierdurch nicht im mindesten in unserer Freude über das herrliche Quartier stören, wie wir auch in vollen Zügen die Wohlthat eines guten Nachtlagers genießen konnten.

19. November. Unser Wirt war heute schon etwas aufmerksamer als gestern, dies zeigte das uns um 7 Uhr vorgesetzte Frühstück; vielleicht war diese Aufmerksamkeit veranlaßt durch die Freude über den Umstand, daß wir ihn schon wieder verlassen mußten, was gegen 1/2 11 Uhr geschah.

Der Marsch war nur von kurzer Dauer, da wir in einer Ziegelei bei dem nahe gelegenen Städtchen Borzelles einquartiert wurden, und der übrige Tag der Ruhe gewidmet werden sollte, was von uns mit Freuden nach den anstrengenden Märschen und Entbehrungen der letzten Tage begrüßt wurde. Die uns gegönnte Ruhe konnte indes nicht ganz genossen werden, da es immer mit der Reparatur der Montur, Briefschreiben u. s. w. zu thun gab, und hierzu mußte der Rasttag benutzt werden. Weil ganz abseits vom Städtchen liegend und uns selbst überlassen, gebot es die Vorsicht, nachts Doppelposten bei den Wagen auszustellen; es war dies übrigens schon mehr Vorpostendienst zu nennen.

20. November. In Verfolgung der zurückgewichenen Franzosen begann der Vormarsch um 8 Uhr. Unser Quartiergeber gab uns bis zu seinem Hof das Geleite; ich bin indes sehr geneigt, anzunehmen, denselben habe nur die Neugierde dies thun lassen, da er sich angelegentlichst nach den gefürchteten preußischen „Lanciers" erkundigte.

Da gerade eine Abteilung Ulanen vorbeiritt, so konnten wir ihm zu unserer innern Befriedigung auch die gefürchteten und überall auftauchenden Reiter zeigen.

Der Marsch wurde, wie dies in den letzten Tagen gleichfalls mehrfach vorkam, häufig unterbrochen, was sich dadurch erklären läßt, das erst immer Rekognoszierung vorausging, die das Terrain aufklären mußte, bevor die Armee weiter marschierte. Nachmittags gegen 4 Uhr rückten wir in dem Orte Senonches — unserem Bestimmungsort für heute — ein, woselbst unsere Kolonne in einem Hause beisammen wieder Unterkunft fand. Freilich ein Schloß Marville war es nicht, was wir hier fanden, aber wir waren recht froh, wenigstens Stroh zum Nachtlager entdeckt zu haben. Das ist eben das Kriegsleben.

Wie sich bei den letzten Gefechten zeigte, ward die Thätigkeit unserer Kolonne dadurch gelähmt, daß wir mit der Avantgarde und nicht vielmehr mit dem Gros der 17. Division marschierten.

Darum, und meines Erachtens von der ganz richtigen Ansicht ausgehend, daß die freiwilligen Sanitätskorps möglichst in der Entfaltung ihrer Wirksamkeit unbehindert sein sollen, nahm heute unser Führer Veranlassung, beim Generalstabe zu beantragen, unsere Kolonne dem Gros der Division zuzuteilen.

Diesem Antrag wurde auch stattgegeben, und infolge dessen trennten wir uns von dem mit uns seither gemeinsam marschierenden Sanitäts-Detachement, und wurden, wie oben bemerkt, nach Senonches beordert. Daß diese Trennung sich als vorteilhaft erwies, sollten wir bereits am Tage darauf erfahren.

21. November. Seit 8 Uhr waren wir bereits auf dem Marsche, als wir um 3/4 12 Uhr mittags gegen Madelein-Bouvet — ein kleines Dorf — auf der Straße nichtsahnend vormarschierten. Schon war ein Mitglied unseres Korps bereit, zum Quartiermachen vorwärts zu eilen, doch plötzlich wird Kanonendonner und Kleingewehrfeuer vernehmbar. Als wir näher herangekommen waren, konnten wir bemerken, daß der Kampf auf den Höhenzügen, welche sich von Madelein-Bouvet rechts und links ausdehnen, ganz lebhaft entbrannt war. Unsere Kolonne ging

sofort, sobald dies einigermaßen möglich war, vor, und, sich durch die in Gefechtsstellung aufmarschierenden Truppen durchwindend, begann sie ihre Thätigkeit.

Die uns obliegende Aufgabe war zunächst die, die Verwundeten nach angelegtem Verbande vom Gefechtsfelde weg und nach Madelein-Bouvet, das vor uns lag, hineinzuschaffen. Dies geschah zwar, allein wo dieselben dort unterbringen, war die noch zu lösende Frage. Doch dem Übelstande wurde bald abgeholfen. Rasch wurde unter Leitung unseres umsichtigen und energischen Führers die Mairie in ein Lazaret umgewandelt, Stroh herbeigeschafft, daraus Lagerstätten gebildet, gekocht, kurzum alles gethan, um den Verwundeten so schnell als möglich eine verhältnismäßig bequeme Unterkunft zu bereiten. Außerdem wurde noch weitere Sorge getragen für das Unterbringen der Verwundeten in einigen Privathäusern. So waren in kurzer Zeit alle Verwundeten, von denen der weitaus größere Teil den Franzosen angehörte, untergebracht. Im ganzen mögen es zirka 40—50 gewesen sein.

Das Gefecht selbst mochte etwa um $^1/_2$2 Uhr zu Ende gegangen sein.

Unter den zu Gefangenen gemachten Franzosen waren fast durchgängig nur ganz junge Leute zu sehen, und, nach ihrem schlechten Französisch zu schließen, stammten dieselben meistens aus der Bretagne.

Um sich zu vergewissern, ob alle Verwundeten bereits vom Gefechtsfelde weggebracht seien, wurden drei Mann, worunter auch ich, von unserer Kolonne kommandiert, dasselbe im Verein mit einigen Sanitätssoldaten genau zu durchsuchen, was wir auch, jedoch ohne Resultat, vollführten.

Zurückgekehrt zu den Lazareten hatten wir nun vollauf und ununterbrochen bis in die tiefe Nacht hinein mit Verbinden, überhaupt mit Warte und Pflege zu thun. Ein eigentümliches Gefühl überkam mich, als ich inmitten der Verwundeten war und hier einen laut stöhnen hörte, dort einen vor Schmerz sich krümmen, wieder einen anderen mit dem Tode ringen sah, während draußen auf dem Berge die Militärmusik vor den Siegern lustige Weisen aufspielte und Gesang ertönte. Hier das Elend und der Jammer in mannigfacher Gestalt, dort freudiges und fröhliches Treiben. Welch grasser Gegensatz? Beinahe wäre ich bei dieser Betrachtung sentimental geworden, doch erinnerte ich mich noch rechtzeitig an das „que voulez vous? c'est la guerre!"

Einen imposanten Anblick gewährte es, als abends die hell auf-

lodernden Wachtfeuer im Halbkreis auf den Bergen sichtbar waren. Nach vollbrachter Arbeit saßen wir sodann gemütlich mit einigen Militärärzten und Beamten und sonstigen zum Sanitätsdetachement gehörigen Personen beisammen, um endlich auch noch einmal den gesteigerten Ansprüchen des Leibes Rechnung zu tragen.

Es mochte wohl schon Mitternacht vorbei sein, als ich mein Strohlager aufsuchte, jedoch nur, um dasselbe bald wieder wegen des mich treffenden Wachtdienstes bei den Verwundeten zu verlassen.

22. November. Da das bei der gestrigen Affaire thätige Militär-Sanitäts-Detachement der Armee folgen mußte, so wurde unserer Kolonne die ehrenvolle Aufgabe zu teil, das Lazaret zu übernehmen und zu diesem Zweck uns ein Militärarzt beigegeben.

Auch den heutigen ganzen Tag über und bis spät nachts waren wir in angestrengter Thätigkeit, zumal wir im Laufe des Tages noch mehr Verwundete und auch Kranke bekamen. Aber nicht allein mit den Lebenden hatten wir uns zu beschäftigen, auch der Toten mußten wir gedenken, indem wir für das Begräbnis von drei Franzosen und einem Deutschen zu sorgen hatten; soweit dies thunlich, rückte die Kolonne zum Leichenbegängnis aus. War ja doch alles, was hier vorkam, nunmehr unserer Obhut anvertraut und von uns zu besorgen.

Mit Wehmut erinnere ich mich dieses deutschen Soldaten, bei dem ich bis zu seinem letzten Augenblick verweilte; er war Einjährig-Freiwilliger und hatte einen Schuß in den Unterleib bekommen. Noch heute sehe ich ihn, wie sein Blick an den Lippen des Arztes haftete, als dieser ihm nach seinem Erwachen und nach Untersuchung der Wunde — zu welchem Behufe der Ärmste chloroformiert wurde — auf sein Befragen ein günstiges Urteil verkündete, obgleich das junge Leben unrettbar verloren war.

Wie freudig schrieb er sofort an seine geliebten Eltern, daß nach Aussage des Arztes seine Wunde nicht lebensgefährlich sei, und eine Stunde darauf mußte leider unser Führer das Gegenteil beifügen — er war tot und war hinübermarschiert ins Jenseits.

Obwohl auf seiten der Franzosen, wie bereits bemerkt, die weitaus größte Zahl der Verwundeten vorhanden war, so war doch nur ein einziger französischer Militärarzt sichtbar und sonst aber auch gar nichts mehr zu entdecken, was zur französischen Ambulanz gehörte.

Doch konnten wir auch ohne Unterstützung der uns gestellten Aufgabe gerecht werden.

Um die Verwundeten möglichst bald in bessere und geregeltere Verhältnisse zu bringen, ordnete unser Führer noch nachmittags an, alles Nötige für die Evakuation am anderen Tage vorzukehren, infolge dessen noch die hierzu nötigen Wagen mit Mühe und Not aufgetrieben und für den andern Tag bereit gehalten wurden.

23. November. Schon frühzeitig gingen wir daran, die Verwundeten und Kranken unserer Armee auf die in Bereitschaft stehenden Wagen zu laden, und waren wir hiermit um 8 Uhr fertig, so daß wir hierauf unsern Marsch nach Chartres — denn dorthin sollten dieselben kommen — um $8^1/_4$ Uhr antreten konnten. Die Evakuation der französischen Verwundeten wurde dem französischen Militärarzt übertragen, und erfolgte dieselbe sogleich nach der unsrigen.

Leider ward unser Transport vom Wetter nicht begünstigt, indem es alsbald zu regnen anfing, und der Regen bis mittags anhielt, wodurch die armen verwundeten und kranken Soldaten in eine äußerst mißliche Lage gebracht wurden.

Was half es auch, daß wir über die schwerer Verwundeten, welche in einen großen Wagen beisammen gebettet lagen, außer den wollenen Decken eine Blähe ausbreiteten, und was half es, daß ich fortwährend das Wasser, welches in der Mitte derselben zusammenfloß und zuweilen einen kleinen Weiher bildete, abschüttelte, es sickerte eben mit der Zeit doch durch und träufelte so auf die in den Wagen liegenden Verwundeten herab. Es war dies sehr belästigend und bedauerlich, allein diesem Übelstand abzuhelfen, waren wir beim besten Willen leider außer stande. Nachdem endlich Pluvius doch ein Einsehen hatte, und zum Glück die wärmenden Strahlen der hervordringenden Sonne auf uns herniederfielen, wurden die herabgestimmten Gemüter wieder etwas heiterer, und in dieser Stimmung kamen wir gegen 3 Uhr in Courville an, wo Halt gemacht und die Speisung der Verwundeten und Kranken, sowie hernach auch der Gesunden daselbst vorgenommen wurde.

Nach einstündigem Aufenthalt setzten wir dann unsern Marsch wieder fort, und langten abends 7 Uhr in Chartres an.

Hier wurden die Verwundeten von uns in dem zu einem Lazaret umgewandelten Kloster abgeladen und über zwei Stiegen hoch transportiert, eine Arbeit, die unsere Kräfte vollends erschöpfte. Als wir endlich unsere Quartiere aufsuchen konnten, war es $^1/_2$10 Uhr, und ich muß gestehen, ich war herzlich froh, die so nötige Ruhe gefunden zu haben.

24. November. Für heute nahmen wir in Chartres Aufenthalt, und benutzten wir deshalb die Gelegenheit, die Hauptstadt des Departements Eure et Loir anzusehen; erwähnenswert ist der gotische Dom und das große Hospital, das letztere aber war ganz dazu geeignet, die ihm von allen Seiten zugeführten Verwundeten und Kranken aufzunehmen.

Nach der heute erhaltenen Ordre haben wir morgen nach Bretoncelles abzurücken, um die dort liegenden Verwundeten gleichfalls hierher zu schaffen.

Abends feierten wir den Abschied zweier Mitglieder der Kolonne, die nach Deutschland zurückkehren müssen, ein Verlust, der für die Kolonne angesichts der uns noch bevorstehenden Aufgabe fühlbar war.

25. November. Früh 8 Uhr rückten wir ab. Auf unserem Marsch Courville und Madelein-Bouvet passierend, erreichten wir gegen Abend Bretoncelles, ein unansehnliches Städtchen. Hier wurden wir insgesamt in einem Hause auf Dach und Fach einquartiert, was Veranlassung war, daß wir in geselligster Weise einen fröhlichen Abend verlebten.

Scherze, anregende Unterhaltung und Gesang wechselten in bunter Reihenfolge ab und der ganze Vorrat an Vaterlandsliedern wurde erschöpft. Ergötzlich war dabei das nachfolgende Intermezzo.

Mit gesundem Appetit gesegnet, hatten wir uns bereits angeschickt, das uns von unserem Koch bereitete Mahl einzunehmen.

Unsere Geduld war schon stark in Anspruch genommen worden, und wir glaubten nun endlich unseren Wünschen Rechnung getragen zu sehen.

Plötzlich, während wir uns diesem süßen Wahn hingaben, tritt wutentbrannt unser Koch ein, meldet hastig, daß die ganze Menage von den requirierten französischen Kutschern aufgezehrt worden sei, und verschwindet hierauf ebenso schnell unter Verwünschungen der Franzosen, uns unserer Verwunderung überlassend.

Im ersten Augenblick wußten wir wahrlich nicht, sollten wir ob dieser gemeldeten Missethat in die gleichen Wutausbrüche verfallen. Diese Unentschlossenheit behielt jedoch nur einen Moment die Oberhand, dann aber brach ein solch allgemeines Gelächter aus, daß die Bauchmuskeln dabei stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Zur Strafe für seine Unachtsamkeit wurde hierauf dem Koch aufgetragen, in thunlichster Beschleunigung für eine zweite Auflage unserer Menage zu sorgen, was ihm auch vollkommen gelang, den Voituries aber sah er diesmal besser auf die Finger.

26. November. Mit dem frühen Morgen wurde alles fertig gemacht, und dann gingen wir daran, die hier liegenden Verwundeten — es waren, wenn ich nicht irre, alle Preußen — in unsere Wagen zu verladen. Nach $8^1/_4$ Uhr waren wir damit fertig, so daß wir abfahren und unsern Rückweg antreten konnten. In Madelein-Bouvet, wo wir kurze Zeit verweilten, suchten wir unsere Wirtsleute auf, die sichtlich erfreut darüber waren.

Überhaupt konnten wir bei allen denjenigen Personen, welche uns von unserem letzten, wenn auch nur kurzen Aufenthalt her bekannt waren, zu unserer Genugthuung bemerken, daß sie uns freundlich gesinnt waren.

In Courville, wo wir nachmittags 2 Uhr anlangten, wurden die Verwundeten in einen Eisenbahnzug umgeladen, gespeist und dann in Begleitung einiger Leute von unserer Kolonne mangels einer Maschine mittelst Pferden nach Chartres befördert, während der übrige Teil unseres Korps, bei welchem auch ich mich befand, mit den Kolonnenwagen auf der Landstraße Chartres zu erreichen suchte und auch um $^1/_2$6 Uhr dort eintraf.

Nach dieser anstrengenden Tour wartete meiner auch noch die Nachtwache, welche ich in Gemeinschaft mit noch zwei weiteren Mitgliedern der Kolonne bei den Verwundeten im Eisenbahnzug, welcher inzwischen auch in Chartres eingetroffen war, und hier bis zum anderen Morgen stehen bleiben mußte, zu machen hatte.

Die von uns nach Chartres transportierten Verwundeten mußten leider, weil in dem Bahnhofgebäude, welches zu einem Lazaret umgewandelt war, und das bereits voll Verwundeter und Kranker stak, kein Raum mehr zur Unterbringung vorhanden war, in den Waggons belassen werden.

In einem dieser Waggons schlugen wir unser Wachtlokal auf, nachdem wir zuvor noch mit den Räumlichkeiten des Bahnhofgebäudes und den hier liegenden Kranken und Verwundeten, welche gleichfalls mangels anderen Personals unserer Obhut anvertraut wurden, bekannt gemacht worden waren und einen Schwerverwundeten nach dem eine kleine Viertelstunde entfernten Krankenhause transportiert hatten — eine Arbeit, die äußerst ermüdend war.

Wenn wir aber glaubten, in dem Waggon nunmehr einigermaßen der Ruhe uns hingeben zu können, so hatten wir uns hierin gründlich getäuscht.

Bald ließ sich aus diesem, bald aus jenem Waggon eine Stimme vernehmen, und nachdem man den Wünschen, soweit dies überhaupt in dieser Situation möglich, gerecht geworden und in dem Wachtlokal angelangt war, da rief schon wieder ein anderer schmerzens- und begehrensvoll; man suchte auch diesen zu befriedigen und kehrte zurück, um sich etwas auszuruhen. Ein Blick auf die Uhr zeigte dann aber, daß es jetzt Zeit sei, auch wieder im Stationsgebäude selbst Rundschau zu halten, und auf diese Art und Weise war uns rasch die Nacht verflossen.

27. November. Um 7 Uhr früh erschien die Ablösung in Gestalt von weiteren drei Mann von unserer Kolonne, um die Wache bis zum Abgang des Eisenbahnzuges fortzusetzen. Der heutige Tag ist der Ruhe geweiht, welche wir auch vortrefflich genossen.

28. November. Nachdem ich den herrlichen Dom bereits einmal und zwar am 24. November in seinen inneren oberen Teilen besichtigt hatte, wollte ich mir die Gelegenheit, auch dessen untere Räume einer Besichtigung zu unterwerfen, nicht entgehen lassen, und begab mich deshalb heute vormittags dorthin. Das Ganze macht auf den Besucher den Eindruck, als wolle man hier Gelegenheit bieten, mit sich allein sein zu können; eine außerordentliche Stille und Feierlichkeit tritt einem hier entgegen.

Da ich jedoch für meine Person mit der Welt noch nicht zerfallen bin, so stieg ich bald wieder empor zu dem Lichte des Tages, um hier die Kunde zu vernehmen, daß wir Chartres nachmittags verlassen und der Armee nacheilen müßten, was ich mit lebhafter Freude begrüßte.

Und so ging es denn um 3/41 Uhr fort. Das Ziel unseres heutigen Marsches war Montboissier, ein Bauerndorf, in welchem wir um 1/25 Uhr ankamen, und hier auch wirklich auf die Armee stießen. Da es im Interesse des Dienstes sowohl als auch der Geselligkeit stets mit Freuden begrüßt wurde, wenn die ganze Kolonne in ein und demselben Hause Quartier fand, obwohl wir uns dann selbst verpflegen mußten, so war es auch diesmal sehr erwünscht, daß wir wieder eine derartige Unterkunft fanden. Zwar stand uns nur ein Strohlager zur Verfügung, allein dies war uns im Hinblick auf den uns gebotenen Vorteil nur sehr willkommen, ein solches war mir für meine Person unter Umständen lieber als ein Bett.

29. November. Unerwartet schnell mußten wir nach 5 Uhr unser Lager verlassen, da Befehl zum Abmarsch auf 6 Uhr ausgegeben war.

Zunächst marschierten wir in der Richtung nach Bonnevale ab, allenthalben kamen auch die in und um Montboissier in Quartier gelegenen Truppen zum Vorschein, um in der gleichen Richtung zu marschieren. In Bonnevale selbst nahmen wir Aufenthalt, um sodann gegen ½11 Uhr mit dem Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg, das hier lag, abzurücken, nachdem vorher auch der Kommandeur der 32. Division Bonnevale verlassen hatte. Wir mochten etwa eine Stunde auf dem Marsche sein, als ich zu meiner Freude seitwärts von dem Fahrwege ein Bataillon des 13. bayerischen Infanterie-Regiments im Felde biwakieren sah. Da ich bei diesem Regiment einige Bekannte wußte, so strengte ich meine Aufmerksamkeit an, ob ich nicht etwa das eine oder andere bekannte Gesicht erspähen könnte.

Schon war unsere Kolonne, welche im Trabe vorüberfuhr, an diesem Bataillon vorbei, und ich gab schon die Hoffnung auf die Entdeckung eines oder des anderen auf, da plötzlich wird mein Name gerufen; ich sehe hin und eine bis zur Unkenntlichkeit in Tücher eingehüllte Soldatenfigur bewegt sich raschen Laufes querfeldein auf unsere Wagen zu. Ich hatte nicht sobald den Ruf vernommen, als ich auch bereits vom Wagen sprang und dem Rufenden entgegeneilte. Zu meinem Erstaunen erkannte ich in ihm einen Nürnberger Turnbruder unter den Waffen. Es war ein herzliches Wiedersehen! Leider verscheuchte das bald darauf ertönende Kommando nach kurzer Begrüßung den Freund, während ich mich beeilen mußte, der rasch fahrenden Kolonne wieder nachzukommen.

So plötzlich und unerwartet mitten im Kriegsgetümmel, weit entfernt von der Heimat einen Freund zu finden, weiß nur derjenige recht zu schätzen, der dies selbst miterlebt hat; es ist solch ein Moment von unendlich wohlthuender Wirkung auf das bewegte Gemüt.

Über Feld und Wiesen ging's weiter, bis wir um ½6 Uhr abends in dem Dorfe Viabron eingerückt waren.

Im Schulhause, welches nur von einer Lehrerin bewohnt war, schlugen wir unser Quartier auf, da auch hier bereits alles mit Militär überfüllt war. Diese Jugendbildnerin war freilich etwas überrascht, auf einmal so große Menschenkinder, und noch dazu so viele, um sich versammelt zu sehen, und ich bin überzeugt, sie hat uns gewiß im ersten Moment alle dahin gewünscht, wo der Pfeffer wächst. Zu ihrer Ehre sei es indes gesagt, daß sie sich wider Erwarten rasch an den Anblick so vieler männlicher Geschöpfe gewöhnte, ja sogar später in aller

ehrbaren Vertraulichkeit zu einigen stand, was uns einigermaßen mit Stolz und Freude erfüllte, indem doch wohl hieraus mit Evidenz zu schließen sein dürfte, daß das spröde französische Frauenherz aufgetaut sei, und wir demnach auch einen Sieg, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, so doch auf dem Gebiet der Humanität errungen hatten.

So lebten wir im besten Einvernehmen bis zu unserem am 30. November vormittags 10 Uhr erfolgten Abmarsch.

Das Ziel unseres Marsches war heute nicht weit gesteckt, um 1/21 Uhr trafen wir schon dorten ein, nämlich in Allaines, einem kleinen Bauerndorf. Als wir vor diesem Dorfe Gelegenheit hatten, rechts seitwärts in den Feldern eine ganz imposante deutsche Streitmacht von Kavallerie aufmarschieren zu sehen, meinten wir hier in Aktion treten zu müssen, was sich jedoch als irrig erwies; da nirgends, wenigstens in unserem Gesichtskreis, etwas von einem Feind zu entdecken war.

Aus allem, was wir bemerken konnten, wurde uns übrigens klar, daß die Armee nun wieder an dem Feind sei.

Diese Anschauung fand auch ihre Bestätigung nachmittags, zu welcher Zeit ein kleines Häuflein verwundeter Husaren und französischer Chasseurs d'Afrique eintrafen.

Auch an 15 Mann kranke bayerische Infanteristen kamen an.

Nun war die Zeit für Entfaltung unserer Thätigkeit gekommen.

Sofort wurde ein Lazaret eingerichtet, die Verwundeten verbunden, Essen bereitet, überhaupt eben gethan, was in dieser Situation nötig und möglich war. Nach Angabe der Verwundeten hatten sie ihre Blessuren in einem tags vorher stattgefundenen Reitergefecht erhalten. Nachdem wir auch noch während der Nacht die Wart und Pflege und zwar bis zum Morgen des

1. Dezember ausgeübt hatten, wurden die Verwundeten und Kranken auf die requirierten Wagen geladen, und unter Leitung eines preußischen Husarenoffiziers nach Chartres verbracht, während unsere Kolonne bei der Armee verblieb.

Mein aufregendster Tag im Dienst.

Von Fritz Beck, k. Offizial a. D.

Motto: Erst besinnen, dann beginnen,
Wird erreichen, wird gewinnen.

Wenn auch die Erlebnisse eines im Jahre 1870/71 zur Dienstleistung auf den occupierten französischen Bahnen kommandierten Eisenbahnbeamten bei weitem nicht so zahlreich und interessant sein können wie die eines Kombattanten, so hat ersterer doch auch manches erfahren, was seinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt bleibt, einer näheren Beschreibung wert ist, und das trifft auch bei mir zu.

Während meiner 25jährigen Dienstzeit sind unter den vielen gefahrvollen, aufregenden Stunden, die ich auf der Fahrt von Straßburg nach Chaumont und von da nach Orleans und dann als Vorsteher der französischen Station B. erlebte, wohl die des 28. Januar 1871 die gefahrvollsten und aufregendsten gewesen.

Schon am Morgen dieses geschichtlich so denkwürdigen Tages, des Tages der Kapitulation von Paris und des Abschlusses eines dreiwöchentlichen Waffenstillstandes, wurde ich von einem Soldaten der Bahnhofwache auf einen in südwestlicher Richtung kursierenden Luftballon aufmerksam gemacht, der aber rasch unserem Gesichtskreise entrückt war. Während ich über diesen ungewohnten Anblick, über das Ziel und Schicksal dieses Ballons nachdachte, und ob der mit dem Auflassen desselben verbundene Zweck wohl erreicht wird, wurde ich durch einen ganz deutlich von Süden her vernehmbaren Kanonendonner aus meinen Betrachtungen gestört, und wurden meine Gedanken, meine Sinne dahin gelenkt, was denn dort drunten im Süden wieder los sein müsse, und ob denn die so frischen, hübschen hessi chen Jäger, die teils per Bahn, teils zu Fuß unter klingendem Spiel vor einigen Stunden in frühester Morgenstunde B. passierten und zur Verstärkung der Besatzung von Bl. aus Orleans abgerückt waren, schon in blutiger Thätigkeit sich befänden. Es war dem so: es wurde das letzte Gefecht in diesem Kriege bei Vienne geliefert, in welchem die Deutschen wegen der Übermacht der Franzosen sich auf das rechte Loireufer zurückziehen mußten, jedoch hernach noch die Brücke sprengten. — Im Laufe des Nachmittags brachten die von der Rekognoszierung und Requirierung heimkehrenden Feldgendarmen

die Meldung, daß sie die Wahrnehmung größerer Ansammlungen von Franctireurbanden gemacht hätten, die sich von dem nordwestlich von B. liegenden Wald von Marchénoir her gegen B. in Bewegung zu setzen schieren. Es wurde nun eine halbe Kompagnie unter Führung der Feldgendarmen und einigen Husaren nach dieser Richtung abkommandiert, um ein weiteres Ansammeln und Vordringen der Franctireurs zu verhindern. Da ich von dem Personal des Nachmittags von Bl. eingelaufenen Zuges keine bestimmten, aber nicht günstige Berichte über den Verlauf des Gefechtes bei Vienne hörte, so war ich, sowie das übrige Personal besorgt, die Franzosen könnten Bl. genommen haben und im Vordringen begriffen sein. Daß das Gefecht durch das Zurückziehen der Deutschen und durch die Sprengung der Loirebrücke abgebrochen und durch die inzwischen bei den Deutschen eingetroffene Kunde von dem geschlossenen Waffenstillstande — die Franzosen stellten die ihnen zugekommene Kunde hierüber in Abrede — nicht mehr aufgenommen worden war, hiervon wußte das Personal noch nichts. Dieser Besorgnis wurden wir bald durch das Einlaufen eines entsprechenden Telegramms überhoben. Durch die Ansammlung von Franctireurs waren wir noch nicht sehr beunruhigt: das Gesindel war nur wegen seiner Heimtücke zu fürchten. Als aber gegen abend zwei Feldgendarmen die Meldung brachten, daß sich immer größere Massen Franctireurs bilden, und als hierdurch die Nachschickung der zweiten Hälfte der zweiten Kompagnie und der übrigen Husaren erforderlich wurde, wurde die Lage etwas kritischer, weil jetzt nur mehr eine Kompagnie und kein einziger Kavallerist mehr in der Stadt war. Die Besatzung bestand nämlich nur aus der 2. und 4. Kompagnie des Bataillons Detmold, 6. westfälisches Landwehr-Regiment Nr. 55, aus drei Feldgendarmen und aus einer halben Schwadron Husaren. Eine vom Etappenkommandanten verlangte Verstärkung aus Orleans konnte nicht gewährt werden. Es hieß also, die Dinge, die da kommen sollten, abwarten, und es kamen derer auch noch welche. Kaum nach eingetretener Dunkelheit kam einer der vier um den Bahnhof patrouillierenden Posten zu mir und zu dem eben bei mir befindlichen Bahnhofkommandanten mit der Meldung, er hätte soeben die Wahrnehmung gemacht, daß aus einer Dachlucke eines hohen, freistehenden, nicht weit vom Bahnhofe entfernten Hauses Signale nach Marchénoir zu gegeben werden in der Form von blauen, roten und grünen Raketen. Auf diese wichtige Meldung hin eilte der wachthabende Unteroffizier mit sechs Mann der Bahnhofwache nach dem be-

treffenden Hause, besetzte den einzigen Ein- und Ausgang und schlich sich sodann mit zwei Mann in den Bodenraum hinauf, wo er zwei Franzosen bemerkte, die eben weitere Raketen aufsteigen ließen und ganz in ihr Geschäft vertieft waren, sodaß sie die Nähe der Deutschen erst wahrnahmen, als sie von kräftigen Händen gepackt, zu Boden geworfen und unschädlich gemacht waren. Sie wurden unter Mitnahme einer vorgefundenen Kiste, in der sich noch viele derartige Feuerwerkskörper befanden, auf die Kommandantur geführt und des anderen Tages nach Orleans transportiert: über ihr ferneres Schicksal konnte ich nichts mehr erfahren. Während nun sich dieses abspielte, bemerkten die Soldaten, sowie ich und mein Kollege, daß von Marchénoir her ebenfalls Raketen aufstiegen als Antwort, jedoch in der Art, daß auf eine vom Hause abgelassene blaue von dort eine rote, auf eine rote eine grüne u. s. f. folgte. Als den Franzosen in B. ihr Handwerk gelegt war und von da keine Signale mehr erfolgten, stellten die Franctireurs auch sofort ihr Feuerwerk ein. So interessant dieses Vorkommnis nun auch war, so mußte doch hieraus entnommen werden, daß eine Verständigung zwischen den Stadtbewohnern und den Franctireurs bestand, und daß etwas wie ein Überfall, geplant war. Während wir noch hierüber unsere Gedanken und Vermutungen austauschten, kam einer der am Ufer der Loire patrouillierenden Husarenposten angetrabt und meldete, daß am linken Ufer zahlreiche Signalfeuer sichtbar werden, die vom Bahnhof aus nicht zu sehen waren, weil die vorliegenden Häuser der Stadt die Aussicht auf diesen Teil des linken Ufers hemmten: vom größten Teile der Stadt und von den gegen den Wald zu auslaufenden Hügeln waren sie jedoch leicht zu bemerken. Nun konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß eine weitverzweigte Verbindung zwischen den Städtern und zwischen den Bewohnern des linken und rechten Ufers bestand, und daß ein allgemeiner Überfall auf uns Deutsche für die Nacht beabsichtigt war. Ein Übergang vom linken Ufer war zwar sehr schwer zu bewerkstelligen, denn die alte steinerne Brücke hatten die Franzosen selbst gesprengt und ein Landen mittelst Kähnen würden unsere wackeren blauen Husaren nicht erlaubt haben: immerhin war es aber nicht unmöglich, daß die eine oder die andere Bande doch Mittel und Wege gefunden hätte, herüber zu kommen, denn die ganze Uferstrecke gleichzeitig zu überwachen, war bei der geringen Anzahl der Posten ein schweres Werk. Von dem gegen Marchénoir zu abgegangenen Detachement war keine Nachricht eingetroffen, und so mußten wir uns denn gefaßt machen, daß sich im Laufe der

Nacht etwas Ernsthaftes ereigne. Infolge der an diesem Tage ununterbrochen vorgekommenen ungewohnten Ereignisse wurde natürlich meine Aufregung wie die eines jeden andern eine sehr hochgradige. War auch das Fahren auf Strecken, die oft kurz bevor der Zug sie passierte, hergestellt und immer durch Aufreißen der Schienen, durch Sprengung von Brücken u. dgl. bedroht waren, auf denen sich keine Wärter, keine Signale mehr befanden, die von Führern befahren wurden, welche deren Terrainverhältnisse unmöglich kennen konnten, sehr gefährlich, war z. B. die in der Wachtstube auf dem Bahnhofe zu Montargis verbrachte Nacht vom 18. auf den 19. Januar wegen der Nähe Garibaldianischer Streifkorps sehr ungemütlich, so war die Lage, in der wir wenige Deutsche uns in dieser Nacht befanden, doch eine viel bedenklichere. Nicht Furcht machte mir diesen Tag zum aufregendsten während meiner ganzen Dienstzeit in der Heimat und auf dieser französischen Station: nein, gewiß nicht, mußte ich ja doch schon, als ich mich freiwillig zur Dienstleistung auf den occupierten französischen Bahnen meldete, mich auf alle Eventualitäten gefaßt gemacht haben, und befand ich mich gleich den übrigen, die „hinaus"-gezogen waren, in einer gewissen Apathie. Ursache meiner so großen Aufregung war, wie gesagt, das Eintreten verschiedener ungewohnter Verhältnisse in so rascher Reihenfolge, die Neugierde, die Spannung, wie sich wohl alles noch entwickeln, und endlich vor allem die Besorgnis, ob und wie ich das mir anvertraute Personal, den mir übergebenen Apparat u. s. w. bei dem Fehlen jeglichen Beförderungsmittels retten könnte. Es blieb mir aber nichts anderes übrig, als alles gehen zu lassen, wie es kommen sollte, den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten und die Entscheidung der Zukunft zu überlassen. — Endlich gegen Mitternacht wurden der Kommandant, Offiziere und Soldaten und wir Bahnbeamten aus unserem Warten und Passen erlöst, indem eine halbe Kompagnie und die Feldgendarmen zurückkehrten. Die Franctireurs hatten, obwohl sie den zu ihrer Auseinandersprengung abgeschickten deutschen Truppen an Zahl weit überlegen waren, Reißaus genommen und hatten sich nach Abfeuern einiger unschädlichen Schüsse in den Wald zurückgezogen. Die andere Hälfte der Kompagnie und die Husaren trieben das Gesindel noch weiter zurück, blieben die Nacht noch behufs Sicherung draußen und trafen am andern Tage wohlbehalten in ihrer Garnison wieder ein. Hätten die Franctireurs geahnt, daß die Stadt so schwach besetzt gewesen war, hätten die Raketensignale noch länger gegeben werden können, und wären die Husaren unten an der Loire nicht so wachsam gewesen, so

wäre diese Nacht schwerlich so ruhig verlaufen und unsere wackeren Westfalen hätten wieder etwas zu „thun" bekommen. Immerhin ist mir aber dieser Tag jetzt noch nach 25 Jahren in lebhafter Erinnerung, und habe ich ihn in meinem Tagebuch als einen der aufregendsten im Dienste verzeichnet.

Allerhand Kleinigkeiten.

Von A. S., Prlt. a. D.

Über Verluste. Wo man haut, da fallen Späne, das ist ein wahres Wort. Das I. bayerische Korps hat mit einem preußischen die allermeisten Verluste gehabt, nämlich über 10 000 Mann. Dieser starke Verbrauch von Menschenmaterial machte sich natürlich auch in den kleineren Abteilungen fühlbar. Zufällig war ich in demselben Zuge Soldat, Unteroffizier, Junker und Lieutenant, ein Fall, der nicht häufig vorkommt und seine Erklärung in dem damaligen Drang der Verhältnisse findet, wo man es vermeiden mußte, irgend jemanden auch nur vorübergehend dem Dienste zu entziehen! Aber wie wechselten neben mir die Gestalten! Den Luxus der Unteroffiziere hinter der Front mußten wir schon im Oktober aufgeben: wieviele Mann uns aber durch Krankheit, Verwundung oder Tod geraubt wurden — auch Vermißte gab's — das kam einem erst zum Bewußtsein beim Durchlesen der fast jede Woche neu zu erstellenden Verleslisten.

Ohne die mehrfach erfolgten Nachschiebungen von Ersatztruppen wäre die Kompagnie sehr bald auf ein Minimum reduziert worden und operationsunfähig geworden. Solche, die beim Ausmarsch dienstpräsent waren und alle Affairen mitgemacht hatten, zählte der Zug vor Paris, wo der letzte Ersatznachschub eintraf, keine zehn Mann. Als ich nach fünfwöchentlicher Abwesenheit von meiner Verwundung geheilt wieder meinen Zug übernahm, war mir ein volles Drittel der Mannschaften ganz fremd, ebenso der dritte Hauptmann, der inzwischen den Befehl übernommen hatte.

Der Analphabet. In den ersten Dezembertagen traf ein Nachschub von Ersatzmannschaften ein, darunter ein Mann aus dem bayerischen Wald, über dessen Namen Offiziere und Mannschaften nicht recht ins klare kamen. Er nannte sich Schoara (was aber nach der oberpfälzischen

Mundart auf Hochdeutsch heißen konnte: Scheirer, Scharrer, Schorer), in der Liste hieß er Schuyrer, aber auch das mit einem Fragezeichen. Seinen Namen konnte er weder schreiben noch buchstabieren und erklärte auf die Frage, ob er denn nicht zur Schule gegangen sei, er sei 'schon zum Lehrer geschickt worden, aber es sei ihm halt „nix einiganga" (d. h. es habe ihm das Verständnis gefehlt). Sonst war er ein brauchbarer und sehr gutwilliger Soldat, der seinen Vorgesetzten eine ganz unbegrenzte Hingebung entgegenbrachte.

Deswegen machte es ihm nicht wenig Skrupel, daß sein Name nicht ganz in Ordnung sei, und auch die Versicherung, er sei ein ganz seltener Geselle, wie es in Bayern auf eine Million noch nicht einen gebe, hörte er nur mit ungläubigem Staunen. Am 8. Dezember ist er schon gefallen, nachdem er kaum eine Woche vor dem Feinde gestanden hatte.

Sprachliche Schwierigkeiten. Man macht es manchmal dem Deutschen zum Vorwurf, daß er zuviel Sprachsinn hat und sich infolge dessen allzuleicht der eigenen Sprache begiebt und Gefahr läuft, seine Nationalität zu verlieren. So weit kam's in unserem Falle zwar nicht, aber doch wären wir mit unserem Deutsch einmal besser gefahren. In Nancy wollte ich meine Feldflasche frisch füllen lassen und trat in einen Laden, der sich durch mächtige Flaschen mit einem in den verschiedensten Farben prächtig schimmernden Inhalt als eine Destillerie verriet. Als der Kaufmann erschien, forderte ich eau de cerise. Erstauntes Kopfschütteln des Ladeninhabers, der erklärte, diesen Artikel weder zu kennen, noch zu führen. Auch ich war erstaunt, daß die Franzosen eine solch köstliche Erfrischung nicht haben sollten, und sprach meine Verwunderung einem inzwischen eingetretenen Kameraden aus, der einen „Schnaps" forderte und bekam. Dabei hatte ich das Wort Kirschwasser fallen lassen, und nun rief der Verkäufer erfreut: „Ach, ich verstehe, Sie wollen du kirsch ou kirschwasser, ja den haben wir, du kirsch vieux, in der allerbesten Qualität". Und damit füllte er mir um eine Kleinigkeit meine Feldflasche. Ich aber lernte daraus, was es für einen Unterschied macht, ob man eine Sprache bloß theoretisch oder auch auch praktisch betreibe, und daß man recht gut französische Klassiker lesen kann, ohne sich für 6 Sous Kirschgeist kaufen zu können, da man den Ausdruck nicht weiß und wohl auch in den auf der Schule gelesenen Schriftstellern nicht hat lernen können.

Unreifes Obst. Wer kennt nicht den schrecklichsten Feind der Truppe, die Seuche in ihrer verschiedenen Form, der die Reihen lichtet

und die Spitäler füllt, wenn es nicht etwa gar gleich zum Schlimmsten kommt? Ein solcher Feind war in unserer Brigade die Ruhr oder Dysenterie, wie sie der Militärarzt nennt. Deshalb war der Genuß von unreifen Trauben oder nur halbvergornem Most streng verpönt, und die Offiziere thaten ihr möglichstes, die Mannschaften über das Unzweckmäßige und Gefährliche dieser Genüsse aufzuklären, allein Hunger und Durst veranlaßten doch viel häufiger eine Außerachtlassung des Verbotes als höheren Ortes bekannt wurde. Einer unserer Offiziere war aber unermüdlich im Warnen, und das Verbot, unreife Trauben zu essen, schärfte er noch im Dezember ein, wo wir nur mehr die Trauben fanden, welche der Landmann vorsichtig an Schnüren in der Luft auf dem Dachboden oder in der Speisekammer aufgehängt hatte, um sie, mit einem Stückchen Wachs am Stengel verklebt, vor dem Eintrocknen zu schützen. Uns hat der Genuß „dieses unreifen Obstes“ nichts geschadet.

Miles gloriosus. Schon vor 2000 Jahren spielte der „ruhmredige Soldat“ eine Rolle bei den römischen Dichtern. Als ich auf dem Heimwege in Avricourt einen unfreiwillig verlängerten Aufenthalt hatte, legte ich mich, müde vom Fahren und Warten, auf eine Bank im Wartsaal, der gleichzeitig als Restauration (schrecklichen Andenkens allerdings) diente. Doch schlafen konnte man nicht. Der Raum war gefüllt mit Soldaten und Offizieren aus allen Kontingenten. An einem Tisch saßen nun verschiedene Waffengattungen beisammen und unterhielten sich über die Leistungen der einzelnen Korps und Waffen und über die erlittenen Verluste. Die Artilleristen und Infanteristen stritten lange, bei welcher Waffe die Verluste größer gewesen seien; als sich jedoch die Reiter dreinmischten und von den glänzenden Thaten ihrer Waffe reden wollten, da machten die bisherigen Gegner Frieden und wandten sich gegen diese: „Ja, bei Vionville und Gravelotte, da haben sich die Reiter hervorgethan, ihr aber — und dabei nannten sie den Namen des Kommandeurs — ihr seid ganz still, ihr habt ja einen Mann mehr mit nach Hause gebracht, als ihr beim Ausmarsch mitgenommen habt“. Dieses Scherzwort stellte das gestörte Einvernehmen wieder her.

Auf dem Heimmarsch.

Ein Stiefel-Appell im Felde.

Von S. Steinberg.

Nur keine Einleitung, alter Freund! Frisch von der „Leber" weg, was Sie auf dem „Herzen" haben. Diese, für Erzählungen militärischer Begebenheiten äußerst zutreffende Lieblingswendung unseres einstigen Kompagniechefs, wird auch jetzt noch von mir strenge befolgt.

Also! Es war im denkwürdigen Jahre 1871. Unsere 17. Division befand sich auf dem Rückmarsche nach der lieben, mit Gut und Blut verteidigten Heimat.

Vier Stunden nach dem Einrücken der Lübecker Füsiliere (3. Bataillon, 76. Regiment) in Rully la Montagne sollte endlich der „längst gefürchtete" Stiefelappell stattfinden. Glaube ja nicht, geneigter Leser, daß das nach einem andauernden Kriege eine so einfache Sache ist.

O! ja nicht! Und hättest du den besorgniserfüllten, schwermütigen Eindruck bemerkt, welchen dieser Befehl bei den „alten, feuerfesten" Leuten hervorrief, dann hättest du ganz gewiß, militärisch gesprochen, eine „leise Ahnung" bekommen. Stiefel-Appell bedeutet nämlich streng genommen, die Präsentation eines vorschriftsmäßigen, tadellosen, mit 32 Nägeln gut „beschlagenen", blankgeputzten Stiefelpaares.

Wie der Soldat im Felde dies achte Weltwunder bewerkstelligt, das bleibt allein seiner angebornen Intelligenz überlassen. Durch monatelange, ununterbrochene Berührung unserer Stiefeln mit dem heiligen Boden Frankreichs waren die meisten dieser notwendigen „Infanteristenbeförderer" der Auflösung nahe und ließen sich nur durch stete „Radikalmittel" ihrem bereits verfehlten Beruf erhalten. Das „Finden" war seit dem Waffenstillstande strenge verboten. Die französischen Fußzeugkünstler ließen sich nicht mehr auf den zivilen Preis von „fünf Sous" ein; unsere Kompagnieschuhmacher seufzten unter dem Chimborazo der hilfsbedürftigen Fußtoilette. Also nun — woher nehmen und mit niemand in Konflikt geraten? Der Anblick meiner schwergeprüften Fußbekleidung erschien mir gar nicht mal so ganz hoffnungslos, wenn nur die

fehlenden 17 Nägel „aufgetrieben“ werden konnten. Aber kein Kaufmann der ganzen Stadt befaßte sich damals mit diesem „streng germanischen“ Artikel; es war daher für den einfachsten deutschen Musketenträger sehr leicht einzusehen, daß das französische Volk, das sich einbildete, ohne Schuhnägel an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, unter solchen Umständen sehr weit zurückbleiben mußte. Wie es heute mit Schuhnägeln aussieht, vermag ich nicht zu sagen — aber damals, zur Zeit unseres Appells, war es durchaus nicht großmachtsmäßig damit gestellt. Unter dem Eindrucke eines totalen Mißerfolges marschiere ich nach meinem Quartier zurück. Auf der einzigen Hauptstraße des Städtchens tritt mir Kamerad Devinger, dem die Leitung unseres Kompagniewagens obliegt, mit einer Bitte entgegen. „Habe jetzt keine Zeit, muß meine Stiefeln zum Appell in Ordnung bringen“, grollte es mürrisch von meinen Lippen zurück. „Wieter nix als dat? Denn kannst du ja man miene nehmen, de sind ganz komplett.“ Ein tiefer, tiefer Atemzug entquillt meiner hoffnungerfüllten Brust. „Gut, Kamerad, wenn die Sache so liegt, dann thue ich für dich alles.“ „Kiek“, ruft nun der Retter in der Not gleichfalls hocherfreut in seinem Hamburger Dialekt, „kiek, da haben sitt de ganze „Mischpoke“ vun den Stadtvorstand versammelt, da gah rup un laat Di twee Bund Heu vor mien Pferd geben.“

„Also Fourage pour deux cheveaux, n'est ce pas?“ „Ja, so ungefähr mußt du jeni vorsnacken. Abers weest du wat, segg leber foin, dat verstaht se beter.“ „Woher weißt du das denn?“ „Na! wenn man dreevettel Jahr in Frankreich rumfahrwarkt, denn sall man dat wohl lehr'n — bün doch nicht dummerhaftig?“ „Schön, Kamerad, die Sache ist abgemacht; aber nachher bekomme ich deine Stiefel.“

„Na, gewiß, de kannst du hier ut min Quarteer man ruhig mitnehmen, wenn ick ook nich da bün.“ In dem frohen Bewußtsein, daß der Stiefel-Appell für mich seinen dämonischen Einfluß verloren habe, eilte ich zur Erfüllung meines Versprechens nach dem Sitzungssaal der Stadtverordneten. Auf der nach den heiligen Räumen führenden Treppe begegnete mir Kamerad Fischer, dem mein unerwartetes Erscheinen die Frage entlockt: „Na, wo willst du denn hin!“ „Ich will nur da oben hinauf nach den Stadtverordneten, um für Kamerad Devinger ein paar Bund Heu holen.“ „Was? du willst für Devinger Heu holen? Menschenkind! deshalb bin ich ja eben dort oben gewesen. Nicht eine Hand voll habe ich bekommen.“ „Und warum nicht?“ „Weil der Halunke schon

sechsmal verschiedene Kameraden hinaufgeschickt hat. Die Franzosen haben endlich den Zauber gemerkt." „Na, ich danke, das ist eine schöne Bescherung. Aber ich muß doch mein Heil mal versuchen, für mich stehen nämlich Devingers Stiefel zum Appell auf dem Spiel — Adieu Fischer." Im nächsten Augenblick stehe ich 30—40 Vätern der Stadt gegenüber. Während eine große Anzahl bemüht ist, das teure Haupt hinter palissadenähnlichen Vatermördern zu verbergen, sind andere mit Diskutieren, Gestikulieren und Lamentieren beschäftigt. Blitzartig schießt mir der Gedanke durch den Kopf, daß hier alles darauf ankommt, in der Wahl eines „Vaters" recht vorsichtig zu sein. — Der Auserwählte meiner Verehrung war soeben aus sanftem Schlummer erwacht, stützte seine doppelpostenähnlichen Ellenbogen auf den grünschimmernden Tisch und beschäftigte sich so gewissenhaft mit dem ungemein natürlichen Auf- und Niederziehen seines Ober- und Unterkiefers. „Voulez-vous me donnez du fourage pour deux cheveaux, monsieur, s'il vous plaît?" „Oui, oui, oui, monsieur", entgegnete der Angeredete augenblicklich geschmeichelt und rüstete sich auch sogleich zur Anfertigung einer Anweisung. Da aber eilt ein einflußreicherer Kollege herbei und zerstört mit einemmale meine ganze Hoffnung. „Eure Fourage, mon cher ami", begann er mit ernster Stimme, „ist schon längst abgeholt. Wir haben sogar das Lieferungsquantum um sechs Bund Heu überschritten." „Sehr wohl, mein Herr, diese Thatsache ist mir bekannt. Allein soeben traf ein Adjutant vom Generalkommando mit wichtigem Befehl ein und für das Pferd dieses Adjutanten beanspruche ich jetzt die vorgeschriebene Ration." „Dann haben Sie doch höchstens für ein Pferd zu fordern, oder reiten jetzt die Adjutanten auf zwei Pferden?" „Die Pferde können sich noch immer nicht an den Waffenstillstand gewöhnen. Die Rationen sind so knapp bemessen, daß ein hungriger Gaul nicht halb satt werden kann, deshalb habe ich eben für zwei Pferde gebeten." „Haben Sie denn eine schriftliche Bestätigung ihres Regiments?" „Nein, mein Herr. Ich komme auf direkten Befehl des Herrn Kompagniewagen-Kommandeurs."

„General?" „Bis jetzt noch nicht." — Nach längerem wahrhaft diplomatischem Bemühen besaß ich endlich den Lieferungsschein für zwei Bund Heu. Es war mir doch recht froh zu Mute, als ich den Gefahren, welche meine kühnen Behauptungen heraufbeschworen, so glücklich entschlüpft war. Kaum kühlte ein frischer Luftzug unten meine erhitzte Stirn auf der Straße, da erschien schon wieder ein anderer Kamerad, und zwar mein Intimus Bliedung auf der Bildfläche. „Sag' mal,

Neumann", begann er ahnungslos, „wo kommt man hier denn eigentlich zur Mairie?" „Da oben hinauf. Aber was hast du denn da zu thun?" „Ach, nicht der Rede wert; will nur für Kamerad Devinger ein paar Bund Heu empfangen." „So? Nur ein paar Bund Heu? Na, denn man zu. Eine Treppe hoch — zweite Thür links. Laß dir nur nicht zu wenig geben. Die guten Leute sind hier ungemein sparsam." „Gut, daß ich das weiß — nun werde ich gleich „drei" Bunde Heu verlangen; will doch den Kerls mal zeigen, daß wir hier noch die Herren sind." „Kann ihnen gar nicht schaden, werden wieder recht hochnasig." Meine unschuldvolle Miene trieb nun auch das jüngste Opfer Devingers in die wenig verlockende Falle. Wie sie den wohl heimleuchten werden, wie sich der wohl aus der Patsche zieht! So frohlockte es recht unkameradschaftlich in meiner Brust. Kaum hatte ich das eroberte Bund Heu im Besitz und eile damit auf die Straße, da stürzt der Kastellan der Mairie atemlos herbei, streckt seine Hände beutegierig danach aus und schreit wie besessen: „Monsieur! Monsieur! venez au mairie — —" „Habe keine Zeit", erwidere ich ebenso laut in deutscher Sprache, „muß erst zum Stiefelappell." Mit dieser Erklärung ist gleichzeitig der Beginn eines rasenden Wettlaufes verbunden, der den Zuschauern ein ungemeines Vergnügen bereitet, und die sich nun dafür durch lebhafte Zurufe in französischer und deutscher Sprache zu revanchieren suchen. Atemlos, aber doch als Sieger, treffe ich bei meinem Kameraden Devinger ein und werde Zeuge der zwischen ihm und dem wutentbrannten Intimus stattfindenden, wenig erfreulichen Auseinandersetzung, die bald den Charakter einer gehörigen „Zusammensetzung" annimmt. „Und du" — wendete sich der rasende Roland am Schlusse seiner handgreiflichen Demonstration gegen mich, „du bist ja auch so ein „Judas in Uniform". — Muß man von den Kerls da oben einen Wischer nach dem andern hinnehmen und schließlich unter allgemeinen Gekicher mit leeren Händen abziehen. Konntest du mir nicht sagen, daß dich dieser „Schobbri" auch schon als Werkzeug seiner „Heubegierde" benutzt hatte? Übrigens — bilde dir ja nicht ein, daß deine Geschichte „von der wichtigen Botschaft" und dem „abgehetzten Pferde" da oben Eindruck gemacht hat. Der eine Franzose will noch gerne von dir wissen, ob der Adjutant heute wieder fortgaloppieren wird und ob das Pferd endlich satt geworden ist. Was er sonst noch von unserem „Monsieur le commandant du compagniewagen" zu wissen wünschte, ist mir ein Rätsel geblieben; ich konnte nicht einmal die gewünschte Auskunft geben, ob der Kommandant zur

Infanterie oder zur Kavallerie gehöre.“ Die Montagner Kirchenglocke bereitete unserm eifrigen Disput ein rasches Ende. Es schlug 6 Uhr und um 6¼ Uhr sollte das so lang vorbereitete Schauspiel des „Stiefelappells“ seinen Anfang nehmen. In wilder Hast rannte jeder nach seinem Quartier. „Nun, Devinger“, rief ich entschlossen, „jetzt wird's Zeit, wo sind meine, das heißt deine Stiefel?“ „Dort in jener Ecke.“ „Wo denn?“ „Na, dorten, links am Kamine.“ „Aber ich kann wahrhaftig keine sehen.“ Devinger kam mir zu Hilfe, griff mit sicherer Hand nach der bezeichneten Stelle und stieß im nächsten Moment ein raubtierartiges Gebrüll aus. „Himmelschockschwerebrett — verschwunden! futsch! die hat gewiß Fischer mitgeschleppt. Na, nu hört aber alle Gemütlichkeit auf. Also darum quatschte er hier vorhin immer von „Stiefel ohne Sohlen“ — „gleich wiederbringen“ — „Revanche fürs Heu!“ Nun geht mir erst ein Licht auf, die Stiefel hat Fischer zum Appell entführt. Ja, lieber Neumann, was machen wir nun?“ „Ja, was machen wir nun? Erst verbrenne ich mir beinahe meine Finger an deinem Heu und nun sind mir doch noch „drei Tage“ sicher.“ „Unsinn, so leicht geht das bei den alten Füsilieren noch nicht. Weißt du sonst keinen Ausweg?“ „Ich bin mit meinem Verstand zu Ende.“ „Das will nicht viel sagen — wenn du aber den Kopf so hängen läßt, dann kann ja gar kein Gedanke mehr drinbleiben.“ „Ich habe mich auf dich verlassen, Devinger, und nun in der letzten Minute haben mich die Götter verlassen.“ „Ach was! die Götter bekümmern sich nicht um deinen Stiefelappell, aber Devinger weiß Rat, höre mal zu: Vizefeldwebel O — — hat oben im Zimmer noch ein Paar feine „Kommistrittlinge“ stehen, die nimmst du ganz ruhig mit, und da er den Appell heute selbst abhalten muß, so hat er die beste Gelegenheit, seine „eigenen“ Stiefel anzuschnauzen.“ Obgleich mir bei diesem Vorschlage unheimlich zu Mute wurde und mir der Name einer bekannten deutschen Festung einfiel, blieb mir jetzt doch kein anderer Ausweg mehr übrig. In den Zwischenpausen führte Devinger noch seine besten Beruhigungsmittel, „in der Not frißt der Deibel Fliegen“, oder: „bei fremden Stiefeln muß man erst recht auf den lieben Gott vertrauen“, ins Gefecht und so schlich ich denn, Vizefeldwebels Trittlinge im Gewande — schuldbeladen zum Appellplatze (fast hätte ich Richtplatz geschrieben).

Nicht ohne jene unheimliche Beklemmung in der Magengegend stand ich bald erwartungsvoll in Reih und Glied. Nach wenigen Minuten erscheint der Vizefeldwebel. Sein ernster Blick ruht wohl-

gefällig auf den prachtvollen, glänzenden Stiefeln meiner Kameraden. Ich selbst konnte meine Bewunderung nicht unterdrücken. Wo kamen auf einmal diese Prachtexemplare eleganter Stiefel her?

Ich dachte einen Augenblick an Devingers himmlische Prophezeiung — dann erscholl das erschütternde Kommando: „Stillgestanden! Zweites Glied — rückwärts richt euch — marsch!"

Der Vorgesetzte stand vor meiner Korporalschaft — der große Augenblick war für mich gekommen. „Na, ja", beginnt er sofort, der strenge Instrukteur, seinen ersten Blick auf meine Stiefel richtend, „da haben wir die Bescherung, ein räudig Schaf muß immer dabei sein. Herrrr! wie können Sie mit solchen „verlodderten" Vogelscheuchen hierher kommen? Das sind ja die leibhaftigen Sandalen. Wo bleibt da das Ehrgefühl."

„Die großen Märsche, Herr Feldwebel." „Ach was, faule Ausrede! Glauben Sie vielleicht, daß Sie ganz allein marschieren? Übrigens wären diese monströsen Dinger noch „menschlich" genug, wenn nur die eine Strippe da am linken Flügel nicht so „gottverlassen" herumbaumelte. Daß mir das Ding morgen früh festgenäht ist, sonst sprechen wir uns weiter." „Zu Befehl, Herr Feldwebel." Mit diesem moralischen Hinweis ging der bittere Kelch an mir vorüber. Bevor die Kompagnie entlassen, sprach der Feldwebel den Korporalschaftsführern seine vollkommene Zufriedenheit aus, die vor allem den „guten Geist" der Kompagnie beweise, wenngleich noch hie und da die vorschriftsmäßigen Nägel fehlten.

„Ich hoffe aber", so schloß der gestrenge Inspekteur seine Ansprache, „daß das bei der nächsten Gelegenheit geschieht, wie sollte das wohl aussehen, wenn wir nächstens „ohne Nägel" in Hamburg einmarschieren." Ein zufriedener, fast zu heiterer Ausdruck lagerte auf den leise geröteten Gesichtern der „alten, gerissenen" Unteroffiziere und Sergenten. — — Beim tags darauf stattfindenden Abmarsch hatte sich eine außergewöhnlich große Anzahl unserer Quartierwirte eingefunden, die sich recht heiter mit ihren „bons Prussiens" unterhielten und mit aufrichtig empfundenen Wünschen Abschied nahmen. Eine noch liebenswürdigere Verehrung und Zuneigung hatte sich unser Kamerad, der von nun an das Epitheton „Heu-Rat" führte, abseiten der Franzosen zu erfreuen. Sein mit einer Unmasse Heu beladener Kompagniewagen war von lachenden und gestikulierenden Franzosen, unter denen sich sogar „Väter der Stadt" befanden, förmlich belagert. „Stillgestanden! Das

Gewehr über! Bataillon marsch!" Strammen Schritts geht es durch das kleine Städtchen, dessen freundliche Bewohner nicht müde werden, den scheidenden Deutschen bon voyage zuzurufen.

Ein freudiger Gegengruß — ein Wink der Hand und Bylly la Montagne mit seinen freundlichen Bewohnern und dem gefürchteten Stiefelappell lag hinter uns. Beim ersten Rendezvous erschallt die Stimme unseres beliebten Hauptmannes: „Füsilier Neumann!" „Hier, Herr Hauptmann." „Sagen Sie mal, alter Freund, was war denn eigentlich bei den Franzosen heute los? Na, nur keine Einleitung — frisch von der Leber weg, bleibt alles unter uns."

„Die Franzosen wissen die Ehre zu schätzen, Herr Hauptmann, daß ihre Sonntagsstiefel zu unserem Appell genügten." „Also die Stiefel gehörten — gar nicht übel — wahrhaftig nicht. — — Na, und was war mit Devinger geschehen?" „Er hatte mit dem alten Kastellan zehn Flaschen Wein gewettet, daß er mehr als das vorgeschriebene Quantum Heu erhalten würde." „Und er hat gewonnen?"

„Gewiß, gestern abend hat er mit seinen zahlreichen Helfershelfern und dem Kastellan den Gewinn verzehrt. Die Franzosen amüsieren sich königlich, weil der alte, geizige Kastellan hineingefallen ist, und nun erst einsehen gelernt hat, daß die Preußen doch klüger sind, als er glaubte.

„Und heimwärts schlägt der sanfte Friedens-Marsch!"

Von Ch. F., Major a. D., damals Hauptmann im k. b. 12. Infanterie-Regiment.

Am 30. April 1871 marschierte unser 2. Bataillon, 12. Infanterie-Regiments, aus dem Kantonnement Boissy St. Léger (bei Paris) zur Bahnstation Lagny, um von dort aus nach Bayern, Garnison Neu-Ulm, zurückbefördert zu werden; während die beiden anderen Bataillone bei der Occupationsarmee in Frankreich blieben.

Zum Abmarsche war der Korpskommandeur Excellenz von der Tann, Divisionär von Maillinger, Brigadier von Täuffenbach, Oberst von Narciß und viele Herrn vom Korpsstabe 2c. erschienen und begleiteten uns etwa dreiviertel Stunden weit, bis zur nächsten Ortschaft. Dort ließ von der Tann halten, die Offiziere vortreten und hielt an diese eine prächtige Anrede. „Ungern lasse er das schöne, brave Bataillon scheiden", weiter sagte Excellenz warmen Dank für die wackeren Leistungen

im verflossenen Kriege und verabschiedete sich herzlich, indem er dem Bataillonsführer Hauptmann F. die Hand mehrfach drückte als Händedruck und Gruß fürs ganze Bataillon.

Darauf sprengte Hauptmann F. im Galopp vor die Mitte des Bataillons, teilte mit weithinschallender Stimme die Worte und den Gruß des allgeliebten Generals von der Tann mit und fügte dann bei: „Und nun, Soldaten! wollen auch wir unserm hochverehrten ritterlichen Oberkommandeur, der uns in heißen Schlachten und Gefechten siegreich führte, unsern herzlichen Dank und unsern warmen soldatischen Abschiedsgruß bringen, indem wir rufen: Se. Excellenz von der Tann lebe hoch — Hurra, Hurra, Hurra!

Hierauf salutierte Hauptmann F., bekam noch warmen Händedruck und gütige Abschiedsworte — General von der Tann mit hohem Gefolge ritt wieder zurück — wir aber marschierten nach Lagny. — Doch schlug jedem Bataillonsangehörigen das Herz wärmer und höher vor Freude und Stolz, daß wir unserm allgeliebten von der Tann so huldigen konnten!

Nous autres voleurs de pendules.

Von F. 62.

St. Marie . . . . hieß der kleine Ort, wo unsere Kompagnie auf dem Rückmarsche der Heimat zu Quartier bezog. Der Hauptmann hatte sich, wie schon vordem öfters, beim Curé einlogiert. Dort fanden wir uns nach Tisch zu einem Glas Wein zusammen. Der geistliche Herr gehörte zur wohlbeleibten Gattung, bei der man immer echt humane, friedfertige Gesinnung und selbst eine gewisse Jovialität voraussetzen darf. Freundlich hatte er den Zuwachs an Gästen aufgenommen, mit seinem Besten bewirtet, und bald war das Gespräch im Gange. Der kirchlichen Würde unseres Wirtes entsprechend wurden selbstverständlich nur ernste Themas, selbst solche religiöser Natur berührt. Auch einiges Latein wurde repetiert. Unser Kompagnie-Theologe, Unteroffizier und Korporalschaftsführer, fehlte nicht in unserem Kreise. Das war ein sittenstrenger bibelfester Mann mit großem schwarzen Vollbart, zu dem das Eiserne Kreuz so recht paßte. Dazu hatte ich ihn seiner Zeit in Vorschlag gebracht. Mit seinem jüngeren Bruder hatte er sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet. Beide waren nach Paris nachgesendet und meinem

Zuge zugewiesen worden. Der jüngere Bruder war dem Typhus im Lazaret zu Morsang — ein an den Tod gemahnender Name — erlegen. Ob der ältere, der seit Jahren als Superintendent wirkt, sich wohl gelegentlich noch daran erinnern mag, wie ihm sein junger Lieutenant sagte, er möge sich hüten, nicht ein Pharisäer zu werden? Über den lustigen Ton in unserem kleinen Kreise hatte er einmal sein Mißfallen geäußert. Nun erinnerte ich ihn daran, daß er uns ja auch im Feuer zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, und daß unserer Haltung dort doch ein gut Stück wirklicher Moral zu Grunde liegen müsse, wenn wir auch sonst nicht gerade als herbe Puritaner auftreten. Übrigens war unser cand. theol. an sich kein Spaßverderber. Ich sehe ihn noch, wie er vor Paris bei einer dramatischen Aufführung des „schwarzen Walfisch zu Ascalon" mit Gediegenheit den Hausknecht aus Nubierland spielte.

Mr. le Curé wurde von der Art unserer Unterhaltung mehr und mehr erbaut. Schließlich hielt er mit seinem Lobe des ernsten, wissenschaftlichen und humanitären Sinnes, der bei uns Prussiens zu finden sei, nicht zurück. Nur eines war ihm bislang, so viele deutsche Offiziere er auch kennen gelernt, unbegreiflich und schier unerklärlich geblieben. Wie kommt es, daß solche gebildete und auch religiös gesinnte Leute überall, wo sie hinkommen, Pendulen rauben müssen?! Wie reimt sich das mit ihrer sonstigen Art? Was treibt sie zu der Unthat? Der Hauptmann gab dem aufhorchenden geistlichen Herrn eine wohl stilisierte Erklärung folgenden Inhalts: Kein Mensch ist ohne Fehler und auch die deutsche Nation nicht, trotz aller von jenem anerkannten Vorzüge. Wir haben eine Schwäche — eine kleine Schwäche ist es doch nur — die aber unausrottbar ist und erst mit dem letzten Prussien stirbt: die Sucht nach Pendulen. Gekaufte oder daheim fabrizierte mögen wir aber nicht, solche machen uns kein Vergnügen; geraubt, gestohlen müssen sie sein. Es ergeht uns dabei so wie enragierten Wilddieben, wildern, nicht ruhig jagen wollen sie, oder wie den Männern gewisser Nomadenstämme, wo jeder nur ein Weib mag, welches er geraubt hat.

Man kam überein, daß es sich hier um ein ersichtliches, aber doch tiefbedauerliches moralisches Defizit, eine manieartige intellektuelle Krankheit einer ganzen großen hochzivilisierten Nation handle. Doch dem sei nicht zu ändern.

Aber wir, wir seine Gäste, die ihm alle so ausnehmend gefallen — meinte Sr. Hochwürden — wir hätten doch unsere Hände rein gehalten, uns traue er Pendulenraub nicht zu.

Doch was er nun hörte, machte den alten Herrn ganz verdutzt, dann fast trübsinnig.

„Sehen Sie" — nahm der Hauptmann wieder das Wort — „dort auf dem Platz vor Ihrer Kirche jenen viereckigen Wagen (es war der Patronenkarren), vor dem bei Tag und Nacht ein Posten Wache hält? Gehen Sie einmal dort dicht vorbei, Sie in Ihrem Gewande wird der Soldat wohl passieren lassen. Horchen Sie dabei genau. Ticke — Tacke — Ticke — Tacke geht es darin in einem fort. Das ist unser Pendulenschatz. Wir gehören nun einmal unserer Nation an, wir teilen auch ihre Fehler und Schwächen, können und wollen keine weiße Raben sein — sint ut sunt aut non sint." Wehmütig schüttelte der Herr Pfarrer das Haupt. Ein Sermon, wußte er, würde bei uns hartgesottenen Pendulenräubern doch nicht verfangen, blind für ihr Unrecht, taub für bessernde Lehren. Sie wissen nicht, was sie thun.

Nun wurde das Gespräch noch auf die wirklich kunstvoll schöne Pendule oben im Salon des Pfarrhauses gelenkt.

Wohl versteckt gewesen bislang? Wohl ein Erbstück oder Geschenk der Gemeinde? Es ist noch Platz im grauen Wagen! Oho?!

Doch die nun einmal gewonnene spezielle gute Meinung von uns, überhob unseren Wirt jedes Zweifels und blieb trotz aller Redensarten unerschütterlich. Seine Uhr werde man ihm nicht nehmen, dazu sagte er ja und Amen.

Am nächsten Morgen trat die Kompagnie zum Abmarsch auf dem Platz vor der Pfarrwohnung an. Noch blieb Zeit, dem geistlichen Herrn, bei dem wir uns wohl gefühlt hatten, Lebewohl zu sagen. Während man im Vestibül freundliche Abschiedsworte wechselte, schlich ich unbemerkt die Treppe hinauf, stülpte ein Papier über die gestern viel bewunderte Salonpendule und stieg mit der Beute die Treppe hinab. „Wir sind leider incorrigibles!" war meine Entschuldigung.

Doch das Entsetzen auf dem Antlitz des würdigen Herrn, gestern solche Wölfe im Schafskleide als Gäste beherbergt zu haben, ließ mich alsobald aus der Rolle fallen. Fein säuberlich stellte ich den Raub beiseite.

Adieu, pendule! Au revoir, notre cher Curé!

Die Kompagnie setzte sich in Marsch, hinterdrein rasselte der verdächtige graue Karren, gefüllt mit unseren Patronen.

Ein Geschenk auf der Landstraße.

Von F. 62.

Heimwärts ging der Marsch über Provins nach Nancy zu. Es war auf einem dieser Märsche, daß der Hauptmann einen alten Reservemann nach dem Inhalte seines unmäßig angeschwollenen Brotbeutels frug. Eine Flasche Champagner steckte darin, die der gute Ehemann beim Wiedersehen mit seiner Ehehälfte zu leeren gedachte. Wie mag das täglich geschüttelte, oft durchwärmte Getränk gemundet haben? Ich hatte mir vorgenommen, daheim dem Reservemann noch eine zweite ungeschüttelte Flasche mit auf den Weg zu geben, aber er kam mir aus den Augen, was mir heute noch leid thut.

Solche Märsche von Quartier zu Quartier bei anhaltend guter Witterung durch abwechselungsreiche Gegend sind weder ermüdend noch langweilig. Gerade nur, daß es manchmal die Frühlingssonne etwas zu gut meinte, und daß die Landstraße übermäßig Staub spendete. Ich befand mich vor der allein marschierenden Kompagnie hinter den Spielleuten. Schon war das Örtchen in Sicht, das uns beherbergen sollte. Ein stattliches Schloß ragte aus grünem Park empor.

Es ist eine anregende, angenehme Ideenfolge, welche solch ein Anblick erweckt. Und doch wie schade, daß wir nicht bei jenem einsamen, schmucken Landhause, bei dem wir vor kurzem vorübergekommen waren, Rast oder besser ganz Halt gemacht hatten.

Drei junge Damen von überraschender Schönheit hatten dort von der Terrasse gar nicht feindlich unserem Vorbeimarsch zugeschaut. In der hübschen Umgebung boten die drei ein anmutendes Bild, das haften bleibt. So verschieden unter sich, war ich nicht ins Reine gekommen, welche eigentlich die schönste der drei blühenden Grazien sei. Warum hatte ich mich nicht von der Kolonne fortgestohlen, um ein Glas Wasser gebeten und durch eine kühne Frage den Apfel des Paris unter sie geworfen? War's jugendliche Blödigkeit, war's das Marschreglement, was mich verhindert hatte? Vorbei! Ich ärgerte mich über beides.

Da tritt plötzlich von der Seite des Straßengrabens her eine vorher gar nicht bemerkte Frau in unscheinbarem Anzuge rasch an mich heran, spricht schnell einige Worte, die ich verdutzt, wie ich war, nicht recht verstand und drückt mir dabei etwas in die Hand. Was war's?

Ein Napoleondor. Alle Achtung! Fort ist die Frau, im trockenen Straßengraben in entgegengesetzter Richtung wie unsere Kolonne schnell entlanggehend.

Ich beeile mich, dem Kompagniechef mein rätselhaftes Abenteuer mitzuteilen. Mit seinem Pferde hat der Hauptmann die Frau bald eingeholt und bittet sie um Auskunft, wozu das Geld? Die gute Frau, bei der nichts andeutete, daß sie sich im Überfluß befände, erklärte, die müden Soldaten hätten ihr leid gethan, und ihre kleine Gabe sei dazu bestimmt, jenen eine Erfrischung zukommen zu lassen.

Sie fügte hinzu, daß sie eine Luxemburgerin von Geburt sei. Der Hauptmann sprach ihr im Namen seiner Leute in elegantem Französisch, worin er Meister war, seinen Dank aus und erkundigte sich nach ihrer Wohnung. Dorthin wurde am Nachmittage der Feldwebel mit einem Sprecher als Deputation entsandt, um der gutherzigen Frau nochmals feierlich den Dank der Mannschaft auszudrücken und ihr mitzuteilen, wie das Geschenk von der Landstraße verwandt werden würde. Also hatte es der Hauptmann beschlossen. Die 20 Francs werden in vier Teile à 5 Francs geteilt und diese an die ältesten, eigentlich schon der Landwehr angehörigen verheirateten vier Füsiliere verteilt, um ihren Frauen ein Andenken aus Frankreich mitzubringen.

Ob diese ihre 5 Francs auch in Champagner angelegt haben — weiß ich leider nicht zu berichten.

Der Wachholder-Speck.

Von August Pfeiffer, vormals im k. b. 3. Jäger-Bataillon.

„Der Hauptmann ist der Vater und der Oberjäger (Feldwebel) die Mutter der Kompagnie" ist ein altes militärisches Sprichwort, und in dieser guten Absicht der Vaterpflicht handelte auch unser Chef.

Es war zur Zeit der Friedensquartiere, wo sich unser Bataillon in der Nähe von Nancy befand, da empfingen die Kompagnien von den Verpflegsabteilungen zu öfteren Malen auch Speck statt frischen Fleisches; um diese fette Kost recht schmackhaft zu machen, wurde vom Vater der Mutter befohlen, zwei der Pioniere auszuschicken, um einige große Büschel Wachholderreisig zu sammeln, und etliche Jäger versahen noch Trägerdienst, um die Reisigbüschel heimzutragen: „So, nun kann das Werk beginnen!"

Die Speckseiten wurden auf den Eisenstangen ziemlich hoch in der cheminée aufgehängt, ein gelindes Feuer des Wachholderstrauches angefacht und die Räucherung etliche Stunden fortgesetzt; schon staunten die Räucherer darüber, daß bei dem wenigen Holze immer ein sehr starkes Feuer aufloderte und unterhielten deshalb ein langsames Nachheizen.

„Nun wird's genug sein", sprach der Capitaine. Prickelnd und zischend verlosch die Flamme, und als der Rauch auch aus dem Schornstein entflogen und die Mannschaft ihrer Leckerbissen harrte, war der ganze Kompagnie-Speck durch die Hitze abgeträufelt und in die Gluten geronnen, so daß nichts mehr übrig geblieben war.

Das ist die Geschichte vom Wachholder-Speck!

Pferde-Visitation.

Mitgeteilt von Stabs-Veterinär E.

Es war auf dem Heimmarsche der deutschen Armee, in einem französischen Orte, in der Nähe von Toul.

Ein preußisches Dragoner-Regiment hatte dortselbst Rasttag, und eine Schwadron benützte denselben dazu, Pferdevisitation unter persönlicher Anwesenheit ihres Rittmeisters — Namen nenne ich nicht — abzuhalten.

Einzeln werden die schönen, hochgewachsenen Pferde an dem Chef vorbeigeführt, der dieselben mit Kennerblicken mustert, hie und da lobt, andernfalls einen Tadel, eine Bemerkung ausspricht.

Ein kleiner, ganz schief gewachsener Franzose in seiner blauen Nationalblouse steht in der Nähe und betrachtet mit bewundernden Blicken die edlen schönen Tiere, welche da vorüberziehen.

„Schöne Ferd — sehr gute Tier!" lobt er, seine Kenntnis der deutschen Sprache zeigend — „o, magnifique, superbe!"

„Monsieur" — wendet sich der leutselige Rittmeister an den kleinen Buckligen — „wollen Sie nicht einmal reiten?"

„O non, Monsieur" — wehrt dieser ängstlich ab — „danke — merci! — Nix verstehn von Reiten!"

„Nun, probieren Sie es einmal — es geht ganz gut!"

„Non, non — merci!" ruft der Franzose, und sucht sich zu drücken; einige Dragoner versperren ihm den Weg. Das eigene Pferd des Rittmeisters wird soeben vorgeführt — ein prächtiges, temperament-

volles Tier, von edler Rasse, das vor Begier und Wut in die Zügel schäumt.

Der Rittmeister giebt den Dragonern einen Wink; die packen den Franzosen — „allohopp" wird er in die Höhe gehoben und aufs Pferd gesetzt.

Der Franzose schreit vor Angst Zeter und Mordio „Mon chef d'escadron — pitié! — je vais mourir! Oh — mon capitaine — je meurs!"

Der Rittmeister suchte den Angstmeier zu beruhigen: „O, das macht nichts — da fallen Sie nicht gleich herunter — nur Courage — mon brave — nur ein paar Schritte — allohopp!"

Der Franzose klammert sich an die Mähne des Pferdes, mit seinen Armen hat er den Hals umschlungen, die Beine heraufgezogen — ein Jammerbild eines in Todesangst schwebenden Reiters — „Pitié! Je meurs! O mon Dieu!"

Der Rittmeister giebt in diesem Augenblick dem Pferde mit seinem Reitstocke einen Schlag über das Hinterteil — der Gaul „feuert" zuerst hinten hinaus, der Franzose schreit vor Furcht: „Au secours! au secours! je suis mort!" Das Pferd steigt bolzengrad in die Höhe und macht sodann einen weiten Satz nach vorwärts und im Nu — hat der Franzose den Pferdehals losgelassen, die Zügel ergriffen und sitzt nun vollkommen fest, wie angeklammert auf dem Pferde — er setzt sich fest in Positur, drückt dem schäumenden Tiere die Absätze seiner Schuhe an den Leib — er schnalzt mit der Zunge — mit einem eleganten Sprung setzt das Pferd an — „allohopp allez!" ruft der Reiter und — plein carrière stürmt das Pferd dahin, durch die Ortsstraße, hinaus auf die Landstraße — weiter in sausendem Galopp!

Der Rittmeister weint Thränen — vor lauter Lachen — er schaut dem fortsprengenden Reiter lachend nach, begierig den Moment erwartend, wo derselbe vom Pferde abgeworfen wird; doch weiter, immer weiter stürmt mit dem Pferde der Franzose auf der Landstraße dahin — jetzt ist er schon ganz ferne, so daß man ihn — in Staubwolken eingehüllt — fast nimmer sieht — und weiter — weiter geht der Ritt.

„Donnerwetter!" ruft der Rittmeister, „ich glaube gar, der Kerl kann reiten!"

Er blickte erstaunt mit dem Fernglase nach dem noch immer auf dem Pferde sitzenden Franzosen, welcher soeben hinter einem Waldsaum verschwindet.

Er wartet noch einige Minuten; weder der Franzose mit dem Pferde, noch das ledige Pferd, welches seinen Reiter abgeworfen hat, kehren zurück!

„Schwadron aufsitzen! Nachreiten!“ kommandierte der Rittmeister; die Dragoner schwingen sich auf die Pferde und — wie das wilde Heer — braust die Reiterschar dahin.

Am Abend kehren einzeln die Dragoner zurück — ungeduldig harrt der Rittmeister auf ihre Meldungen — sie waren fast drei Stunden weit nach verschiedenen Richtungen hin geritten — „doch Roß und Reiter sah man niemals wieder!“

Es wird fortrequiriert!

Von H., Artillerie-Premierlieutenant a. D.

Die Festung Bitsch war gefallen, d. h. sie war infolge des Friedensschlusses an Deutschland abgetreten worden; die Besatzung war mit allen militärischen Ehren abgezogen, und auch wir, die wir monatelang vor diesem Felsenneste gelegen waren, konnten nunmehr abziehen, „und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch!“

Wir kamen auf dem Heimmarsche in „Zweebrücke“ ins Quartier, und ich wurde bei meinem Onkel, dem Weinhändler W. dortselbst, einquartiert.

Nun — das schlechteste Quartier war das nicht, das wir dort fanden — sehr feine Zimmer, ausgezeichnete Weine, vorzügliche Atzung — kurz, der Herr Onkel that dem heimkehrenden Kriegerneffen alle nur erdenkliche Ehre an.

Der Hansjakob, mein trefflicher Diener, der mit mir den Feldzug mitgemacht hatte, war gleichfalls mit dem Quartiere bei „unserm Onkel“, wie er sagte — sehr zufrieden; es gefiel ihm ganz ausnehmend gut, und er erklärte mit aller Bestimmtheit, daß er am liebsten gleich ganz hier im Quartier bleiben und hier seine noch restige Dienstzeit — mit Essen und Trinken und — Ausschluß aller Beschäftigung recht gerne abdienen würde.

Alles auf der Welt nimmt ein Ende, und so kam auch die Zeit des Abmarsches aus dem guten Quartiere wieder. Unter herzlichen Dankesworten und etzlichen Küssen verabschiedete ich mich von meinem lieben Onkel, versprach, bald zu schreiben und nun — ade, ade, ade!

Daß wir auf dem Rückmarsche nicht verhungern sollten, hatte der treubesorgte Onkel Lebensmittel und Wein in solchen Mengen meinem Diener übergeben, daß wir einem Marsch durch die Wüste Sahara ruhig hätten entgegensehen können.

Mein Hansjakob leistete geradezu Unglaubliches in Vertilgung dieser für uns beide bestimmten Eßwaren und Getränke; er kam dabei sicher nicht zu kurz; besonders schmeckten ihm auch die vom Onkel geschenkten Zigarren.

Als wir in unserer Garnison angekommen waren, entdeckte ich am Abende in meinem Privatlogis vor meinem Bette eine prachtvolle Bettvorlage, die ich früher nicht gesehen und auch nicht als mein Eigentum erkannte.

„Hansjakob! Wo ist denn die Bettvorlage her?"

„Ach, Herr Litnant, die han ich bei unserm Herrn Onkel in Zweebrücke mitgenummen; ich han mir denkt, die könne mir gut gebrauche!"

„Was — vom Onkel mitgenommen, ja was fällt dir denn da ein — da hört aber doch alles auf."

„Ach, Herr Litnant — ich bin als dös Requiriere so g'wöhnt, daß ich gemeent hab', es könnt grad nix schade, wenn wir dös schöne Deckche mitnehme, unser Herr Onkel hat noch mehr, wie ich als g'sehne hab — der kann's entbehre."

„Augenblicklich packst du die Bettvorlage wieder ein und schickst sie mit einem Entschuldigungsschreiben an meinen Onkel zurück nach Zweebrücke."

Der Hansjakob that, wie ihm geheißen.

Er schrieb:

„Geehrter Herr Onkel!

Wir haben die Bettvorlage mitgehen lassen, weil ich gemeint habe wir können sie auch brauchen; wir schicken aber dieselbe hiermit wieder mit Dank zurück, was Sie gütigst entschuldigen wollen.

Ich verbleibe mit vielen Grüßen

Ihr

Ihnen sehr gewogener

Johann Jackob Purtscheller

Soldat bei der reitenden Batterie vom

k. 4. Feld-Artillerie-Regiment

vacant Lüders.

Nachschrift.

Die Zigarren, die Sie mir mitgegeben haben, waren sehr gut, mein Herr Litnant raucht keine so guten; ich habe sie aber schon alle geraucht."

Ein Kochgenie.

Von S. Steinberg.

Zu den hervorragendsten Annehmlichkeiten des Feldlebens gehört unstreitig ein tüchtiger Kochkamerad. Das mag recht prosaisch klingen, dem Uneingeweihten rätselhaft erscheinen, aber wahr ist es ganz gewiß; statt der vielen langatmigen Beweise, die wir für unsere Behauptung anführen könnten, wollen wir uns mit der einfachen Frage begnügen: Hast du, geneigter Leser, schon einmal den ganz gewöhnlichen unverschämten Hunger empfunden? Nein? Schade — nicht etwa, daß wir diese wenig behagliche Empfindung gönnen, sondern, daß wir uns dann weit rascher verständigen könnten! Sei es daher rückhaltslos ausgesprochen: Ein leerer Soldatenmagen verhält sich gegenüber der himmelstürmenden Begeisterung nicht nur äußerst reserviert, er zerstört auch, nach einem gewissen Zeitraum natürlich, jeden seelischen Eindruck und versetzt seinen bedauernswerten Besitzer in eine recht ungemütliche Stimmung, gegen die selbst der köstliche Humor machtlos bleibt. Ein pfiffiger Kochkamerad sucht sich daher unter allen Umständen gegen den Hunger als den erbittertsten Gegner zu schützen, aber gerade dieses fürsorgliche Walten hat seine nicht zu unterschätzende Bedenken. Mein Kochkamerad G . . ., ein urwüchsiger Sprößling seiner holsteinischen Heimat, besaß die vielseitigen Eigenschaften eines Feldkochs in seltenem Maße; dazu gehört in erster Reihe nicht etwa die Zubereitung der Speisen, sondern die Heranschaffung derselben überhaupt. Wenn auch alle Kameraden nach anstrengendem Suchen mit leeren Händen und mißmutigen Gesichtern zurückkehrten, die gutmütigen treuen Blicke meines Küchenmeisters hatten noch immer meine Befürchtungen zerstreut und die fast entschwundene Hoffnung auf eine, wenn auch noch so karge Mahlzeit wieder entfacht. Allein am Tage nach der Schlacht von Gravelotte war die bisherige Begünstigung Fortunas mit einem Schlage verschwunden, und es schien, als ob die oft bewährte Findigkeit meines Kochkameraden an der Macht der außergewöhnlichen Verhältnisse gescheitert sei. Der Donner der Geschütze war längst verstummt, eine feierliche Stille war an die Stelle des nervenerregenden Schlachtenlärms getreten, nur der seit 48 Stunden beschäftigungslos gewordene Magen

begann seine wenig harmonische knurrende Unzufriedenheit mit einer immer rücksichtsloser werdenden Brutalität zu äußern. Nicht einmal Trinkwasser, mit dem man den wütenden Hunger hätte ablenken können, war erreichbar. Tausende durstige Kehlen hatten das köstliche Naß längst verschlungen, und was noch in den einstigen Wassergräben zurückblieb, glich einem chokoladfarbigen, lehmigen Brei. Sobald die Königin des Tages ihre Morgentoilette beendet hatte und strahlend durch die Wolken brach, verließen auch die hungrigen Krieger das bescheidene Ruhelager in der Erwartung, irgendwelche Beute für ihren revoltierenden Magen zu erreichen. Aber schon nach einem kurzen Zeitraum mußte jedem Suchenden die Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen klar werden; wohin sich der spähende Blick auch wendet, überall begegnet er den zahlreichen Schwärmen suchender Krieger. Unter solchen Umständen schien es mir am zweckmäßigsten, in das Lager zurückzukehren, um wenigstens keine Einbuße an Schlaf zu erleiden. Der freudige Zuruf meines Koch-kameraden weckte mich aus dem lebhaftesten Traum meines Lebens! Wie schade! Soeben hatte ich noch gewähnt, der zuvorkommende Ober-kellner meines heimatlichen Hotels präsentiere mir die dampfende Schüssel meiner Lieblingsspeise, nur noch wenige Sekunden und das im Traum-bild erwählte respektable Stückchen des duftenden Kalekuten wäre mir gewiß gewesen, da verscheucht auch schon der nüchterne Zuruf jene traum-hafte Vision: „Rasch, rasch hole Wasser, ich habe einen Hahn gefangen, den wollen wir uns kochen". „Einen Hahn? Hier in dieser hühner-losen Wüste?" drängte es sich mechanisch über meine Lippen, während der schlaftrunkene Blick überrascht an dem rätselhaften Gegenstand haftet, „das ist ja ein großes Glück." Es bedurfte noch einmal der energischen Weisung meines glücklich lächelnden Kameraden, bevor ich mich von dem eigenartigen Anblick des hungerstillenden Bissens trennte und ein ziem-liches Quantum jenes ungenießbaren Wassers herbeiholte. Nach dieser verhältnismäßig geringen Hilfeleistung erstreckte sich meine Thätigkeit nur noch auf die Beobachtung meines lebhaft beschäftigten Küchenmeisters. Zunächst sollte ich ein glänzendes Beispiel an der Erfindungsgabe eines kriegsgewohnten Soldaten erhalten und zugleich meine unausgesprochene Frage: „Ist denn solch' schlammige „Feuchtigkeit" für den „innerlichen Menschen" verwendbar" — beantwortet finden.

Ein für Feldsoldaten ungemein wichtiger, wenn auch kaum salon-fähiger Gegenstand erschien auf der Szene . . . doch ich muß erst einige Sekunden bei diesem märchenhaften Ausrüstungsstück verweilen. In

normalen bürgerlichen Verhältnissen nennt man dieses Mobiliar Taschen-, Schnupf- oder auch Sacktuch; allein im Felde, wo es seine ursprüngliche Bestimmung geradezu verleugnet und allen möglichen und unmöglichen Zwecken dient, da kann diese Bezeichnung nicht mehr genügen. Das Taschentuch ist der wahre Talisman der Soldaten, ohne ihn kann eigentlich nichts Gescheides gelingen. Wenn Zeit und Wasser die allernotwendigste aus dem Zivilleben herübergeleitete Angewohnheit des Gesichtwaschens erlauben, so weiß sich das Taschentuch recht geschickt in die Rolle des Handtuchs zu finden. Selbstredend erweist es dem treuen Besitzer bei leichten Verwundungen die ersten Samariterdienste und ebenso selbstredend muß es sich bei der Instandhaltung des Gewehres, bei der notwendigen Reinigung aller putzbedürftigen Uniformstücke in die Bresche werfen, kurz und gut, „das Taschentuch im Felde" deckt sich so ziemlich mit dem hausfraulichen Begriff „Mädchen für alles".

Also mein Kochkamerad hatte zunächst sein Taschentuch über die Öffnung des leeren Feldkessels ausgebreitet und begann nun den wasserhaltigen Vorrat meines Kochgeschirres diesem „Urvater des Filters" zuzuführen. Dreimal wiederholte sich diese ingeniöse Prozedur und verschaffte uns nach etwa zehn Minuten wenn auch nicht gerade quellenklares, aber doch für unseren Zweck ausreichend reines Kochwasser.

Bald war der zeitraubende Widerstand der mühsam herbeigeschafften grünen Baumzweige überwunden, die zu früh ihrem Beruf entrissenen Äste beharrten nicht länger bei ihrer qualmenden Verneinung, sondern gerieten endlich in Feuer und Flammen. Bei diesem verheißungsvollen Anblick verlor auch der unerbittliche Hunger seinen Schrecken. Die Hoffnung, bald etwas Eßbares zu erhalten, erweckte ein überaus behagliches, bis zu den Magenwänden dringendes Gefühl.

Nur ein unerklärlicher Umstand störte meine optimistische Betrachtung, die ebenholzartige Hautfarbe unseres Hahnes, der seine spindeldürren Beinchen aus dem Kochgeschirr heraus gegen den wolkenlosen Himmel streckte, als wolle er Anklage gegen die deutschen Barbaren erheben, war wohl geeignet, meine Neugier zu entfachen. Viel reden ist nicht Sache des Holsteiners, daher mußte ich mich mit der treuherzigen Versicherung meines Küchenmeisters beruhigen, daß der gallische Hahn wahrscheinlich schon Landestrauer angelegt, oder auch, daß er sich schwarz darüber geärgert habe, dem preußischen Musketiermagen einverleibt zu werden. Sobald das gewaltsam erhitzte Wasser das lang erhoffte Lebenszeichen von sich gab und zischend emporsprudelte, war für meinen

Kochkameraden der hochwichtige Zeitpunkt eingetreten, unseren Zukunftsbraten mit dem noch vorrätigen Theelöffel voll Salz zu bestreuen, ungefähr so, als gelte es Hochzeitskuchen mit dem erforderlichen Streuzucker zu versehen.

Wenn mir diese verheißungsvolle Verrichtung vorläufig auch keinen greifbaren Vorteil verschaffte, so war doch meine fast entschwundene Hoffnung wieder angenehm belebt, meine Mundwinkel entwickelten eine lebhafte mechanische Bewegung, und meine Augen ruhten so sehnsuchtsvoll auf dem dampfenden Kessel, als ob die Fertigstellung des kostbaren Bissens unmittelbar bevorstehe.

Aber Stunden vergingen, bevor sich mein Küchenmeister entschließen konnte, seinen eigens zu diesem Zweck geschnitzten Indianer-Speer — wenn auch nur versuchsweise — in die Weichteile unseres Hahnes zu bohren. Endlich geschah es. Aber welch neue Verlegenheit, welche nutzlose Kraftanstrengung und vor allem welch himmelschreiender Widerspruch war uns beschieden. Wer durfte es wagen, bei der Prüfung unseres widerstandsfähigen Federviehes von weichen Teilen zu reden. Jeder Kilometer anzeigende Chausseestein hätte dieser Richtung mit unserem phönixartigen Besitztum erfolgreich konkurieren können. Unaufhaltsam wurde die Flamme geschürt, alles, was Alter oder mangelnde Qualität bei unserem Kesselbewohner verschuldeten, sollte durch Feuersgewalt beseitigt werden. Der gallische Hahn mußte sich erweichen lassen, das hatten wir uns nun einmal fest vorgenommen; die ursprüngliche Magenfrage war jetzt zur Ehrensache geworden. Hätten wir dem Hahnpardon Hohngelächter unserer aufmerksamen Umgebung entgehen können, wenn wir nach stundenlangen Mühen und Sorgen den heißen Kampf erfolglos aufgaben? Nie und nimmer. Dieses Bewußtsein zwang auch mich zum Ausharren. Die sonst beim Kochen übliche Unterhaltung war schon lange verstummt, die einzige Entgegnung, die ich auf alle meine Fragen erhielt, war ein ernster auf den Lauf der Sonne gerichteter Blick. Erst als die Königin des Tages ihre letzten Strahlen abschiednehmend zur Erde sandte, die rasch folgende stimmungsvolle Dämmerung, die die scharfen Umrisse aller Gegenstände wesentlich milderte, war für meinen Küchenchef der große Augenblick zum Einhauen gekommen. — Warum wir das sehnsüchtig erwartete Vernichtungswerk erst im matten Mondesschimmer begannen, erfuhr ich leider erst später, ich begnügte mich mit der einleuchtenden Bemerkung meines Kameraden, daß bei den vielen unausbleiblichen Bittgesuchen unserer hungrigen Genossen die eigenen Mägen das Nachsehen haben würden. Ach wäre es nur so gewesen!

Trotz der überschwenglichen Lobsprüche, mit welchem mein Kochfreund die „Einnahme“ der herzstärkenden Bouillon begleitete, empfand ich nur eine durchaus geschmacklose Erwärmung des gleichgültig gewordenen Gaumens. Rasch entschlossen, doch nicht ohne eine ahnungsvolle Beklemmung stürzte ich den Rest dieser mysteriösen Flüssigkeit hinunter, denn je früher sie verschwunden war, desto früher konnte ja die Vertilgung der eigentlichen Mahlzeit vor sich gehen. Dieser große, langerwartete Zeitpunkt kam, allein ich kann nicht behaupten, daß mich die Erinnerung daran so sehr entzückt.

Wohl zehn Minuten lang befand sich der erste und Hauptbissen unseres Bratens unter dem eifrig thätigen Räderwerk unserer vollzähligen Soldatenzähne; mit dieser unwiderlegbaren Thatsache war aber auch jede andere Funktion der beteiligten Organe nahezu erschöpft, nur die unheilwitternden Nasenflügel zogen sich mit einer nie geahnten Elasticität eiligst auf und nieder, als hätten sie bereits die Spur eines grausamen Ereignisses gefunden; wäre in diesem Stadium nicht abermals die phrasenhafte vom schnalzenden Zungenschlag unterstützte Anpreisung meines Kameraden erfolgt, wer weiß, ob nicht das keimende Mißtrauen meines kräftig entwickelten Riechorgans die eigentliche Katastrophe verhütet hätte.

Seit einer Viertelstunde hatten sich meine Zähne thatsächlich stumpf gearbeitet, ohne daß auch nur die geringste Befriedigung bei irgend einem dabei interessierten Organe erfolgte; im Gegenteil, Gaumen und Gurgel drohten jeden Augenblick den Durchgang zum Schlund zu verschließen, überhaupt die prompte Spedition zum Magen einzustellen. Mir oder vielmehr meiner Zunge wäre dieser Ungehorsam höchst gleichgültig, ja geradezu recht angenehm gewesen, denn eigentlich setzten sich meine Kinnbacken nur noch aus ritterlicher Höflichkeit gegen meinen Kochkameraden, der seinen Anteil mit großem Appetit nahezu verzehrt hatte, in Bewegung.

Ein verhängnisvolles Geschick, vielleicht auch der eigenartige Duft unserer Mahlzeit, führte jetzt unsern allverehrten Hauptmann an die denkwürdige Stätte unserer Kochkunst.

„Na, Kinder“, begann sofort der gemütliche Chef, seinen überraschten Blick auf unsern Feldkessel heftend, „was macht ihr denn da eigentlich?“

„Wir essen, Herr Hauptmann“, erwiderte ich pflichtschuldigst, nachdem mein sonst ziemlich redseliger Kochkamerad im tiefen Schweigen verharrte.

„Essen? Potztausend nocheinmal, wie ist das nur möglich, kein Mensch hat ja was gefunden, hier ist doch alles Eßbare vom Erdboden wegrasiert, was hat euch denn der Himmel eigentlich beschert?"

„Einen Hahn, Herr Hauptmann?"

„Nu brat' mir einer 'n Storch, verzehren die Kerle in aller Gemütlichkeit einen gebratenen Hahn und unsereins kann sich den Mund wischen."

„Wenn der Herr Hauptmann gestatten", versetzte ich erfreut, dem beliebten Führer die noch vorrätige Hahnenkeule präsentierend, „dann bitten wir . . ."

„Na, man keine Komplimente, Kinder, nur mal her damit."

Mit diesen für uns schmeichelhaften Worten hatte der Kompagniechef den begehrlichen Gegenstand mit flacher Hand ergriffen und begann ihn in demselben lebhaften Tempo, wie wir hungrige Musketiere es beim ersten Angriff gethan, zu verzehren. Aber merkwürdig genug, der hauptmännische Eifer erlahmte schon nach wenigen Minuten, und ich konnte mich nicht des unbehaglichen Eindrucks erwehren, daß die höher entwickelten Eßwerkzeuge unseres kühl lächelnden Hauptmanns keine volle Befriedigung gefunden hatten. Nur der kameradschaftlichen Empfindung unseres Chefs verdanken wir dessen sichtliches Bemühen, unserm Braten die Ehre der völligen Vernichtung zu erweisen. Als dies geschehen, meinte der gemütliche Führer, den besorgniserfüllten Blick auf die zierlichen Krallen des Hahnenschenkels heftend

„Na! habe schon mal was Schöneres gegessen — aber es war doch wenigstens etwas. Ich glaube, Kinder, ihr habt das Salz vergessen, oder der Hahn wurde viel zu spät geschlachtet."

Diese Verrichtungen unterbrachen meine Betrachtungen über des Hauptmanns mysteriösen Ausspruch, aber noch lange — mitten im nächtlichen Schlummer, glaubte ich noch die Worte zu hören: „Viel zu spät geschlachtet".

Kaum hatten mich die erquickenden Strahlen der Morgensonne von den traumhaften Gedanken erlöst, da folgte dem kurzen Morgengruß meines Kochkameraden eine sonderbare Frage, daß sich die Schläge meines Herzens wesentlich verstärkten, einen elektrischen Strom meinen Körper erbeben machte: „Weißt du eigentlich, was wir gestern abend gegessen haben?"

„Na gewiß, einen Hahn, du hast es ja selbst gesagt!"

„Was sagt man nicht alles, wenn man Hunger hat! Freut mich aber ganz riesig, daß niemand was gemerkt hat."

Bei dieser freudigen Eröffnung wurde mir zwar höchst eigentümlich zu Mute, aber ich besaß noch so viel Geistesgegenwart, ganz geheimnisvoll zu lächeln, um durch ein theatralisches Manöver von dieser qualvollen Ungewißheit befreit zu werden. Mein treuherziger Holsteiner ging in die plumpe Falle.

„Du hast es also doch bemerkt", begann, er listig blinzelnd, „ist ja auch gar nichts dabei — wenn's nur schmeckt."

„Na natürlich."

„Darum habe ich auch mit dem Essen gewartet, bis es recht dunkel wurde."

„Selbstverständlich."

„Und schließlich ist eine Krähe — —

„Eine Krähe?" hauchte es leise von meinen bebenden Lippen.

„Doch auch ein Tier", versetzte ruhig und gelassen der treue Kamerad, „und besser eine Krähe, wie gar kein Fleisch."

„Allgütiger Himmel!" welch ein unbeschreibliches Gefühl! — welch grausame Revolution hatte dies eine Wort in meinem tiefsten Innern hervorgerufen, ich wußte jetzt genug, aber ach! noch nicht alles. Wäre unsere verspeiste Krähe noch wenigstens auf menschlichem Wege, d. h. lebend in die Hände meines Kochkameraden gefallen, es wäre hart, aber zu ertragen gewesen. Allein eine Krähe, die aus Altersschwäche vom Leben Abschied genommen, auflesen — dem kreisenden Geier seine berechtigte Beute entreißen, nur um den Hunger zu stillen, das war eine entsetzliche Gewißheit. Kaum hatte sich mein seekrank gewordener Magen unter Zuhilfenahme eines scharfen Cognacs einigermaßen beruhigt, da trat erst der wahre moralische Jammer vor meine Seele: was wird geschehen, wenn der Hauptmann diese entsetzliche Täuschung erfährt, für mich gab es nur die eine Hoffnung, daß dieser Vorfall verborgen bleiben würde, sie war schwach, sehr schwach, aber greift nicht der Ertrinkende zum Strohhalm?

Wohl hatten die größten Schlaumeier der Kompagnie etwas munkeln hören, aber glücklicherweise nichts Thatsächliches erfahren können, infolge dessen die guten und schlechten Anspielungen schon nach wenigen Tagen verstummten.

Nur in dem düstern Blick des Hauptmanns lag etwas, das mich unausgesetzt beunruhigte, als aber unsere Siege auf den zahlreichen Schlachtfeldern jeden Schatten zerstreuten, da schien auch die hauptmännische Sonne ebenso heiter wieder wie früher.

Umsomehr wuchs mein Erstaunen, als die Kompagnie nach Beendigung des glorreichen Feldzuges auf dem Kasernenhofe zur Entlassung bereit stand, die herzigen Abschiedsworte verhallt waren und nur mein Name vom Feldwebel aufgerufen wurde.

In der vorschriftsmäßigen Stellung stand ich nach wenigen Minuten — klopfenden Herzens — meinem Chef gegenüber.

„Sagen Sie mal, alter Freund", begann der Hauptmann so leise, daß es außer mir nur der Feldwebel hören konnte, „wissen Sie noch etwas von dem Hahn, den wir am Abend nach der Schlacht von Gravelotte verzehrt haben?"

„Nein, Herr Hauptmann", stammelte ich, während mir helle Schweißtropfen von der Stirne rannen, „ich weiß leider nichts von einem Hahn."

„Auch nichts von einer Krähe? na, schon gut, schon gut; Feldwebel, drei Tage! wegen Vorspiegelung falscher Thatsachen: eintreten."

Während draußen heller Jubel, eine wahre Festesfreude herrschte, jede deutsche Brust von namenloser Wonne erfüllt war, saß ich schmerzbeladen in dem „unmöblierten Schmollwinkel" der Kaserne.

Wohl schwerlich läßt sich ein größerer Gegensatz denken.

Die Lobeserhebung, mit welcher der Hauptmann die Kompagnie entlassen, war erst vor wenigen Minuten verhallt, nun saß schon einer „der glorreichen Sieger, deren unvergeßliche Thaten mit goldenen Lettern in der Geschichte verzeichnet stehen", auf dem einfachen Fauteuil des Arrestlokals, nur wegen einer toten Krähe.

Unwillkürlich preßte meine Rechte das Eiserne Kreuz gegen die schmerzbewegte Brust, damit das Sinnbild der Tapferkeit nicht Zeuge meiner Demütigung werde. Nach etwa zehn Minuten wurde die Thür meiner Zelle ungestüm geöffnet, der Feldwebel selbst überbrachte mir den Befehl: „Sofort beim Kompagniechef melden".

„Nur herein, alter Freund!" rief der Hauptmann, als ich mich noch immer nicht entschließen konnte, den festlich dekorierten Eßsaal seiner eleganten Privatwohnung zu betreten, „wir haben ja schon einmal zusammen gespeist, ich glaube sogar, es war am Abend nach der Schlacht bei Gravelotte, habe auch für ein ähnliches Menu gesorgt, aber Sie dürfen ganz beruhigt sein, dieses Mal ist es ein wirklicher Hahn und nun, mein Sohn, keine Ziererei, an die Gewehre." So endeten meine letzten „drei Tage", und ich darf wohl hinzufügen, die Erinnerung daran macht mir heute recht viel Vergnügen.

Siegreich heimgekehrt.

— — — — — — — — — — — — —
O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimgekehrt, in die Menschlichkeit!
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten.
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch;
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit frischen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!

Zum Empfang der Sieger.

Heil euch im Siegerkranz!
Schirmer des Vaterlands,
Glorreiche Schar!
Hoch von des Bergsees Rand
Bis an des Rheines Strand
Nahmt ihr die Wehr zur Hand,
Kühn, treu und wahr.

Die er sich hold vermeint,
Ihr zuerst schlugt den Feind
Grimmig aufs Haupt.
Weißenburg, Wörth, Sedan,
Châtillon, Orleans —
Siegeslauf, Ruhmesbahn,
Lorbeerumlaubt.

Preußische Heldenschaft,
Bayrische Bergeskraft
Fanden sich gleich:
Ihr habt in Glut der Schlacht,
Ehern den Ring gemacht,
Ihr habt uns heimgebracht
Kaiser und Reich.

Felix Dahn.

Kaiser Wilhelms Rückkehr nach Berlin.

Berlin, 17. März 1871.

Im hellsten Sonnenschein eines Vorfrühlingstages erglänzten heute die Straßen Berlins. Gegen mittag bedeckten sich die Häuser überall mit Flaggen und Fahnen; neben preußischen und norddeutschen erschienen auch schwarz-rot-goldene. Von Stunde zu Stunde mehrte sich das Wogen der erwartungsvollen Bevölkerung auf den Straßen, der Zug ging heute

nach Westen, dem Brandenburger und Potsdamer Thore zu; je weiter man am Nachmittage in das westliche Quartier der Hauptstadt gelangte, umsomehr stauten sich die Massen. Das bewegteste Bild bot der Vorplatz vor dem Potsdamer Bahnhofe, wo sich bald viele Tausende versammelt hatten; jedes Fenster war hier besetzt, jeder Straßenübergang ganz gesperrt, jede Böschung des Bahnhofes mit Zuschauern garniert. Der Potsdamer Bahnhof in seinem augenblicklichen Zustande ist für eine Empfangsfeierlichkeit in großem Stil sehr wenig geeignet. Man hatte den holzbedeckten dürftigen Perron leidlich mit Tannengrün, Guirlanden, Fahnen, Wappen und Emblemen aufgeputzt, das beste aber that jedenfalls die Frühlingsnachmittagssonne, die auf das bunte, belebte Bild herabschien und mit ihren scheidenden Strahlen in der fünften Stunde alles vergoldete. Während draußen Kopf an Kopf sich die Menge drängte, versammelten sich in den geschmackvoll hergerichteten königlichen Empfangszimmern und auf dem Bahnhofperron die zum Empfange des Kaisers herbeigekommenen Herrschaften. Ihre Majestät die Kaiserin waren ihrem Gemahl bereits bis Potsdam entgegengefahren; die Ankunft des Zuges erwarteten hier die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen, Graf Bismarck, die Minister, die Generale und Stabsoffiziere, mehrere Damen und Herren vom Hofe u. s. w. Um $4^3/_4$ Uhr fuhr der mit Fahnen und Guirlanden geschmückte Zug in die Bahnhofhalle ein, von dem lautschallenden Hurra der Anwesenden begrüßt. Als der Kaiser den Salonwagen verließ, traten ihm zuerst die kleinen Prinzessinnen, die Töchter des Prinzen Friedrich Karl, entgegen und küßten ihm zum Willkommen die Hand. Die anderen folgten in ihrer Begrüßung, voran Graf Wrangel, Graf Bismarck, Prinz Georg, verschiedene Generale. Zwei große Maiblumensträuße wurden dem Kaiser überreicht, Lorberkränze und Veilchenbouquets. Hinter dem Kaiser erschien der Kronprinz, dem seine Gemahlin ebenfalls bis Potsdam entgegengefahren war, glückstrahlend, kräftig und in blühendster Gesundheit neben dem greisen Vater, der die Thränen der Freude vergeblich zu unterdrücken suchte. Umdrängt von den Kindern des Kronprinzen und den Kindern des Prinzen Friedrich Karl, wendete sich der Kaiser dann an die Generalität, deren erster, Graf Wrangel, mit lauter Stimme das Hoch auf den deutschen Kaiser ausbrachte. Nach kurzem Aufenthalte im Empfangssaale bestieg der Kaiser mit der Kaiserin den draußen harrenden, zweispännigen Wagen, der ihn nach dem Palais führte — ein wahrer Siegeszug. Auf der ganzen Strecke war es den Beamten, unter denen heute zum erstenmale die

Bürger-Konstabler fungierten (kenntlich an einer schwarz-weiß-roten Rosette am Hute und detto Armbinde), nur mit größter Anstrengung möglich, die Passage frei zu halten; die Straßen, die Fenster, selbst die Dächer der Häuser waren überall besetzt. Donnernder Hurraruf erhob sich, sobald sich die Equipagen des Königs und des Kronprinzen zeigten, weiße Tücher flatterten in den Händen der Damen. Unter den Linden herrschte schon seit Mittag ein reges Leben, das bei der Ankunft des Kaisers vor dem Palais seinen Höhepunkt erreichte. Das Monument des großen Friedrich trug diesmal einen ganz einfachen Schmuck — eine riesige schwarz-weiße Standarte mit einer Inschrift. Um 5 Uhr wurde auf dem Palais die Kaiserfahne aufgehißt. In demselben Augenblicke wurde die Equipage des Kaisers sichtbar; so weit das Auge blickte, sah man über den Köpfen der versammelten Tausende nur eine Fläche von weißen Tüchern; die Universität, die Akademie, das Opernhaus, sowie sämtliche umliegende Gebäude schienen in gleicher Weise drapiert. Unter donnerndem Hurra verließ der Kaiser den Wagen, trat an die Rampe und grüßte dankend nach allen Seiten hin. Kaum war der Kaiser in das Palais eingetreten, so verlangte die Volksmenge stürmisch noch einmal sein Erscheinen und brach in erneuten Jubel aus, als er, nach allen Seiten freundlich grüßend, den Balkon betrat. Im kaiserlichen Palais waren die sämtlichen Hofchargen in Gala zum Empfange versammelt. Mit dem hereinbrechenden Abend, der in dem klaren, wolkenlosen Himmel die Verheißungen des Morgens erfüllt hatte, begann die Illumination der Stadt, für welche großartige Vorbereitungen getroffen waren. Der Schmuck der reichbeflaggten und dekorierten Straßen machte sich auch in der abendlichen Beleuchtung geltend, die Lindenstraße z. B. war an einigen Punkten mit Guirlanden überzogen, vor einer derselben wehte ein großes Banner herab, das auf der einen Seite ein Tableau mit dem Adler, auf der anderen Seite aber einen Willkommengruß trug. Transparente, Fahnen, Büsten und Adler schmückten die Königgrätzer und die übrigen Straßen. Das Palais des Prinzen Adalbert auf dem Leipziger Platze hatte in geschmackvollster Weise seine Front mit Fahnen und Flaggen dekoriert. An der mittleren Fassade des Kriegsministeriums war eine Siegestrophäe von französischen erbeuteten Waffen und Armeematerial angebracht, am Fuße derselben zwei kleine französische Berggeschütze, über ihnen und um sie Hand- und Feuerwaffen, Kürasse, Helme, das Ganze von preußischen Waffen und den königlichen Fahnen überragt. So in sinnigen und prächtigen Dekorationen, in farbenglänzenden Transparenten,

in reichen Lichtmassen strahlten alle Straßen, zumal unter den Linden und in der Königsstraße, sowie an den Hauptverkehrspunkten der Hauptstadt war manchmal das Drängen der Volksmassen überwältigend. Die Königsstraße war in ihrer ganzen Ausdehnung, von der Kurfürstenbrücke bis zum Alexanderplatz für das Privatfuhrwerk abgesperrt, wohl zumeist, um die Passage der Fußgänger vor dem im hellsten Gaslichte und in elektrischen Flammen erglänzenden Rathause zu erleichtern; heute zum erstenmale war dieser Stadtpalast in seiner ganzen Front von allen Seiten zu bewundern, da das Niederreißen der Gerichtslaube in wenigen Tagen vollendet worden war. Von den öffentlichen Gebäuden nennen wir als besonders prächtig und ausgezeichnet in ihrer geschmackvollen Illumination des Kriegsministerium, das Zeughaus, die Universität, die Fabrikgebäude der Oranienburger Vorstadt, die Bahnhöfe und die prinzlichen Palais.

Die Inschriften an der Siegesstraße beim Einzuge der Truppen in Berlin am 16. Juni 1871.

Ehrenbogen am Weichbilde der Stadt.

Mit Gott zogt ihr hinaus!
So grüß euch Gott zu Haus!

Ihr habt den Feind bezwungen,
Den Frieden uns errungen,
Ihr Männer fest und stark.

Der Hochmut ist gezüchtigt,
Die Marken sind berichtigt,
Willkommen in der Mark.

Askanischer Platz.

Weißenburg.
Den Feind überflügelt
Und deutsche Waffenbrüderschaft
Gar fest besiegelt.

Spicheren.
Des Feindes Macht
Am Waldbergrand
Mit starker Hand
Zu Fall gebracht.

Wörth.
Das waren herrliche Grüße,
Hundert und ein Viktoriaschüsse
Hallten durch deutsche Lande weit,
Kündeten glorreiche Zeit.

Sedan.
„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung.“

Baldachin des Eisernen Kreuzes.

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlands und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen.“

Berlin, 19. Juli (Todestag der Königin Luise) 1870.

1813.

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe glüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?"
So fragten die Väter.

Ihr Enkel, was sagt das schwarz-weiße Band
Und das Kreuz mit dem Eichenzweig?

1870.

„Das ganze Deutschland soll es sein,
O Gott vom Himmel sieh darein
Und gieb uns echten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut."
So antworteten die Enkel.

Mit Gott für König und Vaterland,
Mit Gott für Kaiser und Reich.

10. März 1813.

In Unruh und in Sorgen
Ist deine Saat geschehn.
Du sollst den hellsten Morgen
An deinem Abend sehn.

19. Juli 1870.

Der Väter Wert zu gleichen
Ist eure Lieb und Lust,.
Ihr tragt das heil'ge Zeichen
Wie sie auf treuer Brust.

Die Bilder unter den Linden an den fünf Straßenübergängen.

1. Wilhelmstraße.

Das Heer und sein Auszug von Otto Knille.

Vorn oben:

„Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat." 20. Juli 1870.

Unten:

Unfrieden meid' ich,
Unglimpf nimmer leid' ich,
Mein Schwert ist scharf und schneidig.

Rückseite:

Derbe Faust auf Feindesspott,
Treue Hand auf Freundesbund,
Tief im Herzen unser Gott
Und der Wahrheit unser Mund.

An den Säulenpostamenten:

1. „Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein."

2. „So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn."
Becker.

3. „So frisch blüht sein Alter
Wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter
Des Schlachtfeldes sein."
Arndt.

2. Schadowstraße.

Bundesbruderschaft der Deutschen von Schaller.

Vorn oben:

„Ganz Deutschland steht einig zusammen wie nie zuvor."
20. Juli 1870.

Unten:

Süd und Nord
Eins in Schwert und Wort.

Rückseite:

„Vorwärts!
Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!"

„Auf, du altes Sachsenland,
Immer vorwärts Hand in Hand!
Vorwärts!"

„Bayern, Hessen schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein
Vorwärts!" Uhland.

An den Säulenpostamenten:
Treu über Land, treu übers Meer,
Ein einig Volk, ein einig Heer.
Treue um Treue Volk und Fürsten,
Wer mag nach Kampf mit Deutschland dürsten?

Der erste Sieg
In diesem Krieg
Der ward erfochten,
Indem sich Herz und Herz verflochten.

„Ich hatt' einen Kameraden
Einen bessern find'st du nit,
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt."
Uhland.

„Jubelnd sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main."
Löwenstein.

3. Neustädtische Kirchgasse.

Kampf und Sieg von A. v. Werner.

Vorn oben:

„Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht."
18. Januar 1871.

Unten:

„Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

Rückseite:

„Und also ist es denn geschehen,
Daß wie von einem Wetterschlag,
Eh' man die Hand hat zücken sehen,
Der, den sie traf, am Boden lag;
Und wir bekennen laut und offen:
Es ist der Herr, der ihn getroffen."
Rückert.

An den Säulenpostamenten:
Gehorsam, Treue, Tapferkeit,
Des Deutschen Kriegers Ehrenkleid.

„Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell,
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heil'ge Landesmark."
Wacht am Rhein.

4. Friedrichsstraße.

Germania von E. Ewald.

Vorn oben:

„Allezeit Mehrer des Reichs, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."
17. Januar 1871.

Unten:

Uns ist der Krieg verhaßt,
Doch wir wissen uns zu wehren,
Und wenn ihr uns in Frieden laßt,
Wird in sich selbst das Reich sich mehren.

Rückseite:

„Kommen bist du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz gezeigt,
Ob des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt,
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt."
Geibel.

An den Säulenpostamenten:
Das ist gesundes Wachstum nicht,
Das in die Breite nur geschicht;
Es hat sich immer deutsche Art
Gern aus der Tiefe offenbart.

„Vor allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Es hat nicht Gold noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen aller Ehren."
Schmidt v. Lübeck.

5. Charlottenstraße.

Der Friede von v. Heyden.

Vorn oben:

„Möge dem Deutschen Reichskriege, den wir so ruhmvoll geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen."

21. März 1871.

Rückseite:

Was uns im Herzen tief gelegen,
Dazu gab Gott der Herr den Segen,
Und hat es an den Tag gebracht.
Nun wollen wir's mit Fleiß betreiben,
Daß Licht es soll und Frieden bleiben,
Denn Licht ist Leben, Fleiß ist Macht.

An den Säulenpostamenten:

Die Wahrheit muß der Sieger sein,
Der treue Gott hilft ihr allein.

„Laßt in Gott das Herz erbeben,
Der uns beides hat gegeben —
Sieg und Frieden!" Hans Köster.

Unten:

„Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht,
Der Friedenswerke Kenner
Und tapfer, wenn man ficht?" —
Uhland.

„Der Vorsehung unseren Dank, welche gewollt, daß wir das Werkzeug sein durften für so große welthistorische Ereignisse."

5. März 1871.

„Uns ist gegeben worden über Bitten und Verstehn."

31. Mai 1871.

„Die Deutschen Fürsten und Völker sind in gemeinsamer Arbeit zu einem Reiche geeint."

31. Mai 1871.

Inschriften an der Akademie der Künste.

Kaiser Wilhelm:

Ein deutsches Reich, dies Kaiserhaupt,
Ein Sieg, wie kaum er je geglaubt;
Es hat dich sichtlich Gottes Hand
Gesegnet, teures Vaterland.

Kronprinz:

Erbe des Purpurs, geschmückt mit erblicher Tugend der Ahnen,
Bürgst du, Sieger im Kampf, Siege des Friedens im Reich.

Prinz Friedrich Karl:

Feldherr, markig in Kraft, von vorwärtsstürmender Kühnheit,
Dir folgt, treu bis zum Tod, freudig zum Sieg die Schar.

Kronprinz von Sachsen:

Männer aus jeglichem Gau Germaniens kämpften verbrüdert;
Helden, dem Throne zunächst, führten die Starken zum Sieg.

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin:

Herrschend durch eigenes Recht, gehorchend aus eigenem Willen,
Fürst und Feldherr zugleich, zogst du das tapfere Schwert.

Bismarck:

Eisengeschmiedet erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit! Meister, du hieltest dein Wort!

Moltke:

Dir vertraute das Volk der Deutschen, geeinigt in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts, Denker der siegenden Schlacht.

Für Bayern.

Gott mit dir, du Land der Bayern,
Deutsche Erde, Vaterland!
Über deinen weiten Gauen
Ruhe seine Segenshand!
Er behüte deine Fluren,
Schirme deiner Städte Bau
Und erhalte dir die Farben
Seines Himmels — weiß und blau!

Gott mit uns, dem Bayernvolke,
Daß wir unsrer Väter wert,
Fest in Eintracht und in Friede
Bauen unsers Glückes Herd!
Daß mit Deutschlands Bruderstämmen
Einig uns der Gegner schau,
Und den alten Ruhm bewähre
Unser Banner — weiß und blau!

Gott mit ihm, dem Bayernkönig!
Segen über sein Geschlecht!
Denn mit seinem Volk im Frieden
Wahrt er dessen heilig Recht.
Gott mit ihm, dem Landesvater!
Gott mit uns in jedem Gau!
Gott mit dir, du Land der Bayern,
Deutsche Heimat — weiß und blau!

Michael Oechsner.

Armee-Befehl.

München, den 16. Juli 1871.

An Mein Heer.

Der gewaltige Deutschland aufgezwungene Krieg ist beendet, auch Bayern zu unvergänglichem Ruhme.

Meinem tapferen Heere gebührt ein reiches Maß an den Ehren dieses Krieges, ohnegleichen in der Geschichte Deutschlands. Mit dessen wichtigsten Kämpfen und Belagerungen verflochten, glänzt in erster Linie auch der bayerische Name an den Tagen mächtiger Entscheidung. Weißenburg und Wörth, Beaumont und Sedan, die Gefechte von Plessis Piquet und Châtillon vor Paris, die Feldschlachten bei Orleans und in der Ebene der Loire sind ebensoviele herrliche Denkmäler des bayerischen Waffenruhms.

Doch auch alle, denen nicht gleich ihren glücklicheren Waffenbrüdern im Kampfe zu siegen vergönnt war: die Truppen, welchen der mühevolle Schutz der Verbindungen des Heeres und des besetzten feindlichen Gebietes oblag, wie jene, welche die Deckung der eigenen Festungen und die Pflicht steter Sorgfalt für die Neukräftigung der Feldarmee im Heimatlande zurückhielt — auch sie haben mit pflichttreuer Thätigkeit ihre Aufgabe erfüllt.

Mit stolzer Freude spreche Ich denn heute von neuem Meinen Königlichen Dank aus Meinem gesamten treuen Heere, sowie allen, deren Patriotismus in liebevoller Sorge für die leidenden Opfer des Krieges sich bethätigt.

Aus bewegtem Herzen gedenke Ich am heutigen Tage dieser Opfer, deren Blut dem Wohle des Vaterlandes floß, der schmerzlichen Wunden, die der Krieg geschlagen. In das Hochgefühl wohlbegründeten Triumphes mischt sich die Trauer zumal um jene, welche ihr Leben gelassen auf feindlicher Erde. Ihre Namen mögen leuchten als erhebendes Beispiel höchster Vaterlandsliebe im Glanze unverwelklichen Nachruhms.

Und nun, ihr Tapferen alle Meines Heeres, bewahret und pfleget auch unter den Segnungen des Friedens die echten Kriegertugenden, durch welche ihr denselben uns wiedergewonnen. Und auch ihr, die ihr nun in die bürgerlichen Verhältnisse zurückkehrt oder ausscheidet aus den Reihen der Armee — möget auch ihr jener herrlichen Tugenden stets eingedenk sein, daß sie in lebendiger Kraft sich erhalten in Meinem Volke und das Vaterland in euren Söhnen dereinst den Heldenmut der Väter wieder finde.

Ludwig.

„Unser Fritz!“

Vom Reservisten Max Huber, vormals im k. b. 2. Infanterie-Regiment.

In Munchen führte Se. KK. Hoheit den Kronprinzen Friedrich Wilhelm der Weg vor einem Wirtshause vorbei, in dessen Vorplatz mehrere Bauern zechten. Als einer dieser Landleute des Kronprinzen ansichtig wurde, stand er auf, erhob seinen Maßkrug und schrie ihm ein lautschallendes Hoch zu. Als dies der Kronprinz sah, ließ er halten, stieg aus dem Wagen, ging auf den Bauern zu, trank auf dessen Wohl aus seinem Maßkrug, begab sich wieder in den Wagen und fuhr davon unter den jubelnden Zurufen der anfangs ganz verblüfften Landleute.

Ein Feldpater.

Vom Feldwebel K., vormals im Infanterie-Leib-Regiment.

Bei dem Einzug in München erregte im Gefolge der Generalität ein Feldgeistlicher nicht geringes Aufsehen, nicht bloß deshalb, weil er der einzige miteinmarschierende bayerische Feldpater war, sondern besonders aus dem Grunde, daß er, die Brust mit Orden dekoriert, auf stattlichem Rosse sich als gewandter Reiter zeigte. Über dessen Persönlichkeit kann ich mitteilen, daß dies der schon mehrmals öffentlich erwähnte Feldgeistliche Gratzmeier aus Eichstädt war, welcher fünf Monate lang freiwillig und uneigennützig sich dem Dienste der Verwundeten und Kranken widmete und überall hineilte, wo auf Schlachtfeldern und in Spitälern Hilfe notwendig war. Wie derselbe seit dem Beginne des Krieges in den Lazareten des Elsasses und dann in Nancy, Chateau-Thierry, Meaux, Lagny, Versailles und Orleans sich allen deutschen Soldaten, ohne Unterschied der Konfession, mit einer bewundernswerten rastlosen Thätigkeit opferte, wird von hohen Persönlichkeiten wie von den einfachen Soldaten übereinstimmend bestätigt und gerühmt. Wie er sich aus den Schlachtfeldern vor Paris bei den großen Ausfällen gegen die Württemberger im vergangenen Dezember ausgezeichnet, wird rühmend anerkannt. In Rücksicht auf seine hervorragende Thätigkeit ward er Anfang Januar zum offiziellen bayerischen Feldgeistlichen beim Stabe der 4. Infanterie-Division unter Generallieutenant Graf v. Bothmer ernannt.

Festsprüche zur Münchener Siegesfeier.

Auf dem prachtvoll mit kriegerischen Emblemen und Fahnen geschmückten Siegesthore verkündeten die Grußesworte:

„Ihr Sieger und ihr Helden all
Seid uns willkommen tausendmal!"

nach außen und

„Ihr kehrt zurück im Ruhmesglanz,
Nehmt hin von uns den Lorbeerkranz!"

nach innen auf einem Schilde den Erwarteten, was ihrer harre. Die vier vor auf dem Universitätsplatze zwischen je zwei Flaggenstöcken angebrachten Frauenbilder trugen folgende erklärende Disticha:

„Wahrheit, Stärke und Mut war euch tapferen Helden der Wahrspruch.
Zeugnis gab euer Schwert, Lüge hat nimmer hier Not!"

„Weisheit herrschte im Rate der Männer des Kriegs und des Friedens,
Sie verschafft' uns den Sieg, sie verhalf uns zum Reich."

„Niederzuwerfen den Feind mit Gewalt und dabei doch gerecht sein
Lehret euch deutsches Gemüt, welches erhaben sich fühlt."

„Stolz bewährt hat sich unsrer Helden germanische Urkraft,
Künftig zu reizen den Leu hütet der Franke sich wohl!" —

An der Balustrade der vier Tribünen standen zwischen entsprechenden Allegorien die sinnigen Verse:

„O möge im Aufbau der kommenden Zeiten
Die Kunst versöhnend mitarbeiten!"

„Die Gloire, die Frankreich stets gewollt,
Nur Glimmer ist's, kein echtes Gold!"

„Wo Fleiß regieret, auf Flur und Feld,
Da sind die Saaten wohl bestellt!"

„Laßt reichen uns von Land zu Land
In treuer Arbeit nun die Hand!"

„Das stolze Lied „Die Wacht am Rhein"
Half unserm Heer nach Paris hinein."

„Gewaltiger ist unsre Kraft
Wirkt sie im Geist der Wissenschaft!" rc. rc.

Die polytechnischen Schüler hatten sich um die Dekoration des Odeonsplatzes ein großes Verdienst erworben, auch hier befanden sich an großen Flaggenstangen Schilde mit prachtvollen Malereien. An der Balustrade der Tribüne für die Königin und die Frauen stand der ergreifende Vers:

„Die Wunden geheilt und Schmerzen gestillt,
Die Trost und Hilfe brachten,
Von edelster Liebe das schönste Bild,
Hoch wollen die Frauen wir achten!" —

Auf der andern großen Tribüne des Odeonsplatzes:

„Hieß es je in einem Kriege
So viel Schlachten, so viel Siege?
Unser Heer hat es errungen,
Was noch keinem je gelungen!"

An der langen Tribüne vor dem Bazar aber standen die Verse:

„Dem Feinde deutsche Hiebe,
Dem Freunde deutsche Liebe!"

„O möge ein höheres gütiges Walten
Uns lange noch unsern Kaiser erhalten!"

„Der Gott der Gerechtigkeit war mit unsrer Sache!"

„Deutsche Ehre, deutscher Mut,
Deutsches Schwert — die drei sind gut!"

„Gott war mit uns, ihm sei die Ehr!"

„Ließ uns Ludwig mobil nicht machen,
Wie ständ' es heute um Bayerns Sachen!"
„Hieltet ihr den Feind nicht drauß'
Wie säh's jetzt in München aus."
„Im europäischen Karpfenteich
Der Hecht, er hat den Todesstreich."
„Es mag ein Jahrhundert ums andre vergehn,
Der Name Bismarck wird fortbestehn."
„Macht Moltke den Plan, der greise Held,
Wir schlagen den Teufel aus der Welt."
„Mit Bismarck, Moltke und von der Tann,
Probier's, Europa, fang mit uns an."
„Prinz Friedrich Karl und Kronprinz Fritz
Fahren in den Feind wie Donner und Blitz."

„Die Bayern!"

Aus einem Brief d. d. Berlin 4. Juli 1871.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Sehr gefällt hier, und besonders in Bayern wird es einen guten Eindruck machen, daß der Kronprinz an der Münchener Einzugsfeier teilzunehmen zugesagt hat. Die Bayern waren die ersten, die bei Weißenburg und Wörth zur Einigung Deutschlands den Anstoß gaben. „Jetzt" hieß es am 7. und 8. August 1871 in den Reihen der Bayern, „jetzt trennen wir uns nicht mehr von euch; Preußen, ihr seid gute Kameraden, an deren Seite die Welt zu erobern leicht ist." Mit jedem Tage wurde das kameradschaftliche Verhältnis enger und intimer, den Kronprinzen aber verehrten unsere guten Landsleute, als wenn er ihnen ganz und gar angehörte. Sie hielten große Stücke auf ihren Tann und Stephan, aber der Kronprinz war ihr Alles. Die Geschichte des französischen Krieges wird dermaleinst ins rechte Licht stellen, welche hervorragende Bedeutung das Eingreifen der Bayern in die Aktion gehabt hat. Es war politisch wie militärisch gleich wichtig und folgenschwer. Nirgends blieben sie hinter den Preußen zurück. Da war kein Berg zu hoch, den sie nicht gleichen Schritts mit uns gestürmt hätten. Wo immer eine Position besonders schwierig war, da drängten die Bayern sich vor, um zu zeigen, was sie vermochten. Im Angriff wie in der Verteidigung gleich ausdauernd, konnten sie gelassen die größten Entbehrungen aushalten. Sie aßen und tranken viel, wenn's was gab, aber sie konnten auch Tage lang hungern und dursten. Unverwüstliche Naturen, diese Bayern, und

dazu kaltblütig wie kaum ein anderer. Unvergeßlich wird der bayerischen Batterie bei Meudon vor Paris bleiben, wie im ärgsten Granatfeuer von Issy her bayerische Infanteristen im Grase lagen und ihre Hosen sich flickten, gerade als wäre nichts vorgefallen, als könnte ihnen nichts passieren. Und kam's zum Aufhalten eines Ausfalls, so standen sie wie die Mauern. Die Preußen haben's ihnen wahrlich gleichgethan an Mut, sogar zuvorgethan, wie die Bayern sagten, die Preußen waren nur ein klein wenig mehr auf ihrer Hut. Sie exponierten sich nicht unnötig. Sie warfen mit Humor sich hin, wenn eine Granate kam, und sprangen rasch wieder auf, wann die Gefahr vorüber war, um hinter keinem zurückzubleiben. So geschah es von Anfang des Krieges bis zu Ende. Die Bayern gingen tollkühner drauf los, und die Folge war, daß verhältnismäßig mehr von ihnen geblieben sind wie von den Preußen bei gleich großer Bravour. Statistische Belege fehlen noch, aber unsere Angaben sind gleichwohl exakt. Der Kronprinz, der den Krieg eröffnete und besonders mit Turkos und Zuaven zu thun bekam, hatte so wilde frische Jungen wie die Bayern nötig. Und hätten sie als Erinnerung bloß Fröschweiler, sie wären voll mit Ruhm bedeckt. Der Kronprinz wird stolz darauf sein, mit seinen alten guten Waffengefährten in München einzuziehen. Sie haben ihm seinen glänzendsten Sieg bei Wörth erfochten, und damit war Deutschland schon geeinigt, noch ehe die Diplomaten daran dachten, dies alles zu Protokoll zu nehmen.

Das „Cudla“.

Von Georg Hecht, ehem. Gefreiten der 3. Kompagnie des k. b. 15. Infanterie-Regiments.

Krank war ich aus Frankreich zurückgekehrt; eine Rippenfellentzündung hatte mich darnieder geworfen. In verschiedenen Spitälern hatte ich gelegen, die beste Pflege gefunden und war endlich wieder genesen, so daß ich am 16. Oktober 1871 wieder in Ingolstadt zur Einübung mit den damals neu eingeführten „Werdergewehr“ einrücken konnte.

Nach sechs Wochen wurde ich wieder beurlaubt und fuhr nach Gunzenhausen, um meinen Paten, den inzwischen verstorbenen Weinhändler Eder, zu besuchen.

Als ich dort in einer Wirtschaft mir an einem Schoppen Wein gütlich that, kam auch eine alte Bauersfrau ins Zimmer und ließ sich auch einen Schoppen geben.

Ich bemerkte, daß sie mich immer verstohlen betrachtete, und dabei machte sie ein sehr betrübtes Gesicht. Auf mein Befragen, warum sie denn so

traurig sei, erwiderte sie: „Ja, ja, lieber Herr Soldat, mei Tudla hat grad solche Kragen und Aufschläge g'habt wie Sie!“ und dabei fing sie zu weinen an.

Als ich den Ausdruck „mei Tudla“ hörte, gab es mir ordentlich einen Stich durchs Herz.

„Also, war er bei meinem Regimente; bei welcher Kompagnie?“ fragte ich. „Bei der dritten!“ antwortete sie.

„Er wird doch nicht Nehmayer geheißen haben?“ rief ich fragend aus. — „Jawohl, Nehmayer hat er g'heißen“, schluchzte sie — „und der ist gefallen; ach, wir beide, sein Tud (Pate) und i, sind halt schon alt; wir hätten ihn noch so gut brauchen können, und es war unser Einziger, unser einzige Stütze in unserem Alter; wenn ich nur wüßt, wo er begraben liegt; ich thät ihn ausgraben lassen, und dann wär' er doch daheim, und wir könnten uns dann amal neben ihm auch begraben lassen.“

„Ja, liebe Frau, das weiß ich nur zu gut, wo er liegt — dort draußen bei Sedan, aber ihn ausgraben lassen, das ist unmöglich, denn da liegen mehrere Hunderte beisammen; und er ruht auch dort im Frieden!“

Ich war tief bewegt; mitleidig drückte ich der weinenden alten Frau die Hand und ging hinaus, um mir das Herz nicht noch schwerer zu machen.

So war ich also mit der Patin meines armen Kameraden zufällig zusammengetroffen, das „Tudla“, dessen Tod in der Schlacht bei Sedan ich auf Seite 161 dieses Buches beschrieben habe.

Speisen-Karte

beim Festdiner des x. Regiments
nach der siegreichen Heimkehr aus Frankreich.

Menu.

Erbswurst-Suppe.
Ragout fin von Franctireurs à la Vinas.
Faule Fische von Marche-noir.
Auf Windmühlen gebratene Gigot von Hammel au grand malheur.
„Moderiert verwüschtete Poulards“ von Brou.
In Kraut gedünsteten „Choucrout“ à la Straßburg.
Krebsen von Coulmiers.
Dessert: Große Rosinen von Chancy.
Weine: Cider; Petit bleu.
Liebesgaben-Zigarren (es wird gebeten, dieselben nicht im Saale zu rauchen!)
Fromage de Brie Comte Robert.

17. Juli 1871.

Rückblick und Schluß.

— — — — — — — — — — — —
Und brach zusammen
Mein Daseinsglück! Hurra Germania!
In Blüten sank's und über seinem Hügel
Dein Lorbeer grünt, mein deutsches Vaterland!
Hammer.

Erinnerung an Moltke.

Skizze von S. Steinberg.

Nahezu 20 Jahre sind verflossen, seitdem mir zum erstenmale das unvergeßliche Glück einer persönlichen Begegnung mit unserem entschlafenen Feldmarschall zu teil ward, doch mit blendender, sich nie vermindernder Helle steht noch jener Augenblick vor meiner Seele. Ich sehe noch die schlanke, von der Last der Jahre nur wenig gebeugte Gestalt vor mir, sehe noch den blitzartig aufzuckenden, forschenden Blick des grauen Augenpaares auf mich gerichtet; mir ist, als schlügen noch die wenigen, liebenswürdigen Begrüßungsworte an mein Ohr.

Die beengende Empfindung, welche den gewöhnlichen Sterblichen im unmittelbaren Verkehr mit historischen Männern beschleicht, ward verstärkt von der unbezwinglichen Regung des alten Soldaten. „Das ist der Mann, welcher uns zum Kampfe und Siege führte", so tönte es unaufhörlich in dem Soldatenherzen; ich mußte mit Entschlossenheit die ganze Kraft meines Willens aufbieten, um eine annähernd zutreffende Entgegnung geben zu können. Aber schon nach wenigen Sekunden wich dieser Bann. Die bestrickend einfache Art des unvergleichlichen Mannes, sein wahrhaft klassisches Wesen verscheuchte jede störende Erregung.

Mit einer erschöpfenden Kürze stellte der Feldmarschall seine Fragen; er traf den Kernpunkt der fernliegendsten Bitten und Wünsche mit einer staunenerregenden Sicherheit auch da, wo der Bittsteller seine Kühnheit mit einer dichten Hülle zu verschleiern suchte. Jedes, auch das winzigste Bestreben, dem Vaterlande zu nützen, die Liebe zu Kaiser und Reich zu pflegen, wie nicht minder die Erinnerung an die glorreiche Zeit wachzuhalten, fand alle Zeit ein warmes Entgegenkommen bei dem unsterblichen Manne.

Was ich ihm während meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit persönlich zu danken habe, das erfüllt meine Seele bis zum letzten Augenblicke mit heiligem Stolz, und jetzt, wo der unerbittliche Tod jede Pietätverletzung ausschließt, dürfte es wohl gestattet sein, meinem Danke öffentlichen Ausdruck zu leihen.

Seitdem der Feldmarschall meinem Buche eine, ich darf wohl sagen, außergewöhnliche Anerkennung erwiesen hatte, war es mir gestattet, ihm vor Beginn eines neuen Werks dessen kurzgefaßte Inhaltsangabe einzureichen. In dem Entwurf: „Hervorragende Momente aus dem Leben unserer Führer im Kriege von 1870/71", war die allgemein verbreitete Episode, wonach der Feldmarschall das II. Corps am Tage von Gravelotte mit gezogenem Degen ins Feuer führt, angegeben, jedoch vom Grafen in einer zwar sehr verbindlichen, aber durchaus bestimmten Form abgelehnt worden. Bei der Erwähnung der dem Könige von Sachsen zugefallenen Beteiligung an dem Siege von St. Privat blitzte es freudig auf in den Augen des jeder persönlichen Verherrlichung abholden Mannes, ein Ausdruck glückseliger Befriedigung glitt über sein ernstes Antlitz, und von den Lippen ertönte es außergewöhnlich: „Ja, ja, das ist für Ihre Darstellung recht geeignet". Verständlicher wird dieser Ausspruch, wenn man die nachfolgenden, naturgemäß nur flüchtig berührten Momente in Betracht zieht. Moltke wußte die große militärische Begabung des Königs von Sachsen gebührend zu schätzen; einer vollkommeneren Anerkennung, als er diesem erwiesen, konnte sich kein Heerführer von 1870/71 rühmen. Diese Verehrung stützt sich zum großen Teil auf das selbständige, nicht allgemein bekannt gewordene, ungemein geniale Vorgehen des damaligen Kronprinzen Albert von Sachsen in den Nachmittagstunden des 18. August 1870. Naturgemäß kann der Höchstkommandierende nur in großen Zügen die allgemeine Direktive vor Beginn des Kampfes geben. Die Ausführung der Generalidee, wie nicht minder die Überwindung der vorher nicht zu bestimmenden Schwierigkeiten muß dem verständnisvollen Eingreifen der Korpsführer überlassen werden. Dem 12. (sächsischen) Korps war nun am genannten Tage ein Vorgehen bezeichnet, das im Moment der Aktion nicht mehr den erhofften Erwartungen entsprochen haben würde, und da sein geistvoller Führer die Situation in der kritischen Stunde klar erkannte, so vollführten die Sachsen auf den „ausschließlichen" Befehl des Kronprinzen hin jene meisterhafte, dem Feinde bis zum letzten

Augenblick verborgen gebliebene Umgehung, welche den blutigsten Kampf des ganzen Krieges mit einem Schlage entschied. — Es würde den Rahmen meiner Erinnerungen überschreiten, wollte ich alle heroischen Thaten unserer Heerführer sowie die besondere Opferwilligkeit und Hingabe einzelner Truppenkörper anführen, welche die Zustimmung des Schlachtenlenkers gefunden haben. Wenngleich die Entstehung des angedeuteten Werkes an der vielleicht übertriebenen Befürchtung: dem unausgesprochenen Wunsche des zartsinnigen Mannes nicht vollgültig gerecht werden zu können, scheiterte, so habe ich diesen Entwurf doch stets als ein Heiligtum bewahrt.

In der militärisch-populären Darstellung liebte der große Stratege die kernig-humoristischen Aussprüche, wie sie den deutschen Soldaten aller Stämme in schweren Stunden, ja selbst im Anblick des Todes eigen sind. Sicher ist es keine unberechtigte Annahme, daß unser Moltke die drastischen Vorgänge bevorzugte, welche, durch den niederdeutschen Dialekt verstärkt, mit einer unerwarteten Wendung endeten. Als Beweis hierfür darf eine Stelle aus dem Briefe gelten, den der Adjutant des Feldmarschalls, Herr Hauptmann von Moltke, im Auftrage seines Oheims, dessen Originalschreiben leider verloren gegangen, an mich richtete. Dieselbe lautet: . . . „Da bei der großen Pünktlichkeit Seiner Excellenz ein Versehen seinerseits völlig ausgeschlossen ist, bleibt mir nur die obige Annahme. Übrigens hat der Feldmarschall Ihr Buch eingehend und mit Vergnügen durchgelesen, einige Episoden aus demselben sogar vorgelesen, so daß also Ihre Befürchtung, daß er dasselbe nicht gewürdigt habe, völlig unbegründet ist“ . . .

Jene Episoden entstammen den Erinnerungen meiner Kameraden vom Schleswig-Holsteinischen Armeekorps (Nr. 9) und sind, soweit es sich um die charakteristischen Merkmale handelt, in plattdeutscher Mundart geschrieben, welche der große Denker nicht nur voll begriffen, sondern auch gern in heiteren Momenten benutzte.

Mit augenscheinlicher Befriedigung vernahm der Feldmarschall die eingehende Erklärung, daß mir die Mitglieder des großen „Hamburger Vereins der Kampfgenossen von 1870/71“, welche einst den verschiedensten Waffengattungen der ganzen Armee angehörten, ihre wahrheitsgetreuen Erlebnisse während der letzten Kriege, kameradschaftlich zur Verfügung gestellt hätten. Dieser unwesentliche Umstand war dem Gedächtnis des verehrten Mannes noch nach vielen Jahren nicht entfallen.

Es war an dem herrlichen Tage der Einweihung des National-

denkmals auf dem Niederwald, als mir durch einen besonders glücklichen Zufall die Anrede des Grafen zu teil ward, die mit der Frage endete: „Also noch immer geeigneten Stoff?“ „Zu Befehl, Excellenz“, entgegnete ich, wie immer in der militärischen Form, „Stoff bis zum nächsten Kriege.“ Kaum war diese nur durch die freudige Erregung erklärliche Antwort gegeben, so beschlich mich auch schon ein unbehagliches Gefühl, das wiederum in Jubel und Freude umsetzte, als ich ein leises Lächeln auf dem Antlitz des Feldherrn bemerkte, der zweimal mit dem Kopfe nickend befriedigt erwiderte: „Dann bleibt ihnen noch sehr viel Zeit“.

Natürlich darf ich all diese, durch eine Reihe von Originalbriefen noch erhöhte Auszeichnung nur der Gutherzigkeit und hochsinnigen Menschenliebe des seltenen Mannes zuschreiben. Mit welchem Zartgefühl, ja wahrhaft väterlichem Wohlwollen er selbst eine allzu kühne Bitte ablehnte, erhellt aus den folgenden Zeilen seines Neffen, des derzeitigen Hauptmanns v. Moltke:

> „Was die Bitte Ew. Wohlgeboren anlangt, der Herr Feldmarschall möge Ihrem Werk in der Vorrede einige Zeilen seiner eigenen Hand hinzufügen, so hat Seine Excellenz es immer gern vermieden, in der gewünschten Weise an die Öffentlichkeit zu treten, derselbe ist überzeugt, daß Ihre patriotischen Schriften auch ohne dieselben Anerkennung und Erfolg erringen werden.“ — —

Der Feldmarschall mochte die Ablehnung nicht aussprechen, weil er vermeinte, den Bittsteller zu betrüben.

Ist hiermit auch die Anzahl meiner Erinnerungen, welche vielleicht geeignet sind, den liebenswürdigen Verkehr des großherzigen Mannes mit dem Unbedeutendsten annähernd zu erläutern, noch nicht erschöpft, so will ich doch nicht schließen, ohne der Gewißheit Ausdruck zu geben, daß Moltkes geniales Walten eine Zuversicht in die Brust unserer Soldaten einpflanzte, die bis in die fernsten Zeiten sich erhalten und, wenn es einstmals sein muß, die herrlichste Frucht zeigen wird.

Wenn auch der entschlafene Heros in seiner antiken Bescheidenheit die jedem Kämpfer von 1870/71 ins Herz geschriebene Verehrung immer nur auf unseren obersten Kriegsherrn zu übertragen wünschte, sogar dahinzielende Korrekturen vornahm, so muß ich doch wiederholen, was ich einst schrieb: „— — Wem es vergönnt gewesen, die ernste, einer Statue gleichende Gestalt auf dem Schlachtfelde zu erblicken, der wird die wunderbare Begeisterung, die erhebende Todesverachtung begreifen,

welche die Männer beseelte, wenn sie in entscheidungsvollen Augenblicken an ihrem unerschütterlichen Führer vorüberstürmten in die dräuende Gefahr. Aber selbst die weitaus größte Mehrzahl der Kämpfer, welchen diese hehre Freude versagt blieb, empfand die zauberische Gewalt, die in der unerschütterlichen Gewißheit ruhte: Moltke führt uns zum Siege. Was auch das Herz des Kriegers in den grausigen Stunden des Kampfes bewegte — niemals entschwand ihm die beseligende Hoffnung auf den siegreichen Ausgang. Wenngleich den sicheren Untergang vor Augen, hat sich jedes von der Übermacht erdrückte Häuflein noch mit fast übermenschlicher Kraft des letzten entscheidungsvollen Stoßes erwehrt; es hat sich mit seinem Blut festgeklebt an jedem Stein, an jedem Strauch, es hat die gerechtfertigten Zurufe der feindlichen Offiziere: „Rendezvous!" mit dem herzerschütterndem „Hurra" erwidert und ausgeharrt bis zum letzten Atemzuge, weil es wußte, daß ein Moltke in den nervenerregenden Augenblicken der Entscheidung über ihm wachte — ihm Hilfe senden werde.

Als ich schmerzerfüllt an der Bahre dieses seltenen Mannes stand, tauchte noch einmal die ganze Erinnerung vor meiner Seele auf. Bewegt reichte mir der Major v. Moltke die Hand, ich wollte mein Beileid aussprechen, allein heiße Thränen erstickten meine Stimme, kein Wort kam über meine Lippen.

Des Heldenkaisers Testament!

Soldaten des deutschen Heeres!

Es ist Mir heute ein tief empfundenes Bedürfnis, Mich mit Euch in der Feier des Tages zu vereinigen, an welchem vor zehn Jahren des allmächtigen Gottes Gnade den deutschen Waffen einen der glorreichsten Siege der Weltgeschichte verliehen hat.

Ich rufe denen, welche in jener Zeit schon der Armee angehörten, die ernsten Empfindungen in die Erinnerung zurück, mit denen wir in diesen Krieg gegen eine uns in ihren ausgezeichneten Eigenschaften bekannte Armee gingen, ebenso aber auch die allgemeine Begeisterung und das erhebende Gefühl, daß alle deutschen Fürsten und Völker eng verbunden für die Ehre des deutschen Vaterlandes eintraten.

Ich erinnere an die ersten Tage banger Erwartung, an die bald folgenden ersten Siegesnachrichten, an Weißenburg, Wörth, Spichern, an die Tage von Metz, an Beaumont und wie endlich dann bei Sedan die Entscheidung in einer unsere kühnsten Hoffnungen und größten Erwartungen weit übertreffenden Weise fiel.

Ich erinnere auch mit wärmsten Dankgefühl an die hochverdienten Männer, welche Euch in jener Ruhmeszeit geführt haben, und Ich erinnere endlich an die schweren, schmerzlich betrauerten Opfer, mit denen wir unsere Siege erkämpften.

Es war eine große Zeit, die wir vor zehn Jahren durchlebt haben; die Erinnerung an sie läßt unser aller Herzen bis zum letztem Atemzuge hoch schlagen, und sie wird noch unsere späteren Nachkommen mit Stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren erfüllen.

Wie in Mir die Gefühle des tiefsten Dankes für des gütigen Gottes Gnade und der höchsten Anerkennung — insbesondere für alle, die in dieser Zeit mit Rat und That hervorgetreten sind — leben, das habe Ich oft ausgesprochen, und Ihr kennt das Herz Eueres Kaisers genug, um zu wissen, daß diese Gefühle in Mir dieselben bleiben werden, so lange Gott Mir das Leben läßt, und daß Mein letzter Gedanke noch ein Segenswunsch für die Armee sein wird.

Möge die Armee aber in dem Bewußtsein des Dankes und der warmen Liebe ihres Kaisers, wie in ihrem gerechten Stolze auf ihre großen Erfolge vor zehn Jahren auch immer dessen eingedenk sein, daß sie nur dann große Erfolge erringen kann, wenn sie ein Musterbild für die Erfüllung aller Anforderungen der Ehre und der Pflicht ist, wenn sie unter allen Umständen sich die strengste Disziplin erhält, wenn der Fleiß in der Vorbildung für den Krieg nie ermüdet, und wenn auch das Geringste nicht mißachtet wird, um der Ausbildung ein festes und sicheres Fundament zu geben.

Mögen diese Meine Worte jederzeit volle Beherzigung finden — auch wenn Ich nicht mehr sein werde — dann wird das deutsche Heer in künftigen Zeiten schweren Ernstes, die Gott noch lange von uns fernhalten möge, jederzeit, so wie vor zehn Jahren, der feste Hort des Vaterlandes sein!

Schloß Babelsberg, den 1. September 1880.

Wilhelm.

Unser Bismarck.

Vortrag, gehalten bei der Bismarckfeier in Ansbach am 31. März 1895 von Professor A. Schleußinger, Premierlieutenant a. D. in Ansbach.

Hochverehrte Anwesende!

Ihr zahlreiches Erscheinen in diesem festlich geschmückten Saale liefert den erfreulichen Beweis, daß Sie alle Freunde und Verehrer

unseres hochverdienten Altreichskanzlers sind. — Dieser Umstand giebt mir den Mut, Ihnen eine anspruchslose, kleine Erinnerung aus dem Feldzuge vorzutragen, die selbstverständlich mit den herrlichen, tiefempfundenen Reden dieses Abends sich nicht vergleichen kann noch will, sondern nur vielleicht dadurch einigermaßen Ihr Interesse erregen möchte, daß sie sich auf den großen Staatsmann bezieht, den wir heute feiern. Seine glühende Vaterlandsliebe, die in gleich hohem Grade seinen hochherzigen König beseelte, und die von einer stattlichen Schar der auserlesensten Mitarbeiter geteilt wurde, wußte er auch dem ganzen Volke, auch dem gemeinen Manne einzuhauchen, und so hat er denn in ganz hervorragender Weise die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones erstreben und bewirken helfen. Was die Edelsten der Nation in heißer Sehnsucht sich gewünscht, was die Dichter in begeisterten Stunden ahnungsvoll gesungen und gepriesen, Kaiser und Reich, das hat er dem deutschen Volke erarbeiten und schaffen wollen, das hat er ihm auch wirklich erstritten und geschenkt. Möge seinem Streben dereinst die Geschichte kommender Jahrhunderte volle Genugthuung widerfahren lassen, möge der Bau, den er entworfen, sich bewähren und dauern, fester stehen als das glänzende, aber auf schwachen Grundpfeilern ruhende staatliche Gebilde unserer Nation, als sie im Mittelalter unter den sächsischen und schwäbischen Kaisern sich nicht zu gering dünkte, den Anspruch auf die Weltherrschaft zu erheben!

Wie sich nun dieser gewaltige Reichsbaumeister in den Köpfen von liebenswürdigen französischen Quartierwirten 1870/71 spiegelte, das möchte ich Ihnen einfach und schlicht nur an zwei charakteristischen Beispielen erzählen.

Unter den mannigfachen Quartieren, die uns der wechselnde Kriegsschauplatz anwies, ist mir besonders eines in guter Erinnerung geblieben: es war in einer Stadt an der Seine bei einem Manne, der sich in Frankreich eines Namens erfreute, Mitglied einer gelehrten Körperschaft, zur Geistesaristokratie des Landes zählend. Zweimal war ich bei ihm einquartiert, das erstemal auf dem Hinmarsch, das zweitemal auf dem Rückmarsch. Beidemale habe ich nur eine einzige Nacht unter seinem gastlichen Dache zugebracht, beidemale in Begleitung einer großen Zahl von Kriegskameraden. Obwohl das Städtchen durch die Unterbringung der Mannschaften augenscheinlich viel zu leiden hatte, verlor der in sehr guten Verhältnissen lebende Besitzer doch nicht den Humor, und er hat uns weder das erste- noch das zweitemal fühlen lassen, daß wir Feinde

waren. Beidemale zog er mich zu Tisch, da er, wie alle Quartiergeber, Wert auf die Anwesenheit eines Deutschen legte, der seine Sprache verstand. Zwischen unserm ersten und zweiten Aufenthalt in dem Städtchen lagen fast 3/4 Jahre, und ich freute mich sehr, als ich den wohl im Gedächtnis behaltenen Namen meines früheren Quartierwirtes auf dem von der Mairie ausgestellten Zettel las. Ich erkannte den Hausherrn sofort wieder und auch bei ihm tauchte die Erinnerung wieder auf, als ich ihn an die Einzelheiten unseres ersten Besuches erinnerte. Ich wurde in das nämliche Speisezimmer geführt, aber den Kreis der Familie fand ich vergrößert: die Frau des Hauses war von Châteaudun glücklich, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten zurückgekehrt. Bald lenkte sich das Gespräch auf Bismarck. Die beim ersten Aufenthalt noch vorherrschende Abneigung gegen das kaiserliche Mißregiment hatte nun einer gewissen Resignation Platz gemacht, und mehr und öfter, als sie es wußten oder wollten, beschäftigten sich die Einwohner mit der Person und den Erfolgen des großen deutschen Staatsmannes. Doch das galt meinem Hausherrn als ein unumstößlicher Satz, uns Bayern werde Bismarck in irgend einer Form unter preußische Botmäßigkeit bringen. Alle Einwendungen dagegen waren umsonst. Er ereiferte sich immer mehr und schlug eine Wette vor. Er schrieb mir auf seine Visitenkarte: „Von heute an in drei Jahren werdet ihr unter preußischem Joche sein“. Nun, meine Herren, diese Prophezeiung ist nicht eingetroffen, wie Ihnen allen bekannt ist. Gerade wir in Bayern wissen recht gut, daß wir durch den Zusammenschluß des Reiches an Ansehen und Gewicht nicht verloren, sondern gewonnen haben. Dieser hochgebildete Mann an der Seine hat also unsern Bismarck entschieden unrichtig beurteilt: deutsche Art, deutsche Gewissenhaftigkeit hat er wie so manche seiner Landsleute nicht verstanden, er vergaß in Bismarcks Charakter einen Hauptzug, die deutsche Treue!

Von einem andern Tag will ich erzählen, den 7. März 1871, wo die Kaiserparade bei Villiers stattfand, unweit von Noisy le Grand an der Marne. Wir waren damals nicht mehr in dem schönen Gelände östlich von Paris mit seinen lachenden Gärten einquartiert, in welchem wir nach der Kapitulation, nachdem wir verschiedene Wochen in erster oder zweiter Linie gestanden, zu unserer großen Freude einmal auf acht Tage untergebracht gewesen waren, sondern unsere Abteilung lag wieder ganz vorne am Gürtel der Forts und Redouten. Als wir nun nach der Parade wieder in unser Quartier einrückten, erzählte uns einer der

inzwischen auf Wache zurückgebliebenen Kameraden, er habe den Hausherrn aus X. gesprochen, einen der wenigen vernünftig und ruhig denkenden Einwohner, die damals bei dem Einrücken der Deutschen in dem Orte ausgehalten hatten. Es war das ein Partikulier, der sein Schäfchen im Trockenen hatte und nun mit einer gewissen Sicherheit die Ereignisse an sich herantreten ließ. Er spielte den eingefleischten Republikaner und machte aus seiner Gesinnung kein Hehl. Man sah ihn stets mit dem Hute auf dem Kopf, im Garten wie im Haus; nie haben wir ihn anders beobachtet. Gegen uns war er freundlich, aber stets mit einer gewissen Zurückhaltung. Am meisten machte uns Spaß sein militärischer Gruß durch Anlegen der Hand an den Hutrand. Als es nun bekannt wurde, daß der Kaiser mit seinen Paladinen bei Villiers die Parade abnehmen werde, da bekam unser früherer Wirt auch Lust, die Herren zu sehen, und damit sie ihm nicht entgehen könnten, stellte er sich unweit unserer Behausung an einer Straßenbiegung auf, wo der Kaiser mit seinem Gefolge unter allen Umständen vorbeikommen mußte. Dort erspähte ihn unser Gewährsmann und fragte ihn, was ihn denn so weit von seinem Heimatsort des Weges daherführe. Da berichtete er denn, daß er den Kaiser und Bismarck und zwar aus ziemlicher Nähe gesehen habe. Wenn Napoleon öffentlich erschienen sei, habe er es vermieden, ihn zu sehen, weil es gegen seine republikanischen Grundsätze verstoßen haben würde, ihm die vorschriftsmäßige Ehrenbezeigung zu machen. Aber diesem König und diesem Staatsmann — Moltke hat er übersehen, obwohl er auch dabei war — trotzdem er als Franzose sie nicht ins Herz geschlossen, habe er unwillkürlich durch Abnehmen seiner Kopfbedeckung seine Achtung beweisen müssen. Er bedauere nur, daß er keinen solchen Landsmann habe. Neben der stillen Größe des Kaisers habe er immer die achtunggebietende Miene Bismarcks betrachten müssen, bis sie beide vorüber waren. — Bismarcks mächtige Persönlichkeit hat es ihm angethan, seine eiserne Willenskraft, die sich in seinen Zügen spiegelte, seine geniale Staatskunst, die auch dem grollenden Gegner imponierte!

Meine Herren! Ich bin am Ende. Ich will aus dem Gesagten keinen weiteren Schluß ziehen als den, der sich von selbst ergiebt. Wahrlich, es muß ein großartiger Charakter sein, den sogar der Besiegte, wenn auch widerwillig, anerkennt! — Wir Deutsche aber, die wir Bismarck mit Stolz den Unsern nennen, wir wollen dem größten, treuesten Sohne unseres Vaterlandes unentwegt dankbare Verehrung

zollen, so lange wir leben, wir wollen stets eintreten nach seinem Muster, so viel an uns liegt, für Kaiser und Reich, denen er seit einem Menschenalter jeden Atemzug geweiht! Dann dürfen wir gewiß sein, daß wir in seinem Sinne handeln, und wenn wir unsere Pflichten gegen das engere und weitere Vaterland mit allen unseren Kräften erfüllen, dann dürfen wir auch getrost in die Zukunft blicken, oder wie ein Dichter unserer Tage von ihm singt:

„Sind wir ihm im Deutschtum gleich,
Kommt die goldne Zeit fürs Reich!" —

Kaiser und Reich unauflöslich mit dem deutschen Namen zu verbinden, das war der Wunsch, das ist das Werk seines Lebens! —

Meine Herren! Lassen Sie uns die Pokale erheben und einstimmen in den Ruf: Kaiser und Reich! Das sei auch für uns der Leitstern unseres Strebens, Kaiser und Reich, wir wollen sie halten allezeit Hoch! Hoch! Hoch!

Das Militär=Verordnungsblatt Nr. 21 vom 11. Juni 1895 publiziert in einer mit Eichenlaub verzierten Festausgabe folgenden

Armeebefehl.

Im Namen Seiner Majestät des Königs.

Zum fünfundzwanzigsten Male kehren die Gedenktage des großen Krieges wieder, an dessen opfervollen Kämpfen die Armee, Schulter an Schulter mit den Truppen der übrigen deutschen Heeres=Kontingente, ruhmvollen Anteil genommen hat.

Erneut zolle Ich bei diesem Anlasse Dank und Anerkennung der Armee, welche in altbewährter Tapferkeit, Hingebung und Pflichttreue ihre Fahne mit unvergänglichem Lorbeer geschmückt hat.

Ehrendes Gedenken widme Ich denen, welche den Heldentod für das Vaterland gestorben sind.

Ich wünsche, daß durch die Armee, als berufene Trägerin der Überlieferungen jener großen Zeit, das Gedächtnis hieran auch in den künftigen Geschlechtern stets lebendig erhalten werde und daß die Truppen gelegentlich der kommenden Gedenktage ihren Sieges=Erinnerungen durch ein wahrnehmbares Zeichen Ausdruck geben.

Ich verfüge deshalb — in Übereinstimmung mit den von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser und König von Preußen getroffenen Anordnungen — daß, so oft in der Zeit vom 16. Juli dieses Jahres bis zum 10. Mai des kommenden Jahres die Fahnen entfaltet werden, sämtliche Fahnen und Standarten, welchen für die Teilnahme an dem Kriege 1870/71 eine Auszeichnung verliehen worden ist, mit Eichenlaub — und die ersten Geschütze derjenigen Batterien, welche in ihm gefochten haben, mit Eichenkränzen geschmückt werden.

Luitpold, Prinz von Bayern,

des Königreichs Bayern Verweser.

Frhr. v. Asch.

Dank an alle Mitarbeiter!

Mein Tagwerk ist gethan! Das Buch ist vollendet. Möge es alle alten Kameraden von 1870/71 freundlich grüßen!

Allen Mitarbeitern sage ich am Schlusse nochmals herzlichsten Dank für ihre gütigen Einsendungen, welche es mir ermöglichten, dieses wohl einzig in seiner Art dastehende Werk herauszugeben.

Wir, die Erzähler in dem Buche, sind gleichsam noch einmal in der Erinnerung miteinander gewandelt — Hand in Hand — durch die französischen Gauen, über die vielen Schlachtfelder, wo wir gemeinsam kämpften und siegten, und einer hat dem andern während dieser Wanderung seine Erlebnisse und Schicksale mitgeteilt.

Die Erinnerung an die Gefahren und Kämpfe, die wir deutschen Soldaten aus Nord und Süd, Schulter an Schulter, in treuer Waffenbrüderschaft miteinander bestanden, wird fortleben in unseren Herzen, bis diese dereinst nicht mehr schlagen und — auch dann noch wird unserer und jener großen Zeit gedacht werden im deutschen Volke.

Wir sind gemeinsam miteinander gewandert und nun — am Ziele angelangt, wo unsere Wege wieder auseinander gehen, drücke ich allen Mitkämpfern im großen Kriege, und meinen Mitarbeitern noch einmal — im Geiste — herzlich die Hand; noch einmal schaue ich ihnen ins Auge und sage dann nach Wanderbrauch:

Behüt' euch Gott!

und denket auch — manchmal des Fahrtgenossen!

Würzburg, August 1895.

Heinrich von Selbitz.

[illegible]